Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:

Ottokar Stauf von der March.

Wien.

Im Verlage der „Neuen Bahnen".

1901.

40
A.C 7612

An unsere Freunde!

Mit diesem Hefte beginnen die **„Neuen Bahnen"** das **zweite Jahr** ihres Bestehens.

Bescheiden, ohne Tamtamgerassel, fern von allen Versprechungen, so wie wir in die Oeffentlichkeit getreten sind, wollen und werden wir auch mit Hilfe unserer von Tag zu Tag sich mehrenden Freunde und Gesinnungsgenossen die **„Neuen Bahnen"** in der gleichen Richtung weiterführen und ebenso ausdauernd als entschlossen dem vorgesteckten Ziele zustreben: das auf **nationaler Grundlage fußende, nach jeglicher Seite hin unabhängige, radikale Blatt** auszubauen und so eine starke Veste für alle **freien, muthigen Geister** zu schaffen, den Redlichen zu Nutz, den Gegnern zu Trutz!

Zahlreiche schmeichelhafter Anerkennungen von Seite bedeutender Autoren, begeisterte Zuschriften aus dem Publikum und nicht zuletzt **eine Reihe von glänzenden Besprechungen** in völlig unbeeinflußten Zeitungen beweisen uns, **daß das Bestehen eines Blattes, wie wir es wollen, eine Nothwendigkeit ist.**

Wir unterschätzen keineswegs die Schwierigkeiten, die sich unserem Werke allenthalben entgegenstellen, und obgleich von den sogenannten „führenden Organen" geflissentlich totgeschwiegen, wird uns nichts in der Welt beirren, auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu schreiten und durch den Inhalt des Blattes den Beweis zu erbringen, daß wir das Gute nicht nur wollen, sondern auch bieten können.

Wir werden an der **inneren, wie äußeren Ausgestaltung der „Neuen Bahnen"** unermüdlich fortarbeiten, und dürfen wohl voraussetzen, daß **unsere Freunde und Gesinnungsgenossen auch fernerhin für die Verbreitung unseres Unternehmens eintreten werden.** Auf diese Weise zumal werden wir am ehesten in den Stand gesetzt sein, die **„Neuen Bahnen"** für die Bewältigung ihrer großen Aufgabe zu kräftigen und zu stählen.

Wir ersuchen demnach um gefl. Begleichung des Rückstandes, bezw. um Einsendung des Bezugspreises für das erste Viertel im Betrage von 3 K = 3 M. = 4 Frcs. und nehmen zugleich Veranlassung, um Mittheilung von Adressen solcher Persönlichkeiten zu bitten, welche Antheil an unserem Werke nehmen, damit wir an diese kostenfreie Probehefte versenden können. Auch sind wir gerne bereit, unseren Freunden Probehefte behufs Vertheilung und Anempfehlung in ihren Kreisen zur Verfügung zu stellen.

Die Schriftleitung und Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

Wien, VIII/1., Wickenburggasse 5.

Ex
Bibloth. Regia
Berolinensi.

Inhalts-Verzeichnis.

(Jänner—Dezember 1901.)

„Neue Bahnen" 1

Bildnisse.

	Seite
Hans Benzmann	613
Ada Christen	336
Grabbe	629
Marie Eugenie delle Grazie	574
Josef Hafner	140
Karl Maria Heidt	214
Hans Michel Moscherosch	148
Marie von Najmájer	671
Friedrich Werner v. Oestéren	438
Adolf Pichler	14
Theodor Graf Salburg-Falkenstein	462
Emil Uellenberg	397
Arthur v. Wallpach	358
Hans Weber-Lutkow	281
Oskar Weilhart	140
Ernst Ziel	502
Die Böcklin-Denkmünze	116
Das Schloß des Tiberius auf Capri	579

Lyrische und epische Gedichte.

	Seite
Fried. Adler,	
Hic Rhodus, hic Salta	9
Mohammed	401
Joaquin Maria Bartrina	490
Volker zu Alzey,	
Ohm Pauls Abschied	520
Hans Benzmann,	
Kosmische Wanderung	613
Der Streit um die Seele	613
Karl Bleibtreu,	
Le Revenant	595
Giosuè Carducci,	
Satanas	359
Ada Christen,	
Weihnacht in Venedig	336
Noth	336
Am Teich	336
Haltlos	336
Christbaum	337
Michael Georg Conrad,	
Zu Wilhelm Raabe's Siebzigstem	485
Felix Dahn,	
Die Alten und die Jungen	102
Eine alte Ballade	163
Bei Bechlarn	508
Hanz Heinz Ewers,	
Des Rabbi Kuh	230
Marie Eugenie delle Grazie,	
Begegnung	574
Pompeji	576
Tiberius	577
Martin Greif,	
Der neue Alexander	45
Petöfi	330
Roland Hammer,	
Baron Ochsenlende	242
Ein Denkmal für England	352
Karl Maria Heidt,	
Das Schreiberlein	13
Unfruchtbar	80
Waldfrieden	185
Christmette	214
Zum 5. Hochzeitstage	214
Karl Henckell,	
Inschriften	67, 323
Erscheinung	535
Karl Henning,	
Wellenspiel	287
Ella Hruschka,	
Natur	150
Karl M. Klob,	
Winternacht im Dorfe	679
Detlev Freih. v. Liliencron,	
Waldschnepfenjagd	496

Seite

Adam Mickiewicz,
Zarenlied 217
Der Zar 279

Albert Möser,
Ein Titan 627

Marie von Najmájer,
Stoßseufzer 213
Ein Gespräch 561
Stromaufwärts 659
Sonnenhymne 670
Von oben 671
Epilog 672

Karl Graf Oberndorff,
Träume 430

Friedrich Werner van Oeftéren,
Meerpflicht 237
Der Schutz des Volkes . . . 302
Valutaregulirung 342
Das Gelübde 385
Für alle Schichten 420
Schnepfenstrich 519
König 643

Arnold Ott,
Der Schmied 134

Fritz Pichler,
Je länger ich die Welt beschau' . 69

Kurt Piper,
Künstlerblut 455

Karl Pröll,
Neugeboren 545

Alberta von Puttkammer,
Gang im Nebel 166

Anton Renk,
Ricordo d'Italia 117
Giardini 460

Hermann Rollett,
Aufwärts 36
Wetterleuchten 325
Göttin Schönheit 667

Benno Rüttenauer,
Der Philosoph und das Rhinozeros 30
Die Allianz der Ratten und der Mäuse 366
Moses 630

Theodor Graf Salburg-Falkenstein,
Mahnung 462
Von der Höhe 462
Meditation 462

Josef Schmid-Braunfels,
Donaufahrt 227
Abendzauber 499

Gustav Schüler,
Sonntagslied 540

Simplicius Simplicissimus,
Panama 32
Wahltaktik 64

Seite

Cave Idus! 160
Finis Poloniae? 321
Dichter und Fürsten 417

Hjalmar Sjöderberg,
Abendwanderung 47

Ottokar Stauf von der March,
Kulturkampf 41
Junizauber 275
Abenteuer im Epirus 430, 466, 515, 549

Maurice von Stern,
Traumschloß 451
Waldseebild 605
Die Enterbten 675

Josef Stibitz,
Losung 74
Bauernbegräbnis 531
Mein Haus — meine Burg . . 662

Fr. Törnsee
Mimicry (?) 609

Irma von Troll-Borostyáni,
Die Poesie spricht 6

Emil Uellenberg,
Am Baum der Erkenntnis . . 108
Pflicht 202
Neapel 387
Am Tage 397
Grund zu leben 397
Kampfeslust 397
Letzte Fahrt 398
Dem modernen Pharisäer . . . 499
Die Adresse 612

Erna Viereck,
Lustloses Blüh'n 424
Meine Rose 565

Jaroslav Vrchlický,
Giotto und die Seele 113
Duo 602

Christian Wagner,
Ein deutscher Waldkönig . . . 294

Arthur von Wallpach,
Zur christlichen Jahrhundertswende 80
Heimkehr 355
Sehnsucht 358
Mannesglück 461

Oskar Weilhart,
Wanderlied 47

Bodo Wildberg,
Sphinx 337
Der Grund. — Herbst 630

J. L. Windholz,
Nächtlicher Gang 147

Franz Wolff,
Mahnung 180

Ernst Ziel,
Die Genien 197

Sinnsprüche.

Seite

Felix Dahn,
Schwere Wahl. — Der Imker Gutenberg 634
Germanus Senex,
Momentbilder 63
Zeitglossen 129
Streiflichter 225
Notizen zum Weltkalender . . . 250
Roland Hammer,
Auf das Grab des Windischgrätz . 161
Merkspruch 294
Randglossen 366
Othmar Kleinschmied,
Zahme Satiren 273

Seite

Hans Michel Moscherosch,
Merksprüche . . . 302, 389, 548
Osmanus,
Türkisches 481
Ernst von Rauscher,
Sinngedichte 78
Alexander Sutsos,
Preßfreiheit 420
Emil Uellenberg,
Spruch 240
Arthur von Wallpach,
Stachelreime 597
Ernst Ziel,
Moderne Xenien 505

Litterarische Studien und Skizzen.

Seite

Volker zu Alzey,
Hans Michel Moscherosch 148
Die wahre Schmach des Jahrhunderts 295, 338, 367
Schiller und die Burgtheaterzensur 639
Marzell Arpad,
Niedersächsische Litteraturbestrebungen 463
Ernst Bark,
Spanischer Modernismus 16
Hans Benzmann,
Otto Julius Bierbaums Lyrik . 425
Bürgers Bedeutung für die klassische und moderne Ballade . . 672
Leo Berg,
Verismus 37
Karl Bleibtreu,
Ueber die Heinefrage 546
Grabbe 628
Georg Buch,
Die Lyrik unserer Tage 287
Roland Hammer,
Der Verfall der deutschen Schaubühne 452, 506, 551, 566, 603, 631

Seite

Tim Klein,
Tragik und Moral 460
Kurt Piper,
Detlev von Liliencron 331
Heinrich Pudor,
Philologisches Kunststudium . . . 486
Wolfgang Rick,
Kunst und Handwerk 79
Josef Schmid-Brannfels,
Marie von Najmájer 667
Ottokar Stauf von der March,
Gyp 10
„Jugend" 81
Viktor Hugo 102, 390
Armand Silvestre 180
M. E. delle Grazie 580
Emil Uellenberg,
Ernst Ziel 500
Bodo Wildberg,
Die Kunst der Schwachen . . . 195
Manfred Wittich,
Arnold Böcklin 113
Ein Umwerther aller Werthe . . 198
Ein revolutionärer Reaktionär . . 231

Politisches und Soziales.

Seite

Harald Arjuna,
Die Zukunft der Niederlande . . 388
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz
Was ist Heldenthum? 324
Michael Georg Conrad,
Vom Nationalbewußtsein 596
Von der deutschen Ehre 660
Ego,
Sparverein Wetschl, Wlassak & Cie. 35

Seite

Konrad Ettel,
Ein Wort zur Rechtspflege . . . 131
Ludwig Fuld,
Die feministischen Erfolge in Frankreich 356
Roland Hammer,
Sozial-Aristokratie 99
Antonie Heidsieck,
Transvaal 248

Hans Kufahl, Seite
Das Ende der deutschen Flotte . 290
Die „richterliche" Prüfung . . . 532
Heinrich Pudor.
Die Beamtenvergötterung in Deutschland 228
Josef Schmid-Braunfels,
Transvaal und China 4
Von Gottes Gnaden 164
Mathieu Schwann,
Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur 535, 570
Scipio Sighele,
Persönliche und politische Moral . 74
Theodor v. Sosnosky,
Der Fall Schnitzler 508
Moriz Steinhardt,
Der Bazillus 564

Josef Stibitz, Seite
Die Jugendschriftenfrage und die deutsch-österreichische Jugendschriftenlitteratur 421
Rudolf Stürzer,
Humanitas 68
Tell,
Die Studentenverfolgungen in Rußland 276
Irma von Troll-Borostyáni,
Geistesüberbürdung 42
Erziehungsziele . . . 598, 635, 663
Ernst Ziel,
Von Heute 502
Emil Zola,
Der „Opportunismus Leo XIII." 109

Beschauliches.

Leo Berg, Seite
Zur Kunst und Aesthetik . 128, 247
Ernst v. Rauscher,
Eine Parabel 246

Heinr. v. Schullern, Seite
Das absolute Ende 241
Mathieu Schwann,
Tod und Liebe 167

Novellen, Feuilletons, Plaudereien etc.

G. A. Becquer, Seite
Der Mondstrahl 134
H. B.
Sehnsucht 194
Leo Berg,
Die Statistik beweist 352
G. Christaller,
Ein rother Schwarzer 541
Konrad Ettel,
Der Streit der Banknoten . . . 30
Faust,
Als der Großvater die Großmutter nahm 362, 398
Kurt Grottewitz,
Machtverhältnisse 70
V. M.
Eine moderne Schwiegermutter . 62
Das Feuilleton 96
Multatuli,
Autorität 528
Frederik Nycander,
Der junge Enterich 271
Friedrich Werner v. Oesterein,
Das Ende von Kareuth . 433, 456
Nur ein Misgriff 676
Oskar Panizza,
Der Goldregen 491

Karl Pröll, Seite
In kürzeren Tagen 6
Benno Rüttenauer,
Das Schwedenspiel 238
Meta v. Salis-Marschlins,
Majorum gloria 39
Theodor von Sosnosky,
Ein Abend im Verein der Friedensfreunde 606
Ottokar Stauf von der March,
Supplent Dorn 326
Moriz Steinhardt,
Der Fluch des Mystikax . . . 415
Irma v. Troll-Borostyáni,
Ein Erfolg 193
Emil Uellenberg,
Der Fallschirmabsturz 656
Hans Weber-Lutkow,
Die Begegnung 46
Taras 281
Der Handschuhmacher 518
Manfred Wittich,
Das Goethebonbon 479

Dramatisches.

Seite

Josef Hafner und Oskar Weilhart, Politik 140, 173, 203

Seite

G. E. Christaller, Zwischen Altem und Neuem (als Beilage)

Aus dem Wiener Kunstleben.

Seite

Wiener Volksoper (v. Hans Czermak) 185

Ermete Novelli (v. Jos. Schmid-Braunfels) 251

Seite

Das Gastspiel des Deutschen Theaters (v. Stauf) 343

Die Miniaturenausstellung in der Hofbibliothek (v. O. Landolt 440

Burgtheater 17, 51, 85, 119, 151, 187, 218, 252, 303, 344, 373, 521, 554, 617, 643, 680.

Hofoper 18, 53, 120, 218, 344, 521, 554, 586, 617, 643, 680.

Deutsches Volkstheater 19, 53, 87, 121, 152, 188, 218, 253, 303, 470, 522, 586, 619, 644, 681.

Raimundtheater 54, 122, 153, 188, 304, 344, 374, 440, 470, 523, 556, 587.

Stadttheater 87, 121, 153, 219, 253, 304, 470, 587, 619, 644, 681.

Josefstädter Theater 55, 220, 255, 523, 556, 588, 645, 682.

Carltheater 374. — Hagen-Bund 122. — Salon Miethke 154, 306, 620, 683.

Künstlerhaus 20, 88, 257, 164, 645. — Sezession 21, 88, 256, 306, 683. — Neue Denkmäler 55. — Salon Pisko 89. — Gewerbemuseum 56, 220, 345.

Vogeler-Ausstellung 345. — Kunstgewerbeverein 154, 345. — Manes-Ausstellung 55.

Berliner Theater (v. Caliban) . 23

Pariser Brief (v. Panizza) . . 48

Baron v. Wolzogens „Ueberbrettl" (v. Nordhausen) . . . 117

Bremer Stadttheater (v. H. Gartelmann) 258, 650

Die Weber in Preßburg . . . 441

Berliner Brief (v. W. Schöller) 583, 620, 647, 684

Bücherschau.

Seite

Das jüngste Deutschland (v. Karl Bleibtreu) . . . 26, 57, 90, 123

Der nachträgliche Schopenhauer (v. Emil Rechert) . . . 189

Neue Lyrik (v. Schmid-Braunfels) 259, 310

Hermann Bahr's „Bildung" . 264

Ein jungösterreichischer Novellist (v. J. Hafner) 307

Lyrische Dichtung und neuere lyrische Dichter (v. Stauf v. d. March) 346

Arthur v. Wallpach (v. J. Schmid-Braunfels) 375

Multatuli, Fürstenschule (v. Manfred Wittich) 376

Seite

Emil Uellenberg (v. J. Schmid-Braunfels) 403

Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie (v. Henri Gartelmann) . . . 404

F. W. v. Oesterens Merlin (v. Emil Uellenberg) 443

Theodor Salburg-Falkenstein (v. Karl M. Klob) 472

H. Kym's Neue Gedichte (v. Meta v. Salis-Marschlin) 496

Susi Wallner (v. Maurice v. Stern) 524

Ein neuer Band Multatuli (v. Manfred Wittich 609

Hanz Benzmann (v. Stefan Zweig) 614

Goethes Leben und Werke (v. M Wittich) 685

Besprechungen.

59, 93, 125, 155, 190, 221, 261, 311, 348, 378, 407, 474, 525, 557, 589, 621, 652, 687.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

(Satirische Randglossen.)

27, 60, 94, 126, 159, 192, 223, 266, 314, 350, 380, 409, 418, 446, 476, 526, 559, 591, 623, 654 und 689.

Tu felix Austria!

33, 65, 97, 130, 161, 194, 225, 273, 321, 353, 386, 418, 449, 482, 529, 562, 593, 626, 658 und 690.

Offener Sprechsaal.

	Seite		Seite
„Ein Wort zur Rechtspflege" . .	215	Herr Hugo Greinz spricht . . .	384
An Herrn Em. v. Bukovics . . .	226	Ein polnischer Kritiker	411
Widmann contra Uellenberg . . .	319	An Herrn Hugo Greinz	413
„Die Kunst der Schwachen" . . .	382	Nochmals Herm. Bahr's Bildung	342, 414

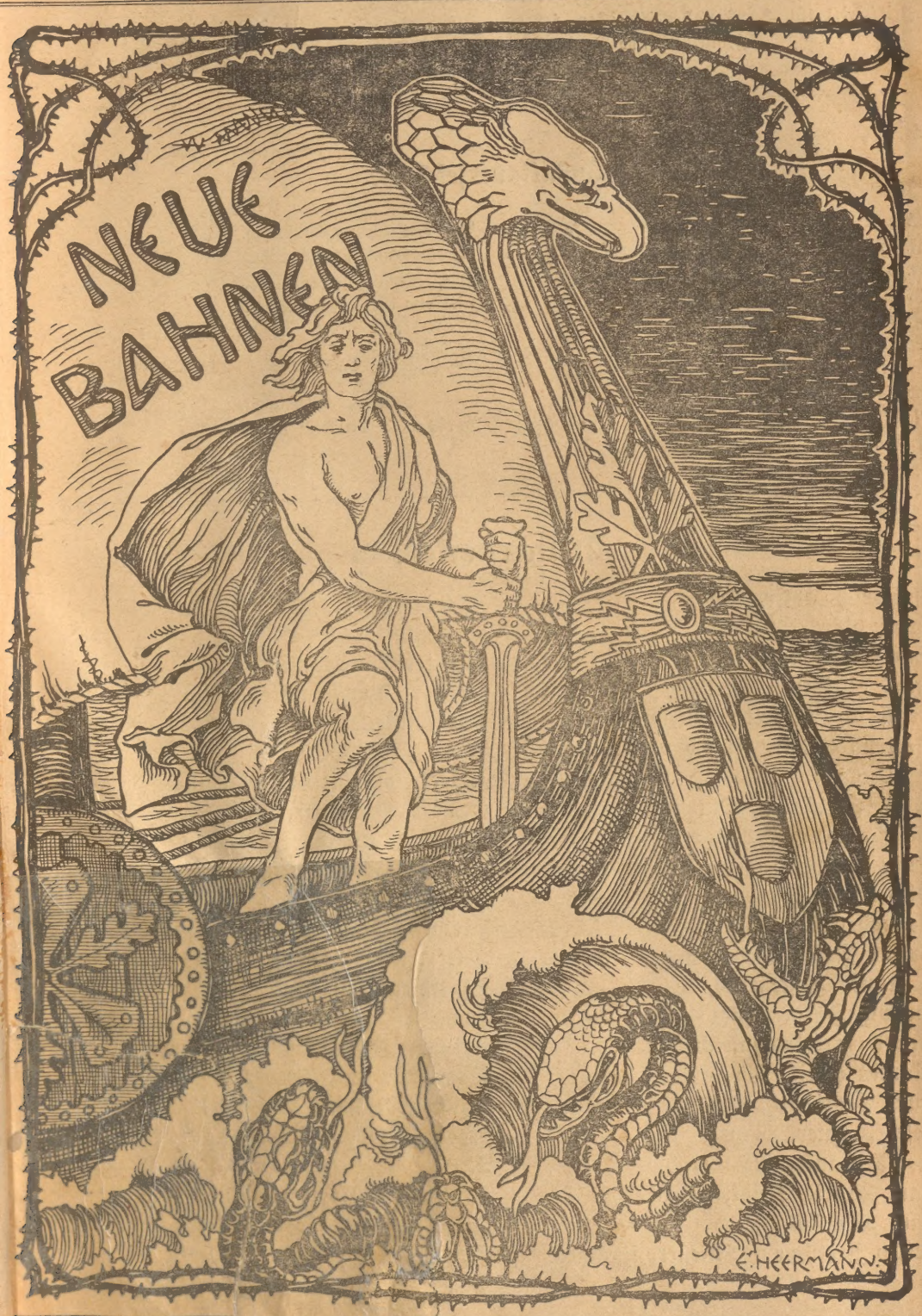
Verschiedenes.

	Seite		Seite
Nachruf (A. Pichler)	15	Erkenntnisse	419, 483, 563
Gedenkblatt (K. M. Heidt) . . .	184	Unsere Einspruchsverhandlung	530, 594

Buchschmuck (Kopfleisten und ein Theil der Vignetten) nach Zeichnungen von Franz Burian.

D 1906. 2581

1. Heft. 1. Januar. Jahrgang 1901.



Schriftleitung und Verwaltung: Wien, VIII/1, Wickenburggasse 16.

„Neue Bahnen".
eitschrift für Kunst und öffentliches Leben. — Herausgeber: Ottokar Stauf von der March.
Schriftleitung und Verwaltung: Wien, VIII, 1. Wickenburggasse 16.
Bezugsbedingungen auf der vierten Umschlagseite.

Inhaltsverzeichnis.

Neue Bahnen".
. Schmid-Braunfels: Transvaal und China.
. v. Troll-Borostyáni: Die Poesie spricht.
. Pröll: In kürzeren Tagen.
. Adler: Hic Rhodus, hic salta.
Stauf v. d. March: Gyp.
. M. Heidt: Das Schreiberlein.
dolf Pichler (Bildnis).
achruf.
. Barck: Spanischer Modernismus.
Aus dem Wiener Kunstleben.
Theater-Rundschau (Berlin).
Bücherschau.
Aus dem Narrenhause der Zeit.
B. Rüttenauer: Der Philosoph und das Rhinoceros.
Feuilleton: Der Streit der Banknoten, v. K. Ettel. — Panama, v. Simplicissimus.
Freidank: Tu felix Austria!

Mitarbeiter.

friedrich Adler, Prag.
rnst Bark, Madrid.
eo Berg, Berlin.
arl Bleibtreu, Berlin.
rnst Brausewetter, Berlin.
ertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
. G. Christaller, Ottenhausen.
A. G. Conrad, München.
elix Dahn, Breslau
tto Ernst, Hamburg.
onrad Ettel, Wien.
ustav Falke, Hamburg.
ohannes Fastenrath, Köln.
udwig Fuld, Mainz.
enri Gartelmann, Bremen.
Martin Greif, München.
urt Grottewitz, Kalkberge.
osef Hafner, Wien.
wald Haufe, Moderno.
arl Maria Heidt, Wien.
arl Henckell, Zürich.
etlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Richard Nordhausen, Berlin
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Matthieu Schwann, Soden.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck
Hans Weber-Luttkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau.
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Wien, 1. Januar 1901.

„Neue Bahnen".

Ein neues Jahrhundert und eine neue Zeitschrift! Schwerlich könnte Etwas besser zusammenpassen.

Neuer Bahnen, neuer Ziele bedarf es ja überall, in der Kunst, wie im öffentlichen Leben, dort und hier wandeln wir auf Wegen, die unfehlbar in's Irre führen, in die Oednis, zu seelischer und leiblicher Verkümmerung, zu geistiger und sittlicher Entartung.

Die große Umwerthung aller bestehenden Werthe, die wir wahrhaft apostolischen Eifers voll betrieben haben, ist eingestandenermaßen nur eine Entwerthung gewesen; anstatt die gangbaren Münzen umzuprägen, wie es die praktische Sozialökonomie fordert, haben wir sie verächtlich in das Kehricht geschleudert und die Welt mit bedruckten Papierfetzen überschwemmt. »Neu! Neu! Modern! Modern!« ward zur allgemeinen Losung und Einer suchte den Anderen an Neuheit und Modernität zu übertrumpfen. Der Frühlingssturm, den die Revolution in der Kunst gegen das Ende der achtziger Jahre befruchtend einherbrausen ließ, er wurde allgemach zum zerstörenden Föhn und der Reigen seiner thatfreudigen Geister zum wahren Hexensabbath, denn an das Fähnlein der Rebellen schloß sich eine kleine Armee von klugen Leuten und Gauklern an, die den Sieg des Realismus witterten und an dessen Feuer ihr Wassersüpplein kochen oder ihren Regenwurm braten wollten. Und sie rechneten gut, ihre Art von Moderne zahlte sich aus. Das spornte sie zu tollem Wettbetrieb, immer moderner, wunderlicher, verblüffender, unverständlicher, verrückter zu werden. Und jeder Tag findet die »Künstler«, ja auch schon das Publicum moderner. Wer heute im tröstlichen Bewußtsein seiner anerkannten Moderne schlafen geht, dem wird morgen beim Frühstück die Kunde, er sei nichts mehr und nichts weniger als ein Taps, ein ganz und gar veralteter Zopf, der die moderne Kunst nicht verstehe.

Aehnlich ist es auch im öffentlichen Leben. Die »Moderne« beschränkt sich hier allerdings nur auf einzelne Stände, so z. B. die Aerzte, welche heute das und jenes mit vollen Backen anpreisen, was sie morgen oder spätestens über-

morgen gründlich verwerfen, dafür aber huldigt man hier dem modernen Wesen um so mehr. Der Politiker, wie der Gelehrte, die Gesellschaft und der Einzelne — sie Alle kleben am Buchstaben, am Wort, an der Form. Und hier reichen sie den Modernen in der Kunst die Hand. Gemüth und Gefühl sind lächerlich geworden, Ideen und Gedanken überflüssig, Thatkraft und Nackensteifheit ein Popanz — der tote Buchstabe, das klingelnde Wort, die hohle Form, der straffe Geldbeutel, sie gelten Alles und der Selbstsucht, der Phrase, der Unnatur baut man Altäre.

Wir haben die alte Welt in Trümmer geschlagen, willens eine neue, schönere aufzurichten, aber es fehlt uns die schöpferische Kraft, ja der Muth hiezu, es mangelt uns das künstlerische Ebenmaaß und eine Seele voll Idealismus. Und so mühen wir uns denn mit leerem Herzen und mit einem von tauben Schlagworten überfüllten Hirn, an Stelle der väterlichen Erbschaft, des kleinen Patricierhauses in schlichten, gefälligen Linien mit Lauben und Erkern, einen schwindlighohen Prachtbau aufzuführen. Wir glauben ein Pantheon zu schaffen, während es doch nur eine nüchterne Zinskaserne wird, in der die Menschheit zusammengepfercht dahinsiecht, oder ein mit babylonisch-assyrischen Fresken überladenes Bierhaus, das einem Narrenhause ähnlich sieht, wenn nicht gar ein Asyl für die »Blitzableiter« der öffentlichen Moral, die just in diesen gesegneten Zeiten in so herrlichem Flore steht.

Wir haben kein Ziel und wir kennen kein Maaß. Und so stehen wir denn, im bacchantischen Reigen fortwirbelnd, wie inmitten eines Urwaldes, rathlos und muthlos. Aus dem Gestrüpp und Gewirr, das einen tückischen Morast bedeckt, aus dem hirnverwirrenden Chaos sich Bahn zu schaffen, ja: zu hauen, herauszubrechen, alle Hindernisse niederzutreten und furchtlos vorwärts zu dringen dahin, wo die Sonne der echten Kunst über die Berge loht: — das ist die Aufgabe, welche der geistigen Führer und Vorkämpfer im neuen Jahrhundert harrt. Das sind die »Neuen Bahnen«, die wir betreten müssen, wenn es uns mit dem Fortschritte der Menschheit wirklich Ernst ist.

Um uns zu einer mächtigen Phalanx zusammenzuschaaren, dazu bedarf es der Sammelplätze, und solch ein Sammelplatz will und soll auch dieses Blatt sein, ein Sammelplatz aller freien, unabhängigen Geister, welche den Starkmuth haben, gegen die allgemeine Verelendung und Versumpfung auf allen Gebieten unter die Waffen zu treten und ihre Ueberzeugung in ehrlicher Weise zu verfechten. Furchtlos nach Oben wie nach Unten, radikal nach Rechts wie nach Links, wird es allzeit seinen eigenen Weg wandeln, als Herold der echten großen Kunst, als Anwalt der Unterdrückten und Zertretenen. Weder auf ein litterarisches noch auf ein politisches Parteiprogramm eingeschworen, wird es vollkommen unbefangen und vorurtheilsfrei an die Erscheinungen in der Kunst und im öffentlichen Leben den Maaßstab strenger, aber allwärts gerechter und so weit dies überhaupt möglich ist: auch objektiver Kritik anlegen. Der oberste Grundsatz, dem es huldigen wird, ist: Mittel und Wege zu finden, die zur Gesundung der Kunst und des öffentlichen Lebens führen.

Darum wird und muß es den entschiedenen, rücksichtslosen Kampf aufnehmen gegen den toten Buchstaben, das klingelnde Wort, die tote Form, die Dekadenz, die Klique und Klaque, das Protzthum, die Bedientenseligkeit und Ausbeutung, kurz gegen alles Kranke, Unsittliche und Niederträchtige in jedweder Form, auf jedem Gebiete, in jeglicher Partei! Und mit allen Wehren, welche die Rüstkammer des Geistes bietet, wollen wir fröhlich in's Feld zieh'n: mit Ernst und Spott, mit Witz und Satire, mit Ironie und flammender Entrüstung, und Jeder ist willkommen, der Kraft und Muth in sich fühlt, an unserem nationalen Werke mitzuschaffen.

Ja! an unserem nationalen Werke! Denn unser Ausgangspunkt und unser Ziel muß die nationale Kunst, das nationale Leben sein. Jede Kunst, die den Namen Kunst verdient, ist spezifisch national und jedes öffentliche Leben, dessen Aeußerungen Kraft und Größe bekunden, hat einen nationalen Inhalt. Homer, Dante, Cervantes, Shakespeare, Hugo, Dürer, Goethe und Wagner sind weithin leuchtende Zierden der Menschheit geworden, eben weil sie spezifisch national waren und fest in ihrem Volksthum wurzelten. Und wo hat sich das Leben zu herrlicherer Blüthe entfaltet, als im nationalen Hellas? Sobald die Kunst waschlappig-international wird, geht sie dem Verfalle entgegen, und das Gemeinwesen, das sich vom Volksthum loslöst, zermorscht im Sturmes-Odem der Zeit. Wir wollen darum das deutsche Wesen, die deutsche Artung in Kunst und Leben hegen und pflegen, wahren und fördern, so weit es in unseren Kräften steht. Das vor Allem heißt der Zeit und seinem Volke dienen, zur Entwicklung der Menschheit beitragen und wahre Kultur verbreiten.

Wir sind aber — dies zu sagen ist nothwendig! — durchaus nicht Chauvinisten oder Zeloten. »Deutsch sein, heißt gerecht sein« — an diesem Grundsatze werden wir unverbrüchlich auch festhalten, im hitzigsten Kampfe gegen jene, die anderen nationalen Fahnen folgen, und wir glauben zuversichtlich, dadurch den deutschen Namen in keiner Weise zu entehren.

Und so seien denn die Schranken geöffnet zum frischfröhlichen Kampfe wider Alles, was dem Verderb, der Charakterlosigkeit, dem Lakaienthum und der Entartung in Kunst und Leben, Dichtung und Kritik, Politik und Volkswirthschaft Vorschub leistet —:

»Siegreich walte das Gute!«

Transvaal und China.

Von Josef Schmid-Braunfels. (Wien.)

Die Tragödie des Burenvolkes geht zu Ende. An dieser Thatsache ändern die zahlreichen Schlappen nichts, welche die Khaki-Leute im Guerillakriege schier täglich erleiden. Auch an eine internationale Intervention ist nicht zu denken, denn eingedenk des schönen Sprichwortes, daß eine Krähe der anderen kein Auge aushackt, werden die braven „Mächte" ruhig zusehen, wie John Bull das Goldland Südafrikas in den bewußten großen Schnappsack steckt, und die Welt wird um zwei republikanische Gemeinwesen tüchtigster Art ärmer sein.

Die englische und englandfreundliche Presse hat zu wiederholten Malen behauptet, daß dieser Krieg geführt werden mußte im Interesse des Fortschritts, der Kultur und um das Ansehen des britischen Weltreiches in Südafrika aufrecht zu erhalten. Aber das glaubt heutzutage selbst der „dumme Kerl von Wien" nicht mehr, was übergenug besagt. Die verwüsteten Felder, die niedergebrannten Farmen und alles Unheil, das die jeder Civilisation und Menschlichkeit hohnsprechende Kriegsführung der Engländer über das Land und Volk der Buren gebracht hat, geben Zeugnis davon, welcher Art die Kulturarbeit ist, die bisher von Her Majestys Söldlingen in Südafrika geleistet wurde. Lediglich um idealer Forderungen willen, wie es Fortschritt und Kultur sind, führt man heutzutage keine Kriege mehr, und am allerwenigsten unternimmt dergleichen das von materieller Denkart völlig befangene Krämervolk des europäischen Inselreiches. Neben dem zwischen Engländern und Holländern seit jeher bestandenen Antagonismus hatten sich in den letzten Jahrzehnten tiefgehende politische und wirthschaftliche Gegensätze ausgebildet, und diese waren es, welche den Kampf zwischen dem kleinen Bauernvolke und dem mächtigen Großbritanien zur unausbleiblichen Nothwendigkeit machten.

Mit dem Uebergange der ehemals niederländischen Kapkolonie an die Engländer im Jahre 1813, wurde bereits die erste Phase jener geschichtlichen Entwickelung eingeleitet, welche nunmehr in diesem blutigen Kriege ihren vorläufigen Abschluß findet. Als die Engländer im Jahre 1838 die Sklaverei aufhoben und dadurch die ackerbautreibenden Buren schwer schädigten, ohne ihnen dafür einen genügenden Ersatz zu bieten, wurden die nationalen Gegensätze noch durch wirthschaftliche verschärft und ein großer Theil der Kapholländer wanderte aus, um jenseits des Oranje und Vaal und im nördlichen Natal eine neue Heimath zu suchen. Kaum war ihnen dies nach Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten und in beständigen Kämpfen mit den Eingeborenen gelungen, als die Engländer auch schon auf das besetzte Gebiet Ansprüche erhoben. Infolgedessen kam es zum Kriege, welcher mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der beiden Burenrepubliken im Jahre 1853 und 1854 endete.

So lebte das trotzige germanische Bauerngeschlecht auf seinen Herrensitzen im steten Kampfe mit Eingeborenen und wilden Thieren, als plötzlich die Entdeckung der Diamantfelder im Oranje-Freistaat und der Goldfelder in Transvaal eine große wirthschaftliche Umwälzung herbeiführten. Ein Strom von Auswanderern und Abenteurern ergoß sich über das Land, Städte wuchsen wie Pilze aus der Erde und neben der ländlichen Kultur der Buren erstand eine neue Macht, welche sich von Jahr zu Jahr vergrößerte und ihren Einfluß in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht geltend zu machen versuchte. Das mobile Kapital hatte in den beiden Republiken ein neues Objekt der Ausbeutung gefunden, jedoch die staatliche Unabhängigkeit und das darauf gegründete Naturalwirthschaftssystem der Buren stand den Bestrebungen des Geldsackes hindernd im Wege. Zielbewußt arbeitete daher das Kapital mit Cecil Rhodes an der Spitze auf die Vernichtung der beiden republikanischen Gemeinwesen hin. Durch den Fluch des Goldes einmal in den Strudel der kapitalistischen Wirthschaftspolitik hineingezogen, gab es keinen anderen Ausweg als Anpassung oder Untergang. Das nach Freiheit dürstende Burenvolk hat in antikem Heldenthum das letztere gewählt; sein Heldenkampf und sein Untergang ist nicht nur eine erschütternde Tragödie, sondern auch das nothwendige Ergebnis einer weltgeschichtlichen Entwickelung.

Der Umstand, daß der südafrikanische Krieg eine unvermeidliche geschichtliche Nothwendigkeit war, kann freilich niemals die verruchte Art und Weise entschuldigen, wie die Engländer denselben heraufbeschworen und geführt haben. Zunächst mußte die Wahlrechtsfrage der Uitlanders herhalten, um künstlich einen Konflikt zu schaffen; und als man Transvaal durch große Truppenansammlungen an der Grenze zu dem bekannten Ultimatum, das einer Kriegserklärung gleichkam, gepreßt hatte, schob man nach Pharisäerart die Schuld auf die schuldlosen Buren. Hätte sich die englische Presse nur mit der Verbreitung derartiger Lügenmärchen befaßt, so könnte man das noch begreiflich finden, daß aber selbst englische Staatsmänner die freche Stirn hatten, officiell zu erklären, der Krieg sei ihnen aufgezwungen worden, ist wohl der Gipfelpunkt diplomatischer Schamlosigkeit und Verlogenheit.

Das Vorgehen der Engländer hat nur wenige Beispiele in der Weltgeschichte und ein solches ist die Eroberung des „Sonnenreiches" von Peru durch Franz Pizarro. Wie dieser Bluthund des nun glücklich verkrachten Pfaffenstaates Spanien unter dem Zeichen des Gekreuzigten das Goldland Südamerikas durch Anwendung der grausamsten und unchristlichsten Mittel eroberte und die hohe Kultur des Inkareiches vernichtete, ebenso hat der Kapitalistenstaat par excellence das geheiligte Banner der Kultur und des Fortschritts misbraucht, indem er jedes menschliche Recht brutal mit Füßen trat und ein freies Volk mit den schändlichsten Mitteln, die die moderne Kriegsführung bietet, zu Boden warf.

Die Theilnahme für die Buren, der aufflammende Haß gegen England gab hinlänglich Zeugnis davon, daß in den Herzen der großen Kulturvölker Europas und Amerikas der Sinn für das Erhabene noch nicht ganz erloschen ist. Alle fühlten es, daß hier ein Idol der Menschheit, für welches schon Ströme edlen Blutes vergossen worden sind, daß das hehrste Gut eines Volkes: die Freiheit von bübischer Hand angetastet und in Trümmer geschlagen wurde. Hätten sie ihrem Empfinden folgen können, sie wären den Henkern, welche die Unverschämtheit haben, sich selbst Kulturträger zu nennen, in den erhobenen Arm gefallen. Aber die Völker haben nichts zu reden im Rathe der „Mächte". Das Kapital vielmehr beherrscht die Großmächte Europas und Amerikas und diese beherrschen die Erde. Die imperialistische Weltpolitik dieser Staaten ist eine nothwendige Folge dieser Kapitalsherrschaft, weil nur dann unsere industrielle und handelspolitische Entwickelung in aufsteigender Linie erhalten und in ihren kapitalistischen Grundlagen befestigt werden kann, wenn immer neue Völker und Länder in den Kreis der Weltwirthschaft einbezogen werden. Daß die Buren ihre nationale Eigenart und ihre Freiheit nur gegen diese natürliche und unaufhaltsame Entwickelung behaupten konnten, war ihr tragisches Schicksal. Und deshalb müssen sie untergehen wie die Helden der griechischen Tragödie, nicht durch eigene Schuld, sondern als Opfer einer höheren Macht, die dem Fatum gleich über der Weltgeschichte waltet.

England macht Schule. Seine Konkurrenten in der Weltpotitik haben das in China deutlich genug bewiesen. Ein erbgesessenes Volk mit einer mehr als fünftausendjährigen Kultur darf nicht mehr Herr seiner eigenen Scholle sein, weil dadurch der Profit des Kapitals geschmälert werden könnte. Zivilisation und Christenthum werden als Vorwand benützt, um sich im Lande einzunisten und dem Volke eine Lebensführung und Einrichtung aufzudrängen, die jedem Chinesen ein Gräuel, aber dem Kapitalismus eine Freude sind. Und wenn dann diesem mehr als geduldigen Volke endlich doch die Geduld reißt, wenn es zu den Waffen greift, um die verhaßten Fremdlinge zu vertreiben oder auszurotten, dann schreiten die „Mächte" ein, um mit allen Mitteln einer brutalen und grausamen Kriegsführung die Chinesen von den „Segnungen" der abendländischen Kultur zu überzeugen. Freilich, so leicht wie die kleinen Burenstaaten wird man das ungeheure, von mehr als 300 Millionen Menschen bewohnte China nicht in den Hexensabbath der kapitalistischen Wirthschaftspolitik hineinzerren können. Aber wenn es einmal nach jahrelanger „Kulturarbeit" gelungen ist — und es wird wohl gelingen — dann steht eine **große Umwälzung unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung nahe bevor.**

Die armen chinesischen Kulis, die man zu Fremden in der angestammten Heimat gemacht hat, werden sich nicht damit begnügen, uns unsere Industrieerzeugnisse abzunehmen und die Taschen der Geldsäcke zu füllen, sondern sie werden auch unseren Arbeitsmarkt überschwemmen und vermöge ihrer beispiellosen Bedürfnislosigkeit die ohnehin durch die technischen Errungenschaften tief entwerthete menschliche Arbeitskraft noch mehr entwerthen. Daß dies nur bis zu einer gewissen Grenze möglich sein kann, ist selbstverständlich und in dem Selbsterhaltungstriebe des einzelnen Individuums begründet. Ist einmal diese Grenze erreicht, dann müssen die großen Massen, um ihre physische Existenz zu behaupten, sei es auf friedlichem, sei es auf gewaltsamen Wege eine neue Gesellschaftsordnung auf anderen politischen und wirthschaftlichen Grundlagen herbeizuführen trachten. Das Recht des Volkes aber bedeutet das Ende der imperialistischen Weltpolitik und damit muß naturgemäß auch für den modernen kapitalistischen Klassenstaat die Götterdämmerung anbrechen.

Die Poesie spricht:

Ich webe am Webstuhl der Ewigkeit
An der Menschheit grauem Sorgenkleid
Einen goldenen Saum.
Ich schreibe ins Jahrbuch der wandelnden Zeit
Des qualverstummenden Erdenleid
Zitternden Sehnsuchtstraum.

Ich lehre den Menschen sich selber seh'n,
In's tiefste Dunkel der Seele späh'n
Mit ahnendem Forscherblick,
Und ob in der Wahrheit blutigen Weh'n
Ihm gleißende Schleier spurlos zergeh'n:
Beff'res geb' ich zurück!

Durch Dunst und Moder, durch Nacht und Tod,
Durch der irrenden, ringenden Menschheit Noth
Folgt mir sein schauernd' Herz;
Ich führ' ihn zu leuchtendem Morgenroth,
Wo der Liebe heiligste Flamme loht
Im Sturm gegen Wahn und Schmerz.

Salzburg. Irma v. Troll-Borostyáni.

In kürzeren Tagen.

Altweibergeschichte.

Von Karl Pröll (Berlin.)

Die gelbschwarze Sonnenblume und die rothe Vogelbeere begrüßten sich und erstere sagte: „Wir zwei Klugen suchen wieder in der Nachsaison unsere Sommerfrische auf. Da ist Alles billiger und bequemer. Kein überflüssiger Kinderlärm, denn die unbändigen Rangen sind neuerdings in die Schule hineingesperrt worden. Und die bereits tiefer stehende Sonne blickt uns milder an, sie hat ihre hochmüthigen Gluthblicke verloren. Ja, ich lobe mir das Jahr und die Ruhe an der Pforte des Herbstes."

„Die Gastfreundschaft wird jetzt auch mehr geschätzt, als in der Zeit des Wander-Wirrsals, der Touristen-Hetze und der theuren Hôtelpreise. Die Vögel, die sich an süßen Früchten übergegessen haben, sind ganz froh, von mir als Logirgäste aufgenommen und gespeist zu werden. Die unvernünftigen Menschen haben ihre angestrengten Nerven in die Stadt zurückgebracht und die vernünftigen haben sich in friedsamer Einsamkeit Gesundung für ermüdete Organe und verschwiegene Seelenwunden geholt. Da

spaziert das blasse Pärchen an uns vorüber, das wenige Tage zu seiner Erholung erschwingen kann. Sie sehen freilich nur mehr die Stoppelfelder, nicht die im Reifehauche sich wiegende Saat. Aber der Arbeitsfrieden der Natur und der hart gewordene Schollen, über den nun nicht einmal schnatternde Gänse stapfen, leiht Beiden die richtige Land-Genügsamkeit beim langsamen Fall der gelben Blätter. Es geht sich jetzt weicher auf allen Pfaden, wenn man auch nicht prächtige Blumentoiletten begrüßt."

„Nun", meinte die Sonnenblume, „die Astern und Georginen, diese duftigen Kleinstädterinnen, lassen es an bunten Farben nicht fehlen. Freilich meinen einfach vornehmen Geschmack erreichen sie niemals. Mein goldgelbes Königinnen-Gewand verschönt die kleinste Hütte, bei der ich Rast halte. Und sogar die wilden Weinranken, die sich herbsttrunken in Purpur kleiden und die Zeitlose in ihrem violetten Schwiegermutter-Kostüm müssen mir den Preis zuerkennen im halbgeleerten Ballsaale der Fluren."

„Ei, ei!" rief die Vogelbeere, „für so selbstgefällig hätte ich Sie, Frau Nachbarin, nicht gehalten. Die Menschen rühmen doch Ihre Bescheidenheit. Ich denke, mein niedliches Roth wäre auch nicht übel. Wenigstens lockt es die gefiederte Welt an."

„Nichts für ungut", sagte die Großblumige. „Wenn ich mit meiner Erscheinung zufrieden bin, so bezeuge ich damit meine ausharrende Sonnen-Treue. Und dankerfüllt neige ich mein Haupt vor dem Tagesgestirn, das mir seine letzten warmen Strahlen spendet. Es deutet mir die Märchen des verschämten Glückes, in die ich mich hineinleben möchte. Sie sprachen eben von dem blassen Pärchen, das vorüberging. Da ich meine rothe Freundin als eine neugierige, doch niemals böswillige Aufpasserin kenne, verrathen Sie mir vielleicht, ob die Seelen der Beiden zu den stillen, ungetrübten Gewässern gehören, die es werth sind, im Reiche des Herbstes zu träumen."

„Leider", spann die Vogelbeere die Spinnwebfäden des Gespräches weiter, „kann ich Ihnen nicht so Günstiges berichten. Die Zwei gehen noch zusammen, aber ihre Herzen wenden sich bereits langsam von einander ab. Sie hatten nur die Fähigkeiten für Frühlingsstimmungen, bei denen es an Vorausblick mangelt. Jetzt erstirbt in ihnen kaum bewußt die Triebkraft der Gefühle. Ihre Liebe wird den Lebenswinter nicht überdauern. Sie verfügen nur über einsommerliche Empfindungen."

„Wie schade", flüsterte die Sonnenblume, ihr Haupt tiefer neigend. „Aber können Sie mir nicht etwas von dieser scheidenden Liebe erzählen?"

„Die Sache ist ganz einfach", plauderte die Vogelbeere weiter; „die Zwei bilden eine kinderlose Lektionen-Familie. Er ist Musiker und giebt Stunden, sie ist Sprachlehrerin und giebt auch Stunden. Er heißt Fritz Walberg und ruft sie Grete. Beide sammeln mühsam die Groschen für ihren Lebensbedarf. Da er als echter Notenkopf nur dem Augenblick Gehör gibt und einen nervösen, unruhigen Anschlag hat, fällt mancher dieser Hausgroschen unter den Tisch und muß durch einen Pumpgroschen ersetzt werden. Sie, eine ängstliche Natur, blickt voll Sorge in die Zukunft, weil sie trotz Ueberspannung ihrer Kräfte niemals die Lücken seiner leichtlebigen Wirthschaft ausfüllen kann. Wenn Grete ihn schüchtern mahnt, wird Fritz zornig und sie vergießt stille Thränen. Eine solche Scene habe ich eben belauscht. Und jetzt wandeln die jungen Eheleute stumm neben einander. Es kommen dann Versöhnungen, aber sie stellen sich immer später ein und werden stets weniger aufrichtig. Wie das enden wird, weiß jede erfahrene Vogelbeere. Der Fritz ist ein hübscher Kerl, der den Weibern gefällt und nicht widersteht. Glaubt er sich von seiner Grete zu sehr eingeengt, so wird er sie vernachlässigen und schließlich ganz preisgeben. Ihr grüblerischer Sinn ahnt diese Schicksalswendung und zittert unter dem schweren Drucke eines solchen Vorgefühles. Fritz pocht jedoch auf das sogenannte Recht der Rücksichtslosigkeit. Er wälzt bereits in seinem Notenkopfe unbestimmte Pläne, wie er sich aus der Eheschlinge herausziehen soll. Ich fürchte, das giebt ein trauriges Weihnachtslied."

„Aber", frug die bedächtige Sonnenblume, „hat sie nichts von seinem Hange zur Verschwendung, zum reuelosen Genusse gewußt? Ihre ernste Lebensauffassung hätte Grete dann warnen müssen.

„O! sicherlich kannte sie seine Art zur Genüge. Allein offene Augen nützen nichts, da sie den Herzenshunger nicht befriedigen können. Ein sehnendes Gemüth, das bis zum Ende der Zwanziger Jahre auf seine Befriedigung geharrt hat, zwingt die Augen, sich zu schließen, um wenigstens e i n e Stunde des Glückes zu erlangen. Sie, die meistens eine kleine, befriedigte Häuslichkeit um sich sehen, erfassen nicht leicht die klanglose Oede und Leere, die trübe Einsamkeit eines Lektionen-Daseins. Ich verstehe die Hast des Lebenstriebes, wenn die hungrigen Vögel nach mir picken. Schlechtes Satzstammeln und fehlerhafte Aussprache jahrelang in einem fremden Idiom zu vernehmen, das man unaufmerksamen Kinderköpfen einimpfen soll: das spannt ungeheuer ab, läßt Geist und Gemüth austrocknen, stachelt den Durst nach einem einzigen Liebesworte. Und ist es auch ein eitler Fant, der dieses Liebeswort im Vorübergehen zuwirft, das Herz klammert sich d o c h daran. Die Natur ruft immer dringender: Erfülle mein Gebot! und alle Grundsätze der Erziehung und Standessitte, alle Vorsätze des vielgeprüften Willens wanken. Diesem Generalstöchterlein ward es nicht an der Wiege gesungen, daß es nach dem Notbrote des Einkeilens anderer Kultursprachen würde greifen müssen, die es nur zum Schmuck und zur Repräsentation erlernt hat. Leidenschaftlicher Drang, in dem die Wagelust und die Lebebegier des erfolgreichen Militärs nachwirkte, sich jedoch in dem Kerker engster Verhältnisse gefangen fand, gelangt irgend einmal zu einem Ausbruch, verliert mit den Jahren der Entsagung nicht an Kraft. Und so geschah, was geschehen ist: Ja, man dürfte es als anständig bei dem wirren Notenkopfe rühmen, daß er, der Liebe empfangen, ihr nachträglich die gewohnte gesellschaftliche Alltäglichkeit der Ehe verlieh. Nur kann kein Standesamt die Dauer der Herzensneigung garantiren."

Der Wind hatte sich erhoben, fegte über die Stoppelfelder dahin, umwirbelte das im stummen Grolle weiterschreitende Paar mit Staub und zerfetzte die Rauchwolke der vorüberschnaubenden Reserve-Lokomotive. Einige Kohlenstäubchen fielen auf das hellfarbige Kleid der Sonnenblume, die sie vergebens abzuschütteln trachtete. Die Vogelbeere empfing einen auffrischenden Hauch der Schadenfreude. Sie rief: „Festgewänder sind schwer rein zu halten. Schließlich trägt Jeder etwas Schmutz mit sich, Frau Nachbarin. Warum nicht auch Sie und die Jungvermählten, deren Schicksal Ihnen nahe geht?"

Die Sonnenblume wollte sich bei dieser boshaften Bemerkung abwenden. Allein schon durchbrach wieder ein Strahl die Flugwolke und sie nahm beschämt die Stellung ein, die ihrem Treugelöbniß entsprach. Eine Fuhrmannspeitsche knallte in ihrer Nähe und sie dachte: „Man muß die Leute lästern lassen, wie es ihnen gefällt!"

Die Vogelbeere suchte zu begütigen, da sie den vorwurfsvollen Blick der Sonnenblume nicht ertragen konnte: „Gott, der nächste Regen wäscht die paar Kohlenstäubchen hinweg und auch das verdrossene Paar findet vielleicht einen Ausgleich zwischen seinen Wünschen und der schnöden Gegenwart. Lassen wir den Herbst sich sachte abwickeln! Ich habe ja Mitleid mit Fritz und Grete und wäre ich zum Friedensstifter geboren, so würde ich den undankbaren Dienst jetzt aufnehmen."

Die Sonnenblume nickte verzeihend. „Wenn nur das Kind schon da wäre. Das könnte die Mission der Herzensversöhnung am leichtesten vollziehen. Es dürfte Dich gerne zum Spielgefährten erwählen, Dich vielleicht auf seine Tellermütze mit ungeschickten Patschhändchen drücken."

„Ich danke für Alles, was zur Kinderstube und Kinderwäsche gehört. Und ich bleibe lieber auf meinem Baume, um die Vögel zu necken, die sich nicht um Menschensatzungen und subtile Menschengefühle kümmern. Allein Deine Hoffnung ist eitel. Die Beiden kennen sich schon viele Jahre genau und sie haben etwas ganz Ueberflüssiges gethan, um die Klatschmäuler zu stopfen."

„Da werden sie wohl auseinandergehen", sagte betrübt die Sonnenblume, „oder höchstens wie zwei lebende Leichen beisammenbleiben, gelähmt zu Allem, nur nicht zum bitteren Vorwurf, daß eine der anderen Glück verdorben. Ich habe von solchen traurigen Geschichten schon gehört, bisher aber geglaubt, daß Neid und Mißgunst sie erfunden haben."

„Eine Fahne", sprach die Vogelbeere, „ist im vorigen Jahre in unserem Gezweige

hängen geblieben, weil der Fähnrich sie nachlässig trug. Und als er sie ärgerlich loszureißen suchte, bekam sie ein ziemliches Loch. Der Kommandant diktirte dem Fähnrich längeren Hausarrest, ließ aber die Fahne nicht flicken. Er meinte: Das sieht schlecht aus. Wenn nichts geschieht, wird man nach einiger Zeit annehmen, daß das Loch von einer Feindeskugel herrühre, einen Ruhmestag des Regiments markire. So sollen wir Nachbarinnen es mit den Menschen halten. Reißen sie sich Löcher in ihre Herzen, so mögen diese offen bleiben. Und wir stillen Beobachter verleiten uns selbst zu dem Glauben, daß bei einer großen Bataille die nie sich schließende Wunde empfangen worden. Die Menschen lieben eine solche Verklärung ihres Missgeschickes, das sie mit oder ohne ihre Schuld heimgesucht hat. Der Fritz Walberg wird sich übrigens seinen Riss mit anderen Weiberlappen zusammenflicken."

Die Sonnenblume schüttelte unmuthig ihr großes Haupt. „Was nützen solche Täuschungen? Sie verbergen doch nur vorübergehend die ewige Oberflächlichkeit, daß es nicht die großen, vielmehr die kleinen Herzenskämpfe sind, welche die Menschen aufreiben, ihren Lebenspfad verdüstern. Ich verlange nach Wahrheit und sei sie noch so herb und schmerzlich. Ich möchte diese Wahrheit mit jedem meiner dunklen Körner wieder säen, die sich von mir ablösen werden. Ich vermag nur eine Alles überwindende Liebe zu schätzen oder das ehrliche Scheiden jener Unglücklichen zu wünschen, die in sich nicht die Kraft zu solcher Liebe finden. Dann heben sie wenigstens die Fahne heiliger Erinnerungen noch empor."

„Du bist und bleibst eine Idealistin, die von jeder Wirklichkeit absieht", bemerkte die erfahrene Vogelbeere. „Hörst Du nicht, wie sich in meiner Nähe die vielbesungenen Vögel neidisch zanken?"

„Ich sehe nur zur Sonne empor", sagte ernst die Sonnenblume, „die mein Aufwärtsstreben zu lenken versteht und mir noch im Herbste die Wonne des pflanzlichen Vollempfindens gewährt. Und ich verdorre und verwelke, sobald sie sich für immer von mir wendet."

„Jeder hat seine Eigenart und ich will auch gerne die Deine bewundern. Allein die Menschen sind nur ausnahmsweise, in Stunden höchster Erregung, zum physischen oder moralischen Selbstmorde geneigt. Geflickt oder ungeflickt wollen sie ihr Schicksalsgewebe behalten, auch wenn es schon völlig abgefärbt und schlissig geworden ist. Der Lebenstrieb spottet noch immer jeder zugeschnittenen Moral und des idealen Dranges nach menschlicher Vervollkommnung. Und wie die alten Krammetsvögel sungen, so zwitschern die jungen, bis sie in der Pfanne liegen. Doch genug mit der Altweibergeschichte."

Die Sonne war tief gesunken und die Sonnenblume konnte nicht aus dem Schatten sich hervorstrecken. Sie schwieg und der Thau senkte sich auf ihre Blätter. Die Vogelbeere wiegte sich gleichmüthig auf ihrem Zweige. Den einsamen Pfad wandelten die zwei entfremdeten Eheleute und Kunsthandwerker zu Ende und traten durch die dunkle Hauspforte in die für Sommergäste bestimmte Stube des Dorftischlers, dem sie die Miethe der nächsten Woche nicht mehr bezahlen konnten. Die Nebel stiegen aus dem Thalgrunde, die erträumten Honigwochen der rostenden Liebe gingen zu Ende. Wie ein fremdartiges Monument schimmerte fahl die Sonnenblume zu den Beiden hinüber

Hic Rhodus, hic salta!

Sie steh'n um ihn mit Hohngelächter:
„Hast Du die Kunst, so zeig' sie hier!"
Doch er, ein trotziger Verächter:
„Glaubt oder nicht, was gilt es mir?"

„Was ist mir eure dumpfe Gasse?
Laßt mich in meinem stolzen Geiz:
Hier wird die Anmut zur Grimasse
Und jede Biegung frecher Reiz."

„Frei geb' die Bahn ich euerm Spotte,
Lobpreist den Götzen, den ihr schuft —
Ich spare meine Kraft dem Gotte,
Bis Rhodus mich, das heilige, ruft!"

Prag. Friedrich Adler.

Gyp.

Von Stauf von der March (Wien).

Wer kennt sie nicht, die Unermüdliche, die innerhalb verhältnißmäßig kurzer Zeit bei Calman Lévy allein an die 50, sage: fünfzig Werke von allerdings sehr schmächtigem Umfange hat erscheinen lassen? Ja, wer kennt sie nicht, zumal gar manch' eines ihrer Bücher — ich nenne des Beispieles wegen: „Autour du mariage", „Joies conjugales", „Papa, Maman et Bébé" — in Antiquariats-Catalogen unter der vielversprechenden Rubrik „Picanteria" zu finden ist.

Einige Kritiker haben die charmante Plaudertasche (das Wort ist hier in der ursprünglichen Bedeutung aufzufassen) mit Nachsicht der Taxen zum „Philosophen", will sagen: zur „Philosophin" ernannt. Allerdings nicht zum Philosophen, der da nach Gründen und ursächlichen Zusammenhängen forscht und ein System aufstellt, sondern zum Philosophen, welcher, wie La Bruyère begrenzt: „sein ganzes Leben dazu widmet, den Menschen zu beobachten, und der seinen Verstand braucht, um mit dessen Hilfe die Gebrechen und Lächerlichkeiten der menschlichen Rasse ad oculos zu demonstriren". Also: ein Philosoph in der Art des liebenswürdigen Theophrast und seines Nacheiferers, des eben genannten La Bruyère. In diesem Sinne sind Gyp's Werke auch thatsächlich philosophische Werke. Und sie hat deren, wie erwähnt, schon eine kleine Bücherei geschrieben. Außer den angeführten seien noch besonders genannt: „Le petit Bob", „Pour ne pas l'être", „Pauvres petites femmes", „Monsieur le Duc", „Le plus heureux de tous", „Les Seducteurs", „Mademoiselle Loulou", „L'Education d'un prince", „Bijou", „Le treizième", „Eux et Elle", „Israël", „Balancez vos dames" und „Les femmes du Colonel".

Madame Gyp, eine Urenkelin des aus der französischen Geschichte bekannten Grafen Mirabeau-Tonneau, ist — so schildert sie wenigstens Anatole France in seinem „La vie littéraire" — eine „reizende Dame mit lebhaften Augen, lachendem Munde und charmanter Physiognomie. Schon aus der Photographie kann man schließen, daß das Original eine Seele voll Schalkheit und Ironie besitzt". In der That! Madame Gyp lacht Alle aus und ironisirt Alles. Man mag sich hüten, ihr nahe zu treten. Sie lauert mit Luchsaugen auf jede Miene, auf jede Bewegung und lauscht mit Luchsohren auf jedes Wort, ja auf jedes Räuspern, um unverweilt ein Bild davon zu geben. Und sie photographirt mit Hilfe der X-Strahlen sozusagen. Daß infolgedessen das Bild einen etwas traurigen Eindruck macht, ist selbstverständlich. Aber just das bezweckt die Verfasserin. Ich sehe sie hinter der Coulisse stehen und sich kreuzvergnügt die gewandten Hände reiben: „Seht Ihr, meine Lieben, so, so und nicht anders seid Ihr in Wirklichkeit: mit Zivilisation, Etiquette, Edukation und wie die Alfanzereien sonst heißen mögen, überfirnißte, dumme, dünkelhafte, lächerliche, zahme Bestien. Bestien? nein! nur Skelette von Bestien, geeignet zur Ausstellung in naturhistorischen Museen und zoologischen Kabinetten zum Anschauungsunterricht der ewig aufklärungsbedürftigen Menschheit.

Aus allen Reden und Handlungen der uns vorgeführten Welt von männlichen und weiblichen Zeittotschlägern und Tagedieben, die nur der lieben Kleinigkeiten wegen leben — allenthalben fühlt man diesen Vorwurf heraus, der doppelt in die Wagschale fällt, weil ihn nicht so sehr die Verfasserin gegen die Personen ihrer Werke, sondern weil ihn diese Personen gegen sich selbst erheben. Und das ist der große Vorzug der Gyp'schen Darstellung. Dadurch überragt ihre Lehrhaftigkeit ganz bedeutend die ihrer Collegen von der Feder, soweit diese an ähnliche Vorwürfe herantreten. Madame Gyp tritt ganz hinter die Personen zurück, sie gibt ihnen volle Freiheit nach Gutdünken zu reden, zu handeln, zu gestikuliren und sich urbi et orbi zu blamiren. Ich bin überzeugt, daß gerade dieses unpersönliche Gepräge es ist, welches Gyp's Bücher so beliebt macht. Sie ist moralistisch, aber sie moralisirt nicht. Weder sie, noch ihre Sprachrohre, die Personen kommen jemals dazu, zu sagen: das und das ist die Moral von der Geschichte — die Moral ergibt sich ganz von selbst, sie liegt offen da.

Gyp's Arbeiten zeichnen sich stets durch Feinheit, sowohl in Hinsicht auf die Form, als auf den Inhalt aus, durch Frische, Lebendigkeit, Geist, oder genauer: Esprit und prickelnde Ironie. Sie sind litterarischer Sekt der feinsten Marke. Aber man merkt doch deutlich, daß Gyp nicht das ist, was sie uns sein könnte und sein sollte. Ihr Gesichtskreis ist nicht weit, ihr Blick nicht scharf. Sie bewegt sich auf einem kleinen, unscheinbaren Kreisabschnitt und stets im gleichen Schritt. Ihre Welt ist sozusagen der Winkel eines Zimmers, ein freilich sehr distinguirter, aber sonst herzlich unbedeutender Winkel, wo die „Mondainen" ihren „Rout" abhalten und wo kleine Seelen über kleine Dinge klatschen, wo der alberne Firlefanz einer zur Fratze zusammengeschrumpften Welt den Tenor angibt.

Es ist ihre Passion, echte, rechte Faulpelze zu schildern, vermögende Leute, die nichts besseres zu thun wissen, als jeden Tag, den der liebe Herrgott gibt, mit Cercles, Routs, Jours, Diners, Soupers, Spazierfahrten u. s. f. gründlich totzuschlagen, leichtsinnige und auch leichtfertige, verschwenderische, koquette Weibsbilder, degenerirte Aristokraten, unbrauchbare Weltflaneure, Geldprotzen, Parvenus und Dummköpfe jedwedes Alters und Geschlechtes, Christen und Juden in buntem Gemisch. Mehr als zwanzig Jahre hindurch zeichnet sie dergleichen Typen, zwei Jahrzehnte lang dieselben wichtigthuerischen, nichtigen Fratzengesichter! Kein Wunder also, daß ihre Werke von manchen Kritikern „monotone Pamphlete" genannt werden. Aber man thut ihr denn doch herbes Unrecht. So arg ist es gewiß nicht. Zu „monotonen Pamphleten" sind Gyp's Werke viel zu starkgeistig, zu unmittelbar empfangen und zu unmittelbar wiedergegeben. Wahr ist allerdings, daß sie einander ähneln, wie ein Ei dem andern und daß — ausgenommen etwa „Le petit Bob", „Plume et Poil" nnd „Mademoiselle Loulou" — alle selbst im starken Gedächtnisse ein lustiges Pêle-Mêle bilden und wie im Carneval durcheinander wirbeln. Die gleichen Personen, dasselbe „Milieu", ja die gleichen Abenteuer in beinahe allen Werken.

Wir brauchen nur eines, z. B. „Le treizième" vorzunehmen und wir haben auch schon alle hervorstechenden Modelle der Gyp'schen Faullenzer-Gallerie. Da ist Monsieur Folleuil, der Typus eines skeptischen alten Junggesellen, dessen Profession es ist, stets irgend eine wesentliche Wahrheit, die bei Licht betrachtet, einer Linsenwahrheit verzweifelt ähnlich sieht, auszusprechen. Da ist dann Monsieur le Comte Hercule de Bélayr, ein sehr kleiner, sehr schwacher, sehr aufgeblasener, sehr verschwenderischer und Ende gut, Alles gut: sehr dummer Patron, der trotz seiner 25 Jahre an Abgelebtheit den ältesten Mummelgreis übertrifft oder Monsieur Richard Nerférey, zum Erbrechen langweilig, dafür aber im glücklichen Besitze eines großartigen Magens, weiter Monsieur le Marquis Hugues de Valtanant, ein gutmüthiger, starker und gesunder Mensch, ohne höhere Aspirationen, der — um mich seiner würdig, d. i. feudal-kavalleristisch auszudrücken: für Pferd, Hund und Mädel begeistert ist, endlich Monsieur le Vicomte Pierre d'Okaz, weder gut, noch schlecht, weder groß, noch klein, weder dumm, noch intelligent, in aller und jeder Hinsicht so 'n Mittelding, wie dergleichen zu Tausenden in der Welt herumlaufen, ansonst erfreut er sich einer Legion vornehmer Bekanntschaften und hat einen ausgezeichneten — Schneider, o! einen genialen Schneider, gegen welchen selbst Shakespeare hundertmal multiplicirt ein Eiffelthurm-artiges Rhinozeros ist.

Und die Weibsbilder — pardon! Damen?! Nummer Eins: Madame Nerférey, durchschnittlich dreißig Lenze alt, schön gebaut, mit wahrhaft bewundernswerthen Augenbrauen und ditto Haaren, eine leidenschaftliche Sportsmännin, schwimmt unerschrocken, reitet entzückend, schießt ausgezeichnet, jagt trotz einem Nimrod, schleift göttlich, tanzt wie kaum Thalia selbst und meint alles Ernstes, im menschlichen Leben sei Alles zum Besten eingerichtet und man wäre demnach sozusagen: beeidigt, es so viel als möglich zu genießen. Nummer Zwei: Madame la Marquise de Valtanant, lang, hager, eine Hopfenstange, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, mit auffallend brauner Gesichtsfarbe und scharfen Zügen, dafür aber wunderbaren Händchen, studirt die Litteratur, wie kein Specialist für Aesthetik und behauptet mit unglaublicher Unverfrorenheit, sie habe Hegel, Kant und Schopenhauer vom ersten bis zum letzten Buchstaben nicht nur studirt, sondern sie verstehe auch dieses Triumvirat. Endlich Madame la Comtesse de Bélayr, eine wunder-

hübsche, wunderschlanke und wunderzarte Dame, was den Verstand anbelangt: etwas mehr als mittelmäßig, jedoch immerhin sehr gebildet und gut erzogen, die sich für unerhört unwiderstehlich hält und felsenfest überzeugt ist, daß jedes Mannsbild, welches das Glück hat, sie zu erblicken, stantepede bis über die Ohren in sie vernarrt sein muß u. s. f. mit Gyp'scher Grazie.

Alle diese nettgeschnitzten Figürchen bewegen sich vor unseren Augen, als ob sie lebendig wären, machen einander Complimente und Knixe, thun einander sehr schön und sehr süß, um hinterm Rücken desto häßlicher und bitterer zu tratschen — pardon! medisiren, sitzen zusammen beim Diner, beim Souper, besuchen mit einander Theater, Konzerte, Routs und Jours, verbringen einen Monat in Norderney oder sonst einem fashionablen Saison-Badeorte, einen zweiten Monat in Nizza, zwei Monate auf ihren Schlössern, entzweien sich heute, um sich morgen wieder zu versöhnen, lachen, tändeln und scherzen — kurz: leben jenes unser Einen anekelnde, für die Welt und die Menschheit vollkommen bedeutungslose, unnütze Leben der sogenannten „oberen Zehntausend", das aber in ihren Augen so groß und wichtig, als nur immer möglich, dasteht.

Das Allerwichtigste ist ihnen, was sie in ihrem Kauderwälsch „Flirt" nennen und was zumeist nichts anderes als temperirte Unverschämtheit, sittliche Dekadenz, moralische Verluderung ist. Und so gehen ihnen die wenigen kostbaren Minuten und Stunden des Lebens, die Tage, Wochen und Jahre hin, die Zeit, welche Andere in fieberischer, aufreibender, hier körperlicher, dort geistiger Arbeit verbringen — in eitel Kleinigkeitskrämerei und Müssiggang, bis der langmüthige Tod allendlich reinen Tisch macht und die Menschheit von ein paar mehr oder minder harmlosen, aber immerhin nichts weniger als nothwendigen Leuten befreit . . Wie sie, so geht auch der Aristokrat Serpuchovsky in Tolstoi's Novelle „Cholstomjer" den Weg alles Fleisches, den ihm sein Pferd vorausgegangen ist. Während aber dieses seine Lebensaufgabe getreulich erfüllt hat und noch nach seinem Tode als nützlich sich erweist, kann Serpuchovsky's Kadaver auf irgendwelche Dankbarkeit von Seite der Menschen keinen Anspruch machen: „weder seine Knochen, noch seine Haut waren zu etwas nutz".

Madame Gyp sieht mit unsäglicher Verachtung auf diese Aristokraten und Aristokratinnen herab und die beißenden Sarkasmen, welche die meisten gleichsam unwillkürlich und unbewußt über einander aussprechen, treffen ebenso sehr die Allgemeinheit, als einzelne stadtbekannte Persönlichkeiten des Seine-Babels. In „Le treizième" zum Beispiel nimmt sie sich eines von den vielen Liebes-Romänchen der geschlechtsfreudigen Herzogin d'Uzès zum Stichblatt ihres ebenso geistvollen als tiefverwundenden Spottes. In dieser Beziehung gleicht sie Alphons Daudet, übertrifft ihn jedoch an Schneidigkeit und Treffsicherheit. Am nächsten kommt ihr Lavedan, der die gleiche Gesellschaft zum Gegenstande seiner ergötzlichen Schilderungen nimmt.

In letzter Zeit hat Gyp die Juden oder modern-österreichisch gesprochen: die „Mitbürger mosaischer Confession" als Modelle benützt. Auch hier natürlich nur die sogenannten „oberen Zehntausend", die reich gewordenen Sensale und Gallopins, die durch den Aufkauf von Schlössern, Orden und Titeln, sowie stilloser Prachtentfaltung adelig geworden zu sein glauben und sich nun, ungeachtet ihres ganzen Wesens, das zum Adel wie die Faust auf's Auge paßt, als Blaublut allererster Güte aufspielen. Dieser Talmi-Adel erfährt zumal im Buche „Israel" die köstlichste Kritik, die man sich denken kann. Was Gyp an Esprit, Witz, Spott, Ironie und Satire besitzt, hat sie hier reichlich aufgewendet. Aber man kann kaum sagen, daß sie irgendwie übertrieben hätte. So und wohl nicht wesentlich anders dürften die Emporkömmlinge sein, die ein Gewicht darauf legen, ihre Namen nobel zu machen, und durch den Umgang mit wirklichen oder auch nur sozusagen — Gentlemen selbst als Gentlemen zu erscheinen, ohne jedoch die angebornen Charaktereigenschaften jemals zu verleugnen. Nicht weniger köstlich ist das Büchlein „Les femmes du Colonel", worin sie Augenblicksbilder von verschiedenen Dreyfußards des anderen Geschlechtes entwirft. Hier sei erwähnt, daß diese beiden Bücher ihrem Ruhme nicht unbeträchtlich geschadet haben; da sie auch in politischer Hinsicht vielfach Stellung ge-

nommen hat, wurde sie zur „Antisemitin" strengster Regel gestempelt und demgemäß in der rüdesten Weise behandelt. Aber der Kritiker, der es mit seinem Berufe ernst nimmt, darf solcher Nebensächlichkeiten nicht achten, er müßte denn sonst auch einen Tacitus, einen Byron u. v. A. m., gegen welche gar oft die vollblütigsten Antisemiten wahre Fatschenkinder sind, in Grund und Boden kritisiren. Der Kritiker hat mit dem Autor wegen der etwaigen Tendenz nur dann abzurechnen, wenn diese effektiv unsittlich oder verläumderisch oder endlich fanatisch ist und das ist bei Gyps letzterwähnten Büchern nicht im Mindesten der Fall. Freilich ist Manches schärfer, ätzender, dafür aber kann die Verfasserin selbst nicht verantwortlich gemacht werden, ebenso wenig als der Photograph, wenn er einen Buckel abkonterfeit.

Alles in Allem: Gyp ist ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse im Kampfe gegen die ethische und leibliche Versumpfung und Verfettung der arischen, wie der jüdischen „Haute-volée", bei welcher der Mensch entweder beim Baron oder bei einer Million anfängt. Litterarische Kunstwerke sind ihre Schöpfungen nicht, dazu fehlt ihnen der große Zug, das Adlerartige.

Das Schreiberlein.

Ein freilich nur ein Schreiberlein,
Ein Bruder Habenichts; —
Doch kann ich d'rum nicht traurig sein;
Mich freut des Tages lichter Schein,
Es fiel mir tief in's Herz hinein
Ein Strahl des Sonnenlicht's.

Nun ist's da drinnen blank und hell,
Als wär' es Feiertag!
Steht alles recht an seiner Stell': —
Zuhöchst auf einem Bärenfell
Ruht stolz mein Lieb, die Nähmamsell,
Von Nadelstich und Plag'.

Zu Ostern war's ein Jährchen just,
Daß wir uns anvertraut,
Was jedes trug in tiefster Brust
Verborgen ganz, fast unbewußt, —
Daß wir in sel'ger Liebeslust
Uns Aug' in Aug' geschaut.

Und seitdem — ach, es lebt sich gut! —
Sind wir ein richtig Paar.
Die Zukunft raubt uns nicht den Mut;
Mein Gott, du liebst ja junges Blut,
Wenn's munter schafft und niemals ruht:
Die Zukunft ist uns klar!

Und es! — es ist ein prächtig Ding!
Wie soll's auch anders sein?
Es liebt mich wahrlich nicht gering,
Und kam's auch nicht nach Stand und Ring,
Fährt Sonntags man mit Klinglingling
Nach Dornbach doch zu drein!

Poh Tintenklecks und Streusand!
Rümpft mir die Nase nicht!
Ich habe schon mein schwarz Gewand; —
Wir hoffen, daß der Herr Dechant
Schon nächstens mit geweihter Hand
Uns seinen Segen spricht!

Wien.

Karl Maria Heidt.

Adolf Pichler.

1819—1900.

„Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald,
Ein Sänger schied, getreu vor Allen,
Von denen deutsches Lied erschallt."

„Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht,
Ein Meister und ein Held, wie Walther,
Und rein sein Schild, wie sein Gedicht."

Nachruf.

So ist auch er geschieden, der Greis voll Jugend, der nicht nur den Muth der Rede hatte, sondern auch den Muth der That.

Wie er ohne Furcht vor Verfolgung im Vormärz sein schmetterndes Lerchenlied der Freiheit entgegensang, so griff er, als der Völkerlenz anbrach, unerschrocken zum Schwerte, um seine Ideale nach Mannesart zu verfechten. Da rief ihn die Heimath und, ein zweiter Hofer, warf er an der Spitze seiner Landsleute die in Tirol eingedrungenen Versaglieri mit blutigen Köpfen zurück.

Und nach der Vernichtung des schönen Traumes von 1848, als die Rückwärtserei wieder aus allen Ecken und Enden hervorkroch, die unglückseligen Habsburgerlande zu verfinstern, um deren Bewohner desto ungescheuter auszubeuten, da stand er im vordersten Treffen des Häufleins, welches den Krieg für geistige und leibliche Freiheit muthvoll fortsetzte. Sonder Scheu vor den Drangsalen, die er über sich heraufbeschwor, unbekümmert darum, ob er seiner Laufbahn schaden würde oder nicht, hielt er fest am Banner seiner Jugend und half als einer der Wackersten kräftig mit, die Köpfe der Volkskomödianten und Volksverdummer zu zerhämmern.

Auch das Alter hat es nicht vermocht, ihn seiner Kampffreudigkeit für ideale Güter abwendig zu machen. Bis zu seinem letzten Athemzuge sozusagen schwang er das helle Schwert seines Geistes und hieb gar manchen Gegner zu Schanden. Zeugnis dessen ist die Innsbrucker Zeitschrift „Der Scherer", welche er als Bekenner und Förderer des Deutschthums in Oesterreich aufs Freudigste unterstützte. Daß über seinen Geist das Alter keine Macht hatte und er jugendfrisch trotz Einem dachte, beweisen auch die Zeilen, die er dem Herausgeber dieses Blattes schrieb, als ihm der Plan der „Neuen Bahnen" vorgelegt wurde. Sie lauten:

„Lieber Herr Kollege! Ich danke Ihnen herzlich für ihre Mittheilungen, die meine lebhafteste Theilnahme hervorgerufen haben. Was Sie anstreben, ist vortrefflich und der Förderung würdig. Auf mich können Sie sicher, unter allen Umständen rechnen. Mit den besten Wünschen und treudeutschem Gruß

Adolf Pichler."

Nun ist auch er geschieden, einer der wenigen Alten, welche die Jugend verstanden haben, weil sie selbst an Herz und Geist jung geblieben sind, einer der wenigen, die für ihre Ueberzeugung, ihre Ideale nicht nur zu streiten, sondern auch zu leiden bereit sind.

„Er schied! es bleibt sein Mund geschlossen,
Im Wort so karg, im Lied so klar, —
Der Mund, d'raus nie ein Wort geflossen,
Das seines Volk's nicht würdig war,
Er schied! Doch waltet sein Gedächtnis
Unsterblich fruchtend um uns her,
Das ist an uns sein groß' Vermächtnis:
So t r e u und d e u t s c h zu sein, wie er!"

Spanischer Modernismus.

Madrid, December 1900.

Die Habgier der Yankees hat endlich das romantische Spanien aus seinem Traume aufgeweckt. Der Tribun Joaquin Costa giebt seinen Landsleuten den guten Rath, die Großmannssucht der Vergangenheit abzulegen und „das Grabmal des Cid mit doppeltem Schloße zu verschließen".

Zweifellos ist das alte Spanien des Priester-Obskurantismus und der abenteuerlichen Generäle mit den famosen Pronunciamientos unter dem Kanonendonner von Cuba und den Philippinen zusammengestürzt und das neue Spanien der modernen Kunst und Wissenschaft erhebt sich in glänzender Pracht, geführt vom großen Dichter Echegaray, dem berühmten Doktor Ramon y Cajal und einer begeisterten Jugend, die endlich frei aufzuathmen beginnt, nachdem der Weihwedel und der Säbel ihre verdummende Macht verloren haben.

„Lieben wir unser Vaterland", ruft Cajal bei der Eröffnung des Schuljahres den Studenten Madrids zu, „und prägen wir ins Gemüth der Jugend ein, daß die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit in hohem Grade Bethätigungen das Patriotismus sind. Ebenso lobenswerth ist es, sich im Schlachtfelde zu schlagen, wie mit der Feder und mit dem Mikroskope zu arbeiten. Ehre dem Krieger, der die geweihte, von unseren Vätern eroberte Erde des Vaterlandes vertheidigt, aber ebenfalls Ehre und Ruhm dem Philosophen, dem Schriftsteller, dem Forscher der Naturwissenschaften und dem Arzte, die auf dem Kampfplatze der Wissenschaft das heilige Pfand unseres Denkens, unserer Sprache, unserer geistigen Bildung und unserer geschichtlichen und sittlichen Persönlichkeit vertheidigt.

„Heute mehr als je bedürfen wir dieses Heldenthums des originellen Gedankens und der mannhaften Arbeit. Jünglinge! Unser Vaterland ist eingeengt worden, doch das verengerte Vaterland soll in uns eine erweiterte Seele begeistern. Schwören wir alle, die sittlichen und geistigen Grenzen unserer Heimath zu erweitern. Bekämpfen wir das Ausland mit Gedanken, mit neuen wissenschaftlichen Thatsachen und mit originellen und nützlichen Entdeckungen. Und wenn die Denker des Auslandes in Künsten und Wissenschaften, in der Litteratur und in der Industrie beständig mit Gedanken aus Spanien zu thun haben werden, so wird die Vertheidigung des Vaterlandes überflüssig geworden sein, denn seine Macht, seine Ehre und sein Prestige werden von Niemandem angegriffen werden, da Niemand beleidigt und verachtet, was er achtet und bewundert."

Diese völlig neue Sprache im Lande der Goldorangen und der Stiergefechte rief ein lautes Echo hervor. Regierung, Universitäten und die intelligente Jugend wetteifern, um die Bildung zu heben. Die 25.000 Elementarschullehrer, die fast Hungers sterben, sind der Gegenstand des allgemeinen Interesses und die Universitäten von Oviedo, Salamanka, Valencia und Barcelona bemühen sich, die Wissenschaft auf die Arbeiterklassen auszudehnen. Professor Adolfo Porada verlangt, daß eine nationale „Erziehungs-Politik" das verrottete Treiben unserer alten politischen Parteien ersetze und die ums Banner des „Germinal" gescharten Männer und die Zeitung „Progreso" haben eine Bewegung begonnen zur Verwirklichung dieser neuen Politik. — Die ersten Namen der modernen Geister Spaniens vereinigen sich in dieser schönen Thätigkeit: die Professoren von Salamanka und Oviedo: Dorado Montero, Unamuno, Alas, Posada, Altemira, Aramburo, diejenigen Madrids: Salmeron, Gonzales Serrano und die Dichter Dicenta, Medina, Marquina und die ganze geistige Blüthe des Landes.

Unter den Romanschriftstellern dieser Richtung verdient außerhalb Spaniens bekannt zu sein der Valencianer Blasco Ibannez, der farbenglühende Schilderer spanischen Volkslebens. Sein eben erschienener Roman „Unter Orangenbäumen" (Bajo Naranjos) ist ein wundervolles Sittengemälde, durchweht von einem freien weltbürgerlichen Geiste und einem großen dichterischen Schwunge.

Welch' himmelweiter Unterschied vom Geiste, der die Werke der Koryphäen der Vergangenheit beseelt! die Perez Galdós, Parade, Valera und die talentvolle Pardo Bazán spiegeln vorzugsweise das finstere Spanien der Inquisition und der fanatischen Bürgerkriege wieder, „Unter Orangenbäumen" würde Ulrich von Hutten zum Ausrufe begeistern: O welche Lust zu leben!

Freie Lebenslust, kühnes Geisterstreben und glühende Kunstliebe athmen aus dieser Strömung des heutigen Spaniens, und es wäre sehr zu wünschen, daß die geistesverwandten Elemente in deutschen Landen sich mit den spanischen Modernisten in innige Beziehung setzen, damit sie sich gegenseitig ermuntern und fördern.

Im eben beendeten Spanisch-Amerikanischen Kongresse fand diese Richtung einen lebhaften Ausdruck. Deutschland und Italien fanden ihre Einheit, obgleich allerdings unvollkommen, wie alles menschliche Thun, jetzt kommt die Reihe an die Einheitsbewegung der 80 Millionen, die die spanische Sprache als Band betrachten. Die Zeitung „El Mundo Latino", die jenen Bestrebungen als Tribüne dient, verlangt denn auch, daß das alte Spanien sich erneuere und Antheil nehme an den bewegenden Tagesfragen der Menschheit. Dann wird seine Stimme wieder im Weltenkonzerte gehört und geachtet werden und die Bewunderung, die einst die Eroberer Amerikas mit dem Schwerte erzwangen, wird dann der Tribut der Sympathie und Liebe sein.

Ernst Bark.

Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofburgtheater. Die gegenwärtige Spielzeit unterscheidet sich von der vergangenen lediglich dadurch, daß Herr Kainz bisher noch nicht so oft aufgetreten ist. Aber diesen Unterschied wird gewiß die Zeit ausgleichen — wozu wäre sie auch sonst da? — und am Ende der Saison können wir im Geiste des unverwüstlichen Humoristen vom „Extrablatt" sprechen: Herr Schlenther geht halt seinen Schlenthrian . . . Ja, er ist sich treu geblieben, und hat seine Inconsequenz consequent durchgeführt. Man wird sich wohl schwerlich etwas Ziel- und Planloseres denken können, als die jetzige „Leitung" des Burgtheaters. Sie dürfte füglich ein Zwillingsgeschwister der Politik sein, welche von unseren zahlreichen Regierungen während des letzten Jahrzehntes praktizirt wird. Nur daß Herr Schlenther eine Vergangenheit hinter sich hat, eine löbliche Vergangenheit, die gute Ideen und ein kräftiges Einsetzen für solche aufweist. Sein Buch über Hauptmann's Dichtung z. B. ist ein ebenso kluges als werthvolles Buch und die Ausgabe von Ibsen's gesammelten Werken sichert ihm eine Ehrenstelle in der Uebersetzungslitteratur. Aber wo bleibt die Anwendung, die Verkörperung seiner Ideen? — die Gelegenheit hiezu fehlt ja nicht. Was thut aber der begeisterte Lobredner des Hauptmann und Ibsen? Er führt den Einen höchst selten, den Andern gar nicht auf, dafür aber bringt er neben dem „Attaché" altbackene Schönthaniaden, pflegt zwischenhin Sardou's ‚Cyprienne" und ein nicht minder überständiges Puppenspiel „Die Nixe" von Triesch, sowie ein paar Andere, von denen er wohl gar Manchem den Kopf gewaschen hätte und vielleicht auch gewaschen hat, als er noch auf dem curulischen Stuhl der „Vossischen" saß, zu richten die Lebendigen und die Toten. Es wäre interessant zu wissen, was er wohl dazumal über des fixigen Schönthan „Renaissance" georakelt haben würde. Wahrscheinlich nicht viel Gutes und Schmeichelhaftes, jedenfalls aber nicht wenig Abfälliges. Ich möchte auch den Kritiker kennen, der als ernsthafter Kunstrichter über dieses, den Pubertätskitzel eines albernen Jungen von fürstlichem Geblüt in alberner Weise breittretende Stück nicht abfällig urtheilt! Das Ding, das allem Anschein nach ein Spiegelbild des Cinquecento sein soll, aber von diesem merkwürdigen Zeitalter, für welches Kunst und Leben einen einzigen Genuß bildeten, so gar nichts an sich hat, als höchstens das Kostüm, dieses mit Hilfe eines tüchtigen Schneiders und eines nicht ganz auf den Kopf gefallenen Gymnasiasten leicht herzustellende buntlackirte Nichts galvanisirt der vormalige strenge Kritiker mit einem Eifer, der an anderer Stelle angebracht des Lobes würdig wäre. Manchmal kommt aber auch über Herrn Schlenther der „Geist" und in solchen lichten Momenten erwacht sein künstlerisches Gewissen. — Einem solchen seltenen Augenblick haben wir die Aufführung von F. Adler's „Zwei Eisen im Feuer" zu verdanken. Das frei nach Calderon's „Hombre pobre todo es trazas" (Ein armer

Mann muß voller Kniffe sein) bearbeitete Stück ist unstreitig eine werthvolle Bereicherung des Burgtheater-Spielplans und in der gegenwärtigen Spielzeit ohne Frage die einzige. Den Angelpunkt bildet die umgekehrte Menächmenfabel, die durch Shakespeare in der Comedy of errors ihre klassische Weihe erhalten hat. Während bei Shakespeare zwei verschiedene Personen (Antiphilus von Ephesus und Antiphilus von Syrakus) für eine gehalten werden, wird bei Calderon eine Person Don Diego) für zwei (Don Diego und Don Dionys) genommen oder versucht es wenigstens, dafür genommen zu werden. Dieser vortreffliche Einfall erscheint mit ungemeiner Grazie zum Gewebe eines Intrikenlustspiels versponnen, wobei natürlich der echt spanische Einschlag: Mantel und Degen (Verkleidung und Zweikampf) nicht fehlt. Es ist, wie fast alle Calderon'schen Stücke, gewandt aufgebaut, sehr gut gesteigert, voll lebenswahrer Charaktere, und vom Anfang bis zum Ende geistreich. Ueber alldem liegt ein sonniger göttlicher Humor, welcher für ein gutes Duzend Schönthaniaden reichlich langen könnte. Ueber den Inhalt wird noch anderswo gesprochen werden. Das Spiel entsprach den durch das Stück selbst gegebenen Forderungen. Die Hauptrolle, den kecken Glücksritter und zum Schluß auch betrogenen Betrüger Don Diego, hatte natürlich der „Clou" des Burgtheaters inne, Herr Kainz. Er spielte mit der gewohnten, siegesgewissen Bravour, die gewiß vieles Künstlerische aufweist, der aber oft genug Innerlichkeit und Wärme mangelt. Am besten und reifsten war er jedenfalls in jenen bewegten Auftritten, wo sein pfiffig angelegtes Lügengewebe zu reißen droht und er die Gefahr nur mittelst seiner unverwüstlichen Dreistigkeit abwendet. Eine künstlerische Leistung prächtigster Art bot Frl. Witt als Donna Beata, d. i. eines von den beiden Eisen, die Don Diego im Feuer hat. Ganz vorzüglich und einzig gelang ihr die schwierige Scene, in welcher sie mit ihrem Don Dionys bei ihrer Freundin Clara zusammentrifft, jener Freundin, nach der der Picaro als Don Diego insgeheim angelt und infolge dessen so thut, als hätte er Beaten nie gesehen und einen Dionys noch viel weniger. Die Entrüstung über den Gaukler, der mit eherner Stirn behauptet, er, Diego, habe Beata jetzt erst kennen gelernt, und kurz darauf beschwören will, er, Dionys, wisse von einer Donna Clara nicht ein Sterbenswörtchen, diese Entrüstung, die durch seine Festigkeit allgemach zum Zweifel und schließlich zum Glauben an einen Doppelgänger führt, hätte nicht lebenswahrer zum Ausdruck gebracht werden können. Herr Thimig ist anerkannt als tüchtiger Schauspieler, und sein Rodrigo, der Gracioso, d. i. die lustige Person des Stückes, entsprach diesem Rufe vollkommen. Von den Uebrigen seien erwähnt Fr. Devrient-Reinhold (Donna Clara) und Herr Gimnig (Don Sancho). Im Ganzen: ein treffliches Stück, das trefflich dargestellt wurde. Der massenhafte Besuch, sowie die gute Laune, die es bei den Zuschauern erweckte, beweisen unwiderleglich, daß man auf die Seichtheiten der Schönthane ganz gut verzichten kann, ohne für die liebe Kassa und die Zufriedenheit des p. t. Publikums fürchten zu müssen. Zum Mindesten wird dadurch das Deficit, das seit Herrn Schlenther's abstruser Leitung staatsschuldenartig gewachsen ist, nicht sonderlich größer. Von dem künstlerischen Gewinn, der durch die Ausmünzung des zum großen Theil noch unbehobenen Hortes der dramatischen Literatur Spaniens zu erwerben wäre — ich erinnere nur an Calderon's La dama duende und Alarcons La verdad sospechosa — will ich garnicht reden. Es würde auch nichts nützen. — Herr Schlenther führt auf, was ihm durch Vermittlung der Klique gefällt und Alarcon hat es versäumt, Mitglied der „Concordia" zu werden. Stf.

Hofoper. Der Bundschuh. Oper in 1 Aufzuge. Dichtung von Max Morold. Musik von Josef Reiter. Erstaufführung am 13. Nov. 1900. Der Beifall, den das Morold-Reiter'sche Werk gefunden, ist doppelt erfreulich, einmal, weil es fraglos selbst sich ihn errang, ganz besonders aber, weil es ihn verdientermaßen fand. So erbrachte dasselbe — Vielen unerwartet — den Beweis, daß die gewohnheitsmäßige Stimmungsmacherei der Tagespresse denn doch nicht so unbedingt erforderlich sei, als nach allzuvielen Beispielen leider fast mit Nothwendigkeit angenommen werden mußte. Das aber war im vorliegenden Falle gut, denn die liebe Tagespresse hatte sich mit einer Einmüthigkeit, die einer ungleich minder guten Sache werth gewesen wäre, über das Morold-Reiter'sche Werk ausgeschwiegen und daß sie nach der Erstaufführung nicht schweigen konnte, verschuldete sicherlich nicht zum wenigsten eben der Beifall, den die unbeeinflußten Hörer demselben spendeten. Und doch hatte das Dichterpaar diesen Beifall den unvorbereiteten Hörern nicht gerade leicht gemacht, denn wer nicht vor der Aufführung schon Gelegenheit gefunden, Buch und Klavierauszug gründlich durchzusehen, der mußte mit Ernst und Eifer bei der Sache sein, wollte er allen Ereignissen auf der Bühne und im Orchester folgen und mochte wohl des Werkes Kürze als Vorzug empfinden. Gerade seine Kürze aber gereicht ohne Frage dem Werke

zum Nachtheile, denn, da sein allzuenger Rahmen dem Wortdichter wie dem Tondichter verbot, Alles zu sagen, was sie auf dem Herzen hatten, so waren sie beide bestrebt, in das Wenige, was sie sich gestatteten, möglichst viel hineinzulegen. So drängen sich die dramatischen und musikalischen Geschehnisse aufs Äußerste, so fehlt es der Handlung ebenso an Zeit und Möglichkeit, sich zu entwickeln, wie den handelnden Personen, so mußte nothwendiger Weise die dramatische Charakterzeichnung nicht minder leiden als die musikalische, und wie diese gewollte, allzuweitgehende Beschränkung der Dichtung zum Nachtheile gereichen mußte, so nicht minder deren Vertonung. Zu umso größerem Verdienste muß es sohin den Schöpfern des Werkes angerechnet werden, daß es ihnen ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten gelang, stets verständlich zu bleiben, stets ein ebenso lebenswahres als wirkungsvolles Bild der Zeit, in welche sie die Handlung verlegten, zu bieten und in der wildeinherstürzenden Flut der Geschehnisse allzeit Herr ihrer selbst, wie ihrer Schöpfung zu bleiben. Fürwahr keine Kleinigkeit, muß doch das aufständische Bauernbündel in eines bestgehaßten Herrenweibes Willen seinen erprobten, bibelfesten Führer, diese beiden aber Liebe und Leben verlieren, gesellt sich doch zum Aufruhr der Gemüther der Aufruhr der Elemente, und dennoch keine Maßlosigkeit, stets ein Bild bewußter, gewollter, beherrschter Kraft. So wildbewegte Handlung sollte fraglos eine in den grellsten Farben gehaltene musikalische Schilderung erwarten lassen, umsomehr muß die durchwegs festgehaltene Düsterheit derselben auffallen, die, wenn bewußt gewollt, die hervorragende Befähigung Reiter's zu musikalischer Stimmungsschilderei beweisen und soferne er die leuchtenden Farben ebenso in seiner Gewalt hat, wie die düsteren: schöne Zukunftserfolge verheißen würde. Ein wahres Prachtstück solcher Stimmungsschilderei ist der ungemein charakteristische Freudentanz der siegestrunkenen Bauern, dessen Spuren wohl in die engere Heimat Reiter's zurückführen, allwo das biedere Landvolk, altem Brauchthume treu, auch seine Tanzweisen aus uraltem Schatze schöpft. Bewies der „Bundschuh" die längst erprobte Begabung Reiter's für Lied und Chor aufs Neue, so vermochte die Art und Weise der Behandlung des Sprechgesanges nicht voll zu befriedigen, da sie nicht nur ungewöhnliche Anforderungen an die Sänger stellt, sondern auch in den lyrischen Stellen die melodiöse Grundlage vermissen läßt, die der Hörer nun einmal, und mit Recht, nicht missen will. Trotzdem nahm das Werk seine Hörer gefangen und fand verdienten, ehrlichen Beifall, an dem die schlechthin einwandfreie, musterhafte Aufführung ihren vollen Antheil hatte. Solisten, Chor und Orchester übertrafen einander in der Aufführung ihrer zum größten Theile ungewöhnlich schwierigen Aufgabe; möge ihnen Reiter bald wieder Gelegenheit zu neuen Ehren geben.

Sepp von Paumgartten.

Deutsches Volkstheater. Mag man gegen Director Bukovics mit Recht Dies und Jenes einwenden, ihm allerhand Vergehen, ja sogar Verbrechen an der Schaubühne vorwerfen, sein Theater weder deutsch noch auch ein Volkstheater nennen — Eines muß man ihm doch zugestehen: er versteht seine Sache am rechten Fleck anzupacken. Und läßt sich an seinen Verdiensten noch so Manches mäckeln und in Frage stellen — ein Verdienst bleibt ihm ungeschmälert: das Verdienst, das soziale Stück aus der Taufe gehoben zu haben, wenigstens für Wien. Ueber seine Bühne zuerst (am 26. des Hornungs 1891) ging Voß' furchtbares „Schuldig", die Einleitung zu einer langen Reihe von starkgeistigen, Herz und Hirn aufrüttelnden Stücken. Er war es auch, der versucht hat, die „Weber" loszueisen, ein Versuch, der mit Rücksicht auf die hochgradige erbliche Belastung unserer Theaterzensur von vornhinein vergeblich sein mußte. Aber: auch der gute Wille ist zu loben. Und der Lenker des Deutschen Volkstheaters besitzt einen guten Willen, mag dieser flugs auch öfters aus billig zarten Rücksichten auf die Kassenrapporte entspringen. Er versteht es eben das Ding anzupacken. Und so hat er in dieser Spielzeit neben allerlei Trödel aus dem dramatischen Austragstübchen ein Stück geboten, dessen Verfasser, wenn von der gewaltigsten socialen Tragödie, den „Webern", die Rede geht, mit Stolz sagen darf: „ihres Geistes hab' ich einen Hauch gespürt!" Das Drama nennt sich „Schlagende Wetter", der Autor ist eine Dame und heißt: Marie Eugenie delle Grazie. Ihr Name hat einen guten Klang, da sie aber nicht zu einem der litterarischen Krätzel gehört und auch nicht sezessionirt, weiß die Welt, die ihre Bildung aus dem Leibblättchen schöpft, nichts von ihr. Das Drama, mit dem sie zum erstenmale die Bretter betritt, ist ein Drama der ärmsten der unteren Hundertmillionen, der Arbeiter in den Kohlengruben. Die mit dramatischer Schlagkraft fast allzureich ausgestattete Tragödie entwirft mit einer Consequenz und Unerbittlichkeit, wie man sie einer Frau kaum zutrauen würde, ein erschütterndes Gemälde vom Leben der armen Teufel, die der rasenden Profitgier auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind und nur ein Recht haben, das Recht auf den Tod: entweder durch Hunger, wenn sie dem Pfaffen des goldenen

Kalbes nicht gehorchen, oder durch die Elemente, falls sie sich fügen. Das Stück, von dem gelegentlich der Besprechung der Buchausgabe ausführlicher die Rede sein wird, ist außerordentlich straff aufgebaut und, wie bereits erwähnt, von einem dramatischen Leben, das in Erstaunen setzt. Die einzelnen Charaktere sind scharf umrissen und treu nach der Natur gezeichnet. Als Beispiel der Schärfe und Schneidigkeit, mit welcher die geniale Verfasserin ins Zeug geht, diene folgendes Gesprächsfragment, das sich auf den Vorschlag des Häuers Georg bezieht, durch die Gattin des Bergwerksbesitzers die Widerrufung des Befehls durchzusetzen, einen seit Jahren außer Betrieb gesetzten Schacht zu befahren. Dies würde, meint er, umso eher zu erreichen sein, als die Frau vor Kurzem Mutter geworden sei: „so 'was macht weich!" Darauf antwortet der alte Gruber: „Nein, so 'was macht hart! Wenigstens bei den Reichen, denn für die ist's ein neues Recht, ein Recht auf den Schweiß und das Blut und das Leben von all den armen Teufeln, die sich ihnen verkauft haben und sich verkaufen müssen. Immer mehr wird s' haben wollen für ihre Brut, immer mehr und so nach und nach werden s' das Bisserl Glück und Gesundheit von all den armen Teufeln aufbrauchen. Das ist ihr Recht — verstehst mich? das Recht, so viele Hundert verderben zu dürfen, um ein Einzig's froh und reich und glücklich zu machen." Der letzte Act steht in seiner wilden, unheimlichen Großartigkeit einzig da. Vor dem schlagenden Wetter fliehend treffen sich der Bergwerksbesitzer und Georg, dem Feuer die Geliebte abspenstig gemacht hat. Georg, als Bergknappe gewohnt dem Tod in's Auge zu sehen, ist kalt und ruhig, der verwöhnte Herr des Bergwerks leidenschaftlich erregt, sich krampfhaft an die eitelste Hoffnung klammernd. Während des raschen Zwiegesprächs, in welchem der ganze soziale Widerstreit unserer Tage sich spiegelt, wälzt sich das Verderben näher und näher. Wie ein wildes Thier brüllt der „Herr": „So, so eingefangen von dem, was mein Eigenthum ist!" Düster lächelnd entgegnet der „Knecht": „Was da unten g'schehn is', kann sein: g'schieht in net allzulanger Zeit auch oben, wenn einmal die Toten so viel Macht gewonnen haben über die Lebendigen, daß die nimmer wissen, wo ein und aus, aus dem Schlund von Sünd' und Schand', der ihnen 's Geld 'raus-g'spieen hat und immer wieder nur 's Geld. Und dann wird eine große Thür' zufallen und ein Irrthum in Brand aufgehn — so hart und schwarz wie der Flötz da." „Schlagende Wetter" ist ein Drama großen Stils, eines von jenen, deren Eindruck wie mit glühendem Eisen sich ins Gedächtnis prägt. Die Darstellung war sorgfältig, bei Martinelli's Regie übrigens kein Wunder. Er selbst in der Rolle des alten Gruber stand obenan. Ueber seine Kunst, das, was er zu thun und zu sagen hat, den Leser durchleben zu lassen, brauche ich wohl kein Wort zu sprechen. Wenn es einen Schauspieler gibt, der Menschen von Fleisch und Blut darzustellen vermag, Leute, an die wir glauben und mit denen wir fühlen können, so ist es vor Allen Martinelli und sein Rival Tyrolt. Herr Russeck als Steiger Frommhold bot eine abgerundete Leistung, Herr Kramer (Bergwerksbesitzer Liebmann) hingegen vermochte nur in Einzelnem zu befriedigen. Frl. Wallentin (Marie Liebmann) traf den richtigen Ton fast niemals. Sie wollte offenbar das Unausgeglichene im Wesen einer vor Kurzem in andere soziale Schichten gelangten jungen Frau charakterisiren, wußte aber nicht, wie dies zu machen wäre. Herr Kutschera (Georg) brillirte gewohntermaßen, nur daß er den übrigens sehr abgeschliffenen (halb Wienerischen) Dialekt mehr als just nöthig malträtirte. Wenn er nicht Hochdeutsch sprechen kann, geht er auf Krücken und Stelzen. Schließlich sei noch der Fr. Glöckner (Leni) und der Kl. Schiff III. (Annerl) gedacht. Während Erstere eine kleine Nebenrolle inne hatte, war das Theaterkind Schiff III. zwei Aufzüge hindurch fortwährend beschäftigt. Sie entledigte sich ihrer Aufgabe, ein schwindsüchtiges Mädchen zu spielen, trotz ihrer Jugend in lobenswerther Weise und verspricht eine charmante Schauspielerin zu werden. Stk.

Künstlerhaus. „Fallen seh' ich Zweig um Zweig." Wieder hat sich eine Schaar der besten Kräfte von der Künstler-Genossenschaft losgesagt. Der Bund „Hagen" ist ausgetreten und mit ihm Künstler, wie E. Ameseder, A. Goltz, R. Konopa, C. von Pausinger, E. Payer, H. Ranzoni, H. Wilt u. A., die zu den talentvollsten gehören. Immer matter und matter wird es im Künstlerhaus. Beweis dafür ist die jetzige Ausstellung, die ohne Zweifel zu den schwächsten Ausstellungen gehört, welche bisher geboten wurden. Kein frischer Zug, keine Ideen, nichts Packendes, fast Alles phantasielos und nüchtern. Nur wo die Motive schon von der Natur gegeben sind, bei der Landschaft, kann man seine Freude an der vollendeten Technik haben, mit der sie benützt wurden. Im „Olivenhain" kommt R. Ruß' unübertreffliche Art, Bäume zu malen, zur Geltung. Mit aufrichtigem Vergnügen begrüßen wir auch wieder unsere anderen Meister der Landschaft: L. H. Fischer mit seinen farbenprächtigen Aquarellen,

Zetsche, H. Darnaut und endlich Marie Egner, die sich diesmal mit ihren frühlingsduftigen Apfelblüthen selbst übertroffen hat. Bemerkenswerth sind die stimmungsvollen Wienerwaldbilder von A. Schäffer, das hübsche „Esparsetefeld" von Fechter, sowie die prächtigen Tuschzeichnungen von J. Sturm. O. Walter's „Im Prater" ist ein frisches munteres Bild. Sehr wirkungsvoll müßte sich die Ausführung von Kautzky's Dekorations-Entwürfen auf der Bühne machen. Hans Temple ist diesmal stark vertreten, seine Bilder sind immer flott gemacht, nur das Kolorit ist stumpf, trüb und dämmerig. Wo Zwielicht herrschen soll, wie bei dem recht natürlichen, realistischen Genrebild „Morgengrauen" oder bei der „Peterskirche" oder bei der gemüthlichen Empire „Hochzeit", macht sich das sehr gut, bei den Porträts dagegen wirkt es matt und tot. Das Bildnis des Grafen Zichy wird außerdem durch sein vis-à-vis geschlagen, das lebensvolle in Haltung wie Farbe natürliche Portrait des Ministers Miquel (von H. v. Angeli). Zum besten, was die Ausstellung enthält, gehören A. H. Schram's Werke. Wenige verstehen es, wie er, Frische und Weichheit in Form und Farbe zu verbinden. Außer seinen Landschaften sind auch die beiden Frauenköpfe „Priesterin" und „Sphinxaugen" von fesselnder Schönheit. Das große „Cavalleriegefecht" von Prof. Sochor, welches von einigen als „patriotische Schwarte" verdammt, von anderen als epochemachendes, eine neue Aera begründendes Kunstwerk bejubelt wird, macht auf den unbefangenen Beschauer fast gar keinen Eindruck. Im ersten Augenblick hat man das Gefühl, daß man, um die richtige, perspektivische Wirkung zu erzielen, entschieden auf eine Leiter oder sonst etwas Hohes steigen müßte. Und dann diese Unmasse gezückter, fast paralleler Säbel, von mattem Grau, die grauen Röcke, die zweifelhafte Beleuchtung, alles ohne Glanz, und endlich diese fatale Porträtähnlichkeit. Es ist ein schweres Problem, welches übrigens Herr Prof. Sochor nicht gelöst hat, die Züge getreu nachzuahmen und ihnen dabei doch den Ausdruck eines ungewöhnlichen Affekts zu geben, in welchem man sie jedenfalls nie gesehen hat. Leider sehen auch auf dem Gemälde fast alle ziemlich gleichmüthig drein. Von Enthusiasmus, Muth, Todesverachtung oder auch Todesangst ist wenig zu bemerken. Am besten machen sich ein paar aufbäumende Pferde im Vordergrund. In ihnen ist doch Leben! Bleibt man bei dem „Cavalleriegefecht" kühl, so hat man dafür bei den „Königskindern", rechts davon, einen entschieden unangenehmen Eindruck; zwölf traurige, halbverhungert aussehende Mädchen in Brokatgewändern, alle mit gleichen melancholischen Gesichtern, sehen einander oder zur Abwechslung ein Schmuckkästchen und einen Spiegel an. Ihre dürren, mumienhaften Hände halten sie meist in rechtwinkeligen Stellungen; vielleicht könnte der Maler, Herr Stevens in Brüssel, mittelst eines Commentars dieses Werk erklären, versöhnen könnte er einen aber trotzdem nicht damit. Man muß es immer unsäglich steif und manierirt finden. Will man sich nach diesem Eindruck erquicken, so sehe man sich die freundlichen, prächtig gemalten Landschaften von Geo. Bernier (Brüssel) an. Gut im Ausdruck ist Gouweloos' alte Dame „Erinnerungen" betitelt und der kleine „Despot" mit seinem langen Mantel, seinem Szepter und dem arroganten, herrischen Kindergesicht. Meunier's Porträts mögen getroffen sein, sehen aber recht hart und steif aus, dafür machen seine Landschaften den Eindruck, als wären sie aus Watta angefertigt. Was die Karrikaturen von Jo Leo betrifft, so weisen sie mehr Häßlichkeit als Witz oder Komik auf. Wie ganz anders die geistvollen, noch mehr im Ausdruck, als in den Zügen karrikirten Künstlerporträts von R. Swoboda, sie sind wohl das Amüsanteste in der ganzen Ausstellung. Sehr anmuthig und hübsch gemalt ist H. Friedländer's „Mutter und Kind". Das reizende, schläfrig aussehende Kleine auf dem Arm der jungen Mutter muß wohl Jedem gefallen. Liebenswürdig sind auch Zewy's „Hannerl" und G. Heßl's Kind und Taube. Von Skulptur ist wenig da, ein paar gute Porträtbüsten von Benk und Kassin; ein Grabdenkmal von Meißner, bei welchem einige der singenden Engel zu karrikaturenhaft aussehen mit ihren offenen Katzenmäulern; auch der Rauch ist eigenthümlich, der wie Tüllfetzen herumfliegt, um sich endlich gemächlich auf den Boden zu legen. Zum Schluß sieht man noch einiges Gewerbliche, graziöse Möbel mit alterthümlichen, fein ausgeführten Gobelinmustern mit Amoretten und Delphinen; die Stühle mit den schön geschnitzten Rosen auf den Lehnen sind aber entschieden zum Ansehen einladender als zum Platz nehmen. Die verschiedenen weiblichen Gestalten, deren Füße sich in Schilf oder Wasserfälle verwandeln, werden monoton.

Secession. Schon ihr Plakat ist rätselhaft. Was stellt es vor? (Windverwehte Hosenträger? Oder Maikäferfühler mit Bändern daran? Oder Sicherheitshafteln?) Die Antwort darauf geben die ausgestellten Gegenstände im Secessionsgebäude, sie lautet beiläufig: Weißt du denn nicht, daß die Secession die Freistatt der Narretei ist? Hier bei uns dürfen nicht nur die Künstler so toll sein, wie

sie wollen, auch die Farben und Linien fühlen sich frei von jeder Schranke und tanzen ihren Hexensabbath, wie es ihnen gefällt. Hier nimmt sich eine einen Anlauf, ein weibliches Wesen zu bilden, überlegt es sich im nächsten Augenblick und zieht vor, ein Bandwurm zu werden, um sich endlich wieder in ein Blatt oder irgend etwas Undefinirbares zu verwandeln. Die Farben machen es ebenso. Da ist das Orange toll geworden und will sich durchaus auf einem menschlichen Geschöpf breit machen, während ein grelles Lila sich auf Hände und Füße desselben niederläßt. Uebrigens: Warum soll man immer nur mit vernünftigen Leuten verkehren? Die Narren sind amüsanter und über ihre geistreichen Einfälle und lichten Momente freut man sich doppelt. Außerdem kann man sie auslachen. — Da ist zuerst der große, mittlere Saal; in angenehmem Blaugrau gehalten, leider aber mit ziemlich unschönen geraden Latten verziert. Und oben mit Ornamenten von Pfauenfedern, die sich natürlich wurmartig einringeln. In den Vitrinen sind allerlei Geräthe und Bucheinbände. Diese letzteren von Ashbee sehen recht gediegen und alterthümlich aus, die von Kolo Moser sind mit ziemlich nichtssagenden Ornamenten versehen, seine langstieligen Gläser sehen höchst beunruhigend aus, man muß sehr bequem sein, wenn man sich auf diese Weise den Weg vom Glas bis zum Mund verkürzen will. Sein Eckschrank „Die verwunschenen Prinzessinnen" wird der Originalität wegen viel betrachtet und von den guten Wienern bewundert. Die geschlossenen Thüren sind mit großen maigrünen Thränen verziert, innen aber sieht man die drei traurigen, holzbraunen, mit runden Silberflecken geschmückten Jungfrauen, die eher komisch, als verwunschen aussehen. Die Möbel von Ashbee (London) sind steif, die Stoffmuster wirr, die Vasen von Scharvogel (München) machen den Eindruck, als hätte man Stearin oder Tinte darauf getropft. Von Bildern ist manches Gute da. Vor Allem die „Partie aus Goisern" von R. Alt. Myrbach's Bilder beweisen, daß er als Zeichner bedeutender ist, denn als Maler. „Halbsonne" von Kempf ist gut in der Beleuchtung. Dagegen ist man erstaunt über die fürchterlichen Fischerboote von Nowak (Wien), zu denen die Landschaften von Saegher (Genf) ein würdiges Pendant bilden. Auch Tichy's Bilder sind gar zu scheckig, ausgenommen das gelungene „bretonische Mädchen". Mehoffer's große bunte Cartons mögen sich als Glasmalereien gut machen, nur stimmen diese Heiligen nicht besonders andächtig, was übrigens heutzutage den meisten Heiligen passirt. Saal II ist der „Maison Moderne" in Paris gewidmet. Zuerst fällt uns eine große hölzerne Stellage auf, die sich Kaminverkleidung nennt und von Van der Velde (Brüssel) stammt. Ein ziemlich nichtssagendes, mit blumenartigen rothen Flecken geziertes Gebäude. Von Schmucksachen sind ein paar hübsche Ringe, Brochen 2c. da. Originell und doch nicht geschmacklos sind die „Wasserblumen mit Fischotter" von Plockroß (Kopenhagen); wirklich reizend aber sind die Handspitzen von F. Aubert (Paris). Etwas Feineres, Duftigeres als diese, in zarten, natürlichen Farben ausgeführten Blüthen der Iris, Diclytra, Clématis 2c. hat die Spitzenindustrie kaum noch geleistet! Saal III ist ganz rund, weiß, und enthält fast nichts als die Brunnengruppe von Minne, auch aus der „Maison Moderne". Um ein rundes Bassin mit blauem Wasser knieen fünf ganz gleiche ausgemergelte junge Männer; da sie Herrn Minne noch nicht mager genug waren, hat er ihnen die Hüften abgestutzt, die nun senkrechte Linien bilden. Diese traurigen Gestalten liefern einen Gesprächsstoff für die heiteren Wiener, sie werden sie bald so lieb gewinnen, wie ihren Girardi, denn sie haben Alles gern, worüber sie lachen können, und das kann man mit gutem künstlerischen Gewissen über die fünf Jünglinge. Ringsherum stehen Lorbeerbäume und an der Wand sind Nischen, wo man Minne's Lieblingsgestalt wieder in verschiedenen Variationen begegnet, so im Maurer, Reliquienträger 2c. Saal IV ist Gottlob auch nur mit wenig Möbeln verunziert. Nur ein geschmackloser Glaskasten mit ein paar aufgeblasenen Frösch en, einem großen, rothen Porzellan-Tannenzapfen 2c. ist hier und eine graue Etagère, auf welcher eine irisirende Lampe steht, welche von einigen aristokratischen Damen für „riesig gemüthlich" erklärt wurde. Dafür aber die Bilder! Ein wahrer Hexensabbath der Farbe! Da ist Aman-Jean aus Paris. Seine „Dame mit der Nelke" und jene mit dem großen Hut, „Brise" betitelt, bei denen das lila, rosa, orange der Bekleidung auch das Gesicht erfaßt hat, sind wirklich gräulich. Auch Kurzweil (Wien) schwelgt in Farbenflecken, sowohl im „rothen Schlafrock", als in seinen Landschaften. Etwas Abscheulicheres als die Tänzerin von Piet (Paris), die sich leider ihrer Röckchen entledigt, um im Tricot ihre Häßlichkeit ganz zu enthüllen, kann man sich schwer vorstellen. Welche Wohlthat wäre es, wenn alle Ballerinen ihr glichen, da bliebe uns gewiß der lästige Anblick der Glatzen im Parkett der Hofoper erspart! Bewegt und charakteristisch sind dagegen Szymanowsky's plastische Werke. Flott auch die modernisirten Tanagrafiguren von Louis Dejean (Paris). Dettmanns „Durch die Felder" ist recht stimmungsvoll. Von den Parisern

kommt man jetzt wieder zum steifen Engländer Asbhee. Unter den vielen geradlinigen Möbeln ist das unglaublichste wohl der Lehnstuhl mit den drei geraden, riesig hohen Lehnen. Man weiß nicht, gehört er für Pessimisten, die nichts von der Welt sehen wollen, oder für schlimme Kinder, die man hineinsetzt, statt sie in den Winkel zu stellen, oder für Liebespaare, die sich verstecken wollen. Sonderbar ist auch der kolossale Schreibtisch, auf dessen großer Fläche man, wie kühn behauptet wird, „keine Unordnung zu machen im Stande ist". Fein ausgeführt, hübsch in Form und Farbe ist Burne Jones (London) componirter Gobelin „Angeli laudantes", nur sollten sich die beiden Engel nicht so zwillingshaft gleichen. Der ganz in gelb gehaltene nächste Saal sieht freundlich und sonnig aus. An der Rückwand sind drei Bilder von Gaston La Touche (Paris), die im röthlichgelben Farbenton gut zum Ganzen passen. Das mittlere stellt „Türkische Frauen" vor; zuerst sieht man aber nur das Gelb und Roth schimmern, endlich unterscheidet man einige mehr oder weniger bekleidete, in mehr oder minder provokanten Stellungen befindliche Türkinnen und 1—2 Katzen. Viel anziehender ist das Bild links davon „Aus Versailles". Die halb im Abendsonnenglanz, halb durch Dämmerung leuchtende Brunnengruppe mit den Schwänen macht einen poetischen, traumhaften Eindruck. Von Khnopff ist eine sehr gut gemalte „Violinspielerin" mit unverschämt rothem Haar da und natürlich wieder ein paar Damen ohne Stirn und Schädeldecke. Warum wohl Herr Khnopff meint, daß die Frauen, wenn sie ein hübsches Gesicht haben, keinen Kopf brauchen? Kühn gemacht ist das „Portrait meiner Schwester" vom genialen Marr (München). Im Saal VII kommt man zu einem der lichtesten Momente der Närrin „Secession". Denn hier sind die so leicht, so einfach hingeworfenen und doch so wirkungsvollen Landschaften von Jettel. Eine entzückender, als die andere. Sowohl die heimischen Motive von Enzersdorf ꝛc als die südlichen Gegenden beherrscht der Künstler mit gleicher Meisterschaft. Wie abscheulich sehen dagegen die Tänzerinnen von Degas (Paris) aus. „Mutterschaft" von Jungmann (London) ist zu stark Imitation der altdeutschen Manier, interessanter sind seine von Kevlaar heimkehrenden Pilger in ihrer Bauerntracht mit Lampions in den Händen. Von Böcklin ist eine kleine flotte Skizze „Frühlingslied" hier. Den größten Raum im VIII. Saal beansprucht O. Wagner's Zeitschriftenkasten. Derselbe ist bequem und zweckentsprechend, auch die Ausschmückung (herbstlich rothgefärbte Blätter auf grünem Grund) ist reizvoll. Dasselbe Motiv ist auf den Stühlen und Wandbehängen wiederholt. Die weißen secessionistischen Ornamente dagegen könnten lieber wegbleiben. Das große Glasfenster von Bacher ist bis auf die scheckigen Bäume hübsch. Bei den Legenden von Liebenwein (Burghaufen) passt die einfache kräftige Zeichnung sehr gut zu dem gewählten Stoff. Entzückend ist der Kopf des schlafenden Kindes von Szymanowski (Sévres). Ein Durchgang, in welchem man die hübschen Marmorziegen von Gaul und einige Keramiken bemerkt, führt in das letzte und furchbarste Gemach. Eine Folterkammer des Geschmacks. Hier sind die gefährlichsten und tobsüchtigsten der tollen Linien eingesperrt. Es nennt sich Kollektion von Chas. R. Mackintosh und Margaret Macdonald-Mackintosh. Die Möbel an den Wänden bestehen aus geraden oder schwach gebogenen, entweder ganz weißen oder ganz schwarzen hohen Holzlatten, mitunter schmucklos, manchmal aber mit Frauenköpfen verziert, die zwar keine Stirne, dafür aber statt des Körpers einen Stengel haben, an der Wand sieht man eine violettseidene, aufgehängte Frauengestalt, welche die Form eines alten Fiedelbogens hat, zwei andere Wandverzierungen bestehen in bleichen Weibern, die sich nach unten zu in riesige weiße Kürbisse verwandeln. Dazu mitten im Zimmer eine große Vase mit welken Blumen, rückwärts ein häßlicher Kamin und eine Riesenuhr, deren dumpfes Ticken die Begleitung zu dieser Katzenmusik von Formen und Farben bildet. Ein Glück, daß sich kein Besucher hier lange aufhält, bei den überreizten Nerven unseres degenerirten Geschlechts könnte das arge Folgen haben. Die verschiedenen Anstalten, die wir für Nerven- und Kopfleidende besitzen, würden nicht mehr ausreichen und man müßte am Ende noch einige öffentliche Gebäude, z. B. Parlament und Rathhaus ganz den Narren einräumen, oder vollständig in Irrenhäuser umwandeln, was vielleicht ohnehin das Ersprießlichste wäre.

O. Landolt.

Theater-Rundschau.

Berliner Theater. Damen und Herren, die das Theater offenbar nur deshalb besuchen, um zu spät kommen oder um hochaufgerichtet von ihrem Parkettplatz aus ruhelos nach vorn und hinten Grüße senden zu können. In beiden Fällen erregt man einiges Aufsehen, und das ist ja der Zweck der Kunstübung. Von den maßgebenden Zeitungen werden diese Herrschaften „unser vornehmes Premièren-Publikum" genannt, denn die maßgebenden Zeitungsschreiber kennen diese Herrschaften von Olmes Tagen her und dinieren

manchmal bei ihnen. Um sich die gute Kundschaft nicht zu verderben, erwidern sie jede flüchtige Verbeugung, jedes oberflächliche Kopfnicken mit honigsüßer Ueberhöflichkeit. Insgeheim freilich wünschen sie das vornehme Premièren-Publikum geradeso zum Teufel wie die Premièren selbst. Drei, viermal in der Woche, und ausgerechnet an den schönsten Abenden, muß man hier hocken, dem blödsinnigen Gefasel irgend eines begrenzten Tölpels scheinbar interessiert lauschen und nachher noch, wenn alle vernünftigen Menschen längst beim Skat sitzen oder, um den Kater von gestern zu verschlafen, im Bette liegen, und nachher noch eine überschwängliche Lobhudelei ins Morgenblatt bringen. — Denn der idiotische Kerl, der das jämmerliche Machwerk zurechtgestümpert hat, ist mit der Frau des Inseratenchefs verwandt oder hat wichtige Beziehungen zu wichtigen Banken oder muß gelobt werden, weil der Verleger mit Kapital am Theater betheiligt ist. Selten darf man einmal seiner Feder und seinem Grimm freien Lauf lassen. Du lieber Gott, heutzutage gehört schon jeder junge Dachs zu irgend einem Klüngel, und tritt man ihm auf die Hühneraugen, dann hat man mit einem Schlage die ganze Bande gegen sich aufgebracht. Es ist längst keine Freude mehr, über Berliner Premièren zu berichten.

In einigen deutschen Kunst- und Unkunst-Städten, in Hamburg, Dresden, München, Frankfurt a. M. zum Beispiel, hat sich neuerdings das Bestreben gezeigt, theatralisch von Berlin loszukommen. Man ist empört darüber, daß die Berliner ihren Geschmack der ganzen deutschen Welt, mit Einschluß der Wiener Vorstädte, aufdrängen, und daß sie Niemanden, der nicht zu ihrem Concern gehört, an die Krippe lassen. Indeß wird diese Bewegung, wie andere mehr, im Sande verlaufen. Hat im Geschäftsleben — und ich rechne das Theater zum Geschäft — ein Ring erst einmal Macht und Einfluß gewonnen, dann ist er nicht mehr zu zerbrechen. Die Berliner Dramenfabrikation wird, rein kaufmännisch betrachtet, so geschickt geleitet und bietet den kleinen Direktoren draußen so gewaltige Vortheile, daß gar keine Konkurrenz aufzukommen vermag. Besonders keine Konkurrenz, wie Hamburg, Dresden, München, Frankfurt a. M. sie machen. Statt nämlich ihren Eigenwuchs zu fördern, landsmännischen Autoren den Weg zur Bühne zu ebnen und so, was doch die Hauptsache ist, dem gefährlichen Berliner Geiste ein Paroli zu bieten, die deutsche Kunst zu befruchten, bringen die Premièrenhäuser außerhalb der Reichshauptstadt ungeheure Opfer, um — Berliner Autoren den Berliner Theaterleitern fortzuschnappen. Hamburg will nicht Hamburg und München nicht München sein; beide beeifern sich vielmehr, ein Klein-Berlin zu scheinen. So befestigt die von ihnen ausgehende Bewegung geradezu die überragende Stellung der Spreestadt, ermuthigt die Spreepoeten zu weiterem „löblichen Thun" und macht unser Publikum wie unsere Kritik immer „maßgebender".

Der bisherige Verlauf der Spielzeit gibt denn auch den Schwarzsehern, die Berlins Tyrannei für unüberwindlich halten, in vollem Umfange Recht. Es ist seit Anfang September kein neues Werk über die Bretter gegangen, das sich eines litterarischen Erfolges oder doch wenigstens gewisser litterarischer Qualitäten rühmen dürfte. Die Mehrheit der Autoren strebte auch gar nicht darnach. Sie sind herzlich froh, wenn sie die breite Bettelsuppe, das Alltags-Schwankfutter, das Rührschauspiel, kochen können; den Himmel überlassen sie den Engeln und den Spatzen. Ganz beträchtliche Schriftsteller, deren epische Schöpfungen man bei abendlicher Lampe mit stillem, innigen Vergnügen liest, geben sich erschreckend roh und geistlos, sobald der Theatersatan sie packt. Ihre krampfhaften Anstrengungen, Faiseur unter Faiseuren und nichts als das zu sein, entbehren der Komik keinesfalls. Nur mischt sich so viel Widerwärtiges in diese Komik, daß sie zu allem anderen eher als zum Lachen reizt. Die Herren Otto Erich Hartleben und Sudermann sind ganz gewiß feine Künstler; des Einen behaglicher Bummelhumor, sein ruheloses Ringen, die Bühne der Gesellschaftssatire zu erobern, verdient in mancher Hinsicht ebensoviel Beifall und Anerkennung, wie die hohe dramatische Begabung, die Zauberkraft der Stimmungspoesie des Anderen. Was aber sind sie in ihren Stücken! Der „Rosenmontag" hat kraftvoll durchgeschlagen, und nicht nur die mit blonden und schwarzen Bestien besetzte Lärmgallerie des Deutschen Theaters, sondern auch der ruhigere Theil der Hörerschaft fiel in den dröhnenden Jubel ein. Die Folge war eine vorzügliche Presse — sobald das gewisse donnernde Brausen durch den Raum geht, zieht die Mitternachts-Kritik allemal die Hörner ein und unterwirft sich widerspruchslos dem Verdikte der Masse. Doch ging es Herrn Hartleben genau so, wie dem Reichskanzler Grafen Bülow. Dieser bedeutende Diplomat blendet die freilich nicht verwöhnten Mitglieder unseres Reichstages jedesmal wieder durch etliche nette Witzchen, die er säuberlich vorher präparirt und verwegen abschließt, sobald der Stern der Sekunde winkt. Bülow's Witzchen und kavaliermäßige Liebenswürdigkeiten machen auch den strengsten Demokraten vergessen, daß der reizende hohe Herr zur Sache eigentlich so gut wie nichts gesagt hat. Die Journale sind am nächsten

Tage vor Wonne außer sich. Daß Bismarck nunmehr überholt ist, diese Redensart wird bereits jedesmal als Kliché verkauft. Jedesmal aber regt sich auch acht Tage später die Kritik, und am Ende liegt die ganze schöne Rede hilflos zerfetzt am Boden, daß sie kein Bettelweib mitnehmen würde. Genau so erging es Herrn Hartleben. Wer heute über sein Opus schreibt, läßt grundsätzlich kein gutes Haar mehr daran. Ich habe seinerzeit an anderer Stelle ausführlich auf die Schwächen der Arbeit hingewiesen: auf die schreiende Unwahrscheinlichkeit der Fabel, die zwei anständige junge Offiziere, Burschen voll Blut und Brand, wie niederträchtige Schufte handeln läßt; auf die vergilbten Theaterfaxen, darin sich der Reformer Hartleben diesmal gefällt, auf die sentimentalische Verlogenheit des Schlusses und den im Kern völlig undramatischen, auf Schrauben stehenden Dialog. Trotzdem muß man anerkennen, daß die Arbeit als Coulissenreißer wirksam, also für die Bühne durchaus brauchbar ist. Von Sudermanns „Johannisfeuer" läßt sich das nicht behaupten. In dem qualvollen Hin und Her des letzten Aktes verliert man mit der Geduld beinahe auch den Glauben an die vielgerühmte technische Gewandtheit des Verfassers. Seine Niederlage wurde durch unzureichende Darstellung besiegelt.

Der Versuch, das Stück dem Publikum zum Trotz durchzudrücken und ihm dadurch wenigstens die beunruhigte Provinz zu sichern, schlug fehl; leere Bänke grinsten Marikke und ihr Schorschchen Abend für Abend an. Felix Philippi, der Mann der hochaktuellen Sensationsdramatik, kam deshalb mit seiner Dreyfusiade „Die Mission" eher zum Worte, als er gehofft hatte. Aber man blies ihn entrüstet an, hatte man doch die Dramatisirung des Mac Kinley'schen Wahlsieges oder mindestens eine Berücksichtigung der letzten Ritualmorde von ihm erwartet. Das Lessing-Theater suchte sich dann mit Giacosa's „Wie die Blätter ..." aus der Verlegenheit zu helfen; auf die Billetzahler wird das aus lustig frecher Ironie und ehrbarem Gerede seltsam gemischte Werk jedoch kaum besondere Anziehungskraft ausüben. Das vom Glück weit mehr begünstigte Deutsche Theater errang dagegen auch mit Tolstoi's „Macht der Finsterniß" einen unbestrittenen Sieg und entzückte durch schauspielerische Glanzleistungen. Von den übrigen Bühnen ist überhaupt nichts zu melden. Höchstens Totenlisten. Paul Lindau begrub nacheinander Wilbrandt's spukhafte Jamberei „Viola", Elsbeth Meyer-Förster's „Käthe", die die novellistische Begabung der Dame darthut, und den Hugo Ganz'schen Leitartikel in mindestens vier Akten: „Der Rebell". Seine Bemühungen, Blumenthals und Kadelburg's „Strenge Herren" auf dem Spielplane zu erhalten, trotzdem sich ihnen am ersten Abend eine stramme Opposition entgegengestellt hatte, waren dagegen von Erfolg gekrönt. Die Kassenrapporte habe ich allerdings nicht gelesen. Von den übrigen Theatern, die an der Novitätenhatz emsig theilnehmen, kam uns mit litterarischen Allüren nur die neue Sezessions-Bühne. Sie hat ihr Heim einstweilen am menschenvollen Alexanderplatz, fern vom Theaterwesten, aufgeschlagen und entwickelt einen Fleiß, der zwar dem arbeitsamen Stadtviertel angemessen erscheint, ihre Leistungen aber entschieden ungünstig beeinflußt. — Elsbeth Meyer-Förster, Hofmannsthal, Maeterlinck, Wassermann, Tschechow, Helge Rode, Lothar Schmidt und noch fünf oder sechs andere Autoren huschten uns dort vorbei, von Männern wie Ibsen und Knut Hamsun ganz abgesehen. Einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht vermochte ich bisher nicht zu erblicken und ebensowenig hat mir bis heute die Existenzberechtigung des Unternehmens eingeleuchtet. Aber was nicht ist, kann noch werden.

Daß im Schiller-Theater ein neuer Nachahmer Gerhart Hauptmann's mit dem schlesischen Bauerndrama „Ephraims Breite" auftauchte, würde ich kaum als beachtenswerth mitgetheilt haben, wenn der Verfasser nicht Karl Hauptmann hieße und seines Bruders Bruder wäre. Ein sehr ausführlich dargestellter „Schweindla"-Handel im ersten der fünf Akte erbringt von vornherein überzeugenden Beweis für den Dilettantismus Karls und die absolute Wesenlosigeit seiner Heldin Breite beseitigt den letzten Zweifel daran.

Wenn man die Ernte überblickt, sieht man erst, wie karg sie ausgefallen ist. Noch sind zwar mehrere große Kanonen nicht ins Gefecht gekommen; Gerhart Hauptmann, der vergrübelte Halbe und Major Lauff wollen noch zu uns sprechen. Hoffnung, du sollst uns im Leben fröhlich und trostreich umschweben! ... Nichtsdestoweniger wird mein herzlicher Wunsch, daß die übrigen deutschen Kunststädte in schärferen Wettbewerb mit Berlin treten, nun auch Unbetheiligten verständlich sein. Eine Unzahl neuer dramatischer Kunstwerke, deren Erstaufführung jetzt durchaus in Berlin stattfinden muß, würde dann in München oder Hamburg, Frankfurt oder Dresden unter lebhaftem Beifalle abgelehnt werden und uns folglich erspart bleiben.

Caliban.

Bücherschau.

Vorbemerkung. Entgegen der Gepflogenheit, Bücherkritiken hier als Lückenbüßer, dort als altväterliche Reliquien, einmal als billige Augendienerei, ein andermal als bequemes Zwangmittel zu betrachten, werden wir *just dieser* durch die journalistischen Krippenreiter zum allerscheußlichsten horizontalen Handwerk herabgedrückten Kunstbethätigung ganz besonderes Augenmerk widmen. Um den Augiasstall der verlogenen Kritik zu misten, geben wir unseren Kritikern *vollkommen freie Hand*, zu sagen, *was* sie wollen und *wie* sie *es* wollen, sobald wir nur wissen, *daß* sie Ersprießliches wollen. Unsere Kritik soll eine freie Rednertribüne sein, wo *Jeder* zum Worte kommt, der einen *redlichen* Standpunkt hat und ihn redlich zu *vertreten* weiß. Berufung dagegen steht unter *gleichen Voraussetzungen* ebenso vollkommen frei; offene, männliche Aussprache wird allwärts von nicht geringem Nutzen sein.

Die Schriftleitung.

„Das jüngste Deutschland".

Von Karl Bleibtreu.

Unter obigem Titel mit dem vielversprechenden Zusatz „Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschichte" gab A. v. *Haustein*, Privatdocent, eine 375 Seiten Großoctav umfassende Darstellung der letztverflossenen Entwickelungsperiode heraus. Die Ausstattung durch R. Voigtländer's Verlag (Leipzig) darf als mustergiltig bezeichnet werden und der Preis von 8 Mark (feingebunden) als ein äußerst mäßiger. So scheint denn möglich, daß schon bald ein Neudruck erforderlich sein wird, der Verfasser also Gelegenheit erhält, Lücken zu füllen, Fehler auszumerzen. Von letzteren möchten wir gleich die gröbsten moniren, daß einmal allen Ernstes Taine als „Engländer" genannt und im Register das Wormser Festspielhaus in — Wien erbaut wird. Als peinliche Lücke wird empfunden, daß einer der bedeutendsten modernen Erzähler, F. zur *Megede*, nicht mal genannt, auch der Schweizer F. *Heer* in der Aufzählung vermißt wird, *Ompteda* eine zu knappe Würdigung genießt, während R. *Stratz* und F. v. *Zobeltitz*, die dem gleichen Milieu angehören, sich mit bloßer Namensnennung begnügen müssen. Und so ernststrebenden Künstlern gegenüber sind 5 Seiten dem Tovote zugemessen, dessen schnelllebige Leichtfertigkeit zu seinem äußeren Ansehen in keinem Verhältniß stand. Immerhin bleibt Haustein's Werk das beträchtlichste, was bisher über jene merkwürdige Epoche irgendwo veröffentlicht wurde. Mit klug berechneter, doch übertriebener Bescheidenheit spricht er in der Vorrede bloß von „Vorarbeit für Fachgenossen", doch leistete er weit mehr. Mit eingehender Gründlichkeit hat er das Material gesichtet, Anfänge und Fortführung der Bewegung in München, Berlin, Leipzig, Wien verfolgt und rein „historisch" wäre wohl nichts mehr hinzuzufügen, es sei denn Gründung litterarischer Vereine auch in Bremen und am Rhein, welch letztere sogar eigene Blätter gründeten. Nicht übel wäre auch dokumentärer Vergleich der Pressestimmen, wie die größten Blätter lange die Bewegung total ignorirten oder mit Hohn überschütteten, aber sofort umsattelten und ihr Herz als Realisten entdeckten, als äußerer Erfolg den Haupt- und Sudermännern erblühte.

Um Hansteins Eintheilung des Stoffes zu begreifen, unterziehe man sich der Mühe, genau nachzurechnen, wieviel Seiten er jedem der bedeutenderen Autoren zu widmen für gut fand. Da kommen nun freilich merkwürdige Abschätzungen heraus. Ueber Tovote, wie gesagt, 5 Seiten, über Fulda ebensoviel, Bahr 4, Wolzogen sogar 6, dagegen über Voß, George und Hofmannsthal je $1\frac{1}{2}$, über Kretzer und Alberti etwa 3, über Conrad, Kirchbach, Liliencron $5\frac{1}{2}$. Für Julius Hart sind $2\frac{1}{2}$, Hirschfeld 3, Hartleben und Heinrich Hart je $3\frac{1}{2}$, Hans Land 4 erübrigt worden. Man wird nicht umhin können, diese Stoffvertheilung als etwas willkürlich zu empfinden.

Wir verargen dem Verfasser nicht, daß er dem unbekannten Dichter **A. v. Haustein** $5\frac{1}{2}$ Seiten weiht. Nur sollte er dann unterlassen, sich über geschmacklose Selbstanpreisungen zu ereifern, wenn bei ihm auch seine kräftige Selbstschätzung unter diplomatischeren Wendungen versteckt bleibt, wovon er einst sogar als Theaterreferent der „Dramaturgischen Blätter" Zeugnis ablegte, indem er seinem Epigonen-

opus „Saul" nach dessen glattem Durchfall einen großen Kassenerfolg zusprach. Wir sagen dies offen heraus ohne jedes Uebelwollen, denn wir verstehen und verzeihen hier viel, nur sollte der Verfasser nicht den tadellosen Idealisten spielen. Ob bewußt oder unbewußt, auch er scheint von Parteilichkeit nicht frei und allzu Menschliches beeinflußt wohl auch ihn, wie wir ihn denn einen „idealen Streber" taufen möchten. Es ist dies ein sehr seltener Typus und natürlich nicht mit dem landläufigen Wald- und Wiesenstreber zu verwechseln, der offen als Unkraut und Klatschrose blüht. Der ideale Streber ist eine verborgene köstliche Pflanze, die nur im Treibhaus künstlicher Kultur und überfeinerter Bildung gedeiht. Hanstein stammt aus einem sozusagen Hochadel des Gelehrtenthums, die vor Helmholtz berühmtesten Häupter der Naturwissenschaft, Ehrenberg und Mitscherlich, waren seiner Mutter nächstverwandt, sein Vater selbst ein für ansehnliche Bedeutung geadelter Botaniker. Der Sproß dieser einst in Berlin tonangebenden Familien, persönlich leider völlig mittellos in den Lebenskampf gestellt, trug wohl das Bewußtsein im Busen, daß solch ein junger Prinz aus regierenden Häusern der Wissenschaft verpflichtet sei, etwas Außerordentliches zu werden. Dazu gesellten sich ein idealer Grundzug des Wesens und eine einnehmende Persönlichkeit, deren scheinbar schwächliche und konziliante Liebenswürdigkeit jedoch nur vom wahren Menschenkenner als das gedeutet werden kann, was sie ist: Maske eines heftigen ehrgeizigen Strebens, das sich gleichwohl über seine zu geringe schöpferische Kraft nicht täuscht.

Diese Selbsterkenntnis, welche gewisse schmeichelnde und ehrgeizstachelnde Verblendungseinflüsse ihm nicht rauben mögen, beweist schon Hanstein's hohe geistige Kultur, und wenn er endgiltig darauf verzichtet, produktiv zu wirken und sich auf Litterarhistorie beschränkt, so werden wir noch Schönes von ihm erwarten dürfen. Die akademische Professorenlaufbahn, die er eben anstrebt, muß ihm, der schon als simpler „Schriftsteller" sich mit allerlei Orden behängen ließ, reiche Lorbeeren bringen; denn einen besseren Redner als ihn gab es wohl selten und diese fabelhafte Geläufigkeit des Mundes ist nicht, wie meist bei Rhetoren, mit Leere des Hirns verknüpft, sondern speist sich aus gründlichem Wissen und reichem Denken. Auch in vorliegendem Buche macht ihn gerade gediegene Vertrautheit mit dem Stoffe beredt und wenn er trotzdem die erstrebte wissenschaftliche Objektivität nicht durchweg erreichte, so machten sich eben gewisse Grundmängel seines Wesens dabei geltend, die ihm Verständnis für das Unregelmäßige, Elementare, Dämonische verbieten. An einer Stelle verräth er naiv, daß ihm natürlich Klarheit das erste Erforderniß der Kunst sei. Dann freilich ahnt man, warum ein denkender Kopf wie Hanstein, auch ohne persönliche Beziehungen als Erklärung zu Hülfe zu nehmen, einen gefälligen Fulda so ungeheuer ernst nehmen kann. Wen soll es nicht überraschen, wenn er die sechs „Bücher", in die das Werk zerfällt, als kennzeichnendes Ueberschriftsymbol mit den Bildnissen von Wildenbruch, Bleibtreu, Ibsen, Liliencron, Nietzsche und — Fulda gekrönt findet!

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Aus dem Narrenhause der Zeit.

Die Kulturträger an der Arbeit. Durch die Tagesblätter läuft folgende Nachricht: „Eine Hinrichtung in Kiao-tschau. Bis vor Kurzem wurden zum Tode verurtheilte chinesische Verbrecher in Kiao-tschau nach europäischer Manier, also durch Pulver und Blei, vom Leben zum Tode befördert. Jetzt hat man sich entschlossen, die durch deutsches Urtheil dem Tode verfallenen Chinesen nach chinesischem Brauche hinrichten zu lassen." Folgt die Beschreibung einer solchen Hinrichtung nach dem Berichte der „Dentsch-ostasiatischen Warte": „Am Dienstag Morgens um 6 Uhr bewegte sich eine seltsame Prozession auf dem Ostpasse von Tsingtau auf die Flächen von Tai-Tung-Schen zu. Zuerst sah man einen deutschen Polizeisoldaten mit zwei Chinesen, von denen der eine ein Henker aus Kiao-tschau und der andere dessen Gehilfe war. Der Gehilfe trug dem Meister ein ziemlich langes und breites Messer nach. Zehn Minuten später erblickte man einen chinesischen Schubkarren mit zwei darauf angebundenen Verbrechern, rechts und links neben dem Karren ein Geleit von zusammen acht Polizeisoldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. An der Haltestelle des Zuges, beim chinesischen Friedhof, hatte sich nach nnd nach eine größere Menge von Menschen angesammelt Die b-iden Verbrecher wurden von dem Karren losgebunden und nach der Mitte des Platzes geführt, wo sie niederknien mußten. Ihr Oberkörper wurde entblößt, der Kopf hochgebunden, die Arme wurden am Rücken

gefesselt. Nach Verlesung des deutsch abgefaßten Todesurtheils und Uebersetzung desselben ins Chinesische wurden die dem Tode Verfallenen dem Tode übergeben. Punkt ½7 Uhr fiel der Kopf des Ersten, von einem gutgezielten Schlage getroffen, und rollte einige Meter über den Rasen, während der Körper mit einem dumpfen Klatschen aufschlug. Bei dem Zweiten hatte der Scharfrichter nicht so gut gezielt, der Tod trat wohl auch sofort ein, doch **bedurfte es vielmaligen (!) Zuhackens (!!) oder Sägens (!!!)**, bis der Kopf ganz vom Rumpfe getrennt war." — Sieh da! Die Herren „Pionniere der Gesittung und Civilisation" haben mit affenartiger Geschwindigkeit begriffen, die „heiligsten Güter" zu wahren und zu sparen! Statt mit Pulver und Blei lassen sie die armen Sünder — wahrscheinlich um das Budget des Narren-Kreuzzuges nicht noch größer zu machen — à la Fricassée hinrichten. Plaudite amici! Klatscht doch Beifall, ihr Kirchweihredner und Kindstaufprediger der allein seligmachenden europäischen Kultur! Nun stehen wir auf jener Höhe der Zeiten, von welcher unsere Preß-Heroen so viel Wesens machen. Dem „Zug der Zeit" entspricht diese Art von Justiz allerdings nicht sonderlich. Moderner wäre es schon gewesen, wenn man auf dem Richtplatz eine elektrische Oberleitung angelegt hätte mit ein paar herunterbammelnden Drähten, welche bei Berührung die Verbrecher umringelt und auf elektrische Weise vom Leben zum Tode gehopst hätten. Dergleichen Probe-Hinrichtungen sind in letzter Zeit in Wien ziemlich oft veranstaltet worden. — Das würde dem europäischen Prestige wieder auf die Beine geholfen haben; ja vielleicht könnte man damit die Boxer ohne Gefährdung christlicher Knochen zu Paaren treiben und das Riesenreich der beseligenden Wirkung der Steuerschraube, verschämterweise: „Interessensphäre" geheißen, eröffnen. Hic Rhodus — hic salta!

Moderne Heldinnen. Europa macht gegenwärtig stark in Heroik. Der südafrikanische Raubkrieg wächst immer mehr zu einer englischen Iliade heraus und der Kampf gegen das „zehntausendjährige Drachengesicht", wie der Kaiser von China officiell genannt wird, zu einem internationalen Nibelungenliede. So meinen wenigstens die Herren von der Presse, welche ja doch das Heldengedicht im kleinen Finger haben. Daß sich die Männer mit unsterblichem Ruhm bedeckt haben, dem nur der Homer fehlt, steht fest. Man denke nur an die City Volunteers! Nun kommen aber dem Gesetze der Gleichberechtigung folgend auch die Frauen daran. Und so erzählt denn Madame Bertaux, die Gattin des französischen Gesandten, folgende Großthat, welche wie eine Windsbraut durch die Spalten der Tagesblätter braust: „Die Frauen der verschiedenen Nationalitäten, die in der englischen Gesandtschaft versammelt waren, hatten keinerlei Anfälle von Schwäche, Ohnmachten, Weinkrämpfen und dergleichen." Will man mehr? Ist das nicht großartig heldenhaft, keinerlei Ohnmachten zu haben, wo es sich nicht um Toiletten und Badereisen handelt? Was will dagegen das Heldenthum der Burenfrauen bedeuten, die ihre Väter, Männer und Kinder verloren haben und von Haus und Herd vertrieben mit den Trümmern ihres Volkes umirrend alle Bitternisse redlich auskosten. Davon hat uns freilich keines der Blätter berichtet, die nun von den ausgebliebenen Weinkrämpfen und Ohnmachten so triumphirend und ausführlich melden. Nun ja, die Burenfrauen sind endlich doch nur simple Bauernweiber — wozu sich also anstrengen?

Die Krankheit des Zaren. Die Journalisten haben Glück! Ihnen gebricht's nie an Stoff. In den auswärtigen Verlegenheiten: Süd-Afrika, Humbert, China, Mac Kinley; in den inneren: Reichsrathswahlen, Ritualmord; Tagesneuigkeiten: Probe-Hinrichtungen mittels elektrischer Drähte, neue Hutmoden etc. in infinitum. Und nun wieder ein excellenter Bissen: der Zar an Typhus erkrankt. Jeden Tag mindestens eine Spalte. Natürlich im schönsten Byzantinerstil. Vgl. die „Vossische Ztg.": „Man sollte es kaum glauben, daß die hygienischen Verhältnisse in Livadia so unzulänglich sind, daß selbst die Person des Kaisers vor einer Typhus-Epidemie nicht bewahrt bleibt." Man denke doch! Selbst die Person des Kaisers aller Reußen ist vor einem Typhus — ja! vor einer ganzen Typhus-Epidemie nicht sicher! Welche Perspektive! Hoffentlich werden daraufhin die hygienischen Verhältnisse so reparirt werden, daß in Hinkunft die Person des Zaren auch vor dem Tode bewahrt bleibt!

„Maria Stuart" und der preußische Schulmeister. Die kgl. Regierung in Arnsberg hat in Dortmund die Aufführung der „Maria Stuart" am Totensonntag verboten, u. zw. mit der ulkigen Begründung, der „zum Theil lustige Charakter des Dramas störe die Feier des Totenfestes". Damit ist die Zierde der österreichischen Zensur, jener galizische Hofrath glücklich erreicht, der die Aufführung des „Julius Cäsar" unter der

Bedingung genehmigte, daß „österreichische Uniformen nicht verwendet werden dürfen". Ja, der preußische Censor ist auch nicht auf den Kopf gefallen!

„Deutsch-Oesterreichische Litteratur-Gesellschaft." Man hat schon allen Ernstes geglaubt, daß diese zur „allgemeinen und wirksamen Förderung unseres geistigen Lebens" gegründete Vereinigung eines schmerzlosen Todes verblichen sei, da von ihr schon seit längerer Zeit nichts mehr zu hören war. Aber wie wurden wir jüngsthin enttäuscht, als uns ein Zirkular belehrte, die würdige Gesellschaft, die einer „Reihe (!) von Künsten und Gewerben wieder zu kräftigem Aufschwung" verhelfen wollte, sei nicht nur noch immer „in Action", sondern habe auch eine Aktion eingeleitet. Sie lud nämlich zu einer außerordentlichen „Vereins-Generalversammlung" ein. Und weshalb? Man höre: „Den Besuchern der neueingerichteten Lesezimmer der D.-De L.-G. soll die Möglichkeit geboten werden, dieselben auch in Stunden zu benützen, in denen sie eine Collation zu nehmen pflegen. Damit die Leser auf die gewohnte Schale Mocca nicht zu verzichten brauchen, bedarf es einer behördlichen Concession" 2c. Also wegen einer Schale Mocca! Nun ist doch das deutsche Schriftthum gerettet, nicht wahr?! Das heißt man doch „einer idealen deutschen Sache, wie auch den praktischen Interessen unseres Volkes in gleichem Maaße dienen", wie es im Aufruf des „vorbereitenden Comités" so beweglich heißt. Hoffentlich ist die Kaffeesieder-Genossenschaft so dankbar und ernennt die Deutsch-österreichischen Litteratur-Gesellschafter zu Ehrenmitgliedern oder richtet ihnen wenigstens eine Ehren-Mokka-Kollation aus. Und nun, meine Herren Collegen — ich spreche wieder mit dem besagten Aufruf der Comitéterer — „und so sei denn jeder deutsche Schriftsteller oder Künstler, jeder Freund und Gönner der deutschen Litteratur und Kunst eingeladen zur Theilnahme an diesem Unternehmen, welches berufen sein wird, weithin befruchtend zu wirken". Amen! Noch a' Lackerl g'fällig?

Herr von Hofmannsthal und Goethe. Herr v. Hofmannsthal, der dichterisch veranlagte Bankierssohn, die Wonne aller Börseanerinnen von Wien und laut Bahr der „große Amoureuse", hat in der „Zeit" eine Novelle veröffentlicht, die ihm zu seinen Lorbeeren den Ehrennamen „Plagiator" eintrug. Man entdeckte nemlich zwischen seinem „Erlebnis des Marschalls von Bassompierre" und einer Erzählung in Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" eine sehr verdächtige Aehnlichkeit, was Herrn Bergani, den Herausgeber des christlich-sozial-antisemitischen „Deutschen Volksblattes" Gelegenheit gab, über „jüdische Schriftstehlerei" sein journalistisches Spüllicht auszuschütten. Nun veröffentlicht Herr v. Hofmannsthal eine „Erklärung", die auch sein sogenanntes Plagiat in wesentlich anderem Licht erscheinen läßt, als der von seinem freiwilligen Vertheidiger im „Wiener Tagblatt" so bitter gescholtene „antisemitische Kunstverstand" jemals träumen wird. Der kleine Herr v. Hofmannsthal, dessen Hand (das stellt Bahr fest): „wie leise, zähe Schmeichelei verblaßter alter Seide" ist, plaidirt wie folgt: „In der Annahme (!), daß Goethe's sämmtliche Werke sich in den Händen des gebildeten Publikums befinden, fand ich es überflüssig, (!!) ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß der anekdotische Stoff der obigen Novelle aus den Memoiren des Herrn von Bassompierre stammt, was von Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" in wörtlicher Uebersetzung und mit Zitat der Quelle mitgetheilt wird. Die betreffende Stelle findet sich im Original (folgt Hinweis) und bei Goethe (folgt Hinweis), woselbst sich der Leser über das Verhältnis der Uebersetzung zu meiner **dichterischen Ausgestaltung des Stoffes** orientiren kann". Herr v. Hofmannsthal gestaltet also den Goethe dichterisch aus. Ein gewiß löbliches und menschenfreundliches Unternehmen, den alten, etwas schwerfälligen und verzopften Herrn für die subtilen ästhetischen Bedürfnisse erwähnter Börseanerinnen und solcher, die es werden wollen, aufzustutzen! Herr v. Hofmannsthal ist auch offenbar der richtige Mann hiezu. Man vergleiche doch 'mal. Nach der Liebesnacht sagt Goethe's verliebte Krämerin zum Marschall: „Wollt ihr mich noch einmal wiedersehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen". Was hat „unser" Hofmannsthal daraus gemacht, mit seiner „weichen, streichelnden, unwillkürlich karessanten Hand"! Aufgepaßt: Nun war es das reizendste Spiel, wie sie wieder mit mir zu reden anfing, indem sie sich mit dem Satze: ‚Du willst mich noch einmal sehen? so will ich dich bei meiner Tante einlassen!' endlos herumspielte, die erste Hälfte zehnfach aussprach, bald mit süßer Zudringlichkeit, bald mit kindlich-gespieltem Mißtrauen, dann die zweite mir als das größte Geheimnis zuerst an's Ohr flüsterte, dann mit Achselzucken und spitzem Mund, wie die selbstverständlichste Verabredung von der Welt, über die Schultern hinwarf und endlich an mir hängend, mir ins Gesicht lachend und schmeichelnd wiederholte". Wer wird da nicht

Beifall klatschen. Wie roh und sinnlich-grob ist Goethe, wie zierlich und manierlich dagegen Herr von Hofmannsthal. Und da spricht man von Plagiat! Nein, mit Achselzucken und spitzem Mund werfen auch wir über die Schulter hin das Wort: „Blech" und wiederholen es, dem „großen Amoureusen" ins Gesicht lachend.

Der Karsthans.

Der Philosoph und das Rhinoceros.

Es ging ein Mann am Gangesstrand,
Palmblätter trug er in der Hand
In einem streifig langem Band,
Darauf in krausen Zügen stand
Viel heilige Weisheit, Spruch um Spruch.
Es war der Menschheit ält'stes Buch,
Es war des Weisen größter Schatz,
Der still bedachte Satz für Satz.
Und wie er mit dem heiligen Buch
Gedankenvoll schritt durch den Bruch,
Nah, wo der Strom, der gelbe, floß,
Da lag in Ufers faulem Sumpf,
Bei einer Palme morschem Stumpf
Mit Gähnen ein Rhinoceros.
„Gieb mir das Heu!" sprach das zum Weisen,
Du kannst es selber doch nicht beißen.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Feuilleton.

Der Streit der Banknoten.

Der Kassierer eines Geldgeschäftes befand sich allein in seinem Komptoir. Es war zur Mittagszeit im Hochsommer. Die Eingangsthür war versperrt und keine Störung zu befürchten. Emsig ordnete er die Geldsorten und legte sie der Reihe nach vor sich auf den Tisch. Ringsum war es mäuschenstill. Den Kassierer überkam es wie Müdigkeit, er setzte sich auf seinem Stuhl bequem zurecht, stützte den Kopf auf beide Hände und schlummerte selig ein.

Da wurde es auf dem Tische lebendig. In den Geldnoten rauschte es und sie fingen ein Gespräch an. Es war aber kein friedlich und freundlich Gespräch, das sie führten, vielmehr ein tüchtiger Zank.

„Na freilich", höhnte eine auf einem Päckchen obenauf liegende Guldennote — die es damals noch gab — zu den Zehnern hinüber, „na freilich, ihr müßt etwas voraus haben vor uns. Ihr bildet euch etwas besonderes ein und meidet unsere Gesellschaft. Wenn aber wir nicht wären, wir Guldenzettel, was gäbe das für einen Verkehr! Ihr aufgeblasenen Dinger dort seid doch auch nichts anderes als Papier, und blau seid ihr obendrein wie wir da".

„Schweig' lieber", rief die oberste Zehnernote dem Guldenzettel zu, „und mache dich nicht so wichtig! Einer von uns nimmt's mit zehn von euch auf."

„Na, na! Diese Prahlerei ist doch lächerlich" — meinte ein Fünfer zu den Zehnern hinüber; „ohne euch könnte die Welt gerade auch noch bestehen. Zwei von uns leisten dasselbe, wie einer von euch."

„Das ist es eben," spottete der Zehner, „Daß ihr euer zwei sein müßt, wo einer von uns ausreicht."

„Wie kindisch doch diese Kleinen da sind" flüsterte vornehm ein Hunderter zu den Tausendern hinüber.

„Ich denke es mir auch" — hauchte herablassend ein Tausender dem Hunderter zu. „Wir machen diese Kleinen doch alle überflüssig."

Der Guldenzettel hatte mit seinen feinen Ohren das Wort gehört. „Welche unerträgliche Anmaßung von diesen Großen!" kreischte er zornig hinüber. „Gerade umgekehrt gilt's; wir wir Guldenzettel machen euch Große entbehrlich. Ueberdies wir sind das größte Heer und kein Mensch ist unglücklich, so lange auch nur einer von uns bei ihm ist. Wir haben, wir machen das leichte Blut; ihr Großen seid nur die Verderber. Ihr seid übermüthig und macht übermüthig."

„Es ist viel Wahres daran", bekräftigte ein Fünfer.

„O du Pinsel!" fuhr entrüstet ein Hunderter den Einser an; „meinst du, daß Jeder ein ganzes Heer von euch bei sich tragen könne? Das ist ja unsere Bedeutung, daß hundert, beziehungsweise tausend von euch auf einen von uns gehen. Das mach unser innerer Werth."

„Das ist doch schon zu dumm!" rief jetzt der Fünfer ärgerlich dazwischen; „will der Kerl dort gar einen inneren Werth haben und ist von Papier, genau so wie wir. Ich weiß doch von meinem nun sicherlich schon verbrannten Vorfahr her, der es mir resignirt zuflüsterte, daß wir alle nur einen äußeren Werth haben!"

„Natürlich!" rief ermuthigt der Einser; aber weil sie eine oder ein paar Nullen hinter sich haben, das macht sie so hochmüthig. Lächerlich — selbst ist der Mann!"

Die Tausender wandten sich verächtlich ab. „Der Streit widert mich an", raunte der zu unterst liegende den oberen zu. „Mit jenem Pöbel soll unsereiner gar keine Gemeinschaft haben. Sie sind Plebejer und gehören für die Plebejer."

Unter den Guldenzetteln gährte es gewaltig ob dieser Rede und sie wären am liebsten über die Hunderter und Tausender hergefallen. Aber noch hielt sie das Band der Ordnung, die Schleife, in Ruhe. Die Fünfer nahmen aber nun entschieden Partei für die Guldenzettel.

„Diese Protzigkeit ist unerträglich", rief einer von ihnen den Großen zu. „Wir sind doch alle eines Ursprungs und ihr dort drüben seid geradeso aus Lumpen gemacht, wie wir."

„Natürlich auch!" zeterte ein Guldenzettel. „Wir sind die Freunde des Volkes, und wenn jene Kerle arbeiteten, das heißt; wanderten, so wie wir, sähen sie bald gar verdammt schäbig aus."

„Davor eben bewahrt uns ein freundliches Schicksal," sprach selbstbewußt ein Tausender. „Odi profanum vulgus et arceo . . ."

„Dieser Größenwahn! Und wenn ein Mensch euch alle hätte und wir Kleinen wären nicht, was nützte es ihm? Aber mit uns und ohne euch kommt jedermann durch die Welt" — erwiderte trotzig der Fünfer.

„Diese Nullenritter, diese Faullenzer, die Wochen und Monate lang in den Kassen müßig liegen! . ." schalt ein proletarisch aussehender Guldenzettel.

Lange tobte so der Streit schon hin und her, aber eine „Klasse" hatte sich noch still verhalten, als gingen sie die Reden gar nichts an. Es waren die Fünfziger. Endlich brach auch ihr Oberster das Schweigen. „Ich weiß nicht, wie ich mir in dem Streite da vorkomme oder wie wir dazu Stellung nehmen könnten. Ich weiß jetzt auch nicht, haben wir alle einen inneren oder nur einen äußeren Werth und wie wir überhaupt zu unserem Werthe gekommen sind. — Was habt ihr vorhin gemeint?" wandte er sich zuletzt an die Zehner.

„Wir sind gut bürgerlich", scholl es ihm aus einem Zehnerpacket trotzig entgegen. „Wir sind die Stärkeren nach unten, aber auch nach oben hin; das genügt uns."

„Ei, ei", spöttelte ein Hunderter, „man weiß schon nicht, welche Einbildung die thörichtere ist: die der bürgerlichen Zehner, oder die der proletarischen Guldenzettel."

„Das könnte ich ihm ganz genau sagen" — antwortete ein Fünfer; „er brauchte nur sich selbst in einem Spiegel zu beschauen."

„Und wir armen Fünfziger stehen zwischen der Aristokratie und den Proletariern der Lumpenwerthe mitten drin" — seufzte ein alter Fünfziger.

„Diese Ungleichheit muß endlich aufhören," rief ein schmutziger Guldenzettel aus einem Packete heraus. „Laßt euch einstampfen, ihr großen Lumpen Ihr müßt Alle Guldenzettel werden."

„Niemals!" donnerte ein glatter Hunderter. „Was wir sind, sind wir. Klagt das Schicksal an, das uns zu dem gemacht hat, was wir sind."

Ein philosophischer, noch gar nicht verdrückter Fünfziger wollte beschwichtigen. Nach seinem philosophischen System sollte der Werth der einzelnen Geldnoten von dem jeweiligen Besitzer — — es war umsonst; der Lärm des Streites übertönte seine Worte, sie verhallten wirkungslos. Das Problem, um welches gestritten wurde, blieb ungelöst.

Von dem Geräusch war nun auch der Kassierer aus dem Schlummer erwacht. Er hatte die letzten Worte noch gehört und war nicht wenig erstaunt,

daß der Streit, der alle Welt bewegt, nun gar schon auch die Geldnoten ergriffen hatte. Vor ihm lagen sie nun richtig bunt durcheinander. Die Schleife um das Päckchen Einser war aufgerissen und sie lagen wirr auf den übrigen Noten herum und theilweise auch auf dem Fußboden. Die Hunderter, Tausender und Fünfziger waren lose gelegen und hatten sich nun auch bunt durcheinander geschoben. Das Fenster des Komptoirs war nämlich nur leicht angelehnt gewesen, hatte dann im Spiel des Windes sich geöffnet und ein Windstoß hatte die Verwirrung auf dem Tische angerichtet. Der Kassierer ordnete die Noten wieder, legte jede Sorte in das dafür bestimmte Fach, schob sie in den schweren, eisernen Geldschrank und schloß die mächtige, mit starken Riegeln versehene Thür. Dort liegen sie nun, und wenn uns die Sinne nicht täuschen, so herrscht der Friede des Grabes darinnen.

Wien. Konrad Ettel.

Panama.

An der Seine, da fing es an,
Das vertenfelte Spektakel,
Doch es war nicht abgethan
Mit dem Reinach'schen Debacle,
Wandern sah man den Skandal,
Fröhlich fürder kreisen —
Panama ist überall,
Juchheisa, heisa, tralala,
Panama,
Panama auf Reisen.

Siebenmeilenstiefel trug
Das Gespenst der gold'nen Schande,
Und es war gleich wie im Flug
Plötzlich auch im Crispi-Lande.
Möge sich beim Festpokal
Niemand glücklich preisen,
Panama ist überall,
Juchheisa, heisa, tralala,
Panama,
Panama auf Reisen.

Dann kam Ungarn an die Reih',
Seinen Globustraum vom süßen,
Üppigen Schlaraffenbrei
Os-Bud'varisch abzubüßen.
Ungesühnt fliegt die Moral
Nicht in's alte Eisen,
Panama ist überall,
Juchheisa, heisa, tralala,
Panama,
Panama auf Reisen.

Rollt ein Rad, so dreh'n sich gleich
Auch die Anderen im Schwunge,
Ungarn folgt das schöne Reich
Der Maj'stätsbeleidigunge.
„'s ist erreicht", auch hier zumal
Heil dem Großen, Neunmalweisen!
Panama ist überall
Juchheisa, heisa, tralala,
Panama,
Panama auf Reisen.

Nun kommt — wer? wer weiß das auch?
Dass 'was faul in jedem Ländel,
Ist ja worden Chick und Brauch,
Dafür sorgt das Mammonsbändel;
Von Oporto zum Ural
Von Sicilien bis Preußen —
Panama ist überall
Juchheisa, heisa, tralala,
Panama,
Panama auf Reisen.

Hier und dort manch' Sünder wohl
Wie ein Espenblättlein zittert,
Ob nicht über'm Kapitol
Morgen früh es schon gewittert;
Ach, wer mag in diesem Fall
Die Kultur noch preisen —
Panama ist überall,
Juchheisa, heisa, tralala,
Panama,
Panama auf Reisen.

Öst'reich nur — ein Felsen traun!
Steht im schimpflichen Spektakel,
Darf auch ruhig um sich schau'n
Hier ist Alles ein Debacle;
Bald auch sind wir rattenkahl,
Darum laßt die Humpen kreisen.
Panama ist überall
Juchheisa, heisa, tralala,
Panama,
Panama auf Reisen.

Simplicius Simplicissimus.

Tu felix Austria!

Der ganze Jammer der innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs faßt Einen an, wenn man die Vorbereitungen zu den Reichsrathswahlen beobachtet. Unser ungeheuerliches Wahlrecht mit den Kurien und der indirekten Stimmenabgabe, der Froschmäusekrieg der einzelnen Fraktionen und Fraktiönchen, die Willkür der untergeordneten Regierungsorgane und die Thatenlosigkeit der Regierung selbst, das Alles macht einen so trostlosen und kleinlichen Eindruck, daß man schon förmlich nach einer wirklichen, nach einer großen That lechzt, selbst wenn dieselbe eine Schurkerei sein sollte. Mit einer wahren Sehnsucht muß man an Badeni denken, der trotz seiner Lumpereien und Gewaltthätigkeiten doch ein ganzer Mann war. Seine Politik hat die latente Krise zum Ausbruche gebracht und Oesterreich in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert, aber das Interesse für öffentliches Leben wurde dadurch rege und die schlummernden Volkskräfte wollten erwachen. Nun hat man sie wieder eingeschläfert, wie es schon einmal österreichische Tradition ist.

Infolgedessen vollziehen sich auch diesmal die Vorbereitungen zum Wahlkampfe unter einer geradezu verzweifelten Theilnahmslosigkeit der breiteren Volksschichten, so daß man beinahe glauben sollte, diese hätte alles Interesse an der Existenz des Parlamentes und des österreichischen Staates verloren. Das wäre nicht zu verwundern, denn unsere Regierungen — allen voran der selige Taaffe — haben sich die größte Mühe gegeben, durch Verhetzung der einzelnen Nationen das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu schwächen und dem österreichischen Patriotismus das Grab zu schaufeln. Unter Herrn von Körber sind die Verhältnisse nicht anders geworden. Erst kürzlich hat der Polizeibüttel einen, allerdings altkatholischen Priester ganz wider Recht und Gesetz an der Ausübung seines Amtes verhindert und gewaltsam vom Altare weggeschleppt, und das nur deshalb, weil sein Thun und Lassen der römisch-klerikal-feudalen Reaktion nicht genehm war. Anderseits macht sich der Herr Ministerpräsident gar kein Gewissen daraus, die wichtigsten Volksinteressen zu vernachlässigen. Die Art und Weise, wie die bosnische Eisenbahn-Frage erledigt wurde, ist nicht nur eine — Erleichterung der Taschen der österreichischen Steuerträger, sondern eine Lebensfrage der industriellen und handelspolitischen Entwicklung der diesseitigen Reichshälfte ist damit einem rücksichtslosen Gegner preisgegeben worden. Die wirthschaftlichen Folgen dieses famosen Uebereinkommens wird unser Magen noch deutlich zu spüren bekommen. Aber was kümmert das den Herrn Körber! Der ungarische Reichstag hat die unerquickliche Debatte über die Deklaration des Thronfolgers daraufhin doch beendet und das ist schließlich auch ein Erfolg — freilich nicht für die Völker Oesterreichs. Auch gegen die Kohlenwucherer hat sich bisher die Regiernng noch zu keiner That aufraffen können. Doch das nimmt eigentlich nicht Wunder, denn die dabei interessirten Faktoren, die Hochfinanz und der hohe und höchste Adel, sind so mächtig, daß ein Herr v. Körber nicht gegen sie aufkommen kann. Kleinliches Parteigezänke, vormärzliche Polizeiwirthschaft, steigender Einfluß der Römlinge, tapferes Zurückweichen vor Ungarn, volksausbeutendes Kartellunwesen, Verarmung und Verelendung des Volkes, Unzufriedenheit und schwindender Patriotismus bei allen Nationen, und dazu eine rath- und thatlose Regierung: Das ist die Signatur der gegenwärtigen politischen Lage.

Wahrhaftig, der österreichische Staatskarren steckt tief im Dreck und das neue Parlament wird ihn schwerlich herausreißen. Mit dem Absolutismus als Vorspann wird es freilich noch weniger gehen. Die Nationalitätenfrage bildet den Angelpunkt der österreichischen Politik. Diese wird aber nicht gelöst werden können, ehe nicht der dominirende Einfluß der Feudalen, welche sich an dem auflodernden Nationalitäten-Hasse ihr Süppchen kochen, zermalmt ist und einer freiheitlichen und volksthümlichen Entwickelung durch Aenderung des Wahlrechtes die Wege geebnet werden. Außer dieser einen Lösung gibt es noch eine zweite: Gewalt. Ob sich das gegenwärtige Ministerium zu einer dieser beiden Möglichkeiten entschließen wird, ist mehr als zweifelhaft. Herr v. Körber ist keine Titanennatur, wie Bismarck, und den ganzen Ruhm seiner Regierungsthätigkeit wird vielleicht einmal die Nachwelt in die wenigen Worte zusammenfassen können, die auf dem Grabmal des Alten vom Sachsenwalde zu lesen sind.

Freidank.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

Hans Weber-Luttkow, Schlummernde Seelen.

Ludwig Rösner, Die Schlichtung des österreichischen Sprachenstreites.

Friedrich Adler, Zwei Eisen im Feuer.

Zweites Jahrbuch der Kölner Blumenspiele.

Ernesto Bark, Politica social.

Manuel Paso, Poesias.

Konrath Ettel, Aus ewigen Quellen.

Edith Gräfin Salburg, Golgatha. 2. Auflage.

Severus Verax, Die „öffentliche Meinung" von Wien. 2 Auflage.

Leo Berg, Das sexuelle Problem. 5. Auflage.

M. Necker, Marie v. Ebner-Eschenbach.

A. v. Hauftein, Das jüngste Deutschland.

Internationale Litteraturberichte. 7. Jahrg., Nr. 25.

Die Feder. 4. Jahrg., Nr. 36.

Die Fackel. 2. Jahrg., Nr. 61.

Der Scherer. 2. Jahrg., Nr. 13.

Der Freidenker. 29. Jahrg., Nr. 44.

Briefschalter.

Sämmtliche Rechte vorbehalten. — Für nicht verlangte Handschriften übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verbindlichkeit. — Besondere Honoraransprüche müssen bei Einsendung der Handschriften genau genannt werden, nachträgliche Forderungen werden nicht berücksichtigt. — Sprechstunde nur nach vorheriger Anfrage und bei zustimmender Antwort jeden Dienstag und Freitag in der Zeit von 5 bis 7 Uhr Abends.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 16.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March,** verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak,** beide in Wien.

Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Der Scherer

Illustrirtes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune

in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16.
Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20921.
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.
Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Knechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit und Gerechtigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Octav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Bezugspreise mit freier Zustellung.

	Für Oesterreich-Ungarn: Kronen	Für Deutschland: Mark	Für das Ausland: Francs
ganzjährig	(24 Hefte) 16.80	16.—	24.—
halbjährig	(12 Hefte) 8.40	8.—	12.—
vierteljährig	(6 Hefte) 4.20	4.—	6.—

Einzelne Hefte 80 Heller = 70 Pfennig = 90 Ctms.

Einschaltungen:

Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Verwaltung der „Neuen Bahnen":
Wien,
VIII/1. Wickenburggasse 16.

☞ **Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich.** Ferner durch: **Verwaltung der „Neuen Bahnen"**, Wien, VIII/1. Wickenburggasse 16; **Robert Weis**, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; **J. Goldschmidt**, Wien, I. Wollzeile 8, Verschleißstelle des „Scherer", Innsbruck, Museumstraße. **Vertreter für Deutschland:** Paul Eberhardt, Verlags-Buchhandlung, Leipzig.

2. Heft. 15. Januar. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 16.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig.**

Inhalts-Verzeichnis:

Ego, Sparverein Wetschl, Wlassack & Co. 55
Hermann Rollett, Aufwärts! 56
Leo Berg, Verismus 57
Meta v. Salis, »Majorum gloria« 59
Stauf v. der March, Kulturkampf 41
Irma v. Troll-Borostyáni, Geistesüberbürdung 42
Martin Greif, Der neue Alexander 45
Hans Weber-Lutkow, Die Begegnung . . 46
Hjalmar Söderberg, Abendwanderung . . . 47
Oskar Weilhart, Wanderlied 47
Oskar Panizza, Pariser Brief 49
Aus dem Wiener Kunstleben 51
Bücherschau 57
Aus dem Narrenhause der Zeit 60
Feuilleton: V. M., Eine moderne Schwiegertochter 62
Momentbilder von Germanns 65
Wahlaktik 64
Freidank, Frau Austria in Kindesnöthen . . 65

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell von Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hanse, Moderno.
Karl Maria Heidt, Wien.
Karl Henckell, Zürich.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Richard Nordhausen, Berlin
Oskar Panizza, Paris.
Hepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Hermann Rollett, Baden.
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf von der March, Wien.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck
Hans Weber Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau.
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Briefschalter.

Postkarte: **Wien** VI/1. v. 23. Dezember, unterschrieben **Ludwig Richter**: Ihnen gegenüber beherzigen wir das Bibelwort: Dem Ochsen, der da drischet, sollst du das Maul nicht verbinden

Reichspost, hier. Sie warnen vor dem Bezug unserer Zeitschrift und meinen, daß die „wenigen christlichen Mitarbeiter sehr bald zurücktreten werden." Unzweifelhaft ist hier der Wunsch der Vater des Gedankens; wir bedauern nur, daß, so wie die Sache gegenwärtig steht, Ihre wahrhaft christliche Denkart nicht befriedigt werden wird. Um Sie hiefür einigermaßen zu trösten, empfehlen wir allen unsern Freunden Ihr Blatt auf das Wärmste — es bedarf ja der Unterstützung sehr dringend.

Herrn **F. Burian, hier.** Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, da Ihr szt. Schr eine solche nicht enthält.

Zensurfreund. Ihre Anfrage erledigt sich von selbst. Hingegen ist unser 1 Heft der Petersburger Zensur verfallen. Der Art. „Die Krankheit des Zaren" wurde im Auftrage des dasigen hohen Zensors mit Druckerschwärze so gründlich überschmiert, daß man kein Wort zu entziffern vermag. Das betr. Exemplar können Sie bei uns einsehen.

Abnehmer der „Feder". Weshalb uns die „Feder" angeflegelt hat? Da müssen Sie sich schon an Dr. M. Hirschfeld direkt wenden.

A. Gotthardt. Wir bitten um Vorlegung von Handschriften.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

C. K. Elout, Der Kulturkampf in Süd-Afrika.
Friedrich Dukmeyer, Einer für Alle.
Friedrich Haas, Die irdische Gerechtigkeit
Martin Witt, Der heilige Krieg.
Eugen Stangen, Dunkelflammen.
Emil Hügli, Gedichte.
Friederike Rohrbeck, Durch's Herz.
Max Kaufmann, Leiden des modernen Werther.
Philipp Langmann, Gertrud Antleß
Karry Brachvogel, Die Wiedererstandenen.
Vernon Lee, Schemen.
R. v Gottschall, Auf freien Bahnen 2 Bände
Karl Tanera, Die Enrasieren. 2 Bände.
H. v. Zobeltitz, Ein bedeutender Mann. 2 Bände.
J. Jesianu, Wird der Mensch nach dem Tode leben.
Hugo Salus, Reigen. — Susanna im Bade.
Heinrich Mann, Im Schlaraffenland.
Frank Wedekind, Marquis v. Keith.
Arthur Holitscher, Der vergiftete Brunnen.
Gabr. d'Annunzio, Feuer.
Die Fackel, Nr. 62 63
Der Scherer, Nr. 24 II./1.
Der Freidenker, Nr. 48—51.
Die Feder, Nr. 36—37.
Internationale Litteraturberichte Nr. 26—27.

Wien, 15. Januar 1901.

Sparverein Wetschl, Wlassack & Comp.

„Put money in thy purse!"

Wenn Alles im Preise aufschlägt, kann das Burgtheater nicht allein bleiben. Mit 1. Januar des neuen Jahrhunderts hat auch das k. k. Hofburgtheater dem „Zuge der Zeit" folgend die Eintrittspreise für einzelne Sitzkategorien hinaufgeschraubt. Und dies verhältnismäßig nicht unbedeutend. Nach dem heillosen Grundsatz der modernen Volks(un)wirtschaft wurden bei Festsetzung des neuen Zolltarifs für geistige Unterhaltung vor Allem die weniger Bemittelten bedacht, also gerade jenes Publikum, das zum Theaterbesuch anerkanntermaßen so ziemlich das stärkste Kontingent zu stellen pflegte. Nicht genug daran! Um den „Schnitt" so vollkommen und ausgiebig als immer nur möglich zu machen, hat man — geistreich wie die Verwaltungsleute in Oesterreich schon von jeher gewesen sind — nach Petersburger Muster (der äußere Minister Graf Goluchowski dürfte daraus „herzliche Beziehungen" zu Rußland konstatiren) eine allerdings nicht „gebührenfreie" Vormerkung auf Grund von Postanweisungen eingeführt, welche Vormerkung indeß — da zeigt sich so recht deutlich die diplomatische Findigkeit! — nicht für die angekündigte Vorstellung, sondern für den Tag, so daß bei etwaiger Abänderung (welche natürlich „thunlichst hinangehalten wird", wenigstens auf dem Papier!) keinerlei Ersatzansprüche erhoben werden können.

Wenn ein Privattheater sein Publikum unter die Presse legt, um so viel als möglich herauszukeltern, so wird man dies zwar unanständig, aber in Hinsicht auf die etwa in Aussicht stehenden sieben mageren Kühe begreiflich finden, wenn hingegen ein k. k. Hofburgtheater, das eine jährliche Subvention aus der Privatkasse des Kaisers im Betrage von rund 400.000 Kronen bezieht, seine Einnahmen auf eine so schmutzige und in ihren Konsequenzen alberne Weise zu steigern sucht, dann muß man sich von der Wirtschaft in der Verwaltung eine ganz merkwürdige Vorstellung machen.

Allerdings, so viel in die Oeffentlichkeit gedrungen ist (und die Quellen nachfolgender Daten sind völlig unverdächtig), sind seit drei Jahren die Abonnements um etwa 60.000 Kronen zurückgegangen, dafür aber seit Schlenthers glorwürdigem „neuen Kurs" Oesterreichs treuester Bundesgenosse, Defizit genannt, schon am Ende des ersten Regierungsjahres (Januar 1899) um 282.000 Kronen gestiegen, gegen 100.000 Kronen mehr, als im letzten Jahre des „Mannes mit dem Stößer" Burckhardt. Wie Hr. Schlenther „arbeitet", geht daraus hervor, daß er schon im Laufe der ersten sechs Monate nach seiner Berufung zum Regiment den Tantièmenvoranschlag um 25.000 Kronen überschritten hatte.

Allerdings haben an diesem ungeheuerlichen Aufwand an Mitteln die Gagen der Schauspieler, zumal der im Zenith ihrer Glorie stehenden, den Löwenantheil. Wenn man einmal z. B. ein Kainz ist, so kann man die übermäßigsten Forderungen stellen, ohne eine Ablehnung fürchten zu müssen, ja die bewilligte Forderung wird von Seite eines anderen Theaterleiters überboten. Auch das ist mit die Ursache vom allmählichen Niedergang des Theaterwesens. Während aber die Einen eine Gage beziehen, die ihnen nicht nur ein behagliches, sondern auch ein luxuriöses Leben sichert, nagen die Anderen thatsächlich am Hungertuch. Oder heißt das nicht am Hungertuche nagen, wenn ein Orchestermitglied des k. k. Hofburgtheaters monatlichen „Gehalt" von 75 Kronen und 74 Hellern bezieht? Oder wenn Schauspielerinnen, wie dies im Oktober 1899 der Fall war, o h n e G a g e n, nur mit zehnmal monatlich garantirtem Spielhonorar von 6—10 K. verpflichtet sind? Bleibt wohl Angesichts dessen den armen Teufeln etwas Anderes übrig, als sich mit dem „Ausnähen von Hutleder" das Bischen zu verschaffen, das ihnen zur Fristung des Lebens fehlt, oder nach Schluß der Vorstellung in die Nachtkaffées zu eilen, um dort für einen Pappenstiel bis in den grauenden Morgen hinein zu spielen!

Seit einiger Zeit ist die Losung der Verwaltung der k. k. Hoftheater: Sparen! Sparen! Und der „Erste Hofrath" Herr W e t s c h l hat sich mit einem wahrhaft berserkerhaften Eifer in die Idee verbissen, er müsse das Defizit in ein „Profizit" verwandeln. Er knausert denn überall und hamstert zusammen, wo sich eine Gelegenheit gibt. So ist er auf den ruhmwürdigen Gedanken gekommen, jeden Kinderwagen, der in den „Volksgarten" gefahren wird, mit 1 Krone zu besteuern Aber es will doch nicht recht klecken und er verfällt in seinem Diensteifer auf die plebeische Gewohnheit der Hausbesitzer: „z u s t e i g e r n". Herr Hofrath Wetschl ist ein naives Menschenkind, wenn er glaubt (und es ist ihm zuzutrauen), daß er hiedurch die bankrotten materiellen Verhältnisse des k. k. Hofburgtheaters saniren oder wenigstens verbessern wird Der Erfolg wird — das kann man mit Bestimmtheit voraussagen — ein weiterer Rückgang in den Einnahmen sein.

Allerdings dann kann Herr Hofrath W l a s s a c k, wie er es jetzt bei unbehobenen Stammsitzkarten thut, so daß die Klage; „es sind keine Karten zu haben" niemals verstummt, an seine Freunde und Freundinnen noch mehr Karten vertheilen, als bisher.. Im Winter just so wie im S o m m e r, obwohl ihm letzterer nicht sonderlich gut anschlägt.

Nein! Herr Hofrath Wetschl, auf d i e s e Weise geht es gewiß nicht — um d a s einzusehn, dazu braucht man just kein Hofrath zu sein. Ego.

A u f w ä r t s!

Neue Bahnen, neue Bahnen
Durch Gestrüpp und Wildgeheg —!
Aber lasset Euer Ahnen
Finden auch den rechten Weg!

Stürmet auf der Blitzkarosse
Frei dahin zum hohen Ziel!
Fliegt voraus dem bunten Trosse,
Dem nur Niedriges gefiel!

Eure Räder laßt zermalmen
All' die Schnörkeln, die zuletzt
Edler Kunstwelt schlanken Halmen
Tod gebracht! — und a u f w ä r t s jetzt!

Aus der Wirklichkeit Gezetter
Führt auf neuer Bahn empor
Freudig mit Triumphgeschmetter,
Zu der H o h e i t goldnem Thor!

Baden bei Wien. Hermann Rollett.

Verismus.

Von Leo Berg (Berlin).

Der Verismus in der Kunst bezieht sich immer nur auf Einzelnheiten und hat in jedem Falle bestimmte psychologische Motive und intellektuelle Tendenzen. Jede Kulturentwicklung äußert sich in der Kunst als eine bestimmte Wahrheitsforderung.

In naiven Zeiten bezieht sie sich auf die Handlung. Hier ist die Wahrheit eine Kritik des Mythologischen, Religiösen, Fabel- und Märchenhaften, die späten Kinder mythenbildnerischer Phantasie. Man schreibt „wahre Geschichten", erzählt „wahre Begebenheiten" im Gegensatz zu bewußten oder unbewußten Lügendichtungen. Realismus des Chronisten.

Eine Stufe höher, und der Verstand will auch die Motive sach- und naturgemäß verknüpft sehen. Nicht mehr auf die Handlung, sondern auf die Anordnung des Berichts kommt es an. Realismus des Epikers.

Sodann wirft sich der Verismus auf die Darstellung der Charaktere. Man will wahre Menschen, im Gegensatz zu den Heroen der Epik. Der Realismus des Dramatikers.

Der Mensch wird subjektiv und wünscht auch die Stimmung wahrheitsgemäß dargestellt. Realismus des Lyrikers, der sich heut auch vielfach in Novellen und Dramen breit macht, weil unsere Novellisten und Dramatiker vielfach verpfuschte Lyriker sind.

Der Verstand wird wissenschaftlich, und er verlangt, daß auch die wissenschaftliche Wahrheit in der Kunst zu ihrem Rechte kommt: Philologismus, Historizismus, Naturalismus, Sozialismus. Die Wahrheit des Gelehrten, die leicht die Wahrheit des Pedanten wird. Kunst und Forschung verliert sich in Details. Künstlerisch betrachtet immer die Wahrheit aus zweiter Hand.

Nimmt der Geist einen höheren Flug, so bezieht sie sich auf die Weltanschauung, Ansichten, Meinungen, auf die Schulung des Verstandes. Die Wahrheit des Philosophen (Reflexions- und Lehrpoesie, Sprüche, Gnomen, Epigramme, Fabeln). Der poetische Seher und Aphorist, der Elegiker und Dialektiker.

Innerhalb der Gesellschaft verlegt sich der Verismus zeitweilig auf einzelne Stände Volksschichten, die plötzlich erst poesiereif werden, sobald sie, gewöhnlich kurz vorher oder nachher, erst gesellschaftsfähig werden. Der Realismus des Bürgers. Gewisse Typen, die lange ein Unterhalb der Gesellschaft waren, müssen erst entdeckt werden, wie der Bauer, der Arbeiter, der Jude, die Dirne, der Fremde, namentlich der Rassenfremde, die bis dahin entweder überhaupt nicht vorkommen, oder nur in komischer Beleuchtung, weil man von ihnen noch nichts wußte. Es gab noch keine Kunstwahrheit über sie; sie hatten noch kein Heimatrecht in der Kunst.

Bei komplizirter Kultur gilt plötzlich der Verismus den Einrichtungen des täglichen Lebens, den Moden, Requisiten, Kulissen des Lebens. Realismus des Regisseurs, der im Roman der Dichter selber ist, im Drama aber nur aus Pedanterie.

In kultur- und gesellschaftsmüden Zeiten, wenn sich der Geist in die Einsamkeit zurückzieht, erstreckt sich der Verismus auf die Natur. Realismus des Idyllikers und Landschafters, der zuweilen exotischen Charakter annimt. Die Naturbeschreibung kommt zur Geltung.

Zuletzt gilt es die Burg des individuellen Lebens zu erstürmen. Sonderlinge werden des Dichters eigentliches Feld der Darstellung, Grillen und états d'âme Objekt der Beobachtung. Kranken-, Wahnsinns-, Verbrechergeschichten werden bis zum Entsetzen, Ekel oder Mitleid wahrheitsgemäß dargestellt. Realismus des Psychologen oder Pathologen.

Naturgemäß werden da immer eine Reihe von Wahrheiten hintangesetzt, eine Wahrheit wird immer auf Kosten der andern gefunden oder betont. Der peinlichst wahre Psycholog ist in der Verknüpfung der Handlung unwahr u. s. w. Gerade vom Stand-

punkte des Verismus erhält die Kritik immer wieder erneuten Raum. Die Vertreter des älteren Verismus sind immer entsetzt über die Thaten des neuen, denn sie finden ihre Forderungen auf Wahrheit unerfüllt.

Hinsichtlich der Motive ist der Verismus immer ein Verräther der Tendenzen eines Kunstwerks. Er ist sozusagen der Kompaß des Künstlers und weist dahin, wohin dessen Liebe geht.

So gibt es einen Verismus aus Patriotismus, die liebevolle Versenkung in die Geschichte und Eigenart seines Volkes. Der Nationalismus in der Kunst (Richard Wagner, die Romantiker).

Die Naturliebe erzeugte den Verismus im älteren Sinne, der bei Rousseau ethnographisch, bei Werther idyllisch, bei Göthe pantheistisch gemeint war.

Der Verismus aus Treue wird den geliebten Gegenstand nach Möglichkeit eben getreu festzuhalten suchen. Die Objektivität, sofern sie künstlerisch ist, ist sozusagen die Treue des Künstlers.

Die Stellung des Künstlers im Gesellschaftskörper erzeugt einen Verismus aus Politik. Klassen- und Volksschichten eine wahrheitsgemässe Darstellung geben, heißt ihnen eine Zunge geben

Der Verismus aus Mitleid rührt, indem er das Objekt seines Mitleids zeigt, wie er es selbst fand, um denselben Eindruck zu erzeugen, dem er erlag.

Die Pietät gebiert Achtung vor dem Gegenstande der Pietät und erheischt Verismus in der Darstellung dieses Gegenstandes. Ehrwürdige Personen, Fürsten, Priester, Eltern, hat man zuerst naturgetreu darzustellen gewagt. Auf ehrwürdigen und Ehrfurcht gebietenden Gesichtern hat man zuerst die Warze mitgemalt. Hier war nicht Schönheit, sondern Wahrheit das Gebot der Kunst, hier schämte man sich der Wahrheit nicht.

Hat der Künstler gelehrte Neigungen, so entsteht der Verismus aus gelehrtem Hange, der Experimental-Roman, der Verismus aus Neigung zu Studien und Problemen, die Kunst eine Uebertragung der Wissenschaften auf die Phantasie, zuweilen nur eine Veranschaulichung der Wissenschaft.

Der Verismus aus Eigensinn spiegelt sich wieder in der Echtheit schroffer Charaktere und Verhältnisse, der aus Eigenliebe in der wahren Intimität der Stimmung, der Eigenarten und Gelüste: die Kunst der Spiegel des Narziß.

Das Zeitbewußtsein ist die Ursache des Verismus aus Modernität, der sich an die Moden und Tendenzen der Zeit gebunden hält.

Die Sinnenfreude schafft den Verismus des Epikuräers, den wir namentlich bei den Malern finden. Das Fleisch, die Farbe, der Ton, selbst der Geschmack findet seine Auferstehung in der Kunst.

Die Empfindlichkeit macht aus dem Künstler einen sensiblen Beobachter. Alle kranken, nervösen, dekadenten Naturen sind in gewissem Sinne Veristen. Seine subjektive Schwäche unterstreicht die Realität der Welt.

In der Wahrheit der Zusammenhänge findet der Rationalist seine Befriedigung.

Aber es gibt auch einen Verismus aus Bosheit, die den Gegenstand des Hasses wollüstig festhält, um ihn dem Gelächter oder der Verachtung preiszugeben. Der Realismus des Satirikers ist nächst dem des Verliebten der ursprünglichste und kräftigste der Kunst.

Objektivität im gewöhnlichen Sinne ist der Verismus aus Hochmut, der sein Objekt der Fremdheit oder graduellen Entfernung wegen mit peinlichster Sorgfalt schildert, um Staunen oder Gelächter dadurch zu erregen. Der Realismus des Novellisten oder Humoristen.

Komplizirte Künste machen immer einen gewissen Verismus nothwendig, in demselben Sinne, wie Menschenklassen, Völker im Verkehr ihre gegenseitigen Sitten respektiren. Dieser Verismus aus Respekt hat immer auf der Bühne geherrscht, so sehr sie auch sonst, schon ihres zusammengewürfelten Publikums wegen, der Verlogenheit Vorschub leistete. Schon das Zusammenwirken mehrerer Künste ist hier stets ein Zwang zur Wahrheit

Der Dichter hat hier seinen Kritiker im Regisseur, der Regisseur im Maler auf dem Fuße, und so Einer Schnitzer macht, wird er vom Anderen korrigirt. Unter Umständen empört sich der Maschinenmeister oder die Garderobière. Es ist nicht zufällig ein Dramatiker, der den stärksten Naturalismus der modernen Kunst repräsentirt. (Shakespeare.)

Nur im Hinblick auf die Entwicklung der Kunst und auf die Motive der Künstler gewinnt der Verismus als ästhetische Frage genommen konkrete Gestalt. Sonst wird sie in ihrer Losgelöstheit gegenstandslos, eine Doktorfrage, die nicht aus den Ateliers, sondern vom Katheder her ins Publikum hereingeschwirrt kommt.

„Majorum gloria."

Es ist Abend.

Im Zimmer des Schulmeisters brennt die kleine Petroleumlampe, die grünen Kattunvorhänge an den Fenstern sind zugezogen, auf der Straße herrscht Stille, der letzte Schlitten ist hellklingelnd nach Hause gefahren.

Auf dem zeitgebräunten Pulte in der Mitte des kleinen Raumes liegen acht Hefte zur Durchsicht bereit. Das neunte fehlt. Sein Besitzer hat erklärt, das Thema sei für ihn zu schwer gewesen.

Die Aufgabe war die erste Hälfte des 85. Kapitels aus Sallust's jugurthinischem Krieg in's Deutsche zu übersetzen.

Der alte Schullehrer, der freiwillig einige strebsame arme Kinder und die Kinder der wenigen Wohlhabenden in der Gemeinde Latein und Griechisch lehrt, hat die unzeitgemäße Marotte mit dem sprachlichen Unterricht höhere ethische Zwecke zu verbinden. Man läßt ihn darin gewähren, weil die von ihm vorbereiteten Schüler ausnahmslos in die höheren Gymnasialklassen eintreten können — träge oder unbegabte entläßt er nach einer Probezeit — und weil man ohne sein Entgegenkommen genötigt wäre, Privatlehrer mit entsprechender Besoldung anzustellen. Einen gewissen Unwillen der Eltern gegen seine Methode nimmt er entweder nicht wahr, oder läßt sich's nicht merken.

In der traulichen Winterstille seiner Stube pflegt er mit leisem Gemurmel seiner Arbeit obzuliegen. Warum nicht? — Niemand hört es, als die am Ofen schnurrende Katze, deren Weise immer dieselbe ist. Der Mund der schlichten Frau, die von der Wand auf den Sohn herniederschaut, ist längst geschlossen, der alte Mann allein.

Oben auf den Heften liegt eins mit der Aufschrift: Christian Traugott. Es ist bald durchgesehen. Der Lehrer unterschreibt eine Eins und legt es auf die andere Seite des Pultes. Christian ist das Muster eines tadellosen Schülers, seine Uebersetzung zeigt selten einen Fehler, seine Haltung kennt kein Schwanken zwischen zu viel und zu wenig. Warum seufzt der Lehrer denn? Oder seufzt er nicht?

Wanda Mathaei steht auf dem zweiten Heft, dessen Blätter der Alte wie zögernd umlegt. Die erste Stelle erscheint in Orthographie und Grammatik unrichtig, im Sinne befriedigend. Bei der zweiten heißt es: „Und gewiß, so ist es. Der größere Ruhm der Späteren duldet weder ein gutes, noch ein böses Licht."

„Arme, flatterhafte Wanda! Wie begnügt sich doch deine kecke Laune mit jedem annähernden Wort, bei unläugbarem Widersinn! Auf den Irrthum aufmerksam gemacht wirst du erst recht versuchen die Allgemeinmöglichkeit deines Satzes zu behaupten, unbekümmert um die ursprüngliche Aufgabe und spätere Analogien. Wie viele wirst du einst täuschen durch die schillernden Paradoxen deines Gedankenspiels? Wie vielen in der That für ruhmeswerth gelten und sie blind machen für die schlichteren Werthe der Vergangenheit und Gegenwart? Armes Irrlicht, dessen tollen Tänzen auf dem Sumpfe mein Auge doch nicht lassen kann mit Liebe und Besorgniß zu folgen!"

Also sprechend verbessert der Lehrer und legt das Heft zum ersten. Das nach welchem er jetzt greift, trägt die Spuren der bitteren Armuth des Besitzers. Es sind in Wirklichkeit nur zusammengestoppelte, in eine graue Pappendecke eingenähte Blätter. — Eine überaus reinliche Schrift läuft darüber hin, die den Inhalt des Originals sorgfältig wiedergibt. Ein Fehler hier, und Unbeholfenheit dort weicht der Nachhülfe des Lehrers, um dessen Lippen ein weiches Lächeln spielt, indem er verbessert. Steht doch die Thatkraft, von der Sallust spricht, als Polarstern über diesem aufstrebenden Leben, soll doch die Ehrfurcht vor den großen Leistungen der Vorangegangenen den Jüngeren, Verbindungslosen aus dem Dunkel seiner Herkunft hinausführen auf den sonnigen Acker der zu großer Leistung Berufenen! Solche sind die Wurzelstöcke zu neuen Kraftgeschlechtern, die Stifter lebensfähiger Traditionen.

Heft 4 und 5. Zusammenhanglos, ohne Sinn reihen sich in ihnen die Worte an einander. Wie zuvor meistens, so tritt auch jetzt die klare Schrift des Alten an die Stelle der krausen beider Knaben. Eine Hoffnung, seiner klaren Gedanken einmal Herr werden zu sehen über ihre regellosen, hegt er kaum mehr. Sie genügen sich selber so vollkommen in ihrer Unvollkommenheit.

Und nun? Auf dem 6. Hefte strahlt in reichausgemalten Buchstaben der Name Kurt von Strandtwitz auf Strandtwitz. „Kurt, Kurt! was du unter Ruhm verstehst, ist nicht von der Art intensiv innerlichen Lichtes," murmelt der Alte und liest: „die Gloria der Majore" . . . „da haben wir's" und, indem er geduldig fast Wort um Wort durchstreicht und das richtige darüber schreibt: „Zu einem ehrlichen Reckentod bringst du es vielleicht trotz Windigkeit und Selbstüberhebung."

Weiter. Was spricht Schwester Mathilde auf Strandtwitz? „Der Ruhm der Vorfahren steht den Nachkommen im Licht und leidet weder Gutes noch Böses an ihnen . . ." Deiner Vorfahren, Mathilde? Nicht unmöglich, nur wird es doch eher ihr Blut sein, welches dir die Unterscheidung von Licht und Licht, Ruhm und Ruhm verwehren dürfte. Was du dafür hältest, wirst du standhaft, ja mit Eigensinn verfolgen, aber am Ende den Widerschein der Prunklichter dieser Erde auf deinem Wappenschild für den der Sonne angesehen haben.

Nur noch eins. Meiner scheuen, stolzen Enrica, der das Lob des Unberufenen das Blut in die bleiche Wange jagt, weil es sie tiefer verletzt als unverdienter Tadel von Berufenen, die Träumerin, der die Illusion das Leben vergoldet, dem das Gold idealer Gesinnung nie mehr notthat als jetzt. Natürlich, Dichterherz! . . . Was die Seele am meisten zur Leistung befeuert ist, das Vorbild der Ahnen . . . wie ein Licht, das im Verborgenen leuchtet, strahlt es aus ihrem Guten und Bösen . . . Dir gewiß und zwar das Vorbild der Ahnen, mit denen dich die Geburt verbindet und jener, die dir geistige Vorgänger sind. Und warum nicht aus Gut und Böse? Am stärksten sind die wilden Triebe, wird aber das Edelreis dem Wildling aufgepfropft, so verbinden sich Kraft und Süßigkeit."

Die Arbeit ist gethan. Der Lehrer nimmt das Buch zur Hand und liest im Texte weiter, ja die Stellen laut, die er bemerkenswerth findet und künftiger Besprechung vorbehält. „Mir fehlt dieses (Licht von den Vorfahren her), aber ich darf, was viel rühmlicher ist, von meinen eigenen Thaten sprechen. Nun aber seht, wie ungerecht jene sind! Was sie sich aus Anderer Verdienste anmaßen, gestehen sie mir aus eigenem nicht zu, deßhalb, weil ich keine Ahnenbilder besitze und mein Adel neu ist, der Adel, den sich erworben zu haben gewiß besser ist, als überkommenen zu schänden . . . Verdienste allein kann man weder schenken, noch sich schenken lassen . . . besser als Reichthum ist Ruhm, schmuckvoller als Hausrath sind Waffen . . . . Niemand wird durch Feigheit unsterblich, kein Vater wünscht den Kindern ewige Dauer, sondern vielmehr, daß sie gut und ehrbar das Leben beschließen."

Nachdem er die Lampe herabgeschraubt hat, lehnt sich der Alte in seinem Stuhl zurück. Ein Ausdruck von Wehmut und Müdigkeit liegt auf seinen Zügen, nur sein Augen leuchten.

Adel, Ruhm, Waffen? Nicht, was die Welt darunter versteht, sondern was in großen Denkeinsamkeiten, auf der See der Zweifel, im geistigen Schaffen ein Berufener als solche von Angesicht zu Angesicht gesehen, hat auch er in seiner Einöde und Unbekanntheit sich erworben. Dabei ist seine Seele unbefleckt geblieben vom Flittergold der Welt. Nie hat er theilgenommen an dem rohen Jagen und Hasten nach Geld und Genuß und ephemerer Bedeutung, in welchen die meisten seiner Mitseminaristen moralisch zu Grunde gegangen sind. Eine große Liebe hat ihn geweiht, zumal dadurch, daß er ihrem Gegenstande freiwillig entsagte, ohne darüber bitter zu werden, oder zu zerbrechen. Er ist in Ehren alt geworden und nachdem er längst aufgehört hat, das Glied einer Familie zu sein, verbindet ihn eine geistige Elternschaft mit Allem, was an Großem, Edlem, Selbstständigem aus seiner Schülerzahl hervorging. Seinen Lohn aber trägt er in sich selber.

Versteht ihr das, ihr Zeitgenossen, ihr, denen der Mensch erst durch das Amt, die Theorie, die Schätzung durch den Nebenmenschen, die Stelle im Staat, die Genußsucht, die Schablone zu Etwas wird?

Meta v. Salis-Marschlins, Dr. phil.

Kulturkampf.

„Unter den Indianerstämmen der West-Staaten herrscht eine große Gährung, die Schlimmes befürchten läßt."
New-Yorker Herald.

Und wieder gewittert es in den Prärie'n
Und alle rothhäutigen Stämme zieh'n
Zum Kampfe gegen die weiße Brut,
Das Kriegsgeheul donnert von Berg zu Thal,
Und emsig schaffen Büchse und Stahl
Und überschwemmen das Land mit Blut.

Vierhundert Jahre düngt es das Feld,
Seitdem Columbus entdeckt die Welt
Und immer noch quillt es reichlich und quillt,
Und wird verrinnen im Sand wohl erst dann,
Wenn röchelnd der letzte Mann
Verlassen das irdische Jagdgefild.

Dies Jagdgefild — sein war es allein,
Die Wälder, Fluren und Ströme sein
Soweit sein falkenhell' Aug' gekreist,
Einst war er Herr auf dem weiten Plan,
Der starke Büffel ihm unterthan,
Und über ihm nur der „große Geist".

Da kam das Bleichgesicht über die See
Und brachte Verderben und mannigfach' Weh'
Und brachte alles, was fremd und schlecht:
Die fremde Waffe, die fernher trifft,
Den fremden Trank das liebliche Gift
Und falsche Rede und falsches Recht

Und das falsche Recht, es obsiegte im Streit,
Und Gitche Manito blieb weit, ach! weit
Als läg' er in tötlichem Zauberschlaf,
Des Weißen Herrgott war stärker als er,
Und besser der Blaßhaut Feuergewehr,
Und so ward der Herr der Prärien ein Sklav.

Wie in Peru dereinst und in Mexico
Die Schurken Cortez und Pizarro
Die Völker erwürgten aus Gier nach Profit,
So schlagen auch heute die Völker tot
Der Chamberlain und der Cecil Rhodes,
Und die anderen Schurken, sie würgen mit.

Auf Cuba, in Indien, China, Transvaal—
Wie schwelgt der Tod bei dem fürstlichen Mahl,
Das ihm auf verödeter Ackerflur
Im Kampf um die „heiligsten Güter der Welt"
Der neue Moloch herrlich bestellt:
Europas christliche Gauner-Kultur,

O, der hündischen Gier! der teuflischen Wuth! —
Wir überschwemmen die Welt mit Blut.
Und werden des Völkermordes nicht müd',
Wir schlachten mit Pulver und Alkohol
Und ruhn nicht eh', bis von Pol zu Pol
Die Sklaverei und das Elend blüht.

Wien. Stauf von der March.

Geistesüberbürdung.

Von Irma v. Troll-Borostyáni (Salzburg).

In seiner vor mehreren Jahren erschienenen Schrift „Die Bedeutung der Wissenschaft und Kunst" spricht Graf Leo Tolstoi die Ueberzeugung aus, daß die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen nur dann einen wahren Wert haben, wenn sie der gesammten Menschheit zu dienen vermögen, und erklärt es als Aufgabe des Gebildeten, daß er seine Bildung dafür anwende, den Menschen in allem zu nützen, worin sich ihre Bedürfnisse äußern. Um dies zu können, müsse der Geistesthätige körperliche Arbeit nicht nur kennen lernen, sondern sie auch täglich verrichten. Der Gebildete dürfe nicht Anderen dadurch, daß er sie für sich arbeiten läßt „auf dem Halse liegen."

Durch die tägliche körperliche Selbstbedienung, durch eigene Besorgung seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung und Heizung, durch diesen täglichen „Kampf mit der Natur" und die nicht nur des Menschen im allgemeinen, sondern auch des Gebildeten vornehmste Pflicht sei, die er nicht vernachlässigen dürfe, ohne Schaden an seinem Leibe und Geiste zu nehmen, werde ihm erst der vernünftige Sinn seines und der Anderen Leben erschlossen und werde er befähigt, die wirklichen Bedürfnisse der Menschen kennen zu lernen.

Es ist bekannt, daß Tolstoi sich diesen von ihm aufgestellten Gesetzen seit Jahren selbst unterzieht, und den Einwand, daß derartige tägliche physische Arbeit die geistige Produktionsfähigkeit unvermeidlich beeinträchtigen müsse, weist er aus seinen eigenen Erfahrungen zurück, indem er mittheilt: „Es ergab sich, daß die physische Arbeit nicht nur die Möglichkeit geistiger Thätigkeit nicht ausschließt, sondern sie vielmehr anspornt . . . Je angestrengter die Arbeit war, je mehr sie sich nach landläufigen Begriffen der allergröbsten Bauernarbeit näherte, desto zahlreichere Genüsse und Kenntnisse erwarb ich, in desto engeren und angenehmeren Verkehr mit den Menschen kam ich, und desto mehr Lebensglück erwarb ich." Und thatsächlich ergibt sich aus einem Vergleiche seiner geistigen Leistungen, daß die aus der Zeit seiner körperlichen Arbeiten stammenden Produkte diejenigen seines früheren Lebens sowohl an Umfang wie an Wert übertreffen.

Dennoch aber sind ernste Zweifel an der Allgemeingiltigkeit dieser seiner Lehre und seines Beispiels wohl berechtigt. Die wenigsten Menschen erfreuen sich einer so kräftigen Konstitution, daß eine tägliche fünf bis acht Stunden währende körperliche Arbeit sie nicht in einem zu jeder nennenswerten geistigen Leistung unfähig machenden Grade ermüdet, so daß bei der weitaus größten Anzahl die Bewältigung eines so große Anstrengung erfordernden physischen Arbeitspensums zu Ungunsten ihrer geistigen Leistungsfähigkeit ausfallen würde.

Aber zugegeben, daß Tolstoi in Bezug auf das Maß der geforderten körperlichen Thätigkeit über das Ziel schießt: so liegt seiner Lehre doch ein für alle berufsmäßig geistiger Thätigkeit obliegenden Klassen höchst beachtenswertes, in ihrem eigenen und im Interesse der Gesammtheit viel zu wenig beachtetes Prinzip zu Grunde, denn unzweifelhaft richtig ist es, daß die allgemein herrschende, von Tolstoi so scharf verurtheilte, soziale Arbeitsteilung, welche die einen Klassen ausschließlich körperliche, die andern ebenso ausschließlich geistige Arbeit verrichten läßt, in beiden eine die harmonische Vollentwickelung und Vollbethätigung des Menschen hindernde Einseitigkeit verursacht, die unvermeidlich auf die zu erbringenden Leistungen einen werthmindernden Einfluß übt. Denn nicht nur diejenigen, deren Leben mit einer so großen Bürde physischer Arbeit belastet ist, daß alle Bedingungen zu geistiger Erholung, Anregung und Bildungsaufnahme fehlen, bleiben nothwendigerweise im Wert ihrer Verrichtungen hinter den von geistiger Nahrung Nichtausgeschlossenen zurück; auch die Geistesarbeiter, deren Bildung und Bethätigung von ihrem Leben alle körperliche Arbeit fernhält, gehen unvermeidlich der innigen Fühlung mit den realen Verhältnissen des Lebens, der richtigen Beurtheilung der Arbeit jener Anderen, „deren Bedeutung wir gewöhnlich, infolge unserer Unkenntnis, entweder übertreiben oder unterschätzen", und der Erkenntnis der wirklichen Zeitbedürfnisse verlustig.

Nicht nur die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst werden ihrer hohen Aufgabe, nicht allein den Gebildeten, sondern dem ganzen Volke zu dienen, in umso höherem Grade entsprechen, wenn die Forscher und Künstler sich mit dem Volke in Gemeinschaft setzen, seine Leiden und Freuden, seine Fehler und Tugenden, seine tiefsten Bedürfnisse und Mängel kennen lernen; es gibt fast keine unter allen geistigen Berufsarten, die nicht durch innigere Fühlungsnahme ihrer Träger mit dem Volke, dem Zwecke, der Allgemeinheit zu nützen, nähergebracht würde. Arzt und Lehrer, Richter und Gesetzgeber, die von den Völkern zur Vertretung ihrer Interessen entsendeten Mandatare, sowie die Organe der Regierung würden einen die Funktionen ihrer Berufsthätigkeit günstig beeinflußenden, die Erscheinungen und Beziehungen des Lebens umfassenden, weiteren Blick gewinnen.

Der Grund zu der Einseitigkeit des Geistesarbeiters wird schon in den Mittelschulen gelegt, in welchen auf die Körperbildung viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Zu einer harmonischen Vollentwicklung des Menschen müssen von der frühesten Jugend an Körper, Geist und Seele gleichzeitig und in richtigem Verhältnis zu einander entwickelt werden. Eine gesunde körperliche Grundlage ist für eine gesunde, natürliche, geistige und sittliche Entfaltung, für ein richtiges Denkvermögen und zur Charakterbildung unerläßlich. Dazu gehört aber außer Luft, Licht, Reinlichkeit und zweckentsprechender Nahrung auch — körperliche Arbeit: ein Umstand, der bei uns — im Gegensatz zu den uns in dieser Hinsicht weit vorangeeilten Amerikanern und Engländern — bei der Heranbildung der Jugend zu Ungunsten nicht nur der Gesundheit und Kräftigung des Körpers, sondern auch der Entwicklung des Charakters und des Arbeitsvermögens sehr vernachlässigt wird.

Diese in den Schulen gepflegte Einseitigkeit der Jugendbildung trägt die Mitschuld an der geistigen Ueberbürdung der Schüler, über die immer lautere und eindringlichere Klagen erhoben werden, und an der in fortwährendem Wachsthum begriffenen, krankhaften Nervosität der gebildeten Gesellschaftsschichten, welche manche Ärzte veranlaßte, auf die Gefahr hinzuweisen, daß wir einer allgemeinen Entnervung des Menschengeschlechts entgegentreiben.

Es ist schon oft gesagt worden: die Neurasthenie sei eine Kulturkrankheit. Ganz zweifellos bringen die tausenderlei An- und Aufregungen unseres Kulturlebens eine Steigerung der Nervenreize mit sich, die, wenn ihr nicht entgegengewirkt wird, schließlich eine von Generation zu Generation sich vererbende und stetig zunehmende Schwächung des Nervensystems zur Folge hat. Da es aber weder möglich noch wünschenswerth wäre, die Kultur zurückzuschrauben, da auch unsere Zeitgenossen und Nachkommen auf die geistige Anregung und Bethätigung unseres Kulturlebens doch nicht verzichten wollen und sollen, so frägt es sich um geeignete Mittel, die wachsende Nervenschwäche zu bekämpfen. Und als das wirksamste, leider aber am wenigsten in Anwendung gebrachte Vorbeugungsmittel muß eine vernünftige Lebensweise und eine Körper- und Geistesübung im Gleichgewicht haltende Erziehung bezeichnet werden.

Aber so unumgänglich nothwendig im Hinblick auf die Forderungen der Hygiene eine in dieser Richtung anzubahnende Reform des Schulwesens auch ist, so wird sie allein dem Uebel der vielfach zu Tage tretenden Geistesüberbürdung mit ihren beklagenswerthen, psychischen und physischen Folgeerscheinungen nicht zu steuern vermögen. Denn dieses Uebel ist auf noch andere, theils im Erziehungssystem, theils aber in sozialen Vorurtheilen begründete Wurzeln zurückzuführen.

Auf das Kerbholz der letzteren gehört es, daß in der Bestimmung jugendlicher Wesen für das Studium in den seltensten Fällen die in ihrer natürlichen Veranlagung gezogenen Grenzen ihrer intellektuellen Leistungsfähigkeit berücksichtigt, sondern die soziale Stellung der Familie als ausschlaggebend angesehen wird. So kommt es, daß Jahr um Jahr Knaben und Jünglinge auf die Schulbänke der Gymnasien, in die Hörsäle der Universitäten gedrängt werden, die der an die Leistungsfähigkeit ihres Gehirnorgans gestellten Aufgabe schlechterdings nicht gewachsen sind. Was ist die Folge hievon? Entweder ist es ihr Schicksal, früher oder später beim Examen durchzufallen; oder es gelingt ihnen — wenn nicht durch gnädig gewährte Protektion — Dank einer fortdauernden

übermäßigen Anstrengung, die Prüfungen zu bestehen und zu Amt und Stellung zu gelangen. Abgesehen davon, daß der Wert ihrer Leistung selbst im günstigsten Falle kaum das bescheidenste Mittelmaß erreichen wird, geschieht es aber nur zu oft, daß die Leidenszeit der in fortgesetzter Ueberanstrengung verbrachten Studienjahre eine schwere Schädigung der Gesundheit, ja selbst vorzeitigen Tod verursacht.

In einer ihrer besten Erzählungen, „Der Vorzugsschüler", schildert Frau v. Ebner-Eschenbach das tragische Geschick eines Knaben, der, mäßig begabt, in den unteren Klassen des Gymnasiums durch außerordentlichen Fleiß es doch erreicht, stets der Erste zu sein. Zu den höheren Klassen aufgestiegen, gelingt es ihm aber, trotz äußerster Anspannung seiner Kräfte, nicht mehr, mit den ersten Schülern Schritt zu halten. Von seinem in die Studienerfolge und die erträumte glänzende Karriere seines Sohnes allen Ehrgeiz setzenden Vater durch eiserne Strenge zu übermäßiger, sein Nervensystem zerrüttender Anstrengung gespornt, führt er einen qualvollen Kampf zwischen der versagenden Kraft seiner Fähigkeiten und der Verfolgung des unerreichbaren Zieles, um in der entsetzlichen Erkenntnis, es nicht erlangen zu können, unter dem Drucke der ihn demüthigenden Vorwürfe seines Vaters, an der Zukunft und seinem eigenen Werte verzweifelnd, sich den Tod zu geben.

Beispiele, daß junge Leute, ihrer Neigung und natürlichen Befähigung entgegen, für einen der „gelehrten" Berufe bestimmt, unter der ihnen gestellten Aufgabe, die sie nicht zu bewältigen vermögen, erliegen, giebt es leider im wirklichen Leben in reicher Zahl. Und nicht nur im Interesse dieser vielen Unglücklichen, sondern auch in jenem des allgemeinen Wohles ist es dringend zu wünschen, daß in der Bestimmung für die Vorbereitung zu einem wissenschaftlichen Berufe nicht die gesellschaftliche Stellung der Familie, sondern die individuelle Veranlagung derjenigen, um deren Berufswahl es sich handelt, als maßgebend angesehen werde.

Im „Zentralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen" (Aprilheft 1899) ist ein Gutachten zur Erläuterung einer ebendort mitgetheilten Ministerialentscheidung über die Errichtung eines Mädchengymnasiums veröffentlicht, in welchem Gutachten die Verfügung, welche ein Aufnahmsalter von 14 Jahren als ungenügend bezeichnet und einen noch späteren Beginn der für die Hochschule vorbereitenden Gymnasialstudien für Mädchen als Prinzip für die Organisation des Unterrichts verlangt, in folgender Weise begründet wird: „Der Entschluß der Mädchen zum akademischen Studium muß ein vollständig freier sein; dieses Studium kann überhaupt nur Erfolg haben, wenn die Schülerinnen aus eigener Bewegung, nach ernster Prüfung ihrer Neigung und ihrer Begabung sich dafür bestimmen."

Eine ganz vortreffliche Anschauung! Aber ist es denn für Knaben nicht ebenso nachtheilig, sie ohne die Vorbedingung ihrer Neigung und Begabung für das Studium zu bestimmen, und ist diese Bedingung für die Möglichkeit, daß „das Studium überhaupt einen Erfolg habe", nicht auch für Knaben giltig?!

Würde einmal mit dem beklagenswerten Vorurtheil, das die Söhne sogenannter „guter" Familien, wenn sie sich nicht etwa der militärischen Laufbahn zuwenden, für die die Absolvirung einer Hochschule bedingenden „höheren" Berufsarten prädestinirt erachtet, endgiltig gebrochen werden, und würde das Prinzip zur allgemeinen Geltung gelangen, daß einem Jeden, ohne Berücksichtigung des Standes seiner Eltern und sonstiger für die Sache bedeutungsloser Umstände, die Ergreifung desjenigen Lebensberufes ermöglicht werde, für den er gemäß seiner persönlichen Eigenart und Neigung am besten paßt, so würden nicht nur die wissenschaftlichen Berufszweige von nutzlosen Drohnenexistenzen, sondern auch die höheren Lehranstalten von intellektuell schwach befähigten Schülern entlastet werden, wodurch alle Welt gewinnen würde. Die annähernd gleichartige geistige Leistungsfähigkeit der Schüler würde — eine im Früheren erwähnte, die körperliche Entwickelung und Bethätigung berücksichtigende Reform des Lehr- und Erziehungssystems vorausgesetzt — einer nervenzerstörenden geistigen Ueberbürdung und Ueberanstrengung in den Hoch- und Mittelschulen vorbeugen, da einerseits unter den Schülern

keine wären, die infolge ihrer schwachen Befähigung den an ihre Leistungen gestellten Forderungen gar nicht oder nur mit gesundheitsschädlicher Ueberanspannung ihrer Kräfte zu entsprechen vermögen, und da andrerseits eine gleichgewichtige Entfaltung der geistigen und physischen Kräfte auch die ersteren fördern und stählen würde.

Des Weiteren ist die endlich durchzuführende, seit Jahren so vielfach erörterte Reform des humanistischen Gymnasiums dringend zu wünschen, indem dessen dem modernen Bildungsbedürfnis entsprechende Umgestaltung den Lehrstoff von dem Ballast eines einseitigen, für das spätere Leben zweck- und werthlosen Wissens befreien würde. —

Nehmen wir hierzu noch eine von Pädagogen und Hygienikern so eindringlich befürwortete Herabsetzung der Schulstunden und Einschränkung der häuslichen Aufgaben und für die niederen Schulen, in welchen selbstverständlich eine große Ungleichartigkeit der Begabung der Schüler sich nicht vermeiden läßt, die Errichtung von Parallelklassen, die der Ueberfüllung der einzelnen Klassen vorbeugen und es dem Lehrer ermöglichen würde, auf die schwächeren Fähigkeiten der Schüler helfend und fördernd Rücksicht zu nehmen, so wäre viel gethan. Die unlängst von einem bekannten Schulmann als unumgängliche Nothwendigkeit aufgefaßte, bedauerliche Maßregel: die schwächeren Schüler, die, wenn sie nach ihrer Individualität behandelt werden, das Klassenziel nicht erreichen, durch Strafe zu zwingen, sich über ihre Kräfte anzustrengen, da „was bei dem Rennpferde der Sporn, bei dem Schüler der Stock" sei, — würde bald zu einer Erinnerung überwundener Barbarei, und der geistigen Ueberbürdung der Jugend mit ihren Gesundheit, Glück und ersprießliche Leistungsfähigkeit untergrabenden Wirkungen erfolgreich vorgebeugt werden.

Der neue Alexander.

(Bonaparte in Egypten [1798—99].)

„Iskender ist erschienen
Nach langer Thatenruh'!"
So raunen Beduinen
Mit wundergläubigen Mienen
Sich in der Wüste zu.

„Iskender ist erstanden,
Um morgenwärts zu zieh'n!"
Die ihn erschaut beim Landen,
Am Blick sie schon erfanden
Als Sohn Gott Amons ihn.

Und erst, als sie empfanden
Die Macht in seinem Arm!
Was da nicht sank an Wunden,
Nicht tot im Nil verschwunden,
Das floh im wirren Schwarm.

So fuhr er, scheu gemieden,
Wie ein Phantom daher.
Seit Amons Sohn geschieden,
Sah'n dort die Pyramiden
Nicht solchen Helden mehr.

München. Martin Greif.

Die Begegnung.

Von Hans Weber-Lutkow (Wildshut).

In gleichmäßiger Helle überwölbte der lichtblaue Himmel die einförmigen, weitgedehnten dunkelbraunen Ackerflächen. Weidenbäume mit Blättern, die im Lichte der Herbstsonne matt glänzten, schlanke, weißstämmige Birken mit goldenem Laube, Ebereschen mit reifen, schweren Früchten, die Korallen glichen, säumten die staubige Straße, über welche ich dahinschritt. Einer grauen Dämmerwolke ähnlich schloß ein weiter Wald in der Ferne die Gegend ab. Es war still und einsam; nur manchmal pfiff ein Sperling, oder ein goldenes Blatt fiel, leise knisternd, in den Staub. Unheimlich klagend erklang ab und zu der bange Ruf eines Thieres, das in dem fernen Walde vielleicht, dort am Rande des Himmels hungerte, litt, oder liebte.

Nur selten begegneten mir Menschen, kleine bewegliche Gestalten, deren scheuer Blick den Boden suchte, Männer wie Frauen in weißes Linnen gekleidet, mit stummem Kopfnicken grüßend. Ihre Behausungen aber waren nicht zu sehen. Wohnten sie unter der Erde oder bauten sie ihre Wohnungen fern von der Straße, damit der Blick des fremden Wanderers sie nicht entweihe?

Geigen und Pfeifen klangen irgendwo in der Ferne; leise anfangs, dann heller und lauter. Männerstimmen jauchzten dazwischen. Aber es war keine Freude in all den Klängen und Tönen.

Ich war bei einem Friedhof angelangt, der auf einem Hügel gelegen, die weite Fläche überragte. Einige vermorschte Holzkreuze lagen im welkenden Grase, Marienfäden flatterten um die halbentblätterten hohen Pappeln. Wo die Straße an den Himmel zu stoßen schien, erhob sich eine Staubwolke, die bald schlangengleich zum Himmel emporzüngelte, bald in merkwürdigen Windungen die Straße entlang dahinkroch. Aus der Staubwolke klangen dumpf und traurig, schrill und heiser wie das Kreischen unbekannter Thiere, Pfeifen und Stimmen. Ich dachte, daß es ein Leichenzug sei und beschloß beim Friedhof zu warten.

Aber es war ein Hochzeitszug, bescheiden, karg und ärmlich. Von dichtem Staub umgeben, liefen zuerst zwei kleine ganz in Weiß gekleidete Mädchen an mir vorüber, blaßgrüne Kränze im Haar, erloschene Wachskerzen in der Hand. Die Kerzen hätten wol brennen sollen, dachte ich, aber die Flammen dürften im Staube erstickt sein. Von kleinen Pferdchen gezogen, die mühsam im Staube dahinzappelten, folgte ein mit Blumen und Tannenreisig geschmückter Leiterwagen, in welchem Bauernburschen saßen. Sie trugen braune Röcke aus grobem Loden und breite Strohhüte. Einige bearbeiteten einen Dudelsack oder eine Pfeife, andere jauchzten schrill dazwischen. Der Bräutigam saß wol in diesem Wagen, aber er fiel mir nicht auf.

Und gleichfalls von kleinen Pferdchen gezogen kam ein zweiter Wagen heran. Darin stand die Braut, hoch aufgerichtet, ganz in Weiß gekleidet, schön und schlank wie ein schimmerndes Götzenbild zwischen den Freundinnen, die ihr zu Füßen saßen. Sie wandte mir ihr jugendfrisches Antlitz, ihre großen Augen zu und verneigte sich tief, so daß die von Flachshaar umringte, mit Herbstblumen geschmückte Stirn das gelbe Stroh berührte, darauf sie stand. Als sie sich wieder aufrichtete, sah sie mich, den Kopf rückwärts wendend, noch immer flehenden thränenfeuchten Auges an, als wollte sie von mir Glück und Segen für diese Fahrt erbitten. Aber ihre Blicke starben im Staube.

Noch folgten, mit langen Peitschen knallend, zwei Reiter; die Pferde, auf denen sie saßen, waren so klein, daß die Füße der Reiter fast die Erde berührten. Und all' die kleinen Pferdchen und ärmlichen Menschen wurden von der Staubwolke verschlungen, die von Pfeifen und Jauchzen und schrillem Singen begleitet, die lange Straße weiterwanderte. Und Staub und Menschenelend verschwand und die Luft war rein und klar. Leise knisternd fielen die Pappelblätter zur Erde und silberne Marienfäden spannen um die morschen Holzkreuze, die zwischen den welkenden Halmen lagen.

In Gedanken aber sah ich noch immer die Augen der Braut, die so innig leuchteten und flehten.

Ein Fremdling bin ich ihr und niemals werde ich sie wiedersehen; sie aber wird mich im Gedächtniß behalten und mit Augen sehen, ihr ganzes Leben lang, mich, den Fremdling, der, als sie zum Traualtar fuhr, zwischen den morschen Kreuzen unter den hohen entblätterten Pappeln stand. Und sie wird sich fragen, ob ich ihre Augen, die um Glück und Segen baten, verstanden, ob ich ihr Bitten erfüllt habe. Und wer weiß, welche Macht ich über sie gewinne, deshalb, weil sie mir Macht zuschreibt? das Licht und den Schatten, die auf ihre Lebenstage fallen, werde ich lenken, ohne es selbst zu wissen. Durch ihre Gedanken und durch ihr Träumen werde ich wandeln, wie jetzt über diese Straße, vielleicht dann noch, wenn meine müden Füße längst zur Ruhe gebettet sind. In ihrer ärmlichen Hütte werde ich zu Hause sein und Theil haben an den kleinen Sorgen und an den kargen Freuden ihres Tages. Und wenn ihr Auge bricht, sieht sie mich vielleicht, ein schwarzes, morsches Kreuz zu meinen Füßen — und ich ergreife sie bei den welken, zitternden Händen und führe sie fort — wer weiß wohin?

Abendwanderung.

Von Hjalmar Söderberg.

Es dunkelt auf dem Wege —
Das Geh'n wird mir so schwer.
Und schwer sind die Gedanken,
Zieht Dämmerung einher.

Ein Licht strahlt in der Ferne
Vom äußern Waldesrand,
Aufleuchtend, dann verlöschend,
Nun glimmt's in stillem Brand.

Da sitzt man bei der Lampe
Traut, nach des Tags Beschwer:
Es dunkelt auf dem Wege —
Das Geh'n wird mir so schwer.

(Uebertragen von E. Brausewetter.)

Wanderlied.

Wandernde Vöglein sangen dies Lied:
„Zieh' mit, zieh' mit!"
Sie lauschte und fühlte den heißen Drang,
Zu wandern viel tausend Stunden lang . . .
Nun sind wohl die Sänger längst über dem Meer
Ans Wandern denkt sie nimmermehr.
Es sank ihr das Haupt auf die Brust herab.
Verdorrt ist ihr blühender Wanderstab.
Bald kommen die Vöglein, — es ist vollbracht!
Wer hat wohl die längere Reise gemacht?
„Zieh mit, zieh mit!" —

Tarsdorf (OÖ.)

Oskar Weilhart.

Pariser Brief.

(Wiedereröffnung der Comédie française am 29. December 1900.)

Als am 8. März des vergangenen Jahres in den Mittagsstunden im Zentrum von Paris der Ruf „Feuer im théâtre français!" erscholl, begegnete man nur ungläubigen Gesichtern. Irgend ein Soffitten-Brand, dachte man sich. Und doch war die Sache sehr seriös. Zwar Flammen sah man nicht aus dem Gebäude schlagen, und die Erklärung des jüngst im „Sternberg-Prozeß" so unglücklich verbrannten Grafen Meerscheidt-Hülleßem, er habe sich damals in Paris durch den Anblick der fürchterlichen Scenen beim Theaterbrand einen Nerven-shock geholt, war nicht ernst zu nehmen. Außer ganz zu Beginn der Katastrophe sah man keine Flammen. Das ganze Ereignis spielte sich innerhalb der Gänge, Treppen und gewaltigen Außenmauern des Gebäudes ab, am hellen Tag. Niemand ahnte die Größe des Verlustes, den Umfang der Zerstörung. Auch nicht ein schwarzer Brandfleck war an den vornehm kanelirten Façaden des aus dem Jahre 1782 stammenden Gebäudes zu erkennen. Ein „Ring-Theater-Brand", wie seinerzeit in Wien, wo man sich an grausigen Szenen hätte erbauen können, war es also nicht. Aber das ganze Innere des Theaters ist ausgebrannt. Selbst der „bâton de l'avertisseur", ein grober Holzpflock, ähnlich jenem, mit dem die Straßenarbeiter die Steinwürfel in den Boden rammen, der an an den Handgriffen mit rothem Sammt überzogen ist, und mit dem zu Beginn jedes Aktes die berühmten „trois coups" geschlagen werden, ist verkohlt, und nur das nicht minder berühmte Wasserglas, aus dem die Dumas, Augier, Feuillet, Sardou, Legouvé, Pailleron u. A. beim ersten Vorlesen ihrer Stücke vor dem Theater-Comitè ihre Lippen feuchteten, ist von den eigentlichen Theaterrequisiten übrig geblieben.

Die talentirte demoiselle Henriot — la pauvre Henriot, wie sie hier stereotyp noch immer genannt wird — ist damals mit ihrem Hündchen in einem der obersten Stockwerke mitverbrannt. Es sollte an dem Nachmittag Kostümprobe sein und die geschmückte Künstlerin, zu spät avertirt, erstickte in ihrem prächtigen, byzantinischen Gewande auf der Treppe, während ihre Ankleidefrau, die das Winkelwerk der Stiegen auch mitten im Rauche noch fand, sich retten konnte. Schön war die Henriot nicht — sonst würde sie gewiß la belle Henriot heißen — aber sie hatte jenes kühn-ausladende, wilde und herrliche Profil, welches solche Menschen geradezu in die Oeffentlichkeit hereinstößt, sie zum Gegenstand des Angaffens macht und sie über kurz oder lang, auch wenn es eine Gräfin oder Prinzessin ist, auf irgend einer öffentlichen Bühne landen läßt. — Als ich hörte, daß die junge Henriot verbrannt sei, hatte ich eine geheime Freude, ich sagte mir nämlich: wenn die Henriot verbrannt ist, ist vielleicht auch ein Theil jener claque verbrannt, die mir den Besuch des Hauses von Molière zu einer steten Qual macht und die die Pestbeule an diesem unvergleichlichen Institut genannt werden muß. Aber zu meinem Bedauern mußte ich erfahren, daß die arme Henriot das einzige Opfer jener nachmittägigen Katastrophe war. Als ich nämlich, an jenem 8. März, wie jeder anständige Pariser, sofort auf den Brandplatz eilte und dort den doppelten Kordon von Militär und Feuerwehrleuten durchbrechen wollte und mich zuletzt an einen der Kommissäre mit der Frage wandte: ob die claque todt sei? ich möchte gerne die claque zu meinen Füßen verenden sehen, in ihren letzten Zuckungen, mit ihren eingedrückten Stirnen und ihren Elephantenhänden sich im Staub winden sehen, um mich an ihren Qualen zu weiden, und ein Telegramm an die Deutschen Zeitungen schicken zu können: die große claque ist todt! . . . . Ach! sagte der Beamte zu mir, die claque die finden Sie jetzt nicht hier! Da müssen Sie hinaus nach La Villette gehen, dort ist die claque mit Wursterei und Hackfleisch-Kotletten beschäftigt, Sie finden sie dort in den zahlreichen Metzgereien . . . . . Wie? — rief ich — lesen die Leute nicht Tagsüber die Theaterstücke, in denen sie Abends applaudiren müssen? . . . . O nein! — entgegnete der Beamte — die Leute sind da draußen um ihrer Hände Arbeit willen außerordentlich geschätzt; selbst ihr Anführer, le premier claqueur, kennt von den Theaterstücken nur die Stich- oder besser Schlagwörter und muß deshalb allerdings oft seine tägliche Arbeit unterbrechen und sich bei den Proben einfinden: er ist Knochen-Auslöser in den städtischen Fleischbanken de la Halle und hilft außerdem Monsieur Deibler bei den Exekutionen vor dem Gefängniß La Roquette . . . .

Ich wich in tiefer Bestürzung vor den Militär- und Feuerwehrposten zurück und blickte betrübt in die aufwirbelnden Dampf- und Rauchmassen, die über dem Dach des Theaters emporzüngelten. Und in diese Bestürzung mischte sich ein Gefühl von Wehmuth, als aus dem brennenden Gebäude die Kunde drang, daß außer Mlle Henriot auch mehrere Hunde verbrannt seien . . . . Hunde — sagte ich mir — Hunde sind edle, fromme Thiere, vornehme Wesen mit edlen Instinkten begabt.

Zu Anfang der 80er Jahre bestand keine claque in der Comédie. Während sie in allen Pariser Theatern eingeführt war, glaubte das Haus Molière's mit Recht, sich dieses banditenmäßigen Ueberfalls auf das naive Genießen vor den Meisterwerken der französischen dramatischen Kunst entschlagen zu dürfen. Und das Haus war damals genau so überfüllt, wie es heutigen Tages ist. Kassa-Rücksichten waren es also nicht, welche Jules Claretie, den heutigen Administrateur-Général, der seit 1881 die Oberleitung in Händen hat, veranlaßten, die Entscheidung über das Gefallen eines Stückes in andere Hände zu legen. Es war wohl die Rücksicht auf die Schauspieler und — die Schauspielerinnen selbst, welche ihn zu einem Wechsel des Brauches in dieser Richtung zwangen. Und ich muß hinzufügen, daß das Verhalten des französischen Publikums vielfach mit Veranlassung ist für diese Aenderung. Der Franzose applaudirt, im Gegensatz zum Deutschen, nicht aus einem lediglich ästhetischen oder künstlerischen Anlaß. Es muß eine fanatische, leidenschaftliche oder politisch zugespitzte Nuance sein, die ihn aus dem ruhigen, behaglichen Genießen in seiner baignoire aufrüttelt und dann allerdings zu stürmischem Parteiergreifen fortreißt. In den klassischen Stücken Racine's oder Molière's, die Jeder fast auswendig kennt, ist aber zu einem solchen Parteiergreifen keine Gelegenheit. Und so kam es vor, daß an klassischen Abenden sich oft keine Hand aus dem Publikum rührte; nicht, weil etwa die Aufführung nicht gefallen hätte, sondern weil es Niemanden in den Fingern juckte, sich zu betheiligen. Vor dieser Apathie in dem durch seinen klassischen Alexandriner sowieso etwas stelzenmäßig gearteten Jardin du Palais Royal erlahmten schließlich die so ausgezeichneten schauspielerischen Kräfte und nun müssen die Metzger kommen und die Arbeit mit Unverdrossenheit besorgen, die das verständnisvolle Publikum zu bequem oder zu verdrossen war zu thun: wie sie es waren, die rücksichtslosen und gewaltthätigen Bewohner des hochgelegenen La Villete, die im Laufe des verflossenen Jahrhunderts so oft hinabsteigen mußten in das Zentrum von Paris, um die Arbeit, die die Aristokratie oder die Bourgeoisie hätte thun sollen, die sie aber vor lauter Hände-in-den-Schooß-legen übersah, schließlich mit revolutionären Fäusten zu vollbringen.

Das Haus war also zerstört, Requisiten, Soffitten, Textbücher, Rollen, Garderobe, unzählige kleine und große Werke — Schminkbüchsen bis zu werthvollen Kunstgegenständen in den Taschen der Schauspielerinnen (die unschätzbare Statue Voltaire's von Houdon schwebte längere Zeit in der größten Gefahr) — das Alles war der Vernichtung anheimgefallen. Die Ausstellung war vor der Thür! Die Lage war zum Verzweifeln. Man faßte den kühnen Plan, das ganze Innere des Hauses bis zum 14. Juli, dem Nationalfeiertag Frankreichs, mit Aufbietung aller Kräfte neu einzurichten und so die größere Hälfte der Ausstellungszeit für die klassischen Darbietungen der Comédie zu retten. Kredite wurden zur Verfügung gestellt. Einer der ersten Baumeister offerirte sich zu gänzlich kostenloser Hilfeleistung und Generalübernahme der ganzen Arbeit. Denn die Comédie ist jedem Franzosen auf irdischem Gebiet das, was der Prunkbau des Sacré coeur auf der Höhe des Montmartre auf religiösem Gebiet: ein Sacré Coeur der Kunst, eine Fülle der heimlichsten, heiligsten und stolzesten Erinnerungen .... Aber Alles half nichts. Der Neubau verlangte Zeit und Solidität. Die Sozietäre und jüngeren darstellenden Kräfte schickte man, um im geschlossenen Ensemble weiterzuspielen, jüngst in die Große Oper, dann in's Odéon, dann in's Nouveau Théâtre in der Rue blanche, zuletzt in's Théâtre Sarah Bernhardt, deren Besitzerin nach Amerika gastspielen gegangen war. Die Ausstellung kam und ging, und die Comédie kam und ging hausiren von einem Theater in's andere mit erborgten Requisiten, mit erborgten Kostümen, mit Flickarbeit und halb auswendig gelernten Rollen. Schon glaubte man, das alte Jahrhundert werde die verbrannten Vögel nicht wehr in ihrem alten Neste beisammen finden, als im letzten Augenblick, und durch entscheidendes Eingreifen von Monsieur Leygues, des Meisters der schönen Künste, der Bau, an dessen Fertigstellung seit Wochen Tag und Nacht gearbeitet wurde, doch so weit zu Stande kam, daß Monsieur Claretie für den 29. December des verflossenen Jahres die Einladungen in die neuen Räume, deren Lackgeruch vergebens mit Veilchen-bouquet todtzuschlagen versucht worden war, ergehen lassen konnte. Das war nun eine Staatsaktion ersten Ranges. Eine Sacré-cour-Enthüllung heiligster Art. Ein irdischer Gottesdienst. Vom Präsidenten der Republik, dessen fröhlicher Humor ästhetische Tischgesellschaften dieser Art mit humoristischer Resignation über sich ergehen läßt, bis zum letzten Journal-Kritiker war Alles an seinem Platz. Natürlich fehlte der König von Belgien, der aufrichtigste Freund von Paris und von Allem, was mit ihm zusammenhängt, an solchem heiligen Abend nicht. Ein festlich gesinntes Publikum in allen Theilen des Zuschauerraumes.

Das Innere des Hauses ist nicht wesentlich verändert und konnte es angesichts des Stehenbleibens des Mauerwerks auch nicht sein. Der neue Theater-Vorhang, der vor der Katastrophe schon bestellt und

glücklicherweise noch nicht abgeliefert war, glänzt in heiterer Farbenpracht. Neu sind die Luster für elektrische Beleuchtung. Ein großer in der Mitte des Hauses, zwei kleinere direkt über dem Proszenium. Die Decke des Hauses ist mit perspektivisch gedachten Gartenlauben im Zopfstyl ausgemalt, in deren Rezeßen die etwas schematisch gehaltenen Figuren der Tragödie und Komödie in wirklich theatralischen Stellungen sich zeigen. Für den Abend hatte Jean Richepin ein kleines Lustspiel komponirt, in dem die gleichen Gestalten, der Tragödie und Komödie, abwechselnd unter sich, und dann mit dem Doyen de la Comédie Française, dem ersten tragischen Darsteller des heutigen Frankreichs, Mounet-Sully, Zwiesprache halten. Wenn man diese stolzen, auf dem Kothurn einherwandelnden Verse liest, frägt man sich: ist das derselbe Richepin, der mit seinem Chanson des Gueux im Jahre 1876 vor Gericht stand und 1884 mit seinen Blasphèmes die Entrüstung aller Freunde des sog. Guten, Edlen und Wahren herausforderte? Ja, es ist derselbe. Er ist jetzt Hofdichter geworden. Und der Hofdichter marschirt auch in der III. Republik mit den stelzfüßigen Alexandrinern auf:

Die Comédie spricht:

O ma soeur, en ce jour qui nous ramène ici,
Pourquoi sur vos beaux yeux ce voile de souci?
Voyez-vous quelque brume à notre horizon rose?
Ou bien vous reste-t-il quelque rancoeur morose . . .

Wenn man aber diese Verse liest — die Mme. Barretta sprach — dann frägt man sich auch gerade heute bei dieser friedlichen Gelegenheit: wird das große französische Drama in diesen, an die steifen hinausstarrenden königlichen Röcke der Herren unter Louis XIV. erinnernden Alexandrinern stecken bleiben und ersticken, oder wird es eine Kunstform finden, die, auch für tragische Handlungen und Konflikte, ein engeres Anschmiegen an moderne Wendungen gestattet? Seit Ronsard, also seit drei Jahrhunderten, wendet Frankreich diesen Vers für die heroischen Dichtgattungen an, und noch ist kein Ende. Rostand in seinen neuen erfolgreichen Dramen „Cyrano de Bergerac“ und „L'Aiglon“ hat ihn wieder angewandt. Das pfauenmäßig-gespreizte, mit seinen zwölf Silben Nicht-Fertig-Werdende, mit der ewigen Haupt-Zäsur in der Mitte, bringt den modernen Zuhörer erst zur Verzweiflung und versenkt ihn dann, nachdem er erkannt, daß gegen diesen Tyrannen ein Ankämpfen vergebens ist, in den Schlaf. Die französische Revolution hat vor mehr wie hundert Jahren durch ihre heroischen Freiheitshymne

Allons enfants de la patrie,
le jour de gloire est arrivé . . .

in denen sie knappere Versformen anwandte, gezeigt, daß der Alexandriner mit dem absolutistischen, gestickten Steifrock der Höflinge identisch war und gebrochen werden mußte. Die Romantiker nahmen ihn dann trotzdem wieder auf. Auch für die Lyrik. Alfred de Musset baute ihn dann doch zu ganz neuer Ausdrucksform um. Und Baudelaire gar änderte, indem er Daktylen statt Jamben einfügte, und die Hauptzäsur in Nebenzäsuren spaltete mit seinen gewaltigen Harfengriffen den Vers so um, daß er nicht mehr wiederzuerkennen war. Verlaine und die Modernen haben ihn dann ganz verlassen. Aber für das Drama, für die schwere Tragödie blieb er. Und im Hause Molière's wird er wohl bleiben, so lange Molière bleibt, denn Molière dichtete in Alexandrinern.

Hübsch war es doch, und viele Augen wurden naß, als Mme. Bartot, als „Tragödin“, an den kleinen toten Vogel erinnerte — demoiselle Henriot —, der nicht mehr zum alten Nest zurückgekehrt sei:

O ma soeur, en ce jour où notre exil finit
Où, comme des oiseaux qui retrouvent leur nid,
Nous retrouvons enfin la maison de Molière,
Ce qui met, en dépit de ce retour joyeux,
Un sanglot dans mnn coeur et des pleurs dans mes yeux,
C'est le petit oiseau qui manque à la volière . . .

Möge die französische Muse wachsen und gedeihen!

Paris, im Januar 1901.

Oskar Panizza.

Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofburgtheater. Vor Thorschluß des Jahrhunderts gab uns Herr Schlenther ein weiteres Experiment zum Besten — die Aufführung der Aischyleischen Trilogie „Oresteia" und zwar in der üblichen Theaterzeit von $2^1/_2$ Stunden. Im Ganzen ist die Absicht, die drei Stücke während einer Sitzung am Stammtisch abzuspielen, nicht übel gelungen. Daß manch eine herrliche Stelle, zumal im Part des Chors und hier wieder in jenem der Erinyen dem Rothstift verfiel, versteht sich von selbst, desgleichen, daß einzelne Auftritte (wie z. B. in den „Eumeniden" jener im Tempel zu Delphi) gestrichen wurden, denn nur so ward es möglich, den Zuschauern das leidige Sperrsechserl zu ersparen. Gespielt wurde „nach der Bearbeitung für die modernen Bühnen", eines Herrn v. Wilamowitz-Moellendorf, dem die Tagespresse die Ettiquette „berühmter Philolog" aufgeklebt hat. Wie es mit der philologischen Berühmtheit steht, vermag ich nicht zu sagen (die Presse wahrscheinlich auch nicht), daß aber seine mit der Note „ausgezeichnet" klassifizirte Bearbeitung in keiner Hinsicht das gespendete Lob verdiente, das weiß ich. Die Art und Weise, in welcher er das vor 2360 Jahren geschaffene Dichterwerk uns näher bringen wollte, ist ja gar nicht so neu, als dies von den meisten unserer Theaterkritiker behauptet wurde. Bereits Schiller hat den Chor in dramatische Wechselreden und an einzelne Personen aufgetheilt, welchem Beispiel viele Uebersetzer gefolgt sind, so auch — um nur einen bekannten zu nennen — Hans v. Wolzogen in seinem 1878 erschienenen Buche „Aischylos Tragödien". Es ist dies also kein großes Verdienst des Herrn von Wilamowitz. Auch macht die Uebertragung des Wolzogen in vieler Beziehung einen entschieden poetischeren Eindruck, als die Bearbeitung „für die moderne Bühne", welche mehr als einmal der Banalität, ja: Trivialität philologische Opfer bringt. — Das kühne Wagnis, ein auf Gefühlen und Voraussetzungen, von denen uns beinahe drei Jahrtausende trennen, aufgebautes Stück, das Einen wie die kyklopische Ringmauer der Königsburg von Mykenä anmuthet, aufzuführen, dieses Wagnis muß im Ganzen und Großen als gelungen bezeichnet werden. Ob uns auch Einzelnes fremd berührt, wie aus einer anderen Welt herübergeholt, die mit dem Menschenthum wenig und nichts gemein hat (so die dämonischen Frevel des verfluchten Geschlechtes der Tantaliden), Anderes wieder höchst primitiv und gekünstelt (so die Freisprechung des Orestes, deren eigentliche Gründe Drohungen, Versprechungen und Schmähungen sind) — trotzalledem war die Gesammtwirkung eine mächtige. Man fühlte wieder einmal den Flügelschlag eines Genius und fühlte den Sturmesodem eines gewaltigen, das All' umfassenden Geistes. Die Darstellung überraschte durch den diesmal fast gar nicht „burgtheatermäßigen" Ton, in welchem die erzgeschienten, schwerhinwandelnden Giganten-Verse des Kämpfers von Marathon gesprochen wurden. Sonst spricht man, wie männiglich bekannt, Stelzen, wenn es Jamben gilt. Die furchtbare Klytaimnestra spielte Fr. Bleibtreu-Römpler. Sie verstand, der Dämon zu sein, ohne in Uebertreibungen zu verfallen, wozu dieser titanische Charakter gar so leicht verlockt. Den Völkerhirten Agamemnon gab Baumeister, offenbar ohne innere Nöthigung. Kainz als Orestes ließ kalt, nur in der Schlußscene der „Choëphoren", nach der Ermordung der Mutter, als ihn der Wahnsinn ergreift, rechtfertigte er seinen Künstlerruf. Warum er den treuen Pylades konsequent mit „Pyladees" anredete, ist mir nicht recht klar geworden. Frl. Medelsky's Kassandra entsprach nur wenig den Erwartungen, die man von dieser „künftigen Wolter" mit vollem Recht hegt. Sie schluchzte allzuviel und tastete noch viel mehr um sich, woran indeß die alte Burgtheatermanier Schuld trägt, die schon so manches schöne Talent zu Grunde gerichtet hat. Von den übrigen Darstellern ist rühmend zu erwähnen Frl. Haeberle und Fr. Mitterwurzer. Die Erstere bot als Elektra eine in sich abgerundete Leistung, die von einem kräftigen, entwicklungsfähigen Talent zeugt, während Fr. Mitterwurzer in der episodistischen Rolle der Pflegerin des Orestes: Kilissa den idyllischen Ruhepunkt des Stückes vortrefflich zur Geltung brachte. Von den einzelnen Personen der Chöre gebührt Lewinsky (Chorführer der Bürger von Argos) und Zeska (Chorraget der Erinyen) volle Anerkennung. Befremdet hat mich, daß die Rachegöttinen von Männern dargestellt wurden. Ein zwingender Grund hiefür läßt sich wohl schwerlich anführen. Ist doch der Charakter der Erinyen, der sittlichen Naturkräfte, schon von vornherein und in seiner ganzen Anlage weiblich. Indeß befriedigten die männlichen Erinyen, weibliche hätten es vielleicht nicht so gut getroffen. Einen Tadel kann man ihnen allerdings nicht ersparen, sie erinnerten nämlich außerordentlich lebhaft an — Lederstrumpf. Es war wohl nicht nothwendig, die „Oresteia" so weit zu modernisiren, daß man an Stelle der wildfremden Erinyen die aus der

Jugendzeit vertrauten Sioux, Komanchen und Apachen gesetzt hat, denen zu voller Aehnlichkeit nur der Federnschmuck fehlte. Daß zumal in den Chorgesängen, der unholden Schwestern der Rothstift übel gehaust hat, wurde bereits bemerkt. So fiel dem vertrackten Sperrsechserl der größte Theil jenes Chorgesanges zum Opfer, welcher unmittelbar dem Freispruche des Muttermörders folgt und in Klängen, wie solche die menschliche Sprache nur selten gefunden hat, die Vernichtung der Urgesetze beklagt:

Wehe! ihr jungen Götter, in Staub stampftet ihr
Die alten Gesetze, entwandet sie unserer Hand!

Ueber die beiden Himmlischen Phoibos-Apollon (Reimers) und Pallas-Athene (Fr. Hohenfels) ist wenig zu sagen. Sie entledigten sich ihrer nicht sonderlich anmuthenden Aufgabe so gut es ging. Weshalb sie ihre göttlich-weißen Gewande mit einer erklecklichen Anzahl von Straß'schen Diamanten behängten, ist wohl wieder der Modernisirung zuzuschreiben, griechischer Anschauung entspricht es gewiß nicht, am allerwenigsten bei diesen Göttern. Man betrachte doch nur die Pallas Giustiniani! Daß Apollon Musagetes (in solcher Gewandung trat Reimers auf) einen Bogen trägt, läßt sich ebensowenig vertreten. Es fehlte nur noch, daß nach dem Fallen des Autorenvorhangs (ein freudiges Ereignis für die Theaterarbeiter wegen des zu erhoffenden Trinkgeldes) Herr Schlenther und Herr Wilamowitz-Moellendorf erschienen wären, um den Beifall für den abwesenden Dichter zu quittiren. -- Auf Aischylos: Otto Erich Hartleben — wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen. Der „Rosenmontag" ist ein mäßiges Stück Arbeit, trotz prächtiger, fein ausgearbeiteter Einzelheiten. „Kabale und Liebe", vierter und fünfter Aufzug, modern angerichtet. Nicht einmal die Vergiftung fehlt, nur daß es hier Pommery oder vielleicht gewöhnlicher Sekt ist, und daß Louise-Gertraut vergiftet werden will. Lediglich das frische Spiel täuscht über die oft genug klaffenden Risse und Sprünge des dramatischen Gefüges hinweg und ich glaube zuversichtlich, daß im Falle einer weniger glänzenden Besetzung der Rosenmontag sehr bald ausgetagt hätte. Trotzdem muß gegen die abgünstigen Urtheile der meisten Wiener Kritiker entschiedene Verwahrung eingelegt werden. Die Wiener Kritik hat just hier wieder einmal gezeigt, daß für sie nicht der Knnstwerth eines Stückes, sondern Läppereien politischer oder sozialer Natur den Ausschlag geben. So wird das Hartleben'sche Werkchen darum in Grund und Boden gestampft, weil es in Offizierskreisen spielt. Das ist, ruft man biedermännisch aus, das ist ein Offiziersmärchen, derlei Offiziere gibt es gar nicht, in keiner Armee und wird es auch niemals geben. Man begründet diese Behauptungen aber nicht auf psychologischem Wege, sondern auf dem des Dienst-Reglements. Da dort wiederholt und nachdrücklich vom Offizier Ehre verlangt wird, so folgert man, es müsse auch jeglicher Offizier thatsächlich „Ehre im Leib" haben, ähnlich wie das brave Kasperl in Brentanos ergreifender „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl". Ein so krasser Fall, wie er im Rosenmontag geschildert wird, kommt wohl nicht oft vor, aber zu sagen: er könne überhaupt nicht vorkommen, weil solches mit dem Standes-Bewußtsein des Offiziers im Widerspruche stehe, ist gewiß weder eines Kunstkritikers, noch überhaupt eines Vernünftigen würdig. Wie in jedem anderen Stande, ist auch unter Offizieren Spreu und Weizen bunt durcheinandergemengt zu finden. Dies zur Charakterisirung eines Theils der Wiener Kritikerschaft. Was das Spiel anbelangt, so konnte man sich's nicht besser wünschen. Zumal die Offiziere! und hier vor allen anderen: Gimnig (Hugo v. Marschall), Zesta (Peter v. Ramberg), Devrient (Ferd. v. Grobitzsch), Reimers (Harold Hoffmann) u. s. f. Kainz war ein vorzüglicher Hans Rudorff und brachte das Zwiespältige, das in diesem Charakter steckt, der über die Hohlheit gewisser Standesvorurtheile vollkommen im Klaren, doch nicht den Muth besitzt, mit denselben zu brechen, in eigenartiger und packender Weise zum Ausdruck. Den Kommerzienrath Schmitz mit seiner Mastbürgermoral gab Herr Römpler maßvoll und behäbig. Frl. Medelsky als Gertrud Reimann befriedigte im Ganzeu und Großen. Der Kassenerfolg des „Rosenmontags" darf sich ohne Zweifel sehen lassen. — In neuer Besetzung gelangte Scribes „Ein Glas Wasser" zur Aufführung. Das graziöse Lustspiel, das trotz des Alters seinen Reiz nicht einbüßt und wohl noch so manche Geschlechterfolge vergnügen wird, kam in gute Hände, wenigstens was die Hauptrollen anbelangt. Fr. Devrient-Reinhold als Königin Anna wußte diesen Schilfrohr-Charakter, der mit sich selbst nichts anzufangen weiß, ebenso fein als überzeugend darzustellen, was ihr nach meiner Ansicht weit besser gelang, als der vormaligen Inhaberin dieser Rolle, Fr. Schratt. Die Herzogin von Marlborough verblieb Fr. Mitterwurzer, deren scharfe Charakteristik ein außerordentlich plastisches Bild von dieser machtstolzen, hochmüthigen und intrikanten Günstlingin der „guten Königin" gab. Hartmann als Bolingbroke, im Anfang

verhältnismäßig matt, befand sich in seinem Fahrwasser und spielte den leichtlebigen, stets Gegenminen legenden Roccoco-Staatsmann brillant, manchmal freilich etwas über die Stränge hauend. Aber trotzdem ist seine Auffassung jener des Sonnenthal entschieden vorzuziehen. Als Masham kam Herr Treßler zu Wort, welcher es aber allzu unsicher handhabte. Frl. Clemens (Abigail) zeigte sich ihrem Part ebensowenig gewachsen.

Stf.

Hofoperntheater. Zur seeligen, fröhlichen Weihnachtszeit bescheerte uns die 300. Aufführung von Richard Wagner's romantischem Meisterwerke den schmerzlichst vermißten, freudigst begrüßten Lohengrin Hermann Winkelmann's! Herrlicher hat dieser gottbegnadete Künstler nie gesungen — seelenvoller nie gespielt, als an diesem Festabende, da er die Hörer zu so stürmischer Begeisterung fortriß, daß sie alle beifallhemmenden Bedenken vergaßen und ihm bei offener Szene zujubelten. Hätte in dem von jubelnder Begeisterung erfüllten Hause ein der Verhältnisse Unkundiger gesessen, er hätte nicht anders glauben können, als daß ein neuer Stern aufgegangen sei am Himmel der Kunst. Und er hätte wahrhaftig nicht geirrt, denn in neuer Schöne leuchtet dieser Stern allen zum Trotze, die einen Glanz schon erbleichen, seine Helle schon verdämmern sahen. In seinem, im Zeichen Winkelmann's aber steht heute die Oper: er hat die letzte Aufführung des Ringes gerettet, er hat die 300. Lohengrin-Aufführung erst zur Festvorstellung werden lassen, er hat in jüngster Vergangenheit erst wieder als Tristan seine vollendete Kunst erwiesen. Vor ihm müssen sie alle zurücktreten, die an der Wiedergabe der erwähnten Werke mitgewirkt, wie groß auch immer ihr Antheil und Verdienst gewesen, denn er besitzt, was sie erstreben, — sein ist, wonach sie ringen: die Meisterschaft! Hatte so neben Winkelmann als Lohengrin Frau Sevilla als Elsa einen ungemein schwierigen Stand, so gereicht es ihrer Leistung zu nicht geringem Lobe, daß sie mit Ehren bestand: Ist sie auch lange nicht die denkbar beste Elsa, so ist sie fraglos doch heute schon die beste Elsa unserer Oper und falls ihr des Directors Laune — augenscheinlich dessen alleinig leitender Gedanke — die Möglichkeit gewährt, die noch mangelnde Sicherheit zu erwerben, so wird sie nicht nur die beste unserer Oper bleiben. Fräulein Mildenburg's dämonische Ortrud — ohne Frage ihre vollendetste Gestaltung — und Herrn Grengg's biederer König Heinrich sind längst schon nach Verdienst gewürdigt, Herr Demuth als Telramund störte nicht allzusehr, und so verlief der Festabend, wie er begonnen, zu Aller Freude!

Sepp von Paumgartten.

Deutsches Volkstheater. Die Aufführung von Hofmannsthal's „Der Thor und der Tod" zeigt deutlich genug, wie tief Herr v. Bukovics mit dem Krätzel des nunmehrigen Realitätenbesitzers von Ober-St. Veit und ehemaligen Schriftstellers Hermann Bahr verbandelt ist. Daß er dieses an sich nicht üble, im Ganzen und Großen auch poetische Stück, das ein schier beängstigendes Brillantfeuer von Antithesen und ähnlichen Figuren ausstrahlt, dafür aber keinen Funken dramatischen Lebens in sich birgt, daß der geriebene, nach Kassenerfolgen redlich strebende Theatermann Bukovics diese zarte, gebrechliche Vitrine auf seinem Theater zur Freude der Klique und zur Bethätigung der Klaque ausgestellt hat, ist gewiß zunächst auf den Hochdruck zurückzuführen, den der „Mann aus Linz an der Donau" allüberall dort ausgeübt hat, wo er es eben konnte und durfte, um sein litterarisches Mündel auf dem deutschen Volkstheater einzubürgern. Herr Bahr ist also in erster Linie verantwortlich für diese Darbietung, die auf die Kasse keinen guten Eindruck machen wird, was schon daraus hervorgeht, daß gelegentlich der zweiten Vorstellung das Haus trotz der reichlich verwendeten Watta fast zur Hälfte leer war. Hofmannsthal's Werk ist, wie bereits bemerkt, ohne Zweifel reich an intimen, poetischen Schönheiten, die sich um eine, wenn auch nicht sonderlich neue, so doch immerhin große, erhabene Idee aufranken. Die Durchführung zeugt von einem schönen Talent und weist ursprüngliche Züge auf. Dem entgegen steht die gekünstelte, farblose, infolge dessen einönige Sprache, die aus Sucht nach Originalität die meisten Gedanken in schillernde, aber innerlich hohle Tropen und Figuren einkleidet. Es ist Alles zu geleckt und gefeilt, kein Strauß von Natur-, sondern von Kunstblumen, aus Stroh und buntem Papier nachgeäfft. Und es ist Lyrik, nichts als Lyrik, von der Bläße der Reflexion sehr bedenklich angekränkelt. Hiezu das Thema: Claudio, ein reicher, junger Mann aus dem „Rococo", ist lebensüberdrüssig, ohne sich über den Grund des Ekels recht klar zu sein. Da kommt der Tod als Fiedelspieler und läßt die Hauptpersonen aus Claudios Leben (dessen Mutter, Geliebte und Freund) vorübergleiten. Ihre Reden geben Claudio eine Ahnung vom Werthe, von der Erhabenheit des Lebens! Nun fühlt er Muth in sich, ein neues Dasein zu beginnen, aber zu spät, er muß dem Fiedelstrich des Todes folgen. Von dramatischer Bewegung keine Spur, Alles wird,

bezw. bleibt lyrisch vom Anfang bis zum Ende. Beim Lesen bietet das Werkchen manch' einen Genuß, beim Anhören wirkt es einschläfernd und wird — wie Hofmannsthal einmal so „schön" sagt: „ein Chaos toter Sachen". Mit einem Wort: auf die Bühne gehört es nicht, und wenn Hofmannsthal nicht die hohe Protektion des Vice-Präsidenten der „Concordia" hätte, so wäre es auch nicht dahin gekommen. Die Probe ließe sich ja sehr leicht machen. Man reiche doch Herrn v. Bukovics, ein solches Stück, ein — ich wette, daß man es, und wäre es flugs noch tausendmal poetischer als das des Hofmannsthal, unberührt zurückerhalten wird mit einem Brieflein des Dr. R. Fellner, worin derselbe „in vorzüglicher Hochachtung" zur Aufführung „an einer anderen Wiener Bühne" Glück wünscht. Herr v. Bukovics scheint demnach sein Theater zur Leibbühne des Bahr und der Bahr'schen Sippe ausersehen zu haben. Was die Aufführung selbst anbelangt, so war sie etwas mehr als mittelmäßig. Herr Licho (Claudio) muß noch ganz bedeutend lernen. Herr Kutschera (der Tod) schien sich nicht recht klar, wie er seiner von Magnesium bald weiß, bald lila beleuchteten Rolle, ohne Schiffbruch zu leiden, los werden könnte, daß er seine berühmte Locke (fast so berühmt wie die des Bahr!) so koquett als möglich frisirt hatte, ersparte ihm, das Publikum zu beruhigen, wie es Hans Schnock, der Schreiner, als Löwe im „Midsummernightsdream" ausdrücklich thut. Die übrigen Personen entledigten sich ihrer Totenrollen so gut und schlecht es eben gehen wollte. Der Theaterzettel erzählte übrigens von einer „Musik von Bernhard Stavenhagen". Ob die paar ferntönenden Geigenstriche diese Musik markiren sollten, weiß ich nicht, jedenfalls hat sich Herr Stavenhagen die „Sachen" sehr billig gemacht. Nach Hofmannsthal kam (am gleichen Abend) Monsieur Henri Becque mit seinem „Die Pariserin" — auf die Tragödie das Satyr- oder eigentlich das Faunspiel; Hr. v. Bukovics hat wahrscheinlich gefürchtet, daß der Ruf seines Theaters leiden könnte, wenn er den Eindruck der Hofmannsthal'schen Schemen nicht allsofort paralysire. „Die Pariserin" ist durchaus kein Stück, das man gesehen haben muß — im Gegentheil sogar, man kann sich etwas darauf einbilden, diesen dramatischen Schwach- und Stumpfsinn in 3 Akten versäumt zu haben. Es steckt weder Geist, noch Witz, ja nicht einmal ein gewöhnlicher Spaß darin. Nicht minder armselig ist Aufbau und Inhalt. Eine Weibsperson, die ihren Blödel von Gatten mit einem ditto Blödel von Hausfreund betrügt und diesen wieder mit einem dritten, ja mit einem vierten, welch letztere aber offenbar in das Milieu des Stückes wenig passen, da der Eine gar nicht, der Andere nur im Vorübergehen auftritt. Die Moral — wenn man dies Wort hier überhaupt anwenden darf — ist wohl, daß die Liebhaber tausendmal mehr Scherereien machen, denn der Ehemann. Wäre nun die Sache mit ein wenig Eleganz und Feinheit behandelt, so könnte man über den verfaulten Kern eher noch, wenn auch mit Ekel, hinwegkommen. Aber das Ganze ist so wahnwitzig öd und albern hingesudelt, daß man ordentlich aufathmet, so der Vorhang endlich fällt. Vom Standpunkt der Kunst ist Becque's Produkt eine Schülerarbeit, die ich nicht geschenkt haben möchte, vom Standpunkt des sittlichen Gewissens eine Frechheit, die in einem „Deutschen Volkstheater", „zur Pflege der deutschen Kunst erbaut" (so steht auf dem Marmordenkstein des Hauses zu lesen) am allerwenigsten stattfinden sollte. Man braucht jetzt kein Moralfex zu sein, um dies einzusehen. Aber Hr. v. Bukovics besitzt eben weder Kunstgeschmack, noch auch sittliches Gewissen, „wenn das Geld in der Kasse springt" . . . — alles übrige ist „Holler". — Gespielt wurde ziemlich gut, Fr. Odilon (Clotilde, „die Pariserin") behilft sich seit einiger Zeit mit Mätzchen, die nichts weniger als schön sind, ihre Aussprache, die übrigens von jeher zu wünschen übrig ließ, ist auch nicht besser geworden, ausgenommen etwa dort, wo sie — jüdelt, was ihr keine Schwierigkeiten macht. Tewele als ehemännischer Dummkopf (du Mesnil) hielt sich zwar an die überkommene Schablone, was aber hier nicht besonders auffiel, da der Becque'sche Lolli eben durch und durch Schablone ist. Kramer als liebhaberischer Dummkopf (Lafont) befriedigte, soweit es diese Rolle, deren zwölf auf ein Duzend gehn, eben zuläßt. Stk.

Raimundtheater. Unter den diesjährigen Neuheiten des Raimundtheaters hat ein Theil der Wiener Kritik dem „Volksstücke" „Gruber's Nachfolger" durchaus einen künstlerischen Werth unterschieben wollen. Es geschah dies natürlich aus Gründen, die mit der Kunst in keiner Hinsicht etwas zu thun haben, wie solches ja besagter Kritik nachgerade zur Gewohnheit geworden ist. Aber es handelte sich hier nicht so sehr darum, einen der Ihrigen rechtschaffen durchzudrücken, also einen Augenblickserfolg hervorzurufen, sondern den Boden für einen nachdrücklichen, gleichsam moralischen Erfolg zu bearbeiten. Heuer wird nämlich der Raimund-Preis — geschäftsmäßig gesprochen: „fällig", der zur Auszeichnung des besten „Volksstückes" gestiftet wurde. Und nun singt ein großer Theil der

Wiener Kritiker dem „Volksstücke“ „Gruber's Nachfolger“ begeisterte Päane. Merkst du's Amalia? Es geht wieder 'mal ein Schwindel vor auf der litterarischen Börse . . . Wer die Muse des Herrn Bernhard Buchbinder kennt, wird wissen, daß derselben nichts so ferne gelegen ist, als die Litteratur. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser ein geübter Bühnenpraktiker ist, aber eben deshalb ist dieses sogenannte „Volksstück“ nur auf äußeren Effekt berechnet und von einer Vertiefung der Charaktere keine Spur zu entdecken. Mag auch die Komik einzelner Szenen noch so sehr die Lachmuskeln reizen, die Thatsache jedoch kann dadurch nicht verschleiert werden, daß sich der Autor über die Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten in Handlung und Charakterisirung mit einer Leichtigkeit hinwegsetzt, die einem wtrklichen Dichter niemals sein künstlerisches Gewissen gestatten würde. Die Coupleteinlage im dritten Aufzuge muß jeder litterarisch denkende Mensch als einen Faustschlag empfinden, da dieselbe mit dem Stücke selbst in gar keinem organischen Zusammenhange steht. Jener geistige Gehalt, der die Seele des Zuschauers noch lange Zeit gebannt hält, fehlt dem Stücke gänzlich: nur wenn man sich einmal zwei Stunden sehr, aber schon sehr anspruchslos unterhalten will, wird man auf seine Rechnung kommen und dies umsomehr, weil die Darstellung mit Girardi in der Hauptrolle sowie die Regie alles Lob verdient. — Das ist aber auch das Ganze an diesem „Volksstücke“, das „in entzückender Weise das hohe Lied der Arbeit variirt“, wie ein wahnwitzig gewordenes Schmöckchen kauderwelscht, und das infolge dessen seinem Autor, der die Unterröcke der Schauspielerinnen in saftigster Weise beschreibt, den Raimundpreis zuschanzen soll! Sch.-B.

Theater i. d. Josefstadt. Die jüngste Erstaufführung „Wien über Alles“, eine nach französischer Vorlage lokalisierte Posse von Schier und Henop ist ein auf allen möglichen — manchmal recht kuriosen — Voraussetzungen aufgebautes Stück voll toller purzelbaumschlagender Späße, die oft wegen ihrer auf Zeitereignisse zielenden Satire gut und sicher treffen. Für das Schriftthum ist das Stück völlig belanglos. Gespielt wurde gut und temperamentvoll. Hervorzuheben wären die Herren: G. Maran, A. Guttman, K. Door und die Damen: Teloni, Palme und Damska. Stf.

Neue Denkmäler in Wien u. A. Selbst unter den Wienern gibt es viele Goethe-Verehrer und diese freuten sich, daß wir endlich ein Denkmal des größten Welt-Dichters erhalten sollten. Noch dazu von Hellmer, dem wir eines unserer schönsten Monumente, vielleicht das beste, was die feine Charakterisirung der Eigenart des Künstlers betrifft, das des Malers Schindler verdanken. Man dachte, Hellmer wäre der richtige Mann dazu, das so seltene Gleichgewicht zwischen Körper und Seele, das bei Göethe herrschte, die schöne Gestalt, die edlen Züge, durchglüht vom göttlichen Feuer, durchpulst vom regsten Leben des großen, sonnenklaren Geistes, darzustellen. Wie enttäuscht ist man, wenn man nun diesen müden Greis vor sich sitzen, ja fast liegen sieht, den Körper schwer zurückgelehnt, die Arme auf die Stuhllehnen gestützt und die Hände schlaff herunterhängend. Selbst die schönen Züge tragen den Ausdruck beinahe schmerzlicher Ermüdung. Welcher sonderbare Einfall den Halbgott Goethe in einem jener traurigen Momente zu verewigen, wo der Körper die Oberhand über den Geist gewinnt! Warum nicht gleich krank oder ohnmächtig? — Die Hände sollen porträtähnlich sein; — vielleicht auch alles Uebrige, — gewiß aber nicht in einem Augenblick, der verdient festgehalten zu werden. — Bei Gutenberg ist die Gefahr zu großer Porträtähnlichkeit ausgeschlossen gewesen, da man kein Bildnis von ihm hat. Er war also ganz der Gnade des Bildhauers H. Bitterlich preisgegeben, der ihn mit jedem seiner Phantasie beliebigem Aeußern versehen konnte. Weder Gutenberg noch der Kunstfreund ist dabei zu kurz gekommen. Die einfach-vornehme und doch energische Haltung der Gestalt, das gesenkte Denkerhaupt mit den edlen Zügen voll grübelnden, sinnenden Ausdrucks, bilden ein Kunstwerk voll durchgeistigter Schönheit, an welchem sich jeder erfreuen wird, der nicht dem ästhetischen Grundsatz der Macbeth-Hexen und Secessionisten huldigt. — Slavische Kunst wird derzeit in Wien sehr, fast zu sehr gepflegt und bewundert. So in der reichhaltigen Prager „Manes-Ausstellung“ im Künstlerhaus und in Uprka's Gemälden. Miethke, bei welchem Uprka ausgestellt war, hat nun wieder einen Slaven unter seine Fittige genommen, und führt uns den in Böhmen geborenen, in Wien ausgebildeten und in Paris lebenden Landschafter Vaclav Radimský in einer Kollektion von 90 Bildern vor. Der Künstler huldigt der plein-air-Manier, jedoch in so diskreter Weise, daß die Naturwahrheit nicht beeinträchtigt wird. Er beherrscht die Farbe in hohem Grade, ganz außerordentlich aber ist seine Fähigkeit, momentane Stimmungen und Bewegnngen in der Natur aufzufassen und mit verblüffender Wahrheit wiederzugeben. Man betrachte nur den „Windigen Tag am Wasser“, wo

das Schilf und die gelben Iris sich unter dem Einfluß eines Windstoßes zu neigen beginnen oder den „Wellenschlag bei drohendem Gewitter". Vorzüglich ist die Beleuchtung bei den „letzten Strahlen", „grauer Tag am Wasser", „Herbstmorgen". Den Glanzpunkt aber bildet das vor zwei Jahren im Salon des Champs Elysées in Paris ausgestellte Gemälde: „Der aufgehende Mond". Mit packender Plastik ist die durchfurchte baumumsäumte Landstraße gemalt, auf der ein Arbeiterpaar dem aufgehenden Monde entgegenwandelt. Der Eintrittspreis für die Ausstellung von 1 Krone ist für die Wiener Kunstliebe entschieden zu hoch gegriffen, Beweis dafür die große Ungestörtheit, mit welcher man sich stundenlang im Salon Miethke Radimsky'scher Kunst erfreuen und sich in die Normandie träumen kann. — Ein Besuch des Kunst- und Gewerbe-Museums am Stubenring ist heuer lohnender als je, da einige Säle dem interessanten Walter Crane gewidmet sind. Man lernt den vielseitigen Künstler als recht guten Nachahmer der Natur in vielen Aquarell-Landschafts- und Blumenskizzen kennen; die ersteren stellen Gegenden aus allen möglichen Ländern vor und haben nur den Fehler, daß die Färbung der Luft, Vegetation etc. im Nord und Süd zu ähnlich, zu wenig charakteristisch ist. Viel bedeutender ist Crane, wo er seiner Phantasie freien Lauf lassen kann. Da ist er Maler und Poet zugleich. Bald in altdeutscher, bald in Rococo, in griechischer, dann in origineller Walter Crane-Manier hat er eine Menge von Illustrationen, Einladungen, Prospekten, Vorlagen zu Tapeten, Glasfenstern, Intérieurs, Stoffen, Gobelins, Kostümen, Einbanddecken etc. geschaffen, die in der Sprache der Linien (so der Titel eines von ihm ill. Werkes) von seinem unerschöpflichen Ideenreichthum reden. Eine Fülle von Anmuth ist in seinen Illustrationen und ein köstlicher kindlich-naiver Humor vor Allem in den ABC- und Märchenbüchern z. B. im Märchen vom gestiefelten Kater, der Geschichte vom kleinen Schwein u. v. a. Unter den wenigen Oelgemälden sind die besten „Die Geburt der Venus" und „Der Raub der Proserpina" mit echter Walter Crane-Phantasie komponirt, in der Farbengebung an alte Gobelins erinnernd. Viel weniger gut, ja durch die Rohheit der Malweise fast abstoßend ist „Englands Vision". — Unter den Tapetenmustern fallen einige durch die reizvolle Art auf, in der wilde Rosen-Ranken und Margariten mit Vögeln und schlanken Menschenleibern verflochten sind. Auch die übrige Ausstellung ist sehenswerth und für unsere nüchterne Zeit ungewöhnlich geschmackvoll. Obenansteht die Firma F. O. Schmidt; ihre Intérieurs sind mit gründlichem Studium der Details und mit feinem echt künstlerisch-raffinirtem Geschmack ausgeführt. Wie zart ist z. B. im Renaissance-Schlafzimmer das mit Lorbeerranken umgebene Blumenmuster der einfärbig hellblauen Tapete, wie fein die Bronzeornamente auf dem röthlichen Holz der Möbel! — Auch F. Schönthalers Schlafzimmer ist elegant und gemüthlich; man stellt sich eine zarte Rococodame darin vor, die unter dem mattrothen Baldachin liegt und von dem gepuderten Herrn träumt, dessen Bildnis im ovalen Rahmen über dem Bette hängt. Die Farbenzusammenstellung von vieux rose, hellgrün und dem buntgeblumten Stoff ist recht geschmackvoll. Ungewöhnlich viel Sorgfalt und Raum ist den Lesezimmern gewidmet. Die weichen Teppiche am Boden, die den Schall dämpfen, die matten gedämpften Farben (blaugrau oder braun), die tiefen, traulichen Nischen, ja selbst die indifferenten Ausschmückungen, die in ausgestopften Vögeln oder gut gemalten Landschaften bestehen, alles ladet ein, sich in einen der großen, höchst bequemen Fauteuils zu werfen und sich in die Lektüre eines geistreichen Buches zu vertiefen. — Eine originelle Nischenverzierung fällt im Lesezimmer der Firma A. Spitzer auf. An der Rückwand ist eine halbplastische Landschaft in zartem Kupferton. An den Eingang in die Nische lehnt sich ein ebenfalls kupferfarbiger Baumstamm, dessen Zweige sich über die Wölbung biegen. Diese Dekoration ist ebenso neu, als wirkungsvoll. Neben all' diesen schönen, geschmackvollen Dingen, zu welchen auch die fein ausgeführten Stickereien, dann die Teppiche von Backhausen und Haas, die Glaswaren von Lobmayer, die Gobelins von Portois und Fix zählen, gibt es noch genug Abgeschmackt-Secessionistisches; schwindsüchtige Kästchen, daneben wassersüchtig-aufgedunsene Kredenzen, sinnlose Kaminverkleidungen, Möbel die weder dem Schönheits- noch dem praktischen Sinne entsprechen, Symptome der großen Secessionsseuche, die sich schon überall auszubreiten beginnt. Mag sie nur überhand nehmen und bald ihren Gipfelpunkt erreichen, umso stärker und eher kommt die Reaktion. Das verbannte Aschenbrödel „Schönheit" kann sich dann ausruhen und wird endlich als neueste Entdeckung aus ihrem Winkel hervorgeholt und auf den Königsthron der Mode gesetzt.

O. Landolt.

Bücherschau.

„Das jüngste Deutschland".

Von Karl Bleibtreu.

Während unter den Erzählern so ausgezeichnete Talente wie der Wiener F. David, die Berliner A. Zapp, F. Lange u. s. w. fehlen, tischt Hanstein uns eine Menge Lyrikernamen auf, von denen man nie gehört hat, verschweigt aber auch hier hervorragende, wie Renner, auch hätte Grisebach als Gründer modern-exotischer Lyrik berührt werden müssen. Doch selbst in Abschätzung der einzelnen Lyrikverdienste vermag H. keinen objektiven Standpunkt zu gewinnen. Seine eigene Anlage weist ihn auf's Rhetorische hin und so versteht man, weshalb er dem „Buch der Zeit" so überschwängliche Hymnen singt. Wenn man seine absichtlich oder unabsichtlich höchst unglücklich gewählten Zitate aus Arent und Conradi damit vergleicht, so müßte man freilich staunen, daß ich einst Letztere so hochstellte und Holz's schwungvoller Rhetorik keinen Geschmack abgewann. H. hat ganz Recht, über die lächerliche Verhimmelung zu spotten, die für den unglückseligen Conradi nach seinem Tode kurze Zeit in Szene gesetzt wurde, seine eigenen Bemerkungen verrathen jedoch nur, daß er von Conradi's wahrer Geistnatur keine blasse Ahnung hat. Dieser Tiefgründige, der sozusagen den Johannes Bleibtreus und der „literarischen Revolution" spielte, entbehrte leider selbst nicht einiger Unwahrhaftigkeit, die sich mit koketten Schönpflästerchen beklebte, doch sein Brunstschreien, wie der Hirsch nach Wasser schreit, quoll aus leidvollem Innern. Der grundverschiedene Arent hingegen, dessen glänzende materielle Lage so maßlosen Neid erweckte, sang anfangs wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet, doch ein trauriger Vogel unter Thränenweiden; später verfiel er leider pathologischer Graphomanie eines unfreiwilligen Dilettantismus. Hier und da hat er einst Töne gefunden, die meinem Gefühle nach die Weltschmerzpoesie um eine neue Klangsaite bereicherten. Arno Holz, der Geibelschwärmer und dann Theoretiker eines rein formalistischen Naturalismus, ist immer nur Formseiltänzer und Techniker gewesen, wie auch heute noch bei seiner angeblich neuen Prosalyrik. Das eigentlich Dichterische blieb ihm ebenso versagt, wie etwa einem Fulda, Heinrich Hart oder Hanstein in anderer Weise. Mit schier unfaßlichem Widerspruch — oder waltet Persönliches ob? — behandelt H. umgekehrt Holz' lyrischen Doppelgänger, Karl Henkell, mit so wegwerfender Kühle, daß man Protest erheben muß: bloß ein „glatter" Versefchmied ist dieser Herwegh Redivivus denn doch nicht. Die Gebrüder Hart werden mit H's Urtheilen auch nicht zufrieden sein und ich erinnere mich, daß H. noch vor 10 Jahren über die glutvolle Rhetorik Julius Hart's viel wärmer sich äußerte. Gewiß mangelt Letzterem jede wahre Gestaltungskraft, aber dafür hätte seine großartige Betriebsamkeit als Aesthetiker und Denker gewürdigt werden müssen. Das „Lied der Menschheit" Heinrich Hart's findet natürlich H's Beifall wie alle Rhetorik, und die sprachliche Schönheit daran heischt ja Anerkennung, weiter freilich nichts.

Den im Ganzen freundlichen Urtheilen über Conrad, Hartleben, Hofmannsthal, Alberti, Mackay stimme ich bei und es hat mich erfreut, wie H. seinem Freunde Kirchbach, einem ganz hervorragenden Ideenmenschen, objektiv gerecht wird. Wenn aber ein Max Dreyer eine ganze Seite beansprucht, der lockere Zeisig Wolzogen gar sechs, so sind Voß, dessen „Scherben" gewiß Nennung verdienten, und vor allem Kretzer etwas stiefmütterlich bedacht. Ueber Kretzer unterschreibt H. nicht nur mein eigenes Heroldlob, sondern unterstreicht es noch. Denn während die genialen „Verkommenen" wohl ausführlichere Beleuchtung beanspruchen, durften die „Drei Weiber" ganz bei Seite geschoben werden, obschon dieser Roman gleichfalls noch einen Höhepunkt des leider seither verflachten Kretzer bedeutet, preist H. den „Meister Timpe" maßlos als Muster- und Meisterwerk. Das ist es nur in recht beschränktem Sinne und man merkt wieder, daß H. neben tönender Rhetorik das sogenannte Gemüthvolle, Familiäre, korrekt Aufgebaute bevorzugt, während ihm für das Dämonisch-Elementare der eigentliche Sinn fehlt. Auch hier wieder empfindet man als Inkonsequenz, daß er Georg Hirschfeld's weinerliche Familienzänkereien verdammt, weil Hanstein's innerer Antagonismus gegen Hauptmann natürlich den Hauptmannschüler ungünstig ansieht. Ganz treu aber bleibt H. seinem Geschmack, wenn ihm „College Crampton" am besten von allen Erzeugnissen unseres neuen Goethe behagt.

Ja, diese Hauptmannkapitel! Wie mögen sich die Modegemeinden gegen solch' kühle, trockene

Untersuchung empören, die mit scheinbar liebevoller Eindringlichkeit diesen führenden Hauptmann bis in alle Falten und Wattirungen seiner gleißenden Uniform untersucht und zuletzt nur eine recht schmächtige Figur darunter findet! Dazu gehört Muth und das achten wir, obschon — um auch dies nicht in unserer derben Wahrheitsbeichte zu verschweigen — eine klug versteckte persönliche Empfindlichkeit (übrigens berechtigt) diesen Muth anfeuert. Mit demselben Vordrängen persönlicher Erfahrungen, das ihn auch den völlig obskuren einflußlosen Verein „Durch" lang und breit als ein wichtiges Element der litterarischen Revolution schildern ließ, verweilt H. bei seinen eigenen einstigen Beziehungen zu Hauptmann. Diese waren recht unwichtiger Art und könnte ich dann ebensowohl ein Kapitel über Hauptmann's Bewunderungsbriefe und Manuskriptsendungen an mich berichten; wen interessirt das? Hierin wenigstens ist Holz bei seinen unleidlichen pro domo-Schriften — noch jüngst „Ein litterarischer Ehrabschneider" gegen R. Meyer's kliquenverseuchte, dilettantische Litteraturgeschichte — in seinem vollen Recht: nur seine Beziehungen zu seinem „Schüler" Hauptmann besitzen litterar-historische Bedeutung. Abgesehen von dieser sieben Seiten langen Mittheilung über Hauptmann's Werdegang, weiß Hanstein noch etwa 21 Seiten zur Analyse der Werke zu verwenden, während er für Sudermann — durchaus vornehm und objectiv gewürdigt — 20, für Wildenbruch 10, für Holz 19 (inklusive Schlaf) und für Bleibtreu 14 Seiten (außer vielen sonstigen Anführungen) aufsparte. Die übermäßige Breite, mit der diese spärlichste Produktion eines Holz zergliedert wird, hängt eben mit Hanstein's Neigung zu Dialektik, zu schöngeistiger Klopffechterei, zu begrifflicher Polemik zusammen, die im Gelehrtenblute als Erbtheil steckt. Wen kümmern heut' noch die Theorien von Holz? Leiste er was, statt rhetorischer Versübungen und öder stilistischer Kunststücke, dann wird er wieder zu den Schaffenden zählen, doch auch dann erst in zehnter Reihe. Für den inneren Zerfall dieses polemisch-rhetorischen glänzenden Aeußerlichkeitsblenders zeigt sich H. übrigens nicht blind und wir möchten nochmals hervorheben, daß wir im großen Ganzen seine Urtheilssprüche in Lob und Tadel billigen, mit wenigen Ausnahmen. Doch des Tadels ist wirklich ein vollgerüttelt Maß, nicht des harschen, überschäumenden Abfertigens, wie es stürmische Kämpen lieben, sondern des gelassenen und umso verletzenderen Abthuens. Wer hätte einst geahnt, daß selbst der akademisch idealistische Epigonentyp Hanstein solche Härte gegen den einst vergötterten Wildenbruch herauskehren, ihn bei aller gerechter Anerkennung seiner dramatischen Effektposen so gründlich verleugnen werde! Denn die Phrase, daß W. immer noch auf der Bühne für das Publikum unüberwunden dastehe, ändert nichts daran, daß er ihm jede Innerlichkeit abstreitet. Und doch fühlt man, daß in Hanstein's tiefstem Herzen immer noch Schiller'sche Jambentheatralik als Ideal der dramatischen Muse wohnt, wie er es ja in seinen eigenen Versuchen bethätigt hat. Damit würde nur harmoniren, daß er dem Hauptmann'schen Naturalismus innerlich feindlich gegenübersteht, was durch ein unbehaglich neidvolles Mißvergnügen über den einstigen Jugendgenossen noch unbewußte Verschärfung erfährt. In der That wirkt das Bitterste, Heftigste, was ich je wider den Hauptmannschwindel schleuderte, nicht entfernt so herunterputzend, unterwühlend, zerstückelnd, wie die scheinbar wohlwollende Ruhe trockener Zerfaserung, die dieser Dialektiker dem „Unsterblichen" der Mode angedeihen läßt. Und so kommt die merkwürdige Stimmmuug heraus, daß ich als entschiedenster Gegner des Hauptmannschwindels mich gleichwohl mehrfach zu Widerspruch gegen Hanstein's allzu geringe Werthung aufgefordert fühle. Freilich, sowohl bei dem verklausulirten Lob, das er den Erstlingsstücken zollt, als bei der Geringachtung der „Einsamen Menschen" und des „Fuhrmann Henschel" (den zwei dreistesten Lügentriumphen dieses Modeschwindels) weiß ich mich mit ihm eins. Allein den „Biberpelz" schätze ich doch höher ein, beim traurigen „Florian" hätte ich Betonung des fabelhaften Fleißes und der eigenartigen Absichten gewünscht, im „Hannele" vermag ich einen Unterschied zwischen dem I. und II. Akte nicht zu entdecken und bei der „Versunkenen Glocke" muthet es humoristisch an, ausgerechnet Hanstein über Rhetorik, Pathos und Wortschwall spotten zu hören. Gewiß hat Hauptmann keine klaren Ideen, denn er hat überhaupt keine, ein Schelm gibt mehr als er hat, aber die Sprachbehandlung trägt melodische Reize und schöne Anschaulichkeit herbei, die uns über die antiquirte Romantik dieses eklektisch allem Möglichen nachgedichteten und anempfundenen Opus manchmal wegtröstet. Ich weiß wohl, daß ich selbst dem Verfasser für seine ausführliche Ver- und Zerarbeitung meiner Erzeugnisse dankbar verpflichtet sein sollte. Dem Umfange nach als dritter Schaffender hinter Haupt- und Sudermann aufzutreten, denn bei Holz handelt sich's um rein polemische Auseinandersetzungen), müßte mir nach Meinuug des heutigen Literaturplebs und der öffentlichen Marktwerthung eine unverhoffte Genugthuung sein. Zwar sei bemerkt, daß Hanstein, wenn er mit gleicher Ausführlichkeit, wie bei Anderen,

die Inhaltsangaben aller Einzelwerke und überhaupt mein Gesammtschaffen genau gebucht hätte, den doppelten Raum gebraucht haben würde. Immerhin glaube ich, daß er in Anbetracht unserer schamlos verlogenen Literaturverhältnisse mir hauptsächlich nützte und sogar nützen wollte. Fast möchte ich behaupten, daß er in heimliche Entrüstung gerieth, wenn er so infame Entstellungen über mich wie in R. Moses Meyer's Literaturgeschichte oder Bartels („Die Alten und die Jungen") las. Die scharfe Kennzeichnung solcher „unerträglichen" Produkte in seiner Vorrede („kurze, gänzlich unbewiesene und für den Leser meist völlig unkontrollirbare Urtheile in Form von meist absichtlich recht plumpen Schlagwörtern") stellt sich dazu in bewußten Gegensatz. Diese hochherzige Regung, wie sie dem Grundstoff seiner Idealistennatur entspricht, wurde dann freilich später von allerlei kleinlichen Erwägungen und Empfindungsassociationen angekränkelt und so kamen denn Kapitel zu Stande, die meinen Feinden unangenehm, meinen wenigen aufrichtigen Gönnern unbefriedigend und mir selber nur verletzend erscheinen. Wäre H. nicht eine so seltene und auffallende Erscheinung, so würden wir alles Persönliche vermieden haben; so aber gehört dies mit zur Psychologie der Kritik. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust! Daher konnte ich jüngst binnen zwei Tagen zwei direkt entgegengesetzte Urtheile über ihn hören. Der Eine, ein Intimer Hanstein's, beklagte: „daß er so wenig aus sich zu machen versteht", nämlich wegen seiner Unfähigkeit zur Streberei — worüber man nur lächeln kann. Der Andere, weder Freund noch Feind, doch kundiger Thebaner, meinte wegwerfend: Bah, das ist ein neidischer, boshafter Mensch und Händewascher!" — was gleichfalls weit über jedes Maß hinausgeht. Die Wahrheit liegt wie gewöhnlich in der Mitte. Wenn Hanstein, unser künftiger Professor der Literaturgeschichte, der Erich Schmidt der Zukunft, als schwärmerischer Marquis Posa des Idealismus auftritt, so wird man gutthun, etwas Skepsis zu bewahren. Aber wenn man an ihm kleine Züge von Perfidie — das harte Wort muß heraus — bemerken will, so hüte man sich vor solchen Fehlschlüssen. Nein, seine wissenschaftliche Erziehung hat ihm die sogenannte methodische Akribie zur anderen Natur gemacht und diese nüchterne Schärfe biegt sich ganz von selber zu nörgelnd negativer Kritik um, in welcher manchmal eine gewisse hämische Schadenfreude zu kichern scheint. War es wirklich nöthig, eine längst begrabene Affaire von 1883 zu erwähnen, daß nämlich die totfeindliche „Kreuz-Zeitung" es mir als Plagiat auslegte, selbsterlebte Tagebuchnotizen eines verstorbenen Generals zum Anfang einer sonst absolut selbstständigen Kriegsnovelle („Wer weiß es?") benützt zu haben, was obendrein bei sofortigem Neudruck ausgemerzt und erledigt wurde? Niemand erinnert sich daran, wohl aber Herr v. Hanstein. War es nöthig zu betonen, daß eine der angeblich verleumdeten angeblichen Modellfiguren des Romans „Größenwahn", mich „gerichtlich zur Rechenschaft zog?" Und das ewige Betonen des Selbstlobs! Nun, wenigstens habe ich nicht in allgemeinen Literaturgeschichten mein eigenes Lob gesungen, wie die über mein Selbstlob zeternden Hart, Leixner und — Hanstein!! Auch der Größenwahn des unglücklichen Walloth („der eitle Mensch", als ob Andere nicht eitel wären!) erregt Hanstein's Zorn, und was er über die mir gewidmete Mißgeburt „Pusterla" äußert, stimmt gewiß — doch warum schweigt er über die römischen Romane Walloth's, auf denen die grelle Schwüle der Cäsarensonne gleichsam leibhaftig zu brennen scheint? Ueberhaupt ist die Entschuldigung für Obiges, es diene zur Vervollständigung des Bildes, hinfällig, da H. seine sonstige bibliographische Gründlichkeit gerade bei mir gründlich vermissen läßt. (F. f.)

Die Schlichtung des österreichischen Völkerstreites. Neue Vorschläge von Ludwig Rösner. (August Schupp in München.) Die vorliegende Broschüre behandelt die österreichische Sprachenfrage, und obwohl dem Verfasser der deutsche Parteimann zwischen den Frackschößen deutlich genug hervorguckt, so sind doch seine Vorschläge beachtenswerth, weil er sich bei Beurtheilung dieser Frage von kulturellen Gesichtspunkten leiten läßt. Zunächst erweist er die absolute Gleichberechtigung aller Nationen und hält die Einführung der deutschen Staatssprache für unerläßlich. Dagegen soll den einzelnen Völkern die selbstständige Einrichtung und Verwaltung ihrer Kulturangelegenheiten durch Errichtung eines „Volksrathes" verbürgt werden. Außerdem schlägt der Verfasser die Gründung eines Völkergerichtshofes zur Entscheidung nationalrechtlicher Angelegenheiten vor. Das ist alles — wie man sieht — sehr gut gemeint, wird aber nichts nützen, solange nicht die Tschechen von der Aussichtslosigkeit ihres Staatsrechtes überzeugt sind. Denn wie der Autor selbst zugibt, kann nur ein solcher Ausgleich dauernd sein, dessen Grundsätze in der Ueberzeugung der betheiligten Völker wurzeln. Das Schriftchen sei der Oeffentlichkeit bestens empfohlen.

Josef Schmid-Braunfels.

Marie von Ebner-Eschenbach nach ihren Werken geschildert von Moritz Necker (Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1900). Marie von Ebner-Eschenbach, die vornehme Dichterin, die den Spruch „Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit" gethan und doch die Schönheit niemals durch die Wahrheit verletzt hat, war im September vorigen Jahres aus dem Anlasse ihres 70. Geburtstages der Gegenstand vielfacher Ehrungen und Auszeichnungen. Ihr Name klang durch alle Blätter und die Federn unserer Journalisten zerknirschten in heller Begeisterung für die längst schon herausgegebenen Werke der siebzigjährigen Dichterin. Das Unternehmen, in solcher Zeit die Werke der Dichterin in einem Buche eingehend und ausführlich zu besprechen, ist gesund und buchhändlerisch viel verheißend. Moritz Necker, der schon mehrere Aufsätze über sie geschrieben, hat seine Aufgabe nicht ohne Umsicht und Geschicklichkeit gelöst. Da Frau v. Ebner-Eschenbach in seinem Buche häufig zum Worte kommt, kann es ja des Werthes nicht entbehren. Der Inhalt ihrer Meisterdichtungen ist kurz, zumeist auch treffend wiedergegeben, Richtung und Geist ihrer Kunst richtig gekennzeichnet. Mit Necker's eigenen Gedanken allerdings können wir uns nicht recht befreunden. So meint er ganz ernsthaft (S. 104): „Darin ist auch heute noch der Aristokrat dem Bürgerlichen über: Was diesem Erwerb der Bildung ist, also immer ein Kunstprodukt, saugt jener sozusagen mit der Muttermilch ein, ist ihm Natur." Auch über den Klerus hat Necker seine höchst persönliche Meinung: „Der katholische Klerus, sagt er (S. 147) ist ein Stück Romantik geworden, das am hellichten Tage unter uns wandelt." Hiebei verkennt er die politische und wirthschaftliche also höchst materielle und gar nicht romantische Macht und Bedeutung der katholischen Geistlichkeit vollständig. Neckers Styl ist manchmal recht blütenreich. „Frau von Ebner", heißt es S. 157, hat schon manches Frauenideal gezeichnet, aber eine so süßherbe Frucht wie diese Bäuerin hat sie noch nie vom goldenen Baume ihrer Kunst gepflückt! *) Die letzten Seiten, „Kostproben" aus Marie Ebner's Werken, bilden den schönsten Theil des Buches.

Hans Weber-Lutkow.

*) Daß süßherbe Früchte in der Gestalt von Bäuerinnen, oder Bäuerinnen in der Gestalt von süßherben Früchten auf dem goldenen Baume der Kunst sitzen, ist echt Neckerisch. Derlei sauersüße Früchte pflückt er öfters von der libanonischen Zeder des Bombastes. Die Schriftleitung.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

„Tiefen"lyrik. Ein Herr Scharrelmann veröffentlicht eine „Gedicht"sammlung „Anna Maria", worin folgendes „Tiefenlied" vorkommt.

Und die blauen Lichter stehen starr und ruhig,
Die Totenlichter am Sarge, . . .
Die Totenlichter am Sarge meiner Seele, . . .
Und ich bin der Sarg . . .
Und das starre Auge stiert und bohrt . . .
Und das starre Auge stiert und bohrt . . .
Und das starre Auge stiert und bohrt . . .

Hier hat dem Tiefen-Dichter wahrscheinlich in Folge des unaufhörlichen Stierens und Bohrens die Zirbeldrüse den weiteren Dienst versagt, d. h. er ist selber „stier" geworden. Gott sei Dank!

Ein litterarischer Schlangenmensch. Im „Kunstwart" polemisirt ein Herr R. Sch. (Richard Schaukal?) gegen den Kritiker seines Buches in folgender ursprünglichen Weise, die auf seine Gelüste ein seltsames Licht wirft: „Ich lerne beständig, häute mich wie eine Schlange. Ich stoße Rinden ab, daß es nur so knattert (!!) Meine Ansicht ist: der Künstler lebe, er äußere polternd sich, überschlagend, leicht und wieder graziös schwebend auf den Beinen seiner queckfilbernen Beweglichkeit. Manchmal wickele er sich grinsend in die schweren Mäntel faltiger Perioden, plötzlich springe er mit einem gellenden Schrei nackt und unverschämt in hochaufspritzende Wasser, mit kräftigen sonnenbraunen Armen rudere er mächtig an dem schlanken Kahn des blankgeputzten (!) Ernstes und in regelmäßigen Schlägen bändige er muskelbewußt die Gegenströmung." Daß der Autor dieser nach verblüffenden Wendungen und Ausdrücken haschenden Tirade „beständig" lernt, mag vielleicht wahr sein, gewiß ist hingegen, daß er nichts Ersprießliches lernt, ausgenommen Rinden knatternd abzustoßen, was freilich viel heißen würde, wenn es nicht Rinden eines blankgeputzten Stiefels wären.

Unbedingte und bedingungsweise Drohung. Ein Advokat in Gloggnitz — sein Name ist Karl Böhm — äußerte sich öffentlich, er werde „noch einmal" die Frau seines Berufsgenossen S. mit

„der Hundspeitsche prügeln." Deshalb wegen Ehrenbeleidigung geklagt, behauptete er vor dem Bezirksgericht Wiener-Neustadt, seine Drohung habe gelautet: „Wenn ich Militär wäre, würde ich die S. mit der Hundspeitsche prügeln!" Trotz des Geständnisses wurde Herr Dr. Böhm freigesprochen, mit der Begründung, er habe sich der nach § 496 des Strafgesetzes (Drohung) zu qualifizirenden Beleidigung nicht laut (!), sondern nur im Konversationston (!!) schuldig gemacht. Das überraschende Urtheil wurde natürlich angefochten und die Sache kam vor den Appellsenat des Wiener-Neustädter Kreisgerichtes. Dieser wies die Berufung ab, da eine Drohung nach § 496 nicht vorliege, sondern eine Verspottung nach § 491, denn die Drohung habe bedingungsweise gelautet: nachdem nun in vorliegendem Falle der Angeklagte **einen Wahrheitsbeweis hätte führen können (?!), bei § 496 jedoch zu einem solchen nicht berechtigt war** (!), muß der Gerichtshof jetzt die Berufung zurückweisen. So einfach die Sache im Anfang war, so verwickelt und verzwickt ist sie mit Hilfe der Frau Justitia geworden. Ja, es hat heute noch vollauf Geltung, was Meister Rabelais anno 1552 in seinem kostbaren „Pantagruel" niedergeschrieben hat: „Ein Processus, so er zur Welt kommt, scheint mir (ganz wie euch liebe Herren auch) unförmlich und unvollkommen, gleichsam ein neugeborener Bär, der nicht Beine, noch Tatzen, weder Fell oder Haar, noch auch einen Kopf hat, sondern nichts ist denn ein Stück rohes, ungeschlachtes Fleisch. Das alles muß die Bärenmutter fürerst aus ihm herauslecken, ut not. Doct. ff. ad l. Aquil. l. 2 in fin. Just so ungegliedert und ungestalt sehe ich (auch ihr, liebe Herren) die Prozesse zur Welt kommen. Ein Glied, allerhöchst zween ist alles, was sie haben — da sind sie noch recht häßlich, aber wann es sich fürerst sammelt, zu Begründungen bildet, zu Berufung häufet, alsdann kann man mit Fug sagen: es formet sich, es gliedert sich, denn „forma dat esse rei" (die Form gibt der Sach' Wesenheit) l. ad l. Falcid. cons. 12, lib. 2 und vor ihm Bald. ine. extra de consuet. et. l. Julianus. ff de lege 3. Die Art, wie das geschieht, ist angegeben gloss. pen. qu. l. c. Paulus. Wie der Zopf steht, so 's im Kopf geht." — Indeß: wir haben doch etwas Neues gelernt. 1. Daß die nach § 496 zu qualifizirenden Beleidigungen von der Frau Justitia nur dann ernst genommen werden, wenn sie laut „ausgestoßen" worden sind, daß man also § 496-Beleidigungen im Konversationston nach Herzenslust begehen kann — und 2. daß man bei § 491-Verspottungen, welche auch bedingungsweise Drohungen heißen, den Wahrheitsbeweis führen darf (so z. B. bei dem bekannten: ‚Wenn meine Tant' Räder hält' ‚wär' sie 'n Omnibus'). Lehrreich ist auch die Meinung des wackeren Mannes, daß Militärs ihnen nicht zu Gesicht stehende Damen gewöhnlich mit der Hundspeitsche zu regaliren pflegen. — Wie selbstverständlich hat der Vertreter der Klägerin die Nichtigkeitsbeschwerde u. zw. „zur Wahrung des Gesetzes" erhoben — zur „Wahrung des Geistes des Gesetzes" wäre entschieden richtiger gewesen.

Graf Hoensbroech contra Herrn v. Bobies. Wie bekannt, wurde Hoensbroechs Buch „Das Papstthum in seiner sozialpolitischen Wirksamkeit" in Wien auf Antrag des Staatsanwaltes Dr. v. Bobies beschlagnahmt und die Konfiskation von Seite des Gerichtshofes bestätigt. In der Anklageschrift betonte der Staatsanwalt, daß das Werk von einem „abtrünnigen Priester" herrühre, bezeichnete es als „unhistorisch", daß das Papstthum Hexenprozesse befördert und warf dem Autor „bewußte Unwahrheit" vor, weil er die Inquisition unduldsam genannt habe. Nun verwahrt sich Graf Hoensbroech in einem „Offenen Brief an den Herrn Staatsanwalt Dr. v. Bobies" gegen die staatsanwaltschaftliche Taktik. („Die Zeit" Nr. 327 v. 5. Jän). Der Brief ist ebenso scharf, als zutreffend, daß es fast Wunder nimmt wie er unter den gegebenen Zensurverhältnissen ungerupft in die Oeffentlichkeit kommen konnte. Dem Zensurgewaltigen, der ja u. A. auch Mommsens Römische Geschichte auf den Index gesetzt hat, wird da gründlich heimgeleuchtet. „Mit dieser Geschichtskenntnis", ruft ihm Hoensbroech zu „haben sie nicht einmal das Abgangszeugnis vom Gymnasium verdient. Ich glaube bei Ihnen in Oesterreich nennt man dies Zeugnis das Maturitätszeugnis, Reifezeugnis. Reif sind Ihre Geschichtskenntnisse gewiß nicht, höchstens sind sie reif für die allergründlichste Belehrung." Hoensbroech hält das Gebahren des Herrn Staatsanwaltes für „typisch", typisch nicht nur für die Handhabung der Zensur überhaupt, sondern auch typisch für die österreichischen Verhältnisse. Und er hat damit vollkommen Recht. Konfiszirt wird bei uns nicht das wirklich Gefährliche, wie z. B. die Schweinigeleien der sogenannten „Witzblätter", sondern das, was bei einzelnen Klassen oder herrschenden Parteien Anstoß erregen könnte. Dabei ist man so undiplomatisch, die denkbar bloßhalsigste Begründung anzuwenden, ja

in Polizeimanier Thatsachen auf den Kopf zu stellen. Der Herr Staatsanwalt dekretirt ganz einfach: „Das ist unhistorisch und dies ist eine bewußte Unwahrheit.“ Dagegen gibt es keine Berufung. Aber diesmal kam er an den Unrechten. Ja, Herr Staatsanwalt, warum haben Sie nicht des schönen Sprüchleins gedacht: Sic tacuisses, philosophus mansisses.

Der Karsthans.

Feuilleton.

Eine moderne Schwiegertochter.

„Das ist also das Schloß? Ich habe mir unter „Schloß“ etwas ganz anderes vorgestellt. Eine solche Hütte müßte in Wien wegen Baufälligkeit demolirt werden.“

„Ja, liebes Weibchen, man nennt eben bei uns das Wohnhaus des Gutsherrn: Schloß und denkt dabei an keinen Pomp.“

„Und die sogenannte Equipage, welche uns deine Eltern“ —

„Du willst wohl sagen: ‚unsere Eltern‘,“ bemerkte Karl.

— „entgegengeschickt haben; ich weiß nicht, wie Dir zu Muthe war, ich habe mich geschämt.“

„Du drückst Dich stark aus! — Es ist eben das landesübliche Fuhrwerk.“

„Dann hättest Du mir voraussagen müssen, daß uns vom Bahnhofe ein Fuhrwerk abholen werde, wie es die Bauern im Marchfelde benützen. Und diese Livrée! Sie ist offenbar aus der Garderobe einer berühmten Schauspielertruppe entlehnt und schreit in die Welt hinaus: Ich möchte gern und kann nicht.“

„Nun ja, die Livrée ist veraltet und abgenützt, aber unsere Eltern wollten uns ehren und thaten, was sie eben konnten, um unseren ersten Besuch nach ihren Ansichten so festlich zu gestalten als nur möglich.“

„Und uns lächerlich zu machen!“

„Doch nicht! War denn der Empfang nicht herzlich und liebevoll!“

„Ja, ja, sie haben Dich umarmt und gedrückt und abgeküßt und ich konnte bei Seite stehen und zusehen.“

„Du scheinst zu vergessen, daß sie erst und vor Allem Dich aus dem Wagen gehoben, umarmt, gesegnet und mit Thränen der Rührung geküßt haben.“

„Dieses Abschlecken! das habe ich schon gern.“

„Mitzerl, besinne Dich! Kannst Du je vergessen, mit welchem Stolz, mit welcher Liebe Dich Mütterchen bei der Hand nahm und durch die blumengeschmückten Zimmer hieher führte, in unser Zimmer, wo sie alles aufgewendet hat, uns den Aufenthalt behaglich zu machen!“

„Behaglich? In dieser Stube! Die Wand ohne Tapeten ist ganz fleckig, der Fußboden von rohen Brettern, statt des Waschtisches ein ordinärer Tisch mit einem Lavoir aus Steingut in der Größe einer Saucière, und eine Flasche trüben Wassers!“

„Daran aber, Mitzerl, denkst Du nicht, daß Mütterchen die Frucht ihres jahrzehntelangen Fleißes zusammengetragen hat, die selbstgesponnenen Leinenüberzüge, die selbstgeklöppelten Spitzen auf dem Bettzeuge, den feinsten Federflaum in den Pölstern —“

„Ja, hast Du ihr denn nicht gesagt, daß ich nur auf Roßhaar schlafen kann und diese vorsintflutlichen Betten auf die Erde werfen werde.“

„Das wirst Du nicht thun, Mitzi.“

„Ich werde es thun, und nenne mich nicht immer Mitzi, ich kann das nicht ausstehen. Ich heiße Mary.“

„Gut denn. Aber wie soll denn das werden, hat denn die aufrichtige Liebe der Eltern kein Echo in Deinem Herzen geweckt?“

„Liebe? Aber Karl, wie konnte Dir je so etwas einfallen? Schau Dir sie doch an; das sind Leute aus einer anderen Welt. Deine Mama spricht ein Französisch, wie es zur Zeit Voltaire's schon veraltet war, und frage nur Deinen Papa, warum er den Champagner so ausspricht als würde er Jeanpagner geschrieben.“

„Aber Mary, solche Aeußerlichkeiten!“

„In das Innere sehe ich ja nicht. Ich sehe nur das lächerliche gelbe gestärkte Gilet Deines Papas, aber nicht das Herz darunter, habe auch gar kein Gelüst darnach. Mit einem Wort: sie gehören einer anderen Zeit, einer anderen Welt an, und wir werden uns nie verstehen!“

„Das wäre sehr traurig.“

„Ist es anders möglich? Schau Dich doch um. Jauche, Stallgeruch, armselige Einrichtung, gar kein Comfort, keine Ansprüche.“

„Sind wir denn zu meinen Eltern gekommen, um hier die Annehmlichkeiten der Stadt zu finden? Alles siehst Du, nur die Hauptsache nicht: die Liebe der guten Eltern, und ihr Bemühen, deine Gegenliebe zu gewinnen. Die gute Mama hat Dir ihren Liebling, den Kanarienvogel, hereingestellt und gemeint, Dir damit eine Freude zu bereiten."

„Natürlich, weil ich diese Schreihälse so liebe, daß ich sie der Katze vorwerfen möchte!"

„Denke Dich in die Lage der Eltern. Wie frostig und eiskalt hast Du ihre Liebkosungen entgegengenommen!"

„Hätte ich ihnen vielleicht die Hand küssen sollen?"

„Wäre nur angemessen gewesen."

„Was? Ich, eine Hofrathstochter, sollt' diesen Bauern" —

„Mary, ich bitte Dich, vergiß Dich nicht!"

„Also darauf ist es abgesehen! Ich wurde herausgeschleppt, um hier erniedrigt, zu einer Stallmagd degradirt zu werden!"

„Wie kannst Du so übertreiben —"

„Hast Du nicht verlangt, ich solle der gnädigen Herrschaft die Hand küssen? Und wird das Jemand anderer thun, als die Stallmagd? Gnädige Herrschaft! Lächerlich! daß Du es nur weißt: Dein rührseliger Papa — diese weinerlichen Alten sind schon die rechte Sorte — war gegen Ende des Soupers entschieden betrunken! Und diese Gesellschaft, die er uns zu Ehren eingeladen hat! Karrikaturen! Toiletten, die nie Mode gewesen sein können, ganz unmögliche Frisuren. Und dieser Baron von Clairmont! der Greisler in unserem Hause ist ein Lord, ein Herzog gegen den! Daß Du es nur weißt, es muß gesagt werden, nicht einen Tag länger halte ich es aus, ich müßte wahnsinnig werden." Sie fänat an zu weinen, öffnet mit Geräusch den Koffer und beginnt einzupacken. „Meine rosa Seidenrobe mit der großen Schleppe — Perlen den Säuen vorgeworfen!"

„Ich bitte Dich ernstlich, Deine Ausdrücke besser zu wählen."

„Jetzt entpuppst Du dich, jetzt sehe ich, wie ich bisher getäuscht wurde. Bleibe bei Deinen angebetenen Herren Eltern, ich reise morgen ab."

„Aber bedenke das Aufsehen, den Schmerz, die Enttäuschnng der armen Alten. Sie haben sich vorsorglich auf einen langen Aufenthalt ihres einzigen Sohnes vorbereitet. Morgen kommen frischer Lachs und Aal, meine Lieblingsspeisen, sei gut, Mietzchen, Du bist verstimmt, Du wirst Dich gewöhnen, der Liebe der Eltern nicht widerstehen können."

Mary aber packte weiter ein, dann warf sie Pölster und Tuchenten aus dem Bette auf die Erde und machte sich aus Plaids, Schlummerrollen und Divanpölstern ein Lager zurecht. „Du kannst ja dableiben, Lachs und Aal essen, die Dir lieber sind als deine Gattin — ich reise morgen nach Hause."

„Mary, thu meiner Mutter den Schmerz nicht an. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ihr ganzes Sein aufgeht in ihrer aufopfernden Liebe zu Papa und mir. Sie hat nun Dich als mein geliebtes Weib n das Herz geschlossen. Denke Dir ihren Schmerz, wenn sie sehen müßte, daß Deine Liebe zu mir nicht stark genug ist, um Dich lieben und ehren zu machen, was mir lieb und ehrwürdig ist."

„O, ich weiß es, Du hast mir ja immer vorgeschwärmt von dieser edlen Seele, diesem vornehmen Charakter. Ich war sehr neugierig, dieses Phänomen kennen zu lernen, und was habe ich gefunden? Ein ganz ordinäres Frauenzimmer!" Karl sprang auf:

„Genug! jetzt ist es entschieden, wir müssen morgen abreisen." Er stürmte hinaus und kam den Abend nicht wieder. Früh sattelte er sich ein Pferd, ritt in die nahe Stadt und kam vor Tisch zurück mit der Nachricht, daß er in der Stadt ein Telegramm vorgefunden habe und augenblicklich abreisen müsse, da sein Chef krank geworden und seine Anwesenheit im Bureau unentbehrlich sei. Um 4 Uhr Nachmittags reiste das junge Ehepaar ab. Die Gutsfrau stand auf der Freitreppe und verhüllte das thränenüberströmte Antlitz, der Herr schüttelte den Kopf, blickte in die Ferne, beschattete sich mit der Hand die Augen, um besser sehen zu können: „Dort kommt der Fischmeister mit Lachs und Aal" —

V. M.

Momentbilder.

Eine leidige Wahrheit.

Wer andern zu nützen und zu schaden vermag,
Der erntet Komplimente Tag für Tag;
Doch wer nicht nützen und nicht schaden kann,
Den sieht die Welt verächtlich über die Achsel an.

Zweierlei Maß.

Große Hunde zur Gewinnung
Läßt man aus dem Teller lecken;
Doch der kleinen Kläffer Innung
Droht der hochgeschwung'ne Stecken.

International.

International ist die Thurmseiltänzer-Gesellschaft,
Die auf dem Weltmarkt sich hoch vor der Plebs produziert.

Landwirtschaft- und Flottenenthusiasmus.

Wer für den Landbau sich erwärmt,
  Verächtlich heißt Agrarier;
Wie nennen den, der für die Schiffahrt schwärmt,
  Hochachtungsvollst Aquarier.

Eine friedliche Räuberbande.

Nicht mehr gilt's als eine Schande,
Wenn man Schwache überfällt;
Das bezeugt in aller Welt
Nun die große Räuberbande,
Die mit Stehlen, Rauben, Sengen
Und mit Köpfen, Spießen, Hängen
Den Weltfrieden aufrecht hält.

Germanus Senex.

Wahltaktik.

Im Princip stets, Liebster, mußt du
Edel, gut und sehr gerecht sein,
Nur im Ausnahmsfall der Wahlen
Darf kein Mittel dir zu schlecht sein.

Im Programm betone Freiheit,
Fortschritt, Bildung, Bruderliebe,
Doch als Candidat bediene
Dich der Schellen und der Hiebe.

Rede stets von Menschen-Ehre
Selbst gegenüber den Kalmucken,
Dem politischen Gegner aber
Magst du in die Augen spucken.

Unbeschränkter Redefreiheit
Mußt du Siegestempel bauen,
Doch den unbequemen Sprecher
Laß durch „Ordner" niederhauen.

Heilige Offenheit und Wahrheit
Zeige du im äuß'ren Sinnen,
Heimlich aber übe fleißig
Das infamste Ränkespinnen.

Bied're Männer nenn' die Wähler,
Leere auf ihr Wohl den Humpen,
Aber, wenn sie Dich nicht wählen,
Nenn' sie Trotteln, Schurken, Lumpen.

Sei an Phrasen und Tiraden
Eher Prasser, denn ein Knicker,
Deine Zeitung aber sei ein
Ueber-Arizonakicker.

Uebe fleißig diese Taktik,
Halte stets sie dir vor Augen,
Nur wer sie versteht zu brauchen,
Wird zum Deputirten taugen.

Simplicius Simplicissimus.*)

Frau Austria in Kindesnöthen.

Über die Tragikomödie „Frau Austria in Kindesnöthen" flattert allgemach der Vorhang nieder. Soweit sich das Kassenergebnis bis heute überblicken läßt, haben sich die Erwartungen des Herrn von Körber Gottlob nicht im Mindesten erfüllt, denn alle Parteien mit ausgesprochen nationaler Färbung haben geradezu gewaltige Erfolge erzielt, was gewiß dem — er soll ja eines haben — wirtschaftlichen Programme des Herrn Ministerpräsidenten Gottlob nicht zum Vortheile gereichen kann. Es wird also Herrn von Körber nichts nützen, er wird schließlich seinen Finger doch in die klaffende Wunde der österreichischen Zickzack Politik legen müssen, um gläubig zu werden. Die schönen Versprechungen von den Fleischtöpfen Aegyptens werden zuversichtlich taube Ohren finden, solange nicht die Nationalitätenfrage gelöst, oder wenigstens die Lösung auf einer gesunden Grundlage angebahnt ist. Alle anderen politischen Kinder wissen das schon seit Jahren, nur die Machthaber Oesterreichs haben sich trotz der Erfahrungen in den letzten Jahren noch nicht zu dieser Erkanntnis durchringen können und scheinen heute noch der österreichischen Meinung zu sein, daß es ihnen gelingen werde, durch salbungsvolle Ermahnungen, Versprechungen und Schlagworte wie österreichische Staatsidee Staatsnothwendigkeiten Großmachtstellung, Anhänglichkeit an die angestammte Dynastie ꝛc. aus dem zusammengeheiratheten Völker conglomorat ein „einig Volk von Brüdern" zu schaffen Alle national geschlechtslosen Parteien haben zum Theile sehr bedeutende Einbußen zu verzeichnen. Mit großer Befriedigung muß zunächst jeden freiheitlich gesinnten Mann ohne Unterschied der sonstigen Parteistellung die Niederlage erfüllen, welche die Klerikalen: der ehemalige Handelsminister Freiherr von Dipauli in Tirol und der Landeshauptmann Ebenhoch in Oberösterreich erlitten haben Mit schweren Mandatsverlusten sind auch die Christlichsozialen aus dem Wahlkampfe hervorgegangen. Eines ihrer Hauptorgane die „Deutsche Zeitung" in Wien, hat ganz offen den klerikal-reaktionären Flügel der Partei, als dessen Hauptvertreter Geßmann, einer von Jenen, die Scherr „Ämtlischnapper" nennt, gilt, für diesen unglücklichen Wahlausgang verantwortlich gemacht. Diese Einsicht kommt zwar etwas post festum, ist aber immerhin recht erfreulich und charakteristisch. Man wird nämmlich kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß sich innerhalb der Christlichsozialen Partei eine Spaltung vorzubereiten beginnt. Hat sich doch erst kürzlich das Blatt des Herrn Vergani, den aus dem Wahlkampfe so unglaublich erfolgreich hervorgegangenen Deutschradikalen (21 gegen 6 bei den letzten Wahlen) in sehr bedenklicher Weise angebiedert, indem es unter Hinweis auf die thatsächlich vorhandenen Berührungspunkte für ein Zusammengehen der beiden Parteien in wirtschaftlichen Fragen eintrat. Numerisch geschwächt werden auch die Sozialdemokraten (jetzt 9, früher 15)

*) Unser Mitarbeiter verwahrt sich ebenso höflich, als entschieden dagegen, mit der Münchener Zeitschrift „Simplicissimus" verwechselt zu werden. Er ist Manns genug, so schreibt er, selbst ein Simplicissimus zu sein.

in den neuen Reichsrath einziehen. Namentlich in Böhmen sind ihnen in der allgemeinen Kurie sämmtliche Mandate mit einer einzigen Ausnahme von der Radikalnationalen Partei abgenommen worden. Den Dank für diese Niederlage können sie dem unseligen Vater der seligen Sprachenverordnungen, Herrn Badeni, abstatten. Einen Ersatz für die Verluste in Böhmen und Galizien bieten den Sozialdemokraten die Erfolge in Wien und Niederösterreich (2 bez. 3 Mandate), welche umso höher angeschlagen werden müssen, als es bewährte und tüchtige Parteiführer sind, welche aus der Urne hervorgingen So lange unser Wahlrecht nicht geändert und die Sprachenfrage gelöst ist, wird freilich die sozialdemokratische Partei ebensowenig auf hervorragende Erfolge rechnen können, wie Herr von Körber mit seinen Versprechungen von den Ägyptischen Fleischtöpfen. Im Großen und Ganzen kann das Wahlergebnis von allen freiheitlich und fortschrittlich gesinnten Männern mit Genugthuung begrüßt werden. Ob der neuen Volksvertretung die Lösung der Sprachenfrage gelingen, ja ob sich dieselbe auch nur damit befassen wird, ist freilich mehr als fraglich. Jedenfalls wäre es hoch an der Zeit und sehr zu wünschen, wenn endlich alle Kräfte, die durch den nationalen Kampf gebunden sind, in den Dienst einer gesunden Wirthschaftspolitik gestellt würden. Dies ist nicht nur das einzige Mittel gegen die fortschreitende Verelendung der Massen, sondern auch eine Bürgschaft für eine rasche kulturelle Entwickelung auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens.

Wien, 13. Januar 1901. Freidank.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen“
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 16.

Herausgeber und Verleger: Ottokar Stauf von der March, verantwortlicher Schriftleiter: Hans Czermak, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Der Scherer

Illustrirtes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune

in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16.
Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 2092.
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.
Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Knechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit und Gerechtigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von **Ottokar Stauf von der March.**

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Octav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Bezugspreise mit freier Zustellung.

	Für Oesterreich-Ungarn: Kronen	Für Deutschland: Mark	Für das Ausland Francs
ganzjährig (24 Hefte)	16.80	16.—	24.—
halbjährig (12 Hefte)	8.40	8.	12.
vierteljährig (6 Hefte)	4.20	4.—	6.

Einzelne Hefte 80 Heller = 70 Pfennig = 90 Ctms.

Einschaltungen:

Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Verwaltung der „Neuen Bahnen":
Wien,
VIII/1. Wickenburggasse 5.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; J. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 8, Verschleißstelle des „Scherer", Innsbruck, Museumstraße. Vertreter für Deutschland: Paul Eberhardt, Verlags-Buchhandlung, Leipzig.

3. Heft. 1. Februar. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:

Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**

Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig.**

Inhalts-Verzeichnis:

Karl Henckell, Inschrift 67
Rudolf Stürzer, Humanitas 68
Fritz Pichler, Je länger ich die Welt beschau' 69
Kurt Grottewitz, Machtverhältnisse 70
Josef Stibitz, Losung 74
Scipio Sighele, Persönliche und politische Moral 74
Ernst v. Raucher, Sinngedichte 78
Wolfgang Nick, Kunst und Handwerk . . 79
Karl Maria Heidt, Unfruchtbar 80
Arthur v. Wallpach, Zur christlichen Jahrhundertswende 80
Stauf v. der March, „Jugend" 81
Aus dem Wiener Kunstleben 85
Bücherschau 90
Aus dem Narrenhause der Zeit 94
Feuilleton: Dr. M., Das Feuilleton . . . 97
Freidank, Tu felix Austria! 98

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell von Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hanse, Moderno.
Karl Maria Heidt, Wien.
Karl Henckell, Zürich.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Richard Nordhausen, Berlin.
Oskar Panizza, Paris.
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler (†).
Karl Pröll Berlin.
Alberta v Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Hermann Rollett, Baden
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf von der March, Wien.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck
Hans Weber Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau.
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Briefschalter.

H. F., hier. Lassen Sie sich kein X für ein U vormachen! Fragen Sie doch einmal jenen Menschen um die eigentlichen Gründe, die ihn bewegen, uns zu verläumden, und Sie werden (vorausgesetzt, daß er Ihnen die Wahrheit sagt, was gewiß nicht der Fall ist) wissen, woran Sie mit uns sind.

J. K., hier. So viel wir wissen, hat von allen Blättern nur die „Reichspost" über unser Blatt geschrieben, zwar nicht sonderlich freundlich, aber sie hat doch wenigstens geschrieben. Das zeigt von einem journalistischen Anstand, den wir — offen gesagt — der „Reichspost" nicht zugetraut hätten. Die übrigen Blätter haben jedenfalls die ihnen — anstandswegen — zugesendeten Exemplare wie seinerzeit den Zeitungsstempel ganz einfach unterschlagen.

L. M., Dresden. Besten Dank für Ihre Worte, die uns hoch ehren und zu weiterer Thätigkeit anspornen! Ihre Zuschrift freut uns umsomehr, als gleichzeitig mit derselben eine Nummer der dortigen „Deutschen Wacht" eingelangt ist, die in einem Feuilleton unser Blatt auf Grund des im ersten Hefte veröffentlichten Programms glänzend besprach.

Hamburger Nachrichten. Wir sprechen Ihnen unseren besten Dank für freundliche Notiz und Uebermittlung des Beleges aus.

F. K., hier. Der Groll der Herren B. wird uns kaum umbringen, auch wenn sie sich mit Hrn. Sch. zu einer heiligen Tripelallianz verbinden.

Frl. A. S., Mähr.-Schönberg. Gewiß halten wir unser Versprechen, Beiträge von allen in der Mitarbeiterliste aufgeführten Persönlichkeiten zu bringen, aber auf einmal geht es nicht.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

M. de Molinos, Der geistige Führer.
St. Gonschorowski, Hosianna.
Erich Wulffen, Die Varusschlacht.
Marie Brugger, Die Friedens-Eiche.
Annie Besant, In the outer court.
Deutsche Dichtung und Kunst 1. Uffo Horn.
Prof Dr Hans Molisch, Eine Wanderung durch javanischen Urwald.
Nachgel. Schriften des Grafen Gobineau, I.: Alexander Macédonien.
F. Trocasse, L'Autriche Juive.
Ch. R. Schultze, Das Hinein- und Herausschielen Widerchrists
Multatuli, Max Havelaar.
Schriftsteller- und Journalisten-Kalender für 1901.
W. A. Hammer, Gedicht-Reigen.
Emil Uellenberg, Zum Strande der Seligen.
Kurnig, Das Sexualleben und der Pessimismus.
Bodo Wilberg, Die Sehnsüchtigen.
Die Fackel, Nr. 64, 65.
Der Scherer, Nr. 2.
Internationale Litteraturberichte Nr. 28, II
Der Freidenker, 30, 1, 2.
Der Kyffhäuser, II./18.
Stimmen der Gegenwart.

Wien, 1. Februar 1901.

Inschrift.

Am Hause meines Lebens steht ein Wort,
Das unverwischbar ist in Lust und Leiden,
Mag schnödes Unglück mir das Herz zerschneiden,
Mag Glück mich schaukeln, dauernd bleibt es dort.

Das Wort: „Hier ist der Unterdrückten Ort."
Wer Unrecht trägt, an wem sich Henker weiden,
Wer „welt"-verpehmt, wen die „Gerechten" meiden,
An meiner Schwelle find' er Heim und Hort.

Wer möchte sich mit diesem Worte brüsten?
Nicht als ein Lob des Wesens schreib' ich's hin,
Das ich durch solches Sinnes Richtung bin.

Noch will's nach Tugendlorbeer mich gelüsten,
Nur zeugt es von unweigerlichem Hange,
Mit dem willkomm'ne Wand'rer ich empfange.

Zürich. Karl Henckell.

Humanitas.

Von Rudolf Stürzer (Wien).

Das neue Jahrhundert ward in der Wiener Lokal-Chronik durch die Blutthat des Herrn Wanyek recht verheißend eingeführt.

Warum ich den Einbrecher und dreifachen Mörder mit dem Titel „Herr" anrede? Je nun, aus purer Hochachtung vor der edlen „Humanität", die sich auch der größten Bestie liebevoll annimmt und dafür sorgt, daß auch dem verworfensten Missethäter ja nichts passire, was ihm etwa unangenehm sein könnte und die es sogar schon so weit gebracht hat, daß ihnen auch noch das Gehängtwerden erspart wird.

Nur keine „Barbarei" im XX. Jahrhundert! Auch der Herr Wanyek ist ja sozusagen ein Mensch, er hat zwar drei anderen Ebenbildern Gottes die Last des Lebens abgenommen und eine Kinderschaar dadurch in namenloses Elend gebracht, er hat erst kürzlich wieder die schöne Zusicherung geäußert, daß noch ein paar Menschen „hin" werden müssen, bevor man ihn selbst auf möglichst rasche und schmerzlose Weise in's Jenseits befördern werde — aber, wie gesagt, er ist ja auch ein Mensch und hat als solcher vollen Anspruch auf alle Segnungen der Humanität.

Weit draußen am Rande der Weltstadt „wohnt" in einer Stube, die vielen edlen Menschenfreunden selbst als Stall für Pferde wohl zu schlecht wäre, ein armes Menschenpaar; wir lesen in den Blättern, daß nur ein Bett, ein Tisch und ein Sessel die ganze Habe dieser auch nach Gottes Ebenbilde geschaffenen Menschenkinder darstellte. Vor das Fenster hatten sie ein Tuch gespannt, um die Kälte abzuhalten. Und der Mann war glücklich, weil er wieder einen Dienst hatte und seinen Kindern Brot kaufen konnte. Da streckt ihn eines Tages Herrn Wanyek's Kugel nieder und ein gräßlicher Jammer, der nicht auszudenken ist, fällt seiner Familie als einziges Erbe anheim. Und diese Familie — o hülle Dich in schmerzliche Trauer, Du junges XX. Jahrhundert! — kann nicht einmal als zu Recht bestehend angesehen werden, denn ihr fehlte die kirchliche und staatliche Weihe — aber die grausame, inhumane Natur macht keinen Unterschied zwischen zahmen und wilden Ehen und deren Erzeugnissen, der Hunger und das Elend schmerzt sie alle in gleicher Weise.

Aber ein edler Trost wird uns doch geboten! Herrn Wanyek, der einer Familie die Mutter, der anderen den Vater raubte, Herrn Wanyek wenigstens geht es sehr gut. Er hungert und friert nicht, er hat ein geschütztes, wohlig durchwärmtes Obdach und bekommt sein regelmäßiges Essen, so will es nämlich die „Humanität", und der Aufseher, der dem Herrn Wanyek einen Vorwurf machte, daß er nicht aufstehe und sich die warme Morgensuppe hole, sondern sich bedienen lassen wolle, hat damit sicher nicht im Sinne jener edlen Menschenfreunde gehandelt, die Asyle für herrenlose Katzen und Hunde schaffen. Herr Wanyek hat aber auch gegen dieses inhumane Vorgehen ganz entschieden protestirt und nur ganz verrohte Seelen werden sich darüber freuen, daß dieser Protest seine Ueberführung in's Inquisiten-Spital zur Folge hatte. Nein, so eine Barbarei! Schreie auf o heilige Humanitas: man hat den Aermsten geprügelt!

Schon einmal mußte ein Schutzmann den Herrn Einbrecher und Mörder mit Leib und Leben decken, damit ihm nicht von einer entmenschten Horde der Garaus gemacht werde. Wenn damals nicht zur rechten Zeit noch ein „herkulisch gebauter" Mann — wie die Reporter meldeten — dazu gekommen wäre, wäre es dem armen Herrn Wanyek sicherlich recht schlecht ergangen und ungeübte Hände hätten ihm ein weit schmerzhafteres Ende bereitet, als ihm von rechtswegen, wenn auch nicht von humanitätswegen, durch die Kunst des Scharfrichters gebührt.

Uebrigens ist es noch gar nicht so ausgemacht, daß Letzterer des Vergnügens einer näheren Bekanntschaft mit Herrn Wanyek theilhaftig werden wird und die edelherzigen Gegner der Todesstrafe rechnen auch schon sicher darauf, daß die Humanität in diesem Falle nicht durch einen Akt rohester „Barbarei" verletzt werde.

Dann aber kommt Herr Wanyek in ein nach allen Errungenschaften unseres humanitären Zeitalters ausgeführtes Gefängniß, er wird dann gute Kost und ein im Sommer kühles, im Winter warmes Quartier bekommen, er darf sich sogar beschweren, wenn ihm in irgendwelcher Hinsicht etwas nicht paßt, er wird spazieren geführt, kann vorschriftsmäßig ein Bad nehmen, darf sich mit Arbeit zerstreuen und leidet weiter keinen Mangel als den der Freiheit, die ihn aber keineswegs so aller Nahrungs- und Wohnungssorgen entheben würde, wie es hier im Sinne des herzerhebenden Humanitäts-Prinzipes geschieht.

O ja, wir haben es herrlich weit gebracht in Bezug auf Humanität auch den p. t. Verbrechern gegenüber und mit tiefem Jammer muß es jedes Menschenfreundes Herz erfüllen, daß erst kürzlich ein Staatsanwalt sein Bedauern darüber aussprach, daß er für einen Herrn Mörder nicht die Todesstrafe beantragen könne, weil dieser noch nicht das vorschriftsmäßige Alter zum Hängen erreicht habe.

Und draußen am Rande der Weltstadt sitzt in einer elenden, frostkalten Hütte ein Weib im herzzerreißenden Jammer, aus ihren von Hunger und Noth zerstörten Zügen stiert der Wahnsinn, ihre hohläugigen „Bastarde" winseln um den Vater, der von Mörderhand gefallen und dem der Herr Bürgermeister selbst einen schönen Sarg und Kranz gekauft hat, der ihnen aber kein Brot mehr schaffen kann.

Und in einer anderen Stube sitzt ein Mann bei seinen durch Mörderhand zu mutterlosen Waisen gewordenen Kindern und härmt und grämt sich um sein Weib, das er in voller Lebensluft verlassen und es dann als Leiche wiederfand. Ein anderes Weib schreit in Verzweiflung nach ihrem Gefährten, den auch des Mörders Kugel nur zu gut traf. Das große, rohe Volk aber knirscht vor Wuth und schreit nach Blutrache wie sie Brauch war nach altem germanischem Rechte, für das die große Menge noch immer das lebhaftere Empfinden hegt wie für das moderne, so überaus humane Gesetz, das all' den edlen Menschenfreunden, die so gerne jeder Katze und jedem Hunde ein sorgenloses Dasein bereiten möchten, wenigstens noch den einen Trost gewährt: Gott sei Dank, dem Herrn Wanyek geht es gut!

Je länger ich die Welt beschau'.

Je länger ich die Welt beschau',
So ärger nimmt's mich Wunder,
Daß manch' ein Haupt in Sorgen grau,
Sich schlägt mit losem Plunder.

Daß gar so viele Blicke schief,
Und Worte viel verlogen,
Und gar so viele Rücken tief
Verbückt sind und verbogen.

Da lob' ich mir den alten Baum,
Der blüht all' Jahr auf's Neue,
Den allerschönsten Frühlingstraum
Durchträumt er frisch auf's Neue.

Er glänzt dem hellsten Sonnenstrahl
Frohmutiglich entgegen;
Zu krümmen seinen Stamm einmal —
Das bracht' er nie zuwegen.

Und ist mein Aug' noch aufgethan,
Ich mag' nicht Schlaues lernen:
Ich schau' die Welt mir offen an
Und denk' mich zu den Sternen.

Graz.

Fritz Pichler.

Machtverhältnisse.

Von Kurt Grottewitz (Kalkberge).

Vor dem Herrenhause lag ein weiter grüner Rasenplatz mit einer alten, alten Eiche. Es war eine historische Eiche. Es hatte sich bei ihr oder an ihr etwas zugetragen, irgend etwas. Die Jungen wußten freilich nichts davon, sie warfen mit einem zerbrochenen Hackenstiel in die Aeste des Baumes, und wer am meisten Blätter auf einmal herunterbrachte, durfte gleich noch einmal werfen. Denn im übrigen verrichteten sie ihre Thätigkeit in gewissenhaftester Reihenfolge, immer einer nach dem anderen, nur Fritz, der Sohn des Gutsbesitzers, warf stets zweimal hintereinander. Im Falle, daß er einmal die meisten Blätter erbeutete, konnte er dreimal hintereinander werfen. Dieser Fall kam aber nicht vor, denn er warf am schlechtesten von allen, viel schlechter als der dumme „Butze", der Tagelöhnerssohn, ein dicker, rothhaariger Junge, der immer lächelte und es auch als selbstverständlich hinnahm, daß man ihn einmal beim Werfen überging. Insofern fiel er nicht lästig, und paßte zu den übrigen.

Den meisten Erfolg hatte Bernhard, der Sohn des Schmieds. Er konnte auch am schnellsten laufen, am stärksten brüllen, am weitesten spucken. Infolgedessen war er sehr geachtet und durfte gleich nach Fritz werfen. Der dritte in der Reihe war Hellers Gustav, der Sohn des Gastwirths, der immer allerhand Neuigkeiten aus dem Wirtshause zu erzählen wußte, mit den Ohren wackeln, ein Augenlid umschlagen und Betrunkene wunderbar nachahmen konnte. Deshalb war er unentbehrlich. Er kam in allem immer gleich nach Bernhard. Heute waren nur vier Mann vor dem Herrenhause versammelt, die übrigen drei Jungen des Dorfes wagten sich heute nicht heran, weil sie den Tag vorher ein Schaf des Herrenhofes in den Teich getrieben hatten. Sie rangirten sonst zwischen Hellers Gustav und dem dummen Butze. Der dumme Butze aber war immer der letzte, mochte es kommen, wie es wollte.

Das Spiel, so interessant es war, vermochte doch die Jungen nur etwa anderthalb Stunden zu fesseln. Butze und Hellers Gustav hätten ja zwar noch weiter geworfen, aber sie wurden nicht gefragt. Bernhard hatte den Rath gegeben, gemeinsam auf die Eiche zu klettern, oben einige Aeste abzubrechen und sie irgend einem, der an der Eiche vorüberging, auf den Kopf zu werfen. Der Rath gefiel, und im Nu stürzten alle vier Knaben an den dicken borkigen Stamm der Eiche, um an ihm in die Höhe zu klettern. Sie wurden freilich in ihrem Vorhaben gestört durch eine Stimme, die sich von einem Fenster des Herrenhauses her hören ließ. Das Fräulein, Fritzens Erzieherin, goß eine Flut von scharfen schnellen Worten herab auf die verdutzte Schar. Fritz zog ein schiefes Gesicht und wagte den Einwand: „Warum soll ich denn nicht klettern?" Das Fräulein rückte ihren schmalen Oberkörper noch eine Handspanne weiter aus dem Fenster heraus. Mit ihrem blassen Gesicht und dem wasserblonden Haar sah sie fast ebenso grau und unscheinbar aus, wie die alte Façade des langen Herrenhauses. Ihre Stimme dagegen war wirkungsvoller. Das Fräulein beantwortete Fritzens Frage mit großer Sorgfalt. Sie sagte, Klettern gehöre zu den „Unarten", schon deshalb müsse es unterbleiben, ganz abgesehen davon, daß er sich die Kleider zerreiße und herunterfalle. Wenn ihm dann etwas geschehe, so könne sie es nicht „verantworten". Ueberhaupt habe Mama das Klettern „verboten."

Fritz brummte vor sich hin. Natürlich, alles wurde ihm verboten. Was er immer machen wollte, stets kam das Fräulein und hielt ihn zurück! Wenn er mit den Jungen des Dorfes spielte, war die Gouvernante immer in der Nähe oder gar dabei. Weglaufen durfte er nun schon gar nicht, und es war wirklich ein Wunder, daß sie heute nicht mit an der Eiche unten war. Wahrscheinlich hatte sie sich in irgend eine alte Scharteke vertieft oder neckte sich mit dem Eleven oder gar dem Verwalter. Heute waren die Eltern in der Stadt, da war das Regiment wenigstens nicht gar zu straff. Wenn man aber schon einmal etwas Schönes ausführen wollte, dann kam sie gewiß stets dazwischen. Er ärgerte sich sehr und sagte patzig: „Ach was, Klettern hat Mama gar nicht verboten!"

Sie reckte sich noch weiter aus dem Fenster heraus, um gleichsam in die Höhe zu wachsen und dadurch gewaltig zu imponiren. Und nun war die Tonart noch schärfer, auch noch etwas schneller. Sie überzeugte ihn unwiderleglich, daß die Mama das Klettern verboten hätte. Fritz aber wurde frech: „Ach, thun Sie doch nicht so", sagte er „Sie wissen es ja gar nicht!"

Die Jungen aus dem Dorfe kicherten. Das hob Fritzens Selbstgefühl ungemein, auf die Gouvernante aber machte es merkwürdigerweise keinen erhebenden Eindruck. Sie rollte die Augen fürchterlich und schalt — sie konnte meisterhaft schelten. Fritz murmelte vor sich hin: die alte Hexe! Und als nun die Jungen wieder kicherten, brach

auch er in ein halb unterdrücktes Lachen aus. Da hätte aber einer die Gouvernante sehen sollen. Sie stieg förmlich aus dem Fenster heraus und streckte unheimlich die Hand aus, als wollte sie von oben, vom zweiten Stock aus bis hinunter über den Rasen hinweg Fritzens Ohr erfassen. Und nun ließ sie die Worte prasselnd und zischend wie Raketen in die freche Meute fahren. Die Pointe dabei war, daß sie es der „Mama sagen" werde und daß Fritz die jämmerlichsten Strafen haben werde. Diese Strafen zählte sie genau auf. Als letzte und höchste führte sie dann an, daß der Papa dem Mossjö Fritz die Hosen stramm ziehen und mit dem Stock derb ausklopfen würde. Sie pfiff in die Hand und machte dann die Bewegung, die bei den Kulturvölkern als Symbol des Hauens betrachtet wird.

Fritz war doch ganz ungeheuer kleinlaut geworden. Und als sie endlich zum Schluß ihrer Rede gekommen war, da war er weich und geschmeidig geworden wie ein Schlafrock. Einige Zeit stand er unbeweglich da, dann lief er, um den Ball zu holen, der nahebei auf dem Rasen lag. Das Ballspiel war nicht nur erlaubt, sondern sogar gern gesehen. Immer wenn Fritz etwas haben wollte und nicht bekam, hieß es: „spiel doch Ball!" Mit Ballspiel begann auch gewöhnlich Fritzens Unterhaltung mit den Dorfjungen, oft bestand sie nur darin. Sobald freilich die Gouvernante einmal den Rücken wendete, wurde der Ball weggeworfen. Jetzt aber fühlte Fritz sich so gebeugt, daß er zu dem Balle griff, um dem Fräulein ein Zeichen des Entgegenkommens zu geben.

Man spielte also Ball. Fritz begann. Das heißt, er beschäftigte sich eine zeitlang allein mit dem Ball. Dann bekam ihn Bernhard, dann Hellers Gustav. Dem dummen Butze wurde er einmal an den Schädel geworfen. Dann kam wieder Fritz an die Reihe. Man spielte freilich überhaupt nicht recht mit Neigung. Das drückte sich dadurch aus, daß Butze nun auch einmal den Ball bekam und ihn für unbestimmte Zeit behalten konnte. Fritz nahm indeß die Unterhaltung der Gesellschaft in die Hand. Er konnte lange Gedichte auswendig, die deklamirte er mit viel Pathos. Der Beifall und die Bewunderung der Menge war ungeheuer. Obwohl ihnen der kleine blasse Kerl mit den kurzen Hosen wie eine gerupfte Gans vorkam, so war er für sie doch der Inbegriff des Vornehmen. Fritz fühlte das instinktiv und wiegte sich in dem angenehmen Gefühl, ihr Herrscher zu sein. Um sie noch mehr in Verwunderung zu setzen, brachte er jetzt französische Brocken vor, nannte Bernhard „mon brave général" und den dummen Butze „coquin misérable!" Danach trug er auch französische Gedichte vor, die ihm die Gouvernante eingepaukt hatte. Die Jungen amüsirten sich köstlich, berauschten sich an dem Schäng-däng-däng-Klang und an Wörtern wie quoique oder qu' est-ce, wobei sie öfters in ein dummes Meckern ausbrachen. Eine zu vergnügte Sache, das Französisch, dachten sie.

Allmählich zog aber auch das Französische nicht mehr, da der geistige Genuß die Dorfjungen bald ermüdete und sie desto mehr wieder Lust zum Umhertoben bekamen. Da die Gouvernante nicht mehr am Fenster zu bemerken war, machte Bernhard den Vorschlag, schnell wegzuschleichen und hinter dem Garten übers Feld nach dem Teiche hinunter zu gehen, um dort Feuersalamander zu fangen. Fritz dachte an das strenge Verbot der Gouvernante, den Rasenplatz zu verlassen, und rieth ab. Die Jungen redeten ihm eifrig zu, so daß Fritz in große Gemüthsbewegung gerieth. Der Gedanke, allein mit den Jungen frei in der Welt umherzulaufen, war für ihn sehr abenteuerlich. Er war nie allein gegangen, stets war die Gouvernante ihm zur Seite gewesen, wenn man nach der Stadt gefahren war oder Verwandte besucht hatte. Er wußte es gar nicht anders. Der Papa hätte ja am Ende nichts gesagt, aber die Mama war fürchterlich streng darin. Sie war eine feine Frau aus der großen Stadt, und wußte, wie Kinder zu erziehen sind. Mit Fritz, ihrem einzigen Kinde, hatte sie schon viel durchzumachen gehabt. Es war so ziemlich Alles „Unart" an ihm gewesen. Immer war er bereit gewesen, zu lärmen, umherzuhopsen, sich zu verrenken und dergleichen. Und es hatte ziemlich lange gedauert, ehe er ein „artiger", ruhiger Knabe mit angehmen langsamen Bewegungen geworden war und für geistige „Interessen Sinn" bekommen hatte. Es war schon schlimm, daß er soviel mit den Dorfjungen zusammen kam, aber die Jungen waren immer da, ehe man es sich versah. Und da die Gouvernante Obacht gab, war ja nicht so viel zu befürchten. Am Ende konnte es nicht schaden, wenn er die dummen Kerle kennen lernte und sie von vornherein an seine Autorität gewöhnte. Schließlich mußte er doch einmal das Gut übernehmen und je besser einer seine Leute kennt, umso besser kann er sie regieren, dachte sie in mütterlichem Stolz.

Die Feuersalamander! die Feuersalamander! Ein wunderbarer Reiz lag darin! Fritz wurde sehr nachdenklich und der Teich erschien ihm wie das Land der Sehnsucht. Bernhard und Hellers Gustav redeten ihm eifrig zu. So was Schönes habe er noch gar nicht gesehen. Das glaubte Fritz nun ganz und gar, und obwohl das Verbot und die Folgen

der Uebertretung ihm grausig vor Augen standen, konnte er seinem Drange nicht widerstehen. Seine Willenskraft war, vielleicht aus Mangel an Uebung, nicht sehr stark und sobald die Gouvernannte nicht zu sehen war, wurde er in der „Artigkeit" schwankend, wie ein Schilfstengel. Die Jungen rissen ihn zuletzt mit sich fort, so daß er sich damit trösten konnte, ganz gegen seinen Willen zu der verbotenen That gezwungen zu werden. Doch bald dachte er daran überhaupt nicht mehr, sondern nur noch an den Teich und die Feuersalamander. Was es doch für herrliche Dinge auf der Welt gab!

Die Jungen stürmten hinweg und waren bald hinter den hohen Bäumen des Garteus verschwunden. Hier sammelten sie sich, um dann den Fahrweg nach dem Teich einzuschlagen. Fritz fühlte sich außerordentlich wohl. Die Sonne lachte, durch einen zarten, weißen Wolkenflor leicht gedämpft, in milden Strahlen auf die grünen Roggenfelder herab, deren Halme bereits in Ähren standen. Es war gegeu Ende Mai, und der Tag war sehr warm. Fritz hatte die Gouvernante vollständig vergessen. Er stellte sich mit würdigem Gesichtsausdruck vor die Front seiner Begleiter. Sie sollten Alle „Indianer" sein und er der Häuptling. Nun wollte man im Galopp durch die Prairie reiten und mit geschwungenem Tomahawk in das Felsenthal des Coloredo hinabgaloppiren. Er kommandirte scharf und schnauzte den „rothen Jaguar" Butze derb an und drohte, ihn zu skalpiren, wenn er nicht sofort in die Reihe trete und seine Pantoffeln, die er fortwährend von den Füßen verlor, in die Hand nehme. Die Sache klappte soweit wunderbar, und wenn die Jungen sich auch keine rechte Vorstellung von einer Rothhaut machen konnten und dabei an ein frisch abgezogenes und noch blutiges Kuhfell dachten, so war das Kommando doch herrlich, daß einem ein Schauer über den Rücken lief und Takt in die Beine kam. Das Schlimme war nur, daß das Pferd, welches der Häuptling ritt, offenbar sehr träge und wenig feuriger Natur war. Bernhard und Hellers Gustav kamen immerfort mit Fritz in eine Linie und nachdem der Häuptling der sie mehrmals hinter seinen Rücken gewiesen, gehorchten sie ihn nicht mehr recht. Fritz wurde etwas ärgerlich und schwur, die Seelen der Ungehorsamen, sowie die Seelen ihrer Pferde zu den Gefilden des großen Geistes zu versammeln. Aber auch das wirkte nicht lange. Und schließlich galoppirte Bernhard voran und Hellers Gustav folgte ihm nach. Nur der Dumme Butze wagte nicht, an Fritz vorüberzugehen, obwohl er viel schneller laufen konnte als dieser und ihm mehrmals auf die Hacken trat. Fritz war sehr ungehalten über den Ungehorsam seiner Gefährten und fuhr sie heftig an. Aber Bernhard sagte ruhig: „Ach Dreck! Nu machen mr ma was anderschs!" Fritz war diese Ausdrucksweise ziemlich neu, da die Jungen in der Nähe des Gutshofes sich immer eines höflichen Tones ihm gegenüber befleißigten. Er war deshalb entrüstet und rief Bernhard zu: „Du grober Bengel, willst Du gleich das Maul halten, ha?" Bernhard lachte ungenirt. „Du Schafkopp!" sagte er, „wenn Du nich loofen kannst, biste ä Quarksack, aber kee Anführer!"

Fritz war im höchsten Grade betroffen. Wie einem jungen Fräulein, das von der Pensiou nach Hause kommt und in ihrer Rede über Schiller vom Vater mit den freundlichen Worten unterbrochen wird: „Liebes Käthchen, hol' mir doch mal den Spucknapf herein!" so war es Fritz zu Muthe. Aus einem schönen Traume war er plötzlich und jählings in die Wirklichkeit gefalleu. Er war zugleich so empört, daß er damit drohte, augenblicklich nach Hause zu gehen. Das wirkte in der That, denn die Jungen sahen den Sohn des Gutsherrn immerhin als eine Kostbarkeit an, die sie nicht verlieren wollten. Hellers Gustav redete ihm zu: „Bis nich dumm, Fritz, 's Scheenste kimmt nu erscht. Paß ma uff, was so ä Feiermulch far ä Murdskerl is."

Der Feuersalamander zog nun mächtig und da Hellers Gustav versöhnlich that und Bernhard schwieg, so sagte Fritz, er wolle zwar diesmal noch mitgehen, wenn man sich aber noch einmal Frechheiten gegeu ihn erlaube, dann werde er sofort umkehren und Alles der Gouvernante erzählen. Dann dürfe keiner von ihnen wieder auf den Hof. Die Autorität Fritzens war auf diese Weise wieder ziemlich gut befestigt. Hellers Gustav, der es sich mit Niemand gern verdarb, rühmte die Pferde des Rittergutes als die schönsten, die es im Dorfe und in der Welt gebe, Bernhard äußerte sich weniger anerkennend, aber er sprach mit großer Fachkenntnis und einmal mußte ihm sogar Fritz Recht geben. Der dumme Butze stimmte jeder Meinung mit innigem Lächeln bei.

Unter diesen Gesprächen war man den breiten, in Windungen sich schlängelnden Fahrweg weiter gegangen, der, immer noch an Getreidefeldern vorüber in eine Thalrinne führte, in welcher der Teich am Rande eines grünen Laubwaldes lag. Nun stürzte sich die Schar eilends hinab an das Ufer des Tümpels, um die Jagd auf Salamander zu beginnen. Die Jungen schnitten sich zu dem Zwecke von den Erlen am Teich Zweige ab. Fritz hatte kein Messer bei sich und vermochte keine Ruthe abzubrechen, doch die vom Butze war zu klein und gefiel ihm nicht. In alter Herschergewohnheit griff

er daher nach derjenigen von Hellers Gustav. Aber damit war dieser doch nicht einverstanden. Er faßte die Ruthe fester, stellte sich, als habe er es furchtbar eilig, damit die Molche nicht ausrissen und machte sich selbst schnell davon nach einer anderen Seite des Teiches. Fritz schrie wüthend: „Na, nu gebt mir doch eine Ruthe, 's ist ja ein Skandal, ich habe keine Ruthe!"

Bernhard lachte und sagte: „Nimm dr dach eene! Se sin zu haufenweise da."

Nun wollte er wenigstens ein Messer haben. Schließlich erhielt er das von Hellers Gustav. Aber er kriegte damit keinen Zweig ab und schimpfte und rüttelte an dem Erlenbusch und schnitt sich in den Finger und schimpfte dann noch mehr. Die Jungen faßten den Vorgang von der heiteren Seite auf und darob erboßte sich Fritz nur umsomehr. Er fing nun an, sie mit Scheltworten zu überschütten. Bernhard aber sagte: „Hal' dach nu ma 's Maul, Du dreckger Ami!"

Fritz gerieth in hellen Zorn und drohte, sofort wegzugehen. Aber Bernhard meinte, er solle nur immer laufen. Das ernüchterte nun Fritz so bedeutend, daß er augenblicklich verstummte. Der Gedanke, allein, auf eigene Faust den Rückweg zu suchen, so ganz mutterseelenallein durch die Wildnis der Getreidefelder, und sich dann zu verlaufen und umherzuirren, womöglich in der Nacht, dieser Gedanke schüchterte ihn vollkommen ein. Zum Glück hatte Bernhard in dem Augenblick einen Salamander gefangen und dieser Umstand erhöhte die allgemeine Stimmung zu einem markerschütternden Freudengeschrei. Selbst Fritz vergaß das Mißliche seiner Situation und sah sich den rothbauchigen Molch, den Bernhard mit seiner Gerte ans Land geschnellt hatte, mit großem Entzücken an. Er wollte ihn bereits anfassen, als Hellers Gustav plötzlich rief: „Au, er beißt!" Fritz fuhr mit einem blitzartigen Ruck zurück, wobei sein Hut ins Wasser fiel. Der Jubel der Dorfjugend war unbeschreiblich. Im Uebermaß der Freude konnte Bernhard es nicht unterlassen, mit der Gerte den Hut in die Mitte des Teiches zu stoßen. Der Hut zog bald Wasser und verabschiedete sich hierauf von der Oberfläche mit einem schwebenden Tanz in die Tiefe. Fritz malte nach der Art der Gouvernante die entsetzlichen Strafen aus, die Bernhard für seine That erhalten werde, aber Bernhard ließ sich nicht merklich einschüchtern. Wohl in der Ueberzeugung, daß so ein Spaß eine Tracht Prügel gut und gerne aufwiege, johlte er mit derselben Begeisterung, wie Hellers Gustav und Butze. Nun kam noch dazu, daß jetzt alle drei Jungen fast zu gleicher Zeit je einen Salamander fingen. Der Jubel nahm kein Ende. Fritz hatte nun seine Furcht vor dem Thiere doch aufgegeben und wollte Butze's Exemplar mit Beschlag belegen. Aber Bernhard ließ es nicht zu und nahm es für sich. Fritz wollte es sich erkämpfen, aber Bernhardt schob ihn zur Seite und sagte barsch: „Geh' weg, Du Knerps!"

Fritz fing wieder an zu drohen. Aber diesmal lachte man ihn einfach aus. Immerhin wurde das Spiel dadurch einigermaßen gestört und Bernhard blies zur Rückkehr. Hellers Gustav wollte jedoch noch nicht mit und da Butze gerade dicht an seiner Seite stand, so beherrschte er auch diesen dermaßen, daß er sich nicht von der Stelle rührte. Und Fritz ging natürlich nicht mit Bernhard. So wäre dieser beinahe in die Lage gekommen, allein nach Hause gehen zu müssen, denn nachgeben wollte er nicht. Hellers Gustav, der der Klügste von Allen war, sagte, er wolle mitgehen, wenn Bernhard ihm einen von seinen Salamandern gebe. Darauf ging Bernhard ein und so war die Lösung des Konfliktes für beide Theile recht ehrenvoll.

Nun rannten Alle um die Wette hinauf dem Heimatsdorfe zu. Bernhard und Hellers Gustav liefen weit voran, so daß sie in den Krümmungen des Weges nicht mehr zu sehen waren. Fritz hatte zum Glück Butze an seiner Seite und dieser wagte es nicht, ihn zu verlassen. Aber auch mit Butze war ihm die Wanderung noch unheimlich genug. Er sah jetzt überall Gefahren. Wie ein Ritter war er ausgezogen und wie ein Bettler kehrte er zurück. Wenigstens konnte man sich auf Butze verlassen. Zwar drängte dieser immerzu vorwärts, aber wenn man ihn einmal anschnauzte, war er wieder ganz ergeben. Fritz blickte nicht mehr mit der Verachtung wie früher auf den häßlichen, rothhaarigen Burschen. Er war doch ein guter Kerl und treu wie ein Hund. Fritz, der in vielen Indianergeschichten von großer Treue gelesen hatte, wurde weich und bekam eine gewisse Zuneigung zu Butze. Er redete freundlich zu ihm. Der Bursche riß die Augen weit auf und horchte, als traue er seinen Ohren nicht. Fritz sagte, er werde ihn, wenn er nach Hause komme, fürstlich belohnen. Butze meinte, wenn man so weiter liefe, werde man erst am Abend zu Hause sein. Fritz klagte, daß er so müde sei und nicht gut laufen könne. Er möchte sich erst ein Weilchen hinsetzen. Da sah Butze, daß von Fritz nicht mehr viel zu befürchten war. Er guckte den feinen, zartgebauten Knaben schief von unten an und dann sagte er plötzlich: „Loof mr 'n Buckel runner!"

Und in großen Sätzen sprang er davon. Fritz rannte, von der Angst gejagt, heulend hinterd'rein

und rief: „Mein guter Butze, mein guter Butze, so warte doch, so warte doch nur ein ganz klein Bischen.“

Aber der „gute Butze“ wartete nicht und war bald verschwunden. In sinnloser Furcht stürzte Fritz auf der Straße vorwärts. Der Schweiß rann ihm aus allen Poren. Die hohen Roggenfelder, die Alleebäume, Alles schien ihm wie verzaubert, voller Gespenster und Gefahren. Zum Glück stand er nach einiger Zeit plötzlich vor dem Garten des Herrenhauses. Als er diesen wiedererkannt hatte, war ihm, als sei er zum Leben zurückgekehrt. Noch zitterte die Angst in ihm nach. Aber nun war Alles überstanden. Nein, nein, das war doch nichts, so auf eigene Faust in der freien Welt umherzulaufen. Mochte ihn immerhin jetzt eine derbe Tracht Schläge erwarten. Das mußte man nun ertragen. Wie glücklich lebte man dafür doch zu Hause! Die arme, liebe Gouvernante, der er hatte entfliehen wollen! Aber er würde ihr von nun an immer gehorsam sein, immer, für's ganze Leben!

Und so kehrte er mit großer Beruhigung zurück unter den Schutz der guten Gouvernante . . . .

Losung.

Einst stand ich zu Euch mit fieberndem Herzen
Und kämpfte in Euern ersten Reih'n,
Dann lernt' ich Euch kennen mit bitter'n Schmerzen,
Da wurde mir Alles so winzig klein —
Jetzt steh' ich allein!

Mög't Ihr um Eure Losung hadern,
Was frag' ich nach Farbenprunk und Schein;
Heiß fließt das Blut in meinen Adern —
Und kann's nicht in Euren Reihen auch sein . . .
So kämpf' ich allein.

Deutsch-Gießhübel (M.) Josef Stibitz.

Persönliche und politische Moral.

Von Professor Scipio Sighele.

I.

Vor Jahren gab ein italienischer Deputirter, den man nach seiner Meinung über die Ehescheidung fragte, folgende Antwort: „Als Mensch bin ich für die Ehescheidung; als Deputirter nicht.“

Die Antwort erregte Heiterkeit, und sie war auch wirklich ziemlich lustig, da der Deputirte den Fragenden mit seinem Ja und Nein im Ungewissen ließ.

Diese scheinbar wenig ernste Anekdote hat im Gegentheil eine tiefe Bedeutung. Sie illustrirt einen der auffallendsten und dabei doch notwendigsten Widersprüche des sozialen Lebens.

Abgesehen von den Naiven und Heuchlern, behauptet niemand, daß das Moralgesetz einheitlich sein soll, oder richtiger gesagt, sein kann. Es gibt und muß thatsächlich mehrere Moralgesetze geben, und der Mensch gehorcht dem einen oder dem andern, je nachdem er als Privatmensch oder vereinzeltes Individuum, als Deputirter, als Mitglied einer Klasse einer Nation, einer politischen oder wissenschaftlichen Partei handelt oder spricht.

Ein jeder kennt gewiß bedeutende Männer, die vor dem Geständnis nicht erröthen würden: „Als Mensch bin ich Atheist oder doch wenigstens Positivist, doch als Gemeinderath finde ich es richtig, daß in den Schulen die katholische Religion gelehrt wird.“

Oder: „Als Bürger glaube ich, daß man der öffentlichen Meinung jede Freiheit und jede Unabhängigkeit lassen muß, doch als Minister des Innern würde ich es unverzeihlich ungeschickt finden, den regierungsfreundlichen Zeitungen keine Zuschüsse zu zahlen.“

Oder: „Als Privatmann verachte ich den und den auf's Tiefste, doch als Politiker werde ich ihn vertheidigen und meine Stimme für ihn abgeben, weil er zu meiner Partei gehört.

Hat nicht Goethe selbst ungefähr Folgendes gesagt: „Als Dichter bin ich Polytheist; als Naturforscher bin ich Pantheist; als moralisches Wesen bin ich Deist; und ich bedarf aller dieser Formen, um mein Gefühl auszudrücken."

Vielleicht kopirt jeder Mensch unbewußt und nicht allein auf dem religiösen Gebiet, sondern auch auf allen andern, den deutschen Dichter und Gelehrten, indem er zur Erklärung aller seiner Eigenschaften mehrerer Formen oder mehrerer Moralgesetze bedarf.

„Uebrigens ist, wenn man näher zusieht, unsere ganze Welt ein Widerspruch. Man kann sich, schreibt Herbert Spencer in seiner „Moral der verschiedenen Völker", den Widerspruch, der in ganz Europa zwischen den Gesetzbüchern besteht, die das Betragen regeln und sich abwechselnd den Bedürfnissen der Freundschaft im Innern und der Freundschaft nach Außen anpassen, mit der bedeutungsvollen Thatsache erklären, daß neben mehreren hunderten von Priestern, die die Mission haben, die Verzeihung der Sünden zu predigen, Armeen von Soldaten stehen, die tausendmal zahlreicher sind, als alle diejenigen, deren Erinnerung uns die Geschichte überliefert hat."

Und die Autonomie besteht nicht allein zwischen den Armeen der Priester und den Armeen der Soldaten, sondern auch zwischen den Doktrinen selbst, die die Priester predigen. In England konnte sich eins der größten Kirchenlichter, der Dr. Moorhouse, ohne weltlichen oder geistlichen Vorwurf fürchten zu müssen, zum Anwalt eines physischen und moralischen Erziehungssystems machen, das die Engländer zum Kriege vorbereiten soll; er konnte den Wunsch aussprechen, „sie dem Fuchse gleich zu machen, der, von den Hunden gehetzt, beißend stirbt", und er durfte erklären, „das wären moralische Eigenschaften, die man unter dem Volke ermuthigen und entwickeln müsse," und „seiner Ansicht nach könnte nur die Gnade Gottes, die auf die Herzen wirkt, dieses Resultat herbeiführen."

Dabei steht das Volksgefühl auf dieser Insel, die mit christlichen Kirchen und Kapellen förmlich besäet ist und die heute zärtlich und milde wie Jesus sein sollte, in vollkommener Harmonie mit den Ermahnungen des kriegerischen Bischofs von Manchester. Das Publikum liest mit leidenschaftlichem Interesse die Beschreibungen der „Football"-Partien, die durchschnittlich einmal in der Woche einen tödtlich verlaufenden Unfall im Gefolge haben und reißt sich um die Zeitungen, in denen ein brutaler Boxerkampf besprochen wird, während es den wenigen Zeilen, die dieselben Zeitungen den Arbeiten eines Friedenskongresses widmet, nicht die geringste Beachtung schenkt.

Ueberall zeigt sich dieselbe Erscheinnng unter vielleicht verschiedenen Formen, aber mit identischer Bedeutung. Wir Italiener sahen vor einigen Jahren, wie ein ebenso religiöser wie gutherziger Priester, der Pater Michel da Carbonara, der im ausdrücklichen Auftrage des Papstes nach Italien entsendet wurde, Gott für den unsern Waffen zugefallenen Sieg und für den Tod zahlreicher unter dem Schwert oder den Kugeln der italienischen Soldaten gefallener Eingeborener Dank sagte.

Angesichts solcher Thatsachen wird man wohl fragen: „Aber predigt Ihr denn die Religion der Liebe oder die Religion des Hasses?"

„Die eine wie die andere," wird man antworten können; die Religion dient nur für die inneren Beziehungen zwischen den Individuen einer Nation; den Fremden gegenüber muß man die Religion des Hasses in den Vordergrund treten lassen.

Das ist die Moral der Wilden, die den Mord des Mitgliedes eines fremden Stammes oder den zu dessen Nachtheil begangenen Diebstahl lobt, während man dieselben Handlungen bestraft, wenn der Ermordete oder Bestohlene ein Mitglied des Stammes ist, dem der Schuldige angehört. Es ist das Vorurtheil des Patriotismus, würde Spencer sagen, das den moralischen Gefühlen Grenzen setzt und den Charakter ein und derselben Handlung verändert, je nachdem dieselbe diesseits oder jenseits einer gegebenen Grenze ausgeführt wird.

Wahrscheinlich darf man die Ursache dieser Widersprüche weder dem Wiederaufblühen der Wildenmoral, noch dem Vorurtheil des Patriotismus zuschreiben; der Ursprung liegt viel weiter und tiefer und ist weit intimerer Natur.

Es geht mit den Moral-Ideen wie mit einem Stein, den man in einen See wirft; die einfache Erschütterung zwischen Wasser und Stein erzeugt Kreise, die immer größer werden und sich von der Stelle an wo der Stein hineingefallen ist, bis zum Rande erweitern. In gleicher Weise vergrößert und erweitert sich dieselbe Moral-Idee so weit, daß man sie nicht mehr zu erkennen vermag, wenn sie nicht allein in dem beschränkten Kreise von Individuum zu Individuum, sondern in weiteren Sphären von Individuen zur Familie, zur Kaste, zur Nation zur Anwendung gelangt.

Es gab eben die starre, absolute, unbeugsame individuelle Moral, und es gibt die zahlreichen sozialen Moralgesetze, die um so schmiegsamer und geschmeidiger sind, je ausgebreiteter die Gesellschaft ist, bei der sie zur Anwendung gelangen.

Also zum Beispiel:

Die individuelle Moral sagt: „Du sollst nicht stehlen!" — Die Vorschrift ist kategorisch, ohne Vorbehalt einer Ausnahme.

Doch nun kommt die Familienmoral, die den Kodex sanktionirt. Diese verurtheilt den Sohn nicht, der seinen Vater bestiehlt. Dieser Diebstahl ist wohl eine Sünde, aber vor dem Gesetze ist er kein Vergehen.

Dann kommt die politische Moral, die da erklärt, die Eroberung des fremden Landes (diese Eroberung ist nichts anderes als ein Kollektivdiebstahl mit bewaffneter Hand) sei ein Ruhmestitel, und für den, der sie begeht, durchaus keine tadelnswerthe Handlung.

Der kleine Kreis ist so groß geworden, daß ihn niemand mehr erkennt.

Ebenso steht es mit dem Mord. — Die individuelle Moral ruft uns zu:

„Du sollst nicht töten!" — Und die politische Moral erhebt den im Kriege begangenen Mord zu einer Handlung des Muthes und macht manchmal aus einem fanatischen Mörder einen Helden, wie Brutus und Charlotte Corday.

Genau so steht es mit der Lüge. — Im Privatleben wird der Lügner verabscheut. Im politischen Leben gehört die Zweideutigkeit, die Doppelzüngigkeit, kurz alles, was die Wahrheit beeinträchtigt, zur „Diplomatie." Eine schmerzliche Nothwendigkeit, die folgende ziemlich geistreiche Entschuldigung zu zeugen vermochte:

Wenn die Malerei so hochgeschätzt wird, weil sie den Blick durch ihre Schatten, ihre falschen Lichter täuscht, wer kann es da seltsam finden, daß die Politik, d. h. die Meisterin aller Künste zu einem viel edleren und weit universelleren Zwecke Sophismen zuläßt? *)

Die deutliche Schlußfolgerung aus diesen Thatsachen ist die, daß die politische Moral stets weniger entwickelt ist, als die individuelle Moral und daß die Politik infolgedessen das Individuum demoralisirt.

Ein früherer Gesandter gab Maxime du Camp folgende Erklärung der Kunst, der er sein Leben gewidmet hatte: „Erpressung, Schacherei, und oft Spitzbüberei und Raubwesen."

Die Erklärung ist vielleicht etwas übertrieben, aber es steht fest, daß ein Mann aus politischen Gründen Handlungen begehen kann, die er aus persönlichen Gründen nicht begehen würde. So hat man z. B. in Italien wie in Frankreich anläßlich der Banca Romana wie der Panamaskandale Minister gesehen, die — unbescholtene Leute — für sich keinen Pfennig genommen hätten**) und doch nicht gezögert haben, sich unter Drohungen von einer Privatgesellschaft Geld geben zu lassen, um den Kredit des Landes zu erhöhen**) oder um einen General zu bekämpfen, der sich als Kandidat für ein etwaiges Kaiserreich aufspielte.

Die Erscheinung der anarchistischen Bombenwerfer ist zum großen Theile analog. Man wird von einigen behaupten, es wären geborene Verbrecher wie Ravachol, der sich keine Gewissensbisse machte, einen Greis zu morden, um ihn zu berauben. Das ist richtig, und ebenso richtig ist es, daß einzelne Politiker an sich betrachtet, Spitzbuben sind. Doch

*) Priezac, Rede über die Politik des Aristoteles.
**) (?!) Die Schriftleitung.

ebenso richtig ist Folgendes: Genau wie es persönlich ehrliche und politisch unehrliche Minister gibt, genau so gibt es Anarchisten, die an sich betrachtet, durchaus einwandfreie Menschen sind, die unfähig wären, einem auch nur ein Haar zu krümmen. So z. B. der Anarchist Pallas, der vor einigen Jahren eine Bombe gegen den General Campos schleuderte; derselbe war durchaus keine blutdürstige und wilde Bestie, sondern vielmehr ein guter Familienvater von sehr sanftmüthigem Charakter.

Das Publikum, das meist in großen Zügen urtheilt, glaubt weder an die private Ehrlichkeit der Bombenwerfer, noch an die der politisch korrumpirten Minister; d. h. es glaubt nicht an das Vorhandensein des Dualismus zwischen persönlicher und politischer Moral. Und doch — welcher Abgrund klafft zwischen dem zu einem persönlichen, eigennützigen Zweck begangenen Verbrechen und dem für andere, für eine Partei, für ein Ideal begangenen? Der egoistische Akt ersten Ranges, der das Verbrechen ist, wird in dem zweiten Fall zu einer altruistischen Handlung.

Wir selbst thun in dem ehrenhaften und normalen alltäglichen Leben gewisse Dinge lieber für andere, als für uns. Man zögert z. B. weniger, um ein Darlehen zu bitten oder eine Kollekte zu veranstalten (was nichts weiter als eine verkappte Bettelei ist), wenn es sich um einen andern handelt, denn in diesem Falle wird die Scham oder die Schüchternheit durch den Gedanken verringert, man thut das, was man thut, für einen anderen ganz abgesehen von dem Vergnügen, sich für einen andern zu opfern und für einen großherzigen Menschen zu gelten. So erscheint uns die Lüge, wenn es sich darum handelt, einen Verwandten, einen Freund, eine Frau zu retten, wenn sie auch mit Recht angeklagt werden, nicht nur nicht schlecht, sondern sogar geboten.

Man übertreibe dieses natürliche und unleugbare Gefühl pathologisch und treibe es ins Extrem, und man hat — wenn auch nicht die Rechtfertigung — so doch wenigstens die Erklärung für gewisse politische Gewaltthaten, wie die der Anarchisten, und für Betrügereien, wie die gewisser Minister. Diesen politischen Verbrechen gilt der Ausspruch Mirabeaus: „Die kleine Moral tötet die große als Evangelium; sie halten die große Moral, die das Verbrechen rechtfertigt, wenn es zu einem altruistischen Zweck begangen wird, für erhabener und wahrer, während die kleine die Ausführung dieser Verbrechen nicht gestatten würde."

Haben wir Recht oder Unrecht?

Die Antwort ist nicht leicht und kann nicht in absoluten und bestimmten Ausdrücken gegeben werden. Gewiß gibt es ein Gebiet, auf welchem man den Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" anwenden darf und es ist das Gebiet der Politik. Dieser Machiavelli*) zugeschriebene Grundsatz ist so alt wie die Welt. Wir finden ihn bereits in den „Phönizierinnen" des Euripides ausgesprochen, wo Eteokles die Worte spricht:

„Laß't Ungerechtigkeit hegeh'n uns frank und frei,
Wenn wir uns dadurch Macht erringen könnten;
Jedoch in ander'm Fall seid treu und ehrenhaft."

So schroff ausgesprochen ist diese Theorie etwas zu sehr dem Jesuitismus analog; man muß eine Einschränkung vornehmen und sagen: „Der Zweck heiligt die zum Ziele notwendigen Mittel." Das Ziel des Vaterlandes kann zum Beispiel das Verbrechen rechtfertigen, doch nur wenn es ein notwendiges Mittel ist. Die Notwendigkeit ist in diesen Fällen der Hemmschuh für den Mißbrauch und die Wahrung der Moral. Wenn ein Staatsmann ein Verbrechen begeht, um ein Ziel zu erreichen, das er auf andere Weise erreichen könnte, so ist dieser Mann, obwohl er politisch gehandelt hat, ein Verbrecher.

Doch nach diesem Kriterium handelt man nicht immer. Die Hauptsache ist, namentlich in der Politik, der Erfolg. Der Erfolg entschuldigt Alles, selbst das Unnöthige; Napoleon war dafür der leuchtendste Beweis. Man kann sagen, wir haben in der Politik

*) Nicht „Loyola"? (Anfrage des Uebersetzers.)

dieselbe Moral, wie die Tekken*), die vor den kleinen und vor den erfolglosen Spitzbübereien einen Abscheu haben, während sie dagegen die Diebstähle mit bewaffneter Hand und die mit Kühnheit und Geschicklichkeit begangenen Morde preisen und bewundern.

Oftmals nennt man Verbrechen nothwendig, die es nicht sind, z. B. die Verbrechen der Bestechung. Macaulay hat über das Verhalten Robert Walpoles, der die parlamentarischen Gewissen erkaufte und sich rühmte, ihren genauen Tarif zu kennen, folgendes Urtheil gefällt: „Zur Zeit, da er lebte, war es unmöglich, anders zu regieren . . . . Sein Verbrechen bestand einzig und allein darin, daß er sein Geld geschickter als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger gebrauchte."

Und Lord Russell erklärte noch ausführlicher: „Die parlamentarische Bestechung ist eine politische Nothwendigkeit."

Die modernen Bestecher und Bestochenen mögen sich also trösten; sie haben große Advokaten, was übrigens das Privilegium der großen Verbrecher ist.

Und was läßt sich aus alledem folgern? Nur das eine: Die politische Moral muß, wie man sie heute handhabt, von der Auffassung des Volkes über Ehrenhaftigkeit, von der alltäglichen Ehrenhaftigkeit getrennt betrachtet werden.

Diese traurige Feststellung sollte alle die trösten, die nicht nöthig haben, die politische Moral zur Anwendung zu bringen.

Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Sinngedichte.

In der Gesellschaft.

„Warum so stumm? Mich dünkt, es fiel' Dir leicht
Ein int'ressantes Thema anzustimmen?"
Nein, Freund, in einem Wasser, das zu seicht,
Kann man nicht schwimmen.

Antwort.

„Wann wird ein neues Werk Deiner Feder uns
wieder erfreu'n?"
Wann Du die alten erst wirst haben gelesen,
o Freund!

Unkraut.

Ob Ihr uns gelten auch laßt, uns Schönheitsbeflissene, die Ihr
Praktischen Sinn's in der Welt einzig den Nutzen bedenkt —
Schließlich sind wir auch doch nicht mehr, als Blumen im Kornfeld,
Unkraut, lästiges nur sind wir, verderbliches Euch.

Ein Sprichwort.

„Geduld bringt Rosen" — wie es heißt —
Nur leider sind sie welk schon meist!

Klagenfurt.

Ernst Rauscher.

*) O'Donovan, The New oasis.

Kunst und Handwerk.

Der Musen Kuß ist eine Priesterweihe,
Der wahre Künstler der alleinig freie,
Dem ob er malt, ob dichtet oder singt,
Auch in der Wintersnacht der Lenz gelingt.
Carl Rick.

Wenn man unser heutiges, „modernes" Geistesleben näher verfolgt und die massenhafte Produktion auf dem litterarischen Markte in's Auge faßt, dann möchte man im ersten Augenblick meinen, die Zahl der Talente sei in einem hohen Perzentsatz gestiegen und das alte, längst entschwundene Oesterreich wäre puncto Poeterei unvergleichlich schwächer gewesen. Besucht man aber das Theater, läßt man sich brühwarm vom Buchhändler alle Neuigkeiten bringen, dann wird dem normal entwickelten Menschenkinde angst und bange und es ergreift uns ein ganz erbärmlicher Katzenjammer.

Denn das, was unsere Schaubühne heute bietet, ist zum größten Theil frivoles Getändel, blanker, nackter Unsinn, oder endlich plumpe Nachahmung fremdländischer Banalität. Hat uns sonst ein Bühnenwerk angeregt, in unseren tiefsten Tiefen erschüttert, sei es nun durch den Gang der Handlung, durch die künstlerische Zeichnung der Charaktere, sei es durch die edle Sprache, so sind wir heute daran gewöhnt, banale Worte zu hören, bedenkliche Situationen zu sehen und sittlich kranken Menschen zu begegnen; von einer Handlung im Sinne vernünftiger Dramatik läßt sich überhaupt nicht reden.

Ist so ein Ding (Dank der allmächtigen Clique) bis zur Aufführung gediehen, dann ertönen eindringlich die Jerichoposaunen der Presse und verkünden dem P. T. Publikum, was für ein urgewaltiger Kerl wieder einmal erstanden ist.

Während ehemals in beinahe frommer Andacht den Dichterwerken gelauscht wurde und ein echter, wahrer Jubel am Schlusse erklungen, und man tief bewegt am Heimwege des herrlichen Kunstwerkes gedacht, ist man heute aufrichtig froh, wenn der Vorhang endlich fällt und bedauert nur, daß er überhaupt aufgezogen wurde.

Und genau wie auf den Brettern, sieht es mit der geistigen Produktion auf dem Büchermarkte aus. Jahraus, jahrein wird die „schöne Litteratur" — auch dieser Name gehört der Vergangenheit an — prostitutionsmäßig überschwemmt, das Papier ist eben geduldig, die Druckerschwärze gefällig und die Herren Verleger kreuzfroh, wenn ein Menschenkind auf eigene Kosten berühmt, das heißt gedruckt werden will! So werden die Bücher in Massen in die Welt gesetzt, ein befreundeter Journalist besorgt — natürlich nicht „um Gotteswillen" — den entsprechenden „lobenden Zeitungsausschnitt." Verwandte, Freunde, Kollegen sind die Abnehmer.*) Würde man sich nur den Magen verderben, na prost Mahlzeit, aber nein, auch das sonst sorgsam gehütete Gehirn erleidet Schaden und mitunter, was empfindlicher ist, die Moral! Angesichts dieser traurigen Wahrheit taucht unwillkürlich die Frage auf, ob denn heute unser eigentliches, wirkliches Kunstleben tot und begraben sei?

Darauf kann man denn mit Entschiedenheit antworten: Nein! Denn es gibt noch immer und immer ehrliche, wacker schaffende Geister und wenn sie auch nur schwächere Epigonen unserer großen Vorfahren wären, so gebührt ihnen doch voller Dank, freudige Anerkennung, denn sie sind die Hüter und Bewahrer der echten deutschen Kunst! Und wenn sie auch scheu und verlegen, unbekannt und ungenannt, von schweren Alltagssorgen hart umdrängt, sozusagen nur im Vorübergehen auf dem Altar der Schönheit opfern, in ihnen allein glimmt der göttliche Funke, der früher oder später zur Flamme einer litterarischen Großthat emporschlägt.

Nicht im Salon, wo die Schablone herrscht und Schablonenmenschen Redensarten tauschen, wo die Ganzwelt der Halbwelt nachäfft, nicht in Kaffees, wo Mannweiber und Weibmänner Darwins Deszendenztheorie auf dem eigenen Antlitz zur Schau tragen, wird der wahrhafte Gedankenapostel seine Weihestimmung finden, nein! — in der stillen Stube, beim Scheine der Lampe, nur dort sind seit jeher die Gedanken geboren worden, welche

*) Oft ohne das Buch zu bezahlen! (Die Schriftleitung.)

die Menschheit befreien. Fast alle Dichter von Bedeutung bezeugen es. Damals entstand Dichterwerke von bleibendem Kunstwert. Der Weg zum Lorbeer war ein schwerer mühevoller. Die Theaterdirektoren und Verleger mit geringer Ausnahme, litterarisch gebildet Menschen, nicht Profitjäger und das Publikum — wenn auch naiver — so doch gewi im Ganzen und Großen weit anspruchsvoller. Die Dichter von damals schüttelte ihre Gedanken auch nicht aus den Aermeln, langsam, allmählich reiften poetische Arbeiten aber sie trugen den Stempel der Kunstbegeisterung, des Kunstverständnisses, des Kunst vermögens an sich.

Was wir heute — die Ausnahmen sind dünn gesäet — sehen oder lesen — ist kein Beweis für künstlerisches Schaffen, das ist handwerksmäßiges Klügeln und Deuteln, man sucht auf die Menge zu wirken, also Effekt, Sensation zu erzielen. Die Gier nach Geld und Gut, der unselige Quell' aller Verflachung und Versumpfung das ist der Krebsschaden des modernen Schaffens.

Ein Umstand, warum uns heute so selten beachtenswerthe Talente begegnen, ist, daß unserer heutigen, um jeden Preis schriftstellernden Jugend in den allermeisten Fälle die gründliche Bildung mangelt. Wer ein Kunstwerk schaffen will, der muß, das Genie vielleicht ausgenommen, viel und sehr viel gelernt haben. Wir wissen zur Genüge, wie unsere schriftstellernden Vorfahren emsig studirt und an ihrer Vervollkommnung stetig gearbeitet haben. Heute ist dies ganz anders. Wissen ist ein beschwerlich Ding, wenn man es erlernen will; man beginnt also gar nicht damit, sondern fällt mit Eklat längstens in der Quinta durch, wird dann ein frühreifes, superkluges, vorwitziges Bürschlein, schließ sich einer sogenannten modernen litterarischen Gemeinde an, zuckt spöttisch die schmächtigen Achseln über Alles und Alle und sucht durch Naseweisheit, Geistreichelei und maßloses Vordrängen, vorwärts zu kommen, was auch prächtig gelingt. Die Klique nennt dies genial — wir aber ehrliche Leute können es nicht verwinden, daß die Dichtkunst immer ärmer wird und das rohe Handwerk in der Kunst seinen goldenen Boden hat.

Aber nur Geduld, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo die Klown-Künste versagen werden und die alte Kunst wieder aufleben wird zu Nutz nnd Fromm des deutschen Volkes.

Wien. Wolfgang Rick.

Unfruchtbar.

Stolz und leuchtend kommt der Tag,
Dir doch leiht er nicht die Stärke,
Daß der Stunden schneller Schlag
Einen Traum Dir reif' zum Werke.

Ueber Deinem Thun und Sein
Liegt's wie dumpfe, müde Leere;
Was er schenkt, ist stille Pein,
Doch nicht eine volle Aehre.

Wien. Karl Maria Heidt.

Zur christischen Jahrhundertswende.

(Hartung 2014.)

Rechnend nach dem Stundenschlage,
Tragt ihr um Versunk'nes Klage,
Meßt die Zeit nach Zahl und Art.
Gottnatur kann nichts vermindern,
Heiligen, Weisen, Dichtern, Kindern
Innsbruck. Bleibt sie ewig Gegenwart. Arthur v. Wallpach.

„Jugend."

(Aufgeführt im „Deutschen Volkstheater" am 23. Januar 1901.)

„Sag' mir das Wort, das so oft ich gehört,
Sing' mir das Lied, das dereinst mich bethört . . . ."

Ein kennzeichnenderes Motto hätte Max Halbe für sein Drama wohl nicht so leicht wählen können. Die Strophe des schwermüthigen, von seligen Glücks-Erinnerungen durchzitterten, in seiner rührend-schlichten, wundersam-melodischen Form den Hörer gleichsam narkotisirenden irischen Volksliedes „Long long ago" schlägt den Grundton an, der dieses Meisterwerk dramatischer Stimmungsmalerei durchklingt, jetzt leise, äolsharfenartig, unmerklich mitsummend, wie eine von den Schallwellen in Schwingungen versetzte Nachbarsaite, jetzt wieder voll, kräftig-tönend als selbstständiger Akkord. Sogar in seiner ganzen Anlage besitzt das Drama eine große Aehnlichkeit mit dem Volksgesange; der einzige Unterschied ist, daß in letzterem die resignirende Herbststimmung vorwaltet, das Sichversenken in längst genossene glückliche Tage, während hier, im Drama, das weiche, warme, alle Lebensgeister weckende Lenzgefühl, die Sehnsucht, sich auszuleben, das Ahnen bevorstehender Seligkeiten den Hintergrund bildet. Einerseits: die herbstlich-bunte Landschaft im verklärenden Golde der sinkenden Septembersonne, andererseits: ein von jungen Keimsprossen bedecktes Stück Land im schmeichelnden Glaste des aufgehenden Märzgestirns. Dort wird das „bethörende Lied" als Liebe verdolmetscht, hier (in allererster Linie) als Jugend; dort Dekadenz (allerdings nicht im landläufigen, modernen Wortsinn), hier Aszendenz der Gefühle.

Lenz, Jugend — das sind die Hauptelemente der Halbe'schen Dichtung, dieser Apotheose des jungen Menschenthums, aber nicht jener stürmische Lenz, dessen Athem die Knospen sprengt und die jungen Blätter erschauern macht, sondern jener milde, segenspendende Frühling, der Himmelsschlüssel und Primeln im Arme hält und uns mit sonnigem Kindeslachen in die Augen blickt.

Menschen wie dieser Frühling sind es, die hier die Hauptrollen spielen. Halbentknospte Seelen, nach allen Seiten hin unfertig, über sich selbst unklar, nur der augenblicklichen Regung des Instinktes folgend, große, hoffnungsselige Kinder, vor denen das Leben wie ein neckisches Märchen voll Sonne und Glück gebreitet liegt . . . .

Annchen, der Mittelpunkt des Ganzen, spricht, wie sie denkt, ohne irgend welche Rücksicht auf den verblödenden Kodex des sogenannten Anstandes. „Maruschka (das Dienstmädchen) hat schon selber Alles (zum Frühstück) besorgt", sagt sie zu ihrem Vetter. „Die hast Du schon ganz verliebt gemacht. Ach wir Armen!" Wenn Amandus (ihr Stiefbruder) sagt, er schlägt „nach Mütterchen", so ärgert sie sich deshalb mehr, als wenn ihr Jemand Unfreundliches sagen würde. In ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüssen möchte sie „tanzen", lediglich weil es just „Frühling" ist, jetzt tieftraurig, ohne recht zu wissen: warum, wird sie im allernächsten Moment ausgelassenlustig; ihr Temperament bringt es so mit sich. Aber sie kennt ihre Wetterwendischheit: „heute wollen wir vergnügt sein und tanzen — morgen trauern wir ja doch in Sack und Asche." Personen, die so fühlen, besitzen einen natürlichen Hang zur Apathie. Das bringt der Dichter in feiner Weise zum Ausdruck. Annchen jammert nicht nach dem „Falle". Bloß um den Onkel ist es ihr zu thun: „laß' sie mich totschlagen, Hanschen! Laß' sie mich totschlagen! Mir ist Alles egal!" Nicht minder charakteristisch ist ihre Meditation: „wie das gekommen ist. Wir sind so", sagt sie, „wenn wir einem Menschen gut sind, kann er uns um den Finger wickeln. Wie ich Dich vorgestern zuerst gesehen hab', hab' ich gleich Alles gewußt. Und nachher, dann kommt das auch so." Sie weiß auch, was sie machen wird, wenn sie gezwungen werden sollte, in's Kloster zu gehen, „dann nehm' ich das Teschin, nnd geh' in den Garten unter den Birnbaum nnd schieß mich tot."

Ganz den nämlichen Charakter weist der junge Student Hans Hartwig auf, nur in's Jung-Männliche übersetzt. Er ist burschikos, aufrichtig, wettert, was Zeugs hält

über „blödsinnige Vorurtheile", ohne den „Blödsinn" derselben auch nur einigermaßen in's Licht zu rücken. Sehen und lieben ist bei ihm Eins, auch er hängt ab von äußeren Einflüßen, auch er ist verzagt und im Augenblick darauf tollmuthig, er haßt den Zwang und sehnt sich nach ungebundener Freiheit; eben dem Gymnasium entschlüpft, glaubt er Erfahrung und Menschenkenntnis in Hülle und Fülle zu besitzen, weil er „innerlich erlebt" hat, aber man sieht es seinem ganzen Gehaben an, daß er in der That noch keinem Menschen begegnet ist. Der Kaplan hat vollkommen Recht, wenn er in Hinsicht auf Hansens „Erlebnisse" sagt: „Das Meiste beruht nur in der Phantasie der jungen Herren" und der Pfarrer Hoppe nennt ihn geradezu „Romantiker." Der Wechsel seiner Stimmungen vollzieht sich noch weit rascher, als bei Annchen, was seinen Grund zumeist in der männlichen Elastizität hat. In der Kontroverse mit dem Kaplan beruft er sich darauf, daß er „so ungeheuer viel Hoffnung" habe. Er könne deshalb „ja gar nicht untergehen", und kurz darauf fühlt er sich „so un—glück—lich!" und nach der Verführung Annchens sagt er geradezu: „Der Kaplan hat ganz Recht. Mit mir wird nichts! Ich geh unter!" Noch einen feinen, fast unmerklichen, aber desto brillanteren Zug: Vom Pfarrer zur Verantwortung gezogen, entschuldigt er sich naiv: „wenn man Jemand liebt, so denkt man nicht so an Alles", worauf der Pfarrer schlagend zurückgibt: „Nein! wenn man Jemand liebt, so denkt man erst recht an Alles!" — Sie passen vollkommen zusammen, die Beiden: das erotische Fluidum des Frühlings braucht nur etwas stärker auf ihre Nerven zu wirken und sie werden ein Paar — ohne Skrupel, ohne Rücksicht auf die Umgebung. Stimmnngsgeschöpfe, Naturkinder, Frühlingsmenschen . . . .

Ihnen zur Seite steht Annchens Stiefbruder Amandus. Auch er ist ein Naturkind, aber auf der niedersten Stufe der Kreatürlichkeit. Er kann sich zuhöchst nach unten in absteigender Linie entwickeln. Ein Kretin, ein Thier-Mensch, der nicht lebt, sondern vegetirt, nicht denkt, sondern handelt. Tückisch, verschlagen, sinnlich (vgl. die Andeutungen Annchens im Anfange des 2. Aktes) ist er im Stande, einen Menschen mit den Zähnen anzufallen, um sich zu rächen, weil ihn ein anderer gereizt hat, sei es auch nur wegen Verweigerung einer Speise. „Hab' ich gewollt essen! Hungern so! Hat gestanden Braten so schöne Braten! Ach! Hab' ich gesagt Annuschka. Hat mich nichts gegeben! Immer gesessen bei Fremde (Hans): Mein Hanschen! Mein Hanschen! Schöne Braten und Wein und Alles bloß für Fremde. Amandus hungern so! — Wird sich beißen, kratzen, hauen, würgen", und als ihm die Schwerster die gemauste Schüssel voll Waffeln wegnimmt, „wird sich rächen! Gibt mich keine Kuchen. Alles erzählen", und erzählt dem Kaplan vom nächtlichen Rendezvous der beiden Liebesleute. Ein Instinktmensch . . . .

Ein Widerspiel zu den beiden haltlosen Frühlingsmenschen Annchen und Hans, deren Charakter sich noch tief im embryonalen Stadium befindet, sowie zu dem halben Thier Amandus, der von vornherein keiner Entwicklung fähig ist, bildet der Onkel die Drei, der Pfarrer Hoppe. Ein abgeschlossener, klarer, willensbewußter Vollmensch. Er hat nicht nur gelebt, sondern auch durchlebt. Die junge Priestergeneration, die aus Folianten Menschenkenntnis schöpfen will, ist ihm geradezu ein Gräuel, sie verstehen ihm das Leben wenig, sie haben zuviel im Kopf, die „jungen Leutchen auf dem Priesterseminar jetzt", er war mit seinen Studiengenossen doch „gut beschlagen" in den geistlichen Wissenschaften und könnte es jetzt noch mit manch' Einem „aufnehmen im Disputiren", aber so viel Faxen machten die damaligen Kapläne nicht, wie z. B. der seine (Schigorski) „Gearbeitet hab' ich wirklich wie ein Pferd, aber nicht hinter Büchern. Da hätte mir mein Pfarrer schön angesehen. Die praktische Arbeit in der Parochie! Da bekommt man einen Einblick in's Leben." Auf der Etappe zum Greisenalter haltend, besitzt er Elastizität und Frische genug, um seine Verwandten (Annchen und Hans) zu verstehen, denn auch er war ehemals ein solches Stimmungsgeschöpf, auch er hat die Kämpfe durchfochten, die allen naiven Naturkindern bevorstehen. „Das Herz jung geblieben, wenn die Knochen auch alt sind." Darum ist er nachsichtig, mild und antwortet dem Kaplan auf dessen Denunziation, daß Annchen und Hans einander geküßt haben: „Küssen?" Sollen wir das auch noch in's Programm mit aufnehmen? Ich denke

wir wollen Ja sagen. Ich erinnere mich so dunkel . . . Nein! ernsthaft: warum sollten sich die beiden Leutchen nicht gut sein?" Er denkt von Niemand schlecht, er kann es nicht, da er selber ein tadelloser Charakter ist. „Die kleinen Gebrechen der Menschheit wollen entschuldigt sein. Wir sind Alle fehlbar", sagt er nochmals dem Kaplan, und „wir tragen Alle an unserer Bürde . . . Jede Sünde kann verziehen werden." Er kennt das menschliche Herz und dessen labyrinthische Wege. Sein Lebenspfad weist getäuschte Hoffnungem, zertrümmerte Ideale auf, wie der eines jeden Menschen, welcher nicht als fertige Maschine zur Welt gekommen ist, aber das hat ihn nicht verbittert, zu Boden gedrückt, vielmehr verinnerticht, geläutert, seinen Charakter gefestet, in sich abgerundet. Er kann es darum nicht begreifen, wie man „am frühen Morgen schon solch' ein Leichenbittergesicht aufsetzen kann, lieber Herr Kaplan, an einem so schönen Morgen!" Aus den Tagen seines Frühlingsmenschenthums ist ihm die warme Empfindung geblieben, er versteht deshalb nicht die Aszetik seines geistlichen Mitarbeiters, der da über die Sündenwelt lamentirt. Ihm „kommt gar nicht vor, als wenn die Welt im Allgemeinen schlechter geworden wär'. Das wird wohl so breit wie lang sein!" Eine Verkettung von Umständen („die Sache wurde ihm zu lang, schließlich heirathete sie . . .") ließ ihn die priesterliche Laufbahn einschlagen. Aus „Eigensinn" („ich glaube, ich habe mich rächen wollen"), aber allgemach ist ihm dieser Beruf Herzenssache geworden, seine Pfarrkinder lieben und ehren ihn, denn er versteht sie — er hat eben Menschenkenntnis, er ist kein Verdammer, er schlichtet Alles in Milde und Güte — ein Priester, so recht nach dem Herzen Gottes. Auch über den „Fall" seiner Nichte denkt er anders, als der in altbiblischen Blut-Theorien erwachsene, mit aszetisch-fanatischer Milch gesäugte Kaplan. Er sagt nur: „Das hast Du mir angethan? . . Hab' ich das verdient um Dich?" und als sie sich zu seinen Füßen niederwirft: „Vor Gott wirf Dich in den Staub! Nicht vor mir!" Seinem Neffen räth er, auf die Universität zu gehen, fortzustudieren (er will Annchen zu Liebe Bauer werden) und dann wiederzukommen, um Annchen als sein Eheweib heimzuführen. Mit einem Worte: ein Vollmensch, ein Höhenmensch . . .

Sein genaues Gegenstück ist der Kaplan Gregor von Schigorski. Der theologische Fanatiker, wie er leibt und lebt, er kennt nichts als die Dogmatik. „Ein Priester ohne Kenntnis unserer altehrwürdigen katholischen Litteratur ist wie ein Soldat ohne Waffe." Diese Litteratur bildet das Um und Auf seines Gedankenganges; „Das Seminar steckt ihm doch noch sehr in den Knochen", sagt einmal der Pfarrer. „Auch er hat Kämpfe durchfochten, harte Kämpfe, aber ist nicht als Sieger hervorgegangen, er ist nicht aus sich herausgegangen, sondern hat sich in das Gespinnst unfruchtbarer Spekulationen verpuppt. Er wäre „vielleicht auch nicht Theolog geworden", wenn er „nicht gemußt hätte! Aber meine armen adeligen Eltern konnten doch keinen Schuhmacher aus mir machen. Und zu einem Juristen haben die Thaler gefehlt. Ich habe mich auch gesehnt als junger Mensch nach Dem und Jenem. Aber ich habe meinen Gedanken nicht nachgegeben. Ich habe mich überwinden müssen. Ich habe gekämpft . . . aber ich habe gesiegt." Freilich war dieser Sieg ein Pyrrhussieg und bedeutete die Darangabe des menschlichen Fühlens, an dessen Stelle die Pflicht trat. Die drangvolle Studienzeit hat ihn verbittert, so daß er ganz auf den Standpunkt des biblischen Predigers gekommen ist: „sich vergnügen ist schön, aber sich bescheiden ist besser." „Der einzige Trost in den Hinfälligkeiten der Welt, das ist der „Glaube". Pflicht und Glaube und Sünde, das ist die heilige Dreifaltigkeit, der er Opfer bringt. Besonders über die Sünde äußert er die denkbar-strengsten Grundsätze. Zum Beispiel: „Die Sünde der Verstorbenen wird nicht mitbegraben", oder „der einen Sünde kann verziehen werden, der andern Sünde (d. i. Liebessünde) aber wird nicht verziehen in Ewigkeit." Echt mittelalterlich klingt die Aeußerung: „In einem jeden Menschen steckt der Teufel." Er ist Feind auch dem unschuldigsten Vergnügen, und als er sich hinreißen läßt, mit Annchen zu tanzen, liegt er die ganze Nacht vor Gott im Gebete und kasteit sich wegen dieser Sünde, die ihm genügend scheint, daß er sich des Priester-

gewandes für unwürdig erklärt. Er will Annchen in's Kloster bringen, weil er (!) „die Verantwortlichkeit trage für das Heil ihrer Seele." Hier kommt aber auch der jesuitische Instinkt zum Vorschein, der jedem solchen Charakter angeboren ist. „Aus freiem Einfluß muß das Opfer gebracht werden. Suche den Vorsatz in Dir zu erwecken." Und bei der Nachricht von der Verführung bricht er in die grausamen Worte aus: „In Sünden geboren und in Sünden wieder empfangen. O ewige Vergeltung!" Dieser Glaube an die ewige Vergeltung führt ihn logischerweise auf die Theorie des Sichopferns, der Selbstaufopferung. „Ich habe gedacht, sie (Annchen) soll sich als freiwilliges Opfer darbieten für die Schuld ihrer Mutter" (Annchen ist unehelich). Er ist der verknöcherte, in quälerischen Moralisirungen und aszetischen Dogmen ausgetrocknete Geist-Mensch, aus ebendemselben Holze, aus dem Leute wie Torrequemada, Arbuez, Conrad von Marburg e tutti quanti geschnitzt werden.

Es gibt wohl keine Dichtung, welche das Milieu des Frühlings und die Empfindungen der Jugend plastischer, künstlerischer zum Ausdrucke brächte, das ein großes Problem in so graziöser Weise, als existire hier gar kein Problem, behandeln würde. Und wie harmlos ist das Werk! Harmlos im Sinne der Schmutzforscher, die in jedem modernen Erzeugnis einem Kompost sehen, beziehungsweise sehen wollen! Nicht das entfernteste Echo von einem an die Zote auch nur anklingenden Wörtchen! Rein und lauter wie ein Wiesenbächlein zwischen Vergißmeinnichtblüthen — das Frühlingswerk eines Frühlingsmenschen.

* * *

Und dieses unschuldige, in jeglicher Faser keusche Drama mit seinem sozusagen weltabgewendeten Gefühlsleben durfte in Wien nicht über die Bretter gehen. Nicht einmal eine Aufführung in geschlossener Gesellschaft war durchzusetzen und als die „Freie Bühne" — die Erde sei ihr leicht! — es versuchte, das Verbot zu umgehen, schritt die Polizei ein, als gälte es einen Raubmörder- und Anarchistenklub auszuheben. Achtvolle Jahre dauerte es, bis die k. k. Staatshalterei zur Einsicht kam und das nicht nur in deutschen, sondern auch in zahlreichen österreichischen Städten gespielte Stück endlich freigab. Und der Grund des Verbots? Ja, wer das zu sagen wüßte! Ich glaube, daß es der Zensurgewaltige selbst nicht weiß.

Hält man sich nun vor Augen, daß dieses beinahe ein Jahrzent auf's Aengstlichste vom Publikum ferngehaltene Stück mit nur ganz geringfügigen Streichungen das Placet erhalten hat, so muß man über die seltsame Konsequenz der Zensurleute in bedenklicher Weise den Kopf schütteln. Fast ein Jahrzehnt stemmt man sich mit Füßen und Händen gegen die Aufführung und nun gibt man nach, ohne irgendwelche merkbare Ab- oder Veränderungen! Eine Zeit lang hieß es, die beiden katholischen Geistlichen seien der Stein des Anstoßes und würden demgemäß in protestantische umgestülpt werden. Da dies aber nicht stattfand und der Rothstift mit einer Mäßigung gebraucht wurde, die bei unserer Zensur einzig dasteht, so weiß man wirklich nicht, wie man daran ist. Was mag da wohl hinter den Koulissen vorgegangen sein?

Sollte am Ende der Ausfall der Wahlen . .? Wie — das sei unmöglich? O! gibt es denn etwas, das von vornherein unmöglich wäre im Lande der möglichen Unmöglichkeiten? Der in effigie gehängte Andrassy, der proskribirte Smolka u. V. a. m. sind klassische Zeugen hiefür. Selbst Schönerer oder K. H. Wolf sind vor dem Ministerportefeuille nicht sicher.

So kann denn auch der Ausfall der Wahlen auf den Entschluß der k. k. Zensur eingewirkt haben, denn (ich betone dies nochmals) an dem Stücke sind nur Kleinigkeiten gestrichen worden, wie z. B. die Anrede des Kaplans: „Pannie", dann die Aufforderung desselben, nur ja „ein polnisches Lied" zu spielen u. A. was wohl darauf zurückzuführen ist, dass man die „nationalen Gefühle" des Kolo polskie, alias: die Herrn usque ad finem schonen wollte. In jener Art solcher Schonung stehen ja die österreichischen Behörden groß und gewaltig da, vorausgesetzt, daß der Schonungsbedürftige kein Deutscher ist.

Oder hat, wie manch ein Boshafter meint, die Zensur aus Freundschaft für das „Deutsche Volkstheater" diesem durch Jahre die Reklametrommel gerührt? Angesichts der erwähnten Umstände, dass nicht ein Titelchen an dem eigentlichen Kern des Dramas geändert worden ist, gewinnt diese Ansicht an Glaubwürdigkeit. Alle Achtung vor dem Erfolge solch' einer überamerikanischen Zutreiberei. Herr von Bukovics kann sich glücklich preisen —: neben der Reklame-Redoute auch noch eine Reklame-Zensur — das heißt man doch: Embarras de richesse!

Stauf von der March.

Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofburgtheater. Es hat lange gedauert, bis Herr Schlenther auf den Gedanken kam (wenn er selbst darauf kam!), das schöne Erbe des „Nachtwächters mit den langen Fortschrittsbeinen", wie Heine den Dingelstedt nennt, nutzbringend zu verwerthen. Den nächsten Anlaß hiezu gab wohl der neue Tarif, den Hofrath Sparsam eingeführt hat. Es galt, das Publikum zu ködern und da man einsah, daß dies mit Triesch und Schönthan, ja selbst mit Hartleben auf die Dauer nicht gehen würde, so holte man aus dem Salon der Kaltgestellten Shakespeare's „König Heinrich IV." hervor, jenes Stück, in dem Baumeister und Sonnenthal ihre größten und unbestrittensten Triumphe gefeiert haben, und das infolge dessen stets ein Zugstück in des Wortes edelster Bedeutung gewesen ist. Daß man gut gerechnet hat, zeigt der Besuch. Und nun wird die Zitrone nach Herzenslust ausgepreßt, wie das schon so die österreichische Hofraths-Oekonomie mit sich bringt ... Ohne Zweifel gehört diese Vorstellung des mächtigsten der Königsdramen zu den besten Vorstellungen des Burgtheaters überhaupt. Vor Allen gebührt dem greisen Baumeister der Löwenantheil am Lorbeer. Wer seinen Falstaff gesehen hat, der hat eine unsterbliche, mustergiltige Verkörperung dieser ebenso genial-erdachten (oder aus dem Leben gegriffenen?) als genial-gezeichneten Charaktergestalt gesehen und darf sich hiezu beglückwünschen. Baumeisters Auffassung ist fraglos die eigenartigste und steht in der Geschichte der Falstoff-Darstellung vereinzelt da. Sein Sir John drängt sich niemals als Spaßmacher, als Abkömmling des Hanswurst auf, — schlicht, fast ohne Grimasse und Geste bringt er den goldklaren Humor zur Geltung, nur sein Gesicht, das breite behagliche Gesicht, in dem es spitzbübisch wetterleuchtet, verräth den lachenden Philosophen der Schenke. Man muß ihn nur sehen, wenn er seinen ritterlichen Strauß mit den „Steifleinenen', erzählt, die sich im Verlaufe seines Berichtes in unheimlicher Weise vermehren, und dann der Aufschneiderei überführt wird — wie er da ohne ein Zucken die Aufklärungen seines „Herzensjungen Heinz" anhört und die Sache so darstellt, daß nicht er der Dupirte ist, sondern Diejenigen, die ihn dupiren wollten. Man muß ihn nur sehen wenn er die Rekruten mustert oder wenn er dem Prinzen weiß macht, er habe den Heißsporn überwältigt, besonders aber, wenn er im „wilden Schweinskopf" sein Wesen treibt. Baumeister ist jedenfalls der erste Falstaff der deutschen Bühne, der auch den rigorosesten Kunstkritiker befriedigt, vorausgesetzt natürlich, daß besagter Kunstrichter Vernunft besitzt, beziehungsweise nicht aus Raukune urtheilt, wie es der Thronprätendent von Zion Theodor Herzl I. oft genug thut. Vielleicht wird Baumeister auch der letzte Fallstaff des deutschen Theaters sein, ich wenigstens wüßte Niemand, dem man die einstmalige Erbschaft ohne Bedenken übergeben könnte. Neben Baumeister gebührt Kainz als Prinz Heinrich erwähnt zu werden. Der zum Müssiggang sozusagen verurtheilte temperamentsvolle Königssohn, der sich inmitten von Küfern, Kärrnern, Sauftumpanen und Beutelschneidern austobt, dessen innere edle Natur aber oft deutlich genug hervortritt. Dieser Charakter bot Kainz vollauf Gelegenheit, den Beweis zu liefern für das vor allem ihm eigene erstaunliche Talent, sein ganzes Wesen kaleidoskopartig am Zuschauer vorüberwirbeln zu lassen. Der Höhepunkt des Stückes, die berühmte Szene am Sterbelager seines Vaters, König Heinrichs IV., ward glänzend dargestellt, ja zum Theil unübertrefflich. Vorzüglich war auch Sonnenthal, dessen Heinrich IV. fraglos zu den besten Leistungen nicht nur des Künstlers selbst, sondern

der deutschen Theaterkunst überhaupt gehört. Hier paßt die tiefe, aber müde und gebrochene schmerzdurchzitterte Sprache, in welcher jedoch ab und zu ein starker voller Ton nachklingt, der an den wildtrotzigen und energischen Aufrührer Bolingbroke in „Richard II." erinnert. Durch Verrath an seinem Blutsverwandten auf den Thron gekommen, vermag er nur mit Mühe den von allen Seiten auf ihn eindringenden Gefahren Stand zu halten. Seine 14jährige Regierung ist ein Sturm und nun am Ende seiner Tage, sieht er seinen Erben in der Gesellschaft von Leuten, die nicht nur dem lieben Herrgott den Tag stehlen, sondern auch Reisenden die Geldkatzen „lausen". So scheint sein ganzes Lebenswerk, für welches er sich mit Verbrechen beladen, in Frage gestellt und England abermals eine Beute der großen Barone. Dieser Gedanke, der den greisen König immerdar quält und seine Lebenskraft zermorscht, brachte Sonnenthal in meisterhafter Weise zum Ausdruck. Der vierte im Bunde an diesem Abend war Reimers als Percy, der „Heißsporn". Für die Darstellung jugendlicher Brauseköpfe von Natur aus veranlagt, wie kaum Einer, charakterisirte er diese Gestalt in einer so feinen maßvollen Weise, die ihm auch seine Gegner, zu welchen ich wegen seines Hanges zum Poltern gezählt habe, unfehlbar gewinnen mußte. Zumal in jenem Auftritt, wo er die Herausgabe der schottischen Edlen verweigert, die bei der Cheviot-Jagd, einem durch zahlreiche Volkslieder verherrlichtem Ereignis, in seine Gewalt gefallen waren. Die Leidenschaftlichkeit, die ihn bis zu blinder Wuth aufkochen läßt, so daß er vor Ueberfülle der Gedanken nur einzelne Worte und diese stotternd hervorzustoßen vermag, fand an Reimers einen ausgezeichneten Dolmetsch. Zu rühmen ist auch das Zusammenspiel der Verschworenen: Erzbischof York (Schreiner), Mowbray (Witte), Northumberland (Löwe) und Omen Glendower (Kraftel). Fallstaffs Kumpane: Bardolph (Gimnig) und Pistol (Zeska) boten köstliche Kleinmalerei, Thimig und Heine als ländliche Friedensrichter Schaal und Stille spielten mit einer Laune, daß man das Bild eines niederländischen Meisters zu sehen glaubte. Schließlich sei noch „Frau Bierkanne" Hurtig (Fr. Kratz) und Dörtchen Lackenreißer (Frl. Walbeck) erwähnt wie auch der Rekruten gedacht, des Falstaff'schen Pagen (die kleine Rub) nicht zu vergessen, die mit einer kindlichen Gravität, wie ein Däumling dem Fleischberg Fallstaff nachstapfte und ihren Part erledigte, daß man aus dem Lachen nicht herauskommt. — Besetzt war das Haus sozusagen bis unters Dach hinauf und Beifall gab es die schwere Menge — so wurde einen ganzen Zwischenakt hindurch applaudirt — vom Publikum und nicht der Klaque, ein Beweis, daß die „überwundenen Alten" doch nicht so leicht unzubringen sind, als manch „modernes" Kräutlein glaubt. — Das Gastspiel des Frls. Rabitow vom Münchener Hoftheater wurde mit „Faust" eingeleitet. Der äußeren Erscheinung der Künstlerin fehlt allerdings der poetische Zauber, ohne welchen man sich das Gretchen nun einmal nicht recht denken kann, indeß hilft darüber das schlichte, natürliche Spiel und das Warmblütige ihrer Sprache leicht hinweg. Vor allem gelangen ihr in überraschender Weise jene Szenen, in denen Gretchens rührende Kindlichkeit, das Anschmiegsame, Vertrauensselige und Innige zum Ausdruck kommt. Aber auch in der Szene vor der mater dolorosa, sowie im Kerker bot sie eine vorzügliche, einheitliche Leistung voll künstlerischer Mäßigung, so daß man wohl ohne Bedenken sagen darf: Frl. Rabitow ist das beste Gretchen, so man in der letzten Zeit im Burgtheater gesehen hat. Was bei den eingeborenen Gretchen geradezu Voraussetzung wurde, einestheils das Affektirt-Naive, andererseits das Uebertrieben-Weinerliche fehlt ihr, Gott sei dank!" gänzlich. Frl. Rabitow wäre demnach eine vorzügliche Akquisition für unser an künstlerischem Nachwuchs so ungemein armes Burgtheater.*) Sonnenthal war der gewöhnliche Theater-Faust, voll des hölzernsten Pathos und theatralischer Mätzchen, zu welchen er sich bei hochklassischen Stücken verpflichtet glaubt. Seine im Grunde nicht unangenehme Stimme tönte heiser und taub, als hätte der Künstler einen tüchtigen Schnupfen, was aber wahrscheinlich nicht der Fall war, da diese fast immer solch' eine Dämpfung aufweist. Lewinsky in seiner erbgesessenen Rolle des Mephistopheles ersetzte die Schärfe und Bosheit, die im ganzen Wesen jenes profunden Welt- und Menschenkenners liegt und welche einmal strohtrocken, ein andermal mit liebenswürdiger Schwerenötherei, dann wieder voll verhaltener Schalkheit mit innerem Behagen zum Ausdruck gebracht werden sollte, durch scharfes Betonen und Hervorstoßen oder auch durch breite Aussprache einzelner Worte, ja sogar einzelner Silben. So kam es denn, daß er ganz abnormal ungenießbar wurde, die „Schülerszene" etwa ausgenommen. Herr Schlenther sollte endlich einmal daran denken (wenn ihm das Löwenbräu hiezu Zeit läßt!), Lewinsky sowohl, als das Publikum von einem solchen Mephistopheles zu erlösen — dergleichen Besetzungen sind wohl im Stande, Einen den Faust gründlich zu verleiden. Mit Wehmu

denkt man an Mitterwurzer zurück, der ohne die schablonenhaften hochgeschwungenen Augenbrauen und glatte Geste zu wirken suchte und auch wirkte. Uebrigens! warum versucht man es nicht mit Kainz? Meiner Ansicht nach wäre er und kein Anderer ein vortrefflicher Mephistopheles, im ungünstigsten Falle aber gewiß ein weit besserer. Von den Uebrigen verdient Treßler als der „trock'ne Schleicher", Wagner und Thimig als Schüler, sowie die Studenten in Auerbachs Keller (vor Allen: Zeska-Brandes) und Witte als Pfahlbürger („Nichts Beff'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen . . .") erwähnt zu werden. Das sonstige Ensemble ließ mehr als viel zu wünschenübrig, zumal der polternde Erdgeist, der geheimnißvoll flüsternde böse Geist und die Heerschaaren der Erzengel. Die Regie war mittelmäßig. Stf.

Deutsches Volkstheater. Die an anderer Stelle erwähnte Schildbürgerei der Zensur bewirkte ein bombenvolles Haus, so daß Herr v. Bukovics über den Kassenrapport seine helle Freude haben dürfte. Ob der Andrang lang anhalten wird, ist zweifelhaft, denn der Großtheil der Besucher war offenbar enttäuscht —: man erwartete infolge des spartanischen Widerparts der Statthalterei eben etwas exorbitant Pikantes, vielleicht dramatisirte Szenen aus Casanova, Louvet, oder gar Sade. Besonders genarrt fühlten sich die Logeninsassen, wie man ihren verlängerten Gesichtern entnehmen konnte. Und nun zum Spiel! Fr. Retty-Albach's Annchen war eine prächtige Leistung voll jungfräulicher Anmuth und diskret sinnlichem Reiz. Neben ihr kam Kutschera als Kaplan Gregor von Schigorski vortrefflich zur Geltung. Er wußte den Ton sowohl als das Wesen dieses stillen Fanatikers sehr gut zu treffen. Brüderchen Amandus war Licho anvertraut und in guten Händen bis auf Kleinigkeiten. Den Pfarrer Hoppe gab Eppens nicht zum Vortheil dieses mit besonderer Sorgfalt von Seite des Dichters gezeichneten Charakters. Der philosophische Zug kam wenig und gar nicht zur Geltung. Kramer's Hans fiel ganz ab, es fehlte ihm der jugendliche Hauch, der diesen Frühlingsmenschen durchwehen und von ihm auch ausgehen muß. — Des Beifalls gab es mehr als genug, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Klaque das Honorar für diese Vorstellung redlich verdient hat. Ihr blöder Eifer ging schließlich so weit, auch während des Stückes einen Mordslärm anzuschlagen. Zwei höchstens drei Stimmen riefen nach Schluß des Aktes ein halbes „Halbe", der Vorhang flatterte frohbewegt in die Höhe und der Dichter der „Jugend" Herr Dr. Max Halbe stand ganz da und verbeugte seine in tadellosem Weiß glänzende Brust ein-, zwei- und dreimal vor dem dankbaren Publiko. Seitab war kein Halten mehr. Nach jedem Aufzug mußte er 'raus und kam auch pflichtschuldigst, vor Freuden roth wie das Annchen als sie aufgefordert wird, Hanschen zu küssen. Hanschen Bukovics aber stand hinter den Koulissen und summte vergnügt vor sich hin:

S' ist eine der größten Gottesgaben
So ein lieb' Ding im Arm zu haben.

Stf.

Stadttheater. Das äußerlich nicht gerade sympathische, innen aber äußerst gemüthlich und nette Theater, dieser Pfahl im Fleische der „freisinnigen" Wiener Presse, übt durch das Gastspiel des Ferdinand Bonn, eine mächtige Anziehungskraft aus, sogar auf jene Kreise, die ihrem Aussehen nach, gewiß nicht „Antisemiten" sind, obgleich sie das „antisemitische Hetztheater", wie das hübsche Stichwort lautet, malerisch beleben. Nach den „Räubern" und einem eigenen Stück Bonns, kam Shakspeares „Kaufmann von Venedig" an die Reihe, in welchem der Gast den Shylock spielte. Bonn gehört zu jenen wenigen Künstlern, welche die bereits erworbene Kunst (nicht ihren Ruhm) stets zu vermehren trachten und somit niemals aufhören zu lernen. Solche Künstler müssen sich naturgemäß in großartiger Weise entfalten. Wer Bonn noch vom Burgtheater her kennt, wird entzückt sein, wie groß und reich nun das Können des Künstlers ist. War schon dazumal sein Talent, in kurzen, knappen Zügen zu charakterisiren, bedeutend — jetzt ist es zur Meisterschaft emporgewachsen. Seine Darstellung des Shylock prägt sich dem Zuschauer unverwischbar ins Gedächtnis, zumal in der Szene vor dem Dogen, wo seine Kunst alle Seiten der menschlichen Seele in Schwingungen versetzt. Und diesen Heros von einem Künstler ließ das Burgtheater ruhig von dannen gehen! Als ob Frl. Lou-Brion ein genügender Ersatz wäre! O diese gewiegten Theaterleiter! Daß neben Bonn die übrigen Schauspieler des Stadttheaters beinahe verschwanden, obwohl sie sich anstrengten, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Besonders zu erwähnen wären Horak als Tubal, Sommer (Prinz v. Arragon), Pohler (Vater Gobbo) und Frl. Urfus (Jessika) Schließlich sei noch des Lanzelot Gobbo (Striebeck) gedacht. Aber leider nicht lobend. Daß dieser

*) Mit der Revision beschäftigt, erhalten wir die Nachricht, daß Frl. Rabitow von der nächsten Spielzeit ab für 5 Jahre verpflichtet worden ist. (Die Schriftleitung).

Schauspieler unaufhörlich die fürchterlichsten Grimassen schnitt, um dem schwachen Humor ein Relief zu geben, mag noch hingehen, daß er aber wie ein besessener Kautschukmann fortwährend hin- und hertanzte und in der abenteuerlichsten Weise seine Glieder verrenkte, darf nicht ungerügt bleiben. Ohne Zweifel gehören die Abende, an denen Bonn in dem mit Unrecht verlästerten Stadttheater aufgetreten ist, ins goldene Buch dieses Schauspielhauses. Stf.

Künstlerhaus. Die Cimarosa-Ausstellung im Künstlerhaus ist mehr für die Freunde der Musik und des Theaters von Interesse. Da sieht man alte Stahlstiche, Zeitgenossen Cimarosa's darstellend, Sänger, Sängerinnen, Geiger, (besonders viele Porträts und Karikaturen Paganinis), Komponisteure, daneben Alt-Wiener Ansichten, Noten, Nummern der alten Theaterzeitung, Instrumente und ähnliches. Eine kleine, aber gute Kollektion von Bildern hiesiger Künstler hängt mitten unter all' den Andenken; sie betitelt sich: „Spenden der Wiener Künstler und enthält Gemälde von Golz, L. H. Fischer, Arnsburg, Charlemont, Schramm, Göbl, Fröschl, Temple u. s. f. Eines der besten darunter ist Charlemont's sonniger Hühnerhof. — In der Ausstellung des Aquarellisten-Clubs bilden die Fremden den Oesterreichern eine Folie; hat man die Werke der erstern gesehen, schätzt man die redliche tüchtige Arbeit der letztern um so mehr. Fast Alles von unsern einheimischen Künstlern ist gut; Manches hervorragend. Unter den Landschaften vor Allem jene Darnaut's. Welche Feinheit, Weichheit und Natürlichkeit der Töne! Dann Marie Egner's prächtiger „Holunder am Teich"; selbstverständlich sind auch wieder Zetsche, Charlemont, Ditscheiner und L. H. Fischer mit vorzüglichen Landschaften vertreten, Letzterem ist besonders das Motiv aus Ragusa gelungen. Schön und lebensvoll ist die Abendsonne von Tomec und „Herbst" von Kruis. Geller's Wurstelpraterszenen leiden dagegen alle an Blausucht. Als Zeichner ist neben Darnaut besonders J. Sturm zu erwähnen, der ungewöhnliche Feinheit in die Kohlenzeichnung zu bringen weiß. Porträt und Genrebild ist im Ganzen vernachlässigt. Als unschön fällt das närrische Damenporträt Bruckner's und die verhungert aussehenden Frauenstudien O. Hermann's (Triest) auf. Vorzüglich in Ausführung und Charakterisirung sind dagegen D. Kohn's Studienköpfe. „Loin du bal" von Trentin ist ein recht elegantes, nur etwas geziertes Bildchen. Natürlich bildet, wie immer, den Glanzpunkt der Ausstellung eines von Fröschl's entzückenden Kinderporträts. Die Franzosen und Engländer haben unsere bekannte Liebe für alle Fremde schändlich mißbraucht und uns mit einer Serie der ärgsten künstlerischen Mißgeburten traktirt, die sie aufbringen konnten. Selbstverständlich gibt es auch da Ausnahmen. Eine davon ist H. Herkomer's Zierschild: „Triumph der Stunde." Die einzelnen edel komponirten Emailbilder sind in einem in dieser Technik seltenen Schwung und künstlerischer Originalität ausgeführt. Sonst bieten uns die Engländer, welche doch Meister des Aquarells sind, fast gar nichts Bemerkenswerthes. Von den Franzosen sind ein paar Skizzen Rafaelli's und die Thierstudien von E. van Muyden (Paris) gut. Das meiste Uebrige ist Karrikatur à la Zeichenmappe des kleinen Moritz. Will man eine Spontangeburt von einer Landschaft, so sehe man sich Godin's „Vor dem Gewitter" an; wünscht man karrikirte Thiere, wartet einem Moor Park (London) in Masse damit auf. Zerrbilder von Blumen und Schmetterlingen sind die flachen, kindlichen Machwerke von G. Ey'chenne (Paris). Und erst die Menschen! Die abscheulichen und unverschämten Weiber von Maurin und Billon! Der Preis der Häßlichkeit gebührt aber unbedingt den Bildern Mary Cassatt's (Paris). Bei ihrem „Mutter und Kind" und „Marionetten" betitelten Geschmier erkennt man nur mit Widerwillen, daß diese gelbgrünen Scheusale menschliche Wesen vorstellen! Im Ganzen ist man erstaunt über die Frechheit, mit welcher die Fremden den Wiener Kunstgeschmack demjenigen der Zulukaffern gleichzustellen scheinen, verwundert auch über die Verkehrtheit der Welt, wo man heutzutage in Witzblättern Kunstwerke findet, während die Karrikatur in den Tempeln der Kunst ihr heiteres Dasein führt!

Secession. Wenn man auf den Wiener Annoncensäulen ein langes Plakat in Form eines schiefen rosa, in einen Zirkel eingeklemmten Meilenstein sieht, ist man nicht lang im Zweifel, welcher Künstlervereinigung es zuzuschreiben sei. Besagter Stein stellt eine ägyptische Prinzessin vor (oder ist es ein Corpsstudent, denn er hat einen schwarzen Verband über der Nase?), jedenfalls hat er zwei dunkelviolette Arme, mit denen er (oder sie?) sich ängstlich das Künstlerwappen vom Leib hält. Dieses räthselhafte Wesen reizt die Neugier, welche man in der „Secession" zu befriedigen hofft. Leider vergeblich, da die jetzige Ausstellung hauptsächlich dem kürzlich verstorbenen Segantini gewidmet ist, dessen scharf ausgeprägte Eigenart und mosaikartige Manier schon von früheren Ausstellungen her bekannt ist. Viele der Bilder sehen wir hier zum zweiten

und drittenmale. Man sagt von Segantini, er sei italienischer Schafhirt gewesen; das war sein Glück, es hat ihm eine gesunde Phantasie und ursprüngliche Naturanschauung bewahrt. Seine eigenthümliche Art, kleine, dicke Farbenflecke aneinander zu reihen, hat große Vorzüge. So kommt alles Feste, Harte dabei vortrefflich zur Geltung; Gebirge, schroffe Felswände malt ihm keiner nach; dagegen ist auch alles Zarte, Weiche, z. B. Blüthen, Gras, Laub, wie versteinert, selbst die Wolken hängen gleich Felsblöcken am Himmel, was sehr beunruhigend aussieht. Besonders auffallend ist dieser Fehler bei der „Heuernte im Engadin" und beim letzten Bild seines Triptychons: Werden, Sein, Vergehen". Dieses letzte, eine Schneelandschaft, blieb unvollendet, es war auch das letzte, was er vor seinem Tode schuf. Daß er normal malen konnte, wenn er wollte, beweisen zwei Stillleben: („Todte Gans" und „Truthahn") und das vorzügliche Gemälde „Frühmesse". Diese Werke sind zwar nicht so originell, wie die andern, dafür von vollendeter Natürlichkeit. Schöne Künstlerphantasie beweist er in den Bildern: „Engel des Lebens", „Frucht der Liebe" und namentlich in seinen Skizzen zu den „bösen Müttern" und zum „Ruf". — Auguste Rodin aus Paris lernen wir in verschiedenen Skulpturen kennen. Wenn ein Kind Alles anfängt und nichts fertig macht, wird es ausgezankt; beim Künstler nennt man das „genie sublime" und die Franzosen jubeln über den unerhörten Schaffensdrang ihres Landsmannes, der kein Werk vollenden kann, da sich schon wieder ein zweites an das Licht der Ausstellungsräume drängt, ehe das erste fertig ist. Das merkt man aber auch seinen Gestalten an, die bald wie knorrige Baumstämme, bald wie Gypsklumpen aussehen, aus denen vielleicht etwas werden könnte, wenn sich der Künstler ihrer erbarmte. Besonders übel kommen die Frauengestalten dabei weg. Wenn man ihm noch die „Alte" verzeiht, der das wenige Fleisch von den Knochen zu fallen scheint, so sind doch die „Nymphe" und „Eva" mit ihren klobigen Händen und Füßen, den plattgedrückten Nasen in den Faungesichten wahre Beleidigungen für das weibliche Geschlecht. Am besten ist seine Marmorgruppe „Mond und Erde". Aber die Aktstudien! Hier scheint er von nervöser Hast besessen gewesen zu sein, denn die Gesichter sind weiße Flecken, die Hände und Füße nur Flossen! Andere Pariser haben ein paar Landschaften eingeschickt, von denen die beste der sehr duftige, wie von Luftschleiern umflorte „Regenbogen" Menard's ist. Besnard's Porträt der Réjane ist etwas karrikirt. Außerdem sieht die arme Réjane aus, als wäre sie durchgebläut worden und Hals und Brust in dem Stadium, wo die Flecken grün und gelb anlaufen. Im Uebrigen stimmt das rosaglänzende Seidenkleid hübsch zum blaugrünen Hintergrund. Wirklich wohlthuend fürs Auge ist Gust. Courtois Bildnis der „Madame Gautreau". Welche Klarheit in Form und Farbe! Das schöne dunkelrothe Haar und der milchweiße Teint erinnern an eine von Palma vecchio's Töchtern. Auch spanisch ist uns die Secession gekommen. Ignac Zuloaga Eibar scheint ebenfalls ein „genie sublime" zu sein. Es ist ihm nämlich ganz gleichgiltig, welche Farbe er in den Pinsel bekommt. Will er zum Beispiel ein Gesicht malen, so thut er es, selbst wenn er schwarzgrau, zinoberroth oder violett erwischt; auch für alles Stoffliche hat der stolze Spanier eine souveräne Verachtung, sei es ein Stier, eine Blume, ein Stein oder eine Dame, Alles hat bei ihm die gleiche Struktur. Trotz des unangenehmen Eindrucks, den dies Alles hervorruft, interessiren seine Bilder, da sie uns einen lebendigen, wenn auch nicht schmeichelhaften Begriff spanischer Straßenszenen geben. Die Deutschen sind nur durch zwei Künstler vertreten. L. Herterich (München) und M. Klinger (Leipzig). Ersterer hat drei Bilder, das beste davon ist Ulrich v. Houten, gut komponirt und brillant gemalt; nur schade, daß ein böser Dämon dem Künstler eine blaugrüne Brille aufgesetzt zu haben scheint, durch die er Alles schaut. Die vierzehn dekorativen Kompositionen von M. Klinger erinnern mit ihren schäumenden Wässern, schroffen Felswänden, Tritonen, Centauren und Nixen stark an Böcklin, ohne jedoch dessen frische Lebendigkeit zu erreichen. Unter den Skulpturen des Künstlers ist das beste „Die Kauernde", dagegen die Frauenbüste aus weißem Marmor mit den eingesetzten grünen Steinen als Augen und dem schwarzmelirten Marmorschopf mehr ein kindisches Kunststück als Kunstwerk.

Salon Pisko. Die malenden Damen haben sich diesmal emanzipirt und stellen im Salon Pisko aus. Es fällt auf, daß sie das „Stillleben", welches man gewöhnlich als das für sie geeignetste Fach betrachtet hat, vernachlässigen und bei ihnen, wie jetzt überall, die Landschaft dominirt. Hoch über Alle ihre Kolleginnen ragt Fr. Olga Wisinger-Florian empor. Die geniale Künstlerin zählte immer zu den besten Landschaftern, namentlich was feine Naturempfindung betrifft, doch alle ihre früheren Leistungen werden durch die neuesten in den Schatten gestellt. M. Egner hat wieder prächtige Aquarelle, welche wir ihren Oelgemälden noch vorziehen. Kräftig und gut ist auch „Bei Ragusa" von Littrow.

Dagegen sind die beiden Landschaften von F. Meditz-Pelikan kindlich impressionistisch. Namentlich die „Orangenbäume" von konventionell gemalten grasartigen Pflanzen umgeben, scheinen eher aus einer Spielereischachtel, als aus der Natur zu stammen. Beim Porträt zeigt sich die Liebe zum Feinen, Geleckten. Das tritt besonders bei den Miniaturen und Oelporträts von M. Müller und beim gar zu regelmäßig schönen „Weihnachtsgruß" der M. v. Eschenburg hervor, viel besser und natürlicher ist deren „Porträt" des Freiherrn v. E. Susanne Granitsch hat sich in einen Kinderkopf verliebt, was man sehr begreiflich findet, wenn man das herzige Gesichtchen mit den rothen feuchten Lippen und den blauen Augen sieht, das sie in vielen Variationen so flott zu zeichnen und zu malen versteht. Ihr Versuch, das alte, von Frucht- und Blumengewinden umgebene Madonnenbild ins Moderne zu übertragen ist in dem anmuthigen Gemälde „Matri honorem" sehr glücklich ausgefallen. Weniger gelungen sind ihre Herrenporträts, die namentlich in der Behandlung des Kolorits etwas Unsicheres haben. Die Porträts von O. v. Bosznánska sind zu grau und todt. Unter den Bildhauerarbeiten fällt außer denen der bekannten Feodorowna Ries, welche auch einige noch besser gezeichnete als gemalte Oelstudien ausgestellt hat, Else v. Kalmár's „Herrenporträt" auf, um dessen kühne, einfache Charakteristik sie ein Mann beneiden könnte. C. v. Münch-Bellinghausens Blumenstücke sind gut und fein gemacht, namentlich wirkt bei den „Chrysanthemen" die Fortsetzung der Blüthen am Rahmen dekorativ. Sehr tüchtig gemalt ist Mina Högl's Thierstück. Neben alledem gibt es noch genug gute Aktstudien, Skizzen, Studienköpfe ꝛc. Jedenfalls ist es den Damen gelungen, zu beweisen, daß sie es, wenn nicht in jeder, so doch in vieler Beziehung mit den Herren der Schöpfung aufnehmen können.

O. Landolt.

Bücherschau.

„Das jüngste Deutschland".

Von Karl Bleibtreu.

Daß er meine Novellensammlung „Kraftkuren", später „Erbrecht" und „Propaganda der That" nicht kennt, mag hingehen, obschon letztere merkwürdige Arbeit oft als „typisch" bezeichnet wurde. Desgleichen, daß er meine zahlreichen sonstigen nicht-poetischen Werke (historische, litterarhistorische, militärkritische, philosophische) nicht zitirt: mindestens mußte er aber mit einer allgemeinen Zeile darauf hinweisen und zweifellos ziemte sich nicht, meine „Geschichte der Englischen Litteratur" mit Schweigen zu übergehen, schon deshalb, weil darin die Doktrinen des Realismus gepredigt werden. Peinlich berührt es mich, daß er von meinen vielen Kriegsdichtungen außer „Dies Irae" nur die zwei unbedeutendsten erwähnt, indeß z. B. die Sammlung „Heroiea" gerade in's Gebiet der reinen Poesie gehört, das er doch vorzugsweise beackern will. Vor Allem aber kannte er ganz sicher „Friedrich bei Collin" (272 Seiten), da sein einstiger Intimus, der geniale Kaberlin, dies Werk, mit anderen Monographien über mich übereinstimmend, als die Krone dieser realistischen Dichtungsart gefeiert hatte. Kaberlin hatte aber gleichzeitig in dem anonymen Buche „Der Kampf um die Persönlichkeit" mich den „Meister der Lyrik großen Stils" genannt, und zwar mit Bezug auf meine „Kosmischen Lieder" (1890). Es befremdet wiederum, wenn Haustein über diesen ihm wohlbekannten Gedichtband sich ausschweigt und mich statt dessen nur 1886 „seine schönsten lyrischen Gedichte" herausgeben läßt, ohne übrigens das charakteristische und deshalb in Nietzsches kleine Bibliothek aufgenommene „Lyrische Tagebuch" zu zitiren, während er über jede Versausschleimung kleiner Scheinpoeten gewissenhaft Buch führt. Daß H. selbst meine Dramen, denen er ein eigenes Kapitel widmet, nicht vollzählig bespricht („Weltbefreier", „Halsband", „Der Erbe" fehlen und das nur als Manuskript gedruckte „Zoondorf" war gerade ihm zufällig wohlbekannt, über das Bulthaupt sich als Preisrichter in Hamburg 1892 begeistert äußerte), bedaure ich. Immerhin sei H. lebhaft bedankt für sein Kapitel über meine erste Periode. Angesichts der himmelschreienden Unwissenheit, mit der unreife und unberufene Schwätzer sich zu gröbsten Entstellungen, ja zu gemeinen persönlichen Verleumdungen (vergl. Nordau „Entartung") wider mich aufschwangen

thut dies wohl. Allerdings wird man aus seiner sonst vortrefflichen Inhaltsangabe des Romans „Der Nibelunge Noth“ schwerlich errathen, daß hier rauheckige Schale eines oft geziert archaistischen Chronikstils einen Kern von Großartigkeit verbirgt, wie er feineren „Könnern“ dieses Genres, Freytag und Scheffel, versagt blieb. Es ist eben kein üblicher Roman's, sondern epische Dichtung größter Seelenkonflikte. Merkwürdig, daß unser Aesthetiker, auf den das Werk augenscheinlich bedeutenden Eindruck machte, sich diesmal jedes ästhetischen Eingehens enthält. Merkwürdig auch, daß er, der nebensächlichste „Plagiate“ erwähnt, bei Anführung des Liliencronschen „Trifels und Palermo“ vergißt, daß der ganze Stoff und Ehe-Konflikt dieses Dramas nachweislich meinem Roman entlehnt ist. Als „großartige Schöpfung“ eines „ganzen und ursprünglichen Dichters“ feiert H. hingegen mein „Dies Irae“ und es wäre ungerecht verkennen zu wollen, daß er in späteren Kapiteln auch den Roman „Größenwahn“ mit wahrem Verständnis erfaßt. „Die Fülle des inneren Reichthums“ hebt er ebenso scharf hervor, wie die handgreiflichen Mängel im „künstlerischen“ Sinne. Er selber ahnt wohl, daß es mir nur darauf ankam, diese „Fülle“ von der Seele zu schreiben, und daß ich mich über die Ungefügigkeit der technischen Behandlung selber nicht täuschte. Zu wohlwollend stellt er die Brochüre „Revolution der Litteratur“ dar; nur der litterarhistorische Spektakel, der sich daran knüpfte, macht die Raumverschwendung von drei langen Seiten für dies Geschreibsel verzeihlich, das außer markiger Vortragsweise gar kein Verdienst besitzt, es sei denn in der Vorrede der 2. Auflage, die H. nicht mal zitirt hat. Traurig genug, daß derlei in zwei Tagen hingeworfene Manifeste in weiten Kreisen „berühmter“ machen, als tiefste Dichtungen. Ein ekler Bursch, der jüngst in dem Gestammel „15 Jahre deutscher Litteratur“ nachweislich wider eigenes besseres Wissen und Denken das abgedroschenste Zeug über mich hinsudelte, wagt es, von meinen 50 Werken nur „Dies Irae“ und diese Brochüre zu nennen! Und der „Professor“ R. Meyer benahm sich, wie ich ihm öffentlich nachwies, fast noch unanständiger. Deshalb sei nochmals zugestanden: außer einzelnen allzu überschwänglichen Monographien ist Niemand je in breiter litterar-historischer Abhandlung mir so ausführlich gerecht geworden, wie Hanstein, und übertrifft er hierin noch weit den Professor Schönbach in Graz, dessen vielverbreitetes Buch „Lesen und Bildung“ als verhältnismäßig objektiv wirkte. Doch das Lob dieser Abschätzungen schmeckt leider nach dem Satze, daß unter Blinden der Einäugige König sei. Und siehe, es heißt zum andern Mal: Niemand kann zwei Herren dienen. Wie soll ich ein Urtheil geduldig hinnehmen, das zwar einerseits das Totschweigenetz durchlöchert, andererseits aber mit absichtlicher Flüchtigkeit und Ungenauigkeit sich anstellt, als sei ich schon vor 10 Jahren gestorben! Dies ist wörtlich zu verstehen. In der ganzen zweiten Hälfte des Werkes existire ich nicht mehr, obschon hier und da gelegentlich erwähnt wird, daß die „Älteren“ dies oder das noch seither veröffentlichten. Geradezu absichtlich wirkt dies auf Seite 360, wo sämmtliche im „Verein f. fr. Schriftth.“ erschienenen Romane aufgezählt werden, nur nicht mein Roman „Freie Liebe!!“ Und auch das wird. H. begreifen, daß ich seiner Analyse meiner Dramen wenig Beifall spende. Zwar, daß er „Byron's letzte Liebe“ verwirft und „Seine Tochter“ als „um so feinere Arbeit“ preist, entspricht meinem eigenen Empfinden. Und daß er „große, ja genialische Ansätze (?!) zur Seelenmalerei“ in „Harold“ und „Der Dämon“ würdigt, aber überall „das eigentlich Dramatische in hohem Grade“ vermißt und zwar besonders in „Weltgericht“ und „Faust der That“, bleibt am Ende eine akademische Doktorfrage „Was ist dramatisch?“ worüber wir nicht rechten wollen. Ich gebe sogar zu, daß er in dem hierüber und das -- übrigens sonst anerkannte — Napoleon-Drama Gesagten Recht hat, nämlich von seinem Standpunkt aus, der nur das übliche Bühnenstück gelten läßt. Durchaus unwahr bleibt aber doch, daß, abgesehen von den drei ersten Akten des Napoleon-Drama's, die nirgendwo fortreißende Wirkung bei Aufführung verfehlten, sonst „abstrakte Trockenheit“ herrsche. Vielmehr bieten mindestens der 2. und 5. Akt von „Weltgericht“ und viele Momente im Cromwell-Drama effektvolle Bühnenvorgänge. Was ich H. nicht verzeihe, das ist die kindisch oberflächliche Auslegung meines Strebens: „mit völliger Vermeidung aller eigentlichen Erfindung reine Geschichte in knappste Bühnenform zu zwingen. Meine Abneigung gegen Szenenwechsel ist technisch tiefbegründet, sie kommt der Dramatik stets zu Gute, mag sie auch manchmal den leichten Fluß der Handlung stören. „Erfindung war überall nöthig, das Verhältnis Josefines zu Barras und Bonaparte ist in dieser Form freie Erfindung; desgleichen natürlich die Sombreuil- und Leichenepisoden, überhaupt das ewig Weibliche in „Weltgericht“; die Handlung des „Dämon“ ist sogar von A bis Z erfunden, und selbst die politisch-historischen Vorgänge sind doch wahrlich dichterisch umgearbeitet, also mit Erfindung versehen. Gewiß, im vollbewußten Gegensatz zu Schiller, Wildenbruch u. s. w. vergönne ich Einflechtung unwahrer Liebesgeschichten als bestim-

mende Intrigue großer Geschichtskonflikte und stelle politisch-soziale Bezüge in den Vordergrund. Wörtlich aber nehme ich diese Theorie — in allen anderen Dramen spielt die Erotik dennoch eine mitbestimmende Rolle, wo es eben der Wahrheit und Möglichkeit entsprach — nur im Cromwelldrama, wo das weibliche Element den strengen Ernst der gewaltigen Geschichtspolitik gestört hätte. Manche Beurtheiler, auch naturalistischer Observanz, haben aber gerade dies angeblich „abstrakte" Drama am höchsten gestellt und zwar gerade rein politische Szenen, die H. ein Greuel sein müssen, weil sich in ihnen echte Dramatik auslöst: Veranschaulichung von Parteileben und Massenpsychologie. Doch dies trifft immer noch nicht den Kern der Sache. Soll man Haustein's ungeschickte Formulirung als sprachliches Unvermögen oder als böse Absicht erkennen? Bei der geistigen Kultur Haustein's fürchten wir: das letztere. Mein geistig unbedeutendstes, modern-soziales Schauspiel „Volk und Vaterland" zu zergliedern, findet er Raum, kein Wort aber für den wirklichen Gehalt meiner geschichtlichen Ideendramen. Im „Harold" soll das Germanenthum in voller Breite national charakterisirt werden, in Verschmelzung der seßhaften schwerfälligen Sachsen mit dem eroberungs- und kolonisirungswüthigen, französirten oder nordisch-wikinghaften Normannenthum, das denn England die Weltherrschaftsgelüste einimpft. Im „Dämon" wird die Renaissance in breitem Umfang gemalt, die sie beseelende Grundidee als ihr Genius und Dämon herausgeschält, so daß zuletzt der republikanische Künstlerheros Michel Angelo im finstern Herrschdämon Cesare Borgia seinen Bruder erkennt, die innere Einheit fühlt. Im Cromwelldrama kam es lediglich darauf an, den Scheinkönig „von Gottes Gnaden" dem geborenen König von Genies-Gnaden gegenüberzustellen und darzuthun, wie aus jeder Freiheitsbewegung zuguterletzt doch der Herrscher herauswächst. Das Gleiche spielt ins Revolutions- und Napoleon-Drama als Grundmotiv hinüber, wobei in letzteren das Charakterbild vorschwebte, wie Verkennung zur Größe, Größe zum Größenwahn sich entwickelt. In den fünf Revolutionsakten werden die Legitimisten von den unklar Begeisterten, diese von den brutalen Thatmenschen mit der äußerlichen Revolutionspose, diese wieder von den unerbittlichen, ehrlichen Fanatikern und diese von den Genüßlingen und Intriganten abgelöst, nur um auch letztere erbärmlichen Sieger ahnen zu lassen, der gefürchtete Eine, der wahre Realpolitiker mit Blut und Eisen, werde zuletzt die ganze Revolution in sich auflösen. Diese großhistorischen Ideendramen richten sich also schroff gegen die pseudoidealistische Romantik der Epigonenhistorien, was sich auch in der realistischen Sprachweise, die oft direkt das Zeitkolorit (Puritaner oder in „Zorndorf" die fridericianische Sprachart) nachbildet, ausprägen soll. Wie wenig redlich H. unbewußt zu verfahren beliebt, zeigt übrigens sein Hinweis beim biblischen Drama eines Anfängers, daß dessen „schwungvolle Sprache zu der absichtlich nüchteren Redeweise der Bleibtreu'schen Schule" in Gegensatz stehe. Nüchterne Sprache ist wohl noch Keinem bei „Harold", „Dämon", „Weltgericht" aufgefallen und mein angeblicher Schüler, der hochbegabte Franz Held, machte sich gerade durch allzu „glutvollen" Bombast berüchtigt, daß man aber moderne Menschen minder schwungvoll reden läßt, als biblische, liegt wohl auf der Hand! Auch mein Streben, historische Gestalten möglichst realistisch-portraitgetreu ohne alle Schminke vorzuführen statt rasselnder Jambenskelette — deshalb die „unsympatischen" Züge in Bonaparte, Cromwell, Robespierre, deren innerste Art gleichwohl sympatisch verherrlicht werden soll — unterschlägt H. seinen geliebten Lesern. Aufgabe der echten Methode aber soll es sein, dem Ungewöhnlichen gegenüber nicht den eigenen kleinen Geschmack als vorgefaßte Doktrin aufzustellen und als einzig berechtigten Maßstab anzulegen, sondern ehrlich zu untersuchen, *was* der Autor wollte, mag er auch nach subjektiver Meinung des Kritikers damit gescheitert sein. Hat sich H. wohl einmal gefragt, ob *die* Begriffe und *die* Taktik, die *ihm* der Weisheit letzter Schluß dünken, nicht dem Schöpfer so ganz vom Herkömmlichen abweichender Dramatik als etwas Unbedeutendes erschienen, daß der Erste Beste erfüllen könnte? Ihn haben die Banausenideale des „Bühnendramas" blutwenig gekümmert, und wenn die Haustein, Weitbrecht und auch Bulthaupt nichts damit anzufangen wissen, so sollten sie sich doch peinlich hüten, in die von ihnen selbst so sehr verzürnten Laster der schnellfertigen Eintagskritik zu verfallen. Kritiker sind sie gewiß von unendlich höherem Gepräge, als der von Haustein so fürchterlich gegeißelte Schleuther und dessen Sippe wie der jüngste „Litterarhistoriker" R. Mayer, aber wirkliche Litterarhistoriker sind sie nicht, obschon Haustein's Buch die Anforderungen an derlei bedeutungsvolle Arbeiten in ungleich stärkerem Maße erreicht, als alle seine Vorgänger. Haustein weiß bereits von den Erstaufführungen des „Johannisfeuer" und „Rosenmontag", welche beide Stücke er ablehnt, beeilte sich aber nicht, auch anderswie sein Wissen aus Jüngstem zu vervollständigen. Er zitirt Lienhard's Jugendstück „Naphtali", nicht aber dessen hervorragenden „König Arthur", der jüngst Erfolg errang, und

„Münchhausen", wie ihm denn auch die jüngste Münchhausenbearbeitung des jungen, manirirt-kraftvollen Dramatikers Eulenburg fremd blieb. Und hat er wirklich nicht vernommen, daß schon vor den obgenannten Berliner Premièren mein „Karma" in Wien den ungewöhnlichsten litterarischen Erfolg errang? Nun kann man aber zufällig über den Dramatiker Bleibtreu ohne Kenntnis dieses „Karma" sowie meiner jüngsten Tragödie „Byrons Geheimniß" überhaupt nicht abschließend urtheilen, manches von Hanstein über Früheres Gesagte steht dazu in unüberbrückbarem Widerspruch. Man würde unsere Ausführungen mißverstehen, wenn wir nicht trotz alledem mit warmem Lobe der treuen und fleißigen Arbeit schließen dürften. Wir bitten noch dringend, unsere Winke zu berücksichtigen, auszumerzen und nachzufüllen. Wo bleibt Frank Wedekind, wo Ruederer's prachtvolle Komödie „Die Fahnenweihe", wo unter den Ästhetikern des Naturalismus Hans Merian und Edgar Steiger — Leute, die schon rein „historisch" in Leipzig eine hervorragende Stelle in der Bewegung spielten? Auch Amyntor sollte nicht übergangen und Heiberg, der jüngst wieder seinen 60. Geburtstag benützte, um möglichst viele Blätter mit seinen Portraits und Selbstbiographien zu überschwemmen, nur mit ein paar Zeilen abgespeist werden. Ach, wie „berühmt" war doch dieser Mann vor 15 Jahren, wie notirte seine Größe so „fest" auf der Litteraturbörse! Wer noch? O Mene Tekel! Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen, die Glock' hat schon Mitternacht geschlagen! — Die Glocke der Ewigkeit dröhnt, die Zeit versinkt, und in abermals 20 Jahren wird die „miterlebte Litteraturgeschichte" anders ausschauen als heut'.

(Stf.)

F. Trocasse, L'Autriche Juive. L'Autriche contemporaine telle qu'elle est: politique économique, militaire et sociale. Paris Pierret. 340 Seiten 8°. 5 Francs. Der Verfasser dieses interessanten Buches, war lange in Wien theils als Korrespondent französischer Blätter, theils als Professor der französischen Sprache thätig. Er kennt daher die Zustände gut genug und gibt uns ein im ganzen richtiges Bild derselben. Manchmal trägt er die Farben zu stark auf. Namentlich ist er gegen die Deutschen stets ungerecht Er findet den Nationalismus der Slaven berechtigt, den der Deutschen aber nicht. Diese sonderbare Auffassung ist offenbar vom französischen Chauvinismus eingegeben, der nun einmal nichts in der Welt rein objektiv betrachten kann. In seiner Darstellung der Verjudung Oesterreichs, schließt er sich an das Buch von Paul Dehn an, den er aber nicht nennt, möglicherweise auch wirklich nicht kennt. Große Gesichtspunkte fehlen ihm gänzlich. Seine Anschauungen sind (echt französisch!) noch immer durch die veralteten Vorstellungen einer mechanischen Politik („europäisches Gleichgewicht" u. s. w.) diktirt. Glücklicherweise frägt die Geschichte nicht die superklugen Herren um Rath, wie sie es machen soll, sondern sie geht ihren Weg unbekümmert weiter, einzig der inneren Nothwendigkeit folgend, die das Resultat der bestehenden Zustände sind und der geheimen Kräfte, die das Leben der Völker bewegen.

Paris. Dr. Graevell.

Der Kulturkampf in Süd-Afrika. Von C. K. Elout. Leipzig 1901. Verlag von Rudolf Uhlig. 89 Seiten, 8°. Eine gehaltvolle, nach Stil und Ausstattung vornehme Kampfschrift! Der Verfasser nimmt Partei für die Buren und gegen England. Diesen seinen Standpunkt begründet er in durchaus sachlicher, streng kritischer Weise. Er läßt Ziffern und Thatsachen sprechen und zieht charakteristische Aeußerungen hervorragender Zeitgenossen aus verschiedenen Lagern für seine Beweisführung heran. Die Schrift macht den Eindruck der Gewissenhaftigkeit und ungeschminkten Wahrheitsliebe. Der Verfasser bekämpft die noch vielfach herrschenden Vorurtheile über die Kultur der Buren, aber auch der Engländer und kommt zu dem Schlusse, daß England in einem verschleierten Niedergange begriffen und daß die Kultur Süd-Afrika's und der Welt durch den etwaigen Sieg Englands gar nichts gewinnen würde. Die geistvollen Streiflichter des Verfassers, die zutreffenden Urtheile, die geschickt angebrachten Vergleiche mit den Verhältnissen vieler anderer Länder, machen die Schrift doppelt interessant. Die ausgezeichnete und sehr zeitgemäße Schrift kann nicht nur allen Burenfreunden, sondern auch allen Jenen, die sich für den Stand Englands und dessen Zukunft interessiren, wärmstens empfohlen werden.

C. Bergau.

Zweites Jahrbuch der Kölner Blumenspiele 1900. (Köln 1901. J. G. Schmitz'sche Buch- und Kunsthandlung). Das zur Erinnerung an die zweiten, am 6. Mai 1900 veranstalteten „Blumenspiele" von der „Litterarischen Gesellschaft" in Köln herausgegebene Jahrbuch — ein stattlicher, schön ausgestatteter Groß-Octavband von 255 Seiten — enthält neben dem Bericht über das Fest, die beim erwähnten, poetischen Wettkampfe preisgekrönten Gedichte und Novellen, dann die zum Feste eingelangten Drahtschreiben und Stimmen der Presse, sowie die Festordnung, bezw. das Preisaus-

schreiben in der alten Maurenstadt Zaragoza, die durch Palafox neuen Ruhm erwarb. Das Buch ist nicht nur für die Theilnehmer jenes Festes und die Freunde eines solchen Unternehmens von Interesse, sondern auch für Fernerstehende, schon weil es über eine in unseren urprosaischen, philiströsen Tagen seltsam anmuthende Erscheinung auf dem Gebiete des geistigen Lebens Aufschluß gibt. Ueber die „Blumenspiele" selbst, diese nach Art der provençalischen Félibrige der Meister Jacinto Verdaguer und Fréderic Mistral, sowie der in Zaragoza altheimischen Wettkämpfe von Dichtern, auf rheinischen Boden verpflanzten oder eigentlich wiederbelebten „Sängerkriege" mag man denken, wie man will — immerhin wird man der Idee, ein geistiges Olympia für die deutschen Poeten zu schaffen, seine Anerkennung nicht versagen können. Wenn es nur bei der Idee bleibt, so ist dies weniger die Schuld des Stifters der deutschen Blumenspiele, der als eifriger und geistvoller Vermittler zwischen dem spanischen und deutschen Schriftthums so manches Dankenswerthe geschaffen, es ist dann nicht Fastenrath's Schuld, sondern der deutschen Dichter selbst, d. h. der wirklichen Dichter, nicht der gemeinen Feld-, Wald- und Wiesenpoetchen. — Bemerkt sei noch, daß der zu den erwähnten Blumenspielen von Zaragoza von der Stadt Köln gestiftete Preis in der silbernen Nachbildung eines Kapitäls des Castillo de la Aljaferéa besteht, eines der interessantesten, weil ältesten maurischen Bauwerke in Spanien. Stauf v. d. March.

Schriftsteller- u. Journalistenkalender für 1901. Her. v. Emil Thomas. (Leipzig, Walther Fiedler). — Ein recht brauchbares Buch für den Berufsschriftsteller und Journalisten. Neben einem Kalendarium, allerlei Vormerkblättern und Listen, wie z. B. Manuskript- oder Korrekturversendung 2c. finden sich allerhand orientirende Artikel, so über die Organisation des Buchhandels, die Herstellung von Druckwerken, das Verlagsrecht, dann ein Verzeichnis der größeren deutschen Theater, der politischen Zeitungen, der Schriftstellervereinigungen, der Buchverleger und der Honorarsätze verschiedener Zeitschriften. Ein Artikel „Schriftsteller und Verleger" beschäftigt sich mit der Kritik des Aufrufs zur Gründung einer Verlagsgenossenschaft deutscher Schriftsteller. Da ich hiebei selbst betheiligt war, müßte ich eigentlich auf die Aeußernngen des Herrn Thomas erwidern. Indeß ist das, was er über unsere Absicht sagt, so stumpfsinnig, daß man am Besten thut, den Mann laufen zu lassen. — Er nennt es Don „Quichoterie", wenn die Schriftsteller an Selbsthilfe denken und witzelt: „denn wenn Jemand auch als Dichter Hebungen und Senkungen bisher korrekt abgezählt hat, . . . ist es da ausgeschlossen, daß er sich als Kaufmann nicht einmal verzählt, wenn es um Mark und Pfennige geht". Darauf kann man wohl nur mit einem Worte anworten, aber das Wort ist eine Verbalinjurie.

Stf.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

Byzantinisches.

„Kein Augustisch' Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst"

— Der gute Schiller hat diese Verse offenbar entweder aus platter Unkenntnis oder (was wahrscheinlicher sein dürfte) aus Bosheit niedergeschrieben. Er, der geistige Vater des Anarchismus und begeisterte Lobredner der Attentate auf Allerhöchste Herrschaften, als welchen ihn das „Deutsche Adelsblatt" entschleiert hat, (Beweis: Wilhelm Tell" und „Die Bürgschaft"), nahm es ja erwiesenermaßen mit der Wahrheit gar nicht genau (siehe „Abfall der Niederlande"). Verläumde nur d'rauf los, etwas bleibt ja doch immer daran hängen, war auch seine Losung. Führwahr, keine Kunst der Welt ist von den Fürsten mehr gehegt und gepflegt worden, als die deutsche. Seit Teutobod, dem König der Kimbern bis auf Heinrich den CCXCIX. von Reuß-Greiz-Spannenlang! Wie viel Schnupftabaksdosen und Orden sind nicht schon ausgetheilt worden an die deutschen Hofpoeten von Opitz angefangen bis auf Lauff? Und trotzdem — o Germania, senke scham- und zornroth dein Auge nieder, selbst auf die neuen Briefmarken — entblödet man sich nicht im Mindesten von fürstlicher Feindseligkeit gegen die echte deutsche Kunst zu sprechen. Aber es gibt — Gott sei Dank! — noch Männer mit Herz und Geist, die solchen Verräthern am deutschen Volke in gediegener Weise den Text lesen. So z. B. Paul Neumann in seiner bei Herm. Walther in Berlin

herausgegebenen Flugschrift „Nieder mit dem Realismus!“ Man höre doch: „Wie sehr muß unser kunstergebener Kaiser beim Anblick dieses jammerhaften Realismus schmerzbewegt werden. Jede Kunst weiß von den glänzenden Erfolgen (!) der Kaiserlichen Protektion zu erzählen, nur die dramatische (?) nicht. Bei allen diesen Erfolgen ist unerläßliche Bedingung, auf daß die Künstler den Intentionen des Kaiserlichen Herrn zu folgen vermögen (!!) diese Aufgabe haben bisher Alle gelöst, nur die Realisten glänzten nur durch Unfähigkeit.“ Und noch ein Pröbchen des Neu-Berlinischen Byzantinismus: Wir haben Beweise, wie sehr unsere Majestät*) um die Hebung unserer Litteratur bemüht ist.“ Nun, Hr. Neumann muß es ja wissen, vielleicht hat er ihn schon in der Tasche, den Orden vom seidenen Fuchsenschwanz.

Ein Geheim-Erlaß. Die niederösterreichische Statthalterei hat viel zu schaffen, um den Gang der Zeit aufzuhalten. Die Erläße kugeln nur so herum. Offene und geheime. Diese in größerer Anzahl, da das Geheime von altersher den österreichischen Regierungsmaximen entspricht. Gegenwärtig ist wieder die Lehrerschaft daran. In dem Geheimschriftstück heißt es, daß „Lehrer die wegen ihrer politischen Haltung sowie wegen politischer Äußerung zur Anzeige gebracht werden, nicht zu befördern seien.“ Hiezu ist auch schon eine Illustration erhältlich: Ein Bezirkshauptmann legte gegen die Beförderung eines Lehrers trotz ausgezeichneter Beschreibung von Seite des Schulinspektors sein Veto ein, da der betreffende Lehrer eine Äußerung über die Los von Rom-Bewegung machte, die nicht abfällig war. Also weil der Mann so ehrlich war, seine Meinung frei herauszusagen, wird er übergangen, vielleicht zu Gunsten irgend eines unfähigen oder gar eines heuchlerischen Patrons. Uebrigens wo bleibt denn da Art 13 des Staatsgrundgesetzes: „Jedermann hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung seine Meinung innerhalb der gesetzlichen Schranken frei zu äußern.“ Treibt die niederösterreichische Statthalterei auch das anrüchige Gewerbe der Vergewaltigung der Staatsgrundgesätze? Will sie Denunziation und Unaufrichtigkeit fördern? Dann thue sie es doch gleichmäßig und instruire ihre Organe, daß auch solche Lehrer, die gegen „Los von Rom“ agitiren, bei Beförderungen übergangen werden. „Wenn schon, denn schon!“

Hausse in der Ordenskonsumtion. Reichsdeutsche Blätter melden, daß im verflossenen Jahre in Preußen **10.396 Orden** verliehen worden sind. Ob die Gaben des Herrn Jubilus hiebei mitgezählt wurden, wird nicht gesagt. Jedenfalls dürfte die Ordens-Industrie einen ungeheuren Aufschwung nehmen. Ja, ja, das Komitat geht in die Höh! . . .

wem kein Talent geworden,
dem deckt man gnädig und dezent
die Lücke zu mit einem Orden.

Le roi est mort, vive le roi! Das waren aufregende, aber auch profitable Tage für die Leute von der Feder. Die Queen vorn und hinten, die Queen allüberall. Es gibt wohl nur wenige Verrichtungen der Verstorbenen, die man unbesprochen ließ. Beim Gentleman von Wales war man nicht so aufrichtig. Leicht begreiflich, sonst hätte man Dinge vorbringen müssen, die in dem Krönungshymnus sehr nachtheilig gewesen wären. Daß der Baccaratprinz ganz außerordentlich gelobt wurde, ist ganz selbstverständlich. Ohne Zweifel hat er Talent — welcher Mensch aus prinzlichem Geblüt hat es nicht? — zu allem Möglichen und überdies das „göttliche Recht“: „to govern wrong“ d. h. schlecht zu regieren, wie Pope in seiner Epistel „Die Dummheit“ sagt.

Usque ad finem — so soll es sein. Wo und wann immer den Missethäter die rächende Nemesis ereilt, er büße seinen Frevel denn: fiat justitia, pereat mundus! Das ist nicht römisches, das ist auch germanisches Recht und bis an's Ende laste der Bann auf aller Unthat. Da hat Einer eine gestohlene Hose angekauft und das Gericht verurtheilt ihn zu einem Monat Arrest. Der Mann entzieht sich der Strafe nicht einmal durch offenkundige Flucht, sondern er geht ganz einfach in eine andere Stadt, lebt dort in Noth und Kümmerniß, nährt aber sich, sein Weib und seine Kinder auf ehrliche Weise und denkt man habe seinem seinerzeit erhobenen Einspruche gegen das Urtheil statt gegeben, denn schon drei Jahre sind seither verflossen und die von ihm durch bedenklichen Ankauf einer alten Hose tief beleidigte Justitia rührt sich nicht. Welche Täuschung! Auf einmal, nach drei Jahren, ward der Missethäter aufgespürt, von Weib und Kind mit Polizeigewalt getrennt und nun muß er seinen Frevel büßen. Das ist ganz in der Ordnung, und so gering die That auch von der großen Menge angeschlagen wird, um derenwillen der Mann noch nach drei

*) Hr. N. schreibt nicht „Unsere Majestät“ sondern „unsere Majestät“.

Jahren seinem Schicksal verfällt, so gewährt es doch dem Freunde guter Ordnung und strenger Rechtspflege eine satte Genugthuung, daß selbst ein so kleiner Frevel wie der unbedachte Erwerb einer bedenklichen Hose, nicht ohne Sühne bleibt. Aber auf einmal ergreift uns ein entsetzensvoller Schauder. Das Weib des Missethäters kann die Schande nicht ertragen es kann mit dem bemakelten Namen nicht weiter leben —, ihr Mann, der Vater ihrer Kinder im Kerker, daß vermag das einfache Weib nicht zu fassen und nun geschieht das Gräßliche: Sie tötet ihre Kinder und sich selbst, mit ihrem und der Kinder Blute tilgt sie die Schmach des Anderen und die Gutgesinnten stehen da und schütteln die Häupter; ja, wer hätte das aber auch je gedacht, daß ein so krankhaftes Rechts- und Ehrgefühl noch im gemeinen Volke lebt und daß das Weib eines ganz gewöhnlichen Zimmermalers oder Hausdieners das Bißchen Arrest, das ihrem Manne zugefallen, gleich so tragisch nehmen werde. Hat man denn je gehört, daß irgendwann und irgendwo einmal die Frau oder die Gemalin eines von der blinden Justitia auch aus den sogenannten besseren und höheren Ständen herausgefangenen Uebelthäters, der wegen weit schwererer Vergehen als jener Zimmermaler auch zu weit höherer Strafe als dieser verurtheilt ward, sich diese Schande so zu Herzen genommen hätte, daß sie bis zur Selbstvernichtung getrieben worden wäre! Gott sei Dank nein, die besseren Stände haben da eine weit gesundere Auffassung von dem Walten der Vergeltung und das ist auch sehr nothwendig, denn wo kämen wir sonst hin, wenn wir Alles gleich so tragisch nehmen wollten. Da hätte es ja damals z. B. nach dem „schwarzen Freitag" einen Massenfenstersturz in Wien geben müssen, denn da handelte es sich nicht um eine alte bedenkliche Hose, sondern um blutiges Geld, das dem armen Volke abgenommen wurde und dieses schrie nach Recht und Sühne und sie ward ihm auch versprochen: usque ad finem. Drei Jahre hat es gebraucht, bis wegen der gestohlenen Hose dem Rechte und Gesetze Genüge geschah — wer also Zeit und Lust hat, das schwere Rechenproblem zu lösen, der kann es vielleicht herausrechnen, wann auch für den „schwarzen Freitag" endlich die Sühne kommen werde, denn sie wurde ja sogar von Excellenzen und noch höher stehenden Personen versprochen — usque ad finem! Ob es dann aber auch so feinfühlige, die Schmach und Schande ihrer Männer nicht ertragende Damen geben und ob das Beispiel des armen Zimmermaler-Weibes nachgeahmt werden wird? Lasset uns das Beste hoffen!

Kohlhaas.

Feuilleton.

Das Feuilleton.

So nennt man die bombensichere Kasematte, in welche sich der Leser flüchtet, wenn es „über dem Striche": „d'rüber und d'runter" geht.

Einige Personen gehen desselben Weges. Sie brauchen nicht Verwandte, Freunde oder auch nur Bekannte zu sein. Es tritt ein Fremdling an sie heran und beraubt einen der Mitgehenden. Wenn nun die Anderen ruhig dabei stehen und zusehen — o fliehen wir rasch in unseren Zufluchtsort unter dem Strich!

Eine Körperschaft steht am Rande des Verderbens, sie sieht deutlich die Hilfe vor sich und theilt sich schnell in zwei Gruppen. Eine arrangirt mit seltener Ausdauer „unverbindliche Besprechungen", und die andere trotzt und schimpft, und keine streckt die Hand aus nach der winkenden Stellung. Nein, nein! da thun wir nicht mit und ziehen uns in unsere Kasematte zurück.

Weithin weht das begeisternde Banner der Nationalität und das aufgeregte Gefolge desselben will nichts davon wissen, daß man den Ehrenmann achten und den Schuft verachten soll, mag er welcher Nation oder Konfession immer angehören, und hält daran fest, daß die Konnationalen durchwegs Ehrenmänner und Angehörige jeder anderen Nation Schufte sind. — Ach nur schnell in die Kasematte!

Der genuß- und darum gelddürstende Pariser hat seinen Panama- und Dreifuß-Rummel bis zum Eckel durchgekostet — und merkt noch immer nichts. Wir wollen uns von dem Eckel und Ueberdruß unter dem Striche ausruhen. —

Dorthin dringt nicht das Getöse der Tageskämpfe, dort erwarten uns Beruhigung, Belehrung und Aufheiterung. Das Feuilleton sollte sich als Motto die Aeußerung Ralph Waldo Emerson's gegenwärtig halten: „Jeder Mensch sollte uns Leben

und Natur fröhlicher empfinden lassen, sonst wird er besser nicht geboren."

Das Feuilleton erfüllt dann seine Pflicht, wenn es die Beleuchtungsart der Dinge anregt, unabhängig vom Satze des Grundes (Schopenhauer: Welt als Wille und Vorstellung III. Buch), tiefes persönliches Interesse muß ausgeschaltet werden, und außer Betracht bleiben, um uns als rein erkennendes und willenloses Subjekt des reinsten Genusses fähig zu machen und zu erhalten.

Es gibt Leser, die im Feuilleton Erzählungen verlangen mit möglichst tragischem Schluß, andere ziehen einen glücklichen Schluß vor, worunter sie sonderbarer Weise meist eine Heirat verstehen.

Erfahrene, kluge Leser verlangen gar keinen Schluß, sondern nur die Versetzung in ein bestimmtes Milieu, in eine gewisse Stimmung, eine Anregung, deren Nachwirkung dem Leser selbst überlassen wird.

Diese litterarischen Feinschmecker quittiren mit Behagen jeden Geistesblitz, jedes gelungene Aperçu, naiven Humor, feine Satire, ja selbst manchen wohl überlegten Unsinn und Talleyrand bemerkt: „Ich finde, daß Unsinn außerordentlich erfrischend wirkt."

„Erfrischen" ist das richtige Wort für die Aufgabe des Feuilletons. Wenn uns die Tagesgeschichte anwidert, langweilt oder aufregt, unter dem Striche ist der richtige Rathhauskeller. Dort wird Lethe kredenzt, dort sind die Oelvorräthe, die die Wogen des politischen Sturmes glätten.

Und wie das Gute nach allen Richtungen Gutes wirkt, so tragen die wohlversorgten Kellervorräthe reiche Früchte dem Unternehmer.

Eine bekannte große Zeitung erfreut sich ihrer Tendenz nach, der Zustimmung des allerkleinsten Theiles ihrer Abnehmer, und spricht man darüber seine Verwunderung aus, so hört man regelmäßig: „Gewiß, ja wohl, aber die Zeitung bringt doch die besten Feuilletons."*)

Dr. M.

*) Gegenwärtig hat es auch damit seine guten Wege. (Die Schriftl.)

Tu felix Austria!

Im Hause Oesterreich gibt es vor der Hand recht wenig Neues. Die Wahlen sind beendet und der Reichsrath ist bereits für 31. Januar 1901 einberufen. Was daraus werden soll, weiß natürlich kein Mensch, am allerwenigsten aber unser Herr Premierminister. Es ist sehr bezeichnend, daß man sich bis heute noch nicht darüber klar ist, wer dem neuen Hause präsidiren soll. Es muß eine recht arme Volksvertretung sein, arm an innerem Halt, arm an Köpfen und Charakteren, wenn für diesen wichtigen Posten so schwer der geeignete Mann zu finden ist. Im Uebrigen geben die diversen Parteihäuptlinge in ihren Leibjournalen ihre Meinung über die „Lage" zum Besten. Es ist natürlich nicht der Mühe wert, darauf näher einzugehen, denn diese Auslassungen bestätigen nur die Thatsache, wie sehr unser politisches Leben versumpft und verrottet ist.

Wenn nun auch die „innere Lage" in den letzten Tagen kein tieferes Interesse beanspruchen konnte, so dürften doch alle Zeitungsleser, soferne sie Freunde eines gesunden Humors sind, auf ihre Rechnung gekommen sein, denn die Verheerungen, welche der Tod der Königin Victoria in den Köpfen der Schmöcke angerichtet hat, sind von einer so unwiderstehlichen Komik, daß man auf die ernste Thatsache ganz vergißt, daß eine Greisin, die sich vielleicht mit Recht die mächtigste Herrscherin der Erde nennen durfte, der Natur ihren Tribut zollen mußte. Manch' ehrsamer Spießer wird nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er eines schönen Tages aus seinem Leibblatte erfuhr, in welch' tiefe Trauer er durch den Tod der Königin von England versetzt wurde. Aber schließlich hat man es doch glauben müssen, als die schmerzliche Antheilnahme der österreichischen Völker in der „Wiener Zeitung" ihre officielle Bestätigung fand. Der berüchtigte Servilismus und Byzantinismus der Wiener Presse hat noch selten üppigere Blüten gezeitigt wie diesmal. Die Blumenhändler und andere Leute, welche Faschingtand verkaufen, mögen Grund haben zu trauern, aber die Völker des europäischen Kontinents haben wahrhaftig keine Ursache in herzzerreißende Klagen auszubrechen. Menschlich ist ihnen Englands Königin, wie alle

Großen der Erde, fernegestanden und ansonsten wird die Erinnerung an sie stets mit dem ungerechtesten und grausamsten aller Kriege verquickt bleiben. Man mag ihr vielleicht Unrecht thun, wenn man sie der Mitschuld am südafrikanischen Kriege bezichtigt, aber es ist die wahre Meinung der breitesten Volksschichten, und die thränenreichsten Leitartikel unserer Preßschmöcke werden daran nichts zu ändern vermögen.

Noch erheiternder wirkt natürlich das, was Schmock über den Thronfolger, den nunmehrigen König Eduard VII., zu berichten weiß. Der Prinz von Wales ist selbstverständlich ein Muster der Vollkommenheit in jeder Hinsicht. Bekanntlich besitzt derselbe alle jene Tugenden, welche einem Herrscher, Gatten und Familienvater zur besonderen Zierde gereichen. Seine Fähigkeiten als Politiker sind über jeden Zweifel erhaben, wenn er auch bisher als Kronprinz in dem streng constitutionellen England noch keine Gelegenheit hatte, dieselben zu bethätigen. Daß er mit Deutschland gute Freundschaft halten wird, ist gar keine Frage; Kaiser Wilhelm ist ja sein Neffe. Aber auch mit Frankreich gedenkt er bessere Beziehungen anzuknüpfen, dies dürfte ihm umso leichter gelingen, als er ja schon seit jeher mit der Pariser Halbwelt auf einem sehr guten Fuße stand. Auch vom rein menschlichen Standpunkte ist die Persönlichkeit des Prinzen von Wales eine sehr sympathische. Seine Leutseligkeit ist geradezu sprichwörtlich geworden und hat er dieselbe namentlich halbwüchsigen Mädchen gegenüber in ausgiebiger Weise bethätigt. Böse Zungen wollten zwar wissen, daß er in seinen Zärtlichkeiten manchmal etwas zu weit gegangen sei, aber was versteht der Pöbel von den Rechten und Pflichten eines englischen Thronerben! Daß er trotz seiner hohen Stellung ein Freund des Kartenspieles und feucht-fröhlicher Gesellschaft ist, kann ihm nur als ein besonderer Vorzug angerechnet werden, welcher geeignet ist, uns seine Person menschlich näher zu bringen. Ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle war er stets bestrebt, nur die beste Gesellschaft um sich zu versammeln und namentlich sein ehemaliger Intimus Oberst Gordon-Cumming, welcher alle Tugenden des Ritters Riccaut de la Marlinière in sich vereinte, wird den vornehmen Kreisen von London unvergeßlich bleiben. Leider wurde der Brave auch vielfach verkannt; nemo Propheta est in patria heißt ein altes lateinisches Sprichwort. Bekannt ist auch die tonangebende Rolle, welche der Prinz von Wales in puncto Herrenmode gespielt hat und namentlich seine genialen Giletschnitte geben Zeugnis davon, wie tief der hohe Herr in die Geheimnisse der Bekleidungsästhetik eingedrungen ist. Mit Neid und Bewunderung müssen die Völker des Continentes auf England blicken, dem das gütige Geschick einen solchen Mann zum Herrscher bescheert hat. Möge er recht lange Zeit zum Wohle seines Vaterlandes wirken!

Freidank.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen“
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: Ottokar Stauf von der March, verantwortlicher Schriftleiter: Hans Ezermak, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Künstlerhaus
WIEN, I. Carlplatz 5.
XV. Aquarell-Ausstellung.
Täglich geöffnet von 9—4 Uhr.
Eintrittspreis 60 Heller
An Sonn- und Feiertagen ab 2 Uhr 40 Heller.

SECESSION
WIEN, I. WIENZEILE
GEÖFFNET VON 9—7 UHR

Wäsche und **Sport-specialitäten**
anerkannt solidester Ausführung und Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX Pramergasse 22
Preislisten kostenfrei.

CHOCOLAT
SUCHARD
Pariser Weltausstellung 1900
!! Grand Prix !!
Höchste Auszeichnung.

Möbel
Telephon 2350.
Genossenschaftliches Warenhaus der Kunst- u. Möbeltischler Wiens
r. G. m. b. H.
6. Bezirk, Gumpendorferstrasse 22.

Eleganten Zimmerschmuck
Bilder aller Art
Oeldrucke, Kupferstiche, Heliogravuren, Fotografien, religiöse Motive, Landschaften, Genres, Jagd, Stillleben etc.
in geschmackvoller und künstlerisch vollendeter Ausführung liefert zu
biligsten Preisen
Ernst Schuster's Kunst-Verlag
Wien, IV. Belvederegasse 20.

Schenker's Gesellschaftsreisen.
8. Orientreise.
Abfahrt: 25. Februar. Dauer: 51 Tage.
Durch die **bisherigen** Anmeldungen ist die Ausführung der Reise **gesichert.**
9. Orientreise
billige Sonderfahrt
Abreise: 27. März. Dauer: 34 Tage.
Auch diese Reise findet statt, nachdem bereits genügende Theilnehmer angemeldet sind.
Specialprogramme dieser Reise werden kostenfrei versandt.
Italienreisen.
26. März und 23. April
Reisebureau Schenker & Co.
I., Schottenring 3 und I., Kohlmarkt 1.
Prospecte kostenfrei.

KOSMIN
Sorgsame Mütter, achtet darauf, dass eure Kleinen so früh wie möglich Kosmin Mundwasser zur Kräftigung des Zahnfleisches und Erhaltung der Zähnchen gebrauchen.
Flacon K 2, lange ausreichend.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Octav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 4.20 = Mk. 4 = Frcs. 6.—

Einzelne Hefte 80 Heller = 70 Pfennig = 90 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer", Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Illustriertes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8 Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20928.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Unrechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit und Gerechtigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

4. Heft. 15. Februar. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig.**

Inhalts-Verzeichnis:

Roland Hammer, Sozial-Aristokratie . . . 99
Felix Dahn, die Alten und die Jungen . . 102
Stauf v. der March, Victor Hugo 102
Emil Nellenberg, Am Baum der Erkenntnis 108
Emil Zola, Der Opportunismus Leo XIII. 109
Jaroslav Vrchlicky, Giotto und die Seele . 113
Manfred Wittich, Arnold Böcklin 115
Die Böcklin-Denkmünze (mit Bild) 116
Anton Renk, Ricardo d'Italia 117
Richard Nordhausen, Baron Wolzogen's Ueberbrettl 117
Aus dem Wiener Kunstleben 119
Bücherschau 123
Aus dem Narrenhause der Zeit 126
Feuilleton: Leo Berg, zur Kunst und Aesthetik 128
— Germanus Senex, Zeitglossen . 129
Freidank, Tu felix Austria! 130

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell von Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hause, Moderno.
Karl Maria Heidt, Wien.
Karl Henckell, Zürich.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Richard Nordhausen, Berlin.
Oskar Panizza, Paris.
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Hermann Rollett, Baden.
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marsch[illegible]
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf von der March, Wien.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau.
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Voranzeige! Im nächsten Hefte Nr. 5 beginnen wir mit der Veröffentlichung des dreiaktigen Variétéspieles „Politik", von Josef Bahner und Oskar Weilhart.

Briefschalter.

F. L., hier. Für die anerkennenden Worte sagen wir Ihnen herzlichen Dank und freuen uns Ihrer Zusage, das Blatt allerthalben empfehlen zu wollen.

„Ansgar", hier. Ihre Mitarbeiterschaft kann uns nur willkommen sein Leider ist die erste Einsendung nicht zu verwenden und steht Ihnen zur Verfügung, Wir bitten um Weiteres.

H. G., Graz. Anzeige im „Gr. Tagblatt" haben wir mit Vergnügen gelesen. Freundl. Gruß!

L. M., London. Wir danken für die uns aufgegebenen Adressen und senden gleichzeitig die gewünschten Probehefte.

P. H., Berlin. Zu unserem Bedauern können wir Ihren Wunsch nicht erfüllen. Das 1. Heft ist vollständig vergriffen (Auflage 12.000.)

R. K., Stuttgart. Den Gedanken, das Blatt wöchentlich unter den gleichen Bezugsbedingungen erscheinen zu lassen, haben wir bereits erörtert, vorläufig ist dies jedoch nicht durchführbar.

F. v. M., Triest. Ihren Wunsch sollen Sie im nächsten Hefte erfüllt sehen. Hoffentlich gelingt es uns, auch ein Bild von Moscherosch aufzutreiben.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

Sam. Sänger, John Ruskin
Wer darf Zeitschriften vertreiben?
Grete Baldauf, Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke.
J. Trübswasser, Chrysis. — Der Herr Meister.
Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, 1. Band.
A. Weiß, Christrosen.
In Sachen: Kurnig's Neo-Nihilismus.
Die Fackel, Nr. 66.
Der Freidenker, 3, 4.
Der Türmer, III. 4 und 5.
Der Spielmann, I. 1.
Der Scherer, 3
Internationale Litteraturberichte, 3.
Der Kyffhäuser, 21.

Wien, 15. Februar 1901.

Sozial-Aristokratie.*)

Allgemeine Gesichtspunkte.

„Sozial-Aristokratie" — ich sehe im Geiste, wie die einen Auguren (die „süßen" möchte ich sagen) einander behaglich zuzwinkern und sich selbstzufrieden die Bärte zwirbeln, indessen die andern (die „sauren") ihr Antlitz in Falten wie der grollende Zeus verziehen und verachtungsvoll auf die Erde spucken.

Ein vertraktes Wörtchen das: Aristokratie! Der Hochwohlgeborene ebenso, wie der schlankweg Geborene (offiziell: „Wohlgeborene") verstehen darunter den Adel, und nur den Adel, das ist jene Kaste, welche vermöge ihrer vererbten, oder durch persönliches Zuthun erworbenen oder endlich vermittelst Bankozettel gekauften sogenannten „Verdienste" um dieses oder jenes Reich (verstehe: Dynastie) ein heiliges Privilegium auf die Herrschaft besitzt, recte: zu besitzen glaubt. Darum auch die sehr gemischten Empfindungen, sobald man von Aristokraten hört oder liest, insonders aber in diesem Falle, wo die nähere Bezeichnung „sozial" auf ganz bestimmte Ziele hinweist.

Der Aristokrat im landläufigen Wortsinne wird dabei an eine Regenerirung — nicht etwa des Adels (das wäre in seinen Augen eine blutige Beleidigung), sondern der Hegemonie desselben denken, an eine intensive Antheilnahme am Regiment — Alles in Allem: an ein Plaidoyer für die in den letzten Zügen liegende Junkerei, der überzeugte oder wie die offizielle Formel lautet: „klassenbewußte" Demokrat hinwieder wird neue Leimspindeln für das „souveräne Volk" vermuthen, eine besser gestimmte Lockpfeife, damit es desto sicherer in's Garn gehe. Der Vorsicht halber sei gleich hier entschieden erklärt, daß beide Factionen auf dem Holzweg sind, und zwar auf dem allersolidesten von der Welt. — — Warum aber, wird man mit Fug und Recht fragen, warum just das anrüchige Wort: Aristokratie — ? Erstlich: um den Gegensatz zur Demokratie (d. i. Sozial-Demokratie) schärfer hervorzuheben und andererseits: aus inneren Gründen, wie sich sofort zur Genüge darthun wird.

Aristokratie bedeutet, wie übrigens allgemein bekannt sein sollte, eigentlich: nicht die Herrschaft des Adels partout, sondern die der Besten, Tüchtigsten, durch körperliche oder geistige Eigenschaften zur Suprematie Tauglichsten, Fähigsten. Daß in alten Zeiten

*) Obgleich in mancher Beziehung mit nachfolgenden Ausführungen nicht einverstanden, haben wir uns doch entschlossen, dieselben zum Abdrucke zu bringen, in der Voraussetzung, daß die Veröffentlichung der ohne Zweifel interessanten Artikelreihe zu klärenden Erörterungen und Debatten Anlaß geben wird.
(Die Schriftleitung.)

es der Adel war, die Optimaten, Patrizier, Bannerherrn und wie sie sonst noch geheißen, der die „Besten" repräsentirte, ist aus den damaligen Verhältnissen unschwer zu erklären. Uebrigens durfte jener Adel mit wenigen Ausnahmen auf das Prädikat „die Besten" Anspruch erheben, abgesehen davon, daß er sich aus emporgekommen Plebejer-Geschlechtern rekrutirte. Heute ist es damit anders bestellt. Die erdrückende Majorität des zeitgenössischen Adels besitzt erwiesenermaßen weder die Einsicht, noch die Eignung, Völker und Reiche zu lenken (wenn Prinz Alois Liechtenstein behauptet, der Adel sei der „erbliche Führer des Volkes"*), so beweist das nur, daß er trotz seiner vielen modernen — (absichtlichen?) — Allüren noch recht mittelalterlich denkt und sich unter „Volk" etwas Fideikommissarisches vorstellt), psychisch und physisch in gleicher Weise degenerirt, steht diese Mehrheit unter dem Niveau modernen Fühlens und Strebens, so daß jenes Prädikat „die Besten" nichts mehr und nichts weniger als eine Selbst-Travestie ist, wie solche auch der hervorragendste Satyriker nicht packender erdichten könnte. Der Adel von heute bildet nur die Staffage, die prunkende Tapete, von welcher sich der Thron umso wirkungsvoller abhebt; er ist im Ganzen und Großen genau das, was er gewesen, ehe er die Privilegien aus der Hand der mittelalterlichen Herrscher erhielt: die Sauvegarde der Regenten.

„Aristokratie" im Sinne nachstehender Ausführungen hat mit dem überlieferten Begriff gar nichts zu schaffen und bedeutet hier bloß die Herrschaft der wirklich „Besten, Tüchtigsten, Berufensten", gleichviel: ob sie dem Adel oder der „Kanaille" entstammen. Herrschaft? — Ja! denn des Pöbels gibt und wird es immer genug geben, der beherrscht werden will und beherrscht werden muß, und zwar mit eisernen Fäusten, wenn nicht alles zum Teufel gehen soll! Der Anarchismus ist, ebenso wie der ewige Friede, ein — wenn auch: „schöner" Schwindel.

Nun aber zur Frage: was ist „Sozial-Aristokratie"? Nichts anderes, als angewendeter Sozialismus, Sozialismus der höher Organisirten, der Individualitäten. — wohlgemerkt: Individualitäten, zum Unterschied von der Sozial-Demokratie, dem Sozialismus der Individuen, der Heerdenmenschen — — intuitive Welt-Erkenntnis auf Darwins Selektionstheorem beruhend. Das (übrigens wohl nur offizielle und offiziöse) Kredo der Sozialdemokratie heischt: „Gleiches Recht für Alle!" — Die Sozial-Aristokratie berichtigt diesen aufdringlichen Gedächtnisfehler, indem sie sagt: „Jedem nach seiner Leistung!"

Der Sozialdemokrat kennt keinen Unterschied innerhalb der Menschen, er idealisirt im Sinne der Humanitätsduselei von anno 1789, er übersieht die Thatsachen der Völkergeschichte, er fälscht die Forschungs-Ergebnisse der Wissenschaft, heute unbewußt, morgen absichtlich, und zuletzt gewohnheitsgemäß. Der Sozial-Aristokrat hingegen ist sich des naturgemäßen Unterschiedes zwischen den Menschen bewußt, sein Standpunkt sind reinmoderne Ideen, er berücksichtigt die Lehren der Jahrhunderte, nimmt die Erfahrungen der Wissenschaft lauter in sich auf und benutzt sie gewissenhaft. Die Sozialdemokratie hat demnach den atavistisch-idealen, menschlichen, präziser gesprochen: christlichen Ideenkreis zum Ausgangspunkt — die Sozial-Aristokratie den modern-idealen, ethischen, naturwissenschaftlich-ökonomischen.

Die Sozialdemokratie erblickt sonderbarer Weise trotz ihrer Gleichheitstheorie (auch einer von ihren großen Widersprüchen!) in den sogenannten „höheren" Ständen lediglich moralische und geistige Verlotterung, und anerkennt innerhalb dieser von vorneweg absurden Regel keinerlei Ausnahmen (schließlich eine logische Konsequenz, eine Wiedervergeltung des von den Firniß-Gebildeten kultivirten Gebahrens!); die Sozial-Aristokratie abstrahirt aus der Erfahrung: daß die Tüchtigen genau so wie die Untüchtigen keiner bestimmten Klasse und Rasse angehören, sondern sich auf die gesammte menschliche Gesellschaft vertheilen. Der Sozialdemokrat ist also tolerant gegen seine Klasse, ungerecht gegen die Besitzenden, der Sozial-Aristokrat aber gerecht gegen Jedermann und intolerant nur gegen Tagdiebe und Zeittotschläger.

*) So sagte er in einer Rede im österreichischen Parlamente. (Der Verfasser.)

Der Sozialdemokratie geben die sogenannten „angeborenen Menschenrechte", das freie Vernunft Menschenthum die Direktive, der Sozial-Aristokratie die Natur mit ihrer Auslese. Die Forderung des Sozialdemokratismus: die Erbbesitzenden sind des Besitz-Privilegiums zu enteignen, „auf daß jeder Mensch gleich viel habe", korrigirt der Sozial-Aristokratismus dahin: „auf daß die tüchtigen Menschen mehr haben und die untüchtigen — ob sie nun Kinder von Reichen oder von Armen sind, tout égal; weniger". Denn nicht die Habe, die Bildung und ähnliche Aeußerlichkeiten machen den Werth des Menschen aus, sondern der Grad, das Maaß seiner körperlichen, beziehungsweise geistigen Leistungen. Im sozialdemokratischen Zukunftsstaate bildet die Gleichheit der Individuen untereinander das Fundament — im sozial-aristokratischen jedoch: die Leistung der Individualitäten. Die Sozialdemokratie unterdrückt den Einzelnen zu Gunsten des Ganzen, die Sozial-Aristokratie bestrebt durch Bevorzugung der Tüchtigen das Gemeinwohl zu fördern.

Resumé: Einerseits Schablonenstaat, andererseits Evolutionsstaat, dort die Schale des Sozialismus, hier der Kern. Soweit die Hauptunterschiede zwischen dem theoretischen und praktischen Sozialismus.

Bei der starken inneren Verwandtschaft dieser beiden Weltanschauungen ist es selbstverständlich, daß die Sozial-Aristokratie viele Forderungen der Sozialdemokratie adoptirt, allerdings immer mit Rücksicht auf ihren Leitsatz. Der oberste Maßstab ist die Leistungsfähigkeit des Einzelnen. So dekretirt sie ebenfalls die Abschaffung des Erb-Kapitalismus und Erb-Titulismus, die Aufhebung des mittelalterlichen Ueberbleibsels: Fideikommiß, die Kassirung aller Standesrechte, aller Beschränkungsgesetze (Vereinsgesetz, Preßgesetz u. ä), aller direkten Steuern, wie überhaupt aller Maßnahmen, welche die Interessen der Allgemeinheit den Interessen einer bevorzugten leistungsunfähigen Minderheit unterordnen, und fordert mit der Sozialdemokratie: Volksmiliz an Stelle der stehenden Heere, Weltlichkeit der Schulen, Unentgeltlichkeit des Unterrichtes, Erziehung zu allgemeiner Wehrfähigkeit, Entscheidung über Krieg und Frieden durch Volksvertetungen, Verantwortlichkeit der Minister den Parlamenten gegenüber, Mündigmachung des weiblichen Geschlechtes, des Klerus und der Heeresangehörigen, gründliche Reform der gesammten Erziehung — dagegen verwirft der Sozial-Aristokat die Verstaatlichung von Grund und Boden, wie überhaupt jede Verstaatlichung des Nationalbesitzes, da die personelle Enteignung, logischerweise eine Werthverminderung des Konkurrenz-Objektes, ergo: eine Verminderung des Arbeitspreises, ergo: eine Verminderung der Aneiferungen zu Leistungen überhaupt zur Folge hätte. Weiters verwirft er die Errichtung eines internationalen Schiedsgerichtes. Der stärkere Staat würde sich ja doch blutwenig um das Verdikt des internationalen grünen Tisches scheeren, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Spruch geradezu unmöglich wäre bei den hervorstechenden Charakter-Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker.

Einen weiteren Gegensatz zur Sozialdemokratie bildet die Forderung des Sozial-Aristokraten: die Todesstrafen, wie überhaupt alle Strafen, sofern die Delikte gegen das Leben oder die Existenz des Staatsbürgers gerichtet sind: zu verschärfen. Und von hier ab gehen die Wege beider Reformparteien auseinander. Als Partisan der natürlichen Auslese muß der Sozial-Aristrokrat für das Verbot der Fortpflanzung bei leiblichen oder geistigen Gebresten eintreten, ferner für die Isolirung aller mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, für strenge Trunkenheitsgesetze, stramme Handhabung der sittenpolizeilichen Maßregeln, energische Maßnahmen gegen das Vagabunden-Unwesen, endlich für Hebung des Kleingewerbes, Reform des Wahlrechtes, Beschränkung der Schank-Freiheit, Regenerirung der Presse, Kontrolle des Inseraten-Wesens, scharfe Wucher-Gesetze, u. a. m.

Der Sozialdemokrat sieht das Heil lediglich in der Republik, der Sozial-Aristokrat im zweckmäßigen Staatswesen — ob nun die Republik zweckmäßiger ist, als die Monarchie, oder umgekehrt: das dürfte wohl ewig eine offene Streitfrage bleiben; die Vor- und Nachtheile beider Staatsformen stehen in fast gleichem Gewichts-Verhältnisse zu einander — verlotterte Regirungen zeitigen in der Republik ebensolche Gauner („Panama"), als in der Monarchie („Banca Romana") oder wie Beranger sagt:

Ob Republik, ob Monarchie:
Geschoren wird das liebe Vieh. —

Der sozialaristokratische Staat der Zukunft mag monarchisch sein: dann muß die Primogenitur unbedingt fallen, in ihr liegt der Verwesungskeim, wie die Weltgeschichte auf fast jedem ihrer Blätter beweist; der sozialaristokratische Staat mag republikanisch sein, dann muß auch hier das Prinzip: „Der Tüchtigste sei Leiter" gewahrt werden.

Der Sozialdemokrat schwärmt für die Verbrüderung aller Nationen, für Internationalismus; der Sozialaristokrat ist streng national gesinnt, zumal die Verbrüderung von so heterogenen Elementen doch nur ein schönes Ideal, also unerreichbar ist. Die Sozialdemokratie erhofft ein Reich der Menschheit, die Sozialaristokratie ein Volksreich, deshalb auch die Forderung der letzteren: Volksgrenzen und nicht Landesgrenzen!

Der Sozialdemokrat phantasirt von einem ewigen, endlosen Weltfrieden, der Sozialaristokrat sieht im Kriege ein unausweichliches, nothwendiges Uebel, das gleichzeitig zerstört und befruchtet, wie die Geschichte darthut.

Mit einem Worte, die Sozialdemokratie jagt regenbogenfarbenen Spiegelbildern nach, sie ist idealistisch, unmodern; die Sozialaristokratie steht fest auf dem Boden der Thatsachen, sie ist realistisch, modern.

Roland Hammer.

Die Alten und die Jungen.

(Jubiläumsspruch.)

Wir schrei'n zu viel „Victoria!"
„Hurrah!" und „Kling-Klang-Gloria!"
Wir feiern zu viel Feste.
Einst trieben anders wir das Spiel:
Wir sprachen wenig, thaten viel — —
Und die Art war die beste.

Breslau. Felix Dahn.

Victor Hugo.

Von Ottokar Stauf von der March (Wien).

I.

„Le roi Hugon" ist eine altfranzösische Märchengestalt, jedenfalls aus verbleichten geschichtlichen Erinnerungen an Herzog Hugo den Großen († 956, auch „der Weiße" oder „der Abt") erwachsen, der mit Hilfe der Lothringer König Karl IV., zubenannt „der Einfältige", verjagte und Frankreichs Krone nach Gutdünken verlieh. Wahrscheinlich zur Strafe dafür — so wenigstens dürften es die Gottesgnadenthümler erklären — muß er nun seit Jahrhunderten in den Gauen seiner ehemaligen Bundesgenossen gegen den karolingischen Schwachkopf sein spuckhaftes Wesen treiben, Kinder und alte Weiber in Todesängste schrecken und Erwachsenen das Gruseln lehren. — Was „le roi Hugon" im Volksmärchen ist, war oder auch: ist noch sein Namensvetter, der Dichter Victor Hugo

in der Litteratur. Ja, selbst in den äußeren Schicksalen gleichen die beiden Landsleute einander vollkommen. Herzog Hugo von Burgund und Neustrien, dermaleinst der mächtigste Baron Frankreichs, der seine Lehensherren, die allerchristlichsten Könige nach Lust und Laune befehdete, und Chlodowech's Krone bald dem, bald jenem bis auf Widerruf schenkte, ward zum Gespenst, zum Leuteschrecker, an den nur noch Kinder und Weiber beiderlei Geschlechtes glauben. Victor Hugo, der beispiellos vergötterte, mit Ruhm gleichsam verschüttete Dichter, der litterarische Diktator, dem sich Alles willig beugte, der die Herrscher nicht weniger befehdete, als sein Namensbruder aus dem X. Jahrhundert, dieser Victor Hugo, der „überwältigende, siegreiche Geist", wie man seinen Namen gedeutet hat (Victor-Sieger, Ueberwältiger, Hugo-Geist, vom germanischen hugi), den seine Zeitgenossen kurzweg „Père" anredeten (wohlgemerkt: mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben, wie es nur Gott zukommt!) erscheint heute als „Phraseur", als „aufgeplustertes Halbtalent", wenn nicht gar noch weniger (Vgl. Zola's, Rod's und Hennequin's Urtheile).

Sic transit gloria! Der gewaltige Herzog von einst — ein hirnloser Spuck, und der große Dichter von ehemals — ein saftloser Phrasendrescher. Wer hat angesichts dessen (und es wiederholt sich ja beinahe täglich) wohl noch Lust, sich über das Mittelmaß, über die Dutzendmenschheit zu erheben? Ist es nicht besser, im Verborgenen zu leben, als Philister, sein Pfund zu vergraben und im Dunkel zu sterben, ungekannt, ohne eine Spur zu hinterlassen, wie das kleinste Insekt im Reiche der Natur . . .

Victor Hugo, das „enfant sublime", wie ihn schon als Knaben der Dichter der fromm-empfindsamen „Atala" oder wie seine litterarischen Gegner meinten, der „Ah la la!" der romantisch-christliche Rückwärtser Chateaubriand nannte, dürfte so ziemlich der wunderlichste Heilige sein, den eine Litteratur hervorgebracht hat. Wenn Feuer und Wasser sich je vereinigen könnten, so müßte die merkwürdige Mischung den Namen „Victor Hugo" erhalten, denn nirgendwo findet man die beiden Elemente so hübsch bei einander, als in diesem „Neu-Romantiker". Pathos und Nüchternheit, Phrasen und tiefes Gefühl, Erhabenheit und Karrikatur, Bilderreichthum und Leitartikelschwulst, klassischer Faltenwurf und romantische Verwahrlosung, grobe Effekte und feine Affekte, plumpe, täppische Zeichnungen und meisterhafte Aquarelle, Phantastik und Philisterei, Schönheit und Häßlichkeit, Poesie und Prosa, Sinnvolles und Unsinniges, Mögliches und Unmögliches — Höllenbreughel ins Litterarische übersetzt, das ist die Signatur von Hugo's sämmtlichen Werken. Kein Wunder! war er doch im Leben nicht weniger Höllenbreughel — jetzt ein fanatischer Bourbonist, dann ein ebenso fanatischer Bonapartist, gleich darauf ein Liberaler, unlange danach ein Parteigänger des „Bürgerkönigs", endlich ein glühender Republikaner und schließlich gar ein sozialistisch-kommunistischer „Zwei-Drittel-Narr", wie Scherr ebenso derb, als treffend meint. Aber trotz alledem und alledem! wer ihn in Bausch und Bogen als einen „Phraseur" und ein „Halbtalent" abfertigt, fügt ihm entschiedenes Unrecht zu. Da liegt denn doch noch so Manches dazwischen, fast ebensoviel, wie zwischen einem Zola und einem Louvet de Couvray oder einem Rod und einem Kirchner, oder endlich einem Hennequin und einem Adolf Kohut.

Wem die Empfindung hiefür abgeht, auf den wird auch die beste Darlegung keinen Eindruck machen. „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!" Die Sucht des modernen Menschen, Alles umzuwerthen (und zugleich zu entwerthen) hat etwas Vandalisches oder besser — die Vandalen waren lange nicht solche Zerstörer, als man zu tratschen gewohnt ist — etwas Dominikanerhaftes an sich. So man ihnen Glauben schenkt, müßte man fast alles Alte und Aeltere verwerfen, in den untersten Höllengrund verdammen und an seiner Statt einzig und allein das Moderne setzen. Sie gleichen jenem wahnwitzigen Cäsar, der allen Statuen die Köpfe abschlagen ließ, um für sein Gottes-Gnaden-Antlitz Propaganda zu machen. „Phrasen, Phrasen, nichts als Phrasen!" damit wird Alles abgethan, was nicht moderne Allüren aufweist, und Talent — ? Talent — o mein Gott! „Talent haben nur wir und unsere Freunde"' wie es im Molière heißt . . . .

Es will mir scheinen, als ob man Hugo deshalb so ausnehmend schlecht behandelt, weil man das Milieu, in dem er erwachsen und in dem er gelebt hat, nicht im Geringsten berücksichtigt. Jeder Dichter, selbst das Genie, ist ja bekanntlich, wenn nicht ganz, so doch zum großen Theil ein Produkt des Milieu's, das ihn umgibt, und er mag es auch zeitlebens nicht, sich von dessen Einfluß frei zu machen. Zumal bei Victor Hugo trifft dies in besonderem Maße ein. Schon seine Abstammung weist des Verschiedenartigen, zum Theil sich geradezu Widersprechenden genug auf. In seinen Adern fließt gallisches und germanisches Blut (letzteres überwiegt sogar) und stellt ihn vor die Wahl zwischen beiden Völkern, einmal ist er stolz darauf, Franzose zu sein (vgl. in „Le Rhin": „Wenn ich nicht Franzose wäre, möchte ich ein Deutscher sein"), ein andermal berauscht er sich an dem Gedanken, daß sein deutscher Name in den großen Kriegen erklungen (vgl. die Ode „à la colonne de la place Vendôme"; „mon nom saxon, mêlé parmi des cris de guerre"). Sein Vater ist von altlothringischer Herkunft, seine Mutter nennt die Bretagne ihre Heimath, die schon aus dem Mittelalter bekannte lothringische Halsstarrigkeit, das tönende Pathos verbindet sich mit der aufopfernden Königstreue, der schlichten, tiefen Gemüth des Bretonen; der Vater, überdies ein Offizier der großen Armee, und von Napoleon gegraft, ist ein entschiedener Parteigänger des Kaisers „von eigenen Gnaden", die Mutter hingegen bleibt bis zu ihrem letzten Athemzug Royalistin. — Ist es wohl denkbar, daß dies Alles so ganz ohne Spur an dem jungen Hugo vorübergegangen wäre? Ist es vielmehr nicht höchst wahrscheinlich, daß hier die Atome seiner zwiespältigen Natur zu suchen sind? Aber gehen wir noch weiter. Als der Dichter zur Welt kam, „ce siècle avait deux ans", wie er im Eingang zu den „Feuilles d'automne" sagt, war der Festplatz des „heiligen Guillotin" noch feucht vom Opferblut, das diese Schreckensmänner zur größeren Ehre der Revolution vergossen und die Menschheit bebte mit Bangen jeden Augenblick einem neuen, politischen Erdbeben entgegen. Seit einem Jahrzehnt fast wiederhallte ganz Europa vom Schlachtenlärm und unferne Zeit nach der Geburt des Dichters folgte den unerhörten Gräueln der Bastillestürmer ein ebenso unerhörter Glanz des korsischen Genies. Mit kaleidoskopartiger Plötzlichkeit wechselten gräßliche, verblüffende, außerordentliche Bilder mit einander ab. Jede Stunde sozusagen brachte Neues, Ueberraschendes. Wie Vieles haben die Eltern ihren Kindern erzählt, wie Vieles haben diese selbst erlebt! Zumal Soldatenkinder, wie Victor Hugo eines war! Kaum sechs Wochen alt, wird der Säugling von Besançon nach Marseille gebracht, dann nach der Insel Elba und von da nach Paris. Aber das ist blos der Anfang, sozusagen die Vorbereitung zu weiteren und ferneren Fahrten.

Im Jahre 1806 geht der tapfere Oberst Sigibert von Hugo mit Kind und Kegel nach Italien und zwar tief hinunter ins Calabresische, um dort nach dem berüchtigten Briganten und Patrioten — Brigant und Patriot ist in Italien fast immer beisammen und zumeist auch mit Recht, denn wo offizielle Patrioten à la Crispi insgeheim rauben und stehlen, müssen offizielle Räuber nothwendigerweise zu Patrioten werden — Fra Diavolo fahnden, ihn zu fassen und mit der sogenannten Gerechtigkeit bekannt zu machen. Es war ein äußerst gefahrvolles und blutiges Unternehmen, wenn man den Haß der Italiener, zumal der geächteten, gegen die fremden Gewaltherrscher in Anschlag bringt, doch der tüchtige Prätorianer des Kaisers entledigt sich seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise. Kaum ist Calabrien „gesäubert", als der Befehl einlangte, das Kommando eines Truppentheils in Spanien zu übernehmen, wo Josef Bonaparte, als Geschäftsführer der napoleonischen Despotenfiliale vorstand. Kurz darauf beschied der nun zum General beförderte Hauptmann seine Familie nach Madrid (1811). Die Reise dahin bildet ein Kunterbunt von Tragik und Komik, von blutigen und grotesken Zwischenfällen. Im offenen, wie im bedeckten Terrain, im Walde, auf der Heerstraße, in den Bergen, in den Thälern, zwischen Hecken, hinter Thüren — nirgends ist man des Lebens sicher, allenthalben lauert der grimmige, unversöhnliche, unerbittliche Haß des Spaniers. Urplötzlich greifen die Guerrillas, wie aus der Erde gewachsen, die starke Bedeckung der Reisenden an, wilde Verwünschungen gegen „Napoladron" und die „Francesas" schwirren durch die Luft und eben

plötzlich sind die Schrecklichen wieder spurlos verschwunden, nicht ohne den verhaßten Franzosen einige blutige Denkzettel verabreicht zu haben. Oft genug pfeifen die Kugeln um die Kutsche der Frau Generalin, und man forscht vergebens, woher sie kommen. Blut und Thränen bezeichnen den Weg, und Schmerz und Jammer begleiten die Karavane. Ein anderes Bild. Der Kommandant der Begleittruppe, vom Herannahen der spanischen Königin benachrichtigt, befiehlt seinen Leuten, reine Wäsche anzuziehen und sich „en pleine parade" zu werfen, aber Ihre Majestät fährt leider zu früh vor und überrascht somit zweitausend Männer mitten im Hemdwechseln — „dans l'entr'acte de leurs chemises".

In Madrid bleibt der junge Hugo zwei Jahre lang und zwar in einem Kloster, wie ja die Franzosen, während ihres Aufenthaltes in Spanien, die festen, einer Berennung Widerstand leistenden Klostergebäude am liebsten aufsuchten. Dort erhielt der künftige Dichter mit seinem Bruder noch eine Art von Erziehung durch — Mönche. Ein Krüppel, verwachsen und zwergicht, der für den Unterhalt, den ihm das Mitleid der Klosterbrüder gewährt, allerhand Dienstleistungen verrichtet, ist gleichsam der Kammerdiener der beiden Knaben. Im Kloster lernt Victor neben der spanischen Sprache — diese binnen sechs Wochen — so viel, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris (1812) die Lehrer der Pension, in welcher er untergebracht wurde, „hätte unterrichten können", so meint wenigstens seine Frau, der wir eine ausführliche, aber leider nicht vollendete Lebensgeschichte des Dichters verdanken. („Victor Hugo, raconté par un témoin de sa vie — 1863.) Hiemit sind die Wanderjahre (oder soll man sagen „Lehrjahre?") für Victor Hugo abgeschlossen, mindestens für die Kindeszeit.

Es wäre widersinnig, und mit der menschlichen Natur ganz unvereinbar, wenn man all' diesen Umständen keinen Einfluß auf die Entwicklung des Dichters einräumen würde. Das ewige Hin und Her, aus der Heimat in die weite Fremde, das unstete Wandern aus einer Unruhe in die andere, der bunte Wechsel von Menschen, Landschaften und Ereignissen, muß in einem Kindesgemüth tiefe, unauslöschliche Eindrücke hervorrufen, ausgenommen etwa den Fall, daß das Gemüth des Kindes jeder Empfänglichkeit baar ist, was aber unter hundert Fällen kaum wohl ein einzigesmal zutrifft. Wo die Eindrücke aus eigener Anschauung zu oberflächlich waren, um in der jungen Seele haften zu bleiben, mag später die Ueberlieferung, das erzählende Wort der älteren Geschwister und der Eltern nachgeholfen haben. So zum Beispiel bei der wilden Jagd auf Fra Diavola, der wohl manch' einen Zug zum Charakterbilde des ritterlichen Räubers „Hernani" beigesteuert hat. Weit unmittelbarer und nachhaltiger berührten den Knaben die in Spanien erworbenen Eindrücke. Im Alter von neun Jahren ist ja das Gemüth des Menschen schon weit genug, um etwas in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Die erwähnten blutig-ernsten und grotesk-komischen Erlebnisse erklären einigermaßen Hugo's spätere Vorliebe, Schreckliches und Wunderliches mit etwas sentimentalem Kitt zusammenzuschweißen. Und wer möchte mit positiver Gewißheit leugnen, daß jener bucklige Zwerg, der die Knaben betreut, nicht Modell gesessen ist zum Quasimodo, dem Glöckner von Notre-Dame und zum Triboulet, dem Hofnarren? U. s. f. Es wird immerhin von Vortheil sein, sich derlei vor Augen zu halten, wenn man über Hugo's Seltsamkeiten spricht oder schreibt, jedenfalls werden sie verhindern, dem Dichter den Vorwurf der Gesuchtheit, der Ueber-Originalität zu machen.

Kaum hatte sich der Knabe in Paris eingelebt, als ihn der Sturz des Gönners seiner Familie, Napoleon I., emporriß Das Genie, der Unbesiegbare erlag in neun auf einander folgenden Schlachten der Uebermacht der lieben Mittelmäßigkeit, und ward nach Elba deportirt. Die Lilien kamen wieder in die Mode und mit ihnen überschwemmten die adeligen Tagediebe und Zeittotschläger, die „Myrmidonen" oder „Marquis Carabas", wie sie Beranger nennt, das Land. Sie waren aber noch nicht warm geworden im ancien régime, als Napoleon wieder erschien, freilich nur für hundert und etliche Tage, denn die Vogelsteller, die sich später unter der Firma „Heilige Allianz" etablirten, verstanden ihr Gewerbe. Der entfesselte Prometheus ward abermals, doch stärker als vorher, angeschmiedet und unter die scharfe Aufsicht seines Todfeindes John Bull gestellt, der

ihm wohl jenes Pulverchen gemischt hat, von welchem O'Meara und Automarchi zu erzählen wissen. Wieder marschierten die Bourbonen mit ihrem Stabe ein, um Land und Volk „katholisch" und antediluvianisch zu machen, womit für 15 Jahre die Staatsumwälzungen zu Ende sind. Nach Ablauf dieser Zeit gibt es wieder 'mal einen Krach. Der meineidige König Karl X. wird zum Tempel hinausgejagt und das Erbe der Bourbonen tritt der Sohn des Egalité an und zwar als „König der Franzosen", nicht als „König von Frankreich". Aber die Katze läßt das Mausen nicht, zumal wenn es eine bourbonische ist, mag sie auch orleanistisch gefärbt sein. Der Bürgerkönig beschneidet ein Recht um das andere. Achtzehn Jahre läßt sich's das Volk gefallen, dann jagt es König Ludwig Philipp seinem Ex-Kollegen nach. Kurz darauf gibt es einen äußerst blutigen Kampf zwischen dem so „verwaisten" Volke selbst. Mehrere tausend Arbeiter werden getödtet, andere deportirt, schließlich erscheint Prinz Louis Napoleon, ein Sohn der Hortense (und wessen noch? des Königs Ludwig von Holland?!) als Präsident der zweiten Republik auf der Bildfläche. Nun kommt Fluß in die Staatsrevolten. Die Gaunerei vom 2. Dezember 1851 und deren unmittelbare Folgen (das Gemetzel vom 3. und 4.), sowie die auf Grund eines niederträchtigen „Plebiscits" in Szene gesetzte Erhebung des Zuchthäuslers von Ham zum „Kaiser der Franzosen" ist allbekannt. Abermals verflossen 18 Jahre im Frieden, d. h. im Frieden unmittelbar für Frankreich. Die Regirung des napoleonischen Harlequins verlor täglich an Achtung und Ansehen, und die Versuche, sich zu „rehabilitiren" (Mexico z. B.) versagten auf's Kläglichste. In leichtsinnigster Weise beschwor der kaiserliche Verbrecher die Tage von Mars la Tour, Gravelotte und Sedan herauf, die seinen Lumpereien ein Ende machten. Am 4. September 1870 wurde Frankreich zum drittenmale binnen 80 Jahren zur Republik. Dem Sturz des Kaiserthums folgte die Belagerung von Paris durch die Deutschen und wüthende Parteikämpfe im Innern (das sogenannte „rothe Quartal") die Tausenden von Franzosen das Leben kosteten.

Auch diese Ereignisse wollen und müssen ins Auge gefaßt sein, wenn man den Dichter Hugo beurtheilt. Ein so außerordentlicher Patriot wie Victor Hugo es Zeit seines Lebens zweifelsohne gewesen ist, wird bei oberflächlicher Betrachtung stets manch' Zwiespältiges, Unausgeglichenes aufweisen, zumal wenn er Menschenfreund ist und demnach Vertrauen in die gute Gesinnung der Machthaber setzt. Hugo war aber, was Vertrauensseligkeit anbelangt, ein großes Kind. Er hat von fast jeder Regierung das Schönste und Beste für sein glühend geliebtes Vaterland gehofft, und als er sich getäuscht sah, diese mit all' seiner Kraft bekämpft. Wir Menschen einer leidenlahmen, versumpften Zeit, die nicht im Stande ist, auch nur *eine* Staatsumwälzung in Szene zu setzen, die sich von ferne mit jener der 90 und 40er Jahre vergleichen könnte, wir, deren Ideale in Profitgier und Genußsucht und — wenn's hoch kommt — in parlamentarischen Froschmäuselkriegen und kleinlichen Partei-Katzbalgereien bestehen, können die wechselnde Parteinahme des Dichters freilich nicht begreifen, — wir betrachten eben die Parteistellung als Zweck, indes sie doch nur *Mittel zum Zweck* ist. Victor Hugo war kein Parteimann im geläufigen Sinne des Wortes, er war Patriot, nichts mehr, nichts minder und mußte sich, um das was er angestrebt: die Größe seines Volkes, seines Vaterlandes zu erreichen, dieser und jener Strömung anschließen, von welcher er Ersprießliches erwartete.

Abgesehen von den in jugendlichem Alter (1820) also zu einer Zeit politischen Unreife gedichteten, überschwänglichen Psalmen auf die Bourbonen, (Oden auf die Geburt des Herzogs von Bordeaux, auf den Tod Ludwig XVIII., auf die Krönung Karl X. und auf die Ermordung des Herzogs von Berry), die infolge dessen nicht in Frage kommen können, hat er *nie* volksfeindliche Tendenzen vertheidigt und gepriesen — im Gegentheil als ihm die Augen über die Luderwirtschaft des neulackierten ancien régime aufgingen, stellte er sich als Tyrtäos an die Spitze derjenigen, die gegen die bourbonischen Don Quixotes vom Leder zogen. In gewaltigem Vollklang, wie nie vorher, ertönte die Stimme seiner ehrlichen Entrüstung und seiner Vaterlandsliebe in der Ode auf die Vendômesäule. Wohl pries er darin einen Mann, der Frankreich unzählige Wunden geschlagen und trotz aller Glorie großen Schaden zugefügt, wohl pries er einen Despoten von außerordent-

licher Art, aber seine Hymnen galten einem Manne, einem ganzen tüchtigen Kerl, einem großen Despoten, und indem er dessen geharnischten Geist beschwor, gleichsam zum Vergleiche mit den zwergigen, kläglichen Verknechtern, mit den königlichen Hämlingen seiner Zeit, untergrub er die Piedestale der Schrumpfgestalten weit sicherer, denn alle Oppositionsmänner mit ihren schönsten Reden. Das Lob, das er dem Riesen Napoleon zollte, war nur ein Mittel zum Zweck, die Kleinheit der Bourbonen ins rechte Licht zu rücken. Und schließlich: ist es denn etwas gar so Entsetzlich-Unwürdiges, einen Napoleon zu besingen? Besser, denke ich: ein Genie, einen Giganten zu feiern, selbst wenn er noch so viel Haß verdient, als Stümper, Spottgeburten aus Dreck und — Wasser zu verhöhnen, die der Verachtung würdig sind. Im Jahre 1830 nahm Hugo die Partei Ludwig Philipps und sang, wie sich seine Gegner ausdrücken „Loblieder auf ihn" Ja, warum auch nicht? Jeder Patriot — und welcher Franzose wäre es nicht? — setzte auf den Orléans seine Hoffnung. Infolge seiner Popularität, seines Freisinns schien der Sohn des Egalité die beste Bürgschaft für das Gedeihen des Vaterlandes zu bieten. Somit war Victor Hugo im vollen Rechte, wenn er ihm huldigte, glaubte er doch auch, der Bürgerkönig werde eine glückliche Zeit für Frankreich heraufführen. Daß er 1840 eine Ode auf die Beisetzung Napoleon I. dichtete — wie man hämisch hervorhebt — hat mit seiner Parteinahme für Orléans wenig und gar nichts zu thun, zumal ja König Ludwig Philipp diese Ehrung des Größten, den Frankreich je sein Eigen genannt hat, höchstselbst anregte und sein Sohn, der Prinz von Joinville die Ueberreste desselben von St. Helena nach dem Invalidendom brachte. Als aber 1848 sich herausstellte, daß der orleanistische Apfel gar nicht weit vom bourbonischen Stamme gefallen war sehen wir Hugo nicht nur als schärfsten Bekämpfer der Orléans, sondern auch als Republikaner strengster Regel. Nur ein, mit Platen zu reden: steifleindürrnüchterner Prinzipienreiter mag ihn deshalb verdonnern. Er kannte aus eigener Erfahrung die durch etliche Schein Volksrechte temperirte Staatsform des Absolutismus: die Monarchie — was blieb also dem glühenden Patrioten übrig, als der Wunsch, die Republik wieder aufgerichtet zu sehen?! Durch die Februarrevolution ward dieser Wunsch erfüllt, aber neben der Partei der nationalen Republikaner, aus Bürgern, Beamten, Männern der Wissenschaft u. ä. bestehend, hatte sich eine ziemlich starke Faction von sozialistischen Republikanern, Arbeitern und Proletariern gebildet, und bald prallte die trikolore Partei der Besitzenden mit der rothen der Besitzlosen hart zusammen. Die Schließung der kostspieligen und zwecklosen „Nationalwerkstätten" gab das Signal zum furchtbarsten und blutigsten Straßenkampf, den Paris jemals erlebt, selbst nicht zur Zeit der großen Revolution von 1789. Es handelte sich um Sein oder Nichtsein. Siegten die „Rothen", dann war nicht nur Leben und Besitz der „Trikoloren", sondern auch das Vaterland in Gefahr. So nahm denn Hugo persönlichen Antheil am Kampfe gegen die Aufständischen, denen sich katilinarische Existenzen in großer Zahl beigesellt hatten, in der Hoffnung auf gute Beute. Trotz übermächtiger Anstrengung von Seite der Ordnungspartei währte der Kampf mit den Rothen bis tief in das Jahr 1849, dazu kam noch eine starke Bewegung zu Gunsten der vertriebenen Bourbonen.

All' dies, zumal aber die Unsicherheit und Schwäche der gegenwärtigen Regierung brachte es naturgemäß mit sich, daß man nach einem kräftigen Regiment auszuschauen begann. Vor allem übte der Name Napoleon einen mächtigen Zauber und so wählte man den Neffen des großen Korsen zum Präsidenten der Republik. Unter denjenigen, die für ihn thatkräftigst eintraten, war Hugo einer der Vorzüglichsten Niemand konnte vermuthen, daß dieser Napoléon ein mit allen Salben geschmierter Schuft sei und daß man mit seiner Wahl wieder einmal einen Bock zum Gärtner gemacht habe. In jener trostlosen Zeit mußte er allen Patrioten als rettender Engel erscheinen, umsomehr als er die Kunst der Verstellung wie kaum Einer weg hatte. Das bewies schon das nächste Jahr, das u. A eine Beschneidung des Wahlrechtes (die Zahl der Stimmberechtigten ward von 9,600.000 auf 6,800 000 herabgedrückt) und ein äußerst hartes Preßgesetz brachte (das härteste, das Frankreich je erlebte). Das Ziel, dem man zusteuerte, ward immer deutlicher, und die Patrioten schlossen sich enger und enger zum Widerstande gegen die Feinde der

Republik zusammen. Hätte da Hugo zurückbleiben sollen? Das wäre doch entweder Gesinnungslumperei oder Feigheit gewesen. Nachdem Hugo keines von beiden war, treffen wir ihn unter den erbittertsten Gegnern des seit einiger Zeit Prinz-Präsident genannten napoleonischen Erzhallunken. Der 2. December 1851 enthüllte das elende Gaukelspiel — Louis Napoléon ward mittels eines beispiellos-frechen Staatsstreiches für zehn Jahre Präsident der Republik. Unter den zahlreichen Feinden, deren sich die neue Staatsgewalt durch Deportation und Verbannung entledigte, befand sich auch Victor Hugo, — Beweis genug, daß er sein Vaterland auch nicht um napoleonische Silberlinge verkauft hat, wie man ihn verdächtigt. Kein einziger von den bisherigen verfassungsbrecherischen Gewalthabern ist so heftig, so tötlich angegriffen worden, als Napoléon, der nach Jahresfrist (1852) das Ziel seines erbärmlichen Ehrgeizes: die Kaiserkrone erreichte. Zeuge deß ist Hugos zermalmendes Pamphlet „Napoléon le petit" und die von echt juvenalischer Empörung überfließende Gedichtsammlung „Les chatiments", in welchen Büchern er mit dem größten aller Schufte strenge Abrechnung gehalten hat. Für die Ehrlichkeit seiner Gesinnung bürgt auch der Umstand, daß Hugo bis zuletzt ein unversöhnlicher Todfeind des zweiten Kaiserreiches gewesen ist. Nach dem Sturze desselben zurückgekehrt, nahm er, wie selbstverständlich, heftig Partei gegen das deutsche Belagerungsheer. Ihm, als Franzosen, als Patrioten, mußte der Krieg von 1870 ungerecht und verdammenswerth erscheinen, so gut wie dem Deutschen, dem Patrioten eben dieser Krieg gerecht und des Lorbeers würdig däucht. Das erklärt die ausschweifenden Zornergüsse und den in unwürdigen Schmähungen sich ergehenden Rachedurst gegen Deutschland und das deutsche Volk. Hält man sich nun vor Augen, daß die in Frankreich am Ruder befindliche Partei mehr dem Maul als der That nach patriotisch war und sich gegen die unteren Volksschichten allerhand Bedrückungen erlaubte, so wird man es begreiflich finden, wenn der Dichter seine Sympathien dem „vierten Stande" zuwendete. Daß er allgemach ins Fahrwasser sozialistisch-kommunistischer Ideen gelangte, daraus wird ihm wohl kein Vernünftiger einen Vorwurf machen können. Er glaubte vielleicht, eine kommunistische Staatsform würde seinem vielgeprüften Vaterlande das bringen, was die bisherigen, monarchischen und republikanischen nicht gebracht hatten. Daß er sich geirrt — nun, wer wird ihm das verübeln wollen, verübeln können! „Es irrt der Mensch, so lang er strebt" und je größer der Mensch, desto größer sein Irrthum. So viel über Hugos politischen Charakter, der allenthalben aus der Maaßen schlecht wegkommt, da man sich stets nur an Aeußerlichkeiten hält, und nie den Beweggründen nachgeht, die ein — wie hämisch gesagt wird — „so interessantes Farbenspiel" hervorgebracht haben.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Am Baum der Erkenntnis.

Ich hatte zwei Freunde, frische Kerle und jung,
Wie gährender Most im Fasse:
Oft stritten wir um ein Columbusei,
Wem endlich der Sieg beschieden sei,
Der Liebe oder dem Hasse.
So haben wir oftmals bis tief in die Nacht
Beforscht und gegrübelt, gesucht und gedacht,
Und saßen am Baum der Erkenntnis.

Und Jahre vergingen ein Dutzend wohl,
Wir wurden verstreut in die Winde,
Der eine prügelte neulich sein Weib,
Der and're schoß Neger zum Zeitvertreib',
Den lynchte das eigne Gesinde.
So sitz ich allein nun oft tief in die Nacht,
Dem Feldherrn gleich nach verlorener Schlacht,
Am Baum der Erkenntnis.

Zürich.

Emil Uellenberg.

Der „Opportunismus Leo XIII.“.

Von Emil Zola.

Ein französischer Katholik, nicht ein einfacher Frommgläubiger von mittelmäßiger Bildung, von engem Gesichtskreis, sondern ein religiöser Geist mit großen, weiten Ideen, macht die Reise nach Rom, besucht die Prälaten, unterhält sich mit den Kardinälen, wird vom Papste in Geheimaudienz empfangen Und ich kann mir seine Bestürzung inmitten der unbekannten Welt denken, in die er plötzlich hineingekommen ist!

Er kommt nach Rom mit der Religion seines Landes, seiner Race, seiner politischen und sozialen Gewohnheiten. Das ist eine noch immer kämpfende Religion, die jetzt noch die Existenz Gottes zu beweisen sucht. Auf der einen Seite die Gläubigen, auf der anderen die Atheisten, und die Schlacht wird ewig mit einer Schroffheit, mit einer beständigen Flamme der Leidenschaft fortgeführt, ohne daß zwischen den beiden Lagern, die sich um den Erdboden und das Volk streiten, jemals Frieden eintritt. Außerdem ist diese Religion mit dem Blute unserer Nationalgeschichte vermischt, sie gehört bei uns einer Klasse und einer Partei an, die sich so eng mit dem Gedanken der Aristokratie und dem Prinzip der absoluten Monarchie verknüpft hat, daß sie auf dem Aussterbe-Etat zu stehen scheint, sobald eine gleichmachende Republik den Thron und seine Vertheidiger fortweht.

In Rom dagegen wird schon seit geraumer Zeit um die Religion nicht mehr gestritten Auf dieser eroberten Erde braucht das Vorhandensein Gottes nicht mehr bewiesen zu werden. Er ist da zu Hause, er herrscht als antiker König, dessen Existenz in Zweifel zu ziehen Niemand mehr einfällt. Und diese Religion, die seit langer Zeit eine friedliche Königin ist, die sich ohne Kampf des vollständigen Besitzes der Seelen erfreut, nicht durchaus nicht das ausschließliche Recht einer Kaste, einer Dynastie, denn sie ist das ganze Volk; ja, sie ist sogar noch mehr, sie ist die Menschheit, die Universalität der Nationen, die über die Grenzen hinausreicht. Der Gedanke des Vaterlandes verschwindet schließlich; die Reiche können untergehen, Rom bleibt unerschüttert.

Kann man sich nun die Verblüffung unseres französischen Katholiken denken? Er kommt hieher, noch heiß erregt von unseren religiösen Streitigkeiten, und verbraucht seine kriegerische Glut in schönen dogmatischen Diskussionen: er sieht den ganzen Vatikan, der freundlich lächelt und so viel Eifer nur mit liebenswürdiger Geringschätzung betrachtet. Gott ist der Schöpfer, der Herr der Welt. Doch da er sich nicht zeigt, da er seine Macht dem Papste übertragen hat als dem Oberhaupt der Kirche, so bleibt nur noch eine „Regirungsfrage“ zu regeln. Man hat Gott in den Hintergrund des Heiligthums versetzt; er regirt, ohne zu herrschen, vom Himmel herab, in der Unbeweglichkeit seiner Glorie. Und da man doch an seiner Stelle herrschen muß, so könnte die Kirche gar keine andere Thätigkeit entfalten; der Papst ist ein auf Lebenszeit ernannter Diktator, der betraut ist mit der Unterstützung seines Senats, des „Heiligen Kollegiums“, die Angelegenheiten der Christenheit zu regeln. Gewiß wacht der Heilige Geist, aus ihm entspringt die Unfehlbarkeit, und es handelt sich nur darum, die Menschen auf den kürzesten Wegen zu ihrem Heil zu führen; doch im Grunde in der täglichen Praxis der Dinge haben wir es nur mit einem ausgebreiteten Verwaltungsbetriebe, mit Ministerien und Bureaux, die die Welt leiten, zu thun, ohne daß sie ihre Zeit mit der müssigen Diskussion verlieren sollten, ob ein Gott da oben besteht oder nicht. Er besteht sicherlich, da man ja in seinem Namen regirt.

Ebenso begnügt sich der Vatikan diskret zu lächeln, während unser französischer Katholik seine warme, glühende, politische Leidenschaft mitbringt, Gott für seine Partei zu behalten beschließt und sie zwingen will, die Macht ihrer Wahl aufrecht zu erhalten. Frankreich mag sich noch so sehr die älteste Tochter der Kirche nennen, sie macht nicht die ganze Familie aus. Der Papst sorgt für die ganze F milie und auch für feindliche Schwestern, die sich gegenseitig zerfleischen, und so gibt es in dem ewigen internationalen Konflikt nichts heikleres, als seine Stellung. Er kann kein Vaterland haben, und seine einzige Taktik kann nur der Triumph der römisch-katholischen Religion sein, selbst auf

den Ruinen der sterbenden Nationalitäten, die im Begriffe stehen, zu verschwinden.*) Das Schicksal der Religion an eine Kaste, eine Dynastie knüpfen und sie der Gefahr aussetzen, sie an dem Tage, da sie dem Untergange geweiht sind, verschwinden zu sehen, wäre ein thörichter Fehler. Nein, nein, mögen die Aristokratien und Königthümer untergehen, wenn nur Gott lebt! —

Seit Monaten verfolge ich mit großer Neugier die Verlegenheit, die beständig sich erneuernde Verlegenheit, in welche ihn die französischen Katholiken bei Gelegenheit des Gesetzes über die „Segensrechte" versetzen. Der Fall ist sicherlich einer der typischesten, die sich anführen lassen. Das ist ein Gesetz, das das Dogma in keiner Weise berührt, denn es hat sozusagen nur ein lokales Interesse. Doch die Katholiken haben ein „Schlachtroß" daraus gemacht und haben entschlossen, sich desselben wie eines Kriegsinstruments gegen die Republik zu bedienen. Dazu kommt noch, daß die bei uns stets lebhaften religiösen Leidenschaften immer übertrieben wurden, sobald die Bischöfe es für ihre Pflicht erachtet haben, Partei zu ergreifen. Unsere Bischöfe sind schreckliche Hitzköpfe und man hat vor ihnen am römischen Hofe einen heiligen Schrecken; so unzeitgemäß ist ihr Eifer zuweilen. Die Einen rathen den Kongregationen die Empörung an; die Anderen geben zu verstehen, daß die Unterwerfung ihnen weiser erscheine, und der Krieg bricht los, ein Krieg bis aufs Messer, der in unserem Lande ewigen Streites gar nicht mehr zu Ende kommt.

Und die Rückwirkung macht sich natürlich in Rom bemerkbar. Jede Kongregation erbittet nun Befehle; soll sie nachgeben — soll sie widerstreben? Die eifrigsten der Bischöfe können sich nicht halten, machen die Reise und belagern das Vorzimmer des Heiligen Vaters. Diesem ist die Sache aber sehr langweilig. In Wahrheit läßt ihn die Frage bei so vielen anderen großen, universellen Problemen, die für den Katholizismus von lebenskräftiger Wichtigkeit sind, ganz kalt. Was kümmert's ihn im Grunde, ob die Kongregationen auf diesem Erdenwinkel Frankreichs unter das Gemeinrecht fallen oder nicht, wenn es sich darum handelt, die aufstrebenden Demokratieen zu erobern und in der Auferstehung der Völker eine „Auferstehung des Christenthums" zu finden! Doch man sage das den Bischöfen, den Gläubigen, die glauben werden, Gott sei tot und die Freimaurerei triumphire, wenn der Papst der französischen Republik nicht den Standpunkt klar macht!

Nun hat aber Leo XIII. keine andere Waffe, um sich aus der Affaire zu ziehen, als das Schweigen: schweigen, so wenig wie möglich schreiben und warten. Das ist sein Programm. Aber man quält ihn, man stürmt seine Thür, man zwingt ihn zum Reden. Es gibt keinen französischen Besucher, Geistlichen oder Laien, der nicht über das Segensrecht seine Ansicht hören möchte, dessen Diskussion den Klerus von Frankreich in Aufruhr versetzt, das sind verkappte Interwiews, denn seine geringfügigsten Antworten werden gedruckt und bis ins Unendliche kommentiert. Jeder Bischof, der aus Rom zurückkommt, würde sich bedeutungslos vorkommen, wenn er nicht ein Wort von Seiner Heiligkeit mitbrächte, das er mit eigenen Ohren gehört und in gutem Glauben in sich aufgenommen. Ganz abgesehen von den Briefen des Kardinals Rampolla, dessen geringste Worte, Worte gewöhnlicher Liebenswürdigkeit, unsere Diözesen in Aufruhr setzen

Und es passiert auch verhängnisvoller Weise, daß Leo XIII mehrere Auslegungen zu haben scheint, dem einen hat er weiß, dem andern hat er schwarz gesagt. Wenn man diesen hört, hat sich der Papst ganz klar für den Widerstand bis auf's letzte ausgesprochen; hört man jenen, so räth er zu sofortiger Unterwerfung. Die geringste Anklage, die man gegen ihn schleudert, lautet, er habe ein Doppelgesicht, ein scheinbar der französischen Republik liebenswürdiges Antlitz, während das andere Gesicht bei uns die Zwietracht entfesselt und zum Bürgerkriege treibt. Und so herrscht seit Monaten eine außerordentliche Verwirrung, ein endloses Geschwätz, wegen eines geschriebenen Wortes, wegen einer Bemerkung, die man gehört.

*) Weiß das Zola so bestimmt? (Die Schriftleitung.)

Ach wie man ihn langweilt, diesen weisen und klugen Papst! Die Welt auf den Armen zu haben, und täglich durch Altweibergeklatsch ermüdet und belästigt zu werden! Vom ersten Tage an hat er den ausdrücklichen Wunsch und Willen ausgesprochen, in dieses Gewirr einfacher „Privatinteressen" nicht unnütz seine Autorität hineinzuziehen. Und es ist sehr leicht möglich, daß die einen schwarz gehört haben, während die anderen weiß verstanden. Er konnte ihnen doch nicht gut antworten: „Mich kümmerts wenig, handelt nach Eurem Belieben und überlaßt mir die Eroberung der modernen Welt!" —

Ein anderer Fall verspricht den neugierigen Beobachtern interessante Momente. Ich will von dem „Religionskongresse" anläßlich der Ausstellung von 1900 sprechen, mit dem sich der Abbé Charbonnel mit einem schönen Aufwand von Glauben und Leidenschaft beschäftigt. Man weiß, daß ein solcher Kongreß bereits in Chicago mit vollem Erfolge abgehalten worden ist. Das Ziel besteht dann, die Priester aller Religionen der Welt zu vereinigen, um ein gemeinsames Terrain zu finden, den Glauben an einen Gott Schöpfer, an den unendlich guten und gerechten Vater, im Terrain, auf dem sich alles in einem einzigen allumfassenden Gebet, in einer gemeinsamen Glaubenshandlung zusammenschließen kann. Das ist gewiß etwas Großartiges von Toleranz, ganz abgesehen von den herrlichen Früchten, die die Enthusiasten davon erhoffen.

Ich gedenke hier nicht meine Meinung abzugeben, das ist eine sehr große Angelegenheit, die man nicht in zwanzig Zeilen abthun kann. Ich will nur einfach bemerken, daß der Papst an diesem Kongresse betheiligt war, da katholische Bischöfe ihm beigewohnt haben. Heut kehrt die Frage verschärft wieder, von dem Augenblick an, da die Versammlung nicht mehr drüben in Amerika, sondern in Frankreich, in diesem geräuschvollen Paris stattfinden soll, in welchem die Revolutionen ihren Ausgang nehmen Die Gegner des Kongresses sagen, daß der Papst solches nicht hier geschehen lassen kann, was er in der Ferne geduldet hat, und wieder sehen wir ein neues Schlachtfeld, wo man unter den wütend ausgetheilten Schlägen, das wiederaufleben sieht, was man den „Opportunismus Leo XIII." genannt hat.

Schon am ersten Tage hatte der Abbé Charbonnel, ohne Seine Heiligkeit in die Affaire hineinzuziehen, zu verstehen gegeben, er hätte sich in Rom Raths erholt und dort nur ermuthigenden Zuspruch erhalten. Das entsprach gewiß der Wahrheit; es genügte, den Papst ein wenig zu kennen, um ihn einem Versuch dieser Art geneigt zu wissen. Doch seine Verlegenheit wird heute beginnen, da das ganze französische Episkopat sich unruhig und erregt erhebt und die Idee des Kongresses verdammt. Man ist in Rom weit toleranter, als in Frankreich; dessen kann man gewiß sein, ich will damit sagen, daß die Religion im hohen Klerus weniger beschränkt, menschlicher, von endloser Diskussion freier ist. Unsere guten Bischöfe, die sich an unseren politischen Kämpfen betheiligen und sich in Kontroversen mit den Atheisten des Buches und der Zeitung einlassen, kennen die schöne, lächelnde Ruhe der römischen Prälaten nicht, dieser optimistischen Diplomaten, die fest überzeugt ist, daß Gott trotz allem triumphiren wird.

Wenn diese Kongreßangelegenheit nicht begraben ist, so werden wir also einen neuen Beweis für die angebliche „Doppelzüngigkeit" Leo XIII. haben. Der Kardinal Rampolla wird Briefe schreiben, deren absichtlich leerste Phrasen bis ins Unendliche kommentirt werden dürften; für einige wird der Kardinal den Kongreß billigen, für andere ihn verdammen. Bischöfe werden den Papst aufsuchen, und verschiedene, einander vollständig widersprechende Antworten mitbringen. Wir werden Unterhaltungen, Bekenntnisse, Bestätigungen und Urgirungen hören, von ebenso vielfachen Nuancen und Schattirungen, wie die Zeitungen, die sie uns mittheilen. Und sehr bald wird die Angelegenheit so verwirrt und verwickelt sein, daß es ganz unmöglich sein wird, die genaue Ansicht des Heiligen Vaters zu erfahren, der den einen schwarz und den andern weiß gesagt haben wird.

Ja, man wird ihn von neuem langweilen, aber diesmal in einer Frage, die ihn interessirt! Ich denke mir, er muß wohl oft von diesem Kongresse der Religionen geträumt haben, er, dessen großer Traum es gewesen ist, den Glauben zu vereinfachen und alle durch die Welt verstreuten Sekten in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen.

Noch letzthin bemühte er sich, die schismatischen Kirchen des Orients zurückzuerobern, [illegible] machte den anglikanischen Kirchen Zugeständnisse und dachte an einen Allianz-Vertrag [illegible] der russischen Kirche. Selbst die Reformirten erschienen ihm nicht auf immer verloren, und er muß wohl denken, daß ein Tag kommen wird — wenn er Nachfolger von seinem Genie hat — wo der Protestantismus seinen Frieden mit Rom machen und wie das verlorene Kind, dessen Heimkehr die ganze Familie in inniger Freude feiert, in das Vaterhaus wieder einziehen wird. Er hat sie sogar in Rom empfangen, die Patriarchen des großen orientalischen Schisma und wenn er es wagte, so würde er sie auch in Rom empfangen, die Pastoren Deutschlands, Englands und Amerikas, die Rabbiner, die Brahminen und Bonzen der indischen und chinesischen Götzenbilder, ja sogar die der wilden Völkerschaften, die zu Fetischen beten. Ja, nach Rom würde er den Kongreß der Religionen zusammenberufen, und er möchte in Person den Vorsitz führen; er hätte genug Glauben, um anzunehmen, daß der Katholizismus eines Tages alle Glaubensrichtungen in sich aufnehmen und Frieden über die Menschen herrschen wird, wenn sie nur noch einen Gott haben werden! —

Woher kommt nun dieser Opportunismus Leo XIII., der ihn so verschiedentlich urtheilen läßt? Und ich komme hier zu dem Gedanken, der mich veranlaßt hat, diese Zeilen zu schreiben.

Wenn man seine bereits lange Regirung studiert, so siehe man, wie er beständig ein gutes Einvernehmen wünscht und die größten Konzessionen macht, nur nicht mit den Mächtigen zu brechen. In Frankreich erkennt er die Republik an, er wagt es, die hundertjährige Tradition zu brechen, indem er gegen den König zum Volke hält. Ueberall zeigt er sich der Demokratie geneigt, er hört den Kardinal Manning an, der im Namen des niederen englischen Volkes spricht, er gibt den Bischöfen Amerikas nach, die um die Aufhebung der gegen die sozialistische Assoziation der „Ritter der Arbeit" geschleuderte Exkommunikation bitten. Besonders in seinen Beziehungen zu dieser so kühnen, so revolutionären Kirche Amerikas zeigt er eine eigenthümlich schmiegsame und kluge Intelligenz; er gibt den Bischöfen drüben fast jede Freiheit und gestattet ihnen eine Sprache und eine Handlungsweise, die er zweifellos bei den Bischöfen Europas als der Rebellion schuldig und der Ketzerei verdächtig schwer verdammen würde.

Und man fragt sich, wie weit seine Toleranz wohl gehen würde, wenn er noch lange leben sollte. Sie würde, meiner Ansicht nach, bis zur äußersten Grenze der Konzessionen gehen, die Rom machen kann, ohne selbst von Tod und Vernichtung bedroht zu werden. Denn es ist so, Leo XIII. hat das Bewußtsein des drohenden, des bevorstehenden Schismas, das nothgedrungen eines Tages eintreten muß. Ich weiß nicht, ob er sich im Stolze seines Glaubens seine Furcht jemals selbst gestanden hat, doch bewußt oder nicht. Diese Furcht wird von jenem Hauch des modernen Lebens hinter die geschlossenen Mauern des Vatikans hereingetragen; sie lebt in ihm, diese Furcht vor dem Schisma; sie allein erklärt seine Handlungen, seinen glühenden Wunsch nach Einheitlichkeit, seinen Anschluß an die Demokratie, seine Nachsicht den demokratischen Bischöfen gegenüber, die sich von der Menge anbeten lassen! Ach! alle christlichen Kräfte in ein einziges Heer zu gruppiren, um in der Entscheidungsschlacht, die er kommen fühlt, Widerstand leisten zu können. Das Volk für sich zu haben, das siegreiche Volk, das Könige niederwarf, das Volk, das Jesus liebte; sich neuer Apostel zu bedienen, die sich aus den Niederen erheben und das Werk der nahen Gerechtigkeit verkünden werden . . ., ja! eine andere Taktik gibt es nicht für die alte, katholische, apostolische und römische Kirche, wenn sie leben, sich neu gebären und die Welt ihrer Herrschaft endlich unterwerfen will!

Das Schisma, das Schisma; alles kündigt es an. Es ist unvermeidlich, wie es zur Zeit der Reformation schon einmal unvermeidlich gewesen ist. Man fühlt, wie es mit der neuen Gesellschaft aus der Erde heraussteigt und wie es nothgedrungen auf den Ruinen alles dessen, was zusammenbricht, weiter wächst. Ich glaube aber nicht, daß es in Frankreich eintritt, denn unser Land ist nicht mehr neu genug, unser religiöser Geist einer der formalistischen, der widerwärtig beschränktesten und begrenztesten, die ich kenne

Wenn daher auch der Abbé Charbonnel vom Bannstrahl getroffen werden kann, so zweifle ich doch, daß er sich je zur Gestalt eines Luther auswachsen wird. Doch da drüben in Amerika ist noch ein jungfräulicher und fruchtbarer Boden für eine triumphirende Häresie.

Weiß das Leo XIII? Was mich anbetrifft, so wiederhole ich es, ich glaube, er hat wenigstens eine Ahnung davon. Diese Revolution wird an dem Tage eintreten, da der regirende Papst von Konzession zu Konzession getrieben, sich in das Dogma selbst verrannt haben wird. An jenem Tage wird er nicht weiter gehen können; Rom, das ewige Rom mit seiner ungeheueren Masse von Traditionen, seinen Jahrhunderten, seinen Ruinen, wird das unüberwindliche Hindernis bilden! Unfähig, sich noch weiter zu verwandeln, wird es zusammenbrechen. Und wenn das Christenthum wie die Rosen des Herbstes auf's neue erblüht, so wird das in einem anderen Lande geschehen, das auf keine so alte Geschichte zurückblickt.

Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Giotto und die Seele.

Von Jaroslav Vrchlický.

Es saß gen Abend in der Werkstatt Giotto,
Berückt vom Spiel der Phantasie, halbschlummernd
Und sinnend, wie er wohl die Seele male.
Er war allein, die Nacht wob ihre Schleier
Und still war's in den Gassen — hell in Dächern
Und Kuppeln wiederglänzte Sternenschein —
Doch Giotto, schlafumfangen, träumte, wie
Es möglich wär', zu malen eine Seele.
Da dünkt' es ihm, er höre plötzlich
Ganz leise klopfen an der Werkstatt Thür,
So leicht wie wenn ein Kind mit seinem Finger
Daran getippt, ein schüchtern' Lockenköpfchen,
Deb' Schritt halb Neugier lenkt, halb erste Liebe,
Und Giotto merkte da in seinem Geiste
Ihm nahe jetzo eine Menschenseele,
Daß er sie male.

Leichtes Klopfen summte
Nun wieder durch den Flur, wie wenn im Winter
Ein Vöglein pickt an's festgeschloss'ne Fenster;
Und Giotto lächelte in seinen Träumen,
Allein des Traumes Frieden, das Behagen
That also wohl dem Geiste und dem Körper,
Die beide müd' vom harten Tagwerk waren,
Daß er sich nicht erhob . . . und lächelnd sann er:
Zum andernmale kommt sie ja doch wieder . . .

Und wieder ward zum drittenmal geklopft,
So schwach, als ob der Biene Ätherflügel
An duftig-schwere Blumenblüthen streife,
Er stand nicht auf und träumte, bis er einschlief,
Doch unwirsch war er dann den ganzen Tag;
Des Traumes denkend, wollt' er wieder malen
Die Seele — doch umsonst! sein Kopf war wüst . . .

Er harrte lange, harrte bange Nächte,
Doch Niemand klopfte, Niemand kam zur Thür,
Und still war's in den Gassen, hell in Dächern
Und Kuppeln wiederglänzte Sternenschein,
In Sehnsucht aber quälte stets sich Giotto . . .

Du, der du sinnst und träumst und suchst die Schönheit,
Weißt du, warum dies Märchen ich erzähle?

Autorisirte Übertragung von Volker zu Alzey.

Arnold Böcklin.

Ich weiß nicht, ob das an meinen philologischen Studien liegt: mir sind schon die Namen bedeutender Menschen von je in hohem Grade interessant. (Nebenbei bemerkt: auch die der „gewöhnlichen Sterblichen", denn jeder Name „ist bedeutend" d. h. das Namenswort bedeutet etwas!)

Und so oft ich den Namen des großen Meisters höre oder lese, der am 16. v. Mts. in die elysischen Gefilde hinübergegangen ist, denke ich allemal zunächst an seinen großen, wenn auch nur sagenberühmten Landsmann Arnold oder Erni Winkelried aus Stans in Nidwalden, der in der Schlacht bei Sempach die Lanzen einer Anzahl österreichischen

Feinde zusammengefaßt, sie sich in die Brust gestoßen und so dem Keil der andrängenden Eidgenossen eine Gasse gebrochen haben soll, eine Gasse, die zu Sieg und Freiheit führte. Wer war der Glücklichere der beiden Arnolde? Siegend war es jenem Sagenheld gegönnt zu fallen, was der weise Solon als das höchste Glück gepriesen hat, dessen ein Mensch theilhaft werden könne.

Unser geschichtlicher Arnold hat seinen Sieg, den Sieg seiner Sache, der neuen Kunst, erlebt und überlebt. Nach langer Verkennung und falscher Beurtheilung hat er in vollen Zügen den Pokal des sieghaften Ruhmes leeren dürfen bis auf den Grund.

Auch sein Vatersname, sein Familienname ist mir ein redendes Wappen nach Art der Heroldskunst. Mit Ebern und Stieren vergleicht Homer seine Helden, ja die Göttin Athene mit einer unermüdlich zum Milchtopf andringenden Fliege — warum soll nicht auch der stoßend anstürmende Bock symbolisch gefaßt, und da er auch unserem Herzen etwas sagt, die Verkleinerung Böcklein recht passend sein für einen Stürmer und Dränger für diesen Maler, der da neue eigene Wege ging und andere sie gehen lehrte?

Niemand läßt sich gern seinen Namen verunstalten. Der Bürgermeister von Wien Lu=eger, hört es nicht gern, wenn man ihn Lüger nennt. Und der alte Goethe war fuchswild, als Freund Herder seinen Namen auf eine recht merkwürdige Weise zu erklären suchte in dem Sechsfüßler: „Der von Göttern Du stammst, von Gothen oder vom Kothe". So ärgerte sich auch Böcklin, wenn man seinen Namen französisch=italienisch aussprach mit langer betonter zweiter Silbe: Böcklihn.

In einem Loblied auf den Meister hatte sich die Dichterin Frida Schanz der Majestätsbeleidigung zu Schulden kommen lassen. Da antwortete der Dichter — oder ließ ihn ein versgewandter Freund antworten:

„Jetzt komm' ich, theure Frida, mit dem Stöcklin
Und klopf' Dir aus das Dichter=Unterröcklin;
Zum Teufel mit Böcklin! Ich heiße Böcklin!" —

Heute ist ja die jubelnde Anerkennung von Böcklins Größe und Meisterschaft ein allgemeines Chorlied der „öffentlichen Meinung", dieser wankelmüthigsten aller Damen, ein Gassenhauer geworden.

Aber das war nicht immer so!

Mit Hörnern und Zähnen, mit „Fäusten und Fersen", wie der alte Homer sagt, mußte Böcklin gegen stumpfen Unverstand und fühllose Blindheit kämpfen. —

„Sei, was du bist!" — das klingt sehr einfach und ist doch die schwierigste Aufgabe, die man sich stellen kann.

Lange hat man das schweizerische Böcklin weit mehr als eigensinnigen Starrkopf, ja als Sündenbock betrachtet, den man in die Wüste der von der Dame Kritik Gemaßregelten hinaussagte, in die Wüste der Verworfenen. —

In der nüchternen Schweizerstadt Basel erblickte im Jahre 1827 am 16. Oktober der Mann das Licht der Welt, der später einer der größten Meister phantasiereicher poetischer Gebilde des Pinsels werden sollte.

Als Schüler des Landschafters Schirmer zu Düsseldorf begann er, um in Brüssel und Paris die dort im Gang und Schwang befindlichen Fortschritte in Technik und Koloristik in vollem Maße sich anzueignen.

In Paris sah er den Juniaufstand. — — —

Um seiner Wehrpflicht zu genügen, kehrte er dann nach Basel heim.

Den Dreiundzwanzigjährigen sehen wir im Mai 1850 in dem Kreise Anselm Feuerbachs zu Rom auftauchen. 1853 gründet er sich durch Verehelichung mit einer jungen schönen Italienerin, Angelina Pascacci, einen sehr bescheidenen, eigenen Herd. Ziemlich mittellos kam er 1856 nach München, wo er seinen „großen Pan" ausstellte, der Aufsehen erregte.

Paul Heyse machte den Grafen Adolf von Schack aufmerksam auf diesen Künstler, der so wunderbar urdeutsche gemüthvolle Märchenphantastik mit althellenischer Naturfreude und Naturvergötterung, d. i. Naturvergeistigung, verband. Der echte, wahre Edelmann

Schack, dem die Kunst, die zeitgenössische Kunst, mehr verdankt als einem Dutzend von gekrönten Kunstmäzenen, ward auch für Böcklin ein „wahrer Segen". Wer den Meister studiren will, muß ein reichlich Theil von Zeit und Aufmerksamkeit der wunderherrlichen Schackgalerie zu München widmen, die ein Stück der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts für sich allein darstellt.

1858 ging Böcklin, von Lenbach und Begas empfohlen, als Lehrer an die Kunstakademie nach Weimar, wo er den „panischen Schreck" und „die Jagd der Diana" malte.

1861 entstanden in Rom „die altrömische Taverne", „des Hirten Liebesklage" und die hochpoetische „Villa am Meere".

1866 nach Basel heimgekehrt schuf er die Fresken im Stiegenhause des Museums.

1871 ging er nach München, wo er das „Seeidyll mit der Meerschlange" schuf.

1876 ließ er sich in Florenz nieder; dauernd setzte er sich fest in seiner eigenen Villa San Domenico bei Florenz seit 1893.

1887 feierte die Welt den 60., 1897 den 70 Geburtstag des siegreichen Förderers neuer Pfade und Brechers freier Bahnen; bei letzterer Feier fand eine Gesammtausstellung statt, die nach Maßgabe des Möglichen das ganze Lebenswerk des großen Eroberers im Reiche der Linien und der Farben zu lehr- und genußreicher Anschauung brachte. —

Nun ist er auch heimgegangen und mit Schauern, welche Vergänglichkeits- und Todesgedanken im fühlenden Menschen erregen, stand ich kurz nach der Todesbotschaft im Museum zu Leipzig vor des Meisters stimmungstiefem Bilde: „Die Toteninsel". Meine Seele zelebrirte ein heidnisches Hochamt und rief ihm den altklassischen Römergruß nach: Have pia anima! Lebe wohl, fromme Seele!

Ja, er war ein frommer Künstler! Natürlich meine ich nicht kirchenfromm, katechismusfromm sei dieser große, geradezu heidnische Naturalist gewesen! „Fromm" war er, tapfer vordringend und vordrängend wie die schweizerischen Landsknechte und Bauernkrieger der großen Zeit seines schweizerischen Vaterlandes. Er schuf, was „frommte", vorwärts brachte, Bahn brach, weiter führte in der stolzen Rennbahn seiner schönen Kunst.

Auch im antiken Sinne „fromm" dürfen wir nennen seine innig tiefe Versenkung in das geheime und geheimste Leben und Weben der Natur, der er ihre geheimsten Geheimnisse zu entlocken wußten, wie nur die allergrößten Meister es verstanden und verstehen nach dem Rezept des großen Nürnberger Albrecht, der da schrieb: „Wahrlich steckt die Kunst in der Natur, wer sie herauskann reißen, der hat sie!"

Wie abgrundtief versinken angesichts eines der Böcklinschen Meisterwerke die Schulfuchsereien und Schablonenurtheile von: klassisch, romantisch, idealistisch, naturalistisch und wie das lederne Nothbehelfzeug der „ästhetischen Kritik" sonst heißt

Dichter, Poet — poetes heißt im Griechischen: einer der's macht, der's machen kann! — Und Böcklin hats gemacht, hats gekonnt! Er war Poet!

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit Einem Male!

Und alles mit einem Male, die ganze Kunst hat Böcklin aus der Natur herausgerissen, sich erobert und sie uns erobert!

Man hat von der hohen Fähigkeit Böcklins gesprochen, mit der er seinen abenteuerlichsten Fabelwesen, den Panen, Satyrn, Nereiden, Hippokampen, Tritonen, Kentauren, Seeschlangen und Fabelwesen aller Art und Form einen solchen Reiz von Glaubwürdigkeit und Wahrheit zu verleihen vermochte: das konnte und that er, eben weil er Poet, weil er Dichter war:

Märchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr!

Immer und immer wieder kommt mir Goethe in die Feder, wenn ich Böcklin würdigen will! Das ist ja eben auch garnicht anders möglich! Was würde wohl der Olympier von Weimar für Augen machen, wenn er Böcklins Werke schauen und wenn

er sehen könnte, wie mächtig ein schweizerischer Deutscher die Phantasiegebilde der An… aus eigener, deutscher, moderner Seele heraus wiedergeboren hat! Die einzige, ehrli… echte Renaissance, das einzig wahre, erlaubte und nothwendige Rinasciamento, das … ist verdolmetscht Wiedergeburt!

Soll ich noch von dem großen Koloristen Böcklin, von der Pyrotechnik der Pa… reden, in welcher Böcklin eine unerhörte Meisterschaft bethätigt hat? Oder von je… hohen Kunst, in die Landschaften seines Pinsels „Stimmung", „Seele" hineinzule… Oder von der anderen Meisterschaft, seine Nymphen und Ungeheuer auf unlösliche … organische Weise mit ihrer umgebenden Natur und Landschaft so in Eins zu weben, … man meint, nur so und nicht anders dürfe und könne es sein?

Niemals wird einem das Werkzeug des armen Wortes unzureichender erscheine… als wenn man aus dem Wirkungskreis des Wortes heraustreten und malen will, … man Gemälde und Maler voll würdigen will. — — —

Wir leben im Zeichen des Verkehrs!

Freunde und Leser dieses Blattes, Ihr Arbeiter im Reiche des Schönen — … Euch Eure Lebensreise an Orte, da Werke des Meisters zu finden sind: Tretet vor … hin und empfindet den Hauch vom Elysium, von der Insel der Seligen, den sie … strömen! Und Ihr werdet fühlen und — wissen, was ich Euch sagen möchte — … Euch doch nicht sagen kann!

Leipzig. Manfred Wittich

Die Böcklin-Denkmünze.

Zum siebzigsten Geburtstage Meister Böcklin's (am 16. Oktober 1897) h… der Verlag der „Jugend" (G. Hirth in München) eine fein ausgeführte Denkmü… schlagen lassen, die nun unter den Verehrern des Heimgegangenen erhöhtes Inte… erwecken dürfte. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der „Jugend" in … Stand gesetzt, geben wir folgend eine Abbildung der Denkmünze in natürlicher Gr…

Vorderseite.

Kehrseite.

Zu beziehen durch G. Hirth's Verlag (Verlag der „Jugend") in Münc… Preis der Denkmünze in Bronze 20 Mark, in Silber 40 Mark.

Ricordo d' Italia.

Wir redeten von Capris Wunderleuchten
Und von Florenz in seinem Rosenkranz,
Und plötzlich funkelte in deinen feuchten,
Meertiefen Augen dunkler Märchenglanz.

Wir redeten von weißen Marmorstiegen,
Von schönen Frauen am Altanenraud . . .
Und plötzlich alle Heimatstimmen schwiegen
Und mit uns redete das Wunderland:

Von Moses, welcher Gottes Worte kündet,
Von Michelangelo, der ihn erschuf; —
Wie in der Nacht sein Opferfeuer zündet
Zu Gottes Preis der flammende Vesuv.

Es kamen triumphirende Cäsaren,
Es donnerte der Legionen Schritt,
Mit finstern Stirnen trotzige Barbaren
In schweren Eisenketten zogen mit.

Ein and'res Bild; des gold'nen Schmucks entledigt
Haben Toskanas schöne Frauen sich;
Die Flamme loht, Savonarola predigt,
Wie Gott so groß und streng und fürchterlich.

Es funkeln blutbesudelte Tiaren,
Es wehen Flammenstöße durch die Nacht,
Indes vom Himmel sich, vom sternenklaren,
Abhebt der Peterskuppel dunkle Pracht.

Ein and'res Bild; unter den Lorbeerbäumen
In einer wilden Rosenherrlichkeit,
In der die schönsten Fürstentöchter träumen,
Singt Tasso, wie Jerusalem befreit.

Wir hörten ferneher des Meer's Kanzonen
Und sahen der Palazzi Marmorpracht,
In denen stolze Medicäer wohnen,
Aufleuchten durch die zauberische Nacht.

Wir sahen Gondeln gleiten im Kanale
Und hörten süße Liebesworte bald;
Und bald das mächtig wirkende Finale,
Das mahnend anstimmt der Cypressenwald.

— — Du warst so still. — Mir aber war, es stände
Jung Beatrice da im weißen Kleid
Und reichte zitternd mir die weißen Hände
Und führte mich durch Zeit und Ewigkeit.

Innsbruck. Anton Renk.

Baron v. Wolzogen's Ueberbrettl.

Berlin, im Februar 1901.

Trotz oder gerade wegen der zahlreichen Nobilitirungen, durch die in letzter Zeit unser Bürgerstand so angenehm entlastet worden ist, und trotz oder gerade wegen ihres entschiedenen Liberalismus hat die Berliner Rotüre eine ganz besondere Schwäche für den Menschen, der beim Baron beginnt. Wenn nun solch' ein Baron nebenbei noch fidele Bücher schreibt und die Leutseligkeit so weit steigert, daß er von offeuer Bühne herab dem Thiergarten-Viertel lustigen Bier-Ulk servirt, und das in höchsteigener Person, so kann der Erfolg gar nicht ausbleiben. In der That, Wolzogen's Ueberbrettl wäre ohne ihn gar nicht denkbar gewesen, wäre ein lächerlicher, aber nicht belachenswerther Schlag ins Wasser geblieben. Er führte die Truppen ins Feuer und ließ sie Deckung hinter seinem Schilde nehmen; er exzellirte als Vorleser und als Komponist, er stellte mit tausend und einem Witz, an denen tausend allerdings schlecht genug waren, die so wichtige Verbindung zwischen den Mimen und dem verehrlichen Publikum her. Für all' diese Aufopferung war man ihm dankbar. Ach, wie so herrlich weit haben wir es gebracht! Olga Destrée, seine Beste, ein zierliches, blondes Teufelchen, elektrisirte die Hörer förmlich, als sie so ganz obenhin die bedeutungsschweren Worte hervorsprudelte: „Nun werd'

ich Ihnen ein paar Gedichte des Herrn Barons zum Besten geben", und als sie sich dabei spitzbübisch graziös vor Wolzogen verneigte. Wahrhaftig, der Ueberbrettl-Gründer behielt Recht: man fühlte sich in dieser Minute wie im Salon eines fröhlichen Kunstfreundes, eines Kunstfreundes, dessen Hauptberuf doch in der öffentlichen Ausübung der Baronie besteht.

* * *

Ein Herr, der einen Stuhl an die Rampe hervorzieht, legère das linke Bein hinauflegt und dann mit erträglicher Stimme ganz niedliche Lieder singt. Hinter ihm im gut sitzenden Biedermaier-Frack Wolzogen und der Kapellmeister des Unternehmens, der uns vorhin als Monsieur Strauß vorgestellt worden ist, nicht ohne daß der Vorstellende einen mit Heiterkeit aufgenommenen Scherz über seinen Namen gemacht hat. Ich weiß nicht, die saloppe Haltung des Sängers, die offenbar das Ungezwungene der Situation andeuten soll, erfüllt mich mit etlichem Mitleid: es kann doch kaum angenehm sein, an jedem Abend, den Gott werden läßt, den Ungezwungenen zu spielen. Jedenfalls denke ich mir das furchtbar schwer, vor allen Dingen aber auch mit den Prinzipien des Ueberbrettl's wenig vereinbar, eine einstudirte, am Ende doch zur Manier werdende und in Manier erstarrende, saloppe Haltung! So etwas nimmt sich stillos aus. Es ist wirklich nicht gut, das Montmarte-Beispiel auch in seinen Aeußerlichkeiten nachzuahmen. Dergleichen taugt nur für eine Bühne mit täglich wechselndem Programm; auf Wolzogen's „Buntem Theater" aber spielt man Abend für Abend dasselbe.

Die Damen der Berliner Roulotte tragen sezessionistische Toiletten, die ein Künstler mit der genialen Hand des Ueberschneiders gedichtet hat. Olga Destrées schlanker Hals und die feine Linienführung ihrer Figur, sind gewiß noch niemals so zur Geltung gekommen, wie in diesem frech-aparten Kostüm. An Bozena Bradsky fallen die vielfarbigen Dessous auf, deren schreiende Buntheit ihren Vorträgen gefährlich wird. So degagirt kann keine Schauspielerin je singen und springen, wie dies Kleid ankündigt. Nachdem derselbe Herr, der vorhin das linke Bein auf den Stuhl gelegt hat, ein paar jammervoll alberne Verse auf den zur Dichtkunst abkommandirten Major Josef Lauff gesprochen und tosenden Beifall geerntet hat, bekommen wir die „Episode" aus Schnitzlers „Anatol" zu sehen. Ein böser Fehlgriff. Erkältende Langweile weht durch das Haus. Jetzt erst beginnt man zu fühlen, wie wenig geeignet dieser scheunenartige Raum, mit seinen schmalen Parkettsitzen für eine solche Abend-Unterhaltung ist. Christian Morgenstern's Annunzio- und Maeterlinck-Parodie, die Wolzogen umständlich einleitet, trifft den Ueberbrettl-Ton besser, könnte aber toller und derbwitziger sein. Die guten Leute unten verstünden den Spaß dann vielleicht, während sie jetzt verblüfft sämmtliche Ohren aufsperren und immer auf ein Zeichen zum Gelächter zu warten scheinen. Bierbaum's Tanzduett „der lustige Ehemann" rettet den zweiten Theil der Darbietungen. Es wird da capo verlangt.

„Ringel ringel Rosenkranz,
Ich tanz mit meiner Frau.
Kling klang glorilusch,
Wir tanzen um den Rosenbusch;
Ich dreh' mich wie ein Pfau!"

Nun ja. Ueberbrettl-Genre ist das nicht; jedes andere Brettl könnte es ebenso gut herausbringen. Indessen, man hat sich schon bescheiden gelernt. Die Musik weckt liebe, alte Erinnerungen, die altfränkischen Drohungen des glücklichen Ehepaares sehen sich anmuthig genug an, und die Geschichte dauert nur wenige Minuten. Das sichert den Erfolg. Der dritte Theil dauert länger als wenige Minuten: Schattenspiel an der Wand zu einer Liliencron'schen Ballade; eine Pantomime, in der noch nicht Alles klappt. Inzwischen ist es elf Uhr geworden. Man hat dieselbe Empfindung, wie nach einer sommerlichen Familienbowle. Wer das, was in dem Zeug amusirte, nun wirklich echter Matthäus Müller zu Mark 2·50 die Flasche, oder war es schlichtes Selterwasser?

* * *

Wolzogen hat über sein Buntes Theater vor der Verwirklichung ein bischen zu viel geredet und geschrieben. Den Erwartungen, die er selbst erweckt hatte, konnte er nicht genügen. Mann verglich unwillkürlich das Gebotene mit dem pomphaften Programme. Und dann wollte sich die rechte Freude und die rechte Befriedigung nicht einstellen. Gewiß, noch größerer Dank denn für die Idee gebührt ihm dafür, daß er Manns genug war, sie zu verwirklichen. Zahllose Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten versperrten den Weg; am widerwärtigsten mag der Kampf mit der engherzigen Zensur gewesen sein. Sie strich die politischen Kampfverse, auf die doch soviel ankam. und ließ blos das Bischen litterarische Satire übrig. Sie radirte sorgsam jedes Frivolitätchen aus den Liedern der Sängerinnen heraus. Wenn Einem so die Arme gebunden sind, darf Wolzogen mit Recht sagen, dann ist es unmöglich, Montmartre zu erreichen.

Aber ich meine, Montmarte ist doch ganz etwas Anderes. Wolzogen hat sich, wie er in seinem Programm-Vorträgen und Programm-Artikeln immer wieder hervorhob, die Veredelung des Tingel-Tangels zum Ziel gesetzt. Er will ein litterarisches Variété. Das böse Wort hat ja leider auch in Wien seine Früchte getragen. Schade, daß wir Deutschen immer moralisiren müssen! Den Spezialitäten-Theatern wird die Litteratur so wenig Abbruch thun, wie die Schauspielhäuser dem Zirkus. Vielmehr liegt die Gefahr vor, daß die Litteratur dem Spezialitäten-Theater Konzessionen macht. Deshalb ist es besser, auch im unverbindlichen Wortgetändel zwei Dinge, die gar nichts mit einander gemein haben, streng von einander zu trennen. Die Stätten auf Montmartre, die Wolzogen im Auge gehabt hat, beabsichtigen ganz und gar nicht, den Variétés, den Folies Bergéres etwa, Konkurrenz machen zu wollen. So hoch wie das ernste Theater über den Akrobaten-Ruhm, stehen sie über dem ernsten Theater. Oder sagen wir, nicht so hoch darüber. sondern so weit entfernt davon. Sie rechnen auf das Ueber-Publikum, auf die Feinschmecker, deren Gaumen auserlesene Leckereien begehrt und zu würdigen versteht. Sie geben einem kleinen Kreise, was ein großer gar nicht verträgt. Sie sind Blüthen der überreifen Pariser Kultur, bereits sanft welkende Blühten. Es wird das tötliche Gift in krystallenen Schalen herumgereicht. Unerhörte, aber fein geschliffene Witze über die Frauen; Martial in neufranzösischer Ausgabe. Daneben müssen die Minister, die Deputirten, selbst das würdige Staatsoberhaupt herhalten. Für diese Poeten gibt es, um ein Wort des alten Kommunards Blauqui zu erweitern, vi dieu, vi déesse, vi maitre. Vorsündfluth-Stimmung, über schäumend lustige, zum Küssen geistreiche freilich.

* * *

Was sollten wir mit solchem Ueberbrettl? Wo nehmen wir die Dichter, wo das Publikum dafür her? Herr von Wolzogen hat Recht daran gethan, es frei ins Deutsche zu übersetzen, ins Wolzogen'sche. Sein „Buntes Theater", das in Berlin so sehr gefiel, wird auch die aufgeklärte Provinz entzücken. Nur sollte er es nicht länger Ueberbrettl nennen. „Ihr sehet einen Mann, wie and're Männer mehr."

Richard Nordhausen.

Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofburgtheater. Der Thaumonat brachte uns als „Neuigkeit" das nicht nur im Reiche, sondern auch bereits in den verschiedenen Provinzen Oesterreichs gespielte Stück von Otto Ernst: „Flachsmann als Erzieher". Ob die Schuld, daß die „erste deutsche Bühne" dem Musentempel von Plutzerskirchen nachhinkt Verkehrshindernisse oder der Löwenbräu-Natur des Herrn Schlenther zuzuschreiben ist, bleibe wohlwollend dahingestellt — „nur immer langsam voran!" Herr Schlenther ist mit verblüffender Schnelligkeit ein patenter Oesterreicher geworden, wie Herr Servaes (ebenfalls Berliner Importwaare), der nach kaum viertägiger Anwesenheit in Wien, wohin er behufs Besteigung der Lehr-

kanzel für moderne Kunst von der „Neuen Freien Presse" berufen wurde, auch schon voller Inbrunst von „unserem" Radetzky und „unserer" Kaiserstadt himmelblau delirirte. Die neueste Erwerbung des Burgtheaters ist ein frisches und Alles im Allem genommen auch gutes Stück Arbeit. Die einzelnen Charaktere sind mit sicherer Hand aus dem Leben gegriffen und ebenso treffsicher gezeichnet. Wer sich einigermaßen umgesehen hat, wird und muß solchen Leuten bereits begegnet sein. Zu all dem kommt noch der Hintergrund oder besser gesagt: Untergrund, das Fundament worauf sich das Ganze aufbaut. Es ist der Widerstreit zwischen der in Regeln erstarrten, verrosteten „Pädagogik" nicht nur der alten Herren (Flachemann), sondern auch der indolenten und verflachten Jugend (Weidenbaum und Riemann) und dem Idealismus jener Jugendbildner, die nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen wollen. Und da weiß Otto Ernst durch Wort und Bild (d. i. Charakteristik) zu packen und mit sich fort zu reißen. Aber er wird niemals abstrakt, er verliert sich nicht in die Gegenden der schwungvollen Phrase — davor bewahrt ihn einerseits sein gesunder Sinn, andrerseits sein Humor. In letzterem ist er allerdings nicht sehr wählerisch, aber bei der Art, wie er seine Späße anbringt, sieht man darüber hinweg. Alles in Allem ein gutes Stück Arbeit. Auszusetzen wäre nur der stark an Kriminalromane erinnernde Einschlag, daß Flachsmann seine Stellung auf Grund von Zeugnissen erstrebert hat, die seinem verstorbenen Bruder gehören. Indes ist dies kein organischer Fehler. Gespielt wurde vorzüglich, im flotten vernünglichem Tempo. Die Mitwirkenden waren alle ohne Ausnahme in der prächtigsten Laune, so daß es fast schwer fällt, einzelne Leistungen besonders hervorzuheben. Thimig als Regierungsschulrath, Dr. Prell ebenso wie Heine (Flachsmann), Reimers (Flemming) und Frl. Medelsky (Gisa Holm) gaben ihr Bestes. Nicht minder vortrefflich war die übrige Lehrergemeinde, zumal Frank (Lehrer Römer) und Fr. Schmittlein (Lehrerin Sturhahn), schließlich Frl. Walbeck als Frau Binsendahl und Römpler als Schuldiener Regendank. Wer sich einige Stunden gut unterhalten will, der möge es nicht versäumen, sich Flachsmann als Erzieher" anzusehen, trotz der gegentheiligen Meinung unserer kritischen Preß-Mufti's, die diesem Stücke die größten Albernheiten nachsagen, so sich erfinden lassen. — Von den Wiederholungen ist „Der Erbförster" zu nennen. Vor dem Erbförster des Baumeister muß die Kritik den Griffel aus der Hand legen und nur bewundern und immer wieder bewundern, mit welchen einfachen Mitteln dieser Künstler eine so vollendete Leistung darzubieten im Stande ist. Ja, das heißt man Kunst, das ist Kunst und Natur auf's Innigste verbunden. Wer Baumeister nicht gesehen hat, der hat keine Ahnung von der Ausgestaltung, die der Schauspieler dem Charakter des dargestellten Menschen geben kann. Neben dem greisen Recken verdienen Erwähnung Thimig und Gimnig als Wilddiebe Frei und Lindenschmied, dann Krastel als Buchjäger und Römpler als Fabrikant Stein.

Stf.

Hofoper. Die nach mehrjähriger Pause erfolgte Wiederaufnahme des „Rienzi" konnte begreiflicher Weise nicht ohne einiges Geplänkel zwischen den Freunden des „Letzten der Tribunen" und seinen Gegnern stattfinden, doch war es augenscheinlich beiden Streittheilen nicht allzu Ernst damit, denn es schlief in Bälde wieder ein. Um so weniger hätte das Hereintragen des nicht ausgetragenen, weil nicht auszutragenden uralten Streites in diese Blätter Sinn oder Zweck, dem Werke selbst würde damit nichts genützt, der Leser nur unnöthiger Weise behelligt und ermüdet werden. Denn insolange für die Auffassung und Beurtheilung eines Kunstwerkes nicht allgemein giltige und allgemein verbindliche Sätze und Regeln gefunden werden, was nach menschlicher Voraussicht ja nie und nimmermehr gelingen kann, wird dessen Gesammt-Werthung stets von dem Ergebnisse all' der günstigen und ungünstigen Einzel-Werthungen abhängen, deren von Auffassungsfähigkeit, Empfindung und Geschmack, darin bekanntlich jedermann sein eigener Gesetzgeber und oberster Richter ist, bedingtes Zustandekommen mit dem wirklichem Werthe des Werkes in keinerlei Zusammenhang zu stehen braucht und leider nur allzu oft auch thatsächlich in keinem Zusammenhange steht. Im vorliegenden Falle aber müßte — so sollte man wenigstens glauben — ganz abgesehen von der musikalischen Werthung des Werkes, dessen musikgeschichtliche Bedeutung groß genug sein, um seine Wiederaufnahme schlechthin begreiflich zu finden, denn den Werdegang eines Meisters in seinen Werken zu verfolgen, sollte — so möchte man wohl meinen — selbst für seine Gegner nicht jeder Antheilnahme entbehren. Zumal, wenn die Wiedergabe mit solchem Gelingen erfolgt wie hier, wo nicht Fleiß und Eifer, ja — kaum zu glauben — selbst nicht Geld gespart wurde, das Werk in würdiger Weise darzustellen. Die Neubelebung des Rienzi hat Zeit — sehr lange Zeit gebraucht, aber sie ist auch gut geworden — sehr gut sogar; wer

sie gleichwohl nicht vollendet genannt werden kann, so fällt die Verantwortung hiefür vor Allem wohl dem Werke selbst zur Last, das theilweise ganz übergewaltige Anforderungen an seine Darsteller stellt. Von einem Vorwurfe aber kann die Leitung der Hofoper nicht entlastet werden, von dem Vorwurfe nämlich betreffend den Mißgriff, den sie von allem Anfange an begieng, als sie die Doppelbesetzung der Helden der Oper anordnete. So schuf sie Gelegenheit zu Vergleichen, die in Ansehung des Verglichenen sowohl, als des Werkes besser unterblieben wären und umso leichter hätten unterbleiben können, als gar kein begreiflicher, geschweige denn zwingender Grund für eine derartige, ungewöhnliche Einrichtung eingesehen werden kann, — soferne man nicht etwa die große tragische Oper nach Art der Vorstadttheater einige zwanzig oder gar noch mehrere Male in ununterbrochener Aufeinanderfolge geben wollte. So wollen wir, um nicht in den gleichen Fehler zu verfallen, jedem Vergleiche der Leistungen unserer beiden Heldentenore aus dem Wege gehen und nur der Wahrheit gemäß feststellen, daß beide bestrebt waren, den gewaltigen Anforderungen nach besten Kräften gerecht zu werden, — daß wir aber von Hermann Winkelmann's Gestaltung den weitaus tieferen Eindruck empfingen. Die Doppelbesetzung der Legaten, deren Grund und Zweck gleichfalls nicht einzusehen ist, wirkte in Ansehung ihrer gleichwerthigen Güte minder störend. Des Fräuleins Walker gesangliche Leistung als Adriano ist einwandfrei; daß dieser Adriano sich durch fünf Akte vergeblich bemüthe, den Zuschauern die ganz unglaubliche Thatsache, daß nicht er bei Irene, sondern Irene bei ihm Schutz zu suchen hätte, glaubhaft zu machen, daran trägt er wahrhaftig keine Schuld; dieses tragikomische Mißverhältnis der Schützers zum Schützling hätte durch eine anderweitige Besetzung des Hauses Rienzi mit Leichtigkeit vermieden werden können, Schlechthin unerfindlich ist, warum gerade Fräulein Kellner, das so gar nichts engelhaftes an sich hat, die Engelgestalt des Friedensboten verkörpern mußte; es wurde auch bereits in vortheilhaftester Weise durch Frau Nizza abgelöst. Die Nobili sammt ihren Häuptern, wie nicht minder die Cives Romani, zeigten sich gleich den Friedensboten in Hinsicht des Gesanges wie der Darstellung ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen, die gewaltige Leistung des Orchesters war über alles Lob erhaben und so erfreute sich die Wiedergabe des Werkes des reichlichen Beifalles, den sie redlich verdient.

Sepp von Paumgartten.

Deutsches Volkstheater. Das dreiaktige Schauspiel „Tragödien der Seele" von Roberto Bracco ist eine neue Variation über das alte Ehebruchsthema. Diesmal nimmt die Sache einen guten Ausgang; die beiden Gatten versöhnen sich, nachdem das Kind, welches dem sträflichen Verhältnisse entsprossen, gestorben ist. Der Dialog ist geistreich, macht aber bei der Aufführung den Eindruck des Unnatürlichen, Gekünstelten, da Personen in einer ähnlichen Lebenslage niemals auch nur annähernd so sprechen werden. Die Darstellung war eine gute; namentlich Frau Odilon bot eine glänzende Leistung.

J. S. B.

Stadttheater. „Volksbeglücker". Soziales Lustspiel in vier Akten von Fedor v. Zobeltitz. Erstaufführung am 8. Februar 1901. Seit Langem hat mich nichts so traurig gestimmt, als das soziale Lustspiel die „Volksbeglücker": Ich kann gar nicht sagen, wie sehr leid mir war um den Grundgedanken des Stückes, um seinen Verfasser, um den Direktor des Stadttheaters, um seine Schauspieler. um die lieben, beifallspendenden Theaterbesucher und endlich um mich selbst. Um den Grundgedanken des Stückes, in heiterer Weise die Verkehrtheit, die lieben Mitmenschen gegen ihren Willen zum Glücke zwingen zu wollen, zu verspotten, ist jammerschade. Die Durchführung dieses Gedankens stand dem Verfasser frei: er konnte ihn zur Satire zuspitzen, doch dazu gebrach es ihm augenscheinlich an Schärfe; er konnte ihn zu sieghafter Ironie erheben, dazu fehlte ihm wohl die Ueberlegenheit; er konnte ihn in das Schellengewand des Spottes kleiden, hiezu langte sichtlich nicht sein Witz, und ihn mit dem Strahlenkranze des Humors zu vergolden, dazu reichte wieder nicht die Herzenswärme. Darum war mir so leid um den Verfasser: denn statt sich seines prächtigen Gedankens — konnte er ihn nicht dramatisch gestalten — in aller Stille zu erfreuen, that er das Verkehrteste, was er nur immer thun konnte: er stellte ihn auf dramatische Stelzen, daß er jämmerlich hinschlagen und sich zu Tode fallen mußte. Er läßt drei hochgebildete junge Leute sich durch drei Akte abmühen, ihre besten Absichten auf Hebung des Wohlstandes und des Wohlbefindens der ländlicher Arbeiter auf dem Gute des Einen in so unsinniger Weise auszuführen, daß deren Verwirklichung von den unfreiwillig Beglückten nicht anders denn als Belästigung und Bevormundnng empfunden werden kann. Natürlich empören sich diese guten Leute gegen solchen Zwang, natürlich behalten sie Recht und ihre Zwangsbeglücker Unrecht und somit hat Herr v. Zobeltitz die Nichtigkeit der neuzeitlichen, auf Hebung

des Volksrechtes gerichteten Bestrebungen erwiesen: sollte man glauben. In Wahrheit hat sein soziales „Lustspiel" nur das Eine bewiesen, daß ein Stück von den gröbsten Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten strotzen, in den ausgefahrensten Possengeleisen sich bewegen und dennoch gefallen kann. Darum haben mir die lieben, beifallslustigen Theaterbesucher so leid gethan, darum der Direktor, der bei seiner Praxis das Alles denn doch wissen konnte, und das Stück trotzdem zur Aufführung brachte, darum die Schauspieler, die den possenhaften Einschlag des sozialen Lustspieles, das überhaupt kein Lustspiel, sondern eine traurige Posse ist, nicht deutlich genug bringen zu können glaubten und darum mehr oder minder übertrieben. Um mich selbst aber ist mir leid, weil ich über das Alles auch noch habe schreiben müssen, und so will ich nur wünschen, daß es den Lesern nicht am Ende auch leid sei um ihre kostbare Zeit. Sepp v. Paumgartten.

Raimundtheater. Als letzte Neuheit ist auf dieser Bühne der dreiaktige Schwank „Mit Angel und Netz" von Anton Czepelka in Szene gegangen. Der bescheidene Untertitel läßt von Vorneherein keinen Zweifel übrig, daß ein streng litterarischer Maßstab an dieses Stück nicht gelegt werden kann. Gute Witze und eine gelungene Situationskomik lassen den Zuschauer den ganzen Abend aus dem Lachen nicht herauskommen; daneben sind aber auch Ansätze einer Charakteristik vorhanden und das ist es, was diesen Schwank über die unter der gleichen Marke gehende Pofelware eines Blumenthal, Kadelburg 2c. emporhebt. Gespielt wurde gut und flott. Die Damen Hetsey und Petri, sowie die Herren Homma, Balajthy und Straßmeyer seien namentlich hervorgehoben.

J. Schmid-Braunfels.

Hagen-Bund. Aller Anfang ist schwer. — Der Künstlerbund „Hagen" hat sich vorläufig nur mit einer kleinen Kollektion von Bildern hervorgewagt, welche im Salon Miethke unter dem anspruchslosen Titel „Skizzen und Studien-Ausstellung" zu sehen ist. Viele der Gemälde strafen die bescheidene Benennung Lügen, z. B. E. Pippich's feinausgeführte Wiener Ansichten in Gouache, welche an Alt'sche Aquarelle erinnern, oder sein „Lieserl bei der Arbeit". Auch die „Dame in Grau" und „Meeresstrand" von Goltz sind hervorragend, seine kräftige, breite Malweise eignet sich jedoch nicht für kleine Bilder, deren er auch einige ausgestellt hat. E. Ameseder ist mit mehreren guten nur zu düsteren Landschaften vertreten. Suppantschitsch' Skizzen sind ganz flott, wohl etwas zu flüchtig. H Wilt sind besonders die Blumen geglückt, namentlich „Mohnblumen" und „Rittersporn"; auch die „Wilde Wein"-Studie ist gelungen. Bei A. Roth tanzen die Farben meist kühn durcheinander; die gelben, rosa, blauen, grünen Häuschen erinnern an die plastischen Produkte des „Christkindlmarkts", nur sind bei letzteren die Bäume grün, bei A. Roth aber scheckig. Um so merkwürdiger erscheint es, daß bei desselben Künstlers stimmungsvollem Bilde „Melancholie" die Farbendissonanzen sich harmonisch lösen; die Herbstlandschaft, das dunkle Schilf und die blaugekleidete, ausdrucksvolle Frauengestalt am Ufer wirken ruhig und wohlthuend. J. Straka liebt plein air und Sonne; sein „Studienkopf" und „Wasserträger" sind freundliche Bilder, das beste von ihm ist jedoch der ungemein natürliche, gewissenhaft studierte „Waldschlag". J. Beyer versteht namentlich die vielen gelben und braunen Töne der Haide trefflich wiederzugeben. Mit wenig Mitteln viel Wirkung zu erzielen, ist gewiß bewundernswerth; es scheint das Streben von E. Kasparides zu sein; manchmal gelingt es ihm, so bei „Vollmond" und „Glühwolken", bei einigen seiner anderen Bilder entbehren die wattaartigen Bäume und Wolken, die an Polster erinnern, stark der Wahrscheinlichkeit; noch weniger einleuchtend sind W. Hejda's aus rothen und grünen Streifen bestehende Landschaften. Dagegen ist Ernst Payer's „Teich am Morgen" weich und duftig gemalt, seine Karrikatur „Größenwahn" witzig und amusant. Von F. Grai sind die „Masken" auffallend charakteristisch, diese und die Porträtstudie entschieden seinen Landschaften vorzuziehen. Lobend zu erwähnen sind noch Zoff's hübsche Marinebilder, das wohlgetroffene Bildnis Giampietro's von R. Schiff und L. Burgers Kinderstudien, besonders das blonde Mädchen auf der Stiege. — Im Ganzen eine recht gelungene Ausstellung, die zwar nichts Frappirendes dafür genug Befriedigendes bietet. O. Landolt.

Bücherschau.

„Das jüngste Deutschland".

Von Karl Bleibtreu.

(Schluß.)*)

Als Epilog dieses Aufsatzes scheint angezeigt, noch andere Schriften kurz zu streifen, die an der Jahrhundertwende das Fazit der „litterarischen Revolution" ziehen möchten. Der alte Gottschall wendet sich in einer Abhandlung gegen das moderne Drama, haftet dabei aber an lauter Aeußerlichkeiten. Ob der Monolog nöthig oder unnöthig, ist wirklich Nebensache; daß er ihn warm vertheidigt, freilich sein gutes Recht gegenüber der lächerlichen Wichtigthuerei der Modernen mit ihrer „wahren" Menschenschilderung, die jede Albernheit und innere Unwahrhrit verzeiht, wenn nur das „Buchdeutsch" und der Monolog fehlen und dafür in abgebrochenen Lauten dialektmäßig gestottert wird. Ein anderer von der alten Schule, Weitbrecht bricht für Schiller eine Lanze gegen die Modernen, was natürlich geradeso auf Unverständniß hinausläuft. Wer die mustergültige Theatralik Schiller's und sein Erfassen großer Gegenstände nicht würdigt, ist ein Narr; wer aber seine Geleise noch heut für befahrbar hält, ein Blinder. Und vom höchsten Standpunkt aus gehört Schiller überhaupt nicht zu den echten Dichtergrößen, sein äußerlicher Impetus ist blendender Schein, nur seine große Geistpersönlichkeit als solche bleibt uns bestehen. Bedeutungsvoll für die heut gang und gäben Urtheile, erscheint die Schrift „Die letzten 20 Jahre" von Emil Thomas, die mit reporterartiger Gewandtheit zusammenträgt, was Andere über Dichter geurtheilt. Selbstständigkeit fehlt so sehr, daß er meinen Ausdruck „psychologischer Destillateur" für Hauptmann und „fein ciselirte Goldschmiedkunst" für C. F. Meyer einfach sich aneignet. Bei dieser Anlehnung muß ja manches Urtheil richtig ausfallen, obschon sich dazwischen Blüthen finden, wie: „F. G. Fischer ist in seinem dichterischen Schaffen eine Goethe verwandte (!) Natur!" Manchmal wird Thomas recht neckisch in den Urberschriften: „Die Dichter mit dem Erdgeruch", „Die sogenannten Lustspieldichter", „Die Goldschnittlyriker", „Die Beschaulichen", „Die Behaglichen", „Die freiherrlichen Romanciers!" Weil einige hübsche Talente zufällig adeliger Geburt, müssen sie unter diesem barocken Titel zusammengeschweißt werden. Unfaßlich ist auch die Namensauswahl, die unter „Unterhaltungstalente" segelt: Bölsch, der Naturwissenschafter, Rudolf Lindau, der geistvolle Realist, Pantenius und Niemann müssen sich gefallen lassen neben Wichert, Telmann, Zolling, Samarow zu stehen; der finstere Schweizer W. Siegfried, der originelle Mauthner gehören doch nicht hierher, auch nicht der reflexionslüsterne Leixner, und Heiberg verdiente doch immerhin bei den „Realisten" mitgenannt zu werden. Auch bei den Schriftstellerinnen müssen sich Verschiedene verbitten, als Spenderinnen bloßen Unterhaltungsfutters zu gelten. Man mag übrigens über Bahr denken, wie man will, daß er „als Schriftsteller immer Journalist bleibt", ist schnellfertige Unterschätzung. Selbst „die dramatischen Hauptmänner" werden ebenso wie „die kleineren Dramatiker", welche diesmal wirklich richtig im Einzelnen abgeschätzt werden, negativ benörgelt. Sudermann's Kunst ist keine „innerliche", „über den Mangel an Gehalt täuscht er durch brillante Technik", Wildenbruch's „Hurrahpatriotismus macht sich auf Kosten des dichterischen Gehalts „breit", Hauptmann ist nur Novellist, Meister der Kleinmalerei, hat erst mit der „Versunkenen Glocke" (!) das Rechte gefunden. Daß bei Liliencron „der Reichthum seiner Gedanken entschädigt für die nicht einwandfreie Form", ist eine ganz neue Entdeckung, — gerade seine plastisch sinnliche Formvollendung entzückt. „Lyrische Stammeleien" (Dehmel), „Bierulk" (Bierbaum), „Langeweile" (Walloth), „Phrasen" (Conradi), „entbehrt jeder Eigenart" (Alberti) — das sind so Pröbchen vom ungläubigen Thomas Bleibtreu ist „ein großer Woller und kleiner Könner, nach dem beliebten von Hand zu Hand weiter gebrauchten Kliche, „vielseitig veranlagt, ein geistreicher witziger Kopf", sein Feuer ist nur Brillantfeuer „Concentration und Bescheidenheit", kann „über Ansätze nicht hinaus". Wie aber will er dies damit zusammenreimen, daß er in seinen „Internationalen Litteraturberichten" einen geradezu überschwänglichen Essay über mich veröffentlichte?!**) In einem großen Sammelwerk, das unser verflossenes Jahrhundert in mannigfachen Spiegelungen vor Augen führt, hat der Verlag Schneider & Co. (Berlin) das Gebiet deutscher Litteraturgeschichte dem Karl Busse übertragen.

*) Vergleiche Heft, 2 und 3.

**) Im Sommer 1867. Verf.: Karl Limprecht. (Die Schriftl.)

Der Verfasser dieses kurzgefaßten Umrisses hat Zweierlei bewiesen. Erstens seine unleugbare Begabung zum Litterarhistoriker. Zwar trägt er zwei Scheuklappen, die das richtige Sehen trüben: er urtheilt als Selbstlyriker meist nur vom Lyrikerstandpunkt aus, mißt der Lyrik eine übermäßige Wichtigkeit zu, und pflegt ferner über Gebühr die Deutschthümelei. Deshalb seine frostige Anerkennung Heine's, seine Ueberschätzung der Romantiker. Gleichwohl bekunden seine Aeußerungen, z. B. über Kleist, Immermann, Hebbel u. A. eine gesunde Eigenständigkeit und richtigen Takt. Zweitens aber beweist er, daß jede wirkliche Objektivität schwindet, sobald der Kritiker sich an die Zeitgenossen heranmacht: Da beginnt das subjektive Persönliche seinen verderblichen Einfluß. Die Anmaßung solcher Kiekindiewelt's, aus der Fülle ihrer Ahnungslosigkeit über ältere Genossen ihre Lauge zu vergießen, die schon schufen, als diese Knaben noch in den litterarischen Windeln lagen, verdient doch eigentlich litterarische Ruthenstreiche. Nicht als ob Busse's Urtheile über „Kollegen" durchwegs falsch gerathen wären, im Gegentheil stimmen wir ihm in Vielem bei. Daß fast Niemand sehr entzückt sein wird von der Manier, wie ihm dieser junge Mann das Militärmaß zum Parnassauern nimmt, würde nicht viel bedeuten. Vielleicht findet sogar sein Idol Liliencron wenig Geschmack an der nicht unzutreffenden Darlegung, daß er seine ursprüngliche Bedeutung selbst vernichtet habe. Empörend ist die Süffisance, mit der ein Kretzer, ein Konradi so nebenher abgethan werden. Dehmel, die Harts u. s. w. sind gewiß wenig erbaut von Busse's Abfertigungen, nur Wildenbruch und Sudermann kommen verhältnismäßig gut weg, denn selbst Hauptmann dürfte gewisse Bemerkungen Busse's übel empfinden, obschon er lächerlicherweise als die einheitlichste Natur und bedeutendster Dramatiker (alles eher als das!) gepriesen wird. Letzteres begreift sich. Denn der junge Busse, ein recht hübsches Lyriktalent fünfter Güte, ist bekanntlich vom Salonprofessor Erich Schmidt als Genie entdeckt worden und besitzt also engste Fühlung zur Klique Schmidt-Schlenther-Brahm-Goetheleben-Meyer-Hauptmann. Einst verknüpfte enge Gemeinschaft mit dem „unvergeßlichen" Jacobowski, gleichfalls einem braven Talent fünfter Güte, dessen jüngste Aufblasung zu litterarischer Bedeutung als kühne Großthat des Berliner Kliquenschwindels Beachtung verdient. Busse trennte sich jedoch erbost von diesem, weil er erkannte, Jacobowski könne doch noch besser streben als er. Deshalb vermissen wir auch den „Unvergeßlichen", dem ein Herr Steiner*) in einem bei Bong erschienenen ähnlichen Litteraturübersicht dreimal mehr Zeilen widmet, als den bekanntesten älteren Autoren, in Busse's Schrift. (Es fehlen natürlich auch sonst recht Viele.) Irrt sich meine Erinnerung aber, daß Busse einst in einem von Jacobowski herausgegebenen Organ einen Essay über mich selber los ließ, wo er zwar die bekannten düstern Vergleiche mit Gutzkow, Kleist, Grabbe zieht, sonst aber nicht nur meine Schlachtschilderungen, sondern auch die Novellistik und des Napoleons-Drama gewaltig herausstrich? Nur meine Lyrik verachtete er, obschon er deren beste Sammlung überhaupt nicht kannte, und fragte höhnisch bezüglich meiner Uebersetzung eines Gedichtes von Burns, ob dieser große Dichter wirklich solche Gleichnisse aus der Mathematik angewendet habe. Natürlich steht dies geniale Gleichniß wörtlich so im englischen Text, für die dreiste, schnellfertige Art des jungen Busse ist dieser Zweifel aber höchst bezeichnend. In vorliegender Schrift sagt er nun im vollen Widerspruch zu Obigem, es sei „schier unbegreiflich, daß Bleibtreu lange Zeit als Messias gefeiert wurde, nichts als ein paar Brochürenmanifeste und „einige schöne Schlachtschilderungen" seien von ihm „übrig geblieben".**) Hand auf's Herz, Herr Busse, hat sich Ihr Urtheil heut wirklich so auf den Kopf gestellt, womit Ihre schwankende Unreife ja dokumentirt wäre, oder haben Sie vielmehr seit jener Zeit nichts wieder von mir gelesen und schwadroniren jetzt drauflos, wie die Klique gebeut? Am liebsten hätten Sie mich gar nicht erwähnt, (ich hatte ja den Beweis dafür privatim in Händen,) um sich nicht so grob widersprechen zu müssen. Mindestens so viel Anstand müßten Sie aber besitzen, unten ein lesbares Register meiner Schriften zu bieten, wie Sie doch bei Anderen thaten, und nicht Wichtigstes — insonderheit alle Dramen — absichtlich zu verschweigen. Ihre Unwissenheit zeigt sich ja schon darin, daß Sie „Dies Irae" und „Sedan" für zwei verschiedene Schriften halten. Doch genug! Solchen Unsinn hätten Sie mindestens vermeiden sollen, daß Wildenbruch und Liliencron 1884 die Hoffnung der Jugend ge-

*) Der ehemalige Redakteur des „Magazin für Litteratur", dadurch berühmt geworden, daß er die ihm anvertrauten Manuskripte trotz Bitten und Drohungen nicht zurückgestellt hat. (Die Schriftl.)

**) Und was wird von Busse übrig bleiben? (Die Schriftl.)

bildet hätten. Liliencron ist überhaupt erst 1885 durch mich entdeckt worden und wurde erst 1887 bekannt. So erben sich Verdrehungen der kritischen Wahrheit wie eine ewige Krankheit fort, fast unheilbar. Den gewissenlosen Schnoddrigkeiten Jung-Busse's über Jüngstdeutschland lautete freilich Bartel's Brochüren „Die Alten und die Jungen" als würdiges Vorbild, die auch den ungläubigen Schäfer Thomas bei seinen prophetischen Lakonismen inspirirte. Die Schrift dieses selbsternannten obersten Kunstwarts aller Deutschen besitzt alle Vorzüge geistvollen Vortrags, nur keine Objektivität. Bartels weist lang und breit nach, daß Wildenbruch und Sudermann keine Dichter, Hauptmann kein Dramatiker sei, bei uns Anderen aber macht er sich die Sache bequem. Bei mir, der verhältnißmäßig noch leidlich wegkommt, behilft er sich mit der Phrase: „Mit einer ganzen Reihe von Talenten ausgestattet, voll der gewaltigsten Vorsätze, aber ohne die Kraft, auch nur einen einzigen genügend zu gestalten, glaubte er stets eine erste Rolle zu spielen und hat doch nie eine gespielt." Heut sei Bleibtreu nur noch als Schlachtenschilderer in weiteren Kreisen bekannt, und dabei werde es wohl bleiben. Man verstehe wohl: dies Alles wird ohne den leisesten Versuch einer Begründung, ohne Nennung der Werke, die Bartels sonst zu zitiren pflegt, mit vorlauter Anmaßung hingeschleudert. Warum ereiferte sich Bartels seither über die neueste Literaturgeschichte von Moses Goetheleben Meyer? Hat er ein Recht dazu, sich über die schiefen Perspektiven dieser Salontättelei zu entrüsten? „Ein literarischer Ehrabschneider" heißt die von Arnold Holz gegen Meyer gerichtete Flugschrift, natürlich nur in eigener Sache. Dabei hat aber wiederum Holz viel weniger Grund zum Zorn als ich, da Meyer doch mindestens seine Werke zitirte und auf Manches einging. Daß Meyer aber in pesidester Weise meine Werke durcheinanderschmiß, den Dramatiker unterschlug und absichtlich nur die „Revolution der Litteratur" nannte, um dann hinten im sogenannten „Annalen" von mir außer „Dies Irae" nur zwei unbekannteste Bücher anzuführen — offenbar weil der Brave überhaupt nichts Anderes von mir kennt — das enthüllte ich anderswo in besonderer Feststellung. Nur daß ich Hauptmann lange vor allen Andern begeistert gepriesen hätte (in dieser Form durchaus unrichtig), das wird mit absichtlicher Bosheit als mein „Hauptverdienst" anerkannt! So macht Schleuther — als Herausgeber der Serie, in der Meyer's Literaturverstimpelung orakelt — heutige Literaturgeschichte. Was die Zukunft sagen mag, dürfte wohl anders aussehen und erinnert dies an einstige Worte Bierbaum's in einem österreichischen Blatte: „Künftigen Geschlechtern werde unbegreiflich sein, wie Werke von solcher Bedeutung wie die Bleibtreu's verhältnißmäßig so unbekannt blieben." Davon legt aber selbst noch das (gutausgestattete und anerkennenswerthe) sogenannte „Goldene Buch der Weltliteratur" Zeugniß ab (Spemann's Verlag), wo sich einer gewissen wohlwollenden Anerkennung meines „vielseitigen" „immensen Schaffens" doch wieder unliebsamer Irrthum mischt. Denn abgesehen davon, daß keineswegs außer dem „interessanten Napoleondrama" all meine Dramen „Buchdramen blieben", muß man mit der alten Verwechslung aus Unkenntniß, an die ich gewöhnt bin, hier wieder entnehmen, daß meine Werke militärischen Inhalts nur historisch-kritische seien, während sich — außer dem allerdings zitirten „Dies Irae" — darunter 14 Kriegsdichtungen befinden. Darauf lege ich Gewicht. Der Litterat — sehr im Gegensatz zum Publikum, das sich diesem Theil meines Wirkens überaus geneigt zeigte — hält Kriegsdichtungen für keine „Poesie", da bei ihm zumal der Realismus erst bei der Erotik anfängt. Diese lächerliche Unreife giebt einen Begriff von der leichtfertigen Unmissenheit, mit der heut „maßgebende" Kritik hantirt. Das bedeutendste dieser Schlachttagen „Friedrich bei Kollin" (soeben in neuer Auflage erschienen, 12 Jahre nach Publikation) ist von Kennern als ein „Meisterstück des Realismus" gefeiert worden, der Litterat aber zuckt die Achseln: Was ik mir davor koofe! Liebeleien und Schnitzlereien, Fuhrmänner und Hinterhäusler, oder Rautendeleinmärchen — das ist Realismus, Behandlung großer Gegenstände in Wahrheitsdichtung — das ist uns Hekuba. So siegte der Philister auf der ganzen Linie, und was die „Revolution der Litteratur" wollte, was dem wahrem „Jüngsten Deutschland" vorschwebte, hat die alte Routine der Belletristik erstickt.

Karl Bleibtreu.

Berlin, Dezember 1900.

Michael de Molinos, der geistige Führer, welcher die Seele freimacht. Uebersetzt aus dem Englischen von G. Priem. Mit einer Einleitung von Franz Hartmann. (Leipzig, Friedrich. 2 M.) — Es sind nun 200 Jahre her, daß dieses vortreffliche Buch gedruckt worden ist, welches so viele Anfechtungen hat erleiden müssen und es ist sehr verdienstvoll, dasselbe dem deutschen Publikum in einer guten Uebersetzung vorzuführen. Molinos, aus jenem Lande stammend, das uns so viele große Mystiker gegeben hat, einen Johannes vom Kreuz, eine heilige Therese, einen Louis von Granada,

Ignatius von Loyola und viele andere, war seiner Zeit vorausgeeilt. Er war für die Periode der Gegen-Reformation zu wenig kirchlich, zu protestantisch. Gerade deshalb ist seine Schrift geeignet, eine Brücke zu schlagen zwischen dem katholischen Kirchen-Christenthum und der freieren Form des Nordens. Die Religion wird thatsächlich naturgemäß beeinflußt von der Abstammung, so daß der Geist der Rasse stets wieder zum Vorschein kommt. Solange jemand noch nicht in Gott ist, hat er eine gewisse Gemeinschaft nöthig und ist in einer homogenen Bevölkerung leicht mit der dort üblichen Form der Gottes-Verehrung einverstanden. Wer aber tiefer eindringt, kommt leicht in den Anschauungen und Forderungen seiner Umgebung in Konflikt und endet als Märtyrer seiner Ueberzeugung, wie Savonarola, Giordono Bruno und Molinos. Diesen Kampf sehen wir überall, wo es eine Kirche gibt, wir sehen aber auch, daß die großen Geister der Menschheit am Ende gefeiert werden, während ihre Henker der Vergessenheit anheimfallen. So wird Molinos ewig leben.

Lüttich. Harald Arjuna v. Jostenoode.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

Milan †. Die freudige Trauerbotschaft, daß der Liebling der Pariser Halb- und Ganz-Gassenwelt endlich die Stätte seiner Großthaten verlassen habe, kam überraschend, wirkte aber, wie die meisten plötzlichen Botschaften, wohlthuend und befreiend, nur auf die Tagespresse nicht. Die Adepten derselben zerreißen ihre Kleider und bestreuen ihr Haupt mit Asche und setzen sich, gleich Hiob, auf den Mist der Milan'schen Lebensführung und wehklagen herzbrechend um den Verblichenen. Man sollte es gar nicht glauben, was für ungeheuerliche Tugenden — von den Talenten ganz abgesehen — Herr Milan besaß. Er war ein Muster als Mensch, wie als Regent.

„Ihr werdet seinesgleichen nimmer seh'n,
Es kann die Spur von seinen Erdentagen,
Nicht in Aeonen untergeh'n"

— weder im Gedächtnisse seines ausgebeuteten Volkes, noch auch in der Erinnerung der europäischen Horizontalen, die das hohe Glück hatten, mit dem Manne zu verkehren, der so wunderbar es verstand, den Shakespeare'schen Ausdruck „geflickter Lumpenkönig" zu verkörpern. Ihm kann man dasselbe nachsingen, was die Franzosen beim Tode Ludwig XV. in den Cabarets gesungen haben:

Louis, vollendend sein Geschick,
Liegt im Sarge endlich d'rin,
Weine Dirn' und Galgenstrick,
Euer Vater ist dahin.

Der Karsthans.

Die erste Sitzung. Am 31. Januar öffneten sich die Pforten des griechischen Hauses, um die neugewählten Volksvertreter einzulassen. Manch' „theures" Haupt (20 Kronen täglich) sucht man heute vergebens und manch' eine Partei mißt man verwundert ob ihrer nunmehrigen verhutzelten Gestalt. Sic transit gloria mundi und die Diäten mit ihr! Doch der Lebende hat Recht: Das Ensemble ist beisammen und der Vorhang geht in die Höhe. Der Alterspräsident beginnt den üblichen Willkommsspruch. Da wird's auf den Bänken der „Lechen und Vladyken" lebendig. Man ruft unaufhörlich dazwischen, natürlich in tschechischer Sprache: „Reden Sie tschechisch!" „Wir werden Euch zeigen!" „Hunderttausend Tschechen habt Ihr gezwungen, sich als Deutsche eintragen zu lassen!" „Abzug Körber!" „Tschechisch reden oder wenigstens polnisch!" Der eifrigste Rufer im Streit ist ein funkelnagelneuer „Volksvertreter", Namens Klofač, der seine Thätigkeit mit dem schönen Denkspruche beschließt: „Ihr seid Alle Esel!" Lehrreich aus dieser Klofačiade ist, daß es tschechische Sozialdemokraten waren, die da verlangten, daß tschechisch gesprochen werde. Ob wohl jemals den deutschen Sozialdemokraten einfiele, die Forderung zu stellen: deutsch zu sprechen?! Nie! Der deutsche Sozialdemokrat ist eben der einzige Internationalitäts-Dusler im ganzen Reigen der Sozialdemokratie, nur er ist der himmelblaue Weltbürger und schwärmt von Verbrüderung der Nationen, indeß seine anderssvölkischen Mitgenossen im Chor der nationalen Eiferer mit ganzer Kraft ihrer Lunge mitbrüllen. Aber weiter im Texte. Der Alterspräsident spricht mit bebender Stimme von einer „traurigen Pflicht", die nun an ihn herantrete. Es handelt sich natürlich um die verstorbene Königin von England. Und der Herr Alterspräsident hält der „ruhmreichen, weisen Fürstin" einen ergreifenden Nachruf voll Schwulstes und Bombastes. Wenn man ihn hörte, mußte man denken, Europas Großmutter sei die allerausgezeichnetste Person gewesen, so seit Eva gelebt. Es ist erstaunlich, was

Alles besessen hat. „Hohe Tugenden, seltene Eigenschaften des Herzens und des Geistes," u. s. f. u. s. f. die Jakobsleiter der Phrase hinauf. Doch horch, von der Seite, wo die Radikal-Nationalen, die Alldeutschen sitzen, dröhnt es wie eine Siegesfanfare durch den Saal: „Heil den Buren!" „Nieder mit England!" Freund Schmock, der gelegentlich der Begräbnisfeierlichkeiten seine schönsten „Brillantes" ins Publikum gestreut hat, ist entrüstet über die „Pietätlosigkeit", wie er es zu nennen beliebt. Ich aber frage, warum provozirt der Alterspräsident eine solche „Pietätlosigkeit?" Was geht unsere Volksvertreter die Königin von England an? Wie kommt endlich ein Demokrat dazu — der Alterspräsident bekennt sich zu den „Demokraten" — einen Nachruf zu halten, den Hofrath X. von der hochoffiziösen „Wiener Zeitung" nicht besser zu Stande brachte? Aber der Herr Alterspräsident Dr. Weigl ist ein Pole — das erklärt Alles.

Der Kampf gegen die Zensur. Im deutschen Reichstage hat es eine Zensurdebatte gegeben. Herr Müller, ein freisinniges Mitglied des Reichstages, stand in erster Reihe der wackeren Fechter vom Geiste und wüthete unter den Zensoren wie ein Regiment von Ebern. Wie gerechtfertigt sein berserkermäßiges Auftreten ist, mögen folgende, von ihm zitirte Rothstift-Verbrechen beweisen, welche die Zensur an Max Dreyers „Großmama" begangen hat. Baron zu einem korpulenten Bauern: „Dein Wanst ist einfach eine soziale Unverschämtheit" und „Dein Bauch ist revolutionär", worauf der Bauer ganz einfach: „Dummes Luder" antwortet. Weiters eine Stellung suchende Frauensperson zu besagtem Baron: „Ich bin kein Dienstmädchen, ich bin eine geprüfte Jungfer". Baron: „Ich verstehe mich nicht auf geprüfte Jungfern, das ist wohl eine ganz neue Spezies dieses verruchten Geschlechtes". Auf Grund dieser von der Zensur gestrichenen Stellen bewies der Freisinnige Amadis sowohl die relative, wie die absolute Schädlichkeit der Zensur. Herr Müller ist ohne Zweifel ein Mann voll Noblesse und Bescheidenheit. Er wählt sich just die albernsten, nichtssagendsten Stücke, um der Zensur den Garaus zu machen. Er scheint nicht zu glauben, daß ein Zensor, der da Geschmacklosigkeiten ausmerzt, zum Dasein berechtigt ist. Ebenso wie ein Freisinniger, der eigene Gedanken hat. Die Albernheit der Zensur darf nicht in alberner Weise bekämpft werden — das ist die Moral von der Geschichte.

Artikel XVII des Staatsgrundgesetzes. Herr Vincenz Lutoslawski, Dozent für griechische Philosophie an der Krakauer Universität und Verfasser mehrerer Schriften über Plato, ist vor unlängerer Zeit als „nervenkrank" seines Amtes enthoben worden. Nun aber kommt es heraus, daß die „Nervenkrankheit" erstunken und erlogen war. Herr Lutoslawski ist, wie aus bestimmten Quellen verlautet, infolge seiner philosophisch-politischen Vorträge den konservativen Kreisen mißliebig geworden, was seine sanfte Amovirung auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege plötzlicher schwerer Erkrankung hervorrief. Wie lautet doch Artikel XVII des Staatsgrundgesetzes? „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei" — hier die Illustration dazu. Der Karsthans.

Fiat justitia! Ja, Gott sei Dank, es gibt noch eine Gerechtigkeit und ein wahrer Wonneschauer muß jeden Freund der Ordnung überkommen, wenn er hört oder liest, wie jüngstens wieder ein Frevel ohnegleichen die verdiente Sühne fand. Fährt da ein vollbeladener Kohlenwagen die Straße entlang, hinten nach, wie Krähen hinter dem Pfluge des Ackermannes, laufen Weiber und Kinder und sammeln die vom Wagen fallenden Kohlenstückchen in Körbe und Schürzen — aber sie thun dies beileibe nicht deshalb, um das also verloren gehende Gut dem Besteller der Kohlenfuhre etwa abzuliefern, wie's doch eigentlich nur recht und billig wäre, o nein, im Gegentheile, sie tragen ihre Beute nach Hause und heizen damit den eigenen Ofen und wollen dann natürlich vom Kohlen kaufen nichts wissen. Mit einer Mattherzigkeit, die beinahe schon an ein Verbrechen grenzte, sah man bis nun diesem jedes rechtlich denkende Herz empörenden Treiben der „Kohlensammler" zu und nie noch hörte man davon, daß ein von seiner hohen Aufgabe wahrhaft durchdrungenes Organ der Polizeibehörde die dem Kohlenwagen nachlaufenden Weiber und Kinder dazu verhalten hätte, die aufgelesenen Kohlenstücke dem rechtmäßigen Besitzer abzuliefern. Aber nun bricht mit einem Male ein heller Lichtstrahl auch in diese dunkle Ecke, die guten Bürger dieser Stadt mit ihren weltberühmten „goldenen Herzen" können frohgemuth aufathmen: die Gerechtigkeit hat wieder einen ihrer glänzendsten Triumphe gefeiert! Fährt also da so ein Kohlenwagen, hintennach laufen die sammelnden Weiber und Kinder, oben auf den Kohlen aber thront der Kutscher und sieht sich eine Weile gemüthlich das eigentlich ganz ungesetzliche Treiben dieser Marodeure an. Ein altes Mutterl humpelt keuchend mit im Troß, aber die flinkeren Konkurrenten füllen sich schneller die Körbe und der Alten Beute ist noch sehr gering.

Das sieht der Kutscher und nun — o bricht nicht edles goldenes Wiener Herz! — verleugnet er alles Rechtsempfinden, greift mit frevler Hand ein großes Kohlenstück aus dem Berg neben sich und läßt es der Alten vor die schwachen Füße gleiten. Das ist Diebstahl! infamer, niederträchtiger Diebstahl! Ah, soweit sind wir denn doch noch nicht, daß der Proletarier bereits mit offener, frecher Verleugnung des Eigenthumsbegriffes nach unserer rechtmäßigen Habe greifen darf. Gott sei Dank, es gibt noch ein Gesetz und eine — Polizei! Und ein gepickeltes Auge des Gesetzes tritt an den Kutscher heran, nimmt den Thatbestand auf und erstattet die Anzeige. Die Freude über diesen endlich einmal gelungenen prächtigen Fang wird nur dadurch etwas getrübt, daß während der mit dem Kutscher vorgenommenen Amtshandlung dessen Mitschuldige, das alte Weib die Flucht ergreifen konnte. Das Bewußtsein aber, daß wir Polizeiorgane haben, denen schon gar nichts entgeht, läßt es mehr als wahrscheinlich erscheinen, daß auch das alte Weib noch zur Verantwortung gebracht und außerdem auch noch der Mörder von der Türkenschanze oder jener der Emedseer'schen Eheleute etc. entdeckt werden wird. Den Kutscher hat die verdiente Strafe schon ereilt: er erhielt vier Tage Arrest — ja, es heißt nicht umsonst fiat justitia! Kohlhaas.

Feuilleton.

Zur Kunst und Aesthetik.

Von Leo Berg (Berlin).

Viele moderne Künstler und Litteraten bilden sich ein, etwas, das nackt ist, sei eben, schon weil es nackt sei, auch Natur.

* * *

Gewisse Schriftsteller, die sich „Naturalisten" nennen, sind nicht Beobachter und Gestalter, sondern nur die Leichenbitter des Lebens.

Bei dem Kunstwerk steht die innere Lebendigkeit zur äußeren Wirklichkeitsähnlichkeit im genauen Verhältnis. Je näher ein Werk den Gegenständen der Natur kommt, um so innerlicher und wahrer muß es sein. Deshalb verlangt man von einem Gemälde mehr Stimmung und inneres Leben als von der Natur. Noch deutlicher innerhalb einer Kunstgattung: je realistischer ein Drama, ein Roman ist, um so seelenvoller, vergeistigter muß die Darstellung sein, um so enger muß sich Körper und Seele aneinander schmiegen. Sonst schaudert man vor der Leere, mehr als beim formalsten Gedicht idealistischer Art. Der Realismus kann gar nichts anderes sein, als höchst potenzirtes Leben, sonst ist er barer Unsinn.

Jedes Verbrechen, das man begreift, hat man mitbegangen; jedes Verbrechen, das man bis zum Ende ausdenkt und innerlich durcherlebt, hat man mitgesühnt. Das ist der Schlüssel aller Dichter-, Künstler- und Philosophen-Moral.

* * *

In mehreren Punkten stimmt die Philosophie der Naturalisten mit der der Philister in dem Punkte überein, z. B. daß Krankheit und Poesie unvereinbare Gegensätze seien. Das trifft aber so wenig zu, daß „Krankenpoesie" beinahe einen Pleonasmus ausdrückt. Thatsächlich sind die meisten Krankheitsstadien poetische Zustände; in der Rekonvaleszenz wird selbst der Philister zum Poet. Für viele Menschen ist sogar die Krankheit der einzig poetische Zustand, wo poetische Stimmungen und Gedanken in ihnen werden, von denen sie sonst nichts ahnen. Die Voraussetzung aller Poesie, die Selbstbelauschung, trifft für sie nur hier zu. Menschen, die oft und lange krank gewesen sind, sind für uns fast nie ohne poetischen Reiz und etwas von diesem Reize hat

die Frauen in vielen Fällen poesiereif gemacht. Aber natürlich muß man ihn nicht im Schmutz suchen, den die Krankheit mit sich bringt, sondern in Leiden, darin, daß in ihr das Seelische mehr und deutlicher hervortritt. Für die meisten Menschen ist die Zeit der Krankheit ein Feiertag der Seele, deren Existenz sie sonst gar nicht zu oft bemerken. Ihre innere Läuterung hängt oft mit Krankheiten zusammen, und die alten Priester, die bessere Psychologen waren als unsere Realisten und Zeitungsmänner, wußten schon, was sie thaten, wenn sie an den heiligsten Feiertagen ein Fasten einsetzten oder Geißelungen vorschrieben. Das körperliche Leiden sollte die Seele zum Selbstbewußtsein bringen und in weihevolle Stimmung versetzen; zum Höchsten sollte der Mensch durch körperliches Leiden vorbereitet werden. Und das war nur soweit unsinnig, als es zwangsweise und mechanisch geschah. In Wirklichkeit ist es die beste und meist auch die einzige Vorbereitung.

Zeitglossen.

Wirthschaftspolitik.

Die Staaten werden Krämerbuden,
Voll Schmutz;
Ihr einziger Endzweck ist der Schutz
Der Säcke und der Kisten
Der Schacherjuden
Und Schacherchristen.

Eine Frage.

Wenn der Chinese zu dir käme
Und sich in Pacht ganz Hamburg nähme
Auf neunundneunzig Jahre, sage,
Was denkst du, Deutscher bei der Lage? —
„Nichts Gutes!" — Gelt, du gibst es zu!
D'rum laß auch China du in Ruh'.

Kein Pardon!

Lieb' und Vertrau'n zu den modernen Recken
Fiel in den Brunnen,
Und deshalb hausen sie mit Furcht und Schrecken
Nun wie die Hunnen.
Doch wird die Furcht allmählich Haß erwecken,
Alsdann wird stecken
Im Sumpf der Karren;
Denn ewig fürchten sich nur die Narren.

Fabriciermangel.

Weil Jeder gerne Braten ist
Und ungern nur Salat,
Deshalb sind die Fabricier
So rar in jedem Staat.

Politischer Nebenzweck.

Wer nicht zum Volk hält, dem er predigt, der
Ist ein Verräter nnd kein Missionär.

Panamaskandale.

Das Gold besitzt kein Schamgefühl;
D'rum überleg es reiflich
Und bleib' bei fremder Meinung kühl,
Denn Alles ist erkäuflich:
Der Telegraph, das Preßbureau,
Korrespondenz, Schriftleiter,
Der Recensent
Und Präsident,
Die Kammer die Claqueurs und so
In infinitum weiter.

Germanus Senex.

Tu felix Austria!

Herr Klofač ist über Nacht ein berühmter Mann geworden. Was Manchem nach einem ganzen Menschenleben voll rastloser Mühe und ehrenvoller Arbeit versagt bleibt, ist diesem bisher unbekannten Redakteur eines ebenso unbekannten tschechischen Provinzblattes in einer einzigen Stunde zu Theil geworden. Die Abendblätter waren seiner Heldenthaten voll und bereits am nächsten Morgen verzapfte ein Interviewer dem geehrten Publiko die Anschauungen, welche sich der große Mann über die politische „Lage" in Oesterreich gebildet hat. Der lächerliche, zu ihrer nummerischen und kulturellen Bedeutung in gar keinem Verhältnisse stehende Größenwahn der Tschechen, welche gern eine europäische Rolle spielen möchten, hat in diesem politischen Harlekin seinen typischen Ausdruck gefunden. Herr Klofač hatte auch versprochen, in der Hofburg ein ähnliches Skandälchen wie im Abgeordnetenhause auszuführen, aber schließlich scheint er mit Sir John Falstaff doch zur Einsicht gekommen zu sein, daß „Vorsicht der bessere Theil drr Tapferkeit ist, und zog es vor, der Vorlesung der Thronrede muthig ferne zu bleiben. Und das war eigentlich recht schade, denn in Oesterreich ist so eine Thronrede ein recht seltenes Ereigniß. Die früheren Regierungen haben es meistens unterlassen, die Volksvertreter mit einer Thronrede zu begrüßen, um auf diese Weise dem Parlamentarismus ihre Mißachtung zum Ausdrucke zu bringen. Herr von Körber hat über den Werth des Parlamentes eine andere, bessere Meinung. Das ist schließlich kein besonderes Verdienst, es wäre vielmehr nur zu verwundern, wenn die Noth der letzten drei Jahre die maßgebenden Faktoren noch nicht beten gelehrt hätte. Nachdem man durch Jahrzehnte hindurch die Volksvertretung ihrer Rechte zum großen Theile beraubt und die Nationalitäten gegen einander gehetzt hat, um die Macht der Krone und Exekutive zu erweitern und befestigen, kommt diese Einsicht freilich etwas spät. Es bleibt daher sehr abzuwarten, ob die Beschwörungen, Bitten, Drohungen und das schönste Programm der Thronrede dem österreichischen Parlamentarismus noch auf die Beine zu helfen vermögen. Jedenfalls wird einige Zeit erforderlich sein, bis sich die Volksvertretung in die neue Rolle hineinfühlt. Aus einem Sklaven, über den man Jahre lang die Peitsche geschwungen, kann man über Nacht keinen Herrscher machen. Vorderhand ist man in Regierungskreisen zu tot froh, daß man die erste Klippe glücklich umschifft hat. Und es hat thatsächlich nicht viel gefehlt, so wäre das neue Haus schon bei der Wahl des Präsidiums gescheitert. Das Unnatürliche ist Ereigniß geworden, und die Herren Volksvertreter haben den Grafen Vetter, einen jungen Mann, welcher erst seit 1897 dem Hause angehört, nie in demselben eine größere Rede gehalten hat und Mitglied einer drei Mann starken Partei ist, mit erdrückender Mehrheit zum Präsidenten gewählt. Ob das gerade ein gar so erfreuliches Symptom ist, kann billiger Weise bezweifelt werden; für das Mißtrauen, mit welchem sich die großen Parteien des Hauses gegenüber stehen, ist diese Wahl jedenfalls bezeichnend. Es wäre verfrüht, dem Parlamente schon jetzt die Lebensfähigkeit abzusprechen. Mehr als drei Jahre steht unsere Gesetzgebung still, kein wirkliches Volksbedürfnis wurde während dieser Zeit befriedigt, denn der § 14 ist nur für die berühmten „Staatsnothwendigkeiten" in Funktion getreten. Diese Volksbedürfnisse schreien aber nach einem arbeitsfähigen Parlamente so laut und eindringlich, daß sie vielleicht doch noch das Parteigezänke zum Schweigen bringen. Ganz glatt kann das freilich nicht ablaufen. Herr von Körber wird noch so Manches hinunterschlucken müssen, ehe er die Suppe ausgelöffelt haben wird, welche ihm seine geschätzten Vorgänger **im Amte eingebrockt haben.**

Freidank.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March,** verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak,** beide in Wien.

Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Künstlerhaus
WIEN, I. Carlplatz 5.

XV. Aquarell-Ausstellung.

Täglich geöffnet von 9—4 Uhr.
Eintrittspreis 60 Heller.
An Sonn- und Feiertagen ab 2 Uhr 40 Heller.

Wäsche und Sportspecialitäten

anerkannt solidester Ausführung und Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX Pramergasse 22
Preislisten kostenfrei.

SECESSION
WIEN, I. WIENZEILE
GEÖFFNET VON 9 -7 UHR
Eleganten Zimmerschmuck

Bilder aller Art
Oeldrucke, Kupferstiche, Heliogravuren, Fotografien, religiöse Motive, Landschaften, Genres, Jagd, Stillleben etc.
in geschmackvoller und künstlerisch vollendeter Ausführung liefert zu
billigsten Preisen
Ernst Schuster's Kunst-Verlag
Wien, IV. Belvederegasse 20.

KOSMIN

Sorgsame Mütter, achtet darauf, dass eure Kleinen so früh wie möglich Kosmin Mundwasser zur Kräftigung des Zahnfleisches und Erhaltung der Zähnchen gebrauchen.

Flacon K 2, lange ausreichend.

Möbel *Telephon 23.50.*

Genossenschaftliches Warenhaus der Kunst- u. Möbeltischler Wiens
r. G. m. b. H.

6. Bezirk, Gumpendorferstrasse 22.

Schenker's Gesellschaftsreisen.

9. Orientreise
billige **Sonderfahrt**

Abreise: 27. März. Dauer: 34 Tage.
Auch diese Reise findet statt, nachdem bereits genügende Theilnehmer angemeldet sind.
Specialprogramme dieser Reise werden kostenfrei versandt.

Italienreisen.

26. März und 23. April
Reisebureau Schenker & Co.
I., Schottenring 3 und I., Kohlmarkt 1.
Prospecte kostenfrei.

CHOCOLAT
SUCHARD
Pariser Weltausstellung 1900
!! Grand Prix !!
Höchste Auszeichnung.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von **Ottokar Stauf von der March.**

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Octav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 4.20 = Mk. 4 = Frcs. 6.—

Einzelne Hefte 80 Heller = 70 Pfennig = 90 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; D. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer", Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Illustriertes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 | Mk. 8. Frcs. 12; Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20921.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Unechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit und Gerechtigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

5. Heft. 1. März. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig.**

Inhalts-Verzeichnis:

Konrad Kettel, Ein Wort zur Rechtspflege 131
Arnold Otto, Der Schmied 134
G. A. Becquer, Der Mondstrahl 134
Josef Hafner und Oskar Weilhart, Die Politik (Mit den Bildern der Verfasser) 140
J. L. Windholz, Nächtlicher Gang 147
Volker zu Alzey, J. M. Moscherosch . . . 148
Ella Hruschka, Natur 150
Aus dem Wiener Kunstleben 151
Bücherschau 155
Aus dem Narrenhause der Zeit 159
Feuilleton: Simplicius Simplicissimus, Care Idus! 161
Freidank, Tu felix Austria! 162

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell von Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hanfe, Maderno.
Karl Maria Heidt, Wien.
Karl Henckell, Zürich
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Richard Nordhausen, Berlin
Oskar Panizza, Paris.
Hepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler (†).
Karl Pröll Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Hermann Rollett, Baden
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Matthias Schwann, Soden.
Ottokar Stauf von der March, Wien.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau.
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Briefschalter.

„Ein Privatier, der nicht auf eine Anstellung spitzt". Sie schreiben namenlos einen grammatikalisch und orthographisch des Beobachtungszimmers würdigen Stumpfsinn zusammen. Entweder sind Sie ein Strohkopf, der Mitleid verdient, oder aber ein ausgemachter Hallunke, worauf ihre Namenlosigkeit hindeutet. Wenn sie künftighin wieder etwas auf dem Herzen haben, so unterschreiben Sie gefälligst Ihren Namen, denn daß Sie, wie Sie vorgeben, über das „Wiener Schnockthum die richtige Meinung haben" genügt noch lange nicht. Vielleicht sind Sie selbst Einer vom Stamme der Afra's. — Ihre ganze Manier läßt dergleichen errathen, ja geradezu: riechen. — Wir freuen uns demnach, für Sie keine Verwendung zu haben, weder als Kunstkritiker noch als Redaktionsdiener, Sie sind nicht zu dem, noch zu jenem brauchbar.

A. H., L. K. und E. B., Bern. Wir danken Ihnen für die freundlichen Zuschriften. Jetzt wissen Sie wenigstens, wie es mit der „Kritik" des Herrn J. V. Widmann bestellt ist. Einen Artikel oder einzelne Sätze herauszureißen, und darauf sein Urtheil über das Ganze aufzubauen, das ist seit jeher seine Methode gewesen, wie z. B. Conrad bezeugen kann. Wenn man dies auch dem „Bund" gegenüber thun würde, käme er nicht minder schlecht weg. Ob der „Karsthans" seinen Decknamen in „Giftmichel" umändern wird, wie Hr. W. vorschlägt?! Gewiß, aber erst dann, wenn dieser aufhört, oberflächlich zu kritisiren, was ihm leider angeboren zu sein scheint. — Ihre Anerkennung freut uns umsomehr, als wir sie der Verketzerung des Bernischen Politikers zu verdanken haben. — Bezugspreis von 18 Franken gutgeschrieben. Besten Gruß!

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

A. Ostaloh, Das Märchen vom Glück.
R. J. Lehner, Gedichte.
Der Scherer, 4
Internationale Litteraturberichte, 4.
Die Fackel, Nr. 67.
Der Freidenker, 5.
Der Kyffhäuser, 21.

Wien, 1. März 1901.

Ein Wort zur Rechtspflege.

Von Konrad Ettel (Wien).

Wer heute von den Verhältnissen und Einrichtungen unserer Zeit spricht, hält sich förmlich für verpflichtet, überzuquellen von freudigem Hochgefühl über die Fortschritte „auf allen Gebieten." Die technischen Errungenschaften haben uns geblendet und den Blick getrübt, daß wir gar viele Rückständigkeiten nicht wahrnehmen, die unser öffentliches Leben verunzieren, in dem Trubel der Alltäglichkeit sind wir so gedankenlos und stumpf geworden, daß wir auch keine Empfindung mehr haben für gewisse Verkehrtheiten und Widersprüche, denen wir Tag für Tag begegnen.

Zu diesen Rückständigkeiten gehört vor Allem unsere Rechtspflege. Frau Justitia hat mit den sonstigen Fortschritten der Zeit nicht Schritt gehalten, sie ist konservativ geblieben und dabei verzopft geworden und verknöchert. Alle Lebensverhältnisse sind in Fluß gerathen und modern geworden, aber das römische Recht mit seinen Haarspaltereien, Spitzfindigkeiten und Tifteleien, mit seinem schwerfälligen Apparat, seinen starren Formen und Härten ist unbeweglich stehen geblieben, es hat sich nicht entwickelt und nicht vervollkommnet. Und wie das geschriebene Recht, so auch die Rechtspflege: schwerfällig, verwickelt und zweckwidrig in ihren Ergebnissen. Hie Delikt — hie Strafe. Was dazwischen liegt, sind theatralische Vorgänge, was vor dem liegt, wird nur flüchtig zum Zwecke des Urteilspruches beachtet, was dahinter kommt, wird so gut wie gar nicht bedacht. Daher macht unsere Rechtspflege auf den denkenden Laien einen kläglichen Eindruck.

So wie die Aufgabe des Arztes nicht allein darin besteht, bereits vorhandene Krankheiten zu heilen, sondern vor Allem darin, ihrem Entstehen vorzubeugen, so müßte eine gute Rechtspflege ihr Augenmerk zunächst darauf richten, die Verbrechen zu vermindern, sie zu verhüten, die Ursachen der Verbrechen möglichst aus dem Wege zu räumen. Auch da gilt das Wort: „Principiis obsta! . . " Verbrechen sind ja bekanntermaßen Krankheitserscheinungen am gesellschaftlichen Organismus.

Allerdings ist diese Frage so weitreichend, daß zu ihrer Lösung Regierungen und Parlamente ehrlich und kräftig zusammenwirken müßten. Denn Erziehung und Bildung sind die ersten Bedingungen zur Verminderung der Verbrechen. Die Schule muß intelligente und charaktertüchtige Leute heranbilden, damit diese einen guten Einfluß auf ihre Kinder nehmen. Um nicht mißverstanden zu werden, sei sofort hinzugefügt, daß das Um und Auf eines formalen Konfessionalismus diesen Zweck nicht erfüllt.

Eine andere Vorbedingung zur Verminderung der Verbrechen ist die Schaffung von Arbeitsgelegenheit. Damit berühren wir einen der wundesten Punkte unserer

sozialen Verhältnisse. Die meisten Vergehen und Verbrechen sind solche gegen das Eigenthum. Es kommt ja vor, daß Leichtsinn und Verderbtheit dazu treiben; meist aber ist die leidige Noth die Urheberin, der Mangel an Erwerb. Die Leute sollen und wollen in der Regel auch arbeiten, sie wollen ehrlich bleiben; aber sie finden oft gar keinen oder keinen halbwegs ausreichenden Verdienst. Am bittersten aber wird das Betteln um Arbeit, empfunden. Es soll als Gunst und Gnade empfunden werden, wenn Arbeit und Erwerb geboten wird, worauf — man sollte es wenigstens glauben — doch Jeder ein gutes Recht hat! Es gibt aber manche Brodherren, die es sich als besonderes Verdienst anrechnen, so und so viele Leute zu beschäftigen. Andererseits ist es eines der beliebtesten, aber auch teuflischsten Maßregelungs- und Strafmittel, besonders gegen Leute von unbequemer Gesinnung, ihnen die Existenz zu rauben, sie brodlos zu machen, um sie zu Grunde zu richten, ja vielleicht auch dem Verbrechen zuzutreiben. Schon längst hätte der Staat, wenn er seine Aufgabe richtig verstanden und ihr ernstlich gerecht werden gewollt hätte, eingreifen sollen. Er muß Gelegenheit zur Arbeit schaffen, keiner soll sagen können, daß er Verbrecher wurde aus Mangel an Verdienst!

Der Staat nimmt die Pflichten, die seine Bürger gegen ihn haben, sehr genau; wenig genau aber die Pflichten, die er gegen sie hat. Er sorgt nur für die sogenannten Staatsnotwendigkeiten, für die gesellschaftlichen Notwendigkeiten aber läßt er gern — den lieben Herrgott sorgen. Gewehre und Kanonen können den Regierungen schlaflose Nächte bereiten; die Frage der Verminderung der Verbrechen, eine Folge wirklicher Volkswohlfahrt, stört ihre olympische Ruhe nicht . . . Ist aber Einer zum Verbrecher geworden und wurde man seiner habhaft, beginnt der Strafapparat seine antiquirt schwerfälligen Funktionen: Untersuchung, Gerichtsverhandlung, Strafe.

Die Untersuchung zieht sich wochenlang hin, selbst in klar liegenden Fällen; denn die Gerichte haben zu viel zu thun, sie sind überbürdet. Natürlich, denn für die Verminderung der Verbrechen wurde nichts gethan und das Strafwesen ist überdies danach angethan, sie noch zu vermehren. Endlich kommt die Gerichtsverhandlung. Da wird dann eine Sache, auch wenn sie für das Gericht schon völlig klar gestellt wurde, noch einmal für die Oeffentlichkeit theatralisch breitgetreten. Eifrige Berichterstatter sensations-lüsterner Blätter verzeichnen genau jedes Wort und jede Geste des Angeklagten; er wird eine Art Held. Die Volks- und interessant sein wollenden Blätter bringen sein Bild und wenn er sein Verbrechen aus herostratischer Ruhmsucht beging, hat er seinen Zweck erreicht. Endlich erfolgt das Urtheil, der Angeklagte, wenn schuldig gesprochen, verschwindet in der Versenkung des Kerkers und bleibt für die Oeffentlichkeit so lange verschollen, bis er — wieder Verbrecher wird. Oft aber kommen im Gerichtssaale auch Fälle vor, daß Staatsanwalt und Vertheidiger sich im Schweiße ihres Angesichtes um die Feststellung und Qualifizirung des Verbrechens abmühen, daß man sich nach langem und ruhigem Aktenstudium und Abwägen über die Schuld oder deren Grad nicht klar wird; der Angeklagte aber hat in der Aufregung, aus Noth oder sonst unter einem Zwange, vielleicht bona fide gehandelt; wie konnte er bei seiner Handlung das Bewußtsein des Unrechtes haben, wenn er oder die Richter erst nach langer Ueberlegung zu einem Urtheil gelangen können! Erfolgt eine Verurtheilung, so erfährt der Angeklagte oft jetzt erst, daß er unrecht gehandelt und warum; spricht der Richter frei, so hat sich der Staatsanwalt im Aufbau der Klage geirrt — nach ruhiger Ueberlegung! — und der ganze Erfolg des Prozesses ist, daß die Rechtsvorstellungen des Angeklagten geschärft wurden, ein Effekt, den schon die Schule hätte erzielen können, wenn dort ein wenig Rechts- und Gesetzeskunde betrieben worden wäre! Die Gesetzgeber haben sich ihre Aufgabe eben leicht gemacht, indem sie ein- für allemal bestimmten: „Unkenntnis des Gesetzes schützt vor Strafe nicht." Es muß aber doch denen, für welche das Gesetz gemacht wird, auch Gelegenheit geboten werden, es zu kennen und zu verstehen nach Tragweite und Folgen!

Als Moses den Dekalog gab, waren die Lebensverhältnisse höchst einfach; heute sind sie so vielgestaltig und verwickelt, daß Hunderte von Paragraphen kaum ausreichen.

Alles zu umfassen, Alles zu treffen. Die ungeheure Mehrzahl der Leute aber erfährt heute noch nicht viel mehr von Gesetzen, als was — in den zehn Geboten steht!

Der dem Gesetze Verfallene wird nach überstandener Kerkerstrafe wieder in Freiheit gesetzt. Ein banger, ein schwerer Tag für den aus der Haft Entlassenen! Wie soll er sich mit der neuen Lage abfinden? Was soll er mit der wiedergewonnenen Freiheit anfangen, wenn er sich keines Besitzes erfreut? Jedermann begegnet ihm mit Verachtung, oder doch mit Scheu und Mißtrauen; denn er ist „gesessen". Das weiß der Bestrafte. Ein Schandmal haftet ihm an, welches er nie wieder los wird. Darum ist sein Blick unstät, er kann Niemand ruhig in die Augen sehen. Hat er einen Besitz, einen bürgerlichen Erwerb, wird er sich in Zurückgezogenheit irgendwie mit der Welt abfinden; ist er auf seiner Hände Arbeit angewiesen, dann hat er die größte Mühe Arbeit und Vertrauen zu finden und — zu erhalten. Er muß noch aus gutem Holze geschnitzt sein, wenn es ihm gelingt, sich ehrlich fortzubringen. Findet er aber keinen Erwerb, wie gewöhnlich, oder hat er durch die längere Haft die Arbeitslust verloren, bleibt ihm nichts anderes übrig, als wieder einen Konflikt mit dem Gesetze zu suchen, um seine Versorgung im Gefängnisse zu finden. Die Prozedur von Untersuchung, Verhandlung und Strafe wiederholt sich — im circulus vitiosus. So werden Gewohnheitsverbrecher gezüchtet, so will es unsere Rechtspflege! Denn die Luft, die Einer im Gefängnisse athmet, macht ihn zum qualifizirten Verbrecher. Die Strafe soll angeblich bessern; unsere Gefängnisse sind aber von der Art, daß sie ihre Insassen verschlechtern, deren Herzen verhärten, ihr Ehrgefühl ertöten, ihre verbrecherische Intelligenz heben, die Lust am Verbrechen wecken und sie geradezu zu Feinden der Gesellschaft erziehen. Und dennoch öffnen sich immer wieder die Pforten der Gefängnisse, dieser Hochschulen des Verbrechens, und immer wieder werden deren Insassen „nach verbüßter Strafe" auf die Gesellschaft losgelassen! Wo steckt, wo bleibt da die Vernunft? Wo die Voraussicht? Ein als gewalttätig bekannter junger Mensch wird nach zweijähriger Gefängnissstrafe in Freiheit gesetzt; er hat nichts Eiligeres zu thun, als einen Diebstahl zu versuchen und seine Verfolger niederzuschießen. (Der Fall im X. Bezirke Wien's.) Große Aufregung und Entrüstung darüber, natürlich! Wenn es aber dabei etwas zu verwundern gibt, so ist es nicht die Verwogenheit und Verworfenheit des Verbrechens, sondern die unglaubliche Kurzsichtigkeit jener, die für das öffentliche Wohl zu sorgen haben, die stumpfe Gleichgiltigkeit, die trotz aller Erfahrungen, Alles gehen läßt, wie es eben geht.

Und doch liegt die Sache schon für den Laienverstand so einfach. Ist der Verbrecher mit bösem Herzen, der sich als Feind der Gesellschaft fühlt, der Freiheit würdig? Und welchen Werth hat die Freiheit für den Verbrecher, der den Kerker verläßt mit dem Bewußtsein, daß er keinen ehrlichen Erwerb finden kann? Wenn nun jener der Freiheit unwürdig, diesem die Freiheit werthlos ist, warum gibt man sie ihnen, wenn man nicht neue, vielleicht größere Verbrechen hervorrufen will? Hier also klafft eine große Lücke, welche Privathumanität nicht ausfüllen kann. Hier muß der Staat mit seinen größeren Mitteln selbst eingreifen. Er muß sich endlich besinnen, daß eine solche schablonenhafte Rechtspflege ein Schandfleck unserer Kultur ist; er muß sich seiner Pflicht erinnern, auf die Verminderung der Vergehen und Verbrechen hinzuwirken durch Hebung des Unterrichtes, eventuell durch obligatorische Fortbildungsschulen für Rechts- und Gesetzeskunde, durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit, endlich durch Zurückhaltung der aus der Strafhaft entlassenen ungebesserten oder erwerbslosen Verbrecher in geschlossenen Arbeitsanstalten mit beschränkt freier Bewegung. Würde er diese gebieterische Forderung nicht erfüllen, so käme das einer moralischen Bankerotterklärung gleich.

Vielleicht lernen wir zur Abwechslung einmal von — Japan, wo nach neuesten Berichten eine ganze Stadt für Verbrecher erbaut wird — von Verbrechern.

Der Schmied.

An der Esse steht der ruß'ge Schmied
Hagern Angesichts. Die Hammerfaust
Nieder auf das weiße Eisen saust,
Bitt'rer Groll um seine Lippe zieht:
„Stiebe, Funke, stiebe!
Um mein bleiches Weib in kahler Kammer
Schreit nach Brod der kleinen Kinder Jammer;
Immer schmied' ich an der Andern Glücke,
Hämm're mir von hartem Brod ein Stücke.
Stiebe, Funke, stiebe!"
Und er zieht den Blasbalg zornesroth,
Daß zum Himmel auf die Esse loht,
Hat die Gluthenzange frisch gepackt.
Hämmert d'rauf in wildem Donnertakt:
„Lohnlos ist die Mühe!
Glühe, Esse, sprühe,
Trag' den Prasselfunken übers Land,
Setze diese dürre Welt in Brand!
Knist're Funke, stiebe
In das Radgetriebe,
Das dies Haus erschüttert
Und mit Menschengliedern wird gefüttert!
Hammer, niederdröhne!
Harter Ambos, stöhne!
Härter sind die Söhne
Dieser falschen Christenwelt der Liebe.
Schmiedest, Hammer, nie an meinem Glücke,
Schlage diese karge Welt in Stücke!"

Luzern. Arnold Ott.

Der Mondstrahl.

Von Gustav Adolf Becquer.

Ich kann nicht sagen, ob das, was ich erzählen will, eine wahre Geschichte ist, die einem Märchen ähnlich sieht, oder nur ein Märchen, das einer wahren Geschichte gleicht — ich kann nur sagen, daß es eine Wahrheit enthält, eine tieftraurige Wahrheit, von welcher ich bei der Artung meiner Phantasie wohl zuletzt irgend welchen Nutzen ziehen werde.

Ein Anderer hätte aus dem gleichen Gegenstande vielleicht ein Buch voll wässeriger Philosophie zurecht gemacht; ich habe daraus eine Legende gedichtet, die zum Mindesten Jene, welche in ihr nichts weiter als eben eine Legende erblicken, auf ein Weilchen unterhalten mag.

I.

Er stammte aus einem altadeligen Hause und war unterm Geklirr ritterlicher Waffen geboren worden, aber selbst der mutherweckende Klang einer Kriegsdromete würde ihn nicht veranlaßt haben, seinen Kopf oder auch nur seine Augen auf eine Weile von dem verblichenen Pergamente zu erheben, in welchem er den Schwanengesang eines Troubadours las.

Wer mit ihm zusammentreffen wollte, durfte ihn nicht im geräumigen Hofe seines Schlosses suchen, wo die Knappen die Füllen zähmten und die Pagen die Falken zur Beize anleiteten, während die Söldner sich damit unterhielten, unter Lachen, Plaudern und Streiten ihre Waffen zu putzen.

„Wo weilt Manrique, wo ist Euer Herr?" frug gar oft seine Mutter.

„Wir wissen es nicht, o Herrin", entgegneten die Diener.

„Vielleicht ist er im Kreuzgang des Klosters am Felsen, wo er schon mehr als einmal am Rande eines Grabes saß und lauschte, als ob er ein Wort von den Reden der Toten erhorchen müßte —

„Oder auf der Brücke, wo er den Wellen zusieht, wie sie nacheinander unter dem Bogen schäumend und bubbelnd hindurchfließen —

„Oder auf einem Felsgrat, in sich versunken und damit beschäftigt, die Sterne zu zählen, den Wolken mit den Augen zu folgen oder die Irrlichter zu betrachten, die in sinnverwirrendem Tanze ob dem Spiegel der Sümpfe hinziehen —

„Immerdar, o edle Donna, wird er am Wenigsten dort zu treffen sein, wo alle anderen Menschen anwesend sind —

„Wie jammervoll! Die Rosse werden steifbeinig!
„Die Hunde verlieren den Spürsinn!
„Die Falken verblinden!
„Die Waffen frißt der Rost!
„Und uns selbst — —
„Fallen die Knochen auseinander —
„Vor lauter Nichtsthun.
„Welch ein Jammer, hochedle Frau Gräfin! — —

In der That! Manrique liebte die Einsamkeit, er liebte sie in solch' einem Maße, daß er oft und oft wünschte, keinen Schatten zu haben, damit ihm dieser nicht überall hin nachfolgen könne.

Er liebte die Einsamkeit, da er in ihrer Umarmung seiner ausschweifenden Phantasie so recht die Zügel schießen lassen und sich eine Wunderwelt ersinnen konnte, die er mit seltsamen Wesen, den Geschöpfen seiner Einbildung und seiner dichterischen Träume bevölkerte; denn Manrique war so sehr Dichter, daß ihm einerseits keine Form genügte, um seine Gedanken auszudrücken und daß er andererseits diese während der Niederschrift niemals zusammenzuhalten vermochte.

Es war ihm, als ob zwischen den glühenden Kohlen des Heerdes feurige Geister von tausenderlei Farben lebten, gleich goldigen Käfern über die flammenden Holzscheiter hin- und herhuschend oder im flimmernden Tanze der Funken auf den Spitzen der Flammen sich schwingend, und er verbrachte viele Stunden auf einem Fußbänkchen vor dem hohen Kamin in gothischer Form, regungslos und die Augen stets auf das vielgestaltige Feuer geheftet.

Es war ihm, als ob tief unter den Wellen der Ströme, zwischen dem Moosgeflechte der Quellen, in den Nebeldünsten über den Seen geheimnisvolle Frauen lebten, Feen, Sylphen und Undinen, Klagen und Seufzer aushauchend oder im Takte des Wassers singend und lachend, und er lauschte all' dem in tiefem Sinnen, um es einmal in Worte zu kleiden.

Er glaubte, in den Wolken, im Winde, in den Tiefen des Tannichts, in den Spalten der Felsen — allüberall geheimnisvolle Gestalten zu sehen, geheimnisvolle Laute zu vernehmen, Gestalten von überirdischer Wesenheit, Worte voll himmlischen Wohllauts, die er nicht zu begreifen im Stande war.

Lieben! Er war dazu geschaffen, von Liebe zu träumen, nicht aber, um sie zu fühlen. Er liebte alle Frauen, die ihm begegneten, jedoch nur einen Augenblick lang: diese, weil sie goldblond war, jene, weil sie Lippen wie Granaten hatte und eine Andere wieder, weil sie im Gehen wie eine Binse anmuthig schwankte.

Manchmal ging seine Verzückung so weit, daß er eine ganze lange Nacht im Freien blieb, um den Mond zu betrachten, wie er in silbernem Gewölke am Himmel schwebte, oder die Sterne, die gleich dem schillernden Glanz kostbarer Kleinode aus der Ferne ihr zitterndes Licht herabgossen. In solchen Nächten poesievoller Schlaflosigkeit rief er wohl aus: Wenn es wahr ist, was mir der Prior vom Kloster am Felsen gesagt hat, daß möglicherweise jene Lichtpünktchen ferne Welten sind, wenn es wahr ist, daß auf jener Kugel aus scheinbarem Perlmutter, die durch die Wolken hinrollt, Menschen leben — wie schön müssen dann die Frauen jener strahlenden Regionen sein! und ich kann sie nicht sehen . . . ich kann sie nicht lieben! . . . Wie mag ihre Schönheit beschaffen sein? . . . Wie ihre Liebe? . . .

Manrique war noch nicht wahnwitzig genug, daß ihm die Straßenjungen nachgelaufen wären, aber er war es so weit, um mit sich allein zu reden und Bewegungen zu machen, und das ist der Anfang vom Ende.

II.

Der berühmte Duero, welcher die düsteren, verfallenen Mauern von Soria bespült, wird von einer Brücke überspannt, die aus der Stadt zu dem altersgrauen Kloster der Tempelherren hinüberführt, deren Besitzungen sich längs des jenseitigen Ufers hinziehen.

Zur Zeit, auf welche wir uns hier beziehen, hatten die Ordensritter ihre Vesten bereits verlassen, doch die Ueberreste der mächtigen Wartthürme, die kühnen Bogen der Kreuzgänge, mit Epheu und weißen Winden bedeckt, wie sie es zum Theil heute noch sind, die schier unabsehbaren Spitzbogenreihen der Waffenhöfe, durch welche der Wind das hohe Gras bewegend mit Seufzen hinstrich, ragten noch in die Höhe.

In den Wirthschaftsgärten, wie in den Lustgärten, deren Wege die Füße der ritterlichen Mönche seit vielen Jahren nicht mehr betreten hatten, entfaltete die Natur, sich selbst überlassen, all' ihre Pracht, und es stand wohl nicht zu befürchten, daß je eine Menschenhand diese zerstören würde, in der Absicht, sie zu verschönern. Die Schlingpflanzen kletterten unbesorgt an den Stämmen der alten Bäume hinauf, die düsteren Alleen der Pappeln, deren Wipfel einander berührten und schon in einander verwuchsen, waren hoch mit Gras bedeckt; wilde Disteln und Nesseln sproßten inmitten der versandeten Wege hervor und von den verfallenden Räumen der Mauern verkündeten die wie Federbüsche auf einem Helm im Winde auf- und niederwallenden Ranken und die blau-weißen Winden, die sich auf ihren langausgreifenden, biegsamen Stengeln wie auf einer Schaukel wiegten, den Sieg der Zerstörung und des Verfalles.

Es war in tiefer Nacht, einer milden Sommernacht, voll von Duft und melodischer Klänge; mitten am blauen, leuchtend-durchsichtigen Himmel stand heiter und weiß die Mondesscheibe.

Manrique, dessen Einbildungskraft in poetischer Verzückung schwelgte, überschritt die Brücke eben und nachdem er von hier aus den schwarzen Schattenriß der Stadt betrachtet hatte, wie sich diese vom Hintergrund abhob, den leichte, weißliche Wolken bildeten, trat er in die verödeten Räume des Klosters der Tempelherren.

Mitternacht war nahe. Der Mond, der allgemach emporgestiegen war, stand jetzt hoch am Himmel und als Maurique in die dunkle Allee der Pappeln trat, welche vom zertrümmerten Kreuzgang bis an den Uferrand des Duero führte, stieß er einen Schrei aus, einen leisen kaum unterdrückten Schrei, in dem sich Ueberraschung, Furcht und Entzücken seltsam vermischten.

Tief im Hintergrund der düsteren Allee hatte er etwas Weißes sich bewegen gesehen . . . eine Sekunde lang strich es zitternd hin und . . . verschwand dann wieder im Dunkel . . . es war — kein Zweifel! der Saum eines Gewandes, wie es Frauen tragen — ; eine Frau hatte den Weg zwischen den Pappeln betreten, aber im Augenblick darauf sich im Laubwerk verborgen, als der trunkene Mensch, der nur von Chimären und Unmöglichkeiten träumte, dieselbe Richtung einschlug.

Ein unbekanntes Weib! . . . An diesem Ort! . . . zu dieser Stunde! —

„Das, das nur ist das Weib, welches ich suche", rief Maurique und stürzte wie ein abgeschossener Pfeil auf den Ort hin.

III.

Er kam zur Stelle, wo er die geheimnisvolle Frauengestalt im Dickicht der Zweige aus den Augen verloren hatte, aber das Weib war spurlos verschwunden. Wohin? Dort hinten, weit, weit hinten glaubte er zwischen den wirr über- und durcheinander wachsenden Baumstämmen etwas Lichtes zu erblicken . . . eine weiße Gestalt, die sich bewegte.

„Sie ist's, sie ist's, sie trägt Flügel an den Füßen und flieht wie ein Schatten!" rief Maurique aus und stürzte ihr hastig nach, auf seinem Wege die Epheuranken, die wie ein Teppich von einer Pappel zur anderen ausgespannt waren, mit den Händen zerreißend . . .

So kam er, durch Gestrüpp und Gesträuch den Weg sich bahnend, athemlos auf eine Lichtung, die der Mondschein voll bestrahlte . . : Er fand Nichts.

„Ha! dort, dort schreitet sie!" rief er abermals „ich höre ihren Schritt auf dem trockenen Laub, ich höre das Rauschen ihres Gewandes, wie es auf dem Boden nachschleift und an die Büsche wallt." . . . Und er rannte und rannte wie wahnsinnig bald nach der und bald nach jener Richtung und fand — Nichts!

„Aber noch höre ich ihre Schritte," murmelte er verzweifelt „es war mir, als hätte sie gesprochen — kein Zweifel sie hat gesprochen! — Der Wind, der in den Zweigen säuselt, die Blätter, die Gebete zu flüstern scheinen, haben mich durch ihr Geräusch verhindert, deutlich zu hören, was sie gesagt hat, doch es kann kein Zweifel mehr bestehen: sie hat gesprochen . . . ja, sie hat gesprochen! . . . In welcher Sprache aber? . . . Ich weiß es nicht, aber es muß irgend eine fremde Zunge sein . . Ha! dort . . . dort geht sie wieder . . ." Und er lief so schnell, als es ihm nur immer möglich war, weiter in der Richtung, die er sich eingebildet hatte, glaubte nun sie zu hören und dann wieder zu sehen: bald bemerkte er, daß die Zweige sich bewegten, zwischen denen sie verschwunden sei, bald meinte er, im Kiese die Spuren ihrer kleinen Füßchen zu entdecken, dann war er wieder fest überzeugt davon, daß der balsamische Duft den er einathmete, von jener Frau ausgehe, die ihn neckte und ein Vergnügen darin fand, ihm immer wieder in dem unentwirrbaren Dickicht zu entschlüpfen. Vergebliche Mühe!

Außer sich schweifte Maurique noch viele Stunden lang umher, bald stillehaltend, um zu lauschen, bald mit der größten Vorsicht über den Rasen schleichend, bald in rasender, verzweiflungsvoller Hast vorwärts stürmend.

So gieng's weiter, immer weiter, ohne Rast und Ruh' durch die schier endlosen Gärten der Tempelritter dem Flußufer entlang, bis er allendlich an den Fuß der Felsen gelangte, worauf sich die Einsiedelei von San Saturio erhob . . .

„Vielleicht kann ich mich von oben aus zurechtfinden, um meine Nachforschungen in dieser unbeschreiblichen Wirrnis fortzusetzen", meinte Maurique zu sich, haspelte sich, seinen Dolch als Haken benützend, von Fels zu Fels hinauf.

So kam er auf den Gipfel, von welchem man die Stadt in der Ferne sehen kann und auch einen großen Ueberblick über den Duero besitzt, der zu ihren Füßen sich hinschlängelt, seinen ungestümen Lauf zwischen den gewundenen, ihn einengenden Ufern nehmend.

Als Maurique auf der Höhe angelangt war sah er angestrengt und emsig forschend rundum über Alles, was seinen Augen sich darbot, und indem er so die Gegend musterte — da plötzlich, an einer bestimmten Stelle, vermochte er nicht, einen Fluch zu unterdrücken.

In langen silbernen Streifen bestrahlte der Mond auf den Wellen des Duero die Spur, welche ein Nachen hinter sich her zog, der mit aller Kraft der Rudergeräthe dem gegenüberliegenden Ufer zustrebte.

In diesem Boote aber sah, oder glaubte er eine schlanke weiße Gestalt zu sehen . . . gewiß die Gestalt eines Weibes . . . jenes Weibes, das er in den Gärten der Templer aufgestört, das vor ihm

neckend geflohen und welches er mit eiserner Zähigkeit, doch immer umsonst, verfolgt hatte ... das Weib seiner Träume, die Verwirklichung seiner wahnwitzigen Hoffnungen ...

Mit der Schnelligkeit einer Gemse glitt Manrique an dem Felsen hinunter, wobei er sein Barett von sich schleuderte, dessen reicher Federnschmuck ihn in seiner Eilfertigkeit behinderte, und eilte, unten angekommen, mit Windeseile der Brücke zu, nachdem er den weiten, prächtigen Rittermantel aus kostbarem Sammt der leichteren Beweglichkeit halber von sich geworfen hatte ...

Er dachte die Brücke zu übersetzen und in die Stadt zu gelangen, noch ehe der Nachen das Ufer, dem er zusteuerte, erreicht haben würde.

Wahnwitz! Als Manrique keuchend und schweißbedeckt zum Stadtthore kam, waren wohl diejenigen, die bei San Saturio den Duero übersetzt hatten, bereits zu einer der vielen Mauerpforten nach Soria hineingegangen, denn zu jener Zeit reichten die Stadtmauern bis hart zum Ufer des Duero hinab, so daß die grauen Zinnen sich in seinen Wassern wiederspiegelten.

IV.

Obzwar er nun darauf verzichten mußte, jene noch einzuholen, die zum Pförtchen von San Saturio hineingegangen waren, gab Manrique denn doch nicht die Hoffnung auf, das Haus zu entdecken, in welchem die geheimnisvollen Nachtwaller herbergen mochten. Mit dem unerschütterlichen Vorsatz, der Sache auf den Grund zu kommen, betrat er die Stadt und wendete sich jenem Theile derselben zu, welchen man San Juan nennt, durch dessen Gassen er auf's Gerathewohl hinzuschlendern anfieng, die Häuser mit der größten Aufmerksamkeit musternd.

Die Straßen von Soria waren dazumal und sind noch heute schmal, düster und winkelig. Weitum lag ein tiefes, dumpfes Schweigen gebreitet, ein Schweigen, das nur selten vom fernen Gebell eines Hundes, vom Lärm einer hastig in die Angeln geworfenen Thür oder vom Wiehern eines Pferdes unterbrochen wurde ...

Manrique strengte sein Gehör auf's Aeußerste an, diese nächtlichen Laute genau zu unterscheiden — bald klangen sie ihm wie Schritte, die just um die nächste Ecke eines verlassenen Gäßchens bogen, bald wie verworrene Stimmen, die in seinem Rücken zu einander redeten, so daß er jeden Augenblick hoffte, die Sprechenden neben sich zu sehen — in dieser Weise irrte er ziel- und planlos mehrere Stunden hierhin und dorthin ...

Endlich hielt er vor einem mächtigen, düster aussehenden, uralten Palast aus Granitquadern an und nach einer sehr eingehenden Musterung desselben leuchteten seine Augen in unbeschreiblicher Freude auf. In einem der hohen Bogenfenster dieses Gebäudes, das jedenfalls einem großen Herrn zu eigen gehörte, sah er den milden, gedämpften Schimmer eines Lichtes, welches durch florartige Vorhänge aus rosafarbener Seide hindurchfallend auf der dunklen, vielfach geborstenen Mauer des gegenüberliegenden Hauses einen im leichten Nachthauche zitternden Schein malte.

„Ha! kein Zweifel mehr! ... hier, hier lebt meine unbekannte Dame!" murmelte der Jüngling ohne seine Augen auch nur für einen Augenblick von dem gothischen Fenster abzuwenden, „hier, ja hier lebt sie. Sie ist durch das Pförtchen von San Saturio in die Stadt gegangen ... durch das Pförtchen von San Saturio kommt man ja in diesen Stadttheil ... in diesem Stadttheil aber ist ein Haus, wo nach Mitternacht noch Leute wachen ... wachen? Wer wohl könnte außer ihr, die von ihren nächtlichen Ausflügen heimkehrt, noch zu dieser Zeit wach sein? ... Es kann nicht anders sein, dies ist das Haus meiner Geliebten!" ...

In dieser felsenfesten Ueberzeugung harrte er, in seinem Hirn die tollsten und phantastischesten Bilder umherwälzend, dem gothischen Fenster gegenüber auf den Tag und — seltsam! während der ganzen langen Nacht verschwand nicht das Licht aus dem Fenster ... Und wie der Schimmer jenes Lichtes in dem Fenster haftete, so hafteten auch seine Augen auf demselben.

Als endlich der Tag nahte, drehten sich die hohen Thüren unter dem Bogen, der den Eingang des Palastes bildete und auf welchen in der Mitte das Wappen des Hausherrn in Stein gemeißelt erschien, mit langem, heiseren Geknarre schwerfällig in ihren Angeln. Auf der Schwelle zeigte sich ein Knappe mit einem großen Schlüsselbunde in der Rechten, rieb sich mit der anderen Hand die Augen und gähnte herzhaft, wobei er eine Zahnreihe wies, um die ihn wohl ein Krokodil beneidet hätte.

Diesen zu sehen und auf ihn zuzustürzen, war für Manrique das Werk eines Augenblicks.

„He, Du! wer bewohnt diesen Palast? ... Wie heißt sie? ... Woher stammt sie? ... Weshalb ist sie nach Soria gekommen? ... Ist sie verheiratet? ... Antworte, antworte doch, Du verdammte Bestie!" Das war die höfliche, hastig herausgesprudelte Ansprache, die er, den armen Teufel heftig am Arme schüttelnd, an den Verschlafenen richtete, der nachdem er den Fremdling eine gute Weile lang mit seinen dummen, erschrockenen Augen hilflos angeglotzt hatte, mit stockender Stimme entgegnete:

„In diesem Hause ... da wohnt nur er ... der sehr ehrenwerthe Senor Don Alonso de Valdecuellas, Oberstjägermeister unseres Herrn, des Königs ... Er hat sich hieher zurückgezogen ... weil er im Kampfe mit den Mauren schwer verwundet worden ... er will hier von den Mühsalen ausruhen ... Sonst weiß ich nichts ..."

„Aber ... aber seine Tochter?" unterbrach ihn der ungeduldige Jüngling, „seine Tochter oder ... seine Schwester ... seine Nichte oder ... seine Gattin oder ... was sie sonst ist? Antworte doch, Du Schlafmütze!"

„Es ist aber gar keine Frau da!"

„Was? ... Es ist keine Frau da!? ... Aber wer schläft denn dort in dem Gemach, in welchem die ganze Nacht über ein Licht gebrannt hat ... Ich sah es ja!"

„Dort?... dort wohnt unser Herr ... der sehr ehrenwerthe Senor Don Alonso de Val —"

„Verdammter Papagei ... was macht denn dein Herr während der Nacht?! ..."

„Er läßt die Lampe brennen, bis es Tag wird ... seine Wunde läßt ihn nicht schlafen ...

„Ein Blitzstrahl, der aus blauem Himmel vor seinen Füßen eingeschlagen hätte, würde Manrique keinen größeren Schrecken eingejagt haben, als diese Aufklärung ... Mit einem wilden Fluch ließ er den Arm des Knappen fahren und rannte in mächtigen Sätzen davon ... Der Knappe des sehr ehrenwerthen Senor Don Alonso riß über dieses unerhörte Gebahren den Mund bis zu den Ohren auf und sah dem Forteilenden mit hervorgequollenen Augen nach ....

V.

„Ich muß sie finden! Ich muß mit ihr zusammentreffen! und wenn ich sie treffe, werde ich sie ganz gewiß erkennen ... Woran?... Das kann ich nicht sagen ... aber ich werde sie erkennen. Der Wiederhall ihrer Schritte, ein Wort von ihr, ein Stück von ihrem Gewande, ein ganz kleines Stückchen, würde mir, wenn ich es sähe, genügen, sie daran zu erkennen ... Alltäglich und allnächtlich sehe ich jene Falten aus durchsichtigem Gewebe, so weiß wie Schnee, vor meinen Augen vorübergaukeln; alltäglich und allnächtlich ertönt mir hier drinnen, drinnen im Kopfe das Rauschen ihrer Gewande, der verworrene Laut ihrer mir nicht verständlich gewordenen Worte ... Was mag sie doch nur gesagt haben?... was?... Ach, wenn ich es wüßte, was sie gesprochen hat, dann würde ich möglicherweise .....

„Aber selbst ohne es zu wissen werde ich sie finden ... muß sie finden ... das Herz sagt es mir und mein Herz hat mich noch niemals getäuscht ... Es ist wahr, ich habe schon alle Gassen von Soria durchforscht ... ich habe zu San Nicolas einer alten Frau Weihwasser gereicht, die so kunstvoll in ihren Schleier aus Serge gehüllt war, daß sie mir wie eine Göttin vorkam, und beim Heraustreten aus der Stiftskirche nach der Frühmette bin ich wie toll der Sänfte des Archidiakons nachgerannt, weil ich das Ende seiner langen Schleppe für das Gewand meiner unbekannten Dame hielt — aber das macht nichts ... man kann sich ja leicht irren ... ich muß sie allendlich doch finden und die Seligkeit, sie zu besitzen, wird gewiß die Mühsale des Suchens übersteigen ....

„Wie nur ihre Augen sein mögen?... Ich meine, sie müßten blau sein, tiefblau und feucht, wie der nächtliche Himmel im Frühling ... ich liebe die Augen von solcher Farbe so sehr ... sie sind so voll Ausdruck, so melancholisch, so ... Ja, kein Zweifel! sie werden blau sein, blau, ganz gewiß! ... und ihre Flechten schwarz, tiefschwarz und lang, bis zu den Knöcheln, daß sie schön herabwallen ... ich glaube, ich habe sie in jener Nacht hinter ihr flattern gesehen, in Gemeinschaft mit ihrem Gewande ... und sie waren schwarz — nein! ich täusche mich nicht: sie waren schwarz ...

„Und wie gut passen doch blaue, weit offene, träumerische Augen und gelöstes, lang herabfallendes schwarzes Haargelock für eine große, schlanke Frau ... Denn sie ist groß, gewiß! groß und schlank, ähnlich den Engeln in den Nischen über den Portalen unserer Kirchen ... jenen Engeln, deren herrliches Antlitz von den Schatten der granitenen Baldachine in ein geheimnisvolles Zwielicht eingesponnen erscheint! ...

„Ihre Stimme! ... ihre Stimme habe ich ja doch vernommen ... ihre Stimme ist sanft wie Windessäuseln in den Blättern der Pappeln und ihr Gang voll Majestät, wie der Takt der Musik ...

„Und dies Weib, schön wie der schönste meiner Jugendträume, die genau so denkt, wie ich denke, die da liebt, was ich liebe, und haßt, was ich hasse, dies Weib, welches der Zwillingsgeist meines Geistes die Vervollkommnung meines Wesens ist — sie sollte nicht gerührt sein, wenn ich mit ihr zusammentreffe?... Muß sie mich nicht lieben, wie ich sie lieben werde, wie ich sie schon jetzt lieb habe, mit allen Kräften meines Lebens, mit allen Fähigkeiten meiner Seele? ...

„Ich gehe an den Ort, wo ich sie zum ersten und — ach! zum einzigen Male gesehen habe ... Wer kann mir denn sagen, ob sie nicht just so launenhaft ist, wie ich, ob sie nicht, wie alle träu-

merisch veranlagten Gemüther, eine Freundin der Einsamkeit und des Geheimnisvollen ist, und sich darin gefällt, im Schweigen der Nacht durch alte. verfallene Bauwerke zu schweifen?"

Zwei Monate waren hingegangen, seit der Schildknappe des sehr ehrenwerthen Senor Alonso de Valdecuellas den bethörten Manrique aufgeklärt hatte; zwei Monate, in deren Verlaufe er zu jeder Stunde ein prächtiges Luftschloß um das andere erbaut hatte, welche die Wirklichkeit mit einem Hauche zu nichte machte; zwei Monate, innerhalb welcher er jene unbekannte Dame gesucht hatte, zu welcher sein Herz -- dank seiner unbegreiflichen Einbildungen immer mehr von sinnloser Leidenschaft entflammt wurde — als der verliebte junge Mann, in seine Gedanken versunken, die zum Besitze der Tempelherrn führende Brücke überschritt und in den verschlungenen Pfaden der Gärten sich verlor.

VI.

Die Nacht war klar und schön, die volle Scheibe des Mondes leuchtete hoch vom Himmel und der Wind rauschte mit traulichem Seufzen durch die Blätter der Bäume.

Manrique, eben zum Kreuzgange kommend, spähte zwischen den Strebepfeilern der Arkaden hindurchblickend aufmerksam in dem Raume umher .... Alles war leer ....

Mißmuthig verließ er seinen Platz und lenkte seine Schritte nach der düsteren Pappelallee, die an den Duero führt. Da — er hatte sie noch nicht betreten, entfuhr ein Jubelschrei seinen Lippen ....

Eine Weile nur, einen kurzen Augenblick sah er das Ende eines weißen Gewandes vor sich erschimmern, das im nächsten verschwand ... ohne Zweifel war es das weiße Gewand des Weibes seiner Träume, jenes Weibes, das er mit wahnsinniger Gluth liebte ...

In höchster Erregung eilt er, so schnell als möglich, eilt er ihrer Spur nach und gelangt außer Athem bald auch dahin, wo er sie verschwinden gesehen — doch als er dort ankommt, hält er erschreckt an, heftet die entsetzten Blicke stier auf den Boden, bleibt eine Weile regungslos, dann aber durchzittert ein leises Beben seine Glieder, ein Beben, das stärker und stärker wird, bis es einem wirklichen Krampfe gleicht, und endlich, endlich bricht er in ein Gelächter aus, ein durchdringendes furchtbares Gelächter ...

Jenes leichte, weiße, flatternde Etwas war ihm wieder vor den Augen erschienen, aber nur einen Augenblick, kaum eine Sekunde hatte es knapp vor seinen Füßen aufgeschimmert —:

Es war ein Mondstrahl, ein Mondstrahl, der zeitweilig, wenn der Wind die Zweige bewegte, die grüne Wand der Bäume durchbrach .....

VII.

Jahre waren vergangen. Manrique, fast ohne jede Regung und mit dem leeren, ruhelosen Blick eines Blödsinnigen auf einem Fußschemel vor dem hohen gothischen Kamin seines Gemaches sitzend, achtete weder auf die Liebkosungen seiner greisen, gramgebeugten Mutter, noch auf die Worte seiner schönen Schwester, noch auf die Zureden seines Lieblingsknappen.

„Du bist edelgeboren und reich, Du bist jung und schön gewachsen," sagte seine Mutter, „warum verzehrst Du Dich in der Einsamkeit? Warum suchst Du Dir nicht ein Weib, um es zu lieben, ein Weib, das durch ihre Liebe zu Dir Dich beglücken könnte, Dein Leben verschönern würde?"

„„Liebe! ... Die Liebe ist ein Mondstrahl!"" murmelte der Jüngling traurig.

„Weshalb rafft Ihr Euch nicht auf aus dieser entsetzlichen, Körper und Geist tötenden Schlaffheit?" sprach sein Lieblingsknappe, „o kleidet Euch vom Wirbel bis znr Sohle in glänzendes Eisen, gebietet, daß man die Kriegsstandarte Eures berühmten Hauses vom höchsten Thurm flattern lasse und lass' uns, theurer Herr, in den Krieg, in's Schlachtgewühl ausziehen — im Kriege erwirbt man Ruhm!"

„„Ruhm! — Der Ruhm ist ein Mondstrahl!""

„Willst Du, mein edler Manrique, daß ich Dir ein Lied zur Laute singe? Den Schwanengesang des provençalischen Troubadours Arnaldo —?" frug seine Schwester.

„„Nein! nein!!"" rief hier der Jüngling heftig und sprang von seinem Sitze empor. „„Ich will nichts, gar nichts ... das heißt, ich wünsche Eines: ich verlange, daß Ihr mich nicht länger quält, mich allein läßt! Lieder ... Frauen ... Ruhm ... Glück — alles Mondstrahlen, Lügen, erbärmliche Lügen, leere Phantome, die wir uns in unserer Einbildung erschaffen und nach unseren Launen kleiden, die wir lieben und verfolgen — weshalb? wozu? — um schließlich einen Mondstrahl zu finden!""

Manrique war wahnsinnig geworden, wenigstens hielt ihn alle Welt dafür. Mir — im Gegentheil, mir will es scheinen, als habe er den Verstand just wiedergewonnen ...

(Aus dem Spanischen von Stauf von der March.)

(Nachdruck verboten.)

Politik.

Oskar Weilhart.

Variétéspiel

in

drei Aufzügen

von

J. Hafner und O. Weilhart

(Wien).

Den Bühnen gegenüber als Manuskript.

(Alle Rechte vorbehalten.

Josef Hafner.

Personen des 1. Aufzuges:

Adolf Ulrich, Architekt, Senatskandidat.
Grete, seine Frau.
Ender, Willy } Freunde des Ulrich.
Fräulein Dr. Dünkelmann, prakt. Arzt.

Personen des Traumes:

Die Politik.
Ulrich.
Grete.
Ein Kardinal, ein Minister, ein Volksvertreter, ein Weiser, Gefolge der Politik.

I. Aufzug.

1. Auftritt.

(Groteske Szenerie.)

Ulrich, Grete, seine Frau, Ender, sein Freund.

Ulrich: Grete! Grete! Paff' auf, wie hoch ich hinaufsteigen werde! Wie 's mir im Kopf rumort. Ich glaube, so 'was haben menschliche Gehirnwindungen noch nicht mitgemacht. Es wird immer großartiger, immer enormer!

Ender: Die Tonhalle! Die Tonhalle!

Ulrich: Grete, Dein verhaßtes Schweigen!

Ender (mit gesteigerter Begeisterung): Die Tonhalle, ach, Meister, die Tonhalle!

Ulrich: Sieh' doch den Ender, wie den die Begeisterung für mich packt!

Ender: Die ganze Sezession ist einfach in den Sand gestreckt.

Ulrich: Von mir, Grete, und Du sprichst noch immer nichts.

Grete: Aber Adolf, mein Schweigen ist das Schweigen der Begeisterung!

Ulrich: Nun kenn' ich Dich wieder!

Ender: Denken Sie, gnädige Frau! Die Säulen, die in den Kapitälen ineinander fließen — die hängenden und rollenden Wände — das ist der neue Stil! Alles ist fließend und in Bewegung wie im wirklichen Leben!

Ulrich: Lieber Ender, Sie verstehen mich!

Ender: Das hat Alles Ihre Feuerseele geschaffen. Kein Anderer hätte Aehnliches vermocht ... Wohin Sie uns noch führen werden!

Ulrich: Zur Einheit der Kunst und des Lebens ... Ender, das ist mein Problem ... allerdings ein altes Problem, aber ich werde es lösen! ... Es gehen mir nur noch drei bis vier Prämissen ab ... Glauben Sie, ich werde gewählt?

Ender: Ich sehe Sie schon als als Senator.

Ulrich: Auf die Politik nämlich muß ich Einfluß bekommen ... das fehlt mir noch — dann erst bin ich fix! Ich werde mich an die ganze Menschheit wenden ... Denken Sie in einem „offenen Brief" an die Menschheit ... Ich werde dazu eigens den „allgemeinen Stil" erfinden, eine „allgemeine Lesart" der Gedanken ... Dieser Brief kommt dann in's Uebersetzungsamt für alle Sprachen ... Glauben Sie, Ender, daß ich die Welt bewegen werde?!

Ender: Bei Ihnen ist kein Ding unmöglich!

Ulrich: Und Du, Grete?

Grete: Ich dachte, die Welt bewege sich so wie so.

Ulrich (entschieden): Aber nach einer falschen Richtung ...

Grete: Ich fürchte, das Experiment wird gefährlich ... Die Gesetze des Kosmos übertritt man nicht ungestraft ...

Ulrich: Von Politik versteh'st Du nichts!

Grete: Oho! Du beleidigst mein Geschlecht!

Ulrich: Ich?! ich sehe die Dinge mit dem kosmischen Auge an . . .

Grete: Ja, große, schöne Augen sind einer Deiner leiblichen Vorzüge (seufzend) aber! . . .

Ulrich: Ich weiß, daß Du mich liebst und mich schön findest . . .

Grete: Nicht unbedingt . . . Ich bin eine zielbewußte Vertreterin meines Geschlechtes. Unser Kontrakt ruht auf Bedingungen: Wir Frauen verlangen eine Erweiterung unserer Kompetenzsphäre . . . Es genügt nicht, uns blos von Pflichten zu entlasten, wir verlangen neue Rechte . . .

Ulrich: Gut, ich werde diese Fragen studiren.

Grete: Die Dr. Dünkelmann ist eine empfehlenswerthe Freundin hiezu.

Ulrich: Ich bin so wie so einig mit ihr . . . Wenn ich nur in den Senat komme! Du siehst jetzt selbst, wie nothwendig meine Wahl . . . Morgen muß ich Senator werden . . . Ender, Sie müssen sich's noch 'was kosten lassen!

Ender: (Mit Enthusiasmus): Das Große verlangt Opfer!

Ulrich: Ja, Sie sind ein prachtvoller Kerl! . . . Wissen Sie, was Sie sind? Ein politischer Mäcen! Das ist ganz etwas Neues!! Grete, Du bekommst das meergrüne Kleid, den blutrothen Schirm und was sonst noch abfällt . . . Ender, Sie sind der moderne Montecucculi!

Grete: Sehen Sie, Ender, so gefällt mir Adolf — ich würde mich nicht wehren, wenn er mich jetzt lieben wollte . . . (abseits) aber er will nicht!

Ender (zu Ulrich): Sie haben eine Frau voll Opfermuth! Ich bewundere die Herrschaften immer mehr!

Ulrich (Ender küssend): Ach, mein lieber, lieber Ender!

Grete (seufzend): Ach, er küßt ihn!

Ulrich: Sie müssen das Telegraphon des Museums miethen . . .

Ender: Eine Idee! (Bewundernd) Ach, wie Sie nur so darauf kommen!

Ulrich: . . . und es vor das Wahllokal schaffen, man muß mich immer sehen und sprechen hören . . . Wissen Sie: Suggestivzwang! Ich muß siegen!

Ender: Großartig!

Ulrich: Siegen!

Ender: Ich eile, Ihren Wunsch zu erfüllen!

Ulrich: Ender, siegen — siegen!

Ender (von der Thüre): Gnädige Frau!

Grete: Pah!

2. Auftritt.

Ulrich — seine Frau.

Ulrich: Das ist ein Mensch, wie ich ihn brauchen kann . . . ah! ich bin verliebt in ihn.

Grete (für sich): Das geht mir noch ab! — (Kleine Pause. — Sehr ernst): Adolf, ich bin unzufrieden!

Ulrich: Unzufrieden? Ich habe keine Ahnung . . . Was ist's denn dann mit der Begeisterung des Schweigens?!

Grete: Ich fühle genau, daß ich der großen Aufgabe, die mir an Deiner Seite zufällt, nicht gewachsen bin . . .

Ulrich (ausweichend): Ach, was Dir nicht einfällt . . . das sind nur die Zweifel der Starken . . . (überzeugt) Du gehörst zu den Starken!

Grete: Nein, Adolf . . . ich bin noch viel zu natürlich . . . um neben Dir repräsentiren zu können . . . (erschüttert) noch lange nicht so modern, wie es für Deine großen Pläne sein müßte . . .

Ulrich (sich zu ihr setzend): Schau', meine Liebe, ich habe jetzt allerdings wenig Zeit für Dich gehabt . . .

Grete: Leider Gottes!

Ulrich: Ach, lass' Gott beiseite, wir sind doch Atheisten . . .

Grete: Ganz, wie Du willst . .,

Ulrich: Nun also . . . Du mußt nur Einsicht haben . . . und Du wirst mir verzeihen. Ich war überbürdet . . . und konnte Dir also seltener zur Verfügung sein . . .

Grete: Du willst sagen nie!

Ulrich: Umsomehr mußt Du an Deiner Selbsterziehung arbeiten . . . Exzentrizität, weißt Du, das wäre das Rechte . . . mache alle Exzentrizitäten mit! so wird man modern . . . ich gebe Dir volle Freiheit . . . Du weißt, Ender zahlt Alles! . . .

Grete (nachdenkend): Gut! Ich veranstalte eine Ballon-Expedition nach dem Nordpol . . . Ich werde oben eine Boj auswerfen mit einem Liebesbrief an Dich . . . Gefällt Dir das — ist das exzentrisch?

Ulrich: Ich wußte es ja — Du hast Einfälle — das ist herrlich — natürlich eine Damenexpedition . . . Du wirst historisch . . .

Grete: Endlich weiß ich doch, was ich thun soll! . . . Du . . . Du . . .

Ulrich: Na, was!

Grete: Ich möchte eigentlich noch ganz andere Dummheiten begehen . . . Wir reisen natürlich mit einem lenkbaren Luftballon . . . Und kommt das wirklich Alles zu den Wahlkosten? . . .

Ulrich: Natürlich, bis ich Recht auf den Staatssäckel bekomme — dann brauche ich Ender nicht mehr . . .

Grete: Ender fängt an, mir zu gefallen . . .

Ulrich: Sieh'st Du nun, was wir an ihm haben . . .

Grete: Wird Dir die Trennung von mir schwer fallen?

Ulrich: Allerdings wird es mir ein Opfer bedeuten . . . aber es gilt Deiner Erziehung, es gilt Dich zum modernen, mir ebenbürtigen Weibe zu machen . . .

Grete: Ich freue mich schon riesig auf den Abschied . . .

Ulrich (betroffen): Wie meinst Du das? Das verstehe ich nicht . . .

Grete (verlegen): Nun ja . . . da . . . da wirst Du doch endlich einmal wieder zärtlich mit mir sein müssen . . .

Ulrich: Ja, das heißt, wenn es meine Beschäftigung mit der Politik zuläßt . . . Begreife doch, ich wirke höherer Zwecke willen! . . . Der Künstler, der Politiker deszendirt im Umgang mit dem Weibe . . .

Grete (stampfend): Flausen! . . . ich bestehe auf einen zärtlichem Abschied! . . . sonst fahre ich nicht nach dem Nordpol . . . hörst Du . . . Dann werde ich auch nicht modern!!

Ulrich (verzweifelt): Nun ja . . . Wenn es nicht anders sein kann . . . ich gebe Dir also nach . . .

Grete: Ich würde mich darauf nicht kaprizieren . . . o nein, dazu wäre ich viel zu stolz . . . aber die Wissenschaft, die Physiologie verlangt es . . . ich muß wieder einmal geliebt werden . . . (leidenschaftlich) Adolf, willst Du mich nicht jetzt schon lieben?

Ulrich (schreiend): Unmöglich! Vor der Wahl Grete! Grete! das wäre die Zerstörung des Gleichgewichtes meiner Kräfte . . .

Grete: Du bist doch sonst so gescheit . . . warum bist Du doch in diesen Dingen so schrecklich dumm . . . Ich gebe Dir und Ender keinen Thee mit Milch mehr . . . Die verdammte Milchtrinkerei ist an Allem Schuld . . . Das ewige Resigniren liegt mir nicht — jetzt weißt Du, wie Du daran bist!

Ulrich: Das wirkliche Leben ist ein Martyrium . . .

Grete: Du Armer! . . . Ich kaufe Dir zum Troste zu Weihnachten ein sezessionistisches Gewehr . . . Vielleicht wird Dir dann das Leben leichter . . . (geht ab).

Ulrich (bestürzt): Sag, wo willst Du hin?

Grete: Ich bereite Dir den Thee . . . aber ohne Milch!

3. Auftritt.

Ulrich, später Willy.

Ulrich (allein): Die Weiber wollen wirklich Aufregung!! (Zum Kasten gehend, das Modell, die Tonhalle entnehmend). Sie halten uns nur im Leben auf! (Er stellt das Modell auf den Tisch, nimmt den Kuppelbau des Modells ab und gießt in den Mitteltrakt desselben einige Liter Wasser).

Ulrich (als Willy eintritt): O, Willy, Du bist es!

Willy: Servus! Etwas ganz Neues . . . was Du für eine liebe, zärtliche Frau hast . . . wirklich nicht gewußt.

Ulrich: Zärtlich. Leider zu zärtlich. Aber ich muß Dich um ein ernsteres Gespräch ersuchen.

Willy (das Modell besehend): Was ist denn das wieder für ein Blödsinn?

Ulrich: Dummer Kerl! Das ist die neue Tonhalle . . . von der die ganze Stadt redet . . .

Willy: Veilchenblaue Sezession! G'schnas! Du weißt ja, was ich darüber denke . . .

Ulrich: Mein lieber Freund, damit sind wir über die Sezession schon hinausgekommen . . .

Willy: Was heißt das wir?

Ulrich: Idiot! Das heißt die Architektur.

Willy: Hm! Du wirst mit jedem Tag mehr . . .

Ulrich: Und jetzt noch Senator . . . dann bin ich fix. (Ganz entzückt.) Es ist erreicht! Versteh'st Du!

Willy (mit bezeichnender Geste): Ja, Du bist schon sehr stark fix!

Ulrich: Siehst Du hier, der Mitteltrakt wird ganz unter Wasser gesetzt.

Willy: Wasser?!

Ulrich: Du allerdings kennst keine andere Flüssigkeit wie Bier . . . hier handelt es sich aber um die Akustik . . . hier plazire ich das Orchester und hier das Publikum . . . Das wird eine völlig neue Tonfarbe geben . . . He?!

Willy (verächtlich): Ja, neu ist das . . .

Ulrich (entrüstet): Neu, sonst weißt Du nichts? Da ist einfach alle Vergangenheit ausgelöscht und überwunden . . .

Willy: Was Du noch Alles überwinden wirst . . .

Ulrich: Da sollst Du Ender hören . . .

Willy: Der zahlt's auch!

Ulrich: Mondkalb!

Willy: Und wenn so eine Wand platzt, ersäuft wohl Alles, Publikum und Künstler. Was? Wie denkst Du Dir die Sache?!

Ulrich: Das ist ganz ausgeschlossen!

Willy: Ich denke sogar sehr leicht möglich!

Ulrich: Gut . . . Man wird solche Menschen aber niemals Unglückliche nennen. Man wird sie als Märtyrer der Kunst nicht bedauern, sondern bewundern . . .

Willy: Laff' Dir rathen, den Kunstsport und die Politik gib schnell auf . . .

Ulrich (wüthend): Was, die Politik?!

Willy: Weißt Du, ich fürchte für Dich . . .

Ulrich: Die aufdringliche Ansicht Deines gesunden Menschenverstandes ist mir schon lange zuwider . . . Politik ist geradezu mein Ideal . . . Sie wird mich frei machen von allen Fesseln . . . Und dann gehen bei mir Politik und Kunst Hand in Hand. Ich bin ein harmonischer Mensch. Wer meiner Politik folgt, wird auch meiner Kunst Gefolgschaft leisten müssen. Man wird mir den Umbau unserer Stadt übertragen . . . und glaubst Du, daß ich keine Ideen habe?! Unsere ganzen Umgangsformen bedürfen einer Reform, der Parlamentarismus und das Leben sind verroht. Die Nationen müssen mit einander versöhnt werden . . . Ich hab' die ganze Entwickelungslehre studirt . . . Den Darwinismus von der Zellenentwicklung bis zur Menschwerdung . . . Nicht die Begriffe, die Institutionen müssen umgewertet werden 2c. 2c. Sieh'st Du, jetzt weißt Du was von meinem Programm!

Willy: Gar nicht materiell!

Ulrich: So?! Gar nicht materiell . . . Das sind nur einige meiner politischen Ideen gewesen . . . Du magst sagen, was Du willst . . . ich versichere Dich . . . . ich schinde eine Kultur aus diesen Gedanken heraus — aber ich hab' Konkreteres auf dem Lager! Wir brauchen ein neues Licht und eine neue Wasserleitung . . . eine Arena mit Barrierestöcken . . . Du merkst, das ist schon kommunal . . . aber Du bist ein fürchterlicher Ignorant . . .

Willy: Eine städtische Menagerie brauchen wir auch!

Ulrich: Nicht opportun!

Willy: Ach so! . . . Jetzt hör' aber auf! Du lieber Herrgott von Mannheim . . . Stock im Eisen! Dich wählen, ist ein Unheil . . . Zieh' Deine Kandidatur zurück . . . Du schnappst über . . .

Ulrich: Das ist Deine Meinung über mich und meine Politik?

Willy: Fragt der noch . . . das ist doch zum — Kampieren im Freien . . . Mein Ehrenwort . . . Du versteh'st nichts von Politik . . . Nichts!

Ulrich: Weißt Du, was Du in meinen Augen bist? Du bist der größte Esel, den ich kenne . . . Die personifizirte Leere des Gehirns! Du hast nichts gelernt . . . Du hast keine Bibliothek . . . für Dich gibt's keinen Maßstab . . .

Willy: Meinetwegen nenn'st Du mich eine winzige Fliege . . .

Ulrich: Na! Das wär' Dir recht! So ein kleines Thier! Da thät' ich Dir nur einen Gefallen! Schnecken! keine Idee! Du bist ein großes Schwein! . . . Ein Säufer; ein Urgermane!

Willy: Versteh' Dich! (Singend) Bayrisch' Bier und Leberwurst, juppeidi! heida! . . .

Ulrich: So ein Lümmel! Gar keine Nerven für das Blasse, Feine, Abgetönte . . . immer nur das Grelle und den Rausch . . . Mein Lieber, mit uns beiden ist es aus . . . oder Du mußt Dich bessern . . .

Willy (gleichgiltig): Wir werden ja sehen, wie weit Du's bringst . . .

Ulrich (schwärmerisch): Zum historischen Menschen!

4. Auftritt.

Ulrich, Willy, Ender, Frl. Dr. Dünkelmann, später Grete.

Ulrich (als Ender und Dr. Dünkelmann eintreten): Endlich bist Du da . . . Ah! Werthe Freundin!

Dr. Dünkelmann: To to!

Ender: Alles in Ordnung!

Dr. Dünkelmann: Das Telegraphon ist gemiethet . . .

Ulrich: Bravo!

Dr. Dünkelmann: Ich war dabei!

Ulrich: Endlich wieder Höhenmenschen!

Ender (auf Wagner deutend): Höhere Spezies! Uebermensch . . . Wir sind nur ein Subtypus!

Dr. Dünkelmann: So ist es!

Ulrich: Ihr Schmeichler!

Dr. Dünkelmann: Sagen Sie, wo haben Sie doch Grete?

Ulrich: Willy, sieh' mal nach . . .

Willy: Na! das thu' selber . . .

Dr. Dünkelmann: Ein rückständiger Mensch!

Ulrich: Verzeihen! Noch mein Schüler . . . werd' schon was machen aus ihm . . .

Willy: Sehr verbunden! (Grete mit dem Thee kommend.)

Dr. Dünkelmann: Da ist sie ja . . .

Grete: Ich schlage die Luftheizung ein . . . Du bist da! Und der Herr Willy?

Willy: Küss' die Hand, Gnädige!

Dr. Dünkelmann: Aber, was sehe ich, Du arbeitest ja . . . das ist gegen die Physiologie des Weibes!

Grete (den Thee hinstellend. Alle nehmen am Tische Platz. Grete holt noch Tassen von der Kredenz): Meine Diener sind mit dem Automobil weggefahren . . :

Dr. Dünkelmann: Thee trinkt Ihr?

Grete: Noch dazu ohne Milch . . .

Dr. Dünkelmann: Shoking! Wo nehmt Ihr denn dann das Kasein her?! Diesen Grundstoff des modernen Körpers!

Grete: Brauchen wir keines . . .

Dr. Dünkelmann: Shoking! Wie steht Ihr denn dann zur Reformliebe? . . .

Grete: Die wird aufgegeben!

Willy: Bravo!

Dr. Dünkelmann: Ich erschrecke! Entsetzlich!

Ulrich: Sie macht schlechten Spaß . . .

Dr. Dünkelmann: Entartung!!

Grete (zu Willy): Herr Willy, kommen Sie her! Heut' haben wir Kognac zum Thee . . .

Willy: Ich bin immer auf der Vernunftseite!

Dr. Dünkelmann: Kognac?! Ender, Sie dürfen nichts berühren . . .

Ender: Ich bin ein folgsamer Patient.

Grete: Aber Adolf muß . . .

Dr. Dünkelmann: Ich kann Euch nicht mehr verstehen . .

Grete: Sonst fahre ich nicht nach dem Nordpol . . .

Ulrich: Dann muß ich! . . .

Dr. Dünkelmann: Nach dem Nordpol? Also doch noch was Vernünftiges . . . Wirklich Du fährst nach dem Nordpol . . .

Grete: Späte Frage!

Dr. Dünkelmann: Das kann ich akzeptiren . . .

Grete (zu Dr. Dünkelmann): Fahrst Du mit?!

Dr. Dünkelmann (in die Hände klatschend):
Idée magnifique! Idée magnifique!
Ich bin dabei . . . Ich bin dabei . . . Ich war noch nicht oben!

Willy: Ah, ich war noch nicht dabei!!

Dr. Dünkelmann: Ender fährt auch mit . . .

Willy: Natürlich!

Ender: Mit Enthusiasmus!

Willy: Da haben wir's!

Grete: Das geht aber nicht! . . . Nur Damen . . . Nur Damen . . . Nicht einmal mein Mann . . .

Willy (zu Ulrich): Du bleibst hier? O weh!!

Ulrich: Wie Du hörst . . .

Grete: Mein Mann baut einstweilen die Stadt um und politisirt . . .

Willy: Gnädige Frau, verzeihen . . . Ist es Ihnen mit der Reise ernst? Der Gedanke ist eine rasende Dummheit . . . Der ist unmöglich auf Ihrem Beet gewachsen . . .

Grete: Aber Herr Willy . . . ich muß doch mitändern werden . . .

Willy: Und solche Verrücktheiten mitmachen?! Nein nicht im geringsten . . .

Ulrich: Wir werden noch Dich fragen müssen . . . Das sind familiäre Angelegenheiten, verstehst Du . . . Hand von meiner Omelette!!

Grete: Grobian!

Willy: Aber hingenommen!

Grete (zu Willy): Ich fahr' so nicht!

Dr. Dünkelmann: Herr Ulrich wahrt nur seine Rechte . . .

Willy (zu ihr): Angenehme Reise, Fräulein Ballonarzt!

Dr. Dünkelmann: Das soll wohl Hohn sein! . . .

Ulrich: So oft der Mensch den Mund aufmacht, rennt er Glasthüren ein! . . . Diese Dame ist eine Koryphäe der Wissenschaft . . . Du benimmst Dich wie ein Tölpel!

Dr. Dünkelmann: Ich habe einen Schlüssel gefunden . . .

Willy: Sehen lassen, vielleicht gehört er mir, ich habe einen verloren . . .

Dr. Dünkelmann: Ich meine einen wissenschaftlichen Schlüssel.

Willy: Macht nichts, seh'n lassen!

Dr. Dünkelmann: Der schafft für die Frauenfrage eine neue Basis . . .

Willy: Mir Wurst! Geben Sie lieber das Ding heraus!

Grete: Aber Herr Willy . . . den kann man ja gar nicht sehen . . . das ist ja ein bildlicher Schlüssel . . .

Willy: Merkwürdig! Sehr schade!

Dr. Dünkelmann: So ein Mensch!!

Grete (mit Willy anstoßend): Silentium, der Herr Willy soll leben!

Ulrich: Deine Stellnngnahme für Willy ist taktlos, Grete!

Dr. Dünkelmann: Morosis gaudens . . .

Willy: Jetzt haben wir's beide gekriegt!

Ulrich: Bitte, liebe Freundin, setzen Sie uns die Sache auseinander . . . ich werde für Ruhe sorgen . . .

Dr. Dünkelmann: Meine Forderungen werden den sich überhebenden Männern den letzten Rest von Selbstüberschätzung nehmen, der Ihnen seit der Nivellierung der Geschlechter noch anhaftet.

Willy (grunzend): Hört! Hört!

Ulrich: Wenn Du grunzest, wirst Du ausgewiesen . . .

Willy (mit Geste): Und nivelliert . . .

Dr. Dünkelmann: Die primitiven Vorgänge, wie ein Mensch wird, sind bekannt . . .

Willy: Die halte ich wieder für sehr komplizirt.

Dr. Dünkelmann: Sie sind nicht maßgebend . . .

Willy: Da können Sie recht haben!

Dr. Dünkelmann*): Man hat entdeckt, daß der männliche Keim kernlos, daher minderwertig ist . . .

Willy: Bravo, das ist wohl ein Schluß.!

Dr. Dünkelmann: Ja! Aber auch nach der ästhetischen Seite ist das Weib mit seinen spezifischen Organen dem Manne überlegen . . .

Willy: Das kenn' ich! Wir haben nämlich Kloakenverhältnisse! Das Weib hat Vorzugsorgane!

Dr. Dünkelmann: Endlich zeigen Sie sich fundirt . . .

Willy: Ich beneide Sie aber nicht um die Aesthetik Ihrer Organe.

Ulrich: Mangel an Schönheitssinn!

Dr. Dünkelmann (dozierend): Ohne auf die persönliche Replik dieses Herrn einzugehen, läßt sich objektiv Folgendes feststellen: Der kernlose, männliche Keim kann nur einen ganz schwachen, relativ rasch vorübergehenden, anregenden Reiz verursachen. Damit hat der männliche Faktor im Entwicklungsleben des werdenden Wesens seine Rolle ausgespielt. Alles Entscheidende in jener bis zur Geburt reichenden Periode seines Lebens ist ausschließlich weibliche Funktion. Plato, Aristoteles, Cäsar, Napoleon, Kant und Bismark sind nur aus dieser physiologischen Quelle abzuleiten und zu begreifen. Wenn man einmal so weit gekommen ist, diesen an und für sich unwesentlichen, nur die Entwicklung anregenden Einfluß des männlichen Keimproduktes aus der Kette der Ursachen auszuschalten . . . ist der Mann biologisch überflüßig . . . das männliche Geschlecht ein Drohnengeschlecht.

Willy: Dann gibt's wahrscheinlich auch eine Drohnenschlacht? Dann bekommen Sie einen Stachel und wir keinen.

Grete: Die armen Männer!

Dr. Dünkelmann: Das wäre eine kindische, unwissenschaftliche Vorstellung. Wenn die Männer einmal unnöthig und überflüßig geworden sind, werden sie nach dem Gesetze der „Selektion" auch nicht mehr bestehen.

*) Die von Frl. Dr. Dünkelmann ausgesprochenen Ansichten sind thatsächlich in Werken hervorragender Vertreter der modernen Physiologie zu finden. (D. Schriftl.)

Willy: Und ich hätte mich schon so auf die Drohnenschlacht gefreut! . . .

Ulrich: So was sieht Dir gleich . . . Dieser Mensch denkt immer nur an Ueberfall . . .

Dr. Dünkelmann: Man darf natürlich nicht denken, daß sich dies Alles schon von heute auf morgen vollzieht . . . Die Reformliebe, die wir vorgeschlagen, soll den Uebergang ermöglichen . . . Kein direkter Verkehr mehr mit dem Manne, wenigstens ist das von den gebildeten Klassen zu verlangen . . . so wird das Weib schließlich in die Lage kommen, der einen oder der anderen seiner Eizellen aus freiem Willen Leben zu schenken . . .

Willy (mit einer Geste sich nach dem Kopf greifend, fluchend): „Barnum und Bailey!"

Dr. Dünkelmann (immer feuriger): Das Bevölkerungsproblem und seine Lösung, diese Quintessenz der sozialen Frage, ist in unsere Macht gestellt! . . . Das, Ulrich, müssen Sie sobald als möglich im Senate sagen . . .

Willy: Sonst versäumen nämlich die meisten Leute den Uebergang . . .

Ulrich: Ich stelle meine ganze Kraft in den Dienst der Verbreitung dieser Ideen . . . Ganz einfach großartig!

Willy: Mit der Entdeckung der Logik hätte man eigentlich auf Sie warten sollen . . .

Ulrich: Ich danke Ihnen!

Ender: Die Wucht der Argumente drückt auf mich.

Willy: Das glaub' ich! Ich beantrage, daß wir die Sitzung aufheben, damit sich die Herrschaften von der Wucht dieser Argumente erholen können.

Dr. Dünkelmann: Sie fangen also an zu begreifen . . .

Willy: Ja . . . aber über das Ahnen werde ich wohl nie hinauskommen . . .

Dr. Dünkelmann: Männliches Gehirn!

Willy: Tanzen Sie?

Dr. Dünkelmann: Shcking!

Ulrich: Ordinäres Biest!

Willy: Aber Sie, Frau Grete!

Grete: Endlich einer, der mich versteht! Tanzen! Tanzen! Du Fritz, ist das exzentrisch?

Willy: Ja, wenn Sie Schwindel kriegen . . .

Ulrich: Schleier- und Feuertänze! Ja!

Willy: Der redet wieder einen Unsinn! Ich werde Klavier spielen . . .

Ulrich: Klavier?! Veraltete Musik; da kann ich nicht schlafen . . .

Grete: Herr Willy spielt Pianissimo . . .

Ulrich: Musik macht Träume . . .

Grete: Umso besser, da kannst Du mir dann etwas erzählen. Du träumst immer so nett . . .

Willy: Ich spiel' drei Stücke, Frau Grete: den „Schunkelwalzer".

Grete (ausgelassen): Einen Walzer!

Willy. „Daisy" und „Margarethe ohnegleichen", besonders das letztere ohnegleichen.

Grete: O, wie schön . . . Herr Willy, Sie sind mir in's Herz gewachsen.

Dr. Dünkelmann: Wir gehen.

Ender: Wir kommen Abends wieder . . .

Ulrich: Bravo!

Willy (zu Grete): Und ich bleib' gleich da . . .

Grete (klatschend): Ausgezeichnet, Herr Willy! . . .

Ulrich: Also auf Wiedersehen!!

Dr. Dünkelmann: Ich massier jetzt den Ender!

Willy: Das sollte man sich eigentlich besehen! . . .

Grete: Kommen Sie, Herr Willy, ein jedes Thierchen hat sein Plaisirchen! . . . (zu Ulrich): Ich kauf' Dir heut' schon das Geweih! (Tänzelt ar „Daisy" brummend.)

Ulrich (träumerisch): Schleier- und Feuertänze!

Dr. Dünkelmann (diagnostizirend): Akuter Fren denkoller! O, Du arme Grete!

Grete: Du irrst! Ich bin zu beneiden, doch davor verstehst Du nichts . . . Du bist noch eine Jung frau!

Willy (zu Dr. Dünkelmann von der Thür): Dafür bekommen Sie jetzt den Vortritt . . . (Alle ab; Willy mit Grete am Arm.)

Willy (singend): B'hüt' Euch Gott . . . Alle miteinander . . . B'hüt' Euch Gott . . .

Ulrich (angeekelt): So ein beschränkter, gesunder Mensch! Ich bin gerädert! . . . (Deckt das Modell der Tonhalle zu.) Meine Nerven und meine Ideen bedürfen der Ruhe . . . (Nimmt eine Flasche mit der Aufschrift: „Sofortiger Schlaf", riecht dazu, streckt sich auf den Divan und schläft ein. Man hört Willy „Margarethe" spielend.)

(Verwandlung der Szene.)

Der Traum.

Die Bühne wird von grellem, rothen Lichte erleuchtet. Die Politik tritt durch die sich von selbst öffnende Flügelthüre ein. Sie trägt ein übertrieben phantastisches Gewand.

1. Auftritt.

Ulrich auf dem Divan schlafend, die Politik.

Politik: Heute im Fürstenkleid,
Morgen in Fetzen,
Darf ich verzogenes Kind
Den Schnabel wetzen . . .
Heute an Ehren reich,
Morgen in Schande,
Zieh' ich verzogenes Kind
Durch alle Lande!
Küsse manch' hohen Herrn,
Kose mit Weisen,
Bin auch nicht unbekannt
In Narrenkreisen.

Mein Name ist „Politik!" Ich bin zur Zeit eine etwas verkannte, aber eine sehr einflußreiche Dame. In meinem Gefolge sind Majestäten, rothe Kardinäle, Weltweise, Feldherren, Dichter und Narren. Alle tanzen nach meiner Pfeife. Ich bin die neue Rattenfängerin, doch Ihr werdet mich heute noch näher kennen lernen! Schon naht mein Herold, mein Gefolge . . . tönen die Fanfaren . . . Hört Ihr es schon . . . Seid doch nicht taub! (Oeffnet ein Fenster.) Jetzt ist's schon deutlicher . . . Nun hört Ihr's Alle!

(Man hört immer lautere Fanfarenklänge, Tritte und Lärm von unten kommend.) Der Herold öffnet die Thüre. Ein Kardinal, Feldherren, ein Weiser, ein Volksvertreter, ein Minister und Grete, als Frauenrechtlerin, treten ein, alle in stilisirten Gewändern.

2. Auftritt.

Ulrich, die Politik, der Herold, ein Kardinal, Feldherren, ein Weiser, ein Volksvertreter, ein Minister und Grete.

Herold: Dein Gefolge harret des Befehls! Der heutige Tag ist um, was soll der Morgen bringen!

Politik: Veränderungen. Das alte Leben habe ich satt . . .

Kardinal: Der Kirche ziemt das erste Wort!

Minister: Mich könnt Ihr nicht umgehen! . . .

Volksvertreter: Erst hört das Volk!

Politik: Das Volk kann warten!

Grete: Schwester! gib mir das Wort . . . Ich bring' das Neueste . . .

Kardinal (heftig): Nein, mir das Wort!

Grete: Es scheint, er liebt die Politik!

Weiser (zu Grete): Ein jeder Mann will seine Dirne haben!

Volksvertreter: Ihr seid längst abgethan, Herr Kardinal. Der Geist der Zeit trägt freiere Züge.

Grete: Wir Frauen sind am Brett!

Minister: Gnädige Frau Politika, ich will den Ausgleich finden . . .

Volksvertreter: Zerbrecht Euch nicht den Kopf! Er ist von Glas und hohl . . . und kann an einem Strohhalm sich zerschlagen . . .

Kardinal: Ihr übertreibt, Ihr zeichnet grelle Farben . . .

Weiser: Wir sind den Schwarzen Feind!

Politik: Still Graubart! sonst zieht man Dir den Weisheitszahn . . . Ich will schon lang des Rath's entbehren, den Du für mich in stiller, langer Nacht ergrübelst. Ich habe Launen, nach Ihnen will ich tanzen, daß es in allen Schädeln wirbelt . . . Wer denkt, ist mein Verdruß, dem Jauchzenden, dem Tollen meine Gnade! Und dem Verzückten, der seine Seele läßt für mich: ein Königreich!!

Ulrich (fährt aus seinem Traume empor:

Wahr ist mein Traum . . . Dir Göttliche,
Gehör' ich an mit Leib und Seele . . .
Mein altes Leben schwör ich ab.
Die grauen und die finstern Nächte
Vergehen an dem Sonnenlichte,
Das Deinem Aug' entstrahlt . . .
Und tief in meiner Seele
Der Zukunft heit're Bilder malt . . .

Grete (zur Politik, gegen Ulrich tretend): Das Recht der Frau wird neugeboren. Ich jauchze Dir vor Allen zu!

Politik: So seid Ihr Beide auserkoren . . .

Weiser: Ich protestire!

Politik: Kein Widerspruch . . .

Volksvertreter: Der Weise ist im Recht!

Politik: So legt ihm Fesseln an . . .
Gewalt ist heilig, nicht das Recht!

(Weibliches Gefolge drängt sich heran und legt den Weisen in Ketten . . . Der Volksvertreter sucht es zu verhindern, wird aber vom Kardinal und dem Minister zurückgedrängt.)

Minister: Helft, Herr Kardinal!

Kardinal: Wenn ich nur wüßte, ob es Vortheil bringt . . .

Minister: Helft! Helft! (Drängen den Volksvertreter zurück, dieser macht sich los, im Abgehen.)

Volksvertreter: Verflucht ist diese Zeit!

Politik (zum Minister und dem Kardinal): Ich danke Euch, Ihr Herren, wir werden Euch nie vergessen . . . (Zu Ulrich): Und Du, mein Auserwählter, nun sporne Deine Kraft zu neuen Thaten an! Sorge für Abwechslung und bunte Späße. In der heutigen Versammlung prunke mit Gedanken und Reformen. Schone Niemand und werde nie verlegen, wenn man Dich angreift, denn meiner Seele Licht wohnt nun in Dir . . . und unbesiegbar wirst Du sein . . . Enthülle Deine Pläne!

Ulrich: Darf ich einen Vorschlag machen, hohe Frau?! Ich fürchte hier, wo ich in enggezogenen Schranken lebe, für jene Stimmung, die ich nöthig habe, um meine Pläne zweckentsprechend zu entwickeln . . . Ich schlage vor, wir gehen Alle in's Kafé!

Politik: Gut mein Liebling, in's Kafé! (Das Gefolge macht sich zustimmend bereit. Alle rufen): In's Kafé!

Grete (sehr besorgt): Was trinken Gnädige?

Politik: An Schwarzen!!

Alle: An Schwarzen!!

(Abzug unter Fanfarenklängen.)

Ende des I. Aufzuges.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Nächtlicher Gang.

Der Liebende spricht:
Schmieg' noch einmal Dich, mein Lieb,
Fest in meinen Arm,
Küss' noch einmal mich, mein Lieb,
Selig-süß und warm.

Rauschen des Waldes:
Laßt den Schwarm nur voraustraben
Durch die dunkle Nacht.
Braucht des Weg's nicht Acht zu haben,
Euch hält Eros Wacht.

Der Liebende spricht:
Lieb, laß' mich die Brust Dir küssen,
Die sich sehnend hebt;
Muß von Deinem Herzen wissen,
Ob's in Liebe schlägt.

Rauschen des Waldes:
Laßt den Schwarm nur voraustraben
Durch die dunkle Nacht.
Braucht des Weg's nicht Acht zu haben,
Euch hält Eros Wacht.

Der Liebende spricht:
Ach schon ist der Weg zu Ende!
Sieh', dort schimmert Licht!
Rasch, noch einen Kuß behende, —
— Dann ein ernst Gesicht.

M.-Ostrau. J. L. Windholz.

Hans Michel Moscherosch.

(Zum 300. Geburtstage.)

Was bei Betrachtung der Schicksale, welche die Menschheit durchgemacht hat, zum
den Antheil des wahren Menschenfreundes erweckt, ist der Umstand, daß selbst in
unseligsten Zeiten, in den Tagen äußerer und innerer Verluderung, sich doch immer w
Männer gefunden haben, die in edlem Wagemuth gegen die Gebrechen und Laster ih
Zeitgenossen, ohne Rücksicht auf deren Stand und Rang aufgetreten sind, um für
alleinige heilige Dreifaltigkeit: Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit zu kämpfen.
diesen Männern, denen die Menschheit zu größerem Danke verpflichtet ist, denn all
Gesetzgebern und Weisen (die Fürsten natürlich eingeschlossen) zusammengenommen, gehö
der Schriftsteller, dessen 300. Geburtstag sich nun jährt: Hans Michel Moscheros
Das Leben des mit Unrecht Vergessenen fällt in die unseligste Zeit, die jema
über Europa, vor Allem jedoch über Deutschland heraufgestiegen ist, wo man um d
Religion, und zwar um der christlichen Religion willen einander die Köpfe zer

schlug, raubte und schändete, brannte und sengte, und so das heilige römische Reich deutscher Nation auf Jahre hinaus in eine Oednis verwandelte. Redlich hat er die Mühsale des dreißig Jahre währenden Krieges verkostet und mehr als einmal schwebte sein Leben in Gefahr, nachdem ihn — einmal die „evangelischen", das anderemal die „katholischen" Gurgelabschneider — bis auf's Hemd abgelaust hatten. Aber er lernte nicht nur die mit der Dauer des allerschändlichsten der Kriege: des Religionskrieges in's Ungeheuerliche steigende Brutalität der „Handlanger" kennen, sondern hatte auch vollauf Gelegenheit, sich über die Nichtswürdigkeit der „Meister" ein Urtheil zu bilden. So drückte ihm denn die gerechte Empörung, der heilige Zorn über die unter Hohen, wie Niedrigen, bei Mächtigen und Geringen gleicherweise heimische Verlotterung die Feder in die Hand und weihte ihn zum Strafredner und Strafrichter seiner Zeit. Dieses sein Amt hat er in würdiger, wenn auch strenger und oft derber Weise verwaltet.

Sein im Jahre 1643 erschienenes Buch „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittenwald d. i. Straffschriften" spiegelt wie

kein zweites, ausgenommen etwa den pikaresken Roman des zeitgenössischen Hans Christoffel von Grimmelshausen: „Der abentheuerliche Simplicius Simplicissimus", die gesammten politischen und sozialen Mißverhältnisse wieder. Obgleich Moscherosch die Geißel der Satire ohne Schonung gegen jegliche Art von Verderbnis schwingt, so fühlt man doch allenthalben den warmen Odem seiner Liebe zu den Menschen, vor allem aber zu seinem Volke. In rührender Weise offenbart sich sein völkisches Empfinden, wenn er des von tausend und abertausend Fremdlingen geschändeten, von Fürsten und Pfaffen beider Bekenntnisse verhetzten und verkauften Vaterlandes gedenkt. Ein glühender, eiserner Haß sprüht aus seiner Feder, wo er daß in deutschen Landen sich einbürgernde Fremdthum bespricht, die Sucht alles Fremde in Wort und Schrift, Denken und Fühlen, Tracht und Gehaben nachzuäffen. Zumal den Adel, als den berufenen Hüter des Nationalismus, treffen seine bitteren Vorwürfe: „In welcher Ueppigkeit und Schwelgerei bringt der meiste Theil unseres Adels sein Leben hin. Sein Leben und Wandel ist nichts anderes als trinken und trinken machen, saufen und zum Saufen zwingen, eine Gasse auf, die andere ab, und wenn es zu herrschaftlichen Geschäften, Verrichtungen und Rathschlägen kommt, dann ist er so still wie eine Maus, wenn sie die Katze merkt. Fragt man ihn französisch, so antwortet er, damit er nicht ganz stillschweige ‚oui', obschon er es nicht versteht; fragt man ihn lateinisch, so versteht er es ohnehin nicht; fragt man ihn deutsch, so mag er nicht antworten, weil die Mode, die Reputation und die unadlige Einbildung dem Adel nicht erlaubt, daß er gut deutsch rede." In ähnlicher Weise wendet er sich gegen alle Stände, die dem „Alamode" huldigen. Aber nicht nur das äußerliche undeutsche Treiben, sondern auch — wie bereits bemerkt — die undeutsche Gesinnung, die Heuchelei, das Fuchsschwänzeln, die Heimtücken u. s. f., sie alle läßt er an sich vorbei defiliren und gibt ihnen saftige Denkzettel mit auf den Weg.

Leider fehlt es gegenwärtig an Raum, auf Einzelheiten näher einzugehen, doch werde ich zuversichtlich später Gelegenheit finden, auf Moscherosch zurückzukommen und seine Bedeutung als Satiriker zu würdigen. Behufs Zurechtfindung folge ein kurzer lebensgeschichtlicher Abriß.

Hans Michel Moscherosch*) wurde am 5. März 1601 zu Wilstadt im Hanauischen geboren und schlug sich nach Ablauf seiner Studien an der „lateinischen Schule" zu Straßburg bald als Hofmeister, bald als Amtmann durch's Leben. Von der bestienhaften Soldateska des Krieges um Papst und Päpstlein mehreremale ausgeplündert und trotz seiner außerordentlichen Amtsführung infolge seines „Zuviel-Wahrheitschreibens" und „Zuviel-Wahrheitredens" verläumdet und verfolgt, trat er zuerst in die Dienste des Grafen von Hanau-Zweibrücken, dann in jene des Kurfürsten von Mainz und schließlich der Landgräfin von Hessen-Kassel, bei welchen Persönlichkeiten er als eine Art von Hausminister amtete. Auf einer Reise nach Frankfurt a. M. von einer „hitzigen Schwachheit" befallen, starb er den 4. des Keimmonats 1669. Außer dem erwähnten Buche: „Wunderliche Gesichte" verfaßte er noch die kleine Schrift: „Christliches Vermächtnis oder schuldige Fürsorge eines treuen Vaters", in welchem er seine Kinder auf die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens in herzlicher Weise aufmerksam macht.

Moscherosch muß, nach der Schilderung seiner Zeitgenossen zu schließen, ein edler, redlicher Charakter voll Begeisterung für alles Gute und Große gewesen sein. Zumal hervorgehoben wird seine unerschütterliche Wahrheitsliebe. „Gott weiß", schreibt Joh. Rist († 1667) „wie ich den Mann liebe, in welches Leibe ich nicht glaube, daß ein einziger Tropfen Heuchelbluts zu finden ist". Gerühmt wird von ihm weiters große Erfahrung, ein Blick für's Praktische, gründliche Kenntnisse (dies beweisen die zahlreichen Anführungen aus den fremden Litteraturen, wie aus der Geschichte) und er war stets auf Reinheit der

*) Die Familie stammte aus Aragonien und hieß „de Musenrosch". „Kapitän" Marzloff von Musenrosch kam 1529 im Gefolge Karl V. nach Aachen und heirathete daselbst die Tochter eines flandrischen Edelmannes. Der Enkel dieses Musenrosch nannte sich Moscherosch, als er sich infolge unglücklicher Prozesse seiner Adelsvorrechte begab. Dessen Sohn war der wegen seiner Redlichkeit weit und breit im Elsaß bekannte und hochgeachtete Michel Moscherosch, der Vater des Satirikers. Unter den mütterlichen Ahnen findet man (wenn man Gewicht darauf legt) den berühmten Hauptmann der Landsknechte Bastian Schärtlin von Burtenbach († 1577). (Der Verfasser.)

deutschen Sitte und Sprache bedacht, ohne indeß zu übertreiben, wie folgende Stelle beweist: „Doch ich muß sagen: viel Sprachen verstehen ist nicht unrecht, da man Nachbarn und ausländischen Völkern muß antworten können. Aber solche fremde Sprachen der Muttersprache vorziehen oder so untermischen, daß ein Biedermann nicht errathen kann, was es für ein Gespräch sei, das ist verrätherisch und darf billig nicht geduldet werden. Ist es nicht eine Schande, einem fremden Volk zu Gefallen sein eigen Heil und Wohlfahrt zu verachten! Hast du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zu Liebe miauen hören? Hast du je einen Vogel blöken, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollt die edle deutsche Sprache, die euch angeboren ist, so gar nicht in Obacht nehmen in euerem Vaterlande? Pfui dich der Schand'!

Ihr bösen Deutschen man sollt' euch peitschen,
Daß ihr die Muttersprach' so wenig acht't,
Ihr thut alles mischen mit faulen Fischen
Und macht ein Mischgemasch, ein wüst' Gewäsch,
Wir haben verstanden, mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprach' verkehrt und ganz zerstört;
Ihr bösen Deutschen, man sollt' euch peitschen
In unser'm Vaterland, o pfui der Schand'!

Hans Michel Moscherosch war ein ganzer, ein deutscher Mann! Ehre seinem Gedächtnis!

Wien. Volker zu Alzey.

Natur.

Ein Gartenland mit wohlgepflegten Wegen,
Feinsäuberlich bebautem Beet und Feld,
Wo Wald und Wiese Zaun und Wall umhegen
Und jedem ist sein Eigenthum bestellt,
Wo jedem Bach und Strom sein Bett bereitet,
Durch einen Damm gefesselt jeder See,
Der Vogel nur im Käfig Flügel spreitet
Und im umhegten Raume äst das Reh:
Das ist der Staat, das ist die Welt der Sitte,
Auf jedem Weg, in jedes Feldes Mitte,
Da steht man protzig einen Markstein stek'n:
„Du sollst" und „Du sollst nicht", so steht geschrieben,
Und alle achten's, die vorübergeh'n,
Und sind gezähmt im Hoffen und im Lieben.

Natur, sie läßt geduldig mit sich schalten,
Doch manchmal reckt sie wild das Haupt empor:
‚Ich lebe noch, empfindet nun mein Walten!" —
Erbleichend weicht zurück der fromme Chor
Dem schwächlichen „Du sollst" auf allen Wegen
Setzt sie ihr zwingendes „Du mußt" entgegen,
Und was die Sitte mühsam aufgeführt
An Wehr und Wall, an Zäunen, Gittern, Schranken
Es bricht zusammen wie vom Blitz berührt,
Entfesselt stürmen vorwärts die Gedanken,
Gleich einem Strom, den lange man gestaut,
Und der sein Recht nun fand im Weiterfluten.
Gleich einer Flamme, die man überbaut,
Daß trübe qualmten die gefangenen Gluten,
Die nun durch des geborstenen Daches Schragen
In heller Lohe auf zum Himmel schlagen —
Und dem Gedanken folgt die kühne That.
Ob auch die Frommen ihre Köpfe schütteln,
Die niemals an gezogenen Schranken rütteln
Und niemals wichen von der Tugend Pfad,
Sie fühlen's doch in unbewußtem Grauen:
Hier waltete die höchste Majestät,
Vor deren Machtspruch was die Menschen bauen,
Der Seifenblase gleich in Nichts verweht.

Wien. Ella Hruschka.

Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofburgtheater. „Fuchs" von Jules Renard, übersetzt von Hugo v. Hofmannsthal. Wie die in dieser Hinsicht ganz gewiß gut bedienten und aufrichtigen Blätter der „freisinnigen" Kouleur berichten, hat Hofmannsthal dieses Stück an der Quelle, d. h. in Paris, gekostet und war hievon so ergriffen und gerührt, daß er es ohne Zaudern in sein geliebtes Deutsch übertrug. Demnach liegt die Schuld — Verzeihung! ich wollte sagen: die Ursache der Verpflanzung auf die deutsche Bühne nicht in der künstlerischen Bewerthung des Stückes, sondern ist vielmehr eine bloße Gefühlssache des Uebersetzers, die höchstens für ein Liebhabertheater einigen Werth hätte. Für die deutsche Bühne, die höhere Aspirationen besitzt, bedeutet sie nicht den geringsten Gewinn. Nicht einmal in formeller Hinsicht. In tötlich-langweiligen, von Lachen unendlich schaalen Humors unterbrochenen Wechselgesprächen erfahren wir, daß ein Ehepaar seit fünfzehn Jahren in stillem Unfrieden zusammenlebt, daß die Mutter den Sohn („Fuchs") unter der Kanone schlecht behandelt, daß durch Zuthun des neuen Dienstmädchens der Vater, der da glaubt, Mutter und Sohn wären wider ihn verschworen, den wirklichen Thatbestand erkennt und sich nun des verkannten „Fuchs" annimmt. Dies wird uns in einer Weise aufgetischt, die ein Muster von psychologischer Leimsiederei ist. Man stelle sich einen jungen Burschen vor, der unter der schweren Zuchtruthe einer ihn hassenden Mutter steht und schon bei dem bloßen Gedanken an diese — landläufig gesprochen: den Datterich kriegt. Während nun seine Dompteuse eben ausgegangen ist, kommt das neu aufgenommene Dienstmädchen und besagter Bursche läßt sich mit ihr stantepede in einen ellenlangen Tratsch ein, dessen Achse die schändliche Behandlung bildet, die ihm von Seite der mütterlichen Furie zu theil wird. Ist das nicht eine Exposition, die an psychologischer, wie an künstlerischer Unwahrheit ganz Erkleckliches leistet? Ebenso redselig wie der „Fuchs" ist, wenigstens gegen Ende, der alte Lepic und wenn der Vorhang nicht ein Einsehen hätte, so würde wohl Frau Lepic die Dritte im Bunde dieser Obstruktionsredner sein und so den langweiligen Schnürlregen noch vervollkommnen. O, und erst der „Humor"! Man höre doch: „Es ist keine Zauberei, Jemandes Vater zu sein" oder „die Familie ist eine Vereinigung von Menschen unter einem Dache, die einander nicht ausstehen können" — wie? ist das nicht unverfälschter französischer Esprit, den Fuchs-Renard allhie verzapft?! O, Herr Schlenther, Ihr Name ist Bankban, sie sind in Wahrheit ein „treuer Diener" der Klique, wie man sich ihn nicht besser denken kann! Dergleichen Schnurrpfeifereien zu liebe wird das Budget für Tantièmen in's Ungeheuerliche überschritten, ohne daß die Muse der Sparsamkeit, Herr Hofrath Wetschl, ein Wort dagegen sagen würde. Welch' eine rührende Seelenharmonie! Wie viele gute, litterarisch werthvolle Stücke mögen wohl dem Hofmannsthal'schen zum Opfer gefallen sein! Es freut mich nur, feststellen zu dürfen, daß trotz des vortrefflichen Spieles (Baumeister-Lepic, Fr. Schmittlein-Fr. Lepic, Hohenfels-Fuchs) das Publikum kühl war, kühl bis an's Herz hinan und immer kühler und angeödeter wurde. Als der Vorhang endlich fiel, konnte man hören, wie ein allgemeines Aufathmen durch das spärlich besetzte Haus gieng. Dem „Fuchs" folgte „Die Liebesprobe", ein Schwank von Thilo v. Trotha und Julius Freund. Ein Dutzendstück in der Manier der Schönthan-Kadelburg'schen Jux-Tombola's. Seicht, schablonenhaft, um jeden Preis nach Witzen haschend und eine Komik entwickelnd, die einem Menschen, der nicht direkt eine idiotische Ader besitzt, die Haare zu Berge treibt. Dazu noch die ungeheuerlichen Verwechslungen, die abenteuerlichen Verkleidungen und der famose Ausgang: Hänschen und Gänschen kriegen sich (hier sogar in duplo) — o welche Wonne für Vergißmeinnicht-Naturen! Nicht einmal der aus den altbackensten Späßen bekannte Wandschirm fehlt, welcher mit dem dahinter lauschenden Liebhaber urplötzlich umfällt, zum nicht geringen Schrecken und Staunen der Belauschten, auch das ebenso ehrwürdige Mittelchen, Komik zu erregen, ist vorhanden: ein paar Hitzköpfe werfen unabsichtlich nach einander zerbrechliche Gegenstände, wie z. B. Vasen, herunter. Kurzum eine dramatische Plattheit, wie man dergleichen heutzutage leider zu Dutzenden auf den deutschen Bühnen findet. Eine nette Bereicherung für den Spielplan des Burgtheaters. Soll das vielleicht gar dem ausgemergelten Budget auf die Beine helfen, nachdem die hirnverbrannte Idee von der Vormerkung mittels Postanweisung auf den Besuch keinen nennenswerthen Erfolg gehabt hat? Und glaubt Herr Dr. Paul Schlenther, der Choraget des Ibsen und Hauptmann, der Kunstkritiker der Vossischen Zeitung, daß solch ein dialogisirtes Blech auf eine Bühne gehört, wie es das Burgtheater ist?! Deshalb die kaiserliche Jahressubvention, darum der ganze kostspielige Apparat?! Wahrhaftig, Herr Schlenther verdient, daß man ihn mit dem Borstwisch, der in

Thilo's Stück auch eine Rolle spielt, dorthin jagt, von wannen er gekommen ist. Was er, der Direktor des k. k. Hofburgtheaters bietet, das kann der Leiter jeder besseren Schmiere bieten. Gespielt wurde mit Temperament (ich erwähne Römpler, Zeska, Thimig, Witte, Fr. Mitterwurzer und Fr. Devrient), was aber die Kälte des Publikums in keiner Weise verminderte. Stk.

Deutsches Volkstheater. Nach langem und bangem Hoffen und Harren kam allendlich, begrüßt von den Jerichoposaunen der „treuen Garde des Fortschritts und der Freiheit", d. i. der „freisinnigen" Presse, der große Abend heran, an welchem das in allen Tonarten besungene Drama „Der Franzl" von unserem unvergleichlichen Hermann Bahr über die gastliche Bühne gegenüber dem Justizpalais ging. „Fünf Bilder eines guten Mannes", lautete der Untertitel voll gesuchter Einfachheit. Diese Einfachheit ist typisch für das ganze Werk. Bahr wollte einmal in Hemdärmeln kommen (Klärchen Provinzkunst hat es ihm abgeschmeichelt), um uns zu zeigen, daß er wirklich jenes Universalgenie sei, wofür er bei der „Concordia" gehalten wird. Aber zwischen Wollen und Vollbringen liegt eine Kluft, die selbst ein Vizepräsident jener geistigen Assekuranzgesellschaft auf Erleben und Ableben ohne weiters zu überspringen nicht im Stande ist. „Herr von Strizow" wird darum, daß er Jodler dudelt und die Sprechweise der Älpler nachschnarrt, noch immer kein Loisl. Zwischen den Bauern des Herrn Bahr und wirklichen Bauern besteht so ziemlich derselbe Unterschied, wie zwischen dem Retortengeschöpf des Famulus Wagner: Homunkel und einem auf gewöhnlicher Weise erzeugten Menschen. Bahr hat viel zu lange in der Großstadt gelebt, er ist in jeder Fiber und Faser zu sehr „Kultur"-Mensch, um Bauern naturgetreu schildern zu können. Was er da vorführt, sind Karrikaturen auf Bauern, u. zw. recht armselige Karrikaturen, weil nach der Schablone zugeschnitten, wie ja die Schablone in diesem Stücke überhaupt Triumphe feiert. Sitzt da eine Gesellschaft von Bauersleuten beim Trunk und uzt den Müller, indem es ihn den „Müller" nennt, darauf wird besagter Müller wild und kotzengrob (so nennt er den „Pfleger" einen „Janitschar"), um ihm nun zu beweisen, daß er der Müller und Niemand Anderer sei, veranstaltet der Pfleger eine namentliche Abstimmung, indem er der Reihe nach fragt: „Wer ist er?" was Alle mit „Der Müller" beantworten. Dergleichen wiederholt sich aber, wie ja die Leute dieser „fünf Bilder" mit Vorliebe Alles nach Mephistopheles Wunsch „zweimal" sagen. Vergleiche drei Bauernburschen finden an [illegible] Stammtisch einen Fremden sitzen. Verblüfft [illegible] sie zusammen und sprechen Folgendes:

Kaspar (zu Friedl und Barthl kopfnickend): „Do sitzt wer!"

Friedl (zu Barthl und Kaspar, kopfnickend): „Do sitzt wer!"

Barthl (zu Friedl und Kaspar, kopfnickend): „Do sitzt wer!"

Zu diesen Philosophen tritt ein weiterer Bauernbursch, der Reisl, sieht den Tisch besetzt und [illegible] zu den drei Kumpanen kopfnickend: „Do sitzt wer" was Barthl Anlaß gibt, dies zu bekräftigen „Do sitzt wer" — es folgen nun die beiden Anderen der Friedl und der Kaspar mit dem historischen „Do sitzt wer!" Man greift sich verwundert an den Kopf, wie es möglich ist, daß ein Schriftsteller von den Qualitäten des Bahr etwas so unsäglich Albernes, Unnatürliches schreiben kann. Aber man glaube nicht, daß nur ein Theil der Leute, die mit dem „guten Manne" in Berührung kommen, den Eindruck einerseits des Kretinhaften, andererseits der Schablone, macht — mit Ausnahme des „Franzl" und seiner Eltern sehen Alle, die Einen mehr, die Andern minder, so aus, als wären sie „mit dem Sacke" geschlagen worden. Vom „Fürsten", der uns im „dritten Bilde" vorgeführt wird, bis zum „Fridolin", einem Apotheker-Sprößling, der gerne 's Dichten lernen möchte. Und der merkwürdige „Humor", das „Heizerfrischende", wovon ein paar Journalisten in ihrer Kritik gefaselt haben! So sagt z. B. der Franzl: „Nöt blos koa Geld — gor koa Geld!" oder (ein Pröbchen von „Situationskomik"), „der Apotheker will jetzt gegen die Mitte zu Stelzhammer gehen, wird aber von Fridolin an den Rockschössen zurückgehalten und nach vorne gezogen, so daß er um die Fichte links herum vorkommt", was sich zwei- bis dreimal wiederholt. Und abermals greift man sich an den Kopf: Wie ist es möglich, daß Bahr derlei — geradezu heraus: Stumpfsinn zum Besten gibt. Will er damit vielleicht gar eine Belastungsprobe anstellen, was man dem Publikum bieten kann? Ich möchte es glauben, denn zu denken, daß er diesen dramatischen Schlangenfraß in sentimentaler Tunke, garnirt mit gedörrten Kalauern, selbst Ernst nimmt, widerstrebt mir auch beim schlechtesten Willen, daß er sich zu seinem Faschingsulk just den wackeren Stelzhammer ausgesucht hat, ist an sich pietätlos genug gewesen (Hugo v. Hofmannsthal hätte ja ebensogut dramatisch verarbeitet werden können), daß er ihn aber in so dilettantischer und abgeschmackter Weise behandelt hat, verdient tüchtig die Fuchtel. Nun, wenigstens

theilweise hat das Publikum gegen diese Bahrodie*) energisch Stellung genommen und seinem Unwillen durch Zischen Ausdruck gegeben. Allerdings ist es hiezu in der unverschämtesten Weise herausgefordert worden. Die vorzüglichste Einrichtung des Deutschen Volkstheaters, die allenthalben vertheilte Klaque begann nämlich in der gewohnten Pelotonweise Beifall zu klatschen, was das Gallerie-Publikum — Personen, die es mit der Kunst stets mehr Ernst nehmen, als die blasirten, abgestumpften Logeninsassen — bewog, mit schneidenden Zischsalven zu antworten. Gerade in diesem Augenblicke trat Director Bukovics auf die Bühne, um „für die freundliche Aufnahme" zu danken, was aber wie Oel auf's Feuer wirkte. Das wiederholte sich nach jedem „Bilde", (Hr. v. Bukovics wollte den Franzl um jeden Preis durchdrücken) bis schließlich ein heulender Bahr-Derwich sich die Frechheit nahm, einen der Zischenden zu beschimpfen, was Anlaß gab, die Polizei herbei zu zitiren, die von da ab sogar blieb, als müsse sie Herrn Bahr in seinen Kunstübungen vor dem gerechten Unwillen beschützen. Daß trotzdem und tüchtig gezischt wurde, ist daraufhin selbstverständlich. So sah in Wirklichkeit der „starke ehrliche Erfolg" aus, den dieses „volksbildende, herzerfrischende Stück", das infolge seines „einfachen und doch so kunstvollen" Aufbaues „gefesselt und gerührt" hat, so sah die Erstaufführung des neuesten Werkes von Hermann Bahr aus und so nichtsnutzig hat die Wiener Kritik mit ganz wenigen Ausnahmen wieder 'mal in ihren Beutel hinein gelogen. Aber sie mag lügen und trügen, wie sie will, litterarischen Werth wird sie dem Werke, wenigstens in den Augen der anständigen und ehrlichen Leute, nicht verschaffen. „Denen, die vollenden sollen", hat Herr Bahr in den „Franzl" geschrieben, den er an sämmtliche Mitglieder einer Litteraturvereinigung sandte — arme Provinzkünstler, wenn Ihr zu nichts Anderem da seid, als bloß um zu vollenden, was der litterarische Jongleur und Seiltänzer angefangen hat!

Stf.

Raimundtheater. Herr Girardi setzt sein Gastspiel an dieser Bühne fort und macht gut besetzte Häuser. Ihm zuliebe wurde die seinerzeit am Theater an der Wien erfolgreich aufgeführte Gesangsposse „Ein armes Mädel" dem Spielplan des Raimundtheaters einverleibt und das Publikum spendete dem beliebten Gaste für seine in schauspielerischer Hinsicht wirklich hervorragende Leistung als Mucki Vieröckl lebhaften Beifall. Auch sonst erzielt der Künstler in dem Volksstücke „Die Schröderischen" von Schrottenbach, sowie in der Posse „Man lebt ja nur einmal" von Horst und Stein große Erfolge. Man mag manches an der Mätzchenmacherei Girardi's auszusetzen haben, die Thatsache jedoch, daß er eine bedeutende schauspielerische Individualität ist, läßt sich nicht ableugnen. Namentlich den Typus jenes leichtlebigen, aber gutmüthigen Wienerthums weiß heute keiner besser zu verkörpern, wie er. Die litterarische Ausbeute aus den genannten Stücken ist freilich nur eine bescheidene; für die Antheilscheinbesitzer ist eben der Kassarapport die „maßgebendste" Kritik.

J. Schmid-Braunfels.

Jubiläums-Stadt-Theater. „Der Familienlump", Volksstück in 3 Akten von Oskar Franz. — Wir haben es erst kürzlich im Gerichtssaale gehört, daß eigentlich der beste Kritiker derjenige sei, der selbst im Stande ist, Stücke zu schreiben. Demnach müßte also auch eigentlich der beste Stückemacher derjenige sein, der sie darzustellen hat — also der Schauspieler. Man kann sich dabei auf das Beispiel von Nestroy und Raimund berufen, sicher aber nicht auf jenes von Oskar Franz. Auch er hat schon einige Stücke geschrieben, und sein letztes haben wir dieser Tage im Stadt-Theater gesehen, aber sein Meisterstück war selbst dieses nicht, es ist gute, bewährte Mache; er als Schauspieler weiß sehr wohl, was wirkt, das heißt: was rührt, und macht davon ausgiebigen Gebrauch. Die Galerie hält er in sicherem Bann und hie und da löst er auch im Parterre und in den Logen den Beifall aus, aber ein echtes, rechtes Volksstück ist der „Familienlump" nicht. Dazu fehlt ihm der innere Kern, das treibende und die Szene belebende Element. Es ist nur gute Theatermache, auf momentane Wirkung berechnet, aber die Volksseele hat den geringsten Antheil an den mitunter ziemlich gewagten Voraussetzungen, die den Gang der Handlung bestimmen. Es handelt sich hier keineswegs um die Schicksale eines sogenannten, hierorts wohlbekannten „Früchtels", der Familienlump ist im Gegentheil eigentlich das anständigste und bravste Mitglied seiner Familie, in der sein Vater als berufsmäßig blinder Geweihträger eine alte Schablone zu vertreten hat. Eine böse Stiefmutter, die, ohne reichlichen Grund, den braven, jüngeren Sohn aus dem Hause vertreibt, dessen älteren Bruder aber ruhig duldet, obwohl er den Titel Lump in allen Ehren verdienen würde, wird als gänzlich unzureichendes Motiv in die Hand-

*) Man verzeihe den Kalauer, aber wenn Bahr wie seinerzeit aus „Bératon" (Der Maler) das Zeitwort „beratonen" (ich werde Ihnen was beratonen) macht, so wird man die „Bahrodie" begreiflich finden. Herr Bahr ist ja unser Litteraturkönig.

lung gezogen, die sich eigentlich nur um die einzige Figur des Großvaters Heiml dreht, der erst im zweiten Akt die Szene beherrscht und dann bis zum Schlusse das bewährte Szepter schwingt. Das ist der alte, populäre Biedermann, der die zündenden Sätze spricht, die am Währinger-Gürtel noch die volle Wirkung üben und die dem Darster der Rolle stürmischen Beifall bei offener Szene eintragen. Mit dem alten Heiml und dessen Darsteller steht und fällt der „Familienlump", und da das Stadttheater in Herrn Pohler einen Schauspieler besitzt, der gerade diese Rollen virtuos beherrscht, so wird das ansonsten recht schwache Stück im Stadttheater noch manche Wiederholung erleben, denn Herr Pohler bietet hier dem Publikum eine geradezu sehenswerthe Leistung. Seine Rolle strotzt von Schlagern, aber er bringt sie so direkt und streng im Rahmen seiner Rolle, daß sie auch auf ein weniger empfängliches Publikum die vollste Wirkung üben. Auf die Figur des alten Heiml hat der Verfasser die größte Sorafalt verwendet, es hat ja förmlich den Anschein, als ob er überhaupt nur dieser zu Liebe das ganze Stück mit seiner sonst recht mageren und stellenweise auch noch über's Maß in die Länge gezogenen Handlung geschrieben hätte. Das Eine aber muß mit rückhaltloser Anerkennung hervorgehoben werden: die spaßigen Stellen in dem Stücke sind durchwegs Eigenbau, keine Anlehen bei den „Fliegenden" und auch nicht beim „Kleinen Witzblatt", „Klabrias-Partie" und wie die Quellen alle heißen, aus denen unsere „führenden" Geister sonst zu schöpfen pflegen, wenn sie komisch wirken wollen. Der Humor des Verfassers ist echt und wahr und wirkt daher so angenehm, daß man es ihm gerne verzeiht, ein Volksstück geschrieben zu haben, das eigentlich keines ist. Gespielt wird es sehr gut. Herr Pohler steht obenan, er hat aber auch eine Glanzrolle; alle Anderen spielen gut zusammen und das ist eigentlich das beste Lob, das man spenden kann. Eine gute Episoden-Figur (Prof. Katzbach, emeritirter Hofschauspieler), die Herr Sommer spielt, sei hier noch speziell erwähnt. Mit ihr parodirt Herr Franz in köstlicher Weise das berüchtigte Burg-Theater-Deutsch, das unsere Muttersprache mit Wörtern, wie: komman, gehan, stehan, Tharähhne (Thräne), Scharamerz (Schmerz) ꝛc. bereicherte. Das Stück fand auch bei seinen Wiederholungen reichen, ehrlichen Beifall, was, wie auch erst kürzlich vor den Geschworenen bewiesen wurde, nicht jeder Autor von seinem Werke sagen kann. — Die Darstellung und Regie des Verschwenders war lobenswerth. Rauch als Valentin ist namentlich hervorzuheben.

r. st.

Salon Miethke—Kunstgewerbeverein. Während man auf die große Ausstellung im Künstlerhause wartet, die alljährlich im März mit den ersten Veilchen kommt, kann man sich an den heiteren Faschingsresten des Gschnasfestes „Es ist erreicht" ergötzen und seine Freude an den vielen witzigen Einfällen unserer Künstler haben, wie z. B. an den aus Coriandoli zusammengesetzten Segantini-Bild oder jenem, das den Rahmen in der Mitte hat ꝛc. Aber auch die ernste Kunst kommt nicht zu kurz. Vor Allem ist wieder Salon Miethke hervorzuheben, der immer Neues, Gediegenes bietet. Diesmal befindet sich daselbst eine hübsch arrangirte Sonder-Ausstellung, die des Malers Krumhaar. Einige der Porträts zählen zu den besten, welche in neuerer Zeit gemalt wurden. Namentlich die der Damen sind elegant, dabei lebensvoll und natürlich, vor Allem die beiden der schönen Fr. v. Krumhaar mit ihrem Kinde. Auch ein paar Kinderbildnisse sind sehr gelungen. Die kleine „Käthe Freund", welche selbstbewußt und schon blasirt d'reinsieht und namentlich Herbert v. K., der Einem übermüthig aus dem Rahmen entgegenlacht. Auffallend ist bei dem Künstler die Ungleichheit der Malweise. Ist man über manche der Bilder entzückt, so sucht man bei anderen, z. B. beim Porträt des Prinzen Alois Liechtenstein vergeblich die Charakteristik und Plastik der ersteren. Außer den Porträts hat K. noch ein anmuthiges Genrebild „Erste Blüthen", welches in Auffassung und Kolorit an englische Meister erinnert. — Neben der Krumhaar-Ausstellung ist jene des Wiener Camera-Clubs. Man staunt über die Mannigfaltigkeit der Farbentöne in der Photographie. Am meisten den Eindruck des Künstlerischen machen die feinen Räthelzeichnungen gleichenden Studienköpfe von O. Schmidt (Wien). Unter den Landschaften haben viele gut gewählte Motive und sind fein ausgeführt. Auch ein paar recht ungezwungene, natürliche Porträts sind vorhanden und zwar nicht nur menschliche, sondern auch solche von putzigen kleinen Hunden. Manche Studien würden sich gut zu Genrebildern eignen. Trotz Allem und Allem ist Einem aber doch klar, daß die Photographie zwar eine gute Helferin, nie aber Rivalin der Malerei sein wird. Die geistige Arbeit des Künstlers fehlt, der zu Gunsten des Wesentlichen, Charakteristischen, die vielen verwirrenden Einzelnheiten unterdrückt, welche die Sonne in ihrer Ehrlichkeit insgesammt wiedergibt. — Im Palais Herberstein (Schauflergasse) hat der Kunstgewerbeverein außer vielen, sehr tüchtigen Erzeugnissen der Industrie (namentlich Holzschnitzereien, Bronzen, Leder-

waaren, Spitzen, Glaswaaren) die drei preisgekrönten Entwürfe des Strauß-Lanner-Denkmals) ausgestellt. Bezüglich des Gesammteindruckes ist jenes von Baßler (3. Preis) das Anmuthigste. Im Vordergrund ist ein tanzendes Paar. Etwas erhöht hinter ihnen sehen Strauß und Lanner hervor. Sehr hübsch ist der Gedanke, das tanzende Mädchen den beiden Komponisten einen Huldigungs-Blumenstrauß hinaufreichen zu lassen. Die beiden Hauptfiguren sind jedoch bei F. Seifert und R. Orley (1. Preis) gelungener, weil natürlicher. Hier stellt der Hintergrund eine halbrunde Mauer vor, auf der eine Menge tanzender Paare leicht angedeutet sind. Das einfachste ist das von F. Vogl (2. Preis), welches nur die beiden Tondichter, wie sie einander die Hände reichen, darstellt. Jedenfalls wären alle drei Entwürfe werth, das indolente Wiener Publikum anzulocken, welches sich jedoch um die Verewigung seiner Lieblinge wenig oder gar nicht kümmert. — Herr Pisko hat seine Räume diesmal zwei kontrastirenden Künstlern, Prof. Ribarz und Walther Leistikow (Berlin) zur Verfügung gestellt. Die Landschaften des Ersteren leiden an zu matten kreidigen Farben, noch störender wirkt die äußerst konventionelle Behandlung des Baumschlags und Wassers. Sein eigentliches Fach ist ohne Zweifel die dekorative Kunst. Einzelne Frucht- und Blütenzweige gelingen ihm vorzüglich und sein Panneaux und Ecrans, bei welchen die graziös angeordneten Zweige von Päonien, Quitten 2c. Hauptsache sind, die Landschaft dagegen nur als nebensächlich behandelter Hintergrund erscheint, wären eine prächtige Zierde für jeden Salon. W. Leistikow versucht im Gegensatz zu Ribarz' stumpfen Tönen, die leuchtenden in der Natur zu erfassen; er setzt alle Farben in Bewegung, seinen Zweck zu erreichen, und ist besonders verschwenderisch mit grell ultramarinblauen Schatten und rothen Lichtern. Manchmal wirkt er thatsächlich frisch und lebendig, z. B. bei „Brandung", Birkenwäldchen', und „Havelufer"; da macht er auch den Eindruck eines redlichen Naturbeobachters; andere seiner Werke erscheinen dagegen als affektirte Sezessionisterei. Die drei scheckigen Vögel, die über einem scheckigen Meer schweben, oder gar die dunkelrothen, blaueingefaßten Klumpen (sollen es Bäume sein?), die grasgrünen Weidenstämme und erst das norwegische Hochgebirge, das mit seinen dicken blauen Rändern an eine moderne Reklamekarte erinnert, sind doch gar zu stark für den Geschmack eines normal organisirten Menschen, und man blickt mit einer gewissen Beruhigung von ihnen auf die trostreiche Ueberschrift der Thüre: „Noth-Ausgang". O. Landolt.

Bücherschau.

Das Sexualleben und der Pessimismus. Von Kurnig. (Leipzig, Max Spohr. M. 1.) — Leben ist Leiden. Geborenwerden und sterben und das Leiden, das zwischen beidem liegt, wiegen den Genuß, den das Leben bietet, nicht auf; das Leben ist nicht wert, gelebt zu werden. Die Ungeborenen, wenn sie um ihren Eintritt in das Leben befragt werden könnten, würden flehen, sie im Zustande des Nichtseins zu lassen. Hievon ausgehend, kommt der Verfasser zu der Folgerung, daß der einzig mögliche Fortschritt des Ganzen auf dem Wege der Einstellung der Kinderzeugung liege, in der sanften Entvölkerung des Erdballs. „Auf keinen Fall prokreieren", wird der oberste Grundsatz der Moral; was diesem Grundsatze frommt, sei es vollkommene Enthaltung, sei es Onanie, wird als das Gute, wenigstens als das Bessere, empfohlen. „Sag' mir, wie du deinen Geschlechtstrieb befriedigst, respektive nicht befriedigst, und ich sage dir, wer du bist" ... Es hängt hier also alles an einem Haken, dieser Haken ist das Leiden. — Ist es wahr, daß im Leben des Menschen das Leiden den Genuß überwiegt? Kurnig behauptet es, führt aber zum Beweise dieses Satzes gar nichts an, er nimmt ihn eben zur Voraussetzung. Da er vielfach Schopenhauer anführt, mag er sich vielleicht stillschweigend auf ihn beziehen. Da muß ich aber bemerken, daß Schopenhauer mich in diesem Punkte nicht überzeugt, ich finde, daß uns jeder Maßstab zu einer einigermaßen genauen Abschätzung der Größe des Leidens und des Genusses fehlt. Wie soll der einzelne Mensch wissen und jemals wissen können, ob im ganzen Weltall, von dem unser Planet doch nur ein verschwindend kleiner Punkt ist, das Leiden die Freude überwiegt? Unmöglich. Wenn ich's denn nur wenigstens von der

Erde wüßte! Aber, hier kommt die Hauptschwierigkeit, nicht einmal von mir selber weiß ich's! Es fehlt mir auch da, wo ich mich selber als Objekt setze, also das Nächstliegende und Bekannteste, das es für mich gibt, jeder Maßstab zu einer einigermaßen sicheren Schätzung, und ich sehe mich in der Beantwortung der obigen Frage gänzlich auf momentane Stimmungen angewiesen, die einmal so und gleich darauf wieder anders sein können. Werde ich vierundzwanzig Stunden hindurch von Zahnschmerz geplagt, so bin ich im Stande, das ganze Leben zu verwünschen und den Zustand des Nichtseins, d. i. des Nichtgeborenseins, dem des Seins bei weitem vorzuziehen. Ist der Zahnschmerz vorüber, so ist das wieder vergessen, und eine andere Stimmung gewinnt die Oberhand. Auch dadurch, daß ich mir, in irgend welcher Absicht oder auch unabsichtlich, die mit dem Dasein verbundenen möglichen Leiden oder eine Anzahl wirklicher Leiden vergegenwärtige, kann ich in eine pessimistische Stimmung gerathen, die aber alsbald wieder verschwindet, wenn meine Gedanken eine andere Richtung nehmen. Zu einem eigentlichen Urtheile hinsichtlich der Abschätzung des hier in Betracht kommenden Materials fehlt mir, wie gesagt, jeder Maßstab. Diese Bemerkungen richten sich gegen den Pessimismus überhaupt, insbesondere gegen Schopenhauer, auf den Kurnig sich hier stillschweigend stützt. Kurnig zitirt folgenden Ausspruch des Strauß: „Jede wahre Philosophie ist nothwendig optimistisch, weil sie sonst den Baumast absägt, auf dem sie sitzt", und bemerkt dazu: „Wir andern setzen uns bei unserm Philosophiren lieber auf andere, mehr sichere Orte (als auf Baumäste), fallen wir dadurch vielleicht noch vorderhand den Reisenden weniger auf — so riskiren wir andererseits nicht wie Strauß — daß wir mit falschen Theoremen herunterfallen". Eine schöne „Widerlegung"! Kurnig wendet sich gegen das Bild und läßt den Gedanken ganz unbeachtet. Wie kann man denn nur, wie etwa Schopenhauer, die Verneinung des Willens zum Leben für das Richtige halten und dabei, ohne sich zu widersprechen, eine mehrbändige, geistreiche Philosophie schreiben? Das Philosophieren ist die stärkste Bejahung des Willens zum Leben, die sich nur denken läßt; der Widerspruch zwischen Philosophie und Pessimismus ist also ganz offenbar vorhanden, mit dem Strauß'schen Gleichnisse hat es seine gute Richtigkeit. Höchstens, da zu einer allgemeinen Verneinung des Willens zum Leben als Zweck die Propagirung dieser Idee als Mittel gehört, könnte die pessimistische Philosophie vom Standpunkte des Pessimismus selbst entschuldigt werden, soweit nämlich der Zweck das Mittel entschuldigt; nimmermehr aber kann in dieser Hinsicht die Philosophie als gerechtfertigt erscheinen, da die Propagation an sich schon eine Bejahung des Willes zum Leben ist und damit der pessimistischen Kardinalforderung widerspricht. Auf diesen Gedanken hätte auch K. sehr wohl selbst kommen können; denn er bestimmt die Heilslehre Buddhas sehr gut in folgender Weise: „Wer sich das Haupt scheeren läßt, um ein Asket zu werden und Buddhas Gesetz annimmt, soll auf allen weltlichen Reichthum verzichten, das unbedingt Nothwendige erbetteln, nur einmal am Tage Nahrung nehmen, unter einem Baum wohnen und sich um nichts weiter bekümmern. Sinnlichkeit und Begierde sind die einzigen Ursachen von aller Thorheit und Unordnung in der Welt." Und er setzt hinzu: „So und nicht anders wird in der Hauptsache das Bild derer sein, die das letzte Stadium unseres Geschlechts vor seiner definitiven Ausrottung erleben werden." Nun frage ich: Glaubt K. wirklich, von allem andern, zu schweigen, daß z. B. Schopenhauer bei solcher Lebensweise seine „Welt als Wille und Vorstellung" hätte konzipiren, schreiben und herausgeben können?!

Bremen. Henri Gartelmann.

Max Kaufmann. Leiden des modernen Werther. (Zürich, Caesar Schmidt.) Der Dichter ist uns nicht mehr fremd. Seinem Buche „Heine's Liebesleben" hat eine gewisse Presse begeistertes Lob gespendet. So sang ihm Th. Herzl in der „Neuen Freien Presse" folgende klangvolle und sinnreiche Lobeshymne: „An ein Artischockenherz (!) erinnert das kleine Buch: Heine's Liebesleben. Ein ganzes Herz, ein weiches ist da, und Alles Dürre, Stachlige, wovon es umgeben war, wird uns erspart. An dem hier ist Alles gut, und wenn auch die Liebhaber der hundertjährigen Distel an so müheloſem Genuß es sich nicht werden genügen lassen, dies köstliche Herz wird allen Menschen immer schmecken. (!!) Welch' charmanter Einfall, gerade dies zu seinem hundertsten Geburtstag herauszuschälen und zu präsentiren." Wir ergötzen uns an diesem Herzl'schen Artischockenerguß, der den blauen Umschlag des Buches ziert, wenden das Blatt, bewundern das Bildniß des jungen Dichters Max Kaufmann, bis endlich unsere Erwartungen durch die fanfarenmäſſige Widmung: „Den Manen Goethe's, unseres Herzogs und dem treuen Ekkehard seines Geistes, dem Goethebunde!" auf's Höchste gespannt werden. Wer mag der moderne Werther des Herrn Kaufmann sein, fragen wir, und werden auch die Liebhaber der hundertjährigen Distel an ihm Genuß finden? Nun, dieser moderne Werther

ist ein ganz gewöhnlicher, oberflächlich gebildeter, junger Mann, der anfangs in einem Handlungshause beschäftigt, später Erzieher wird. Im Hause des Sanitätsrathes, dessen Sohn zum Unglück ihm anvertraut ward, ist Werthers Jugendgeliebte, die früher Schauspielerin war, selbstverständlich Gouvernante. Aber Werther wird von der Mutter seines Zöglings zu Falle gebracht und während er mit ihr eine Reise nach Italien unternimmt, läßt sich seine Jugendgeliebte mit dem älteren Sohn des Hauses in ein Liebesverhältnis ein. Dies entspricht dem Geschmack des modernen Werther nicht und so bringt er sich denn u. m. Der Ausgang ist zwar nicht eben tragisch ergreifend, aber der Leser empfindet ihn als Erleichterung und Erlösung. Das Buch ist durch und durch kindisch, oberflächlich, nüchtern, platt und banal, eine Arbeit, deren sich ein durchgefallener Primaner schämen müßte. Man kann es einfach nicht ernst nehmen; wenn der Verfasser ergreifen und erschüttern will, wirkt er belustigend. Manchmal gewinnt man den Eindruck, als würde dem Verfasser die Gabe, einen vernünftigen Gedanken klar und einfach auszudrücken, vollständig abgehen; Vernunft und Verstand, Gemüth und Erfahrung werden durch Schwulst und Sprachfehler ersetzt. Werther hütet ein Geheimnis wie den eigenen Augapfel „es still in der Tiefe der Brust verbergend". Der moderne Werther mit dem Augapfel in der Tiefe der Brust ist wirklich ein beklagenswerther Mann. Das schadet aber seiner Flinkheit nicht. „Bestürzt in's Schlafzimmer eilend, war das Werk einer Sekunde", heißt es von ihm. Gymnastische Künste sind ihm nicht fremd; er verbringt jede freie Minute in der Gesellschaft Alma's „sich gleichsam mit Gewalt an das zu fliehen drohende Glück anklammernd". Er ist eben ein Tausendkünstler, von dem Seite 107 die nachstehende, sehr beachtenswerthe Aventiure erzählt wird: „Die Sanitätsräthin, dies üppige Weib mit ihrem diabolisch berückendem Zauber, hatte es wohl vermocht, von seinem Körper vollständig Besitz zu nehmen, ihn in lavaglühenden Umarmungen bis zum Siedepunkt zu erhitzen, dennoch aber einstige Veilchengefühle für Alma nicht zu unterdrücken vermocht!" „Wie charmant!' wird Th. Herzl ausrufen, wenn ihm diese duftige Veilchensprache zu Ohren kommt. Max Kaufmann ist eben des „großen" Kritikers von der „Neuen Freien Presse" vollkommen würdig; sie lieben, schätzen und verstehen sich, die weichen, köstlichen Artischockenherzen! Diese blumigen Redewendungen dienen aber nur dazu, um die entsetzliche Gedankenarmuth und Nüchternheit des Empfindens zu verschleiern. Auf 24 Seiten schildert der Verfasser die Reise, die der moderne Werther mit der schon ziemlich antiken Sanitätsräthin nach Italien und Nizza unternimmt; dieser Beschreibung brauchten sich die Baedecker'schen Reisehandbücher nicht zu schämen, nur sind diese stylvoller, anschaulicher und minder trocken. Es war verdienstvoll, das Buch mit dem Bildniß des Verfassers zu schmücken. Der Dichter, der Goethe seinen Herzog nennt, der Dichter mit dem köstlichen Artischockenherzen, „das allen Menschen immer schmecken wird", darf ja ebenso wie sein kongenialer Bewundrer und Ekkehard Th. Herzl in gewissem Sinne Anspruch auf Unsterblichkeit erheben.

Hans Weber-Lutkow.

Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 3 Bände mit etwa 1300 Abbildungen im Text, 45 Tafeln in Farbendruck und 75 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 17 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts Leipzig und Wien. 1900. — Von dieser neuen Allgemeinen Geschichte der Kunst liegt mir zur Zeit der erste Band abgeschlossen vor. Mit dem Aeußeren zu beginnen: Papier, Satz, Druck, Illustration und Einband stehen, wie bei dem Verlag des Bibliographischen Institutes nicht anders zu erwarten ist, auf der Höhe gegenwärtiger Technik. Was den Text anbelangt, so ist sein Verfasser, Geheimrath Professor Karl Woermann, bekannt als Direktor der berühmten Dresdener Bildergallerie, weiter als ein wohlbeschlagener Kunstgelehrter und gründlicher Kenner auch der litterarischen und archivalischen Quellen der Kunstgeschichte, wie seine einschlagenden Arbeiten, insbesondere seine große „Geschichte der Malerei" beweisen. Seine geschmackvolle Kunstkennerschaft hat er sich auf zahlreichen Studienreisen in fremden Ländern erworben, wo er die Hauptwerke der meisten „Völker und Zeiten" an Ort und Stelle aufmerksam und mit wohlgeübtem Auge studirt hat. (Vergleiche dazu sein Buch: „Kunst und Natur Skizzen" 1880). Ebenso hat sich Woermann auch als gedankenreicher Dichter bewährt. Was er von sich als Dichter sagt in den Hoffnungsgedicht der Sammlung: „Zu Zweien im Süden" (Dresden 1892):

„Ich kann nur singen, was ich selbst empfunden,
Ich will nur sagen, was ich selbst gesehen."

Das gilt auch von seinen kunstwissenschaftlichen Arbeiten. Der vorliegende erste Band hebt an mit der Darstellung dessen was man die „Kunst vor der Kunst" nennen könnte, mit der Darstellung der Kunsttriebe und kunstähnlichen Leistungen gewisser Tierarten, daran schließt sich die Schilderung der Kunst der „Wilden" oder richtiger der Ur- und Naturvölker, die hier zum erstenmale organisch mit

der Kunst der Zivilisation in Verbindung gebracht ist. Man sieht, daß Woermann die Kunst ganz modern entwicklungsgeschichtlich betrachtet und darstellt. Im weiteren Umlauf kommt die Kunst der vorchristlichen und der außerchristlichen Kulturvölker zur Darstellung. Sorgfältig und mit Bedacht werden die neueren Forschungs- und Ausgrabungsergebnisse für die altorientalische und hellenische Kunstgeschichte herangezogen und aus ihnen eine lichtvolle Entwicklungsgeschichte gewonnen. Auf eine sachgemäße tiefere Würdigung kann ich mich jedoch erst dann einlassen, wenn das ganze Werk abgeschlossen vorliegt. Der erste Band bestätigt zunächst vollauf die hohe Achtung, deren sich Woermann als Kunstkenner, Forscher und Gelehrter erfreut. Ein ungemein umfangreiches Thatsachenmaterial ist hier mit Sach- und Fachkenntniß übersichtlich und anschaulich bearbeitet und man wird sich mit Freuden bewußt, welcher Fortschritt seit weiland Lübcke's Zeiten dieser Zweig der deutschen Wissenschaft gemacht hat.

Leipzig Manfred Wittich.

Annie Besant, In the outer Court. (London Theosophical Publishing Society. 7 Duke Street Adelphi W. C.). 164 Seiten. Frau Anna Besant gehört zu den merkwürdigsten Frauen der Gegenwart, zu jenen selbstständigen edelgesinnten Frauen, wie sie eigentlich bis jetzt nur England hervorbringt. Nachdem sie sich mit Feuereifer auf das Studium der Theosophie geworfen hatte, wirkte sie unaufhörlich für die von ihr als wahr erkannte Sache. Zahllos sind die Vorträge, die sie in allen Welttheilen gehalten, die Bücher und Flugschriften, die sie verfaßt hat. Eine hervorragende Stelle unter ihren geistvollen Veröffentlichungen nimmt das vorliegende Buch ein, welches auf den fünf Vorlesungen beruht, welche sie im Jahre 1895 in der Blavatsky-Loge in London gehalten hat. Es stellt den Weg der Reinigung dar, den die Seele im „Vorhofe des Tempels" durchmachen muß, ehe sie die 4 Pforten Initiation erreicht. Frau Besant ist mit der einschlagenden orientalischen Litteratur auf's Innigste vertraut und sie muß eine außerordentliche innere geistige Entwicklung hinter sich haben, um so schreiben zu können. In einer Zeit, wo der glatteste Ladenschwengelmaterialismus neben dem bornirtesten Köhlerglauben einhergeht, ist es eine Freude, daß noch solche Bücher zu Stande kommen.

Paris. Dr. Graevell.

Emil Hügli, Gedichte. — Dunkelflammen, neue Gedichte von Eugen Stangen. (Cäsar Schmidt, Zürich.) Die beiden Gedichtsammlungen zeigen von Begabung. Damit ist aber auch so ziemlich das Lob erschöpft; man könnte höchstens noch die Form hervorheben, welche namentlich bei Stangen eine tadellose genannt zu werden verdient. Den meisten dieser Gedichte fehlt jene Weihe der Stimmung, welche tief in die Seele greift, so daß des Dichters Wort dem Leser zum Gebote wird. Das gilt in gleicher Weise von der tändelnden Fliegende Blätterlyrik Hügli's wie von den schwermüthig schwulstigen Poesien Eugen Stangen's. Ab und zu findet sich unter den Schlacken lauteres Gold; und das rechtfertigt die Hoffnung, daß wir von den beiden Autoren noch einmal Gediegenes zu erwarten haben. Zur Rechtfertigung meiner Kritik sei ein Gedicht von Stangen hieher gesetzt:

Purpurnachtblüte.

In Deinem Auge brennt die Leidenschaft,
So schleierlicht und odaliskenhaft,
Und samumfremd der Iris Tiefe glüht
Von einer Lust, die ungepflückt verblüht.
Von Deinen Brüsten, alabasterweiß,
Weht es wie Haschischdüfte, fieberheiß;
Es schlafft ein Zug um Deiner Lippen Flaum,
Der spricht von orgienwilden Liebestraum.
Verdammnisfurcht nicht Deine Seele kennt,
Denn eine Gluth aus Deinem Auge brennt,
Die siegerkühn durch alle Höllen lacht,
Du Rauschgeborne einer Purpurnacht!

Wie sagt doch der selige Hamlet? Worte, nichts als Worte!

Wien. Josef Schmid-Braunfels.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

Reichsraths-Präsident — Rittmeister — Staatsanwalt (Abth. Zensur). Kurze Zeit erst blüht die vetterliche Lilie auf dem Präsidentenstuhle unseres „hohen" Hauses und doch entwickelte sich das keusche Blümelein (auch Rittmeister) — journalistisch gesprochen: „voll und ganz". Außer den programmmäßigen Wirrwaren auch bei der einfachsten Abstimmung hat aber unser vetterlicher Graf von der Lilie den meisten Geschmack daran gefunden, sich als Zensor aufzuspielen. Unter politisch-reifen Leuten ist man gewöhnlich der Anschauung, daß jeder Angehörige des Reichsrathes, gleichgiltig welcher Partei angehörig, in erster Linie dazu verpflichtet ist, die Rechte der Volksvertretung zu wahren und die freiheitliche Entwicklung der staatsbürgerlichen Verhältnisse anzustreben. Bei uns herrscht in den Köpfen der „maßgebenden" Persönlichkeiten die Wahnvorstellung, die Rechte des Parlaments durch eine chinesische Mauer vor Angriffen von außen zu schützen! Allen voran sind unser vetterlicher Präsident und sein Famulus Prade auf den köstlichen Witz gekommen, daß die politische „Arbeit" des Parlaments damit zu beginnen habe, daß die wenigen Ueberbleibsel parlamentarischer Freiheit, besonders die Immunität des vollen Wortlautes der Interpellationen gestutzt werden müsse. Die Zensur ex praesidio, die war des Schweißes der Edlen werth! Und so sind wir denn wieder glücklich in Oesterreich; geht auch Alles drunter und drüber im Parlament und werden selbst die hohenorts gewünschten „Staatsnothwendigkeiten" (Budget, Ausgleich, Rekrutenkontingent) nicht einmal angerührt, nicht zu reden von dem, was das Volk wünscht, sind auch die Gegensätze in volklichem und ökonomischem Sinne die größten, droht auch der Kampf der Parteien in sinnloser Leidenschaft (siehe die national-sozialen tschechischen Plakathelden) auszuarten, — das ist Alles nebensächlich! In erster Linie steht die Nothwendigkeit des Zensurrechtes des Präsidenten Grafen Vetter — — — Wer lacht da?!

Vivat der konstitutionelle Absolutismus! Im hannover'schen Kreise Bremerwörde wurden die Gendarmen angewiesen, in allen Schulen strenge Nachforschungen zu pflegen ob die 200jährige Jubiläumsfeier des Königreiches Preußen auch ordnungsgemäß gefeiert worden ist. Bisher ist es noch Amtsgeheimnis, wie die bezüglichen Relationen der Gendarmen ausgefallen sind. Die ob dieser hohen Verordnung „von oben" entzückten Lehrer sind aber nun im Reinen, warum in der dortigen Gegend die Spitzbuben und Gauner unbelästigt ihr Handwerk treiben, sind ja doch die Organe der öffentlichen Sicherheit mit „patriotischen" Erhebungen beschäftigt. Schließlich und endlich, das konstitutionelle Preußen grenzt doch an das absolutistische Rußland, da darf man sich nicht wundern, wenn nach freundnachbarlichem Muster, auch im Borussenreiche der Gendarm zum Schulinspektor avancirt und der „preußische Schulmeister" nur mehr eine Figur der Legende wird.

Haussegen jedes Steuerzahlers. Ich empfehle allen Steuerzahlern Nachfolgendes als Haussegen anzubringen: „Die Steuerzahler können verlangen, daß ihnen die Möglichkeit erhalten wird, neben der Erfüllung der Pflichten gegen den Staat, auch für ihre eigene und die Zukunft ihrer Familie zu sorgen." Wo steht das? In der letzten Thronrede.

Bukovics und Bahr contra Kraus. Der „Ehren"-beleidigungsprozeß, den die Herren Bukovics und Bahr gegen den Herausgeber der „Fackel", Karl Kraus, angestrengt haben, ist zu Ende. Er fiel zu Ungunsten des Letzteren aus — zu meinem großen Leidwesen, wie ich in meiner unbußfertigen Illoyalität chon sagen muß. Einerseits thut es mir leid, daß das par nobile fratrum, die Herrn Realitätenbesitzer in Ober-St. Veit nicht eingegangen ist, andererseits freut es mich, daß endlich einmal Gelegenheit vorhanden war, allerhand Intimes öffentlich im Gerichtssaale zu besprechen. Uebrigens: mögen die beiden Milchbrüder in Apoll gesiegt haben — was thut das uns? Die moralische Niederlage, die sie zweifellos erlitten haben, werden sie nicht sobald wett machen. Sie können Pyrrhus anführen: „Noch ein solcher Sieg und ich bin verloren!"*)

Profitwuth Frau Bleibtreu-Römpler Mitglied des Burgtheaters, ließ, wie die Tagesblätter zu melden wußten, vor einigen Tagen eine

*) Wir werden in einem der nächsten Hefte Gelegenheit haben, auf den Prozeß zurückzukommen. (D. Schriftl.)

Ansichtskarte mit Beschlag belegen, auf welcher sie als „schöne Helena" in klassischer Gewandung abgebildet war. (NB. Die Karte trug überdies ihren Namen). Die Vorgeschichte dieses Ereignisses ist, wie folgt: Vor Jahren ließ sich Frau Bleibtreu gelegentlich einer lustigen Künstlerkneipe vom Hofphotographen S. als Offenbach'sche Figur aufnehmen, jedoch mit dem ausdrücklichen Verbot der Weiterverbreitung, was sie überdies durch einen Brief ihres Rechtsfreundes feststellen ließ. Wie nun die Nachforschungen ergeben haben, kümmert sich der Herr Hofphotograph um die mit Frau Bleibtreu getroffenen Vereinbarungen keinen Pfifferling und verkauft das Recht der Vervielfältigung (das er nicht einmal besaß), an einen Dritten, der es in der angegebenen Weise mit Nutzen verwerthete. Hoffentlich wird dem Herrn Hofphotographen, dessen Namen die Blätter so diskret andeuten (wenn es ein Arbeiter wäre, so thäten sie das gewiß nicht!), der Standpunkt ordentlich klar gemacht werden.

Der Karsthans.

Feuilleton.

Cave Idus!

Und zu Cäsar wandte sich düster wieder der Prophet:
„Vor den Iden hüte Dich! Unheil droht der Majestät!
Was im Traum Dein Weib erschreckt, hab' ich wachend oft geschaut:
Die erschlaffte Thatkraft weckt Frühlingssturmes Donnerlaut!

Und wie Pflanzentriebe d'rauß' dringen aus dem Erdenschooß,
Ranken um der Seele Haus sich Gedanken kühn und groß,
Frühling preßt die Freiheit heiß an sein flammend Sonnenherz,
Herrschertod ist Minnepreis — — hüte, Herr, Dich vor dem März!"

Aber der Diktator lacht: „Frühling ist ein Cäsar traun!
Will mit seiner reisigen Macht sich ein Weltreich auferbau'n,
Und die Herrschaft liebt er mehr als der Freiheit Hirngespinnst,
Brüder sind wir: ich und er, und wir theilen den Gewinnst!"

Und er tritt in den Senat, wo er scherzend niedersitzt. — —
Marcus Brutus finster naht, Cassius' Auge grollend blitzt,
Und das Eisen Casca schwingt —: Stampfen, Schreien, wutherregt,
Cäsar röchelnd niedersinkt, blut- und wundenüberdeckt!

Und so ging es oft nachher in der Zeiten langem Lauf,
Bei des Lenzes Wiederkehr brechen Menschenherzen auf,
Und der Freiheit Purpurrosʼ schießt hervor mit einemmal —
Der Lavine dumpfʼ Getosʼ wälzt sich donnernd in das Thal.

Vor dem Frühling hüte Dich, schädlich ist der Märzensturm,
Manch' ein Kranker schon verblich und es fiel so mancher Thurm,
Wenn der Hurtige jählings fuhr, sausend um der Beiden Haupt,
Ein Rebeller von Natur, der nur an sich *selber* glaubt.

Auch das allergrößte Maaß, einmal muß es werden voll,
Schießt zu üppig auf das Gras, man der Sens' nicht schonen soll,
Und auf unserm Feld allwärts wogt des Unkrauts falsche Pracht —
Hütet Euch vor einem März achzehnhundert vierzig acht.

Simplicius Simplicissimus.

Auf das Grabmal des Windischgrätz.

Dies Grabmal ist — bei Gott! kein Pranger,
Wie Ihr in heiligem Zorn es nennt,
Es ist das *schönste Monument*
Von Feuerland bis nach Stovanger
Der Menschheit, die Erbarmung kennt,
Sonst läge, der hier ruht,
Trotz Marschallsstab und Fürstenhut
Wohl längst schon auf dem Schindenanger!

Roland Hammer.

Tu felix Austria!

Das österreichische Abgeordnetenhaus ist zu seiner alten Tagesordnung zurückgekehrt; es verläuft nämlich beinahe keine einzige Sitzung ohne den programmmäßigen Skandal. Immer mehr und mehr muß man den Glauben an die Arbeitsfähigkeit dieses Hauses verlieren. Seit vier Wochen sind bereits die Herren Volksvertreter versammelt, aber noch keine einzige, in volkswirtschaftlicher Hinsicht wichtige Vorlage wurde bisher in Berathung gezogen. Und das ist ein trauriges Zeugnis für eine gesetzgebende Körperschaft in dieser Zeit der wirthschaftlichen Kämpfe und des Massenelends. Neben dem Skandal sind die Debatten über die Geschäftsordnung beinahe die einzige Arbeit dieses Hauses. Das ist allerdings eine sehr unfruchtbare Thätigkeit, welche aber auch manchmal recht erheiternd wirkt. Oder ist es etwa nicht zum Lachen, wenn Herr Kramař sich auf diesen oder jenen Punkt der Geschäftsordnung beruft, derselbe Herr Kramař, welcher die Polizei ins Parlament rief und ein Mitschuldiger an dem Morde des österreichischen Parlamentarismus ist? Auch Herr Wolf und seine Genossen machen sich in der Pose des Frömmlers nicht übel. So gerechtfertigt die Angriffe der Alldeutschen gegen die römische Klerisei auch sein mögen, so wird doch kein Mensch an die Echtheit ihrer Gefühle glauben, wenn sie mit

einem frommen Augenaufschlage die Ewigkeit des Evangeliums verkünden. Namentlich die Rede, welche Dr. Eisenkolb anläßlich der Interpellation über die Beichtvorschriften des P. Liguori hielt, war, gelinde gesagt, eine grobe Geschmacklosigkeit. Zugegeben, daß es Herrn Dr. Eisenkolb mit seiner Heilandsduselei ernst sei, so ist und bleibt doch die Rolle eines religiösen Fanatikers, welche er bei diesem Anlasse mit soviel Virtuosität spielte, für jeden gebildeten Menschen eine sehr traurige, gleichgiltig, ob derselbe Katholik oder Protestant ist. Herr Eisenkolb hat daher dem Dr. Kathrein nichts vorzuwerfen; die Reden beider sind auf dem gleichen tiefen Niveau eines blindwüthigen Fanatismus gestanden. Die Los-von-Rom-Bewegung ist mit Rücksicht auf den schmählichen Volksverrath der Deutschklerikalen gewiß gerechtfertigt, aber das österreichische Abgeordnetenhaus ist nicht der Ort, derartige religiöse Fragen zur Austragung zu bringen. Das stimmt schlecht zur Bodenbacher Resolution, nach welcher die Los-von-Rom-Bewegung eine rein religiöse Angelegenheit ist, welche mit der Politik nichts zu schaffen hat Politische Debatten Geschäftsordnungdebatten, religiöse Debatten — das sind Belastungsproben, welche dieses schwächliche, von wildem Parteihasse zerrissene Haus kaum aushalten wird. Kommt die Volksvertretung nicht bald aus diesem Chaos heraus zu nutzbringender, das Volkswohl fördernder Arbeit, dann werden auch endlich die größten Optimisten an den Tod des österreichischen Parlamentarismus glauben müssen. Und wenn das Haus wirklich zu keiner Arbeit fähig ist, dann wäre nur zu wünschen, daß dieses Privilegienparlament recht bald und recht gründlich erschlagen würde. Um die Verwirrung noch größer zu machen, haben die Tschechen die Frage betreffend die Annahme nichtdeutscher Interpellationen aufgerollt. Daß sich unsere Abgeordneten schon lange nicht mehr *verstehen*, ist eine alte Geschichte; wenn das aber so weiter geht, dann werden sie sich bald auch nicht mehr *verständigen* können. Aus dem Parlamente ist ein babylonischer Thurm geworden; der Geist Taaffe's, welcher 15 Jahre durch die Zwietracht der österreichischen Völker regierte, geht in diesem Hause um, und wie ein furchtbarer Fluch lasten heute die Folgen seiner Regierung auf unserem unglückseligen Vaterlande.

Freidank.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Hjermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

WIENER KUNSTGEWERBE-VEREIN, Palais Herberstein,
I., Schauflergasse 2.
V. AUSSTELLUNG
Vereinigung österr. bildender Künstler und Künstlerinnen
Täglich v. 9–6 Uhr. Eintritt 60 H. Montag 1 K.

Wäsche
und
Sport-
specialitäten

anerkannt solidester Ausführung
und Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX. Pramergasse 22.
Preislisten kostenfrei.

Künstlerhaus
WIEN, I. Carlplatz 5.
Eröffnung der
XXVIII.
Jahresausstellung
Samstag den 16. März.

Schenker's Gesellschaftsreisen.
9. Orientreise
billige Sonderfahrt
Abreise: 27. März. Dauer: 34 Tage.
Auch diese Reise findet statt, nachdem bereits genügende Theilnehmer angemeldet sind.
Specialprogramme dieser Reise werden kostenfrei versandt.
Italienreisen.
26. März und 23. April
Reisebureau Schenker & Co.
I., Schottenring 3 und I., Kohlmarkt 1.
Prospecte kostenfrei.

CHOCOLAT
SUCHARD
Pariser Weltausstellung 1900
!! Grand Prix !!
Höchste Auszeichnung.

Möbel
Telephon 2350.
Genossenschaftliches Warenhaus
der Kunst- u. Möbeltischler Wiens
r. G. m. b. H.
6. Bezirk, Gumpendorferstrasse 22.

Nur im
! Oculatium !
Untersuchung der Augen und Verordnung
passender Augengläser
(Prof. Dr. Albu's)
täglich von 9 bis 7 Uhr kostenlos unter Leitung des Herrn Dr. Poborski.
Brillen und Zwicker von fl. 1.50 an.
Kärntnerstrasse 39
Eingang: Annagasse 1.
Sonntag von 9 bis 11 Uhr geöffnet.

MUSIK- und THEATER-ZEITUNG
XIII. Jahrgang
herausgegeben von ANNA CADOR
Wien, IV/1, Mozartgasse 4
erscheint entweder zweimal monatlich oder als Doppelheft einmal im Monat.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Octav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 4.20 = Mk. 4 = Frcs. 6.—

Einzelne Hefte 80 Heller = 70 Pfennig = 90 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer", Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Illustriertes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20921.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Unrechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit und Gerechtigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

6. Heft. 15. März. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig.**

Inhalts-Verzeichnis:

Felix Dahn, Eine alte Ballade 163
J. Schmid-Braunfels, Von Gottes Gnaden 164
Alberta v. Puttkamer, Gang im Nebel . . 166
Matthieu Schwann, Tod und Liebe . . . 167
Josef Hafner und Oskar Weilhart, Die Politik 173
Franz Wolff, Mahnung 180
Stauf von der March, Armand Silvestre . 180
Karl Maria Heidt (Nachruf) 184
Karl Maria Heidt, Waldfrieden 185
Die Wiener Volksoper 185
Aus dem Wiener Kunstleben 187
Bücherschau 189
Aus dem Narrenhause der Zeit 192
Feuilleton: J. Troll-Borostyány, Ein Erfolg 193
— H. B., Sehnsucht 194
Freidank, Tu felix Austria! 194

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

Mit diesem Hefte endet das erste Vierteljahr, wir ersuchen um gefl. Erneuerung des Bezugsrechtes.

Bezugs-Einladung.

Mit dem vorliegenden VI. Hefte geht das **erste Vierteljahr** des Bestehens der **„Neuen Bahnen"** zu Ende.

Bescheiden, ohne Tamtamgerassel, fern von allen Versprechungen, so wie wir in die Oeffentlichkeit getreten sind, wollen und werden wir auch mit Hilfe unserer von Tag zu Tag sich mehrenden Freunde und Gesinnungsgenossen die **„Neuen Bahnen"** in der gleichen Richtung weiterführen und ebenso ausdauernd als entschlossen dem vorgesteckten Ziele zustreben: das auf **nationaler Grundlage fußende, nach jeglicher Seite hin unabhängige, radikale Blatt** auszubauen und in eine starke Veste für alle **freien, muthigen Geister** zu schaffen, den Redlichen zu Nutz, den Gegnern zu Trutz!

Zahlreiche schmeichelhafte Anerkennungen von Seite bedeutender Autoren, begeisterte Zuschriften aus dem Publikum und nicht zuletzt **eine Reihe von glänzenden Besprechungen** in völlig unbeeinflußten Zeitungen beweisen uns, **daß das Bestehen eines Blattes, wie wir es wollen, eine Nothwendigkeit ist.**

Wir unterschätzen jedoch keineswegs die Schwierigkeiten, die sich unserem Werke allenthalben entgegenstellen, und obgleich von den sogenannten „führenden Organen" geflissentlich totgeschwiegen, wird uns nichts in der Welt beirren, auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu schreiten und durch den Inhalt des Blattes den Beweis zu erbringen, daß wir das Gute nicht nur wollen, sondern auch bieten können.

Wir werden an der **inneren, wie äußeren Ausgestaltung der „Neuen Bahnen"** unermüdlich fortarbeiten, und dürfen wir voraussetzen, daß **unsere Freunde und Gesinnungsgenossen auch fernerhin für die Verbreitung unseres Unternehmens eintreten werden.** Auf diese Weise zumal werden wir am ehesten in den Stand gesetzt sein, die **„Neuen Bahnen"** für die Bewältigung ihrer großen Aufgabe zu kräftigen und zu stählen.

Wir ersuchen demnach um gefl. Erneuerung der Abnahme, bezw. um Einsendung des Bezugspreises für das zweite Viertel im Betrage von 4 K 20 h = 4 M. = 6 Frcs. und nehmen zugleich Veranlassung, um Mittheilungen von Adressen solcher Persönlichkeiten zu bitten, welche Antheil an unserem Werke nehmen, damit wir an diese kostenfreie Probehefte versenden können. Auch sind wir gerne bereit, unseren Freunden Probehefte behufs Vertheilung und Anempfehlung in ihren Kreisen zur Verfügung zu stellen.

Die Schriftleitung und Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

Wien, VIII/1, Wickenburggasse 5.

Wien, 15. März 1901.

Eine alte Ballade,

neu gedichtet und Ohm Krüger ehrungsvoll zugeeignet.

„John Bull, was ist Dein Schwert so roth?"
Viel Frau'n und Kinder schlug es tot.

„Earl Roberts, was ist Dein Schild nicht rein?"
Zu viele Flüche haften d'rein.

„Lord Kitchener, was ist so stumpf Dein Speer?"
Das rührt vom durchstoßenen Rechte her.

„Fromm England, was treibt der liebe Gott?"
Er schläft, der Buren Herr Zebaoth.

Er schlief zu lang, er schlief zu fest:
Jetzt ist er erwacht und schickt die P e st.

Breslau. Felix Dahn.

Von Gottes Gnaden.

Von Josef Schmid-Braunfels. (Wien.)

Das deutsche Volk und sein Kaiser verstehen sich nicht mehr. Der schwarz-weiß-rothe Spießbürger, welcher einst mit abgöttischer Verehrung zu Wilhelm II. emporblickte, begnügt sich heute schon nicht mehr damit, zu den Thaten seines kaiserlichen Herrn den Kopf zu schütteln, sondern er ist bereits unbotmäßig geworden und gibt seiner Mißstimmung über den neuesten Kurs der reichsdeutschen Politik in einer Weise Ausdruck, wie man es bisher nur von den „vaterlandslosen" Sozialdemokraten gewöhnt war. Mit dem Zauber einer markanten Individualität hat der Hohenzollern-Kaiser bisher das deutsche Volk im Banne gehalten, so daß es selbst für seine offenkundigen Fehler blind war oder dieselben wenigstens mit jenem liebevollen Wohlwollen zu entschuldigen suchte, welches eine Mutter ihrem verhätschelten Kinde entgegenbringt. Nun hat er selbst die Suggestion von seinem Volke genommen und die Kritik an seiner Persönlichkeit als Herrscher und Mensch tritt in ihre Rechte; es wäre nur zu wünschen, daß dieselbe streng objektiv, ohne Liebe und ohne Haß, aber mit echt deutscher Gründlichkeit besorgt würde.

Wenn man das Charakterbild Wilhelm II. zeichnen will, muß man sich vor Allem das Milieu gegenwärtig halten, aus welchem er emporgewachsen ist. Ist es schon an und für sich etwas Ungewöhnliches, auf einem der mächtigsten Throne Europas als Erbprinz geboren zu werden, so gilt dies in um so höherem Grade von dem nunmehrigen deutschen Kaiser, denn seine ganze Charakterentwicklung von der frühesten Jugend an stand unter dem Einflusse so außerordentlicher äußerer Umstände, wie sie sonst selbst die Mächtigen dieser Erde nur in den allerseltensten Fällen zu umgeben pflegen. Die Kindheit Wilhelm II. fällt in die neue deutsche Heroënzeit, in jene Zeit gewaltiger Kämpfe, welche Deutschland zu einem der mächtigsten Staaten der Erde machten und die Krone der Hohenzollern mit dem Glanze einer ungeahnten Machtfülle umgaben. Die Hohenzoller'sche Familientradition sowie die Politik Bismarck's, welcher stets bestrebt war, die Rechte des Volkes zu Gunsten seines kaiserlichen Herrn zu verkürzen, brachten es nothwendigerweise mit sich, daß der jugendliche Prinz einzig allein in seinem Großvater den von Gott auserkorenen Schöpfer und Besitzer jener Machtfülle sah, welche sich eigentlich das gesammte deutsche Volk auf den Schlachtfeldern von Böhmen und Frankreich mit Strömen Blutes erkauft hatte. So wurde Wilhelm II. unter allen Regenten Europas der überzeugteste und typische Vertreter jenes Herrscherthums, welches sich von Gottes Gnaden berufen glaubt.

Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, wird so Manches, was uns an seiner Person räthselhaft und widerspruchsvoll dünkte, erklärlich. Der Titan Bismarck, ein wirklicher Herrscher, wenn auch keiner von Gottes Gnaden, mußte fallen, weil er dem jungen Kaiser in der Sonne stand. Wie ein Akt weltgeschichtlicher Gerechtigkeit muthet uns die Entlassung Bismarck's an, desselben Bismarck, welcher in seiner streng monarchischen Gesinnung um jeden Preis, selbst auf Kosten des Volkes den Glanz und die Macht der Krone zu erhöhen und die Legende von dem Gottesgnadenthum der Hohenzollern zu befestigen suchte. Wilhelm I. war ein wenn auch nicht immer ganz gefügiges Werkzeug in den Händen seines Kanzlers; es ist ganz selbstverständlich, daß das anders werden mußte, als der junge Kaiser mit der felsenfesten Ueberzeugung von dem Gottesgnadenthum seines Herrscherberufes den Thron bestieg. Aber die Entlassung Bismarck's war Wilhelm II. nicht genug. Er fühlte es, daß dieser gewaltige Mann neben seinem Großvater eine zu bedeutende Rolle gespielt hatte und daher gleichsam auf dem Gottesgnadenthum der Hohenzollern ein erblicher Makel lastete. Rasch entschlossen korrigirte er die Weltgeschichte, indem er seinem „hochseligen Herrn Großvater" taxfrei den Titel des „Großen" verlieh und urbi et orbi feierlich verkündete, Wilhelm I. sei der geistige Urheber, alle anderen jedoch, also auch Bismarck, seien nur „Handlanger" seines erhabenen Willens gewesen. Wie mag der Alte vom Sachsenwalde in bitterem Hohn gelächelt haben, als er sah, wie selbst seine weltgeschichtliche Größe der Legende vom Gottesgnadenthum der Hohenzollern geopfert werden sollte.

Er erntete, was er gesäet hatte. Bismarck darf vom Glück sagen, daß das endgiltige Urtheil über seine Person nicht Wilhelm II., sondern die Weltgeschichte sprechen wird.

Nach dem Sturze Bismarck's setzte der junge Kaiser Strohmänner auf den Kanzlerstuhl und stellte sich selbst in den Mittelpunkt der reichsdeutschen Politik. Vor Allem war es ihm darum zu thun, seinen selbstherrlichen Willen uneingeschränkt zur Geltung zu bringen und der Welt zu zeigen, was ein Herrscher von Gottes Gnaden aus dem Stamme der Hohenzollern leisten könne. Durch das Impulsive seines Charakters rief er anfangs Verblüffung hervor, woraus schließlich jene abgöttische Verehrung wurde, von der der deutsche Spießbürger erst heute zu genesen beginnt. Er mußte sich erst in schreienden Gegensatz zu seinen Unterthanen setzen, ehe das deutsche Volk seinen selbstbewußten Willen dem Gottesgnadenthum des Herrschers entgegenstellte. Als die Suggestion gebrochen war, wurde auch jene tiefe Kluft sichtbar, welche zwischen dem Wollen Wilhelms II. und der Unzulänglichkeit seines Könnens klafft.

Der klare Blick des Staatsmannes, welcher das ihm vorschwebende Ziel fest im Auge behält und unbekümmert um alle Anfechtungen und verzichtend auf Augenblickserfolge darauf lossteuert, fehlt dem deutschen Kaiser vollständig. Aus seinen Regierungsthaten gewinnt man vielmehr den Eindruck, daß ihm überhaupt kein bestimmtes Ziel vorschwebt und daß es ihm in vielen Fällen gar nicht um die Sache selbst zu thun ist, sondern lediglich darum, von sich reden zu machen und die Aufmerksamkeit der Welt auf seine Person zu lenken. So beruft er eine internationale Konferenz zur Lösung der sozialen Frage nach Berlin ein; heraus kommt dabei natürlich nichts, aber Ihm genügt es ja, wenn er sich „Arbeiter-Kaiser" nennen hört. Ein andermal will er wieder ein großer Feldherr sein und er schlägt — im Manöver selbstverständlich — den „Feind." Hierauf übernimmt er das Kommando über den geschlagenen „Feind" und siehe! der Gegner, welchen er tagsvorher in siegreichen Kämpfen befehligte, wird zurückgetrieben. Seine Vorliebe für militärische und sonstige Maskeraden, für rauschende Feste, auf denen er Bombenreden hält, sind gleichfalls wenn auch unschuldigere Ausflüsse seiner persönlichen Eitelkeit. Insoferne derartige Handlungen mit seinem Berufe als Herrscher und oberster Kriegsherr der deutschen Armee zusammenhängen, kann man sie noch immerhin menschlich begreiflich finden, da sie sich aus seiner Ueberzeugung von dem Gottesgnadenthum seiner Sendung leicht erklären lassen. Etwas anderes ist es schon, wenn er seine Genialität auch auf anderen Gebieten menschlichen Könnens beweisen will und beispielsweise in die künstlerischen Berufssphären hinabsteigt und Märsche komponirt, dem Dirigenten den Taktstock aus der Hand nimmt oder einen Maler nach seiner Inspiration ein Bild verfertigen läßt. Hier wird die Unzulänglichkeit zwischen Wollen und Können zu einer Charakterschwäche mit einem bedenklichen Stich ins Lächerliche.

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Fehler hat die Persönlichkeit Wilhelm II. etwas Bestechendes, namentlich wenn man dieselbe oberflächlich und etwas voreingenommen beurtheilt, wie das ja bei einem Volke seinem Herrscher gegenüber selbstverständlich ist. Es ist auch gar keine Frage, daß der Kaiser noch heute in Deutschland dank seiner markanten Individualität die alten Sympathien genießen würde, wenn nicht die offizielle, recte kaiserliche Politik in letzter Zeit mit dem Denken und Fühlen des deutschen Volkes in einen unüberbrückbaren Gegensatz gerathen wäre. Es ist richtig, auch Bismarck hat seinen Konflikt mit dem Volke gehabt und gegen Willen der Mehrheit seine Pläne verfolgt und durchgesetzt; aber die Zukunft hat ihm glänzend recht gegeben. Wenn aber Wilhelm II. im Vertrauen auf sein Gottesgnadenthum nicht gegen die Mehrheit, nein! gegen die Gesammtheit der deutschen Nation dasselbe thun zu dürfen glaubt wie dieser geniale und weitblickende Staatsmann, dann ist er gründlich auf dem Holzweg.

Die Chinapolitik, welche er durch die berüchtigte Hunnenrede inaugurirte und welche schon schwere Opfer an Blut und Geld gekostet hat, bedeutet nicht nur einen kläglichen Mißerfolg, sondern sie hat zum Ueberflusse Schmach und Schande auf den deutschen Namen gehäuft. Die Hinschlachtung der chinesischen Patrioten, wobei Graf Waldersee im Namen der verbündeten Mächte als Oberhenker fungirt, wird immerdar ein Schandblatt in der

Geschichte des deutschen Reiches bleiben. Und nun gar die Engländerei! „Bierbankpolitik" hat der geistreichelnde Graf Bülow, das getreue Sprachrohr seines Herrn, die burenfreundliche Haltung des deutschen Volkes genannt. Trotz aller idealen Begeisterung für die tapferen Stammesgenossen in Südafrika wird kein Mensch deswegen den Krieg mit England verlangen, aber die Bruskirung Krügers und die ostentativ englandfreundliche Politik **mußte** das deutsche Volk wie einen Faustschlag empfinden. Und nicht nur Herrscher sondern auch Völker haben ein Recht, in ihren Gefühlen geschont zu werden. Die Engländerei wird genau so wie die Chinapolitik mit einem moralischen Defizit enden; Wilhelm II. hat sie aber heute schon seine Popularität gekostet.

Der Kaiser wird einsehen müssen, daß auch ein Herrscher von Gottes Gnaden nicht auf die Dauer eine Politik treiben darf, welche den Wünschen und Bestrebungen eines großen, mündigen und selbstbewußten Volkes zuwiderläuft. Wenn er hartnäckig fortfährt gegen den Strom der Volksstimmung zu schwimmen, wird er schließlich den Kürzeren ziehen müssen, denn die der deutschen Nation innewohnenden geistigen und physischen Kräfte, welche schon so hohe Kulturblüten gezeitigt und ein einiges großes Reich geschaffen haben, sind älter und dauernder wie die Legende vom Gottesgnadenthum der Hohenzollern.

Gang im Nebel.

Ein Königreich von hoher Stille ist
Ringsum von Winternebeln eingehegt,
Wo Du, mein Lieb, mit mir gewandert bist.

Scharf klingt die Luft. Der alte Parkweg trägt
Schon längst die trübe Krone von Krystall,
Darauf der Reif die spitzen Dornen legt . . .

Von Ferne manchmal bricht ein feiner Hall
Die Stille; und es scheint fast wie entrückt
Zu tönen, wie aus einem andern All — — —

Die Stadt liegt weit, von Lichtern zart durchstickt,
Und Menschen kommen dort, und Menschen geh'n,
Und hinter ihnen schleicht die Noth gebückt.

Vor ihnen seh' ich wild das Glück sich dreh'n . . .
Von Noth und Lust der alte Reigentanz,
In dem sie drüben hingewirbelt weh'n . . ,

Wir wandeln losgelöst von Jenen ganz,
Mit andern Wonnen und mit anderm Leid,
In unser'er großen Liebe Heil'genglanz . . .

Und ohne Maße wird mir Raum und Zeit —
Und etwas rinnt mir jung durch Hirn und Blut,
Etwas, wie längst gestorb'ne Munterkeit.

Und wie die Kinder wohl im Uebermuth
In's Freie jubeln einen Schrei der Lust,
Wenn sie entronnen strenger Schule Hut,

So hab' ich plötzlich nur von Glück gewußt,
So habe ich in alle Himmel hell
Aufjubeln müssen aus befreiter Brust . . .

Ich rief: Das ist der einz'ge Jugendquell,
Dies Lieben! selig, selig, wer ihn fand!
Was starrst Du so in's Leere, mein Gesell'?

Dort dehnt sich nur das schattenhafte Land,
Du aber sprachst: „Es lauern überall
Gestalten und Gewalten, unerkannt,

Ich höre d'rüben einer Rede Schall,
Und arge Menschen können uns erspäh'n.
Die Liebe wandelt neidbedroht im All —"

Ich aber rief: Kannst Du durch Nebel seh'n,
Wie dieses Zwei-Gestirn dort leuchtend thront,
Wie d'runter Wolken kommen und verweh'n?

Wie still und stolz sein Licht bewahrt der Mond,
Und unberührt von Erdenlärm und -Noth?
Und wie unwandelbar das Hohe wohnt?

Sieh', aller Glanz, mein Lieb, ist neidbedroht,
Doch, wenn er unbeirrt geht seine Bahn,
Wahrt ihn Natur mit heiligem Gebot . .

Du sah'st Du mich mit frohen Augen an,
Dein junges Haupt erhob'st Du sternenwärts,
Als fiele von Dir ab ein Kettenbann —

Als löste sich ein Zweifel und ein Schmerz . . .
Und Deine Lippen suchten meine heiß,
Und ein Erleuchten trat uns tief in's Herz.

Wie Worte sang es aus dem Sternenkreis:
Hebt immer aus dem Schatten Eure Stirn!
Daß Eure Liebe nur zu leuchten weiß,

Und Nacht besiegt wie dieses Zwei-Gestirn . . .

Straßburg i. E. Alberta v. Puttkamer.

Tod und Liebe.

Von Matthieu Schwann. (Soden.)

„Was sie Gott nennen, ist mir ein Götze."
(Fichte.)

„Der Akt, durch welchen der Wille sich bejaht und der Mensch entsteht, ist eine Handlung, deren Alle sich im Innersten schämen, die sie daher sorgfältig verbergen, ja auf welcher betroffen sie erschrecken, als wären sie bei einem Verbrechen ertappt worden." —

Dazwischen, mitten im Getümmel des grausamen Lebens „sehen wir die Blicke zweier Liebenden sich sehnsüchtig begegnen; — jedoch warum so heimlich, furchtsam und verstohlen? — Weil diese Liebenden die Verräther sind, welche heimlich darnach trachten, die ganze Noth und Plackerei zu perpetuiren, die sonst ein baldiges Ende erreichen würde, welches sie vereiteln wollen, wie ihresgleichen es früher vereitelt haben".

So die moralische Wertschätzung des Zeugungsaktes durch Schopenhauer, den Pessimisten. Schopenhauer, der Philosoph, wertet anders, wie wir noch genugsam sehen werden. Aber damit eine feste Erkenntnis herauskomme, wollen wir einmal etwas weiter Umschau halten.

Zunächst setze ich Schopenhauer meine Verneinung jenes innersten Schamgefühles entgegen; und nicht nur von subjektiven Empfindungen werde ich da geleitet, sondern ich sah Frauen, die mit königlichem Stolze ihren befruchteten Leib zur Schau trugen, und denen der Gedanke, etwas verbergen zu wollen, so widernatürlich und einfältig erschien, daß sie ihn nicht einmal begriffen. Ebenso erkläre ich mir die Heimlichkeit, Furchtsamkeit, Verstohlenheit der Liebenden ganz anders, als dies Schopenhauer thut. Nicht weil dort ein Verräthergewissen schlägt, sondern weil es ein keimendes Werden, das Werden der Liebe, zu schützen gilt, weil es gilt, einer Vereitelung dieses Werdens und seines natürlichen Zweckes vorzubeugen, die ja bei so subtiler Angelegenheit aus allen Ecken droht, greift hier der natürliche Instinkt auf Heimlichkeit und Verstohlenheit zurück.

Ja, es gibt eine Heimlichkeit und Scham bei Vielen, aber weder Schopenhauers Erklärung derselben trifft hier zu, noch diejenige der gewöhnlichen Moral. Diese hat es nur verstanden, das Bewußtsein der Menschen zu fälschen, es mit ihren Handlungen in Konflikt zu bringen, so daß nun die Handlung aus natürlicher Empfindung ohne Reflexion entsprungen, vor diesem gefälschten Bewußtsein als Sünde erscheint. Auch dieser verlogenen Moral und ihr vor allem gilt es hier, den Boden abzugraben. Es ist mein Ziel.

Zu diesem Ziele zu gelangen, sei darum kein Anderer mein erster Führer, als Schopenhauer, der Philosoph. Das Wesen an sich jedes Lebenden liegt zunächst in seiner Gattung, sagt er. „Diese hat jedoch ihr Dasein wieder nur in den Individuen. Obgleich nun der Wille nur im Individuum zum Selbstbewußtsein gelangt, sich also unmittelbar nur als das Individuum erkennt, so tritt das in der Tiefe liegende Bewußtsein, daß eigentlich die Gattung es ist, in der sein Wesen sich objektivirte, doch darin hervor, daß dem Individuo die Angelegenheiten der Gattung als solcher, also die Geschlechtsverhältnisse, die Erzeugung und Ernährung der Brut, ungleich wichtiger und angelegener sind, als alles Andere. Daher also bei den Thieren die Brunst und beim Menschen die sorgfältige und kapriziöse Auswahl des anderen Individuums zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, welche sich bis zur leidenschaftlichen Liebe steigern kann." In einer prachtvollen Abhandlung führt Schopenhauer diesen Grundgedanken nun weiter aus. Er zeigt, wie die Geschlechtsliebe von jeher hervorragendster Gegenstand der Kunst war, wie die Sehnsucht der Liebe die Dichter aller Zeiten unablässig beschäftigt habe, ohne daß sie je den Gegenstand erschöpften, und in der Denkart seiner Philosophie versucht er die Leidenschaftlichkeit der Liebe damit zu erklären, daß der Liebende ja nicht, wie er erwähnt, seine Sache suche, sondern die der zukünftigen Generation, damit die der Gattung und der Menschheit. Und gerade dieses Nicht-seine-Sache-suchen, welche überall der Stempel der Größe ist, gibt auch der leidenschaftlichen Liebe den Anstrich des Erhabenen und macht sie zum würdigen Gegenstande der Dichtung." Wenn das aber also ist, so fällt damit die allgemeine Behauptung innersten Schämens, es fällt damit nicht minder die Behauptung eines „Verräthergewissens", das in dem verstohlenen Blicke der Liebenden sich melde. Die Gattung, die Menschheit stellt ja hier die Legitimation selbst aus, und wo sie berechtigt, da ist nicht Scham und Verstohlenheit das Erzeugnis, sondern höchste Begeisterung und ein wundervoller Eifer. Wir müssen also für die Scham, wo sie ist, wie für das böse Gewissen, wo es sich zeigt, einen andern Erklärungsgrund suchen.

Schon viele Forscheraugen haben auf den Beziehungen zwischen Tod und Zeugung geruht. Man hat die geschichtliche Thatsache bemerkt, daß nach großen Seuchen, in denen der Tod Massen niedermähte, eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit unter dem Menschengeschlechte eintrat; man hat ferner ein statistisches Verhältnis zwischen Sterblichkeit und der Zahl der Zeugungen festgestellt. Schopenhauer selbst versucht hier eine metaphysische Deutung. Und er geht weiter: „daß auf den Dienst der Gattung, d. i. die Befruchtung bei jedem thierischen Individuo augenblickliche Erschöpfung und Abspannung aller Kräfte, bei den meisten Insekten sogar baldiger Tod erfolgt; daß beim Menschen das Erlöschen der Zeugungskraft anzeigt, das Individuum gehe nunmehr dem Tode entgegen; daß übertriebener Gebrauch jener Kraft in jedem Alter das Leben verkürzt, Enthaltsamkeit hingegen alle Kräfte, besonders aber die Muskelkraft erhöht; daß dieselbe Enthaltsamkeit das Leben des Insekts sogar bis zum folgenden Frühling verlängert: alles dieses deutet darauf hin, daß das Leben des Individuums im Grunde nur ein von der Gattung erborgtes und daß alle Lebenskraft gleichsam durch Abdämmung gehemmte Gattungskraft ist."

Es ist dies sehr fein gesehen, und halten wir die Beobachtungen der Naturforscher daneben, so erscheint als ursprünglicher Zweck des individuellen Lebens die Begattung, das heißt die Fortpflanzung des Lebens überhaupt. Darüber hinaus hat das Leben des Individuums keinen Wert mehr, so scheint es, wenn wir hören, daß eine ganze Reihe schon sehr hoch entwickelter Thiere sofort nach Vollzug dieser Aufgabe katastrophenartig zusammenbricht und stirbt. Man hat nun die Entwicklung zur Geschlechtsreife in ein gewisse und bestimmte Beziehung zu dem Lebensalter der einzelnen Thierarten setzen wollen, und gewiß liegen da auch Anpassungen vor. Die Fliegenlarve entwickelt sich binnen einem Tage aus dem Ei, und die Eintagsfliege gar benutzt die kurze Zeit ihres Daseins ausschließlich zur Begattung und der unmittelbar folgenden Eiablage. Der Elefant dagegen, der ein Lebensalter von zweihundert Jahren erreicht, trägt das Junge zwei Jahre und ist dieses geboren, so bedarf es weiterer vierundzwanzig Jahre, um geschlechtsreif

zu werden. Es bestehen da sicherlich Beziehungen zwischen der Größe und Masse der einzelnen Thiere und der Zeit, deren sie zur vollen Entwicklung bedürfen.

Sehen wir zum Menschen hinüber, so springt zunächst in die Augen, daß der Mensch zu seiner physischen Entwicklung, zu seinem Wachsthum rund zwanzig Jahre gebraucht. Zwanzig Jahre Zeugungskraft dazu ergäbe ein Alter von vierzig Jahren. In diesen zwanzig Jahren die Fähigkeit für die Frau, zehn Kinder zu gebären, indem ich rechne: 9 Monate für die Geburt und 15 Monate natürliche Ernährung. Weitere zwanzig Jahre, bis das Jüngste der Kinder in seine Vollreife eingetreten ist, für dessen Ernährung und Entwicklung die Sorge den Eltern obliegt.

Das wäre das grob entworfene Schema; ihm aber entspricht rund und grob die Periodisirung des Frauenlebens. Die Geschlechtsreife der Frau beginnt abzunehmen in dem Alter, da die nächste Generation in ihre volle Gebärtüchtigkeit einrückt. In dieser Hinsicht steht die Frau dem natürlichem Schema viel näher, als der Mann; in anderer Beziehung spricht die Natur wieder deutlicher bei dem Manne. Denn dieser bewahrt seine geschlechtliche Kraft bekanntlich länger, als die Frau. Der Eintritt des Verlustes derselben aber ist bei ihm auch gleichbedeutend mit dem Eintritt in's Greisenalter, während umgekehrt die Frau der Zeit ihrer kräftigsten und schönsten Entwicklung noch sehr nahe steht und noch eine gute Zeit vor sich hat, ehe sie an's „Altwerden" zu denken braucht. Wollen wir nun für den Mann auch nach einer natürlichen Erklärung seiner länger dauernden Zeugungskraft suchen, so wäre vielleicht der Umstand ein solcher, daß das Leben des Mannes von Natur aus weit mehr in den Kampf gestellt wurde, als dasjenige der Frau. Der Menschenkampf aber vermag eine ganze Generation oder große Theile derselben auf einmal auszuschalten. Und was ausgeschaltet wird, sind eben die männlichen Individuen. Da war es wohl nöthig, daß eine ältere Generation das plötzlich an der Wurzel getroffene Leben wieder zu erneuern vermochte und einsprang für die im Kampfe Gefallenen. Es wäre also auch hier eine Anpassung des Lebensalters an den Begattungszweck vorhanden.

Nun aber stehen wir immer noch auf der Stufe, wo die „innerliche Scham" und der „Gewissensbiß" nicht herrscht, denn diese sind Produkte einer vorgeschrittenen Erkenntniß. Wie kommen wir zu ihnen? — Da schalte ich das Wörtlein „Entwicklung" ein. — Und seine Bedeutung soll uns klar werden; sie soll uns auch ein neues Licht aufstecken auf dem moralischen Gebiete.

In den Ergänzungen zu seinem zweiten Buche verglich Schopenhauer den Willen der Wurzel, den Intellekt der Krone des Baumes. So sei es innerlich oder psychologisch. Äußerlich aber, oder physiologisch, meint er, seien die Genitalien die Wurzel, der Kopf die Krone. Diesen Vergleich akzeptirt kein naturwissenschaftlich denkender Mensch. Denn was die Krone des Baumes betrifft, sofern sie Blätterkrone ist, so ist sie naturwissenschaftlich die Lunge, die Wurzel dagegen wäre etwa dem Verdauungsapparate zu vergleichen, dem Munde und Magen, der die Nährstoffe bereitet und dem Baumindividuum zuleitet. Was aber die Baumkrone betrifft als Blüthen- und Fruchtträger, so können nur die Genitalien mit ihr verglichen werden. Nun aber — da hat sich etwas umgedreht. Der Mensch trägt den Kopf oben, der Baum, die Pflanze dagegen die Genitalien, während diese beim Menschen viel weiter abwärts gerückt sind. Und noch etwas: die Blüte ist ganz gewiß eine Lichtempfinderin, wie das menschliche Auge: wir reden ja auch von Blumenaugen. Da liegen also Zeugungsorgane und die Organe der Lichtempfindung noch dicht beieinander. Des Menschen Auge dagegen? Es ist weit von den Genitalien abgerückt, aber eine Verbindung besteht dennoch. Man denke nur, welche Rolle das Auge in der Liebe spielt! „Wer immer liebt', war's nicht beim ersten Blick?" (Shakespeare.)

Weiter! Nehmen wir die Baumkrone dennoch als Kopf an, denn einen andern hat ja der Baum nicht, so müssen wir sagen, dieser Kopf hat den fast ausschließlichen Beruf, der Erhaltung und Fortpflanzung zu dienen. Bei den untern Thieren ist es kaum anders. Aber allmählig, ganz allmählig, rücken Kopf und Zeugungsorgane auseinander; der Kopf rutscht immer weiter nach vorne zunächst, und dann auch nach oben. Und das

würde diesem Kopfe selbst im Traum nicht eingefallen sein, hätte er da oben nicht einen neuen Beruf gewittert. Dieser Beruf aber, diese Aufgabe, die ihm da das Leben in steigender Fortentwicklung stellte, war die Erkenntnis. Ernährung-Fortpflanzung bleibt sein Beruf. Aber nebenbei stellt sich so allerhand Anderes ein, immer mehr, immer größer und weiter, bis schließlich der Menschenkopf dasteht mit seiner Weltanschauung und dem Streben nach Welterkenntnis. Ernährung-Fortpflanzung hieß es auch jetzt noch, denn das Leben ist schließlich das einzige und letzte Objekt, nach dem unsere Erkenntnis strebt, aber da das Leben sich in der Welt abspielt, so ward die Welt und ihre Erkenntnis natürlich und notwendig ein weiteres Objekt, dessen Erkenntnis wir anzustreben hatten.

Da spielte nun so alles Mögliche herein. „Die Welt — die Natur zu erkennen, ist so nöthig nicht," sagten da lange Zeit gewisse Leute, die gerade das Heft in der Hand hatten, „denn diese Welt ist von Gott gemacht, so wie sie ist, und paßt sie dir auch nicht ganz, so kannst du daran doch nichts ändern. So, wie sie ist, ist die Welt nun einmal, und so wie sie ist, wird sie noch eine Zeit lang bestehen, dann vernichtet Gott die Welt, weil er sich genug damit amüsirt hat. Du also thust gut daran, die Welt so zu nehmen, wie sie ist, als ein Thal des Jammers und der Prüfung, und je geduldiger du hinnimmst, was Gott dir bescheert und was wir dir bescheeren, die wir Gottes Stellvertreter auf Erden sind, um so größer wird dereinst dein himmlischer Lohn sein. Begattung — ja nun, wenn 's nicht anders ist, und du dich nicht meistern kannst, so erlauben wir's dir. Besser aber, du verzichtest!" — Wer nun „klug" war, der verzichtete: die Dummen aber zeugten weiter, und so wurden die Dummen bis heute nicht alle. Zwischendrin vergaßen sich aber auch hin und wieder einige Klugen, zeugten auch, und so blieb auch die Nachkommenschaft der Klugen erhalten. Ja, zuweilen muß den Klugen ihre Klugheit ganz und gar zu dumm geworden sein, denn plötzlich kommen da Zeiten, in denen eine Unmasse von wirklich klugen Leuten in der Welt erscheinen, z. B. eben jetzt in Berlin. Und so war es auch im vorigen Jahrhundert. Plötzlich, nach leisem Vorspiel, das man schon einige Jahrhunderte lang vernommen hatte, hieß es auf einmal: „Die Welt zu erkennen, die Natur zu erkennen ist nicht nur nicht unnöthig, sondern es ist geradezu die Hauptsache. Denn die Welt ist geworden; Eins hat sich aus dem Andern entwickelt; wir brauchen sie garnicht als ein ewiges unverbesserliches Jammerthal anzusehen, sondern, wenn wir recht zuschauen und unsere Kräfte nicht verplempern, dann wird und muß es uns gelingen, sie zu einem ganz respektablen und anständigen Wohnort für die Menschen einzurichten. Also heran! Aber mit Vernunft!" Der Kodex der kritischen und praktischen Vernunft wurde sofort entworfen.

Ja, woher aber nun plötzlich die Vernunft nehmen, die da zu allem Weiter, Ferner, Höher so nothwendig erschien? Nun, auch da hatte das Leben und die Natur schon ein Stückchen vorgesorgt. Denn die Natur ist eine Künstlerin. Sie schafft naiv, und zu ihren Kunstwerken schreiben die Menschen hintennach den philosophischen, ästhetischen und sonstigen Text. Trugen erst nur wenige Menschen den Kopf oben, so kamen bald mehr und mehr dazu. Die Sinne, die sich da oben am Kopfe niedergelassen hatten und dem Menschen die Ferne vermittelten, das Auge, das Ohr, der Geruchssinn, beschränkten sich bald nicht nur allein darauf, dem Hungernden eine neue Frucht entdecken zu helfen und dem Liebenden zur Geliebten die Wege zu suchen und zu weisen, sondern bei all diesem Suchen entdeckten sie gar viele schöne und nützliche Dinge, so viele, daß das Gedächtnis sie niemals behalten hätte, wäre es ihm nicht gelungen, das Gleichartige vom Ungleichen zu trennen und so jegliches neue Ding in einer Kammer mit seinesgleichen unterzubringen. Diese Kammern waren die Begriffe, die eine Anzahl gleichartiger Erscheinungen mit einem Namen nannten. So legte sich das Gedächtnis im Menschengehirn ein ungeheueres Depot an und nicht bloß da, sondern was hier gewissermaßen individuell und im einzelnen geschah, das geschah für die Menschheit, für Alle, die später kamen, in dem ungeheueren Depot der Wissenschaft. Alles, was je Sonderbares und Merkwürdiges dem Einzelnen begegnet war, wurde hier niedergelegt und aufgezeichnet und zwar so, daß

man es wiederfinden konnte, also etikettirt, numerirt und auf besonderer Stellage. — Entband diese Objektivierung der allmenschlichen Erfahrung den Einzelnen nun auch keineswegs vom Selbsterfahren und Selbsterleben, so ward sein Weg doch abgekürzt. Er brauchte nicht mehr Jahre lang bei Einzelheiten hängen zu bleiben und hier zu sinnen und zu fragen, was sie wohl bedeuten möchten, sondern, sah er sich um, so fand er alsbald den „Begriff" der Einzelheit, und sein Sinn ward frei zum Weitererleben. Das Verfahren war verkürzt und vereinfacht. Der Mensch operirte vor der Unmasse der Erscheinungen mit einer begrenzten Anzahl von Begriffen, und seitdem er also sein Erkenntnisvermögen unabhängiger stellen lernte von der Außenwelt, entwickelte sich in ihm die Fähigkeit mehr und mehr, aus den Begriffen ein Kunstwerk zu schaffen, durch sie jedes Einzelne mit anderen Einzelheiten zu verbinden, so daß nun die bisher angeschaute Welt ein immer vollkommeneres Spiegelbild im menschlichen Gehirn erhielt, ein wiederscheinendes Bild, das Bild der Reflexion. Einmal zu diesem Besitz gelangt, begann nun der Mensch ein seltsames Spiel. Er hatte gelernt, daß die Dinge, die da vor ihm in der Wirklichkeit erschienen, sich selten oder niemals seinem Willen direkt fügen wollten, wohl aber fügten sie sich den Begriffen der Dinge. Da war Alles eine einzige große Ordnung und Unterordnung und Konsequenz. Und so genügte es ihm bald nicht mehr, nur in den Besitz eines Reflexbildes der Welt in seinen Begriffen gekommen zu sein, sondern, schöpferisch wie das Leben selbst, suchte er sich das volle Komplementbild zu dieser Welt seiner Anschauung zu entwerfen. Vollständig, und nicht nur vollständig, sondern auch *vollkommen* sollte werden, was er da noch unvollkommen vor sich sah. Das Bild seiner Anschauung sollte ergänzt werden durch das Bild seines Bewußtseins; seine „Ideale" drangen als echte, nie ruhende Reformatoren in die Wirklichkeit. Und kaum setzten sie hier mit ihren Wirkungen ein, so strömte ihnen von hier Lebendiges entgegen und wiederum entdeckte der Mensch, daß auch seine Ideale schon als Anlage in der Natur selbst enthalten seien, wie ein Keim regungslos in der Erde liegt, bis die Sonne des Frühlings ihn zum Leben und Wachsen ruft.

Ehedem stand der Mensch der Natur *gegenüber*, abgesondert von ihr, ein Besonderes, ein Zuschauer etwa und objektiver Beobachter. Nun aber sah er und fühlte er immer mehr, wie die Fäden aller Dinge ihn selbst umspannen, wie er selbst vielleicht, sein Gehirn, das Instrument seiner Erkenntnis, ganz auflösbar sei, auflösbar in Funktionen der Dinge außer ihm. Von einem „Gegenüber", von einem „Außerhalb der Natur" gerieth er *mitten in die Natur hinein*; er fühlte sich getragen und gehoben durch die unendliche Lebensfluth selbst; sein Begreifen und Erkennen erhielt damit eine ganz andere, eine vollkommen neue Werthung. Da gab es keine Uranfangsintelligenz, die in weiser und allwissender Vorsicht Alles gerade so gemacht hatte, wie der Mensch es ehedem träumte, sondern er sah die Erkenntnis *werden*, sich bilden und entwickeln aus winzigsten Anfängen; er sah sich selbst als das bisher am meisten wissende Geschöpf der Natur; er sah das Leben sich emporringen aus der Tiefe der Nacht, aus Dunkelheit und Nichtwissen und Ungewißheit; er sah den Augenblick, da es zum ersten Male die Augen aufschlug, große, erstaunte, erschrockene, fragende Augen, mit denen es sich betrachtete; er sah den Funken der Erkenntnis aufblitzen im Menschenauge, und die menschliche Erkenntnis selbst sah er wachsen und wachsen, immerfort ohne Rast und Aufenthalt. Wozu?

Nun, fragt man heute: Wozu? so kann Einem schon der Bauer antworten: das Leben bedarf der Einsicht, der Erkenntnis. Er sagt es nicht gerade so, aber wohl sagt er: „Will man im Leben vorwärtskommen, so muß man Einsicht gewinnen." Wer ist „man?" Nun, der Bauer sagt: „er selber und überhaupt Jeder." Und wer ist das — allgemein? Das Leben selbst. Denn der Bauer und überhaupt Jeder sind Träger des Lebens; das „Man", das da vorwärts kommen will, ist das Leben selbst. Also: das Leben bedarf der Erkenntnis. Wozu? Um vorwärts zu kommen im Leben, das heißt rund und gerade: Leben ist Ziel des Lebens und des Lebens Mittel zu diesem Ziele ist die Erkenntnis. Da das Mittel nun immerfort neu geschaffen werden muß; immer mehr

verbessert und erweitert, so stellt sich als erstes Ziel und als nächstes Ziel des Lebens die Schöpfung dieses Mittels dar. Die Erkenntnis wird Ziel des Lebens.

Damit aber durchströmt ein Zittern alle sittlichen Vorurtheile, die sich der Mensch bisher errang. Sie alle müssen umgebaut, erweitert, in anderer größerer, menschlicherer Weise gedeutet werden. Alles Fehlgehen, alle Irrgänge, alle Ab- und Umwege erscheinen von diesem Ansichtspunkte, den der Mensch gewann, nicht mehr als böswillige Thaten eines verstockten Sünders, der auch anders gekonnt hätte, hätte er nur gewollt, sondern sie erscheinen wie ein Suchen des im Dunkeln, im Nebel Tastenden und Tappenden nach Licht, nach Leben, nach Erkenntnis.

Und damit treten auch die Anschauungen vom Tode und der Liebe in eine ganz andere Beleuchtung, als dies bisher der Fall war und sein konnte. Vor dem Auge der Natur ist der Tod ein Uebel, ein „Fluch Gottes". Vor dem Auge der Erkenntnis ist er eine Notwendigkeit, eine Erlösung von der Unzulänglichkeit, kein Uebel, sondern der treue „Freund", der „Gevatter", der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Vor dem Auge der Natur ist die Liebe eine Lust. Die aus dem Gleichgewicht gerathene Erkenntnis machte aus ihr eine Sünde, ein Verbrechen, das Verräthergewissen schlug in den Liebenden, aber die Lustempfindung schlug es nicht tot. Warum nicht? Die Natur selbst sagt es uns, bringen wir mit erkennendem Auge in sie ein. Wo lediglich Fortpflanzung der Zweck geworden ist, Arterhaltung, wo der Fortbestand einer festgewordenen Art gesichert werden soll, für etwaige Eventualitäten, die das Ungewisse der Zukunft bringen kann, da richtete sich das Leben auch nur auf diesen Zweck ein. Katastrophenartig bricht es zusammen nach vollzogener Begattung.

Bei dem Menschen aber wird Erkenntnis das Ziel, immer weitere, immer höhere Erkenntnis: damit wird der Fortpflanzung allein der Boden, der sittliche Boden entzogen. Höherpflanzung, Emporpflanzung, Entwicklung wird die erkannte Notwendigkeit. Die bloße Fortpflanzung trat vor seiner instinktiven Wertschätzung in die zweite Reihe. Mittel zum Zweck blieb sie, auch eine Notwendigkeit, welche das Leben bedarf, aber eine Notwendigkeit mit dem Beigeschmacke eines „notwendigen Uebels". Vor dieser Schätzung kriecht das, was nur der Fortpflanzung dient, in's Geheimnis, vor dieser Schätzung flammt instinktiv die Scham auf. Hier ist die verborgene Ecke, aus der die sogenannte geschlechtliche Moral die Macht bezog, das ganze geschlechtliche Leben der Menschen mit ihrem Sündenbewußtsein, mit ihren Verdammungssprüchen zu infizieren, irre zu machen und in's Dunkel zu scheuchen. Aber auch in diese Ecke drang endlich der Strahl des Erkennens und trieb die Gespenster von dannen.

So schließe ich: Ist Entwicklung in allem Leben — und das können wir heute nicht mehr leugnen —, so ist ein Segen Alles, was dieser Entwicklung dient. Ist Erkenntnis Ziel des Lebens, immer höhere und weitere Erkenntnis, so ist der Tod des Unzulänglichen, dessen, was heute ist, Notwendigkeit, Not wendigkeit aber auch die Liebe zu jenem Höher und Weiter, die sich in einer Höherpflanzung, einer Emporpflanzung zu bethätigen sucht. Hier giebt es keine Scham, sondern nur ein froher, begeisterter, zuversichtlicher Schöpferjubel. — Fortpflanzung dient der Arterhaltung. Sie entbehrt jenes höheren Bewußtseins, aber sie deshalb mit einem Sünder- und Verräthergewissen zu belasten, geht nicht an. Wie weit ist noch der Weg, der vor der menschlichen Erkenntnis liegt! Und da heißt es wohl Fortpflanzen, Art erhalten, damit niemals die große Reservekraft fehle, die zu diesem Weiter und Höher notwendig ist und notwendig sein wird. Der erhaltenen Art bleibt die Möglichkeit erhalten, sich einst selber emporzupflanzen. Nicht fremde, abstrakte Verdammung aber soll das Bewußtsein dessen belasten, der zur Emporpflanzung seines Wesens heute die Möglichkeit noch nicht fand. Die Sehnsucht, der Wunsch lebte einst auch in ihm, und eine leise Nichtbefriedigung und Unzufriedenheit befällt sein Dasein von selbst, drang seine Sehnsucht nicht zum Ziele, zum vollen Ziele. Füge man zu dieser Unzufriedenheit nicht auch noch herzlose Verdammung hinzu! — Nun aber gar der, der sich hinabpflanzt. Er bedarf unsrer Verdammung noch weniger, denn an sich sebst hat er gerade des Wehs

genug. Ein Leben, das dem Vergehen verfallen war, pflanzt sich fort auf eine junge Generation und belastet sie mit dem Fluche des Vergehens, sie, die auf- und emporwill. Umhülle der Wille ihr Bewußtsein mit glücklichem Rausche, damit ihr das Sterben leicht werde! Denn Keiner trägt schwerer am Leben, als der, den das Leben von sich fort wies! Hier walte die Moral des Mitleids! Dem Leben und Lebendigen und Emporbringenden gegenüber aber gibt es nur eine Moral — die Moral der Erkenntnis, der freudig schaffenden, schützenden, stützenden, spornenden Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Politik.

Variétéspiel in drei Aufzügen von J. Hafner und O. Weilhart (Wien).

Den Bühnen gegenüber als Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

II. Aufzug.

Personen:

Grete.
Der Kardinal.
Ulrich.
Der Rath der neuen Zeit.
Bediente, Volk.
Frauenrechtlerinnen.
Aerzte.
Ein Kanzler, ein Herold.

(Eleganter Salon. Hochsezessionistische Einrichtung. Blaßgrüne Wandtapeten aus Seidenapplikaturen; den Boden bedecken Mosaikteppiche. Möbel in blaßrosa.)

1. Auftritt.

Grete (auf der Ottomane), der Kardinal (vor ihr stehend).

Grete: Was sagen Sie zu diesem Stil, Herr Kardinal?

Kardinal: Himmlisch!

Grete: Nicht wahr, man lernt nie aus? Wenn Sie das Ihren Heiligen erzählten, die müßten mich beneiden . . . Und die Gemälde! . . . Das ist Sezession, Herr Kardinal.

Kardinal: Sehr wohl.

Grete: Und wenn Sie erst den inneren Reiz des neuen Lebens kennen lernten . . . (schelmisch) Die Idyllen der Liebe . . . Die Wollust der Ueberwindungen. Daß die Natur brutal ist, fühlten auch die alten Menschen, aber sie gaben sich hin und ließen sich aufregen und veinigen. Wenn sie zum Genießen kamen, verbrauchten sie ihre Kräfte . . . Sie mußten mit dem Leben ringen, wie mit einer Bestie der Wildnis. Uns aber überkommt das Leben als ein süßes Schmeichelkätzchen mit sammtenen Pfötchen . . . so weich . . . so mild . . . wie ein Traumbild! Wir sind auch frömmer geworden, Kardinal! Wir finden keine Zeit zur Sünde.

Kardinal: Und doch — doch! Sie haben sich des größten Glückes begeben . . . des häuslichen Herdes, der Familie —

Grete: Wer sagt denn das? Habe ich nicht einen Mann, der keine müßige Stunde kennt. Jede Minute lebt er für seine Ideen . . . ihn kümmert nicht der Lärm des Tages, er ist blind und taub für die lauten, wüsten Bestrebungen des Pöbels . . . Er schaut nur in sich . . . seine Seele ist seine Welt . . . So gestaltet und organisirt er . . . so schafft er das Glück für alle Erdenbürger.

Kardinal: Man ist doch noch unzufrieden, gnädige Frau!

Grete: Wir werden die Unzufriedenen schon ruhig machen.

Kardinal: Mit ihren Träumen?

Grete: Man muß das Leben dieser Menschen umgestalten. Man muß sie zur Einsicht bringen, daß sie verfehlt wirthschaften . . . man muß ihre rohen, thierischen Gefühle ästhetisiren. Da prahlen sie mit Mutterliebe, Elternrecht und Kindesdank und machen täglich bankerott mit ihren gleißenden Wortgeprägen. Erst heißt es sich selber finden, ehe man andere begreift. Wer nicht seine Seele zerbröckeln kann und nicht wieder jedes Atom derselben an Klang und Farbe als das Seine erkennt, ist ein Pfuscher in der Kunst des Lebens. Wie könnte der die größte Harmonie der Seelen fassen?

Kardinal: Ist aber dies die tiefste Frage unserer Zeit, die drängendste?

Grete: Von unserm Standpunkt ja. Wir wollen die toten Begriffe beseelen . . . wir wollen ein Schöpfungswerk vollbringen . . . das neue Glück schaffen —

Kardinal: Auch das neue Glück kommt von Gott!

Grete: Von unseren Träumen, Kardinal . . .

Kardinal: Von diesen Träumen sollen Menschen leben?

Grete: Wie kommen Sie dazu, diese Frage zu stellen?

Kardinal: Der „Schrei nach Brot" ist in unserer Zeit sprichwörtlich. Gehen Sie unter das Volk mit Ihren Ideen . . . Sagen Sie den Leuten: das ewige Glück kommt von unseren Träumen . . . Man wird sie entweder sehr lustig finden und ihnen eine Schellenkappe aufsetzen, oder man wird sie steinigen und lynchen . . . Mit Ideen darf man überhaupt Niemandem kommen, außer sie wären göttliche Eingebungen.

Grete: Und solche, meinen Sie, hätte nur die Kirche?

Kardinal: Sehr wohl! Die Kirche, gnädige Frau. Und diese Eingebungen sind das Brot des Himmels, das wir, wenn es am irdischen Brote gebricht, den Menschen zur Beruhigung geben . . . Das macht sie still . . . Im Leben gibt es keine vollkommene Sättigung!

Grete: Ihr Korpus spricht dagegen, Herr Kardinal!

Kardinal: Ich werde Gott gefallen, wie er mich geschaffen.

Grete: Das Brot des Himmels hat Sie fett gemacht; Sie müssen ohne Zweifel Gott gefallen.

Kardinal: Sie spotten, ich warne Sie vor Kirchenfeindschaft!

Grete: Ueberflüßig, Kardinal! Ich kenne meine Zeit und weiß die Gunst der Kirche gebührend einzuschätzen. Ich brauche sie!

Kardinal: Vorausgesetzt, daß sie sich Ihnen geben kann —

Grete: Für Lohn und Vortheil immer!

Kardinal: Ich will das scharfe Wort verzeihen und Ihnen den halben Weg entgegengehen. Sie wollen reformiren?

Grete: Ja, Ja! Ich habe viel gedacht und bin unter Anderem darauf gekommen, wie man in den sogenannten kleinen Häusern der Noth beikommt.

Kardinal: Ich bin gespannt!

Grete: Man muß die Zahl der Kinder mindern und den Leuten sagen, daß man heute Elternfreuden billiger genießt und schöner, wie gestern und in früheren Zeiten . . . Ich denke so: Man schaffe große Puppen mit schönen Menschenaugen und Haaren, wie das Gold der Sonne, und kleide sie in allen Trachten, die der Künstlergeist entwirft, nach dem Gesetz der Schönheit . . . Und jede Frau bekomme solch' ein Wunderkind. So schwinden von der Erde schnöde Mißgeburten, Schmerzen und Sorgen aller Art . . . man hat ein stilles Glück, an dem sich jedes Auge weidet.

Kardinal: Ein stummes, totes Glück, ein eitel Spielwerk!

Grete: Nicht stumm und tot! Man muß der Puppe auch die Menschensprache geben . . . Nicht das unbeholfene Lallen eines Kindes! Das Ideal der Sprache, in der wir besseren Menschen Kinder gerne reden hörten . . .

Kardinal: Gekreisch von Automaten, nicht die Stimme der Natur!

Grete: Und doch ein Bild des höchsten Lebens — ein Traumglück ohnegleichen! Ich werd' Sie überzeugen, Herr Kardinal! (spricht in den Schalltrichter): Bring' mir das Baby, Johann! (Zum Kardinal): Herr Kardinal, Sie werden staunen!

Kardinal (schüttelt das Haupt): S' ist wider die Natur!

Grete (selbstbewußt): Neu-menschlich ist's!

Kardinal: Neu-menschlich?

2. Auftritt.

Ein Diener mit einer großen, prachtvoll gekleideten Puppe, welche läuft und spricht, tritt ein, im andern Arm ein Kästchen tragend.

(Grete, Kardinal, Diener, das Puppenkind.)

Grete (zum Diener): Stell' das Baby nieder — und leg' die Walze ein: „Besuch!"

(Der Diener nimmt aus dem Kästchen eine Walze, die er in den Puppenkörper schiebt, dann drückt er auf eine mechanische Feder.)

Grete: Und nun, Herr Kardinal, sehen Sie dem schönen Kinde in die Augen!

(Plötzlich beginnt das Puppenkind mit schriller, hoher Kindesstimme zu deklamiren.)

Das Puppenkind:

Ein artig Kind muß fleißig grüßen
Schöne Damen, weise Herren,
Die die lieben Eltern
Mit Besuch beehren.

Grete: Nun?

Kardinal: Ueber die Hutschnur!

Das Puppenkind:
Und hab' ich meinen Gruß gesagt,
Bleib' ich nicht lange steh'n,
Verständig' Kind muß bei Besuch
Gleich aus dem Zimmer gehen.

(Das Puppenkind marschiert selbstständig ab.)

Diener (fragend): Noch eine Walze?

Kardinal (sehr ernst): Geh'n Sie!

(Der Diener läuft dem Kinde nach.)

3. Auftritt.

Grete, Kardinal.

Kardinal: Das Glück wollen Sie den Menschen geben? Ist denn die Welt ein Narrenhaus?

Grete: Ereifern Sie sich nicht, Herr Kardinal! Die Kirche ist rückständig! Das, was Sie hier gesehen, war nur eine Probe, nur ein erstes Glied in einer langen Kette großer Entwicklungen.

Kardinal: Madame! Sie treiben Frevel! Spott mit dem Heiligsten . . . Wer ein Bild Gottes schafft und es anbetet, steht geschrieben, treibt eitlen Götzendienst. Welcher Künstler wäre auch so vermessen, zu glauben, Gott im Bilde zu erreichen . . . Aber was Sie da machten, ist ärger noch als Götzendienst — Sie schaffen ein Menschenbild — einen Menschengötzen . . . Wie wenig ist doch der Mensch, und wie groß ist er neben Ihrem lächerlichen Bilde . . . Der Abfall von Gott scheint Euch nicht mehr zu genügen, jetzt kommt der Abfall vom Menschen!

Grete (enttäuscht): Die ewige Tragödie der Neuerer: nicht verstanden zu werden, tritt auch an mich heran . . .

Kardinal (visionär): Ja, ja . . . zuerst Gott verloren . . . und dann auch noch den Menschen . . . Ich sehe einen neuen Ahasverus kommen, den allerunglücklichsten!

Grete: Herr Kardinal, Sie versinken zu sehr in Ihre kirchlichen Gedanken. Ihr Standpunkt ist überwunden. Mit dem Sieg unseres Programms wird das Machtwort der Kirche seine Wunderkraft für immer verloren haben. Nie werden Sie mit dem Uralten das Neue widerlegen, denn das Uralte ist das Tote und das Neue das Lebendige!

Kardinal: „Das Lebendige" nennen Sie das! an die Stelle der Kraft den Stoff zu setzen, an die Stelle des Lebenden den Automaten?! Mich gewinnen Sie nicht!

Grete: Sie bleiben also Ihrer Kirche treu!

Kardinal: Das Evangelium ist ewig!

Grete: Sie denken immer an die Bibel . . .

Kardinal: Das einzig wahre Leben ist die Kirche.

Grete: Ich danke!

Kardinal: Das Leben losgekettet von Gott, von Kirche, von Staat und Familie . . . fürwahr, das führt sich kläglich ad absurdum . . .

Grete: Meinen Sie wirklich? Dann müßte ich Sie allerdings wieder entlassen in die stillen Hallen Ihrer Klöster! Aber einen Vorschlag, Kardinal! Ich kann's nicht glauben, daß Sie völlig ehrlich sprechen . . .

Kardinal: Madame!

Grete: Denn alle, die aus unserem Munde den Ruf der neuen Zeit vernommen, sie alle sagten: welch' ein Sirenensang! . . . Sie sind ein sehr verstockter Theolog, Kardinal!

Kardinal: Das ist zu viel!

Grete (eindringlich): Da kann ich wohl begreifen, daß Sie die Kirche mit Ihrem dritten oder vierten Herzen lieben . . .

Kardinal: Mit meinem ganzen ungetheilten Herzen!

Grete: Gemach! Die Kirche selbst soll nicht zu Grunde gehen. Das wollen wir beileibe nicht . . . Das, was Sie selbst an ihr am meisten schätzen, die Form, die Hierarchie, die muß sogar erhalten bleiben . . . Nur ihr Inhalt fällt . . .

Kardinal (aufstehend): Die Hierarchie wird akzeptirt. Ich staune, das ist raffinirt! Verzeihen, Gnädige, ich breite das große Lachen der Thorheit über Sie . . . Doch drängt es menschlich mich aus Mitleid — Ihnen Rath zu geben — förderlichen Rath! Madame, gehen Sie mit mir!

Grete (neugierig): Wohin?!

Kardinal: Zur Kirche!

Grete (geärgert): Was soll ich dort?

Kardinal: Beten!

Grete (unwillig): Solch' Rath aus Priestermund ist billig, hoher Herr!

Kardinal: Ich wüßte keinen besseren für Sie!

Grete: Ich suche andere Emotionen!

Kardinal: Kältere!

Grete: Leidenschaftliche!

Kardinal: Den Menschen-Götzen! Allen Herzenswarmen welch' schrecklicher Popanz!

Grete: O nicht Popanz! Modell und Vorbild, Eminenz!

Kardinal (die Arme ausbreitend): Nun kann ich es dem letzten Zweifler sagen: wie warm das Herz der Kirche ist . . .

Grete: Sie ist der wahre Lebensfeind! Wie schade, unsere Wege führen auseinander . . .

Kardinal: Sie ist der Weg zum Ursprung — ihr Werk der Weg zum Ende!

Grete: Also die Theologie gewinnen wir nicht... Schade! Schade! Schon schreitet Recht, Kunst und Philosophie an unserer Seite . . . Die letzte Fakultät noch . . .

Kardinal: — lehnt ab!

Grete: Die Macht des neuen Geistes kann sie nicht berühren!

Kardinal: Solch' krasse Ohnmacht nie!

Grete: Sie dachten wohl, Sie fänden hier ein wohlig Sinnenräuschlein? . . .

Kardinal: Ich kann es nicht verhehlen, Madame wagen viel . . .

Grete: Ich wage Nichts! Wir progagiren nicht die Sinnlichkeit. Das war nur eine Weile so... Die Sinnlichkeit blieb nicht der Gott der neuen Zeit . . . Das zeigt mir nur, wie wenig Euer Eminenz den Sinn der neuen Zeit verstehen... Enthaltsamseit für's Erste ist die Predigt Eurer Kirche — und rohe Sinnlichkeit die kurze Predigt Eurer Antipoden, des Körpers und der Fleischlichkeit Extreme. Wir aber propagieren höhere Dinge! Wir suchen das Extrem des Geistes, den Kult der Phantasie! Das sind die Emotionen, die wir lieben . . . Den Eros losgelöst von Venus und Apoll! (Es läutet.)

Grete (erschrocken): Mein Mann!

Kardinal (unruhig): Mein Hiersein ist ihm doch nicht unbekannt?

Grete: Ich mußte Sie gewinnen — so oder so!

Kardinal: Sie schaffen mir Verlegenheit — wie peinlich!

Grete: Ich wußte nicht, daß so ein Kirchenherr so spröde . . . Ich muß Sie mir noch reserviren!

Kardinal (lebhaft abwehrend): Ich danke! (Man hört Stimmen)

Grete: Hier ein Versteck!

Kardinal: Entsetzlich!

Grete (lachend, aber eindringlich): Sie haben Ihre Ruhe ganz verloren, Sie machen sich verdächtig! Rasch!!

Ein Diener (öffnet die Flügelthüren und meldet): Der weise Rath der neuen Zeit!

Kardinal: Der weise Rath der neuen Zeit?! Um Himmelswillen! Das auch noch!

(Grete öffnet eine kleine Thür in einen rosaerhellten Raum, schiebt den etwas widerstrebenden, halb verzweifelten Kardinal hinein und schließt ab.)

(Ulrich an der Spitze bunt gekleideter Herren und Damen tritt ein.)

4. Auftritt.

(Ulrich, Der Rath der neuen Zeit sammt Gefolge, Grete.)

Ulrich (mit einer Pose der Verzückung): Grete! Mein Weib! Mein Prachtweib!

Grete: Adolf! Göttlicher!

Ulrich: Ich stelle vor! Der Große Rath der neuen Zeit und sein Gefolge! Hier meine Königin! (Auf die Gesellschaft weisend.) Welch' auserlesener Kreis von Namen, Geist und Schönheit!

Grete (begrüßend): Willkommen! Willkommen! Welch' hohe Ehre meinem Hause — ich bitte sich's bequem zu machen; vor Allem aber grüße ich die Priesterinnen unserer heiligen Sache, sie durften da nicht fehlen!

Ulrich: Wo zur großen Wende aller Dinge die besten Frauen sich zusammenfinden — hier sei zum erstenmale das Recht der Gleichberechtigung vollzogen . . .

Die Frauen: Hoch Ulrich, Hoch!

Ulrich: Die Damen sollen leben!

Die Männer: Hoch die Frauen! Hoch die Damen!

Ulrich: Das ist ein würdiger Beginn!

Grete: Die Gleichberechtigung erkennen wir zu Recht; den Vorrang aber muß die Anmuth uns erwerben.

Eine Dame: Unhöflich wär', uns das bestreiten!

(Mittlerweile hat alles Platz genommen, Bediente serviren Thee.)

Ein Herr: Ich seh', es leitet ganz von selbst sich unser Thema ein: Reform der Liebe.

Ulrich: Bisher war nur ihr Name heilig — wir heiligen ihr Wesen!

Alle: Reform! Reform!

Damen: Der Mode!

Grete: Und der Umgangsformen!

Männer: Der Politik! Der Kunst! Der Wissenschaft!

Ulrich: Wie all' das ineinandergreift!

Einer: Welch' großes Arbeitsfeld!

Ein Zweiter: Wir lösen alle Fragen und Probleme!

(Der Thee ist gereicht Die Damen ließen sich dabei von den Herren bedienen.)

Ulrich (zu den Dienern): Nun reicht die Onyxschale mit dem Saft der Coccablätter, auf daß, nach Wunsch der Aerzte, die rohen Nerven schlafen und allein die graue Rinde und die Seele zu uns sprechen!

Eine Dame: Welch' weiser Einfall unserer Ärzte!

Ulrich: Seelengastrologen ersten Ranges!

Ein Arzt (zu Ulrich): Nur Vorsicht muß ich anempfehlen!

Ulrich: Wenige Tropfen werden schon genügen!

Der erste Arzt: Wir stellen uns're seltene Wissenschaft besonderlich den Damen zur Verfügung Die Tropfen werden ihre Wunder thun!

Ein Zweiter: Ist doch das Weib schon von Natur mit stärkeren Stricken an den Leib gebunden als der Mann, und löst im Wachen schwerer seine Seele ganz vom Leibe los . . . Doch wenn es ihm gelingt, ist es der Schöpfung Wunderkrone und überragt gar weit den Mann!

Die Damen: Wie wahr! Wie wahr!

Der zweite Arzt (fortsetzend): Den es zu seinen Füßen niederzwingt . . . (Bedient die Dame neben der er sitzt, mit den Tropfen.)

Die Damen: O hört!

Der zweite Arzt (fortsetzend): Wenn aus dem wachen Traum erwacht, es ganz erlöst sich fühlt von jedem Zwiespalt seines Körpers und der Seele . . .

Einige (durcheinander): Welch' schönes Evangelium!
Welch' heilige Verkündigung!
Ich will ihn konsultiren!
Wo wohnen diese Ärzte?

Ulrich (zu den Ärzten): Die Damen bitten Sie um Ihre Karten. (Sie theilen die Karten aus.)

Eine Dame: Ach, Meister, geht doch nicht so schnell von diesem Thema ab. Wir lauschten hochgespannt der winkenden Verheißung: der Harmonie von Sinnlichkeit und Seele!

Eine zweite Dame: Der Mann ist Seele vor der Liebe, doch leider Thier im Akt, das Weib ist Seele aber im Vollzuge!

Der zweite Arzt: Und eine alberne Gefährtin, wenn es dem Mann beliebt, im raffinirten Spiele es zum Opfer seiner wilden Sinneslust sich zu erküren.

Grete: Was ihr nur ein Geheimnis ist und bleiben soll . . .

Eine Dame: Ihr sprecht mir aus der Seele, Schwester, wie der Arzt.

Eine Dame: Sagt, wie entsteht doch Liebe?

Ein Herr: Von Angesicht zu Angesicht!

Ein Zweiter: Durch den Kontakt der Seelen!

Ein Dritter: Im Anfang war das Wort!

Eine Dame: Wir aber sehnen uns vom Wort zur That! So ist einmal nun jede Weiberliebe!

Eine Andere: Die jungen Herren reden viel zu viel; das dient zu nichts und langweilt nur. (Zustimmung.)

Ein Herr: Und die Moral?

Eine Dame: Damit erschwert Ihr uns die Sache nur.

Die Damen: Sehr gut! Und wahr!

Die vorige Dame: Durch Ethik werdet Ihr ein Weib niemals zum Weib gewinnen — aus Moral! — selbst wenn es — liebt.

Ein Herr: Das geht zu weit!

Die Dame: Sie mißverstehen mich! Erinnert nur ein Weib und sei es eine Dirne — an Moral . . . sie wird sich Euch zu jenem Zweck verschließen . . . so tief empfindlich ist das Weib auf seiner Seele Grunde . . . D'rum redet nicht von Ethik vor dem Weib, damit es sich vergessen könne . . .

Eine Dame: Ohne Scham zu leiden!

Ein Herr: Und sollte denn das Weib der Gattung nicht ein Opfer bringen?

Eine Dame (lebhaft): Ihr irrt! Solch' allgemeine Liebe ist dem Weibe unbekannt . . . Denn wahrhaft lieben kann sie nur das eig'ne Kind, das sie sich selbst geboren . . . Hört, was ich Euch zu der Reform der Liebe rathe: Reform des Mannes — das sei der Zukunftsplan des neuen Weibes . . . Das wollen wir beginnen und vollenden! Gebt die Erziehung endlich ganz in uns're Hände, denn uns gebührt das Recht, die Menschen, denen wir das Leben schenkten, nach unserm Sinn zu bilden!

Ein Herr: Dem tiefen Geiste dieser Frau gebührt der Preis des Tages! Wir krönen sie!
(Ein Diener bringt eine große Tasse voller Lorbeerkränze.)

Der Herr: Erlaubt, daß ich auch unsern Meister Ulrich kröne!

Stimmen: Hoch Ulrich!

Der Herr: Und seine Göttin!

Stimmen: Sie leben! (Ulrich und Grete werden bekränzt.)

Einige: Und auch die Aerzte!

Die Damen: Ja die Aerzte! (Die Aerzte werden ebenfalls bekränzt. Der Bediente stellt hierauf die Tasse mit den übrigen Kränzen bei Seite.)

Ulrich: Schon wirkt der sanfte Trank!

Ein Herr: Wohlthätig nenn' ich dieses Mittel, das die Seele löst.

Eine Dame: Schon nah'n mir Traumgestalten, hold und selig!

Der zweite Arzt: Und wer gebunden war, wird frei. (Erhebt sich und geht zu einer Dame und huldigt ihr. Sie nimmt die Huldigung beglückt entgegen.)

Ulrich (sich erhebend): Nun hat die Stunde sich genaht, wo wir dem Volk die neue Zeit verkünden können . . . Den Kanzler und die hohen Räthe lad' ich zur Zeichnung des Dekret's!

Die Anwesenden: Hört! Hört! (Alle erheben sich, einige Herren und Damen sind Ulrich zu einem Tisch gefolgt, hier wird eine Rolle enthüllt.)

Kanzler (liest): Dekret! Die Republik der freien ungebundenen Geister dekretirt die Neue Zeit! — Schon war die ganze Menschheit müde! Wir wecken sie in letzter Stunde durch unsere kühne That noch einmal zur Erneuerung. Ein Herold soll's dem Volke künden: Wir weisen Kunst und Wissenschaft und Leben mit unserer Phantasie in neue Bahnen und geben ganz besonders der Politik ein neues Ziel. Die Gutgesinnten schließen sich an unsere Fahnen. Den Königen wird unser Rath gelieh'n. Sobald der Herold durch die Stadt geritten, wird der hohe Rath der Neuen Zeit und sein Gefolge in blumigen Gewändern durch alle großen Straßen zieh'n und sich dem Volke zeigen. Dies soll hierauf ein großes Fest beginnen improvisirt frei erfunden im Kult der reichsten Phantasie. Dies hohe Fest soll sieben Wochen währen, indeß sich unser Plan in Werk und That erfüllen wird . . . Vernehmt!

Die Neue Zeit beginnt!

(Die Räthe unterzeichnen unter Tam-Tam-Schlägen das Dekret und bekränzen sich mit den übrigen Lorbeerkränzen, so daß nun Niemand unbekränzt ist. Der Herold stößt ins Horn und übernimmt die Rolle.)

Ein Herr: Ich fühl' der Weltgeschichte Geist in diesem Raum . . .

Ein Zweiter: Heut' schlägt der Menschheit größte Stunde!

Der Herold (nach einigen Hornstößen): Die soziale Frage ist gelöst! (Stößt abermals in's Horn und geht ab.)

Alle (visionär): Die neue Zeit! Die neue Zeit!

(Es kehrt Ruhe wieder, alle haben ihre Plätze wieder eingenommen.)

Ein Herr: Wie eigenthümlich wirkt der Coccasaft auf meine Nerven!

Eine Dame: Ich fühle Schlaf!

Viele (gähnend): Schlaf! Schlaf! Ich träume!

(Man hört von Zeit zu Zeit den Hornstoß des Herolds von der Straße, dazwischen schon lautes Gähnen.)

Stimmen (durcheinander): Hört Ihr den Herold? Schon redet er zum Volk! Welch' ein Jubel!

(Manche reden monoton das Gehörte nach.)

Stimmen! Ruhe! Ruhe! Man gönn' uns Ruhe! Schlaf!

Ulrich: Erlaubt das Wort zu einem Antrag! — Die alte Zeit sie geht zu Grabe. Schon fällt das Schuld- und Sündenbuch der Menschheit zu. Ein neues Buch, ein neues Blatt wird heut' beschrieben. Laßt uns d'rum würdig auf des Herolds Wiederkehr bereiten. Grete, mach' es dunkel! Daß wir den Uebergang zur Neuen Zeit — wie sich's wohl schickt — der stillen Ruhe und dem Schlafe weihen! Bis des Herolds Ruf uns ihren Anbruch meldet.

Ein Herr: Welch' Genie ist Ulrich!

Alle (träumend schon): Ein Genie! Ein Genie!

Ulrich: Dann aber möge dieser heil'ge Raum im Glanze blauen Lichts erfließen.

Einige (einnickend): Im blauen Lichte!

(Es wird finster.)

5. Auftritt.

Eine Dame (flüsternd): Herr Doktor, ich will Sie konsultiren.

Der erste Arzt (ebenso): Wer ruft mich?

Die Dame: Ich! Ich!

Arzt: Ich bin sehr gern zur Stelle!

Die Dame: Sie sind ein großer Meister!

Grete (aufstehend, ebenfalls im Flüsterton): Wie interessant! Du Ulrich (Ulrich rüttelnd) Adolf! Er schläft! Der Coccasaft!

Die Dame: Ich liebe Ihre Kunst! Ich liebe . . .

Der Arzt: Wie schmeichelhaft!

Die Dame: Ich liebe . . . Ich liebe Sie!

Grete (ungeduldiger): Adolf! Wirklich, er schläft! Wenn ich ihn will, so schläft er immer!

Die Dame: Herr Doktor geh'n wir doch in dieses Zimmer!

Arzt: Hier ist es dunkel! Sie finden sich hier zurecht?

Die Dame: Kommen Sie! Kommen Sie!

Grete: Das ist impertinent, doch interessant!

Die Dame: Ich bin hier wie zuhause!

Grete: Unerhört! Wer das nur ist?!

Arzt: Führen Sie mich!

Die Dame: Hier meine Hand!

Arzt: Welch' zarte süße Hand!

Grete (sie erkennend, halblaut): Feodora! Feodora!

(Die beiden haben schon das Nebenzimmer, einen grünerleuchteten Raum, hinter sich geschlossen.)

Grete: Das ist zu stark! (Kleine Pause.) Meinetwegen!

(Sie eilt rasch zum Gemach, in welchem der Kardinal eingeschlossen ist.)

6. Auftritt.

Grete, dann der Kardinal.

Grete (vor dem Gemach): Herr Kardinal! Herr Kardinal! (Klopft.)

Kardinal (im Zimmer): Was haben Sie sich erlaubt?! Wollen Sie endlich öffnen?!

Grete: Schreien Sie nicht! Sie wissen — wir sind hier nicht allein!

Kardinal: Nun will ich da heraus!

Grete: Unmöglich, wenn Sie lärmen.

Kardinal: Verrückte Person!

Grete: O, Sie beleidigen! Ich lasse Sie allein!

Kardinal (stampfend): Ich poltere, wenn Sie nicht öffnen.

Grete: Nehmen Sie Vernunft an!

Kardinal: Das sagen Sie?!

Grete: Sie verstehen die Neue Zeit nicht!

Kardinal (tobend): Nein! Nein! Nein!

Grete: Sie ist schon angebrochen!

Kardinal: Närrin!

Grete: Lümmel!

Kardinal: Sie sollen mir öffnen!

Grete: Hören Sie ... Sie werden mit mir zufrieden werden ... Wollen Sie hören?

Kardinal: Zum Teufel, ja! Was wollen Sie?!

Grete (entsetzt): Er flucht! Ob Sie hören wollen?!

Kardinal: Großer Gott im Himmel!

Grete: Sie brauchen gar nicht zu beten ... Sie kommen auch so heraus ... Sie sollten mich nur näher kennen lernen. — Wir haben uns doch früher so gut unterhalten.

Kardinal: Ich danke! Bedenken Sie, was Sie thun! ... Sie berauben mich der Freiheit ... Oeffnen Sie und lassen Sie mich gehen!

Grete: Herr, Gott! Ist der dumm! ... Er kann mich nicht verstehen ... So sagen Sie doch, ob Sie mir verzeihen?!

Kardinal: Ich schlage die Thüre ein!

Grete: Ich werde öffnen ... (flüsternd) Herr Kardinal?

Kardinal: Wozu der geheime Ton?

Grete: Sagen Sie, haben Sie von mir geträumt?

Kardinal: Mein Gott, ich bin offenbar in einem Irrenhause!

Grete: Nein, unter lauter vernünftigen Menschen.

Kardinal: So?! Ich sehe!

Grete: Haben Sie wirklich gar nicht an mich gedacht?

Kardinal (flöhnend): Ja — immer! —

Grete (leidenschaftlich): Also doch! — dann öffne ich Ihnen ... aber seien Sie vorsichtig! Hier schläft eine große Gesellschaft, welche die neue Zeit erwartet.

Kardinal: Schläft?

Grete: Ja schläft ... mein Mann ist auch darunter ... Nochmals, seien Sie vorsichtig!

Grete (öffnend, feurig): Lieber Kardinal!

Kardinal: Machen Sie Licht!

Grete: Ich darf nicht!

Kardinal: So finde ich nicht den Weg!

Grete: Unmöglich! was wollen Sie? ... Da können Sie nirgends hinaus.

Kardinal: Zeigen Sie mir den Ausgang!

Grete: Denken Sie an die Schlafenden!

Kardinal: Wenn Sie mich nicht freigeben, werde ich sie wecken ...

Grete: Das werden Sie nicht wagen ... Es sind lauter Fanatiker ... der Neuen Menschheit erste heilige Gemeinde.

Kardinal: Das ist eine Katastrophe. Sie bringen mich um den Verstand!

Grete: Darum müssen Sie mich hören ... (bestimmt) lassen wir diese Menschen! diese Fanatiker! ... Nun aber kann ich Sie diesen Augenblick noch nicht entlassen ...

Kardinal: Wie soll ich das ertragen?! Nein! Nein!

Grete: Herr Kardinal, ich bin eine unglückliche Frau ... ich will Ihnen beichten!

Kardinal: Beichten?!

Grete: Ja!

Kardinal (zweifelnd und besorgt): Was für eine Beichte?

Grete: Kommen Sie mit mir in dieses Zimmer!

Kardinal: Sie planen eine neue Niedertracht!

Grete: Wie können Sie so reden?! Ich will Ihnen meine Puppe opfern ... meine Puppe einem Menschenkinde ... den Automaten dem Leben! Verstehen Sie mich?!

Kardinal: Dirne!!

Grete: Dummkopf!! Das Wort war schlecht gemünzt auf eine große Liebe! Wissen Sie, was Sie mir vor einer Stunde gesagt haben?

Kardinal: Ja ich gab Ihnen tiefe Wahrheiten ... Aber die Wahrheit ist auf den Fels gefallen ...

Grete (mit Leidenschaft): Herr Kardinal — Sie haben den Menschen verloren ... nicht ich ... Die Sittenrichter lieb' ich nicht ... Ihr Wort hat mich verführt ... Sie sind ein Abenteurer ohne Wagemuth und arm, wie ich ... Was überlegen Sie?! Sie haben mich verschmäht ... nun danke ich ... (Ein Hornstoß ertönt) Der Herold kommt, jetzt mach' ich Licht ... Nun gehen Sie!!

(Der Saal erfließt in blauem Lichte. Die Fanfaren des Herolds werden immer lauter.)

Kardinal (abgehend): Dirne!!

Grete (verächtlich): Heiliger!!

7. Auftritt.

Die Vorigen ohne Kardinal.

(Die Schlafenden erwachen vom Lichte geweckt, strecken sich und reiben sich die Augen.)

Grete: (rufend) Die neue Zeit bricht an!!
Der Herold kommt!!

Stimmen: Auf! Auf!
Die neue Zeit!

(Alle erheben sich.)

Ulrich: Grete! Mein Weib! (Zieht sie an sich, wie verzückt.) Unser Werk!! Grete, bist Du stolz?!

Grete: Stolz! Unendlich stolz!!

Ulrich (zu den Dienern): Zieht den Ventilator!

(Drei Diener zieh'n einen großen Ventilator auf. Man hört das Rauschen desselben.)

Ein Herr (auf's Höchste begeistert): Horcht Brüder — horcht!! Das ist der Flügelschlag der Neuen Zeit! . . . (Begeisterte Zustimmung.)

(Der Herold kommt mit einem lustigen und lachenden Völklein herein; er bläst zwischen ganz kurzen Pausen in's Horn und wird dabei von einigen laut lachenden, hoch- und vivatrufenden Hintermännern nach vorwärts gestoßen. Während der Entwicklung dieses Bildes fällt der Vorhang.)

Ende des II. Aufzuges.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Mahnung.

Der größte Theil des Lebens ist
Ein ungestilltes Sehnen,
Und winkt ein Glück, so folgen ihm
Schon der Entsagung Thränen.

Halt' fest die Stunde, die sich beut,
Und lass' sie nicht entschwinden!
Zum Augenblick des Glück's wirst Du
Zweimal den Weg nicht finden.

Wien. Franz Wolff.

Armand Silvestre.

(1837—1901.)

Es ist noch gar nicht so lang her, daß die Blicke ganz Frankreichs, ja der gesammten litteraturfreundlichen Welt aufs Gespannteste an der Villa von Médan hingen, die mit derselben Plötzlichkeit wie Lourdes ein Gnadenort geworden war, ein gigantischer Leuchtthurm, von welchem in breitem Strom das beseligende Licht der Wahrhaftigkeit in aller Herren Lande hinausstrahlte. Dort saß behaglich auf dem Katheder der unfehlbare Oberpontifex der neuesten Gottheit, des Naturalismus, und lehrte, das unvermeidliche Notizbuch sammt Tintenstift in den Händen, das hochheilige Geheimnis der „documents humains" und zu seinen Füßen kauerten still, in andachtsvollem Lauschen, voll brennenden Eifers nachstenographirend, gar viele der Lernbeflissenen, und von Nah und Fern kamen bärtige und unbärtige Schriftgelehrte der anderen Völker, um dem Großmeister der „neuen Kunst" zu huldigen und seinen hohenpriesterlichen Segen zu erbitten für die Bekehrungsreisen nnd Missionspredigten unter den Heiden und Ungläubigen. Aber die Leute von der Feder sind schlechte Jünger, es fehlt ihnen an Selbstverleugnung und unbedingtem Gehorsam; der geringste Trabant, der einem Duodezfürstchen um eine Handvoll Silberlinge dient, ist treuer und verläßlicher, als die Bannerherrn eines litterarischen Großkönigs. Niemand hat dies mehr erfahren, als Zola. Seine nächsten und tüchtigsten Schüler, die sein Reich mit Waffengewalt erweiterten, wurden zuerst fahnenflüchtig. Die Gebrüder Goncourt, Maupassant — um nur die Bedeutendsten zu nennen — ließen die Standarte, die sie nacheinander der Schlachtreihe vorantrugen,

schmählich im Stich, und so kam er, wie der abgesetzte Chalif Hakhem auf seinen Schuhknecht, auf Armand Silvestre, auf jenen Armand Silvestre, in welchem der seine zweite Natur bildende Sensualismus sich mit dem Samen des Humors befruchtete, eines nicht raffinirten, aber auch nicht natürlichen Humors, der deutlich die Abkehr vom Naturalismus vorausahnen ließ. In der That hat sich Silvestre nicht lange darnach von seinem Meister abgewendet. Vielleicht, daß er die unausbleibliche Auferstehung des (geläuterten) Idealismus in der Kunst voraussah und am Tage des Triumphes nicht unter den Besiegten sein wollte. Ist ja doch das „vae victis!" für einen Schriftsteller ganz besonders verhängnisvoll!

Der Markstein, an welchem Armand Silvestre's fernerer Weg von dem des unbußfertigen Romantikers — denn das ist Zola im Grunde genommen — abzweigte, ist der Roman „Floréal", ohne Zweifel sein bestes Werk, das darum ausführlichere Besprechung in einem Gedenkblatte an den nun Verblichenen verdient.

Schon die Ouverture zu dieser einigermaßen opernhaften Handlung, gibt zu denken. In einem ziemlich verwahrlosten Garten treffen ganz zufällig zwei junge Männer auf einander, die das merkwürdige, dringende Bedürfnis haben, so bald und so schnell, als es immer nur gehen will: zu sterben. Jeder der Beiden hofft, er werde durch den unbekannten Anderen vom Mühsal des Lebens erlöst werden. Das Ganze rankt sich um zwei Liebesverhältnisse (Silvestre besitzt übrigens eine fast abnorme Vorliebe für doppelpaarige Lebenslagen), welche natürlich auch wieder sehr zufällig parallel laufen. Robert de Aubières, seines Gewerbes Adeliger und derzeit Emigrant, der vor wenigen Stunden im tiefsten Inkognito nach Paris zurückgekehrt ist, liebt Fräulein Laura de Fréneuse, und Remy Papillon, der mehr aus Langweile, als aus Talent schauspielert, liebt Fräulein Angelique Barigouel. Die Neigung des Ersteren ist irgend ein Rest von kindlichem Idealismus, eine unklare Sehnsucht nach vergangenen Tagen voll Glück und Sonne. Als die ersten Anzeichen der Revolution bemerkbar wurden, wanderte er mit seinem Vater aus, indeß der alte Fréneuse voll jugendlicher Begeisterung in den Umsturztrubel hinuntertauchte. Fern vom Vaterlande lebte Robert eine geraume Zeit hindurch jenes Leben im Fieber, an Hoffnungen und Enttäuschungen reicher denn jedes andere, wie es das Geschick denkender Verbannten von jeher mit sich gebracht hat — aber in seinem Herzen wurde die Sehnsucht nach „la belle France" immer stärker und mit ihr die Erinnerung an die Jugendfreundin, die nach altadeliger Sitte schon in der Wiege mit ihm verlobte Laura. Zwanzig Jahre alt geworden, kann er seinen Gefühlen nicht länger widerstehen und eilt nach Paris zurück, um seine Braut zu suchen, von welcher er seit seiner Auswanderung nicht das Mindeste in Erfahrung gebracht hat. Nach achttägigem, vergeblichem Suchen faßt er den einigermaßen befremdlichen Entschluß, in der Rosenlaube, des von der einen und untheilbaren Republik konfiszirten Parkes seiner Väter, wo er so viele glückselige Stunden verlebt hat, zu sterben. Dort findet er einen ihm unbekannten und merkwürdigen Menschen, dessen Gebahren ihn erbittert.

Remy Papillon ist zum gleichen Entschluß, aber auf schlicht-bürgerlichem Wege gekommen. Als Sohn eines kleinen Optikers hat er seine Jugend im Hause des Duodez-Advokaten Barigouel in süßer Intimität mit dessen Tochter Angèle verbracht. Aber der Advokat gelangt mit Hilfe der Revolution und seiner Rücksichtslosigkeit in Dingen der Moral zu einem bedeutenden Vermögen und will in Folge dessen von einer Verbindung seiner Erbtochter mit dem Sprößling eines simplen Gewerbetreibenden nichts wissen, obgleich Remy behauptet, er fühle schauspielerisches Talent in sich, das ja doch mehr sei, als der Geburtsadel selbst. Daher die Verzweiflung, die ihn nach der Villa Aubières, dem gegenwärtigen Besitz der Barigouel geführt hat, damit er dort unter dem Fenster seiner Liebsten sterbe.

Diese zwei Leutchen, welche der gutmüthige Zufall in ganz derselben seelischen Verfassung zusammengeführt hat, sind offenbar wie geschaffen, sich nicht mehr von einander zu trennen. Thatsächlich versorgen sie nach einem kurzen, erfolglosen Zweikampf die Degen, fragen einander nach Stamm und Art und erzählen einander ihre Schicksale. Und nun verflechten sich die Kapitel des Romans zu einem wunderlichen Wirrsal von bald heiteren, bald traurigen Abenteuern, welche den beiden Freunden während der Suche nach dem ver-

schollenen Fräulein de Aubières zustoßen, ein Wirrsal, wie es der gottselige Autor der „Drei Musketiere" nicht besser und spannender hätte zusammenspintisiren können. Uebrigens finden sich auch reichlich Züge jener Drei (Athos, Porthos und Aramis) in diesen Drei'n, im Laufe der Zeit kommt nämlich noch ein junger Mann hinzu, eine Art von Poet, ein bischen begeistert, ein bischen skeptisch, aber immer gleich munter bei der Orgie wie auf dem Kampfplatz.

Nun marschirt im Stechschritt die ganze realistisch-phantastische Welt vorüber, wie sie im Schatten des Direktoriums gewandelt ist. Wir sehen uns mitten in die aus dem furchtbaren Traum der Schreckensherrschaft erwachende „Weltstadt" versetzt, wir bewegen uns mitten im Lärm der öffentlichen Bälle und Unterhaltungen, sehen den ungeheuerlichen Luxus der neuen Geldmenschen, die sich vom Nationaleigenthum ein tüchtiges Ränzlein angemästet haben, betrachten die seltsamen Widersprüche der Mode, welche die strengen Formen und Linien der Antike so ungeschmackvoll als möglich sich zurechtgeschneidert hat. Und wenn wir uns von Paris entfernen, beleben sich vor unsern Blicken die gewaltigen Heerlager jener Zeit, in welcher die Begeisterung der Jugend mit der des Alters Hand in Hand ging, wo die Begeisterung für eine hohe göttliche Idee die Anzahl der Streitkräfte verdoppelte, ja verdreifachte, und die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande die Mühseligkeiten des Krieges vergessen ließ — nur vergessen? nein! überhaupt nicht fühlen ließ, wo endlich eine Schaar barfüßiger, zerlumpter Knaben sozusagen, die Zeit ihres Lebens in keiner Schlacht gewesen waren, kriegsgeübte, unter den Waffen ergraute Soldaten beim ersten Angriffe in schmähliche Flucht schlug und ganz Europa das Gruseln lehrte. Dann ändert sich mit einem Schlage die Szene: aus dem ungastlichen Winterlager, aus der herben Atmosphäre werden wir plötzlich in ein vlämisches Dorf versetzt, mitten unter Holbein'sche Modelle und fühlen da, wie in unserem Innern die versteckteften Saiten der Empfindung zu tönen anfangen, so daß wir mißlaunig werden, wenn uns der Gang des Romans mit einem heimkehrenden Husarenregimente wieder in den Hexenkessel Paris zurückwirft. All' das sehen wir wie durch ein Kaleidoskop voll Lebendigkeit und Farbenpracht. Ende gut, Alles gut gleicht sich Alles nach der Vorschrift der Romantik in löblicher Weise wieder aus. Die Mühsale endigen mit drei, drei Hochzeiten, zu welchen es mit Handgriffen und Kunstpfiffen kommt, worüber selbst ein griechischer Tragiker vor Scham erröthen müßte.

Während der Lesung dieses für Silvestre's Schaffen typischen Romans kann man des Eindruckes nicht los werden, als ob ein geborener Naturalist und oft grobkörniger Humorist sich hätte Gewalt anthun müssen, um in jene fiktive Welt zu kommen, in welcher er so unnatürlich, als es nur möglich ist, zu athmen scheint. Die Mühe, die sich Zola nachweisbar gibt, um den Romantiker nicht zu verrathen, der ihm (wie bereits bemerkt worden) im Blute steckt, muß sein ehemaliger Schüler und Leibtrabant aufwenden, um Romantiker zu sein: Silvestre und Zola sind zwei Naturen, die sich bemühen, mittels der Sophistik ihr Talent in eine ganz entgegengesetzte Richtung zu drängen und so ihre Nase gewissermaßen nach eigenem Geschmack zu modeln. Aus Zola's „L'Assomoir" fühlt man den heimlichen Bewunderer des Lamartine heraus, in Silvestre's „Floréal" hingegen erräth man alle Augenblicke den sympathischen, wenn auch oft mehr als frivolen Witzbold der „Contes divertissantes", der „Contes au Gros-Sel" u. a. Schnurpfeifereien. Ebenso wie Zola glücklich ist, wenn er den Vorhang über die sinnlichen Genüsse seiner Personen fallen lassen kann, ebenso glücklich ist Silvestre, wenn er im Vorübergehen den Rocksaum dieser oder jener in das pseudoklassische Gewand des Direktoires recht unbehaglich eingepreßten „Heldin" nur ein klein bischen aufheben kann; der Lehrer ist froh, wenn er uns in die läuternde Landluft führen kann, der Schüler hält sich im Gegensatz am liebsten in der schwülen, parfumgeschwängerten Atmosphäre des Modesalons auf, weil er uns dort hinter den geschlossenen Thüren einen jener gepfefferten Bonmots und Schwänke sagen kann, die seit jeher das Motiv und das Glück seiner Bücher gebildet haben.

Armand Silvestre ist Alles in Allem stets geblieben, was er im Anfang war. Er hat keine Entwicklung nach vorwärts aufzuweisen, weder in technischer, noch auch

inhaltlicher Beziehung. Sein Floréal ist schließlich nur verbesserter Dumas. Dumas klebt an allerdings glänzenden Aeußerlichkeiten, ein Effekt jagt den andern, die Handlung verfitzt sich zu einem scheinbar unauflöslichen Knäuel, so daß man glaubt, der Verfasser würde mindestens noch zwei Bände zur Lösung benöthigen. Dumas liebt das Romantische über Alles, oftmals setzt er sogar die äußere Wahrscheinlichkeit aufs Spiel, nur um recht romantisch sein zu können und jene Stellen wo er dieser seiner Manie nicht fröhnen kann, sind so ziemlich das Trockenste und Schaalste, das sich denken läßt. Die beschreibenden Schilderungen tragen das Gepräge der ödesten Schablone an sich und dürfen getrost als Stümperei bezeichnet werden. Und eben *das* ist es, worin Silvestre *über* Dumas emporragt. Seine beschreibenden Schilderungen wetteifern an Farbenpracht, Plastik und Poesie mit denen der berühmtesten Landschafter-Romanziers. Er malt lebendig, greifbar, mit Schwung, allerdings in etwas breiter Manier. Und noch ein Unterscheidungszeichen: Silvestre bringt, wo es nur einigermaßen angeht, eine Gauloiserie, d. h. ein Zötchen an, eine jener eindeutigen Zweideutigkeiten, wie sie in den verschiedenen „Cabarets artistiques" gepflegt werden. In den erwähnten Büchern „Contes divertissantes" und „Contes au Gros-Sel" beschränkt sich Silvestre von *vornherein* auf Stoffe solch' einer Sphäre. Wenn auch die Behandlung eine virtuose ist (virtuoser als jene des gelobhudelten Catulle Mendès), so machen diese Boudoir-Novellen den Eindruck litterarischer Werthlosigkeit. Es *brünstelt* allenthalben, eine krankhafte Lüsternheit athmet aus jeder Zeile, daß man sich — ein normales Empfinden vorausgesetzt — angeekelt fühlt und die ewigen Unterleibsgeschichten mit einem unterdrückten Fluch wegwirft.*) Bei Dumas, dem Vater, läßt sich Lüsternheit nicht feststellen, wenn er ja sinnliche Szenen beschreibt, so ist es eine robuste, gesunde Sinnlichkeit, die dem Leser entgegentritt. Und das erste Unterscheidungsmerkmal zwischen Silvestre und Dumas: Dumas gibt sich immer als der, der er ist, als antiquarischer Romanzier dritter und Romantiker zweiter Güte — Silvestre hingegen möchte gern sein, was er *nicht* ist und wohl auch niemals geworden wäre. Sein antiquarischer Roman macht, abgesehen von den landschaftlichen Schilderungen, den Eindruck der Manierirtheit und seine Romantik schmeckt nach Dékadenz.

Aber just die Aufnahme dieses Romans bestätigt auf's Neue, was jedem aufmerksamen und denkenden Beobachter der litterarischen Bewegung in Frankreich nicht mehr fremd ist: die Umkehr, die langsame, aber stetige Umkehr des Publikums, wie der Schriftsteller. Die Tage des litterarischen Naturalismus sind gezählt und um den Vorhang über den letzten Akt fallen zu lassen, fehlt nur noch eine Szene, eine merkwürdige, wirkungsvolle Szene: die ersehnte Erwählung des Zola zum Mitglied der Académie française!

Wien. *Stauf von der March.*

---

*) Hier sei erwähnt, daß in der nekrologischen Notiz der Tagesblätter von Armand Silvestre gefaselt wurde: er habe es „versucht, den *Geist Rabelais'* in neufranzösischer Sprache aufleben zu machen" und ferner, er habe „die geistreiche Novelle, die auf *schlüpfrigem* Grunde spielt, deren Meister Boccacio und *Rabelais* gewesen, erneuert." Das ist mit Verlaub: ein journalistischer Stumpfsinn! Silvestre *konnte* es niemals versuchen, den Geist Rabelais „aufleben zu machen", zumal, weil ihm der Geist Rabelais ebenso fremd war, wie diesem Journalisten die Kenntnis der Rabelais'schen Werke. Weiters: Meister der geistreichen Novellette, die auf schlüpfrigem Grunde spielt, ist Rabelais *nie* — *nie* gewesen. Entweder kennt der Autor dieser Notiz den Rabelais gar nicht und plaudert, um sich ein Ansehen von litterarischer Bildung zu geben, den Namen her, welcher ihm just einfällt, oder aber er hat die Absicht, den geistreichsten der Satiriker bei der leichtgläubigen Leserwelt zu verläumden. Für letzteren Fall stelle ich ihm das höfliche Anerbieten, das Rabelais im Vorwort zum 3. Buche des „Pantagruel" seinen Verläumdern macht, mit Vergnügen zur Verfügung: „Vor der Mauer meines Hausgartens steht ein schöner, stattlicher Baum, an welchem ihr euch aufhängen könnt; die nöthigen Stricke dazu werde ich selbst liefern. Ich zeige euch jedoch an, daß ich gewisser Veränderungen halber beschlossen habe, den Baum in acht Tagen umzuhauen; wer sich also von euch oder den andern noch aufhängen will, der möge sich beeilen. Nach dieser Frist werdet ihr schwerlich einen so passenden Ort und einen so bequemen Baum wieder finden. Mit eintretendem Neumond werdet ihr es nicht mehr so billig haben, denn dann müßt ihr euch die Stricke selbst kaufen und den Baum selbst aussuchen." (D. Verf.)

Karl Maria Heidt.

(Geboren 15. Jänner 1866, gestorben 2. März 1901.)

„Lieblinge der Gottheit" nennt Sophokles in einem seiner herrlichsten Chorgesänge Diejenigen, die frühzeitig aus dem Leben scheiden. Unser, in der Blüthe seiner Jahre, in der schönsten Entfaltung seines Talentes, so jäh dahingerafftter Mitstreiter Karl Maria Heidt war solch' ein Götterliebling. Nicht darum, daß er starb, ehe sich ihm die Locken bleichten, sondern weil ihm ein Herz voll Sonne, voll Milde und Hoffnungsseligkeit gegeben ward. Alles, was er erschaffen hat, war verklärt von Sonnenschimmer, durchleuchtet von Hoffnungsfreude. Er glaubte nicht nur an eine große Wendung zum Besseren, sondern war überzeugt davon. Und so viel Talent, so viel Liebe und Herzenswärme, so viel Treue und Tugend mußte in's Grab sinken! Mitten aus schönen Plänen und Entwürfen, mitten auf dem Pfade zur Vervollkommnung! Dein Name aber wird leben in dem Herzen Deiner Freunde, und mit wehmüthiger Freude werden sie Deiner gedenken, wenn von einem liebenswerthen, gemüthvollen, sonnigen Talente die Rede geht. — Have anima candida!

Waldfrieden.

Zweig an Zweig, ein schattendes Dach,
Zwischendurch sonniges Leuchten
Auf den Gräsern, den feuchten,
Ueber den rauschenden Bach.

Wo er sich tiefer wühlt
Durch's kühle, durch's dunkle Thal,
Entfloh'n dem flimmernden Strahl —
Wo er den Fels bespült,
Das glatte, bräunliche Moos:
Auf einsamer Klippe
Sitzt dort der Tod.

Den schläfert's — und müßig im Schooß
Ruh't ihm die Hippe.

Karl Maria Heidt.

„Wiener Volksoper."

Montag, den 4. März fand unter dem Vorsitze des Präsidenten des „Wiener Musik-Verlagshauses", Herrn Franz Rörich, die erste öffentliche Versammlung statt, welche das Agitations-Comité zur Schaffung einer „Wiener Volksoper" behufs Berichterstattung über seine bisherige Thätigkeit einberufen hatte. Dieser erste Schritt in die Oeffentlichkeit kann gleichzeitig als der Geburtstag des Unternehmens bezeichnet werden.

Das Agitations-Comité, aus Personen gebildet, welche ihre Aufgabe mit Geschick und Ausdauer in Angriff genommen haben, trotz der zahllosen Hindernisse, die sich naturgemäß jedem idealen Kunststreben entgegenstellen, konnte durch seinen Sprecher, den kommerziellen Direktor des „Wiener Musik-Verlagshauses", Herrn Aug. J. Strohmayer, schon durch die bloße Aufzählung der Thatsachen beweisen, daß die Arbeit eine gute und an Ergebnissen reiche war und das Gelingen des Unternehmens somit unzweifelhaft ist.

Ein neues Volksopernhaus in Wien! Der Skeptiker wie der Spießer werden darin übereinstimmen, daß „so etwas" in Wien nicht möglich, ja nicht einmal nothwendig sei. — Der Volksfreund und der Kunstjünger aber werden begeistert für das Gelingen eintreten, davon überzeugt, daß der hastige reale Zug im modernen Leben und das Ringen nach Erwerb im Volke den Sinn für Genüsse edler Art nicht zu ersticken vermocht hat, daß im Gegentheil bei entsprechender Weckung und Pflege das Volk dankbar und begeistert seinen Aufklärern folgt.

Wer das Volk in seinem Gefühlsleben kennt, dem ist es kein Geheimnis, daß der wirklich ideale Kunstenthusiasmus gerade aus der Masse der Bevölkerung immer und immer wieder neue Anhänger findet und daß trotz des Gestrüppes des modernen Tingl-Tangl-wesens so viele alte und junge Kunstenthusiasten mit Freuden die Heilsbotschaft vernahmen, daß in Wien eine neue Pflegestätte der echten Tonkunst erstehen werde.

Auf was wir Gewicht legen wollen, das ist, daß man den so glücklich gewählten Titel „Wiener Volksoper" hoffentlich auch jederzeit als eine ehrenvolle Verpflichtung auffassen und empfinden wird. Gewiß mußte bei der Grundlage eines so großen

Unternehmens daran gedacht werden, in erster Linie an die materiell günstig gestellten Kreise heranzutreten, da nur auf solche Weise eine Garantie des ganzen Unternehmens zu erreichen war. Auch die für die finanziell Betheiligten zu gewährenden Vorzüge (Bezugsrecht der Sitze ohne Vorkaufsgebühr u. s. w.) finden wir durch die Verhältnisse gegeben. Aber hoffentlich gelingt es auch künftighin den leitenden Männern, dieses eminent volksthümliche Kunstinstitut so zu führen, daß sich nicht eine Klique zusammenfindet, nicht ein Ring von solchen Elementen zusammenschweißt, die gerade unter der Maske der Volksthümlichkeit es meisterhaft verstehen, ihre eigenen Interessen, die mit der Pflege der Kunst so gar nichts zu thun haben, ja stets derselben entgegenstehen, in lukrativer Weise zur Geltung zu bringen.

Vor solchen Parasiten können wir als ehrliche Freunde der Volksoper nicht zeitlich und eindringlich genug warnen.

Soll die „Wiener Volksoper" das werden, was wir uns als ihren Daseinszweck vorstellen, so muß sie Bresche legen in den Wall der Klique, dann wird sie neben der Pflege der älteren Meister auch der Zukunft unserer Tonkunst liebevolle Aufmerksamkeit zu schenken haben. Wahrlich, ein hohes Ziel, des Schweißes der Edlen werth!

Wir wollen nun in gedrängter Zusammenstellung zur Orientirung die hauptsächlichsten Daten anführen, die sich aus der Berichterstattung ergeben haben. Die wichtige Platzfrage wurde nach dem Berichte des Baurathes Fellner in glücklicher Weise gelöst. Jawohl gelöst, da man bei dem vorsichtigen und sachbewußten Vorgehen des Komités nur annehmen kann, daß bereits maßgebende Stellen (hauptsächlich kommt der „Wiener Stadterweiterungsfond" in Betracht) ihre grundsätzliche Zustimmung zur Erwerbung des Platzes gegeben haben. Gewählt wurde der am Stubenring gegenüber der Kunstgewerbeschule gelegene Bauplatz und dürfte es gelingen, denselben unter äußerst günstigen Bedingungen zu erhalten. Der Bau der Volksoper wird Fellner & Helmer übertragen, was gewiß eine weitere Gewähr dafür bietet, daß die Wiener Volksoper, die in ihrem Fassungsraum um einiges größer als das „Deutsche Volkstheater" werden soll, auch in baulicher Hinsicht mit allen technischen Vorzügen ausgestattet sein wird.

Die bisher gezeichneten Antheile der Stifter (zu je 20.000 Kronen), der Gründer (zu 1000 Kronen) und der unterstützenden Mitglieder (zu 200 Kronen) ermöglichen die Konstituirung des Vereines der Wiener Volksoper in den allernächsten Tagen, nachdem die Satzungen dieses Vereines bereits die behördliche Genehmigung erhalten haben.

Demnach wäre es voll Zuversicht zu erwarten, daß die Worte des Baurathes Fellner sich erfüllen und das neue Haus der Wiener Volksoper in absehbarer Zeit seine gastlichen Pforten eröffnen wird zur Ehre der Stadt, zum Wohle der Kunst.

Zum Schlusse möchten wir des Mannes gedenken, der voll jugendlicher Energie, von einem günstigen Stern geleitet, es vermochte, die Idee der Errichtung einer Wiener Volksoper vom Gedanken zur Wirklichkeit zu bringen. Gewiß hat Herr Franz Kraft jun. schon Vorläufer gehabt, die das Gleiche gewollt, aber nicht erreichen konnten, das schmälert aber sein Verdienst nicht, und mit Recht darf stolze Befriedigung seine Brust erfüllen, wenn er sieht, wie seine kühne Zuversicht auf das Gelingen der guten Sache zur That geworden ist

Möge die Wiener Volksoper ebenso untadlig, wie sie im Uranfange gedacht war, auch treu und ausdauernd ihren idealen Zielen zustreben. Das ist wohl der Wunsch Aller, die dem schönen Werke ihre Sympathie entgegenbringen.

Wien. Hans Czermak.

Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofburgtheater. Herr Dr. Paul Schlenther hat manchmal Ideen, die hin und wieder sogar das schmückende Beiwort „gut" verdienen. Solch' eine gute Idee ist unzweifelhaft die Anwendung des cäsaristischen „divide et impera". Er theilt — Freund Julius Bauer würde sagen: er dividirt und herrscht, d. h. er wirft wie die Eris einen goldenen Apfel, ein Stück (es ist zumeist nicht von Gold), zwischen die Kritiker und profitirt bei der unausbleiblichen Balgerei —: er bleibt Direktor, weil ihn die Einen gegen die Andern ohne Zweifel in Schutz nehmen. Das war so beim „Rosenmontag" und zeigte sich wiederum bei der letzten Neuheit „Die rothe Robe" von Brieux. Man lese nur in der „Reichswehr" nach und alsdann in irgend einem Blatte, das der „Concordia" (NB. des Schriftstellervereines, nicht der Leichenbestattungs-Unternehmung!) nahesteht. Beide sind ganz aus dem Häuschen. Die durch ihre Klage auf Alimentation gegen die Regierung vortheilhaft bekannt gewordene Zeitung des Herrn Gustav Davis windet sich durch 5 Spalten à 50 Zeilen in epileptischen Krämpfen, höchst schaudervoll anzuseh'n, und wirft Herrn Schlenther die entsetzliche Beleidigung an den Kopf: er wisse, was er (Schlenther) wolle und mache die Kasse des Hoftheaters „voll". (!!!) Kurz! kein Kritiker könnte entrüsteter und empörter über die „sozialrevolutionären" Stücke sein („Rosenmontag", „Flachsmann" und „Die rothe Robe"), die Herr Schlenther auf dem „k. k. Hofburgtheater" darzustellen sich erlaubt. Es fehlen nur noch „Die Weber" und Oesterreich ist so rettungslos verloren, daß selbst Herrn Davis' papierener Regenschirm nicht mehr helfen kann. Warum führt denn Herr Schlenther die verschiedentlichen Heirathsneste und Ehebrutstätten des Herrn Gustav Davis nicht auf? Die würden die Kassa des Burgtheaters zwar nicht voll machen, dafür aber auf das Bischen Publikum einestheils einschläfernd, anderntheils ehestifterisch wirken. — Hingegen der Logenbruder der Concordia! Seine Feder tanzt einen wahren Freudenkankan über die Heldenthat und das direktorliche Genie des Herrn Schlenther. Ich habe das als Beispiel angeführt, wie die Wiener Kritik im Großen und Ganzen vorzugehen pflegt. Ihr handelt es sich nicht um den inneren Werth des Stückes, sondern bloß um Nebensachen. In der „rothen Robe" geben die Ausfälle gegen streberische Personen des Richterstandes, gleichwie im „Rosenmontag" die Schilderung gewissenloser Offiziere und im „Flachsmann" die verknöcherten Schulmeister den Ausschlag. Mag das Stück auch noch so gut, noch so werthvoll sein — sobald es nicht dieselbe politische oder soziale Färbung hat, als das betreffende Blatt, so wird es erbarmungslos und in der brutalsten Weise niedergetreten. — „Die rothe Robe" ist ein vortreffliches Stück, wenn man von einigen Unklarheiten z. B. in der Vertheidigung des Pierre Etchepare absieht. Es schildert die durch einen Untersuchungsrichter, der unter allen Umständen Karrière machen will, heraufbeschworene Gerichtsverhandlung gegen einen unschuldigen, aber vorbestraften Bauer wegen Meuchelmordes. Wenn in dem durch die Einflüsterungen seiner ebenfalls karrièresüchtigen Frau befangenen Prokurator des Tribunals nicht in letzter Stunde sich das Gewissen regen würde, müßte ein Justizmord erfolgen. Aber trotz des Freispruchs ist das fernere Leben der armen Teufel zerstört: der Richter hat eine längst verjährte Geschichte zur Sprache gebracht, worin das Weib des Angeklagten eine doppelt unehrenhafte Rolle (als Hehlerin und als Dirne) spielte. Der Stolz auf seine und seiner Familie Ehrenhaftigkeit bringt den Bauer dazu, die Mutter seiner Kinder von sich zu stoßen. Diese rächt sich hiefür an dem Untersuchungsrichter, welcher zuerst ihre alte Schmach aufgedeckt hat, indem sie ihn erdolcht. — Das mit heutzutage seltenem dramatischem Geschick aufgebaute Drama krankt an einigen starken Unklarheiten (so z. B. ist man bis zum Schluß im Zweifel, warum der Angeklagte seinen nächtlichen Gang — zur Zeit des Mordes — nicht besser begründet) welche den denkenden Zuschauer allerdings beirren. — Gespielt wurde vorzüglich, zumal bot Thimig als Pierre Etchepare eine Glanzleistung. Wenn es Einen gibt, der Baumeisters Erbe antreten kann, so ist es Thimig. Frl. Witt war als Janetta (Etchepare's Weib) von einer natürlich-tragischen Gewalt, wie solche das Burgtheater seit langer Zeit nicht aufgewiesen hat. Devrient als strebernder Untersuchungsrichter (Mouzon), der um jeden Preis seinen Verdacht bestätigt sehen muß, (denn ein Todesurtheil bringt ihn der ersehnten rothen Robe näher) brillirte. Von den Uebrigen erwähne ich noch besonders Frl. Schönchen (Etchepare's Mutter) und Herrn Treßler (als Entlastungszeuge Bridet). Schließlich muß ich noch Sonnenthal's gedenken, war schon seine Maske abschreckend, so war es noch mehr sein gesammtes Wesen, die Sprache miteingeschlossen. Das berüchtigte pseudo-tragische Zittern seiner Stimme schlug mehr als einmal in veritables Grunzen um und erreichte hiedurch das gerade Gegentheil. Quousque tandem . . .? Stf.

Deutsches Volkstheater. „Kleine Münze" von Marie von Berks. Frau von Berks, bekannt als geistvolle, scharfbeobachtende Schriftstellerin (Vgl.: „Aus den Edelhöfen des Balkans", „Südslavische Frauen", „Ethnographische Studien aus Afrika") ist nun zum zweiten Male auf dem Deutschen Volkstheater zu Wort gekommen. Die zwischen den beiden Stücken liegende Zeit hat ihr zweifellos starkes Talent gereift und vertieft. Indeß ist ein bedeutender epischer Zug sowohl in der Anlage, wie in der Ausführung nicht zu verkennen, ein Zug, der den dramatischen Nerv nicht zur Geltung kommen läßt. Den Leser des Stückes stört er gewiß nicht, wohl aber den Zuschauer. Er ermüdet zum Mindesten, mag auch das Stück noch so geistvoll sein und Theilnahme erregen. Und das ist zu bedauern bei einer so feinen Arbeit, wie es Fr. v. Berks Schöpfung sicherlich ist. Allerdings hängt das mehr oder minder mit dem dramatisirten Stoff zusammen, dessen spröde Natur epische Gestaltung fordert. Das Stück beschreibt den Weg eines bankerotten Barons, den unvorsichtige Wähler zum Deputirten gemacht haben und der auf seiner Suche nach neuen Gläubigern einem geriebenen Journalisten in die Hände geräth. Dieser erkennt in ihm ein brauchbares Objekt für seine Pläne und „macht" ihn. Aus dem ursprünglichen simplen Deputirten entpuppt sich nach und nach scheinbar ein parlamentarischer Leviathan, dem auch das Minister-Portefeuille nicht entgeht, trotz oder vielleicht just wegen der toricellischen Leere seines Kapitols. Einmal emporgekommen kennt er außer seinen Verwandten, die ihn jetzt in ebendemselbem Maße umschmeicheln, als sie ihn vordem verächtlich behandelt haben, Niemand von denen, die ihn die Hintertreppe der Weltgeschichte in's Ministerium hinaufgeworfen haben. Um diesen Kern kristallisirt sich eine Menge von interessanten Gestalten, deren Charakterisirung der Verfasserin in vorzüglicher Weise gelang. Da ist z. B. eine Gruppe von Parlamentariern, deren Urbilder im „griechischen Hause" am Franzensring leicht ausfindig zu machen wären, dann der Redakteur einer politischen Korrespondenz, der Krisengerüchte geschickt zu machen, beziehungsweise auszunützen versteht — auch eine nicht seltene Figur, endlich sogenannte „personnes distinguées", Blaublut, die es für „unfair" ansehen, wenn einer ihrer Sippe nicht ein Tagedieb und Zeittotschläger von Profession ist. Mancher treffende Witz, manch' ein geistvolles Wort mit scharfer satirischer Spitze schwirrt von der Bogensehne und verursacht blutige, Wunden. Frau v. Berks sieht mit offenen, klaren Augen in's Leben, weiß aber auch das Gesehene ebenso scharf und klar wiederzugeben. Es läßt sich freilich nicht läugnen, daß so manches Feine, z. B. die Charakteristik der Parlamentarier, bei der Aufführung weitaus nicht so gut zur Geltung kommt, als beim Lesen. Die Bühne bedarf eben stärkerer Striche. Auch das Aufbieten von Massen wirkt hier störend. Auf alle Fälle ist das Stück interessant und sehenswerth. Das Spiel war vortrefflich. Ich nenne Meixner als Redakteur Frisch, eine Preßhyäne, wie sie Augier nicht besser hätte zeichnen können, Tewele als Deputirter Baron Dobrin, hin und wieder etwas mätzchenhaft, wie das schon seine Art ist, Czasta (deputirter Pfarrer Jegolitsch) drastisch-humoristisch, Frl. Schweighofer (Baronin Dobrin), die adelstolze Dame, die ihre abgelegten Toiletten an die Kanaille verschachert und Frl. Wallentin (Gräsin Bihari), die als „harbe" Komtesse doch endlich einmal eine Rolle innehatte, die zu ihr und zu der sie paßte. Stf.

„Der Ausflug in's Sittliche", Komödie in 4 Aufzügen von Georg Engel, gehört zu jenen Stücken, welche unter dem Eindruck der lex Heinze gegen die Scheinheiligkeit und Moralheuchelei des Muckerthums losgelassen wurden. Die feine und echt künstlerische Satire des ersten, namentlich aber des zweiten Aktes wurde sehr beifällig aufgenommen und erweckte gespannte Hoffnungen, welche leider durch die beiden Schlußakte nicht erfüllt wurden. Die Tendenz des Stückes, welche der Autor Anfangs durch die Charaktere der handelnden Personen geschickt zu maskiren versteht, tritt immer unverhüllter hervor und wirkt in ihrer Absichtlichkeit verstimmend. Die Satire wird allgemach zur Phrase. Von den Darstellern sind die Herren Kramer und Eppens besonders zu erwähnen. J. Sch.-B.

Raimundtheater. „Aus'n Herzen heraus" betitelt sich ein Kompagniestück von Franz v. Schönthan und Vincenz Chiavacci, welches unlängst unter der Flagge eines Wiener Volksstückes am Raimundtheater in Szene ging. Der I. Akt verspricht mehr, als die beiden anderen halten; besonders die Rührszenen, im II. und III. Akte müssen auf den verfeinerten Kunstsinn geradezu abstoßend wirken. Wenn das Stück trotzdem einen großen Erfolg erzielte und volle Häuser macht, so liegt das im Charakter des Wienerthums, welches nur allzusehr zu dieser falschen Sentimentalität hinneigt und sich daher auch von der Bühne herab gerne „rühren" läßt. Es ist bezeichnend, daß selbst ein so genialer Dichter wie Anzengruber nicht frei von dieser Charakterschwäche des Wienerthums war. Die Herren Schönthan und Chiavacci sind keine litterarischen Größen, aber den Gaumen ihrer litterarischen Kost,

gänger kennen sie recht gut. Herr Girardi als alter Volkssänger Haberl war gleich vorzüglich in Spiel und Maske. Mit ihm theilen sich die Damen Großmüller und Lichten, sowie die Herren Straßmeyer und Homma in den schauspielerischen Erfolg des Abends. — Das vieraktige Drama „Der Rebell" von Hugo Ganz ist ein Stück mit oft rohen, aber stets wirksamen Bühneneffekten und voll rednerischer Tiraden, welche nicht selten an die oratorischen Leistungen in Wählerversammlungen erinnern. Der Verfasser scheint die verlumpte Gesellschaft, welche er schildert, recht gut zu kennen, denn einzelne Exemplare aus derselben sind mit scharfen, charakteristischen Strichen gezeichnet. Leider kann man zu einem künstlerischen Genusse nicht kommen, da immer wieder die Tendenz in der Vordergrund tritt und sich in hochtrabenden Redensarten über politische Moral und Duellunwesen entlädt. Daß das Stück stofflich eine große Aehnlichkeit mit Ibsen's „Volksfreund" besitzt, sei nebenbei erwähnt. Warum der Verfasser, welcher in seinen freien Stunden Redakteur der „Neuen freien Presse" ist, die Handlung dieses antikorruptionistischen Tendenzstückes ins tiefe Ungarn verlegte, ist nicht recht erfindlich; denn wozu denn in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nah' liegt! Um die gelungene Darstellung machte sich in erster Linie Herr Raider in der Hauptrolle, sowie die Herren Krug und Jules besonders verdient.

F. Schmid-Braunfels.

Bücherschau.

Der nachträgliche Schopenhauer.

Der Reklam'schen Universalbibliothek gebührt das Verdienst, den Pessimismus nicht nur durch die Aufnahme Schopenhauer's billig, sondern durch die Herausgabe seines handschriftlichen Nachlasses auch komplet gemacht zu haben. Um einen Spottpreis kann sich nunmehr Jedermann „von der Nichtigkeit des Daseins" überzeugen, und wird ihm diese sogar in der unveränderten Orthographie des Frankfurter Menschenfreundes demonstrirt, da der Herausgeber Eduard Griesebach in diesem wie, in jedem anderen Detail, den Original-Manuskripten mit genauester Sorgfalt gefolgt ist. Thatsächlich unterläßt denn auch der Herausgeber nicht, in seiner Vorrede mit einem gewissen Stolz zu bemerken, daß die früheren Frauenstädt'schen Publikationen aus Schopenhauer's Nachlaß zusammen sechsundzwanzig Mark kosten. Frauenstädt, Schopenhauer's erster Herausgeber, ist bekantlich der lachende Erbe seiner Philosophie gewesen, Schopenhauer hat ihm außer seiner goldenen Busennadel mit Smaragd, außer der Büste Kant's, das Verlagsrecht zu allen künftigen Auflagen seiner Werke vermacht. Die Nichtigkeit des Daseins mag ihm ein treffliches Einkommen gewährt haben. Schopenhauer selbst der so spät zur allgemeinen Anerkennung kam, durfte reilich sagen, seine Philosophie habe ihm nichts reingetragen, wenn sie ihm auch viel erspare. Wenn wir bei der Thatsache, daß Schopenhauer in der Universalbibliothek erschien, so ist dies nicht so ungerechtfertigt, als es auf den ersten Blick erscheint. Diese Thatsache besagt, daß Schopenhauer ein Gemeingut des Volkes geworden ist und es fortan in noch erheblicherem Maße sein wird. Das wurde seinen Schöpfungen an der Wiege nicht gesungen. In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Hauptwerkes, der „Welt als Wille und Vorstellung", läßt er den unwillig-geduldigen Ausruf eines verkannten Genies vernehmen: „Meine Zeitgenossen waren wie alle Zeitgenossen. Wie das sei, brauche ich meinesgleichen nicht zu sagen, sie wissen es; die Andern aber werden es nie erkennen, noch zugeben. Das Gute, was daraus entsprang, war, daß der Verleger einen großen Theil der ersten Auflage zu Makulatur machte, wodurch nachher die zweite noch bei meinen Lebzeiten herbeigeführt wurde und ich sie selbst redigiren und mit dem bereichern konnte, was im Laufe eines unbeachteten und dadurch ungestörten Lebens ich noch ferner gedacht und gefunden habe".

Noch tragischer war die Jugend seines heute beliebtesten Werkes, der „Parerga und Paralipomena". Drei Verlagsfirmen lehnten den Antrag, es herauszugeben, ab, obwohl Schopenhauer in allen drei Anträgen auf Honorar ausdrücklich verzichtet hatte. Endlich gelang es einem Freunde, eine Berliner Buchhandlung zu gewinnen. Einen Trost hat aber das neidische Schicksal Arthur Schopenhauer gewährt: Goethe hat ihn von Anfang an verstanden und Goethe war ein Publikum! In den Annalen Goethes finden wir für 1819 die interessante Stelle: „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zu wechselseitiger Belehrung."

Und so erkennen wir eine richtige Fügung darin, daß Schopenhauer, der für seine Nachwelt geschrieben, nun in einer Ausgabe vorliegt, die dieser am zugänglichsten ist.

Wir wollen nicht Eulen nach Athen tragen und Schopenhauer würdigen; aber der zuletzt erschienene vierte Band seines Nachlasses hat zum Theil die Reize einer denkwürdigen Novität, und so darf denn an dieser Stelle von der bedeutsamen Erscheinung in anspruchlosem Gewande gemeldet werden. Enthält doch dieser Band eine erhebliche Anzahl von überhaupt noch nie gedruckten Stücken, während wieder andere nun zum ersten Male vollständig, ohne die Weglassungen und Verstümmelungen des früheren Herausgebers, vorliegen. „Neue Paralipomena" betitelt sich die Sammlung, und sie wird bald die Beliebtheit des Hauptwerkes, der „Parerga und Paralipomena" gewinnen.

Damit ist schon gesagt, daß diese Sammlung aus dem Nachlaß keine Kopie der früheren Werke darstellt. Im Gegentheil, eher könnte man diese „Neuen Paralipomena" eine verstärkte Quintessenz der Philosophie Schopenhauers nennen. Ist nicht der ganze Schopenhauer in dem lapidaren Satze: Was kann man denn viel von einer Welt erwarten, in der fast alle blos leben, weil sie noch nicht sich haben ein Herz fassen können zum Totschließen!? „Die Vorzüge seines Styles blenden in diesen letzten Abhandlungen den Leser aufs Neue, auch sein Gedankenreichthum ist derselbe, aber er rollt nicht n wuchtigen Barren, sondern in blinkenden, zierlichen Münzen heran. Das fruchtschwere Korn ist geschnitten, und wir halten auf den Stoppeln eine Nachlese von duftenden Feldblumen. Auf Schritt nnd Tritt erfreuen uns graziöse, ironische, poetische Wendungen. Wie fein und schelmisch ist, was Schopenhauer über das Wort „Gelehrte" bemerkt: „Das Wort „Gelehrter" hat immer einen eigenen und unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, vielleicht aus dem Bewußtsein, wie gar unbedeutend es eigentlich sei, was gelehrt werden könne, und wie wenig demnach gesagt sei, daß man Einen einen Gelehrten nennt . . . . Die Ausdrücke homme de lettres, letterato, a scholar, haben nie auf mich jene fatale Wirkung des deutschen Ausdrucks weil sie die Sache mehr an bagatelle traktiren, das heißt nicht mehr sagen wollen, als eigentlich damit gesagt ist, ja, sogar eine leichte Tinte von Ironie haben. Offenbar ist in jedem Menschen der Verein und Gegensatz des Angeborenen und des Erworbenen: Wenn man nun, wie dies durch das Wort „Gelehrter" als auszeichnendes Merkmal eines Menschen geschieht, das Erworbene zur Hauptsache in ihm macht, so liegt darin die Insinuation, daß das Angeborene nicht ausgezeichnet sei. Ich aber schätze das Erworbene als unendlich klein gegen das Angeborene."

Wir wissen, daß die Hauptwerke des Philosophen noch viel unschmeichelhaftere Ausfälle gegen die Herren der Katheder enthalten. So rächte sich eben der Philosoph: Sie wollten oder konnten ihn bei Lebzeiten in seiner Größe nicht erkennen; darum erkannte er sie in ihren Kleinlichkeiten und machte ihnen in ihrer Gottähnlichkeit bange.

Heute haben sich auch die Universitätsprofessoren längst vor Schopenhauer gebeugt. Und seine Werke sind selbst in dem alleinseligmachenden Klassikerverlag gedrungen. Er hat auch noch die äußere Stampiglie als deutscher Klassiker erhalten, denn Cottas Verlag, der deutsche Klassiker-Großbetrieb, hat sich ihn neuestens geleistet. Er ist schwarz eingebunden — man sieht, in Deutschland fühlen sogar die Buchhändler litterarisch, denn so springt der Pessimismus des Willens-Verneiners ausgezeichnet in die Augen. Man muß ihn gar nicht mehr lesen und weiß doch, wie schwarz dieser Philosoph in die Welt sieht. So sind heute seine Werke ein beliebter Verlagsartikel. Ja, einbalsamirt wird man erst n a ch dem Tode!

Wien. Dr. Emil Rechert.

Carry Brachvogel, Die Wiedererstandenen. Cäsaren-Legenden. (Berlin. S. Fischer, Verlag.) — Vernon Lee, Schemen. Phantastische Geschichten aus dem Englischen übersetzt von M. v. Berthof. (Wiener Verlag.) Seelenwanderung. Dies Thema hat mit der Verbreitung der indischen Mystik und des Buddhismus in Europa die Geister gefangen genommen. Wilbrandt hat es dramatisch im „Meister von Palmyra" behandelt, poetisch freilich sehr unzulänglich. In den „Gassen- und Giebelgeschichten" von Curt Geucke: „Nächte" bildet es das Grundmotiv und gibt, verbunden mit der Entwicklungsidee die metaphysische Basis moderner Seelenproblematik. Die neuerdings wieder modern gewordene Philosophie Giordano Brunos macht Propaganda für diese Idee; in der „neuen Gemeinschaft" der Gebrüder Hart ist sie der geheime Glaube. Moderne Philosophen, Naturforscher und Historiker (Schopenhauer, Fechner, Renan) haben sie erklärt und angenommen, und entschlossene Skeptiker haben bei ihr Halt gemacht oder auf ihr ausgeruht (z. B. Lessing). Jetzt wird dies Thema vielfach angeschlagen. Abermals sind zwei Novellenbände (beide von Frauen) erschienen, die dieses Thema behandeln, der eine willkürlich und ein wenig dogmatisch, der andere sentimental-ironisch. Carry Brachvogel hat sich an Heine angelehnt, der in den „Göttern

im Exil" gezeigt hat, wie die alten vertriebenen Götter Griechenlands und Germaniens in der christlichen Welt wieder als Dämonen und Teufelsspuk lebendig wurden. Im christlichen Byzanz ist die heidnische Aphrodite wieder erschienen, aber gleichsam allegorisch, als Sehnsucht und Verführung, als Traum und Unzucht. Das Pferd des Caligula trifft zusammen mit einem Pferde, in das sich ein moderner Fürst alljährlich einmal um die Herbstzeit verwandelt, und hält ihm ein politisches Privatissimum. Die Satire ist nicht übel und spielt geschickt auf die um die Herbstzeit erwachende Jagdlust und die Charakterlosigkeit der Völker und Regierungen an. Als Götter a. D. begegnen sich Messalina und Ahasver in Paris, jene als Mondaine, dieser als jüdischer Krösos. Hier wird schon eine mythische Gestalt selbst für den Mythos der modernen Idee verwendet, und zwar in ziemlich spielerischer Weise. (Wir leben im Zeitalter des Verkehrs, und das ist das Zeitalter Ahasvers, des ewigen Wanderers.) Sehr unklar wird die Symbolik in der „Ahnfrau Lukretia", wo wir die Lukretia Borgia als geschmähte und gegeißelte Büßerin wiederfinden. Und endlich steht der große Napoleon wieder auf in der Umarmung eines für den Korsen schwärmenden Paares, aber seine Zeit ist vorüber und er geht als Idiot zu Grunde. Einzig in dieser letzten Novelle rittt der Gedanke der Seelenwanderung und Wiederauferstehung hervor. Sonst ist die Wiederkunft nur gleichnisweise verstanden, so ungefähr, wie Richard Voß in seinen „Scherben" antike und moderne Erscheinungen parallelisirt. — Auf einer litterarisch ganz anderen Höhe stehen die Novellen von Vernon Lee, die im Vorwort gleich selbst gesteht, daß ihre Gespenster „geschwindelte Gespenster" sind, die „einzigen echten", die aber in ihrem und ihrer Freunde Köpfe gespukt haben, und die sie nur mit ironischer Wehmuth darstellt in einem leichten, anmuthigen, geisterhaften Ton und deren Spiel ihre Seele unter leisem Weinen nachzittert. Sie sind und sie sind nicht, ein lächelnder Zweifel begleitet sie. Von Dionea, die als Strandgut aufgefunden, in der wilde, aber geheime Leidenschaften spuken, glaubt das Volk, daß sie ein Dämon sei. Auf einem alten englischen Landgute geht der Geist eines dereinst von einem Vorfahren erschlagenen Dichters um, der mit dessen Frau intime Freundschaft gehalten und in der Frau des gegenwärtigen Besitzers, die zugleich seine Kousine ist, scheint jene alte ungetreue Dame wiedererstanden, wenigstens hat sie alle ihre Leidenschaften, gleicht auch ihrem Bilde in der Ahnen-Gallerie und ist ein höchst merkwürdiges, geheimnisvolles Geschöpf. „Eine derartige Liebe . . . ist unauslöschlich und lebt weiter in der geistigen Welt, bis sie der Re-Inkarnation begegnet." Aber die spukhafte Erscheinung war vielleicht nur ein Schurke, der sich die Sache zu nutze machte. Die Sache bleibt unaufgeklärt. Indeß, man kann auch aus Skepsis dem Gespensterglauben verfallen. „Ich für meinen Theil", sagt der Erzähler dieser Geschichte, „bin zu skeptisch, als daß ich irgend etwas für unmöglich halten sollte". Warum sollte es keine Gespenster geben? „Im tiefsten Grunde unseres Herzens fürchten wir uns doch alle ein wenig davor." In einer dritten Novelle ist es der Zauber der Stimme, die immer wieder kommt und die Herzen verwirrt, und in einer vierten wird ein Gelehrter, der nach Italien reist, um historische Studien zu machen, von seiner Geschichte so gepackt, daß er sich in den Gegenstand seiner Forschung, die Herzogin Medea von Urbania, verliebt, von den sie umschwebenden Zaubern und Sachen verwirrt wird und darüber den Verstand verliert. Dieses Motiv ist nicht neu. Eine alte Geschichte oder Gestalt wird wieder lebendig und übt dämonische Macht über das Herz des Forschers. Das heißt, der Mensch und der Dichter wird in dem Gelehrten lebendig, das Objekt rächt sich dafür, daß es Objekt ward und wird Herr dessen, der es studirt. In die schönen Augen und die Teufelsseele einer Furie soll man sich auch als Gelehrter nicht zu sehr vertiefen. Denn das hat die Furie mit der Natur gemein, daß sie niemals Geschichte wird und aufersteht, wenn man sie zu enträthseln sucht. In der Politik hat das historische Interesse das Wiederaufleben alter Institutionen und Anschauungen zur Folge gehabt, ebenso wie das Studium alter Zeit und Kunst viel zu der Katholisirung moderner Völker beigetragen hat; es war nicht zufällig, daß die Romantiker in hellen Scharen wieder in den Schoß der Kirche zurückkehrten. Hier bei der Vernon Lee hat sich der Gespensterglaube bereits in Ideen umgesetzt, womit freilich der Gedanke der Seelenwanderung längst verlassen ist. Interessant ist Lee's Buch nicht nur durch seinen Stil, sondern durch die ganze Haltung, die Skepsis noch gegen die Skepsis. „Wir lächeln über das, was wir den Aberglauben der Vergangenheit zu nennen belieben, vergessen jedoch, daß unsere gegenwärtig so vielgelobte Wissenschaft einem zukünftigen Geschlechte ebenso leicht als Aberglaube erscheinen kann." Es ist seine feine und bewegliche Geistigkeit, die diesem Buche Werth und Reiz gibt.

Berlin. Leo Berg.

Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau. Herausgegeben v. L. Schemann. Dichterische Werke I. Alexandre le Macé-

donien. (Straßburg, Trübner, 1901.) Es ist bezeichnend, daß das Jugenddrama des großen Franzosen von einem Deutschen muß herausgegeben werden, da das Interesse für ihn in seinem Vaterlande auf dem Gefrierpunkt ist. Schon früher einmal vom Théâtre Français angenommen, ward es zur Zeit der zweiten Republik als zu „imperialistisch" wieder zurückgestellt. Vielleicht daß es heute mehr Glück hat. Wir sind arischer geworden. Wir sehen daß das Arierthum ein Recht auf Eroberung hat und daß das Genie nicht mit der Krämerelle gemessen werden darf. Wer einen echt arischen Helden kennen lernen will, der von Kreaturen umgeben, bloß dem Zuge seines großen Herzens folgt, der lasse sich nicht durch die klassische Form abschrecken, sondern lese das Drama zu Ende! Es ist besonders für die Jugend geschrieben denn der Held ist ein Jüngling und der Jüngling ein Held. Möchte ein Deutscher sich dadurch angeregt fühlen den schönen Stoff noch einmal zu behandeln: die Ehrenkrone gehört, wie der sterbende Alexander sagt: „dem Würdigsten."

Paris. Dr. Graevell.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

Immer die Gefehlten! In letzter Zeit mehren sich die Fälle, in denen die Oeffentlichkeit damit behelligt wird, daß im „blinden" Diensteifer für die Sittlichkeit der lieben Wiener ein paar Mädchen polizeiärztlich „untersucht" und kommissarisch behandelt werden. Das Unangenehmste an der Sache ist, daß in einem Falle sogar der Botschafter der französischen Republik gar nichts besseres zu thun hatte, als sich in die Sache einzumengen, obwohl auch an diesem Falle eigentlich gar nichts d'ran ist und die junge Französin, um die es sich hier handelt, wenn sie nicht gar so krankhaft empfindlich wäre, auch ganz heil aus dem „verzeihlichen Mißverständnis" herausgekommen wäre. Was haben „ordentliche" Mädchen allein Wohnungen zu suchen oder nach der Sperrstunde auf der Straße zu flaniren? Würde dieser Gebrauch allgemein einreißen, so wäre es doch für die Polizei einfach unmöglich, einen Unterschied herauszufinden. Ich kann daher die gemachte sittliche Entrüstung der öffentlichen Meinung keineswegs begreiflich finden. Die Leser dieses Blattes werden es verstehen, wenn auch wir uns auf den „objektiven" Standpunkt der k. k. Polizei stellen und demgemäß an der ganzen Sache nichts absonderliches finden. Viel ernster wäre die Sache dann aufzufassen, wenn der Mißgriff wirklich bei einer „besseren" Persönlichkeit sich ereignen sollte, wenn etwa die Frau Gemahlin des Herrn Polizeipräsidenten als der höchste Begriff österreichischer Ehrbarkeit oder irgend eine weibliche Persönlichkeit aus hohen und höchsten Kreisen „durch ein Mißverständnis" die polizeiliche Prozedur der Wahrung der mimosenhaften gesellschaftlichen Sittlichkeit Wiens durchzumachen hätte, doch schon ein solcher Gedanke ist Wahnwitz, dergleichen kann ja gar nicht vorkommen. Die Rücksicht der k. k. Polizeiorgane ist zu allgemein bekannt, um daran zu zweifeln, daß ein seidener Unterrock allein genügt, um auch bei den stärksten Verdachtsumständen milde Nachsicht walten zu lassen. Zum Beweis dessen wollen wir aus der „Fülle der Fälle" nur anführen, daß sämmtliche sogenannte Parade-Damen unserer Tingl-Tangls, trotzdem sie nachgewiesenermaßen als Schauobjekt für Lüstlinge nur den Anfang ihres unangemeldeten Gewerbes ausüben, niemals von irgend einem Bezirkskommissariate behelligt werden. Die Ballerinen, die Büffetdamen und die jugendlichen Kunstelevinen lassen sich als Kronzeugen dafür anführen, daß sie überall, sowohl in stadtbekannten Absteigquartieren als auch in Hotels garni, in ihren Liebesabenteuern nie gestört wurden. Man muß voll Erstaunen fragen, ob es nicht ein großer Unterschied ist, wenn „hohe Herrschaften" beim Sacher mit ihren weiblichen Schützlingen aus dem Reiche der „Kunst" fröhliche Symposien feiern, woran die wahrhafte Moral gewiß nichts Aergerniserregendes ersehen kann, und der aufreizenden Thatsache, daß ein Mädchen allein — ohne Herrenbegleitung — eine Wohnung sucht oder nach der Sperrstunde aus der Arbeit nach Hause geht. Das kennt man schon! Darum ihr guten Bürger von Wien seid unbesorgt: Wien ist beschützt von der Weisheit der hohen Polizei. Die Prophylaxis der Liebe ist eine derjenigen Aufgaben, welche die Polizei mit unermüdlicher Beharrlichkeit zur Durchführung bringt, darum tauchen auch hier und da Bordelle auf. Das Laster muß eben weg von der Straße! Insgeheim mag es sich revanchiren. Ist es auch dem einfachen Menschen nicht ganz be-

greiflich, ob damit den Fortschritten der Geschlechtskrankheit unbedingt Einhalt gethan wird — das Eine ist jedenfalls sicher: man sieht nichts mehr vom Laster. Jeder echte Patriot und Wiener wird aber gewiß nunmehr die Verpflichtung in sich fühlen, für das Walten und die Weisheit seiner hohen k. k. Polizei mit voller Kraft einzutreten. In Wien sind Frauen ohne Begleitung der Sittlichkeit der Männer immer gefährlich, daher weg mit ihnen, dorthin wo man sie am besten kontrolliren kann, in's — Bordell. Wer dies nicht begreift und nicht vertheidigt, der hat eben keinen Sinn für die Heiligkeit der Ehe, des Familienlebens und für seine Pflicht als österreichischer Unterthan, sonst müßte er ja doch aufjauchzen vor eitel Begeisterung, wenn er hört, daß seine Frau oder seine Tochter aus Rücksicht für die allgemeine Keuschheit (auch eine „Staatsnothwendigkeit") von amtswegen untersucht worden sind! — Ich hoffe zuversichtlich, daß ich mit dieser Beurtheilung der Sache den Beifall der maßgebenden Kreise errungen habe!

Der Karsthans.

Oesterreichs Staatsgreise. Das war wieder ein bedeutungsvoller Tag für unser namenloses Vaterland, der 3. März, an welchem Oesterreichs „Alter-Herren-Verband" in köstlicher Abgeklärtheit von jeder politischen Vernunft ihre Worte den armen Herrenhaus-Stenographen vorspielten. Am Sonntag aber konnten die vielen Völker Oesterreichs ihre helle Freude haben, wie die „Pairs des Reiches", die staatsmännischen Versteinerungen den Anlaß einer Antwort-Adresse auf die Thronrede benützten, um ihre volle Rückständigkeit nicht nur des politischen Wissens, sondern auch des Verständnisses überhaupt auf das Ueberzeugendste zu beweisen. Aus allen Ecken und Winkeln der historischen Rumpelkammer kam's heran: hier der schwarzgallige Landeshauptmann Rhomberg aus Vorarlberg, der alles Unheil von den „schlechten gottlosen" Lehrern (gemeint sind darunter jene, die nämlich noch Charakter haben) herleitete, dort Graf Harrach, der „Sprachensplitterer", der Oesterreichs Glück darin erblickt, daß der Unterricht in den „Sprachen der Länder" obligatorisch erfolgt, dann Fürst Auersperg, dem es nach länglicher Rede aufgedämmert zu sein scheint, daß die ganze Debatte im Greisenasyl am Franzensring ja doch nur theoretisch richtiger ausgedrückt „für die Katz" sei. Nach ihm ließ Fürst Georg Lobkowitz sein Steckenpferd: die Verländerung des Parlaments kourbettiren, bis schließlich der Helmbuschritter Plener, der die Fenster der Hofburg so lang erzittern gemacht hat, bis man seinen Hunger durch die „Präsidentschaft des Obersten Rechnungshofes" stillte. Darunter ein Erguß des Unterrichtsministers, des „liberalen" Herrn von Hartel und ein Pudding mit Aufguß des Ministerpräsidenten Herrn von Körber, der in bandwurmartiger „patriotischer" Rede ängstlich bemüht war, ja nichts zu sagen, damit nur ja Niemand glaube, daß er etwas gesagt habe. Der Schluß des Ganzen: Untergang mit Mann und Maus im Byzantinismus.

Feuilleton.

Ein Erfolg.

Freudig bewegt kehrt die junge Frau vom Fünf-Uhr-Thee ihrer Freundin heim. Mit elastischer Lebhaftigkeit schreitet sie dahin; die Augen strahlen; ein sonniges Lächeln liegt auf ihrem Antlitz.

Hat sie das große Los gezogen? Wurde ihr Mann im Amte befördert? Erfüllt sie das Bewußtsein, die Leiden eines Unglücklichen gelindert zu haben? Oder hat die Modistin ihr einen neuen Pariser Modellhut geliefert? —

Nichts von alledem?!

Salzburg.

So hat sie sich in der Gesellschaft heut' besonders gut unterhalten, vielleicht das Werk eines großen Dichters kennen gelernt, das sie in tiefster Seele bewegt?

Ach nein! Aber sie hatte über eine Bekannte, ein von ihr erfundenes, häßliches Abenteuer in aller Stille eifrig verbreitet, und nun wurde ihr im Kreise der fröhlichen Damen diese selbe Geschichte im strengsten Vertrauen wiedererzählt.

Und da sollte sie sich nicht freuen?!

Irma v. Troll-Borostyáni.

Sehnsucht.

Wenn ich durch Eis und Nebel, Nacht und Sturm gehe . . . dann denke ich an Sonnenglanz und Blüthenduft, an Vogelgezwitscher und duftende Rosen, an frische Mädchenlippen und an den ewigen Frühling . . .

Wunderhehre Sonnenlandschaften in Morgenroth getaucht, steigen vor meinen geistigen Blicken auf . . . und ich sehe sie in weite Fernen sich dehnen — — — trotz Eis und Nebel, Nacht und Sturm, die mich umhüllen . . .

Wenn ich mich in stillen, dumpfen Nächten schlaflos auf meinem Lager wälze — und sich um mich nichts regt . . . Kein Ton . . . kein Hauch . . .

Dann denke ich an große Stunden zurück: Stunden der Erbauung . . . Stunden des Gebetes. Stunden der Leidenschaft — und der erhitzten Phantasie . . .

Dann wölbt sich eine Brücke von meiner Phantasie in unbekannte Welten . . . und ich sehne mich nach Ruhm und Sonne und nach einem lebenden Wesen, das in Kummer und Freude mir treu zur Seite steht, an dessen Brust ich jauchzen und schluchzen, triumphiren und verzweifeln könnte . . .

Wenn mich Licht und Wärme umfängt und ich vor Glückseligkeit aufschreie . . . dann denke ich an Nacht und Nebel, Eis und Sturm, an glücklose verzweifelte und verkrüppelte Menschen . . .

Wenn mich blumenbestreute Fluren anlachen, dann sehe ich im Geiste Schneefelder in die Weite gedehnt . . . H. B.

Tu felix Austria!

Der Kuhhandel hinter den Reichsrathskoulissen zwischen Tschechen und Regierung scheint ein befriedigendes Ergebnis gehabt zu haben. Wenigstens haben die Jungtschechen die Obstruktion eingestellt und Herr Fressl, welcher auf eigene Faust fortkrawalliren wollte, durfte nicht nur von den Alldeutschen dafür geprügelt werden, sondern mußte auch von seinen Konnationalen wenig schmeichelhafte Komplimente über sein Benehmen einstecken. Was die Tschechen für das Aufgeben der Obstruktion bekommen, ist noch nicht bekannt. So wäre denn Alles in schönster Ordnung und es fragt sich nur noch, ob die Deutschen gewillt sein werden, den Preis zu bezahlen, welchen die Regierung den Jungtschechen bewilligt hat. Denn, daß dieser Preis in nationalen Zugeständnissen *auf Kosten der Deutschen* besteht, ist kaum zu bezweifeln. Einmal vom Banne der Obstruktion befreit, hat das Parlament sich natürlich sofort mit einem wahren Heißhunger auf ersprießliche volkswirthschaftliche Arbeit geworfen und mit der Bewilligung des — Rekrutenkontingentes einen recht schönen Anfang gemacht. Hoffentlich wird sich die Volksvertretung noch mit recht viel ähnlichen volkswirthschaftlichen Vorlagen zu befassen haben. Die abgeklärten Mummelgreise des Herrenhauses haben die Thronrede in einer Adresse beantwortet und dazu sehr erbauliche Reden gehalten. Fürst Lobkowitz that sich besonders hervor, indem er für den Föderalismus eintrat, in welchem er das Heil Oesterreichs erblickt. Andere Leute haben freilich andere Meinungen. Wir sind beispielsweise der Ansicht, daß die österreichischen Zustände am besten zu saniren wären, wenn man die Volksvertretung auf breitere Grundlagen stellen und den feudalen Großgrundbesitz und das Industrieritterthum sammt seinen Privilegien zum Tempel hinauswerfen würde. *Freidank.*

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

August Strindberg, Vor höherer Instanz.
Ernst Sedlac, Ragna.
Alfred Möller, Die Tragödie der Liebe.
Ernst Ziel. Von Heute.
E. Kastner-Michalitske, Psyche.
Anton Renk, Tiroler und Buren.
Marie v. Najmájer, Der Göttin Eigenthum.
Der Stern von Navarra, 2 Bände.
K. W. Klob, Ernster Sang und Schellenklang.
E. Gutfreund, Leo Freymann.
Hans Weber-Lutkow, Die schwarze Madonna.

Deutscher Litteraturkalender für 1901.
Stimmen der Gegenwart. (Wiener Sonderheft.)
Der Scherer, Nr. 5, 6
Die Fackel, Nr. 68, 69, 70.
Internationale Litteraturberichte, Nr. 5, 6.
Der Kyffhäuser, Nr. 22, 24.
Der Freidenker, Nr. 67, 69.
Der Türmer. Nr. 6.
Musik- und Theaterzeitung, herausg. v. Anna Cador. XII, 11/12.

WIENER KUNSTGEWERBE-VEREIN, Palais Herberstein,
I., Schauflergasse 2.
V. AUSSTELLUNG
Vereinigung österr. bildender Künstler und Künstlerinnen
Täglich v. 9–6 Uhr. Eintritt 60 H. Montag 1 K.

Wäsche
und
Sport-
specialitäten

anerkannt solidester Ausführung und Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX. Pramergasse 22.
Preislisten kostenfrei.

Künstlerhaus
WIEN, I. Carlplatz 5.
Eröffnung der
XXVIII.
Jahresausstellung
Samstag den 16. März.

CHOCOLAT
SUCHARD
Pariser Weltausstellung 1900
!! Grand Prix !!
Höchste Auszeichnung.

Möbel
Telephon 2350.
Genossenschaftliches Warenhaus
der Kunst- u. Möbeltischler Wiens
r. G. m. b. H.
6. Bezirk, Gumpendorferstrasse 22.

Nur im
! Oculatium !
Untersuchung der Augen und Verordnung
passender Augengläser
(Prof. Dr. Albu's)
täglich von 9 bis 7 Uhr kostenlos unter Leitung des Herrn Dr. Poborski.
Brillen und Zwicker von fl. 1.50 an.
Kärntnerstrasse 39
Eingang: Annagasse 1.
Sonntag von 9 bis 11 Uhr geöffnet.

MUSIK- und THEATER-ZEITUNG
XIII. Jahrgang
herausgegeben von ANNA CADOR
Wien, IV/1, Mozartgasse 4
erscheint entweder zweimal monatlich oder als Doppelheft einmal im Monat.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Octav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 4.20 = Mk. 4 = Frcs. 6.—

Einzelne Hefte 80 Heller = 70 Pfennig = 90 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer", Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Illustriertes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20921.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen frohlichen Siegeszug gegen Finsternis und Knechtschaftsehnsucht unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit und Gerechtigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

7. Heft. 1. April. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.
Vertretung für Deutschland: Paul Eberhardt, Leipzig.

Inhalts-Verzeichnis:

Bedo Wildberg, Die Kunst der Schwachen 195
Ernst Ziel, Die Genien 197
Manfred Wittich, Ein Unwerther aller Werthe 198
Emil Uellenberg, Pflicht 202
Josef Hafner und Oskar Weilhart, Die Politik 203
Marie v. Najmájer, Stoßseufzer 213
Karl Maria Heidt, Christmette 214
— Der 5. Hochzeitstag (mit dem Bildnis des Verfassers) 214
Offener Sprechsaal, „Ein Wort zur Rechtspflege" von K. Proschko 215
Adam Mieckiewicz, Zarenlied 217
Aus dem Wiener Kunstleben 218
Bücherschau 222
Aus dem Narrenhause der Zeit 224
Germanus Senex, Streiflichter 225
Freidank, Tu felix Austria! 225
Eingesendet, Herrn Emmerich v. Bukovics 226

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.
Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

Bezugs-Einladung.

Mit diesem Hefte Nr. 7 beginnt das zweite Vierteljahr des Bestandes der „Neuen Bahnen". Den besten Beweis der Förderung und des bewußten Wohlwollens können unsere Freunde dadurch erbringen, daß sie uns die rückständigen Bezugsgelder für das erste Vierteljahr einsenden und dann auch die prompte Zuschickung des Betrages von Kronen 4·20 für das zweite Vierteljahr 1901 durchführen. Daraus werden wir ersehen, daß uns nicht nur Glückwünsche, sondern auch thatkräftige Unterstützung zu Theil werden.

Die Schriftleitung und Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

Wien, VIII/1, Wickenburggasse 5.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell von Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Haufe, Maderno.
Karl Maria Heidt (†).
Karl Henckell, Zürich.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Oskar Panizza, Paris.
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck.
Hermann Rollett, Baden.
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf von der March, Wien.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau.
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Wien, 1. April 1901.

Die Kunst der Schwachen.

Von Bodo Wildberg (Dresden).

Wir leben in einer üblen Zeit. Ich spreche da natürlich als Dichter, als Autor. Optimistische Federn berichten freilich von einem großen Aufschwunge der Kunst, von einem leuchtenden Emporblühen des deutschen Schriftthums. Es mag ja etwas Wahres daran sein: man interessirt sich wieder mehr für Geschriebenes und Gedrucktes und der Poet rangirt heute schon etwas höher als der Schuhflicker. Aber dem Hellsichtigen bringt all' dies wenig Trost.

Das beängstigende Signalement unserer schlechten Zeiten ist dieses: Wir erleben das Eindringen der breiten Massen in die Kunst, in das Schriftthum. Das ist natürlich nicht im sozialen Sinne gemeint. Reicher und armer Pöbel machen gleichermaßen in Novellenbüchern und Gedichtbänden. Es ist ein Sklavenaufstand in der Litteratur.

Ein paar ruhmbedürftige Schriftgelehrte haben nun die letzte Schranke abgebrochen, die dem Ansturm jener schwatzenden, quasselnden, graphomanen Menge noch entgegenstand. Früher verlangte man von einem Dichter Phantasie und Schwung, und selbst in der trüben Aera des Naturalismus mußte er über Stimmung und Charakteristik verfügen, wenn er anerkannt sein wollte. All' das ist nun überflüssig geworden: wir haben ja die vielgelobte „Heimatkunst".

Ein schönes Wort für eine bedenkliche Sache, ein neuer Ausdruck für ein altes Ding. Wie ein jeder Poet mehr oder weniger in seiner Heimat, in seinem Milieu wurzelt, diese uralten Wahrheiten brauche ich doch wohl nicht mehr auseinanderzusetzen. Um dieses alte, immer schon Dagewesene kann es sich also nicht handeln. Ein schönes Wort für eine arge Sache! Diese Sache, dies Prinzip ließe sich etwa so definiren:

Die nüchterne Kopirtechnik des platteren Realismus wird auf ein ganz eng umgrenztes Milieu angewendet, so daß es dem Phantasielosesten, Unbegabtesten kinderleicht wird, ein „Dichter", ein Litterat zu sein.

Und so ist denn die „Heimatkunst" eine Zufluchtstätte geworden für alle kleinen Geister mit enggezogenen Horizonten. Es ist, wie ich schon einmal sagte: Hinz schreibt über Buxtehude, Kunz über Potschappel und Wenzel über Leitomischl. Die armen Kerle können ja sonst nichts schildern; da wird eben Leitomischl, Potschappel oder Buxtehude sorgsamlich in einer Sprache, die für Hinz, Kunz oder Wenzel dichtet und denkt, abkonterfeit sammt Kirchthum und Burgemeister, und der „Heimatkünstler" ist fertig. Wirf sie hinaus in die große, weite Welt oder fordere von ihnen Klänge, Visionen, Gedanken, Erfindung: dann werden die guten Leutchen gar jämmerlich versagen.

Kommen wird einst der Tag, da man wieder die Sehnsucht empfindet nach Erzählern, die an der Ostsee so heimisch sind, wie in den Alpen; nach Dichtern, die mit dionysischer

Wortmusik, nach apollinischen Poeten, die in kühnen Bildern, in goldenen Symbolen zu den Menschen sprechen; nach einer Kunst, die Weiten besitzt und Höhen. Dann aber wird die letzte Nachblüthe des deutschen Partikularismus, die von Professoren und Kritikern verhätschelte „Heimatkunst", gründlich abgewirthschaftet haben. Bleiben wird nur die Heimatkunst, die schon vor allen diesen war, die Kunst eines Storm und Stifter, eines Raabe, eines Jean Paul, eines Liliencron; denn sie ist große Heimatkunst, nicht ein Hort der dichterisch Schwachen, sondern das Heim der dichterisch Starken!

Ich ahne, empfinde, ja ich weiß schon, wie sehr ich wieder mißverstanden werde. Ich hätte vielleicht gleich anmerken sollen, daß ich bei alledem in erster Linie an die „Heimatkunst" gedacht habe, die im heiligen deutschen Reiche von mittelmäßigen Litteraten gepredigt und von kleinen Schriftstellern geübt wird. Für Oesterreich kommt nun allerdings mehr jene Gattung der „Heimatkunst" in Frage, die sich Provinzkunst nennt. Jene ist, dem reichsdeutschen wohldisziplinirten Wesen gemäß, eine von den „Litteratoren" programmatisch geleitete „Bewegung"; diese war in ihren Anfängen durchaus natürlich und bodenständig. Doch ich rede da von ganz bekannten Dingen; auch will ich nicht entwickeln „wie es ward", sondern mich bekümmert weit mehr „was ist" nnd am meisten; „was droht".

Die von dem guten, braven, schlichten Rosegger angeregte, provinziale, ursprünglich gegen die Vorherrschaft Wiens gerichtete Erhebung und Empörung hat vor Allem ein paar ganz prächtige Charakterköpfe in das Licht der Oeffentlichkeit hinaufwachsen lassen, die sonst vielleicht niemals in die deutsche Schriftstellergallerie gekommen wären — feine, träumerische Seelen wie H. Greinz und H. v. Schullern, herbe, kraftschwere Persönlichkeiten wie Wallpach und Weber-Luttkow. Das sind Heimatkünstler im älteren, besseren Styl; die neue reichsdeutsche Heimatskünstelei hat keine Pendants dazu. Ueberdies trug eine gewaltige Woge völkischen Gefühls diese ganze Gruppe mit empor, während die entsprechende reichische Bewegung mehr papierenen und zum Theil freilich auch materiellen Motiven, (die man wohl begreifen kann), ihr Anwachsen verdankte.

Es wird aber nicht mehr lange dauern, bis aus der österreichischen Provinzdichtung, dieser Anfangs so frischen, gesunden und starken Kunst, eine „Heimatkunst" nach reichsdeutschem Muster geworden ist, eine rechte Kunst der Schwachen und der Philister. Ausgesprochene Individualitäten haben Wege gebahnt: die Kleinen drängen nach. Das ist ja immer so gewesen. Aber nun kommt noch Eins dazu. Wir Oesterreicher haben ja vor nichts einen so tiefen, unausrottbaren Respekt, wie vor den Aussprüchen deutscher Professoren und Kunstrichter. Der norddeutsche Magister, der angeblich bei Königgrätz und Sedan geistiger Sieger war, imponirt uns auch heute noch außerordentlich, obgleich die Zeiten sich so bedeutungsvoll geändert haben. Mußte ich's doch erleben, daß ich von meinen österreichischen Freunden in einem recht unerquicklichen Streite mit einer „tonangebenden" ästhetischen Zeitschrift beinahe völlig im Stich gelassen wurde. Der heimatkunstfreundliche Litteraturpapst galt offenbar als sakrosankt; man opferte ihm den Freund, den Gesinnungsgenossen, den heimischen Dichter. Doch dies nur nebenbei. Meine Angelegenheiten brauchen hier nicht verhandelt zu werden; ich rede vielmehr von einer Angelegenheit der deutschen Litteratur und Kunst, von Gefahren, die diese heiligen und ernsten Errungenschaften unserer Kultur bedrohen.

Es hat sich dann eigenthümlich gefügt, daß nicht nur jene trocknen Pedanten, die noch dazu sehr hochmüthig auf Deutschösterreichs Provinzkunst herabsehen, für diese bestimmend geworden sind, sondern, daß auch ein Mann, der in Allem das gerade Gegenspiel eines steifleinenen deutschen Aesthetikers ist, sich plötzlich zum Beschützer der Provinz- und Heimatskünstler aufwarf. Hermann Bahr, dieser echte Großstadt-Schriftsteller, der Vorkämpfer einer wienerisch-österreichischen Kultur, ein glänzender Stylist und äußerst kluger Mensch, sah den Sturm in unseren Provinzen heraufkommen — und er beschwor ihn, indem er den jungen Stürmern helfende Hände entgegenstreckte. Er wollte, so schrieb er dazumal, den Zirkel der paar Litteraten und Dilettanten verlassen und in's weite Land

zum Volke gehen. Mit seinem „Franzl" gesellte er sich auch als Poet zu den Männern des weiten Landes.*)

Ich habe mich zuerst sehr über dies Einvernehmen gefreut; ich erwartete, daß Wiener und Provinzler gemeinsam den Aufbau einer deutsch-österreichischen Kunst versuchen würden, die ihrerseits befruchtend und reinigend auf die allzu doktrinär gewordene große deutsche Kultur einwirken würde. Aber in neueren Tagen will es mich manchmal bedünken, als sei Bahr's Anerkennung ein Danaërgeschenk gewesen für unsere unverdorbenen Provinzleute.**) Es fällt mir peinlich auf, wie die Provinz- und Heimathkunst nunmehr schon eigentlich „Salonkunst" wird, wie die Letzten und Jüngsten sich bemühen, Styl und Ton der Großstadt, der „Litteraten und Dilettanten" auf ihre einfachen Stoffe zu übertragen.

Aber eine solche Verschmelzung wienerischer und provinzialer Kunst wäre vielleicht noch das geringere Unglück. Gott bewahre uns nur, falls es noch nicht zu spät ist, vor einer österreichischen Wiederholung der im Reiche Mode gewordenen „Heimatkunst". Ich kenne das Ding aus der Nähe, liebe Landsleute; ich sehe, wie die Horden der Schwachen, gleich den mörderischen Kaninchenschaaren in Neuholland, die Starken und Persönlichen aus ihren Positionen treiben.

Schließlich könnte man Alles verstehen, verzeihen und die unausbleibliche Reaktion abwarten. Eines freilich verzeihe ich Keinem, möge er Bahr oder Bartels heißen, geistvoll oder langweilig sein. Sie haben uns das Wort „Heimat" verekelt, das liebe, treue, traute, deutsche Wort. Es ist zum Schlagwort litterarischer Klüngel geworden, zu einem Aergerniß für die Reinen, Starken und Stillen . . .

Die Genien.

Drei Genien mit Augen himmlisch klar,
Ich sah sie steh'n an einem Hochaltar
Und opfernd tragen in geweihten Händen
Auf Silberschalen duft'ge Blumenspenden.
Der Erste seufzte in verhalt'ner Klage
Und also hört' ich ihn das Wort erheben:
„Ich bin das Leben.
Ich sä' in ungezählte Daseinstage
Wahnwonne, Herzeleid, Gewissensplage
Und grüble säend am Warum mich heiß".
Da sprach der Zweite in der Genien Kreis:
„Ich bin die Liebe.
Ach! Blüthen such' ich, junge Frühlingstriebe,
Im Wald verirrt, ein träumerisches Kind".
D'rauf fiel der Dritte ein: „Die Hoffnung bin ich.
Allein — die meisten stren' ich in den Wind".
Zu Kränzen web' ich deine Blüthen sinnig,
Sie opferten — über die Blumen zusammen
Schlugen die Flammen.
Nun aber wuchs aus Gluth und Brodem jach
Ein vierter Genius empor und sprach:
„Seh't! meine Flamme verzehrt euch.
Seh't! meine Flamme zerstört euch.
In meines Altar's reinem Feuer
Mischt sich, was mein ist und euer.
Flüchtiges Leben,
Hoffnung und Liebe —
Ein Kommen nur ist es und Entschweben
Ewig im Weltgetriebe.
Aber bei mir in Verklärungsschauern
Werdet ihr dauern,
Wechsellos und jung;
Denn ich — bin die Erinnerung.

Cannstatt. Ernst Ziel.

*) Nach unserer Meinung nicht in vortheihafter Weise.
**) Vollkommen unsere Meinung. (Die Schriftl.)

Ein Umwerther aller Werthe.

Von Manfred Wittich (Leipzig).

„Umwälzen, das ist mein Beruf . . ."
Multatuli.

Im Mai des Jahres 1860 erschien zu Amsterdam ein Buch, betitelt: „Max Havelaar oder die Kaffenauktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft." Ein Kritiker sagte: „Es fuhr hernieder wie ein Blitzstrahl, schlug ein und setzte in Flammen." Ein anderer meinte: „Ich kann wohl sagen, daß nach dem Tage des Erscheinens des Havelaar in der holländischen litterarischen Welt das Unwetter nicht aus der Luft gewichen ist. Und es ist viele süße Milch versauert, und es sind viele Gemüther verbittert, aber es ist frischer darauf geworden."

Multatuli nannte sich der Verfasser; multa tuli d. i. „Vieles habe ich erduldet." Das durfte der Verfasser des Max Havelaar mit vollem Rechte von sich sagen. Im Kampfe gegen die Ungerechtigkeiten und Sünden des holländischen Kolonialregiments in Ostindien war er zu der Ein- und Ansicht gelangt, daß eben dieses Regiment im Grunde genommen „ein System von Gewaltmißbrauch, Raub und Mord" sei.

Der Verfasser des Max Havelaar war Eduard Douwes Dekker, damals vierzig Jahre alt, von denen er siebzehn im holländischen Kolonialdienst gestanden und das „System" nach Kräften, aber ohne Erfolg bekämpft hatte. Alle Vorstellungen und Anstrengungen, den armen mißhandelten und ausgepreßten Javanen Hilfe, Rettung und Recht zu verschaffen, hatten nur das eine Resultat, daß er sein Amt verlor, Mangel, Noth und Verfolgung auf sich nehmen mußte.

Da schrieb er seinen Roman, „eine Vertheidigungs- und Anklageschrift in künstlerischer Form, wie die Welt keine zweite aufzuweisen hat, voll Haß und Liebe, voll Jammer und Jauchzen, durch seine Satire ein Schrecken der Millionen Krämer, ein freiheitliches Buch der Erbauung für aufwärtsklimmende Seelen".

In diesem wunderbaren Werke erzählt Multatuli-Dekker seine eigenen Erlebnisse, seinen Kampf gegen den Schlendrian und die Versündigungen an den Eingeborenen der Kolonien und die für ihn sich ergebenden Leiden und Gefahren. Mit lodernder Leidenschaftlichkeit und mit himmelstürmender Genialität ist das Werk abgefaßt, die ganze Glut seiner Feuerseele leuchtet und brennt darin. Er wollte um jeden Preis gelesen sein und wirken. Am Schlusse des Werkes sagt er:

„Es ist mir nicht darum zu thun, daß ich gut schriebe, ich wollte so schreiben, daß es gehört würde . . . „Das Buch ist bunt (werde man sagen) . . . es ist kein Ebenmaß darin . . . Jagd nach Effekt . . . der Stil ist schlecht . . . der Autor ist ungeschickt . . . kein Talent . . . keine Methode . . . — Je lauter die Mißbilligung meines Buches, desto lieber wird sie mir sein, denn desto größer wird die Aussicht, daß ich gehört werde. Und das will ich!"

Dann werde ihn vielleicht auch das holländische Volk hören und er von ihm einen Platz im Repräsentantenhause verlangen, wäre es auch nur, um zu protestiren gegen die Zertifikate der Rechtschaffenheit, die sich indische Spezialitäten (Kolonialbeamte) gegenseitig ausstellen, gegen die endlosen Expeditionen und Heldenthaten gegen arme, elende Geschöpfe, die man vorher durch Mißhandlungen zum Aufstande zwang . . . gegen die schändliche Niedertracht, indem man durch Zirkulare, welche die Ehre der Nation beschmutzen, die öffentliche Wohlthätigkeit für die Schlachtopfer chronischen Seeraubes anruft.

„Es ist wahr, diese Aufständischen waren ausgehungerte Skelette und diese Seeräuber sind wehrhafte Männer!"

„Und wenn man mir diesen Platz einzunehmen weigerte . . . wenn man mir fortgesetzt nicht glaubte . . ."

---

*) Bei J. C. C. Bruns, Minden in W. 1. Band. Auswahl aus Multatuli's Werken „Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. 1899. 2. Band. Max Havelaar. 3. Band. Liebesbriefe. 4. Band. Millionenstudien 1900.

„Dann will ich mein Buch übersetzen in die wenigen Sprachen, die ich kenne und in die vielen Sprachen, die ich noch lernen kann, um von Europa zu fordern, was ich fruchtlos in Niederland gesucht."

„Und in allen Hauptstädten wird das Volk Lieder singen mit dem Refrain:

Es liegt ein Raubstaat an der See,
Zwischen Ost-Friesland und Schelde.

„Und wenn auch das nichts fruchtete?"

„Dann werde ich mein Buch übersetzen in's Malaische, Javanische, Sundanische, Alfurische, Buginesische, Battakische . . .

„Und ich werde klewang-wetzende*) Kriegsgesänge schleudern in die Gemüther der armen Dulder, denen ich Hilfe gelobt habe, ich, Multatuli!"

„Rettung und Hilfe — auf gesetzlichem Wege, wenn es sein kann . . . auf dem rechtmäßigen Wege der Gewalt, wenn es sein muß."

„Und das würde sehr nachtheilig wirken auf die Kaffenauktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft."

„Denn ich bin kein fliegenrettender Dichter, kein sanftmüthiger Träumer, wie der getretene Havelaar, der seine Pflicht that mit dem Muth eines Löwen und Hunger leidet mit der Geduld eines Murmelthieres im Winter."

„Dies Buch ist eine Einleitung . . ."

„Ich werde wachsen an Kraft und Schärfe meiner Waffen, je nachdem es nöthig sein wird."

Ein Anruf des Königs der Niederlande macht den Schluß.

Havelaar-Dekker miethete nach Veröffentlichung seines Romanes in Rotterdam ein Zimmer, wo er die urkundlichen Belege für seine vorgetragenen Anklagen auflegte zur allgemeinen Einsicht — kein Mensch wollte sie sehen!

„Aus Filz kann man mit dem besten Stahl keine Funken schlagen", sagt der Norweger Kielland in einem seiner Romane.

Man befolgte die Taktik jener Insekten, die sich tot stellen, wenn man sie gefangen hat.

Der gewesene und deutlich genug von Multatuli im Havelaar gekennzeichnete Gouverneur Duymaer van Twist, erklärte in der zweiten Kammer auf eine Interpellation über das „System" in den Kolonien und über Multatuli's Buch: „Wenn ich über dieses Buch spräche, würde ich dem Scheine der Parteilichkeit nicht entgehen." (!!) Darum schwieg er . . . Und alle Anderen bis zum König hinauf schwiegen ebenfalls . . . Die nicht hören wollen, sind die schlimmsten Tauben!

Weder seine Rehabilitirung, noch die Beseitigung der Schäden des holländischen Kolonialsystems erlangte Multatuli. Auch das Volk blieb stumm.

„Mein Unglück ist, daß ich in Holland geboren bin, in dem Lande, wo nur ein Gesetz gilt, ein Glaube, ein Gott: Geld!" Wenn er seines Vaterlandes gedenkt, fügt er oft hinzu: „wo ich nicht zu Hause bin!"

In der That diente er diesem Glauben, diesem Gesetze, diesem Gotte nicht und der hat ihn denn auch gründlich verlassen!

„Ich bin ärmer als der ärmste Taglöhner. Das Papier, worauf ich schreibe, ist geborgt. Meine Frau und meine Kinder habe ich dem Mitleid meines Bruders anheimgeben müssen", schreibt er einmal, als er um Genugthuung und Wiedereinstellung in Staatsdienste einkam. „Doch anders dienen, als ich zu Lebak diente, kann ich nicht!" heißt es am Schlusse dieses Schreibens.

Und in der That hatten wohlhabende und „korrekte" Verwandte recht, die da ihm Schuld gaben, daß er „Prinzipien wegen sich die Karrière verderbe."

*) Klewang ist der Name einer Waffe der Eingeborenen. Multatuli wollte also „Boxerlieder" dichten. (D. Verf.)

Dabei war Dekker bei seiner glühenden Menschenliebe und Theilnahme für alle Armen und Elenden von einer beispiellosen Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft, so daß man mit Recht von ihm gesagt hat: „Der Schatz seiner Liebe war so groß, daß er äußerlich ewig arm bleiben mußte!"

„Wer denkt wohl an den eigenen Rock, bei so viel Elend von anderen?" hat er selbst einmal geschrieben und sich damit treffend charakterisirt.

„Findest Du es nicht komisch, ich bin des warmen Essens entwöhnt und vertrage Abends nur kaltes gesalzenes Fleisch und Brot", schreibt er einmal seiner ersten Frau, von der ihn die Noth und das unstete Umherirren, ohne daß er einen neuen Boden für eine feste Existenz fand, lange Jahre fern hielt.

Everdine Huberte, eine geborene Baronesse von Wynbergen, hatte Dekker 1845 kennen gelernt; sie stand ihm in der schweren Zeit in Ostindien tapfer und treu zur Seite, sie trug auch die Noth und Trennung. Ja noch mehr; sie holte ein von Dekker geliebtes, verfolgtes Mädchen aus den Klauen ihrer Peiniger ins eigene Haus und alle darin achteten und liebten einander grenzenlos. Nicht Groll oder Eifersucht, sondern der Wunsch den Gatten zu entlasten, bestimmte Everdine (die Tine des Havelaar), sich von den Beiden zu trennen.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch," hat Dekker öfter gesagt und geschrieben, „der Adel und die Ehre des Menschen wohnen über dem Nabel!"

Für eine arme bedrängte Familie schrieb Dekker die „Minnebriefe"; aus Mangel an anderen Mitteln schenkte er dem Bittsteller das Manuskript dieses merkwürdigen Werkes vom Jahre 1861.

Hier setzt er zunächst den Kampf für die Eingeborenen der Kolonien schneidig fort, nimmt aber zugleich den größeren gegen die Gesellschaft überhaupt auf. In diesem neuen Buche finden sich unter Anderm die zehn „Geschichten von der Autorität", in denen Gewalt, Aberglaube, Lüge, Tradition, Denkfaulheit, Ausbeutung, Unterdrückung als Ursprung oder Zweck fast aller „Autoritäten" hingestellt werden. Das Gottesgnadenthum ebenso wie die kirchliche, ja die elterliche Autorität werden scharf kritisirt: Wohlthun und Liebe allein sollen nach Multatuli echte Autorität, Anhänglichkeit, Gehorsam, das ist Gegenliebe begründen. Die Kritik war aus dem Häuschen. Ein litterarischer Scharfrichter schrieb:

„Wir haben jetzt einen modernen Herostratus. Es ist die Ichheit von Multatuli. Er vergreift sich an allem, was dem Menschen theuer ist. Er verkündigt die verderblichsten Morallehren. Er rennt an und tritt nieder alles, was die Nation lieben und verehren gelernt hat. Er leugnet Gott, Bibel und Evangelium. Er leugnet das Bestehen der Seele, der Unsterblichkeit, der Seligkeit und erkennt nichts als sein eigenes Ich, seine Persönlichkeit als die einzige Gottheit an, und er beweihräuchert sie. Und wenn Multatuli in seinem Hochmuth und in seiner Vermessenheit euch zuruft: „Publikum, ich verachte dich mit großer Innigkeit!" — was denkt ihr wohl, wird die Antwort des Volkes an ihn sein? — Es wird ihn aus seinem Gedächtnis streichen."

Statt ihn abzuschrecken, spornten solche Schmähungen ebenso wie die Stumpfheit des Massenunverstandes Multatuli nur noch mehr an in seinen Bemühungen für Freiheit und Wahrheit.

„Nein, es soll nicht gesagt werden, daß niemand versuchte, den Fluch zu beschwören, der auf dem Volke ruht. Es soll nicht gesagt werden, daß niemand die Krankheit anrührte, die faulende Krankheit, an der das Volk leidet: die Lügen. Ich werde thun, was ich kann."

„Ich will den Kampf gegen das verbrecherische Treiben unserer Sitten aufnehmen, die der Entwicklung und Verbreitung der Hysterie Vorschub leisten. Aber ich muß, um ganz sicher zu sein, daß die Mädchen auch lesen, was ich geschrieben — denn zu ihnen will ich sprechen, nicht zu den Eltern! — erst meine „Ideen" auf den Index verbotener Bücher setzen lassen. Ich will Einfluß haben und da, wo es mir an Talent oder an Kraft gebricht, rufe ich, um jenen Einfluß zu erlangen, die Hilfe des Verbots an.

Diese Taktik habe ich von einer Freundin gelernt — von der Natur. Auch sie arbeitet umso mächtiger, je mehr sie gehemmt wird."

Seit des seligen Heine Zeiten haben „satte Tugend und zahlungsfähige Moral," Muckerei und Heuchelei keinen solch' unerbittlichen Spötter und Strafrichter gefunden, als unseren Multatuli. Natürlich müssen alle Pfaffen und Pfaffenknechte entsetzt auffahren, wenn sie Kernsätze lesen, wie folgende:

„Die Tugend, die filzige, hagere, rohe Tugend ist da, um in Marter zu wenden, was ohne sie lieblich sein würde . . ."

„Glaube ist ein freiwilliges Zellengefängnis des Verstandes . . ."

„Die Frommen machen einen Gott, takeln ihn spottwürdig auf, und wenn ich dann spotte über diese Spottwürdigkeit, sagen sie, das ich etwas Heiliges antaste . . ."

„Wer Ihnen Selbsterniedrigung anpreist als Tugend, der ist ein Betrüger . . ."

„Sitten sind Musterzeichnungen, auf denen die Tugenden des Tages abgebildet sind, die Modekupfer des Herzens . . ."

„Man machte Tugenden, die an Stelle der Tugend traten. Und die fabrizirten Tugenden wechselten mit der Saison, ja mit der Woche. Was heute Tugend war, wurde morgen schon Untugend und umgekehrt. Wer heute die Tugend des vorigen Jahres umhinge, würde aus der Mode sein und als verkehrt geboren angesehen werden. Wer sich in die Tugend der Zukunft kleidet, wird ausgepfiffen wie Wagners Musik in Paris. Die Hauptsache ist, daß man sich mit den Tugenden des Tages behängt."

„Kannst Du nicht ohne Moral leben, Leser — ei nun, thue gut! Das ist die beste Moral!"

Oder über folgendes „Märchen von der Autorität":

„Eine Dienstmagd ging aus mit den Kindern ihres Herrn. Sie erhielt den Auftrag sie gut zu bewachen. Aber siehe, die Kinder waren ungehorsam und liefen fort, so daß ihre Aufsicht umsonst und ihre Sorge eitel war."

„Darauf schuf sie aus Nichts einen schwarzen Hund, der jedes Kind beißen sollte, das nicht in ihrer Nähe blieb. Und die Kinder waren in Furcht vor dem Hunde und wurden sehr gehorsam und blieben bei ihr. In der Ueberlegung ihres Herzens sah sie den Gott an, den sie gemacht hatte, und siehe, er war sehr gut." —

„Aber die Kinder wurden wahnsinnig aus Furcht vor diesem Hund." —

„Und das sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag." — —

„Auf die „Liebesbriefe" folgten die „Ideen", Aphorismen im Stile Nietzsches,*) Parabeln, Fabeln u. s. w., die allmählich im Laufe der Jahre zu 7 Bänden anschwollen.

Die Frauen haben keinen glänzenderen Vorkämpfer und Vertheidiger ihrer Rechte je gefunden als Multatuli. Der deutsche Herausgeber seiner Schriften sagt:

„Wäre Multatuli unser Zeitgenosse, unsere Frauen und Mädchen würden ihn auf Händen tragen, denn es gibt in unserer Zeit des Fortschrittes und der Gährung, in der Sturm- und Drangperiode des 19. und 20. Jahrhunderts nicht Einen, der mit so beißender Schärfe und dabei mit solcher inniger Leidenschaftlichkeit gegen eine unwürdige Unterjochung des weiblichen Geschlechtes zu Felde gezogen, wie Multatuli in seinen „Ideen". In glühenden Worten erläßt er eine glänzende Polemik gegen die falsche, menschliche Gesellschaft, die willkürlich „Sitten" macht, Sitten, welche von dem weiblichen Geschlechte das Zurückdrängen aller natürlichen Empfindungen verlangen, Sitten, die unserer Mädchen ureigenstes Wesen im Keime ersticken, sie unter dem Drucke heuchlerischer Forderungen elend verkümmern lassen und sie dem Minotaurus, dem mannigfach gearteten Wesen, mit einem Maul wie eine große Bibel mit Randglossen, und einem riesengroßen Strickstrumpf als Rumpf, der in einer Stricknadel endigt und den Namen Hysterie führt, in den Rachen werfen."

*) Der offenbar Dekker gekannt und ihm viel zu verdanken hat! Hier ging gewiß Zarathustra in die Lehre. (Der Verfasser.)

Auf die Ideen folgten die „Millionenstudien" und das ideenreiche Drama „Die Fürstenschule". Ueber ersteres Werk nur einige Worte.

Dekker ein großer Freund der Mathematik, hatte in dringender Noth einst in Homburg — er hielt sich meist bis zu seinem Tode in Deutschland auf — eine Zeit lang an der Spielbank glücklich gespielt und manche drückende Schuld abstoßen können; dann aber verließ ihn das Glück. Später studirte er in Wiesbaden das Spiel und die Spieler. Er kam zu dem Ergebnis, daß eine Theorie, nach der man unbedingt gewinnen müsse, auf dem Wege der Wahrscheinlichkeitslehre nicht zu finden sei. Dies und andere Beobachtungen aus dem Spielerleben stellt er in den Millionenstudien „realistisch, philosophisch, romantisch, satirisch" dar. Er bezeugt viel mehr Entrüstung über die Sittenprediger und Heuchler, welche aus ziemlich trüben Gründen auf das „unmoralische Spiel" schelten, als über dieses selbst. So lange wir Aktiengesellschaften, Staatsschulden und ungerechte Steuersysteme füttern, sei es blanke Heuchelei über die Spielbanken zu zetern.

Daneben und zwischendurch stellt er eine Menge satirisch-kritische Betrachtungen an, über Politik und neuere Geschichte, hechelt Adel und Gottesgnadenthum, kämpft rüstig für die Emanzipation der Frauen, deren Fehler in der Hauptsache unseren Männern auf Rechnung zu schreiben seien, da doch diese in Staat, Gesellschaft und Familie ausschlaggebend herrschen.

Außer zahlreichen kleineren Schriften ist noch das Buch „Wountertje Pieterse', „die Schicksale eines kleinen Menschenexemplars" zu nennen, sein letztes Werk voll ungemein treffender und reizender Schilderungen holländischen Lebens.

Durch Großmuth eines Verehrers konnte sich Dekker in Unteringelheim am Rhein ankaufen und auf eigenem Grund seinen Arbeiten und der Erziehung seiner Kinder leben. Er starb am 19. Februar 1887; seine Leiche ward in Gotha verbrannt.

Nun, da seine Hauptwerke auch ins Deutsche übertragen wurden, steht zu hoffen, das ein Wort des großen Dichter-Denkers auch bei uns in Erfüllung geht, das er 1863 schrieb: „Was unter Männern meines Geistes ist, wird sich erst nach zwanzig Jahren zeigen, wenn sie, die mich in ihrer Kindheit lasen, die Gesellschaft lenken werden. Wer älter war bei meinem Auftreten, war von vornherein schon eingenommen von Kaffee, Zucker, Bibelgott, Corpus juris, Werthpapieren und anderen Ladenartikeln. Es wird gestritten werden in meinem Namen, wenn ich selbst nicht mehr da sein werde" . . .

Es will mich bedünken, daß thatsächlich für die neuen Bahnen, auf denen die moderne Menschheit zu wandeln haben wird, Multatuli ein Pfadfinder und Wegweiser, vor Nietzsche ein „Umwerther aller Werthe" gewesen ist.

Pflicht.

Sind doch ein wunderlich Geschlecht,
Die Menschen heutzutag',
Mach' ich's auch wohl dem Nachbarn recht,
Das ist die erste Frag'.

Das heuchelt her, das heuchelt hin
Sein freies „Ich" zu Grund.
Und schließlich bleibt der Mensch nur mehr
Sein eigener Kettenhund.

Kommt her, ich sag's euch in's Gesicht
Mit seinem heiligen Schein:
Das ist die göttlich höchste Pflicht
Ein freier Mensch zu sein.

Zürich. Emil Uellenberg.

(Nachdruck verboten.)

Politik.

Variétéspiel in drei Aufzügen von J. Hafner und O. Weilhart (Wien).

Den Bühnen gegenüber als Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

III. Aufzug.

Personen:

Ulrich. Der Demagog. Ein Jurist. Zeno, ein „Zeitphilosoph". Ein Sozialdemokrat. Ein Alldeutscher. Ein Liberaler. Ender. Der Rath der neuen Zeit. Politiker. Volk. Kellner. Grete. Willy. Dr. Karl, ein Affe aus Jena. Die Politik. Der Kardinal. Ein Polizeikommissär. Zwei Irrenwärter. Ein Meßner. Polizisten.

1. Auftritt.

Klubzimmer eines Café-Restaurants. Der Rath der Neuen Zeit hält eine §. 2-Versammlung.

Ulrich: Das Volk erfreut sich an den Festlichkeiten, die wir ihm gewähren ... Laßt uns berathen! Wir müssen nothgedrungen etwas thun ... das Volk ist unzufrieden. Die Feste lullen es nicht ein und gehen bald vorüber. Was dann?! Man glaubt an uns're Neue Zeit ...

Einer: Und fordert sie.

Ein Anderer: Könnt ihr sie geben?!

Ulrich: Ich nicht allein. — Vielleicht wir Alle ... ich fühle schon: wir werden denken müssen ...

Einer: Das Volk ist gut ...

Der Jurist: Ich warne Euch vor all' zu viel Vertrauen ... ich kenne wohl das Volk ... ich hab' mich unter ihm viel aufgehalten ... und weiß von seinem Tadel ...

Einer: Was weiß er?

Viele: Heraus damit!

Jurist (sich räuspernd): Die neue Zeit — die Leute wissen nicht, was mit ihr anzufangen wäre ... Woran sie sich erfreu'n, das sind die Feste und nicht die Neue Zeit ... Sie wissen nicht, woran sie sind.

Ein Politiker: Das Volk ist doch stupid!

Viele: Stupides Volk!

Der Demagog: Das Volk braucht einen Führer!

Jurist: Gewiß ... Das Erste aber, was wir brauchen, ist ein gutes Stichwort ... Es fragt sich, was ihr seid ... fortschrittlich oder klerikal? ... aristokratisch oder demokratisch? ... Die Herumregiererei hat jede Zuversicht im Volk erschüttert ... mißtrauisch ist es heute und wittert überall Bestechlichkeit und Korruption ... Es ist zu oft betrogen worden ...

Demagog: Die Neue Zeit hat keinen Namen ... da hat der Rechtsgelehrte recht ... Worauf es ankommt, ist: was wir dem Volke sagen, und schönen Reden, die dem Ohre schmeicheln, weiß es gewöhnlich bessern Dank, als selbst den größten Thaten ... Das, was zunächst das Volk will, ist die Phrase und mit der That hat's Zeit!

Ulrich: Ein Stichwort also!

Demagog: Ja, ein Stichwort — darüber laßt uns sinnen!

Alle: Ein Stichwort!!

Ulrich: Das wollen wir mit gold'nen Lettern in uns're Fahnen sticken!

Demagog: Auch Fahnen will das Volk!

Der Sozial-Demokrat: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Das sei die Inschrift!

Die Meisten: Nie! Nie! Nie!

Demagog: Damit erzeugt Ihr Anarchie und Schrecken!

Sozialist: Die Inschrift wär' ein Gebot und Evangelium der Vernunft!

Demagog: Was schert uns die Vernunft?! Wir schätzen and're Geistesgaben ... Viel lieber feig als dumm sein! Die Regel rath' ich allen guten Diplomaten ... So sieg' ich immer!

Sozialist: Wie hab' ich Euch verkannt! Auch Ihr liegt auf dem Bauche vor dem hohlen Götzen?!

Einige (entrüstet): Wen meint er da?!

Sozialist: Nun ich verhehl' es nicht: den Staat.

Viele: Ein Sozialist!

Sozialist: Gebt mir den Namen! Meinetwegen! Heut' trennt noch Volk und Staat — schier möcht' man glauben — unüberbrückbar eine Kluft!

Einer: Er kritisirt den Staat!

Sozialist: Jawohl den Staat! Sein Wesen ist Nehmen und Fürsichbehalten ... Zu kurz kommt jeder, die Hundert ausgenommen, die ihn selbst regiren. Dem Bürger aber gibt er für den Opferwillen die Suggestionen abgestorbener Begriffe wie: Eigenthum und Ehe, das gleiche Recht auf

Nichts und nicht zuletzt Gedankenfreiheit — nur das geschriebene und gesprochene Wort wird zensurirt — welch' eine Freiheit für den Esel, indeß wir Genialen an Ketten eine ganze Schmiede tragen. Was danken wir dem Staat? Er ist das große Netz, das alles einfängt und zugleich die Spinne, die an allem Leben saugt.

Demagog: Legt ihm das Schweigband um — der Kerl schadet uns! (Dem Sozialdemokraten wird ein großes weißes Tuch um Kopf und Mund gebunden, so daß der Knoten vor dem Munde zu liegen kommt.)

Sozialist (sich wehrend): Erwürgt das freie Wort!..

Viele: Werft ihn hinaus!

Demagog: Laßt ihn nur hier — er soll uns hören! (Der Sozialdemokrat ist überwältigt.)

Ulrich: Wir pflegen Toleranz!... Das soll uns übrigens nicht stören.

Demagog: Wir fahren fort!.

Der Alldeutsche: Es ist gefährlich hier zu rathen!

Einige: Ein Vorwurf!

Der Alldeutsche: Doch wüßt' ich Rath!

Ulrich: Er rede frei, denn wir sind höflich und dulden gerne andere Meinung. — Nur dem, der uns mißfällt, verbinden wir das Maul.

Viele: Er rede, rede!

Der Alldeutsche: Gut denn, wenn Ihr mich hören wollt... ich denke wir schreiben „Deutsch und Kaiserthum" auf uns're Fahnen!

Viele (entsetzt): Ein nationaler Radikaler.

Demagog: Mensch! du vergißt ja, daß wir in Oesterreich schon alles haben, was wir brauchen...

Ulrich: Deutsch sind wir wider Willen... und unser Kaiserthum ist älter als das neue deutsche...

Demagog: Laßt ihn nicht weiter reden (winkt jenen, die den Sozialisten geknebelt.) Auch dieser ist ein Schädling!

Viele: Bindet ihn!

Der Alldeutsche: Ich mein' es gut, ich fühle mit dem Volke...

Viele (schreiend): Er ist ein Hochverräther!... Und ein Preuße!...

Zeno: Sie sind wohl gar aus Rosenau (auf den Nationalen weisend.) Was machen denn die deutschen Götter?!

Der Nationale: Meint Ihr, ihr reicht mit Euren Heiligen höher?!...

Viele: Hört Ihr! Er lästert Gott!

Andere: Er predigt „Los von Rom!"

Demagog: Gebt ihm sein Pflaster!

Der Nationale (schreit während er geknebelt wird, leidenschaftlich): Ja „Los von Rom!" und los von allem Muckerthum! Die Freiheit ist verkauft für einen Peterspfennig!

Ein Knebler: Nun bist du auch ein Märtyrer! (Gelächter.)

Ulrich: Ich bin für etwas Neues...

Alle: Hört!

Demagog: Das waren lauter alte Phrasen!

Der Liberale: Ich bin ein Liberaler, ich hasse alle Pfaffen!

Demagog: Den knebelt fester als die beiden...

Der Liberale: Ich bin es ehrlich!

Demagog: Um so schlimmer!

Der Liberale: Ich protestire!! (Der Liberale ist ohne Widerstand geleistet zu haben, geknebelt worden.)

Demagog: Ich hoffe, die Aergsten sind jetzt stumm gemacht...

Zeno: Hört mich, ich weiß das Neue... das wird der Menge passen...

Demagog: Wir sind begierig!

Zeno: Haßt Ihr die Juden?!

Alle: Ja!!

Zeno: Das wär' mein Stichwort!

Alle (durcheinander): Verjagt die Juden! Tod den Juden! Sie sind Parasiten!

Zeno: Ein beff'res Stichwort gibt es nicht. Das schreiben wir auf uns're Fahnen! Es ist auch ungefährlich!

Einige: Ungefährlich?!

Zeno: Ja ungefährlich! Es denkt ja doch kein Mensch daran, es jemals zu erfüllen... Es ist nur Stimulanz für's Volk!...

Der Nationale (den Knebel wegschiebend): Ich denk' an seine Lösung... Doch was Ihr macht, ist Marktgeschrei! Ihr konzentrirt die Macht, die ihr bekämpfen wollt... die Macht des Judenthums!

Viele: Schweig', Hochverräther! Schweig'!

Zeno (verächtlich): Bierbankpolitiker! (indessen ist dem Nationalen der Knoten wieder festgezogen worden.)

Ulrich (zu Zeno): Verzeiht die Unterbrechung!.. Ihr könnt schon wieder weiter reden...

Alle: Ja redet! redet!

Ulrich: Thut uns den Gefallen!

Zeno (mit Pose): Das was wir wollen, werden wir erreichen... Uns werden solche Narren nicht beirren...

Alle: Bravo!!

Zeno: Das Volk ist aufgeregt, es muß mit uns zufrieden werden... Das hohe Lied der That jedoch bekommt dem Volke nicht. — Ist es beruhigt, tanzt es gerne wieder weiter an der gold'nen Kette... Den großen Umsturz werden

wir ja doch nicht mehr erleben ... Und wenn ... Die Welt verbessern ist ein Traum. Das Glück ist keine Bettelsuppe! Der Umsturz wird ein Chaos schaffen und keinen Rohstoff, aus dem die Träumer und die Schwärmer Wirklichkeiten zeugen ... Noch frech'res Machtgelüste wird das Volk an neue Ketten legen. Der Utopismus ist ein Unsinn! Die Masse ist zu groß und d'rum ist ihr Gesetz: zu leiden ... Von diesem Leiden leben wir! (rasch) Wählt und entscheidet, was Euch lieber ... leiden oder knechten?!! Wir schwimmen oben und das ist unser Glück!!

Der Nationale (sich die Binde hebend): Das ist ein echter Schuft! (Der Knebel wird ihm wieder stärker angezogen.)

Demagog: Das ist ein ganzer Mann ... Wer zweifelt noch?! Stoßt an! Sein guter Einfall lebe hoch — hoch!!

Alle (anstoßend): Hoch!!

Ulrich: Nieder mit den Juden ... da meint das Volk: wir treffen alle Reichen!

Alle: Ja! Nieder mit den Juden!

Einer: Und christlich ist der Vorschlag auch?!

Ulrich: So äußerlich ... Wer fragt darnach im Ernste.

Demagog: Wer für das neue Zeichen ist — erheb die Hände! (alle, mit Ausnahme der Geknebelten, erheben die Hände.)

Demagog: Ich stell' die Gegenprobe! (alle mit gesenkten Händen, nur die Geknebelten erheben die Hände.) Einstimmig angenommen! ... Ich danke!!

Der Sozialist (hat die Binde weggeschoben): Auch Ihr seid Parasiten!

Der Nationale (ebenfalls): Wie alle Volksverräther ... (Großes Gelächter, während die Knebler wiederum an den Mundbinden der Geknebelten zerren.)

Ender (vortretend): Ich kauf' die Fahne, Freunde!

Alle: Ein Volksfreund! Hoch!!

Ender: Und lass' sie gleich bemalen ... Wie soll die Farbe sein?

Der Sozialist (wie Oben): Roth!!

Der Nationale (desgleichen): Schwarz-roth-gold!!

Alle: Ruhe! Ruhe! (Die Beiden werden abermals geknebelt.)

Ulrich: Ich denke Kremserweiß ... Es gibt im Volke viele Kremser! (Allgemeine Zustimmung.)

Ender: Also Kremserweiß (geht ab.)

Ulrich (entzückt): Das wird modern! Ich zeichne die Embleme!!

Demagog (läutet): Ich danke, meine Herren, für Ihre große Mühe! Der Kern der Sache wär' somit erledigt ... Das Weit're wird sich finden ... Sie kennen das Programm, das hier entwickelt wurde, es ist klar und bündig und was vor allem noth thut: populär ... Freund Zeno hat uns're Sache sehr gefördert, ich denke wir verschaffen diesem wackern, vom Geist der Neuen Zeit erfüllten Manne eine fette Pfründe ...

Alle: Im Ministerium!

Einer: Da wird er eine große Freude haben ...

Zeno: Hochverehrte Freunde ... mein Ehrgeiz geht nicht höher ... ich werde dankbar sein ...

Einer: Und was bekommen Ulrich und der Demagog?

Alle: Den Bürgermeisterstuhl! ... / Die gold'ne Kette!

Ulrich: Wir sind gerührt ... Selbstlos, wie immer, und als gute Patrioten entziehen wir uns nicht der angebotenen Würde ...

Demagog: Nur Euch und nur dem Volk zu liebe bringen wir dies schwere Opfer ...

Alle: Hoch! Hoch diese Edlen!

Demagog: Nun blick' ich mit Vertrauen in die Zukunft ...

Ulrich: Und ich mit Stolz ...

Einer: Ich gleichfalls, wenn ich etwas kriege ...

Ulrich: Gemach, liebwerthe Freunde! Keiner kommt zu kurz ...

Demagog: Mein Wort darauf, wir denken eines jeden, der uns folgt!

Einer (auf den Tisch schlagend): Die zwei sind nobel, das lass' ich mir gefallen ...

Ulrich: Ja nobel! ... Ich hör' mich gerne loben ... Ich bin ein selt'ner Mensch — ich werd' es Euch beweisen ...

Einer: Wir zieh'n zum Rathhaus und rufen Eure Namen.

Alle: Zum Rathhaus! Auf in's Rathhaus!

Der Vorige: Und dann zum Parlament ...!

Alle: Zum Parlament! (alles formirt sich zum Abzug.)

Demagog: So macht man Politik!

Ulrich: Grüßt mir die Massen auf der Straße! Wie lieb' ich doch das Volk unsäglich!

Zeno (auf die Geknebelten weisend, indem er den Liberalen rüttelt): Die Drei da schleppt als Geißel mit! (sie werden gebunden, der Widerstand des Nationalen und des Sozialisten mit Gewalt überwältigt.)

Alle: Zur Polizei!!

Demagog: Zum Staatsanwalt!

Alle: Ja! Zum Staatsanwalt!!

Demagog: Das schafft uns oben Freunde und Vertrauen ...

Zeno: Das brauchen wir ... wir denunziren sie als Hochverräther ... (Allgemeines Jauchzen!)

Alle (schreiend): Zur Polizei! Zur Polizei!

Demagog: Das sind mir brave, tücht'ge Leute!

Ulrich: Die muß man für sich haben!

2. Auftritt.

Ulrich, der Demagog.

Ulrich: Nun wären wir allein ... Wie halten wir es mit der Bürgermeisterwürde?

Demagog: Du wirst Oberbürgermeister. Um dich dreht sich doch alles ...

Ulrich: Ja endlich! Ich fühle mich auch ganz Achse ... Du wirst mein Stellvertreter ... sozusagen das zweite Rad am Wagen ... Uebrigens, die meiste Arbeit überlaß ich dir ... das Reinpolitische. In mir steckt außer dem Politiker noch der Künstler!! Ich kremple jetzt die ganze Stadt um ...

Demagog: Man wird uns für die Schöpfer einer neuen Weltordnung ausgeben —

Ulrich: Versteh'n wir denn auch wirklich gar so viel?

Demagog: Ja, — wenn wir nur das Volk hinter uns haben ...

Ulrich: Ich fühl' mich eigentlich manchmal unsicher ... im Vertrauen! Ich hab' auf der Schulbank zu wenig zugehört ...

Demagog: Lass' dich nicht auslachen ... Die Wissenschaft ist auch ein Schwindel ... Schon längst ist jede Fakultät gekauft ...

Ulrich: Von oben?

Demagog: Und von unten!

Ulrich: Meinst Du?

Demagog: Lass' uns nur an das Ruder kommen! Wir kriegen sie ... Schau' Dir den Zeno an ... den machen wir zum Unterrichtsminister, der würgt die Wissenschaft schon nieder! ...

Ulrich: Herrlich!

Demagog: Es gibt zu viel Parteien in der Wissenschaft ...

Ulrich: Die sogenannte neue Wissenschaft besonders ist des Teufels! Ich hab' so eine Ahnung, daß wir vor der nicht recht bestehen werden ...

Demagog: Da kann's nur Eines geben!

Ulrich: Fort mit Schaden ...

Demagog: Das machen wir!

Ulrich: Geht's leicht? Du! die Gelehrten!

Demagog: Heloten, Wahrheitssklaven!!

Ulrich: Der Darwinismus, die Entwicklungslehre! ... Ich meine, da stolpern wir! ... Wir hätten doch eine andere Politik machen sollen!

Demagog: Was Dir nicht einfällt! ... Da wären wir den Sozialisten in's Garn gerathen ... Das hieße an unserer eigenen Entrechtung schaffen. Ich bin für eine andere Luft! ... Das — was ich bewußt am allermeisten hasse — ist der freie Geist.

Ulrich (besorgt): Gewagt! Gewagt!

Demagog: Es muß so sein! Sonst kommt für uns ein furchtbar Ende! Sobald die Wahrheit schädlich ist, muß sie entwurzelt werden, ausgerottet mit Stumpf und Stiel! sie ist nicht mehr als eine Pose — eine Mode, ich hasse ihre Fratze! Die wirklich großen Männer der Geschichte mieden ihre Wege oder kannten wenigstens gelegentlich noch andere ... Nur unserer willensarmen Zeit ist sie zum Evangelium geworden. (Beschwörend.) Die Ernte dieser Drachensaat, bei Gott, ich will sie nicht erleben ... Einst war die Masse eine leere Zahl.

Ulrich: Heut' fühlt sich jeder!

Demagog: Denn unterm glatten Spiegel der Erkenntnis wogt und peitscht das aufgeregte Meer der Leidenschaft und jede Schranke überflutet die Begierde!

Ulrich (entrüstet): Nun will der Proletarier mit an dem gedeckten Tische sitzen ...

Demagog (höhnend und aufregend): Für alle aber reicht die schönbesetzte Tafel nicht ...

Ulrich (heftig): Sie wollen theilen! Das ist frech!!

Demagog (wie früher): Die Wissenschaft nennt's ja ihr gutes Menschenrecht ... Es kommt die schwarze Suppe der Spartaner wieder!

Ulrich: Die Proletarier gewinnen wenig ...

Demagog: Doch wir, die wir das Leben als ein Vorrecht übten und erlernten — wir stürzen gleich Titanen in ein (mit Wucht) **allgemeines Proletariat!**

Ulrich (aufgestachelt): Das müssen wir verhindern! Um jeden Preis!

Demagog: Die Wahrheit ist zum Zeus erhoben worden ...

Ulrich: Wir aber brauchen einen anderen Gott ...

Demagog: Vielleicht ist's schon zu spät .. denn oben war man bisher blind ... Zu lange schon hat man die Wissenschaft begünstigt ... Was soll's noch nützen, auf jeden Sozialisten einzuschlagen, solange man die Wahrheit, diese alte Bettel überfüttert und die Kultur dabei zerschlägt?!!

Ulrich (verzweifelt): Ach unsere Minister! Unsere Minister!!

Demagog: Jawohl! Doch härter noch als Diamant ist das Kausalgesetz!

Ulrich: Es macht dem argbeschränkten Horizonte dieser Herren keine Konzessionen ...

Demagog: Gut, daß Du's einsiehst!!

Ulrich (überzeugt): Ich brauche Deine Politik!

Demagog: Wir brauchen Deine Kunst! Sie muß uns die Symbole schaffen für unsere neue Politik! Die Technik ist neutral ... der eigentliche Feind ist nur die unumschränkte Bildung ... denn sie allein verdirbt dem Proletarier den Geschmack am Leben! Und in den Widersprüchen zwischen Wissenschaft und Leben muß ein jeglich Volk vergehen ... Mehr aber gibt die Wahrheit nicht!

Ulrich: Sie revolutionirt und kann nicht helfen.

Demagog: Und hat die Mittel der Befriedigung nicht in ihren Händen ... Das Leben fällt doch ewig in sich selbst zurück —

Ulrich: Und hinkt den schönen Postulaten nach ...

Demagog: Ein dauerndes Gesetz! Ich propagier' die Politik der starken Hand!

Ulrich. Die Politik ist eine Kuh zum Melken ...

Demagog: Jawohl!

Ulrich: Wir setzen uns zu ihrem Euter ...

Demagog: Und melken!

3. Auftritt.

Ulrich, Demagog, Willy, später Dr. Karl, ein Affe aus Jena.

Willy (eintretend): Servus! Was macht denn ihr da?

Ulrich: Wir melken!

Willy: Melken? Du bist ein Narr!

Demagog: Herr! Wir sind eine geschlossene Gesellschaft.

Willy: Ich ebenfalls! (In diesem Augenblick Lärm an der Schwelle des Lokals.)

Ulrich (entrüstet): So 'n Lärm! (Die Thüre öffnet sich halb, ein Kellner erscheint auf der Schwelle.)

Kellner (lebhaft nach außen sprechend): Unmöglich, ganz unmöglich!

Stimme (von draußen): Ja, so sagen Sie doch warum?!

Willy: Das ist der Dr. Karl! (zum Kellner): Sie Kellner, den Herrn lassen Sie herein!

Ulrich, Kellner (gleichzeitig): (entrüstet gegen Willy): Natürlich. (nach außen): Es geht absolut nicht.

Willy, Stimme (gleichzeitig): Unsinn! (von draußen): Das ist eine Impertinenz!

Willy: Sehr richtig!

Kellner, Stimme (gleichzeitig): (wie früher): Absolut nicht ... In dieses Restaurant haben nur Menschen Zutritt. Sie sind, doch ein Aff'. (wie früher): Nebensache!

Demagog, Ulrich (gleichzeitig): (erstaunt) Was?! (ebenfalls): Ein Aff'?!

Willy: Kellner! Sind Sie vielleicht ein Mensch?!

Stimme, Willy (gleichzeitig): (wie früher): Er ist ein Rindium. Platz! (gibt dem Kellner ein Geldstück): Der Herr ist ein Freund von mir ...

Ulrich (schlägt die Hände zusammen): Ein Freund vom Willy!!

Demagog: Na, ich danke! ... (Der Kellner hat den Platz frei gegeben.)

Dr. Karl (eintretend): Das ist mir noch nicht vorgekommen! ...

Willy, Demagog (zugleich): Servus! (Drückt ihm die Hand.) Du kommst gerade recht ... (zu Ulrich): Sehr ungebeten!

Dr. Karl: Das nennt sich bess'res Lokal?!

Willy: Schwamm drüber! (zum Kellner) Der Herr trinkt Bier. — Setz' Dich zu uns. (Führt ihn zum Tisch.)

Ulrich (halblaut): Gott sei mir gnädig!!

Demagog (stammelnd): Ist denn der Herr auch schon gezähmt?

Willy: Sogar bierehrlich!

Ulrich: Und — und —

Dr. Karl: Gott bewahre! Ich störe die Herren nicht! Nur keine Angst ...

Ulrich, Demagog (nach Fassung ringend): Ne! Ne!

Willy: Ich stelle vor — Herr Dr. Karl aus Jena.

Demagog: Heiliger Häckel!

Ulrich: Aus Jena?!

Dr. Karl (höflich): Zu dienen!

Willy (vorstellend): Zwei meiner Freunde, Herr Ulrich, (gegen den Demagogen) den Namen weiß ich nicht von dem .... (Die Vorgestellten reichen sich die Hände).

Ulrich, Demagog, Dr. Karl (gleichzeitig): Sehr angenehm .. Es freut mich sehr .. Ganz meinerseits!

Ulrich (zögernd): Sie sind gewiß ein Darwinist!

Dr. Karl: Zu dienen — mein Beruf .. ich bin Professor für Entwicklungslehre ...

Ulrich (zum Demagogen): Da hast Du's!

Dr. Karl: Vom alten Häckel selig selbst noch entdeckt ...

Willy: Was?! Das interessirt Euch!

Ulrich (abwehrend): Der Darwin hat die Sozialdemokratie auf dem Gewissen ...

Dr. Karl (schlägt auf den Tisch): Das ist eine dumme Verleumdung!

Ulrich (erschrocken): Ich bin an Ihren Anblick — verzeihen Sie — noch nicht gewöhnt .... ich wollte nur eine Meinung äußern.

Dr. Karl (höflich): O, ich bitte . . .
Ulrich: Thun Sie gar nichts?!
Dr. Karl: Was heißt das?
Ulrich: Ich meine, ob Sie nicht beißen?!
Dr. Karl: Das thun doch überhaupt die Affen nicht . . .
Demagog: Dann — dann sind Sie ja . . .
Dr. Karl (beruhigend): Vollkommen europäisiert!
Willy, Ulrich, Demagog (gleichzeitig): Das will ich glauben! Ah! Ah! (sich erholend).
Ulrich: Entschuldigen . . . Da kommen Sie nach Wien?!
Willy: Warum denn nicht?!
Demagog (schon dreist): Hier werden Sie geleugnet!
Dr. Karl: Geleugnet?!
Willy: Das wird ihm etwas machen . . .
Ulrich: Entschieden!
Dr. Karl: Was heißt — geleugnet?!
Ulrich: Man wird an Sie nicht glauben . . .
Dr. Karl: Glauben?!
Demagog: Man hat an andre Dinge hier zu glauben . . .
Willy: Da hör' ich zu . . .
Dr. Karl: Ich bin doch Fleisch und Blut!
Ulrich: Ah! Das geniert uns Wiener wenig . . . Man wird ganz einfach sagen, Sie hätten keine Seele . . .
Dr. Karl: Hab ich auch nicht . . .
Willy, Demagog (gleichzeitig): Mein Fall. Na, also!
Ulrich: Eine Seele hat jeder Mensch!
Dr. Karl: Das ist theologisch!
Demagog: Nicht theologisch, in Wien ist das politisch.
Dr. Karl: Versteh ich nicht . . .
Willy: Ich schon!
Ulrich: Sie leugnen doch das Dasein Gottes?
Dr. Karl: Gewiß!
Demagog: Na sehen Sie — Sie können hier gerade so geleugnet werden . . .
Dr. Karl. Wieso? Ich bin doch wirklich da — doch Gott — die Seele?! Niemand hat eine Seele . . .
Ulrich: Vielleicht der Wiener . . .
Dr. Karl: Das ist absurd —
Demagog: Trotzdem!
Ulrich: Hier ist man apodiktisch . . . Man ist hier stärker im Behaupten, als in Gründen — Auch das ist was! Na, lernen Sie nur die Wiener kennen!
Demagog: Und überdies, — Sie sind ein Ausnahmfall . . .
Dr. Karl: Das allerdings!
Ulrich: Sie sind der erste geist'ge Affe den ich kenne.
Demagog: Schon deshalb kein Beweis . . .
Ullrich: Auf Einsicht steifen wir uns nicht in Wien.
Dr. Karl: Ach so!
Demagog: Unwiderlegbar ist der Wille!
Dr. Karl: Wenn Sie der Wahrheit trotzen . . . ja!
Ulrich: Warum denn nicht?!
Dr. Karl: Ich fühle anders!
Demagog: Sie sehen — hier werden Sie verkannt.
Ulrich: Sie müssen's in Schönbrunn probiren.
Willy: Darauf mußt Du reagiren, Karl!
Demagog: Dort finden Sie Konnationale Ihrer Rasse.
Dr. Karl: Heut auch nicht mehr entwickelungsfähig. Leider!
Ulrich: Dann ist es schlimm! Wir halten schlechterdings von der Entwicklung nichts.
Willy: Das ist doch endlich Selbsterkenntnis . . .
Dr. Karl: Die ganze Welt bekennt sich heut zu uns'rer Lehre . . .
Demagog: Die Welt? Das sagt uns gar nichts.
Ulrich: Wir thun ja, was wir wollen . . .
Demagog: Beliebt es uns, so schließen wir uns ab.
Dr. Karl: Kurz, Sie bekämpfen den freien Fortschritt, die Kultur?!
Demagog: Das überrascht Sie?
Ulrich: Wir lachen über alle Fortschrittsphrasen.
Demagog: Begriffe, keine Dinge!
Dr. Karl: Armseliges Geschlecht. — Sagt! Wollt ihr denn ewig an die toten Götter glauben!! Mein bloßes Dasein widerlegt allein die Kirche . . . Seht mich nur an! (Ulrich und der Demagog hören höhnisch zu) Was widerlegt und was beweist das Eure?! Nichts — noch Nichts! Und bringen wir Beweise — so seid ihr blind und — taub. (Mit Zarathustrapathos): Ich aber bin der erste Meilenstein am Wege der Erkenntnis. An mir führt jeder Weg vorbei . . . Vom Feuerblicke jenes Zarathustra hab ich wenig, doch überschritt ich jenes Seil, von dem er spricht . . . Von dieser Höhe kommend, übersah ich weit die Wege, die die Menschen wandeln. Ich fand die Menge abgewichen vom Pfade der Bestimmung und Verheißung und sah nur Wenige nach der Höhe schreiten, noch seltner einen nach der Tiefe . . . Auch jenen Nazarener sah ich einsam wandeln nach seinem Ziele, das ich nicht begriff — und über allem: mitleidlos wie das Geschick: das Weltenauge . . .

Demagog: (wie etwas Böses von sich wehrend) Das paßt nicht in den Tag!!

Ulrich: Wir nehmen die Pupille nicht so weit . . .

Willy: Er bessert Euch!

Demagog: Wir wollen gar nicht besser werden.

Ulrich: Verehrter! Mit dieser Weisheit bleiben Sie in Wien?!

Willy: Natürlich!

Dr. Karl: Nein, Nein! — nun geh ich wieder . . .

Willy / Demagog: (gleichzeitig): Das thut mir leid . . . / Sehr angenehm . . .

Ulrich: Wohin des Wegs?

Dr. Karl: Nach Klederling . . .

Willy (erfreut): Das ist nicht weit . . . Da geh ich mit . . .

Demagog: (höhnisch): Dort gibt's vielleicht noch Menschen:

Ulrich: (ebenso): Menschen! Sieht man auch Klederling vom Zarathustraseil?!

Dr. Karl: Nein, aber Schwechat!

Willy: Heil, lieber Bundesbruder!

Dr. Karl / Demagog / Ullrich: (gleichzeitig): Heil! / Prost!

Ulrich (zum Demagogen): Du! Heil sagt er . . .

Demagog: Laß ihn . . . In Klederling fängt ihn so der Schinder!!

4. Auftritt.

Die Vorigen, Grete, dann die Politik, in der gleichen Kleidung wie im 1. Aufzug.

Grete weit die Thür öffnend, rosiger Schimmer fließt in den Raum): Kinder! Die Politik kommt!

Willy: Ui! Der Schlampen! . . .

Dr. Karl: Die Politik?

Die Politik: (neben Grete eintretend): Servas!

Ulrich entzückt / Demagog (gleichzeitig): Himmlische! / Unsterbliche!

Politik: Macht's kan Pflanz!

Willy: Die Sprach' von der!

Ulrich: / Demagog: (gleichzeitig): Im Staube liegen wir vor Dir! / Die Gnade!

Politik: Ganz überflüssig, laßt's alle Sprüch' . . . I bin heut sehr lescher . . . i war heut wieder in der Burstadt draußt. — Das Gasseng'schäft das geht jetzt wieder riesig . . .

Ulrich: Um deine Gunst, Erhab'ne, buhlen Größere denn wir . . .

Demagog: Fürsten — Könige!

Politik: Macht nix — I hab' enk alle gern'!

Willy: Sie sind ja sehr gemüthlich!

Politik: Is' no a Platz? (Reicht allen die Hände.)

Willy: Nur her zu uns?

Ulrich: Du sprichst mit einer Göttin . . . Bengel!

Willy: Halt die Schnute! (lebhaft): Ich stelle vor — (vorstellend): Die Politik.

Ulrich: Der Mensch verdirbt uns Alles!

Willy (vorstellend): Dr. Karl.

Politik (Dr. Karl das Kinn streichelnd): A so a süßer Kerl! (Dr. Karl schnappt nach ihr.)

Politik: G'fehlt is!! Net beißen!!

Willy: Aber Fräul'n — das war ja nur a Bußerl auf die Hand . . .

Politik (reicht ihm wieder die Hand): I bin net schlecht d'rschrocken — Na dafür jetzt! (Dr. Karl küßt ihr galant mehrmals die Hand) (lachend) Dös machn's aber guat! O je, dös kitzelt!

Ulrich: Wir sind blamiert!

Demagog: Sie ist voll Huld . . .

Ulrich: Du meinst:

Grete: Es gefallt ihr . . . mir g'fallerts selber.

Dr. Karl (das Küssen beendend): Es war mir ein Vergnügen (Politik läßt sich nieder)

Willy (Grete dem Dr. Karl vorstellend): Frau Ulrich . . .

Grete: Sehr interessant! (ihm die Hand zum Kusse bietend) Wie ich gesehen, sind Sie ja sehr galant, Herr Doktor!

Dr. Karl (auf Grete zugehend): Ich küsse gern die Hände schöner Frauen!

Ulrich: Wie kindisch Grete! Du vergißt Dich!

Politik: A san's net fad, Herr Ulrich!

Ulrich (zur Politik): Ich meinte nur, Sie nähmen's übel . . .

Politik (sich ergötzend und in die Hände klatschend): Ka' Spur, das is a Hetz . . . Das g'fallt mir . . .

Dr. Karl: Ich hätte nicht gefragt . . .

Grete (nach den ersten Küssen): Das ist sehr angenehm (Dr. Karl küßt ihr auch Wange und Mund).

Grete: Zu so was komm' ich selten . . .

Politik: Dö Affenliab' is nöt umsunst berühmt!

Willy: Was trinken wir?

Ullrich: Ich bin für eine Flasche Luft . . .

Willy: Ein ekelhafter Temperenzler!

Politik: Ich stimme für Kognac . . .

Willy: Das ist meine Schule!

Alle (auch Ulrich): Kognac!! (Kellner kommen und bedienen.)

Politik: Na, Herr Ulrich reden S', wie sind's denn z'frieden mit mir . . . nnd dann mit Eahnara Versammlung.

Demagog / Ulrich (gleichzeitig): Großartig! / Magnifique!

Politik: Na, segn's, dös dankens mir, ich hab das Ganze g'leitet . . .

Ulrich: Ich fühlte es!
Politik: Mit den „unsichtbaren" Fäden meines Geistes . . .
Demagog: Sie waren über uns!
Politik: Sie irren, nur hinter den Koulissen! Mit meiner Freundschaft . . .
Ulrich: So? Nicht allein? Sie haben eine Schwester?
Politik: A gar ka Red — an Spezi!
Ulrich: Ist es ein Sterblicher?!
Politik: Was denn? Na rathen s' —
Grete: Ich bin begierig!
Ulrich: Ein Fürst?
Politik: Na!
Demagog: Zu wenig!
Dr. Karl: } (gleichzeitig): Ein Kutscher?
Ulrich: } Ein Minister?
Politik: Na! Na!
Willy: Ein Dragoner?
Demagog: Nein, ein König!
Politik: Nix! Sie finden's net. Er ist sehr schwer zum rath'n . . . und schwerer no „zum haben" . . .
Grete (aufschreiend, sich den Zärtlichkeiten des Dr Karl entziehend): Um Himmelswillen! Gewiß ein Kardinal!!
Politik: Errathen!
Ulrich: Grete — ein Geheimnis!
Grete (ringend): Luft! Luft!
Ulrich: Was ist dir?! (Gleichzeitig erscheint der Kardinal.)

5. Auftritt.

Die Vorigen, der Kardinal.

Kardinal (zur Politik): Marie!
Grete: Ja, er ist es! Und er liebt sie! (fällt in Ohnmacht.)
Politik (auf den Kardinal zueilend, küßt ihn).
Ulrich: Grete, Du stirbst!
Demagog: Holt einen Doktor!
Willy: Unsinn! . . . Eine leichte Ohnmacht! (Willy und Dr. Karl bemühen sich um Grete, Dr. Karl reibt ihr mit Kognac die Pulse und die Schläfen.)
Ulrich: Ja, ja, sie stirbt!
Politik (nach der Umarmung): Um Gotteswillen! a Malheur, Frau Ulrich!
Willy: Es ist nicht viel.
Kardinal (nähertretend): Kann ich helfen? . . .
Willy: Ueberflüssig!
Kardinal (Grete erkennend): Frau Ulrich!
Grete (aus der Ohnmacht redend): Er spricht mich an!
Politik: Sie red't schon . . .
Willy: Die Wendung!
Dr. Karl: Athmen Sie gnädige Frau!
Willy: Tief — so tief Sie können!
Ulrich (zum Kardinal): Reden Sie zu ihr — sie will den Priester!
Willy: Dummheit!
Kardinal (sich neben Grete niederlassend, ernst): Ich bin milde gegen die Sünderinnen . . . Doch, ich sehe es steht ein Darwinist an ihrem Sterbelager!
Willy (empört): Schweigen Sie, das ist ja gar kein Sterbelager!
Kardinal: Ich thue meine Pflicht!
Ulrich (flehend): Ja helfen Sie Herr Kardinal! Ach segnen Sie! . . . Ach segnen Sie! . . .
(Dr. Karl und Willy verdrängend): Fort! Fort! Laßt Sie nur ruhig sterben . . . ruhig sterben!
Willy: Narr!
Dr. Karl: Pfaffenschwindel!
Willy: Eine Ohnmacht und weiter nichts!
Dr. Karl: Wozu der Pfaffe?!
Ulrich } (gleichzeitig): Ich bitte Pietät!
Kardinal } Frevler!
Politik: Sie lebt!
Willy (mit Dr. Karl beiseite tretend): Was dann?!
Kardinal (Grete die Hand auf die Stirn legend): Geliebte im Herrn!
Grete (aufathmend): Ah!
Kardinal (nochmals beginnend): Geliebte im . . .
Grete (unterbrechend): Geliebte?! Geliebte?! Ist's möglich?!
Kardinal: Ja! Geliebte im — —
Grete (ihn umarmend und stürmisch küssend): Du lieber, süßer Kardinal!
Kardinal (will sich losmachen): Sie ist im Fieber . . .
Ulrich: Sie liebt den Priester. Sie stirbt schön!
Willy: Nun ist die auch verrückt!
Politik: Dö Todesart is selten!
Willy (sich zu Grete drängend): Frau Grete, Frau Ulrich, kommen Sie doch zu sich!
Grete (sich aufrichtend): Jawohl, Herr Willy . . . jetzt ist mir leichter!
Ulrich: Du lebst? Du bist nicht tot?! (Grete verneint.)
Politik (leidenschaftlich): Das glaub' ich nicht!
Kardinal (zur Politik): Marie! Marie!
Politik (in Verzweiflung): Na! Nix Marie! Aus is' . . . zwischen uns is aus! Dö is a Leich! Dich hat a Leich geküßt! (Gift nehmend): Das überleb' i net!! Um mich wird's Nacht — i stirb'. (Sinkt um.)
(Die Bühne wird auf einen Augenblick verfinstert.)
Kardinal: Erbarmen, Himmel! (Will auf sie zu.)
Grete: Nun hab' ich Dich allein! (Willy und Dr. Karl sind bei der toten Politik niedergekniet, öffnen ihr die Taille und räumen nun Sägespäne und einen Gummibusen heraus.)

Willy: Die ist tot!
Kardinal: Meine Marie!
Grete: Ich will Dich trösten!
Kardinal: Fort Simulantin!
Ulrich (ringend): Die Politik ist tot?!
Willy: Sie war ja so nix werth . . .
Ulrich: Grete, Du hast mein Glück zerstört!! Jetzt kann ich nicht mehr Oberbürgermeister werden!!
Willy: Da g'schieht Dir recht, Du Hannswurst!
Demagog: Tot! Tot die Politik! Da hört wohl auch die Weltgeschichte auf . . . Es ist noch viel zu früh dazu!
(Der Kardinal hat sich von Grete losgemacht und küßt knieend die Hände der Politik.)
Grete (zu ihm): Feigling!
Dr. Karl: Eine schöne Bescherung!
Demagog: Ich bleibe nicht!! Da muß die Rache nah'n!
Ulrich: Wir fliehen!
Kardinal: Ich weiche nicht von dieser Stelle . . .
(auf Grete deutend): Die da ist schuldig . . .
Willy: Warum nicht gar!
Ulrich: Ja, Grete, Du bist schuldig! schuldig!
Grete: So sind die Männer!
Kardinal (die Politik küssend): Wie rein war meine Liebe . . .
Grete: Heuchler!
Ulrich: Fort! Mich überfällt die Angst!!
Demagog: Die Angst . . . (wollen zur Thür, finden sie aber versperrt.)
Ulrich: Versperrt!
Demagog: Wir sind verrathen!
Ulrich: Verrath! (sich schüttelnd): Ich sterbe ebenfalls . . . mich holt die Politik . . .
Grete: Ich krieg' die Ohnmacht wieder —
Kardinal (flehend): Kein zweitesmal . . .
Grete: Wenn man nicht hilft . . .
Ulrich: Kellner! Kellner! Gewehre!
Demagog: Gewehre! Gewehre!
Kellner (zieht die Speisekarte): Bedau're . . . steh'n nicht auf der Karte!

6. Auftritt.

Die Vorigen, Ein Polizeikommissär mit Polizisten, Irrenwärter mit Zwangsjacken.

Ulrich: Zu spät!
Demagog: Wir sind verloren!
Ulrich: Rest! Amen!
Der Kommissär: Was liegt hier vor?
Kardinal (steht auf): Ein Mord!
Willy: Selbstmord! (Kommissär tritt näher, besieht die Politik.)
Kommissär: Das ist ja eine Puppe??
Kardinal: Ja, meine Puppe!
Kommissär: Im Namen des Gesetzes nehme ich sie an mich . . .
Kardinal: Sie ist erklärtes Eigenthum der Kirche!
Kommissär: Pardon! (zu Willy): Die Herren sind vom Rath der neuen Zeit?!
Willy (auf Ulrich und den Demagogen weisend): Die beiden!
Kommissär: Nur die beiden?
Demagog, Ulrich (zugleich): Leider!
Kardinal: Und diese Dame!
Grete: Denunziant!
Kommissär: Wir suchen sie schon lange . . . Im Namen des Gesetzes . . .
Ulrich (schüttelnd), Demagog, Grete (gleichzeitig): Mich friert! Mich auch! Ich krieg' die Fraisen!
Kommissär: . . . sind Sie verhaftet . . .
Grete: Was soll mit uns geschehn?! Entsetzlich?!
Kommissär: Sie kriegen solche Jacken. (Die Irrenwärter mit den Zwangsjacken treten vor.)
Grete (schreiend): Adolf! Versteh'st Du!! In's Irrenhaus!!
(Ulrich, dem Demagogen und Grete werden die Zwangsjacken angezogen.)
Demagog: Ich kann so weit nicht gehen . . .
Kommissär: Sie fahren!
Grete (schluchzend): Wenn das meine verstorbene Mama wüßte!

7. Auftritt.

Vorige, Ender mit Fahnen, hinter ihm ein Meßner. (Letzterer trägt eine Schachtel im Arm, die die sichtbare Aufschrift: „Eigenthum der Kirche" trägt, in diese sargt er mit Hilfe des Kardinals die Puppe ein).

Ulrich (zu Ender): Ender! Ender!
Ender: Hier bin ich!
Kardinal (zum Kommissär), Willy (zugleich): Da ist noch einer! Der Protektor!
Ender: Was?! Was?!
Kommissär: Schnell eine Jacke!
Ender: (stammelnd): Was ist denn los?! (Die Fahne wird ihm abgenommen.)
Grete: In's Irrenhaus, Herr Ender!
Ulrich: Schad' um die Fahne! Ender! Bruder!
Ender (in die Jacke schliefend): Ich bin auch da dabei!

Ulrich: Ender, Du bist ein braver Mensch!
(Der Meßner geht ab, hinter ihm der Kardinal.]

Grete (zum Kardinal): Satan!! (dann) Ich hab' mich dumm verheiratet . . .

Ender: Wie lange wird's denn dauern?

Grete: Ich glaube Ender, wir sind unheilbar.

Ender: Mir schwant es selber!

Kommissär (zu Willy, sich verneigend): Ich danke!!

Grete: Adieu, Herr Willy!

Willy: Adieu, Frau Ulrich!
(Ulrich, Grete, Ender, der Demagog, Polizei und Irrenwärter ab.)

Willy (vor den liegengebliebenen Sägespänen und dem Kautschuckbusen, deklamatorisch): Ihr Bestes, Herz und Busen, gab sie den Narren hin!

Dr. Karl (den Hut nehmend): Auf, Freund! Nach Klederling!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des Traumes.

Verwandlung.

1. Auftritt.

(Szenerie des I. Aufzuges.)

Ulrich, dann Grete.

Ulrich (allein, schläft auf dem Divan.)

Grete (tritt ein): Adolf!! Adolf!

Ulrich (erwacht): Ja . . . Du bist es!?

Grete: Ein langer Schlaf!

Ulrich: Du bringst den Thee?

Grete: Du sieh'st . . . Auch Milch bekommst Du wieder . . .

Ulrich: Du bist doch gut . . . Ach, Grete, was ich träumte: Ich kann es Dir nicht sagen . . . Es war so schön . . . so schön . . . doch dieses Ende! Ich war am Gipfel meines Ruhms . . .

Grete: Wie nett! Was dann?!

Ulrich (sich schüttelnd): Entsetzlich!

Grete: Erzähl'! . . . Es amüsirt mich . . .

Ulrich: Durch Dich verlor ich Alles . . .

Grete: Durch mich? Lüg' mich nicht an! Betrog ich Dich?!

Ulrich: Beinahe! . . . Sei nicht böse!

Grete (für sich): Was er nicht glauben will, das träumt er . . . (laut) Nein, ich bin nicht böse.

Ulrich: Ist Willy hier?

Grete: Er ist schon fort . . .

Ulrich: Sag', wann?

Grete: Heut' morgen . . .

Ulrich: Heut' morgen??

Grete: Du schläfst seit gestern . . .

Ulrich: Unmöglich!! Da sieh'st Du meine Uebermüdung . . .

Grete: Du sollstest Dich schonen . . .

Ulrich: Es geht nicht — nein! Es ist sehr schön von Willy . . .

Grete: Daß er mich nicht allein gelassen, willst Du sagen . . .

Ulrich: Gewiß — er ist doch gut!

Grete: Heut' Abends kommt er wieder und spielt Klavier . . .

Ulrich (abwehrend): Um alle Welt!! Da muß ich wieder träumen . . . Was habt ihr sonst gemacht?

Grete: Wir spielten . . .

Ulrich: Freilich . . . er macht viel Ulk — das habt ihr Frauen gern . . .

Grete: Nun ja — es kommt d'rauf an . . .

Ulrich: Ist es noch früh?

Grete: Nein, später Abend!

Ulrich (aufspringend, wie rasend): Alle Götter! Die Wahl verschlafen! . . .

Grete: Ich hab' Dich nicht geweckt . . .

Ulrich (zornig): Warum?! Warum?!

Grete: Nur aus Besorgnis.

Ulrich: Gesteh'!! Nun bin ich nicht gewählt!! Ich seh's an Deinen Mienen! (ungestüm): Sprich!!
(Will sie an der Achsel ergreifen und sie schütteln.)

Grete: Ich weiß von nichts!!

Ulrich: Still!!

Grete: Ich schwöre!! (man hört Lärm):

Ulrich Ich höre Lärm!! Horch! Da kommen sie!! sie rufen — rufen Hoch! Was bringen Sie?!
(Der Lärm schon vor der Thüre) Bin ich gewählt?!

2. Auftritt.

(Das gleiche Völklein, das im 2. Aufzug dem Herold folgte, dringt ein und ruft: Vivat!! Vivat!!)

Ulrich: Ich bin gewählt!!

Der Führer: Jawohl! Gewählt! Hoch Ulrich! Hoch!!

Alle: Hoch!

Ulrich (mit höchstem Stolz): Ich bin Senator!!

Alle: Hoch!

Ulrich (dem Führer die Hände schüttelnd): Habt Dank. Habt Alle Dank! Nie soll's Euch reuen!!

Alle: Nie!!

Der Führer: Wir gratuliren! Sie sind zu jeder Zeit ein warmer Freund des Volkes gewesen . . . Sie sind der Mann der Zukunft! Wir bauen

unser ganzes Hoffen auf Ihr Programm und wissen unser Heil und Glück in ihren Händen, Sie führen uns zu Glück und Sieg!

Ulrich: Zu Glück und Sieg!

Alle: Hoch!

Ulrich: Ich habe viel versprochen und gelobe es zu halten. Wie Ihr gesagt, ich bin ein Freund des Volkes, in diesem Zeichen werd' ich siegen! Durch meine Wahl hat die Bevölkerung bewiesen: Es gibt jetzt keinen dummen Kerl mehr in Wien . . .

Alle: Hört! Hört!

Ulrich: . . . indem sie ihre Stimmen mir gegeben . . .

Alle: Bravo!!

Ulrich: . . . ich kämpfe für die Hebung aller unteren Stände, der Wille der Enterbten ist mir heilig!

Alle: Bravo! (Allgemeines Jauchzen.)

Einer: Jetzt wer'n mer was!! (Zustimmung.)

Ulrich: Ich werde dafür sorgen!

Ein Zweiter: Am Suntag ham mir a schon — Gummiradler.

Ein Dritter: Und fesche Madeln im chambre separée.

(Viele werfen die Hüte in die Höhe.)

Einer: Habn's a'n Idee?!

(Ulrich und seine Frau werden emporgehoben und herumgetragen; Ulrich läßt wiederholt das Volk leben, Alle singen dabei):

Habn's a'n Idee?!
Dös is halt weanerisch,
Holadiäh!
An Witz, an Kern . . .
So leb'n dö Leut in Wean . . .

(Unter den Klängen dieses Marsches fällt der Vorhang.)

Ende des Stückes.

Stoßseufzer.

Wer dichtete wohl sinnend je Gestalten
Und wünschte nicht im Bild sie festzuhalten?
Wer bat nicht im Geheimen oder offen:
„O Schicksal! zeig' Dich gnädig meinem Hoffen!
Was ich im Geiste schuf — ersteh' den Sinnen!
Lass eines Malers Antheil mich gewinnen,
Der einst, von meiner Dichtung angefeuert,
Mein Geisteskind im Bilde kühn erneuert!"
— Doch ach! bedrohlich wandeln sich die Zeiten:
Wir seh'n die Sezession sich schaurig breiten
Und hören, dass wir ernst bewundern sollten,
Was uns als Narrensposse stets gegolten;
Was mag der Dichter heute wünschen, hoffen,
Wofern die Narrheit nicht auch ihn betroffen?
— „Hab' Dank, o Schicksal, dass Du nicht erhörtest
Den schwachen Sterblichen — ihn nicht bethörtest!
Beschütze vor der Zeichner gierigen Krallen,
Was je ich schuf, nicht ihnen sei's verfallen!
Mein Traumbild wandle nicht, das holde hehre,
Der grause Stift zur widrigen Megäre!
Mein Genius, mein leichtbeschwingter Engel —
Er werde nicht zum ungeschlachten Bengel
Mit breitem Mund und widerwärt'gem Grinsen,
Das Auge blöd, das Haar gleich dürren Binsen . . .
O Schicksal! lieber gib anheim dem Schweigen
Was je ich schuf, als diesem tollen Reigen!
Viel lieber soll's den Bücherladen hüten,
Ja — lieber dreh's der Krämer selbst zu Düten,
Als dass es so entwürdigt weiter lebe,
Die „neue Kunst" auf ihren Schild es hebe!

Wien.

Marie v. Najmájer.

Karl Maria Heidt.

(Gedichte aus dem Nachlaß).

Frau Valerie Heidt war so gütig, uns ein Bildnis ihres talentvollen Gatten sammt einigen bisher ungedruckten Gedichten zur Verfügung zu stellen, für welches Entgegenkommen wir an dieser Stelle unseren wärmsten Dank aussprechen. (Die Schriftleitung.)

Christmette.

Leises Schlürfen Schritt um Schritt,
Geht der Weg zur Mette,
Wandern die Laternlein mit,
Schwankend lichte Kette.

Wandern, wandern hügelan
Zwischen Weid' und Küster,
Ueber'n Schnee und durch den Tann
Aus des Thalgrunds Düster.

Wandern sackt in stillen Reih'n
Bis zu Kirchleins Schwelle,
Treten all', die Beter ein
In die große Helle.

Zum 5. Hochzeitstage.

Was wir getragen bis zum heut'gen Tag,
Es war zu tragen,
Weil uns're Herzen Schlag um Schlag
So miteinander schlagen.

An uns'rer Kinder Bett hat oft uns Qual
Den Mut gebrochen; —
Wir grüßten doch der Sonne Strahl
Nach langen, bangen Wochen.

Und so das Glück uns gold'ne Netze spann,—
Ein edles Sehnen
Entriß uns mächtig seinem blinden Bann
Und gab uns heil'ge Thränen.

So segne fürder, Schicksal, unsern Tag
In Freud' und Klagen,
Weil uns're Herzen Schlag um Schlag
So mit einander schlagen.

Offener Sprechsaal.

Getreu unserem Versprechen, jedem das Wort zu gönnen, der etwas Thatsächliches zu sagen hat, eröffnen wir hiemit die Schranken zur öffentlichen Rednertribüne, hoffend, daß im Laufe der Wechselrede manch' eine Seite der besprochenen Angelegenheit klarer und schärfer hervortreten wird und daß auf diese Weise eher Mittel und Wege zur Verbesserung ausfindig gemacht werden, denn durch eine einseitige Erörterung.

Die Schriftleitung.

„Ein Wort zur Rechtspflege."

(Vgl. Heft 5, vom 1. März 1901.)

Ueber gesellschaftliche Uebelstände zu schreiben, ist gewiß eine sehr undankbare Aufgabe, darüber in Oesterreich zu reden, geradezu utopistisch, und einfach tadeln, ohne positive Heilmittel anzuführen — äußerst leicht. Das soll kein Vorwurf für den Verfasser der im vorletzten Hefte erschienenen Skizze „Ein Wort zur Rechtspflege" sein, ist er doch dem allgemeinen Zuge der Zeit gefolgt, der skeptisch über die gewiß zahllosen Mißstände spricht, Reformen verlangt, aber ganz und gar vergißt, an Stelle des baufälligen Gebäudes zumindest den Plan eines neuen, besseren zu setzen. Das einzige Heilmittel, das der Verfasser kennt, ist der Staat. — „Der Staat muß Gelegenheit zur Arbeit schaffen" „der Staat soll obligatorische Fortbildungsschulen für Rechts- und Gesetzkunde schaffen," „der Staat soll juristische Kliniken schaffen" etc. Der Staat, der Staat und immer der Staat und das in Oesterreich, wo der Staat seit Jahren nicht weiß, ob er überhaupt noch besteht, wo das Parlament zufrieden ist, wenn es überhaupt zu einer Kommissionswahltagesordnung kommt!

Wir finden da auch die alte Phrase von den „Haarspaltereien, Spitzfindigkeiten und Tifteleien", die aus dem römischen Rechte herübergekommen seien und nun unser Rechtsleben in so trauriger Weise knechten. Aber der Verfasser spricht im ganzen Artikel nur von dem Strafrechte und Strafprozesse und leitet alle Uebelstände von diesen ab, vergißt aber dabei, daß kein Atom des corpus juris romani in diesen Rechtspartien spuckt.

In der Gestalt aber wie das römische Recht in unserem „Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche" noch hervorscheint, ist es so ungefährlich und deutschrechtlich durchsetzt, dem heimischen Geschmack angepaßt, daß man diese etwas ältliche Redewendung endlich getrost weglassen könnte. Viel nachhaltiger und unliebsamer äußert sich heute z. B. der kanonische Moder im Eherechte, ich verweise nur auf die unbedingte Untrennbarkeit der Ehen, wenn auch nur ein Gatte zur Zeit der Eheschließung katholisch war, auf die konfessionelle Matrikelführung u. ä. Hier müßte eine Reform einsetzen, wenn sie sich bei uns dessen getrauen würde, ja: könnte.

Aber ich will dem Herrn Verfasser auf das strafrechtliche Gebiet folgen. Es ist in diesen Blättern vor Kurzem die Rede gewesen, von der schwächlichen Humanitätsduselei, die heutzutage gegen Verbrecher eingerissen ist, und es hat mir unendlich wohlgethan, wie dort dieser Lächerlichkeit der Stab gebrochen wurde. Heute nun bricht wieder die Gegenseite einen Speer für die Humanität gegen die grausame Justitia*), die zuerst Gesetze schafft, um das Verbrechen zu hemmen und nicht nur droht, sondern auch handelt d. h. ordentlich „verknurrt" und dadurch erst recht frevelt, weil sie die armen Sünder zu neuen Verbrechen treibt. Also nun wissen wir es, das Gesetz schafft eigentlich die Verbrecher, denn wäre es nicht, so könnte der Uebelthäter nicht gestraft werden, wo keine

---

*) Hier, so scheint es uns, liegt ein Mißverständniß vor. Es handelt sich unserem Mitarbeiter Herrn Konrad Ettel, so weit wir ihn kennen, nicht darum, für die Humanitätsduselei eine „warme" Lanze einzulegen, sondern er spricht lediglich Vorbeugemaßregeln das Wort, die eine solche Hanswursterei unmöglich machen oder doch eindämmen. Die Schriftleitung.

Strafe, da keine Schande und wo keine Schande, da keine Noth, keine Gewohnheitsverbrecher!

Wozu auch strafen, wenn der Thäter ja gar nicht weiß, daß er strafbar handelt, sondern nur auf Grund des § 3 St.-G.: „Unwissenheit dieses Gesetzes schützt nicht vor Strafe" „hineinspringt". Der Verfasser hat vor allem die Verbrecher gegen das Eigenthum im Sinne; gut — sehen wir einmal, ob wirklich der Thäter so unwissend ist. Da sind vor allem die Fälle der öffentlichen Gewaltthätigkeit die am häufigsten vorkommen: Böswillige Sachbeschädigung, Erpressung, Haus- und Landfriedensbruch, dann die Verbrechen der Bestechung, der Kreditspapier- und Münzverfälschung, dann Diebstahl, Veruntreuung, Betrug, Raub und Brandlegung. Kann wirklich ein Unbefangener meinen, daß solche Verbrechen optima fide als ganz berechtigte Handlungen vorgenommen werden können. Nein, ich glaube nicht und auch der Verfasser nicht, denn er spricht immer nur von aus Noth unternommenen Verbrechen. Die Verbrechen, bei denen wirklich das Bewußtsein der Strafbarkeit fehlen kann, die politischen, erwähnt der Verfasser nicht und gerade hier wäre eine Reform z. B. durch Unterstellung aller auch der Majestätsbeleidigung unter die Kompetenz der Geschwornengerichte, Herabminderung der Strafsätze etc. dringend nothwendig. Nun zu den Verbrechern aus Noth. Nehmen wir an, es wären 10% aller Verbrechen, obwohl ich gewiß dafür halte, daß das weitaus zu hoch gegriffen ist Meint der Herr Verfasser Rechtsbelehrung würde jemanden, der in äußerster Noth stiehlt, abhalten, anderer Leute Arbeit zu genießen und bewegen selbst lieber zu verhungern? Nein, gerade bei Nothverbrechen ist fast immer das Gefühl des Unrechtes vorhanden und eben dieser Seelenkonflikt zwischen der Noth und dem Bewußtsein gestraft zu werden, macht uns solche Verbrecher weniger verächtlich und läßt uns dieselben milder beurtheilen. Aber nun und nimmer kann das straflos machen, schon mit Rücksicht auf den Geschädigten nicht, dem es wohl gleichgiltig sein kann, aus welchen Motiven man ihn bestiehlt, und der doch auch ein Recht auf Genugthuung hat, die ja unter die Strafzwecke gehört. Der Verfasser meint nun ein sicheres Präventivmittel sei die Gelegenheit zur Arbeit und erhebt die Forderung, der Staat müsse sie schaffen. Damit ist er aber auf einen Boden gekommen, der ihm unter den Füßen schwankt und den zu betreten er sich wohl scheut. Hier liegt gewiß der Grund alles Uebels, von diesem Sumpfe steigen die Bakterien auf, die Verbrechen, Krankheit, Elend und Unzufriedenheit erzeugen, aber hier ist auch der Punkt, wo die weisesten Nationalpolitiker ihr non possumus sprechen, denn Unfallversicherung, Invaliditätskassen etc. etc. sind ja klägliche Quacksalbereien diesem Ewigkeitskrebsleiden gegenüber. Darum aber ist es entschieden unzeitgemäß, Zukunftswechsel für die Rechtsreform auszustellen, fällig nach Lösung der sozialen Frage.

Nein einstweilen werden wir es noch mit ansehen müssen, daß Nothverbrecher — nach gewiß ganz unberechtigter Schilderung des Herrn Verfassers in torturähnlicher Weise verurtheilt werden und darin allerdings stimme ich dem Herrn Verfasser zu, daß bei Abbüßung der Strafe auf solche Neulingsverbrecher Rücksicht zu nehmen sei und thatsächlich geschieht dies in mancher Hinsicht heute schon, in mancher Hinsicht gewährt der Entwurf des neuen Strafgesetzes ganz anerkennenswerthe Erleichterungen (bedingungsweise Entlassung vor ganz verbüßter Strafe, theilweise Verweisung in Korrektionsanstalten u. s. w.).

Für problematisch dagegen halte ich den Vorschlag in den Schulen schon Rechtskunde zu lehren. Abgesehen davon, daß man andere Fächer verkürzen würde, die gewiß allgemein nothwendiger sind, hat ein Kind bis zu 14 Jahren kaum das richtige Verständnis für solche Dinge. Wer sollte Diebstahl begreifen, wenn er selbst noch nichts erworben hat oder zumindest nicht begreift, was erwerben heißt. In einem Zeitalter, wo noch ein durchschnittlich bedeutender Perzentsatz von Analphabeten besteht, gibt es wohl nothwendigere Aufgaben, und ein Kind, das die 10 Gebote kennt, hat auch so ungefähr die Grenze dessen erreicht, was für seinen Hausgebrauch an Rechtswissen nothwendig ist. Ich halte den Erfolg für nicht befriedigend.

Schließlich sei mir noch gestattet, auf einen in jüngster Zeit gemachten Vorschlag betreffend die Errichtung von Rechtskliniken einzugehen. Etwas Neues, viel

Lärm und Begeisterung und bei näherer Betrachtung — Humbug! Hand auf's Herz, wie steht ein nach heutiger Methode gebildeter Jurist dem simpelsten Rechtsfall gegenüber? In der Theorie schön in einzelne Fächer geordnet rumpelt das ganze Wissen zusammen und durcheinander, wenn ein Fall nicht gleich in ein bestimmtes Register paßt. Für die Advokatur schreibt das Gesetz einen siebenjährigen Vorbereitungsdienst vor, und ganz unpraktische — mit Theorie unzweifelhaft übersättigte — Juristen sollen da gleich Rath ertheilen können. Neugierig wäre ich auch, wann unsere Juristen dieses „Praktikum" absolviren sollten, doch erst, wenn sie halbwegs etwas können, also keineswegs vor dem letzten Semester. Wer da aber Einblick hat, weiß, daß gerade dieses Semester das gründlichste andauerndste Studium verlangt, um den bedeutenden Prüfungsanforderungen zu genügen. Bliebe also nur ein halbjähriges Zwangspraktikum nach absolvirtem Studium. Wer unserem Stande nicht direkt feindselig gegenüber steht, muß wohl eine solche Zumuthung energisch zurückweisen. Zu Zeiten, wo jemand 8 Jahre braucht, um das erste Gehalt im Richteramte zu erhalten, wäre ein solches Verlangen wohl mehr als unbillig. Und ich glaube auch nicht, daß das Institut solche Früchte tragen würde, wie man sie erhofft. Unsere Prozeßordnung gewährt Rechtsbelehrung durch den Richter, wenn eine Partei derselben bedarf — wer wird sich da als Versuchskaninchen für Rechtsbeflissene gebrauchen lassen. Und der Zweck, das Recht dem Volksbewußtsein beizubringen, würde auch nicht erreicht werden, denn thatsächlich ist heute unser Rechtssystem so sehr verwickelt, daß es nie mehr volksthümlich werden kann.

Man kann auch nicht jedem Menschen die komplizirten Einrichtungen eines Eisenbahnzuges beibringen, und doch sind wir gezwungen, uns im guten Glauben demselben anzuvertrauen. Viel mehr hälfe eine Befestigung der richterlichen Autorität. Durch Schilderungen, die den Glauben erwecken, als ob der Gerichtssaal eine Torturkammer wäre, wird dem freilich nicht entsprochen — auch nicht durch Staatsanwälte, die regierungsdienerisch darauf los konfisziren.

Krems. jur. K Proschko.

Zarenlied.

Von Adam Mickiewicz.

Muß ich nach Sibirien wandern,
Wirft man mich in Ketten gar:
Stets in Unterthanentreue
Will ich schaffen für den Zar.

In den Minen will ich denken:
Dieses graue Erz fürwahr,
Dieses Eisen, das ich hämm're,
Wird ein Beil einst für den Zar.

Darf ich dann ein Weib mir freien,
Sei mein Schwäher ein Tartar:
Daß aus meinem Stamm erstehe
Einst ein Pahlen*) für den Zar.

Bin ich „freier" Siedler worden:
Will ich fleißig ackern — trau'n!
Wacker graben und mit Eifer
Will den schönsten Hanf ich bau'n.

Silbergrau der feste Faden
Kommt nach manchem lieben Jahr,
Hoff' ich, zu der hohen Gnaden,
Daß man damit henkt den Zar.

Aus dem Polnischen von L. Gumplowicz.

*) Graf Peter von der Pahlen (1747—1826) Militärgouverneur von Petersburg, stand an der Spitze der Verschwörung gegen Zar Paul I. und soll an der Ermordung Dieses thätigen Antheil genommen haben. Nach der Sage sind die Pahlen tartarischen Ursprungs. (Die Schriftl.)

Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofburgtheater. (Bericht über das Gastspiel des Berliner Künstlers Gregori folgt im nächsten Hefte.

Hofoper. „Lobetanz." Ein Bühnenspiel von Otto Julius Bierbaum mit Musik von Ludwig Thuille. (18. März.) Ein Bühnenspiel mit Musik — was ist das? Man wird wohl annehmen dürfen, daß sich die beiden Urheber desselben über die Bedeutung ihrer Wortschöpfung im Klaren sind; sie dürften aber auch die einzigen Wissenden sein, denn die leise Hoffnung, daß das Werk selbst Aufschluß hierüber geben würde, blieb leider unerfüllt. Oder ist ein Bühnenspiel mit Musik etwa die gewollte Vermengung von Schauspiel, Melodram und Oper, deren Zweck nicht einzusehen, deren Nothwendigkeit nicht zu erfassen, deren Bedeutung nicht zu erfinden ist, und täuscht solche Benennung sohin nur einen neuen Begriff vor? Wie gesagt — die Urheber hätten vielleicht hierüber Aufschluß geben können, da sie aber darauf vergessen haben, erübrigt nur festzustellen, daß das Bühnenspiel mit Musik nicht Oper, nicht Melodram, nicht Schauspiel, wohl aber ein Flickwerk von Allem mit bunter, aber nicht sonderlich hübscher Farbenwirkung ist. Hätte Bierbaum sein Werk ein Märchenspiel genannt, so hätte er wenigstens ehrlich gestanden, was er gewollt hat. Denn ein Märchenspiel wollte er fraglos schaffen, die alte Geschichte vom fahrenden Spielmann, der die Königstochter gewann, wollte er in neue Reime bringen; so wollte er — konnte es aber nicht, denn entweder erkannte er nicht das Wesen des Märchens, oder seine Kraft reichte nicht aus, das Erkannte nun auch zu gestalten. So blieb er am Aeußerlichen kleben und schuf mit vielem Fleiße das Bild eines Märchens, welches aber nicht einmal echt und wahr ist, denn er mengte fremde, falsche Farben darein; Kerker und Galgen nämlich sind dem Märchen stets nur Mittel zum Zweck, niemals aber Selbstzweck, wie Bierbaum im letzten Aufzuge seines Bühnenspieles gerne glauben machen möchte. Warum er mit diesem letzten Aufzuge den beiden vorangegangenen brutal in's Gesicht schlägt, warum er das immerhin liebliche Märchenbild zur eckelhaften Fratze verzerrt, ich weiß es nicht und trage auch kein Verlangen, es zu erfahren; aber das weiß ich, daß der dritte Aufzug ebenso geschmacklos als unpoetisch ist, eine durch nichts, aber schon gar nichts zu entschuldigende Spekulation auf die gröbsten Instinkte des p. t. Publikums, ganz nach dem anrüchigen Muster der illustrirten Hacke und der Kolportage-Romane. Dazu nun schrieb Herr Thuille seine Musik: sehr fein, sehr zierlich, wenn auch nicht sehr anklangsfrei — in den beiden ersten sehr brutal und sehr geschmacklos im letzten Aufzuge. Ihre hervorstechendste Eigenschaft ist ihre Unselbständigkeit. Sie will augenscheinlich nichts anderes sein als einzig die dienende Magd der Dichtung, ängstlich klammert sie sich an diese, stets bemüht, den richtigen Ton für das Wort zu finden — aber mehr auch nicht. Nicht der leiseste Versuch, das Märchenbild der ersten beiden Aufzüge zu vertiefen, zu verinnerlichen, nicht der leiseste Versuch, die Fratzenhaftigkeit des letzten zu mildern; im Gegentheile! Was gethan werden konnte, die Schreckuisse des letzten Aufzuges zu erhöhen, das hat Herr Thuille redlich gethan, aber er möge nicht zu stolz darauf sein, so viele Anerkennung ihm dafür auch geworden ist, denn Spekulation bleibt Spekulation. Die aber gelang den Beiden ganz vorzüglich, das liebe p. t. Publikum, das sich nach den ersten Aufzügen fast theilnahmslos verhalten hatte, konnte nach dem letzten nicht müde werden, immer wieder seinen Dank für die gebotene blutrünstige Romantik abzustatten, und so fand das Werk schließlich den Beifall, den es nicht verdiente.

Sepp v. Paumgartten.

Deutsches Volkstheater. Ueber das Theater des Herrn v. Bukovics ist nun endgiltig der Herbst hereingebrochen. Es stöbert förmlich von dürren Blättern und theils wurmstichigen, theils angefaulten Früchten. Es sieht fast aus, als hätte der Duzbruder des Bahr eine Wette geschlossen, die Mitglieder des dramatischen Trust's bis auf die Eingeweide lächerlich zu machen. Und so wurde denn Hofmannsthal's „Thor und Tod" zwar sanft, aber sehr bestimmt abgelehnt (die Wiederholung fand vor einem halbleeren Hause statt), Bahr's „Franzl" mit ganz entschiedenem Misfallen, das sich in lebhaftem Zischen kundgab, (er ist auch vom Spielplan verschwunden), und Frl. Pleßner's dramatische Stilübung „Die Ehrlosen" unter ziemlich allgemeinem Hohngelächter begraben. Ich will mich nicht zum doppelten Mitschuldigen der Autorin machen, indem ich ihre Arbeit eingehend bespreche. Ich trage schon an den Gewissensbissen schwer genug, daß ich mich verleiten ließ, das Stück anzusehen . . . Roland Hammer.

„Die Krannerbuben", Komödie in 3 Aufzügen, heißt der neueste dramatische Schund, mit dem Direktor Bukovics den Kunstsinn des Wiener Publikums beleidigte. Der Verfasser, Felix Dörmann, hat in jungen Jahren Gedichte veröffentlicht, welche ihm freilich mehr durch ihre Form-

schönheit, als durch ihren Inhalt eine gewisse Beachtung in litterarischen Kreisen verschafften. Seither ist es mit ihm rapid abwärts gegangen und sein Name wäre schon längst der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen, wenn er nicht ein Angehöriger jenes berüchtigten Klüngels wäre, welches in Wien Presse und Theater beherrscht. Dörmann's neueste Komödie ist ein Gemisch von brutaler Gemeinheit und jener falschen Wiener Volksstückssentimentalität, welche in dieser Verquickung doppelt abstoßend wirkt. Der Dialog ist ein geistloses Geschwätz, von einer Charakteristik ist keine Spur vorhanden und die Handlung ist mehr als dürftig zu nennen. Bei solchen künstlerischen Qualitäten ist es natürlich nicht zu verwundern, daß das Gespenst der Langeweile durch das Haus ging und selbst das wüthende Beifallklatschen der bezahlten und unbezahlten Klaque dasselbe nicht zu verscheuchen vermochte. Den Inhalt des Stückes zu erzählen ist wohl überflüssig. Der Gesichtskreis des Herrn Dörmann hat sich seit 12 Jahren nicht um ein Haar erweitert er ist noch immer nicht über das Milieu jener süßen Mädel hinausgekommen, welche sich auch ohne den bewußten Ring am Finger — lieben lassen. Schmählich war die Haltung der Wiener Kritik: fast ohne Ausnahme hatte die Klique die Unverschämtheit dieses elende Machwerk mit Lobsprüchen zu bedenken. Das Unglaublichste in dieser Hinsicht leistete sich natürlich Herr Hermann Bahr im „Neuen Wiener Tagblatt".*) Und nun noch ein Wort über die Vorkommnisse bei der Aufführung selbst. Nach dem II. Akte erhob sich infolge der Rührigkeit der Klaque, namentlich im Stehparterre heftiger Widerspruch. Ein dickwanstiges Individuum mit breitem Stiernacken und blödem Vollmondgesicht ging im Gange zwischen Parquet und Stehparterre auf und ab und musterte mit frechen, herausfordernden Blicken die Zischer. Gleich darauf erschien eine Pickelhaube im Stehparterre und fahndete nach den Missethätern. „Zischen dürfen's net", ließ sich der Mann der Wache vernehmen, „wenn Ihnen das Stück net g'fallt, so gengen's hinaus." Ironischer Beifall lohnte den salomonischen Ausspruch. Wir wissen nicht, ob es zu den Hauptaufgaben der Wiener Polizei gehört, die „Muse" des Herrn Dörmann vor dem Unwillen und der gerechten Kritik des urtheilsfähigen Publikums zu schützen, aber das Eine steht jedenfalls fest, daß in Wien noch größere Verbrecher frei herumlaufen, als es die Zischer im Deutschen Volkstheater jemals werden können.

Josef Schmid-Braunfels.

*) Er veröffentlichte darüber ein langathmiges Feuilleton, sonst begnügt er sich mit ein paar Zeilen.

Stadttheater. Der Reservelieutenant von Gustav v. Moser und Thilo v. Trotha. Das ältliche, nunmehr in's Österreichische übersetzte „Lustspiel" ist nicht besser und nicht schlechter, als alle anderen dramatischen Kleinigkeiten der beiden Autoren. Schablonenfiguren, zum größten Theil Nachdruck aus früheren „Werken", mit wenig Witz und viel Behagen breitgetreten, eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten, aber im Ganzen nicht übel „gemacht" und infolge des trefflichen Spiels ziemlich unterhaltlich. Litterarischer Werth = 0^2, daher gegenstandslos, für uns wenigstens. Hr. Pohler als kommerzienräthliches Simandl, das zur Strafe für jedes Vergehen gegen die eheweibliche Autorität sich ins Bett legen und Kamillenthee trinken muß, verstand es, gut zu charakterisiren, wie er ja überhaupt sichtlich bemüht ist, seine Aufgabe künstlerisch zu lösen. Fr. Lanius und Hr. Lengbach, ein jung verheirathetes, auf einander schrecklich eifersüchtiges Pärchen, war ebenfalls bestrebt Gutes zu leisten, was ihnen auch gelang. Von den übrigen nenne ich noch Frl. Frolda, Herrn Linori und Stöhr. — „Deutsche Treue" von Felix Dahn. Das zu Gunsten der hiesigen Lese- und Redevereine „Germania" und „Deutsche Lesehalle" von Hochschülern aufgeführte Stück gehört nicht zu Dahn's besten dramatischen Arbeiten, dürfte aber wohl die charakteristischeste Leistung sein, die dem Dichter des Germanenthums auf diesem Gebiet gelungen ist Er versteht es lebendig zu gestalten, seine Sprache ist kraftvoll und doch nicht ohne Anmuth, was man von seinen Nacheiferern kaum einmal sagen kann. Ein frischer Zug ins Großartige und echte Herzenswärme beleben das Ganze. Aber man merkt doch deutlich, daß ein Epiker das Wort hat. Das soll indeß kein Vorwurf für den Dichter des interessanten Schauspiels sein. Wer sich die Unbefangenheit bewahrt hat, ein Dichterwerk bloß als Dichterwerk, ohne Rücksicht auf Artung und Herkunft zu genießen, der wird nicht umhin können, dem Dichter Dahn zu huldigen. Meiner persönlichen Empfindung nach ist sein schwächstes Werk immer noch besser, als die ganze lange Reihe der elegantesten Schnitzlereien und (bleiben wir bei dem Kalauer) Bahrodien. Dort ist Kraft, Mark, hier aber Ohnmacht und Nerven. Kraft und Mark aber sind Stempel der wahren Kunst von Anbeginn her. Betreffs des Spieles läßt sich wenig sagen. Die Mitwirkenden bemühten sich redlich mit Ehren zu bestehen. Sie zu kritisiren, kann nicht meine Sache sein, da sie weder Schauspieler von Beruf, ja nicht einmal Dilettanten von Profession sind.

Volker zu Alzey.

Theater in der Josefstadt. „Der Häring", Schwank in 3 Akten von S. Guthi und B. Rakosi. Deutsch von Franz Reiner. Man denke nicht an den Scheffel'schen Häring, der eine Auster liebte, auch nicht an den „Harung im Salze", den der Rodensteiner sich zu Gemüthe führt, als ihm da viele Malvasier das Zipperlein auf den Hals gehetzt hat, man denke vielmehr an einen normalen, gesitteten, sagen wir „modernen" Häring, der als ein Wunder von Dressur seinen Eigenthümer auf Schritt und Tritt durchs Leben begleitet. Und so wandeln Herr und Häring, dieser mit einem blauseidenen Bändchen, woran eine lustige Schelle bammelt, vergnüglich am Donauufer und lassen sich vom sauern und vom süßen Pöbel bewundern. Aber da erhebt sich urplötzlich ein fürchterlicher Wind, erwischt den Häring und weht ihn in die Donau. Als man nun den armen Kerl herauszieht, ist er — mausetot, das Wasser war ihm schädlich, er — ertrank! Dieser ersoffene Häring ist der Pol, um den sich das ganze Stück dreht; seine Biographie, zumal aber sein entsetzlicher Tod bringt die Leute (d. i. die auf der Bühne) so zum Lachen, daß sich hieraus höchst gefährliche Verwicklungen ergeben, die mit der üblichen Dosis Kantharidenversetzt, die Schauspieler einen Theaterabend in Athem halten. Schon die Häringgeschichte zeigt deutlich, was für eine Art von „Humor" in diesem Stück die Primgeige spielt. Mikosch könnte seine helle Freude haben. Ich muß jedoch anerkennen, daß das Publikum trotz der Ermunterung der lachlustigen Leute auf der Bühne sich ungemein heldenhaft benommen hat und, zumal bei der transleithanischen „Humoreske" vom ersoffenen Häring, auch nicht mit einer Wimper gezuckt hat. Die Schauspieler haben sich alle Mühe gegeben, den dramatischen Häringssalat genießbar zu machen, aber es war unmöglich. Von den Mitwirkenden erwähne ich Arthur Guttmann, Karl Door und Karl Schmidl.

Roland Hammer.

Der „Litterarische Abend" bot eine Musterkarte von dramatischen Erzeugnissen verschiedener Nationen; der Italiener Bracco neben dem Franzosen Courteline und der Russe Tschechow neben — Hirschfeld. Bracco's Lustspiel „Riccardo's Moral" ist jedenfalls das schwächste und werthloseste Stück der ganzen Reihe. Der beeidete Sachverständige im Ehebruchsgewerbe (in Italien scheint es bereits ein Gewerbe zu sein, so man den dasigen Dramatikern glaubt), will stets geistreich und witzig sein, oft gelingt es ihm, noch öfter aber versagt die Zirbeldrüse und der Autor geistreichelt und witzelt, daß Einem die Geduld übergeht. Daß es gerade nöthig war, daß in jeder Hinsicht lockere, verwerfliche Stück aufzuführen, bestreite ich ganz entschieden. — G. Hirschfeld's „Zu Hause" ist ein merkwürdiges, die Zuhörer ungemein anregendes Stück. Man muß staunen über die Kunst des Verfassers, auf einem so schmalen Raum so viele sorgfältig ausgemalte Seelentragödien darzustellen, ohne die Uebersichtlichkeit und Klarheit zu stören. Gespielt wurde ganz außerordentlich gut, wie ich — ich gestehe es offen — nicht erwartet hatte. Vor allem ist da der Direktor des Theaters selbst zu nennen, Herr Jarno, dessen David Doergens eine sehenswerthe Leistung ist. Von den Uebrigen erwähne ich Straßni (Sanitätsrath) und Frl. Grete Ilm als Köchin Karoline, die zum erstenmale seit langem wieder eine Rolle innehatte, die zu ihr und zu der sie paßt. Als Sentimentale oder als Naive ist sie ungenießbar. — Der als Novellist bekannte Tschechow brillirt im Schwanke „Ein Heirathsantrag" mit seiner tollen Laune. Wie der Heirathsantrag, mit dem alle drei Personen einverstanden sind, immer wieder verhindert wird, und zwar durch die Eigenliebe und die Heißblütigkeit des Einen oder der beiden Andern, ist köstlich anzuhören, schon weil das Ganze durch und durch Natur athmet und trefflich gespielt wurde. (Guttmann als Brautwerber Iwán Lómow, Sachs als Stepán Tschubukow und Frl. Ilm als Natascha.) Den Beschluß des Abends bildete „Der gemüthliche Kommissär", eine „tragische Posse" von G. Courteline. Die kecke Satyre auf das verknöcherte Bureaukratenthum, das erst dann an Abhilfe denkt, wenn es am eigenen Leibe die Unannehmlichkeiten erfahren hat, gewährte infolge der vorzüglich ausgearbeiteten Charakterstudie G. Maran's (der Kommissär) und des Zusammenspiels mit Jarno (Floche) vielen Genuß. Schließlich sei noch erwähnt, daß das Theater sehr gut besucht war und das Publikum sich in äußerst behaglicher Stimmung befand. Stf.

Hokusai-Ausstellung (Gewerbemuseum). Ueber den japanischen Künstler wurde von Goncourt und manchen andern viel geschrieben. Er soll der Begründer der realistischen Richtung in Japan sein. In den Landschaftsbildern zeigt sich das freilich nicht. Farbengebung, dann Zeichnung der Bäume, Häuser, Berge, Sterne, namentlich aber der, Stalaktiten oder dicken Baumstämmen gleichenden Wasserfälle, alles ist ziemlich nach alter Schablone. Nur die Kontouren einzelner Blumen sind gewissenhaft der Natur nachgebildet. Weit mehr Interesse, als allem Uebrigen bringt jedoch Hokusai der Thier-,

namentlich aber der Menschengestalt entgegen. Auf diesem Gebiet zeigt er lebhafte Naturempfindung, rasche Auffassung und ungemein flotte charakteristische Wiedergabe der Bewegung des Körpers und des Ausdrucks der Züge. Diese frische Realistik auf Szenen japanischen Lebens übertragen, wirkt fremdartig und pikant. Besonders gelungen sind die à la Wilhelm Busch leicht und keck hingeworfenen Karrikaturen. — Es wird viel gestaunt über die ungewöhnliche Produktivität des Künstlers, da man die Gesammtzahl der von ihm illustirten Bände auf 500, diejenigen seiner Entwürfe auf 30.000 schätzt. — An den Skizzen aber sieht man, wie rapid der Künstler gearbeitet hat, bedenkt man dazu sein Alter von 89 Jahren (1760—1849) so wird man seine Leistungsfähigkeit zwar bewundernswerth, aber doch nicht, wie seine Anhänger behaupten, übernatürlich finden.*)

O. Landolt.

Bücherschau.

Feuer. Roman von Gabriele d'Annunzio, deutsch bei Albert Langen (München). Der sonderbare Heilige oder Unheilige, der sich den nom de plume Gabriele: der Verkünder — in diesem Roman heißt er „Erwecker — aus eigener Machtvollkommenheit beilegte, hat viele Bewunderer und viele Leugner, die ihm jedes Verdienst absprechen. Beide haben Recht und Unrecht. Wer objektive lebendige Darstellung, Handlung und Fabel verlangt, kommt bei ihm nicht auf seine Kosten. Erst recht nicht in diesem neuesten Opus. Es herrscht da wieder dieselbe Eintönigkeit und Manierirrtheit im Austifteln eines einzigen erotischen Konflikts, dessen angebliche psychologische Vertiefung doch eigentlich nie mit realen Werthen, sondern mit hochgeschraubten perversen Ausnahmezuständen operirt, die in der Wirklichkeit der Dinge entweder nicht vorkommen oder wenigstens in wesentlich kühlerer banalerer Form. Selbst wenn es stimmt, daß der Roman „Feuer" auf Selbsterlebtem beruht, so möchten wir wetten, daß Alles sich viel weniger „feurig" zutrug. Doch Annunzio spielt eben virtuos mit dem Feuer, ob er sich auch die Finger dabei verbrennt und seine erkünstelten Leidenschaften ihm die Wahrheitsliebe des wahren Künstlers verbrennen. Diese Auflösung einer ellenlangen Erzählung in ein einziges Duett zweier Ausnahmeseelen, ergänzt durch endlose Monologe der selbstverliebten männlichen Hauptfigur, in welcher der Dichter selbst recht unerfreulich hervortritt, langweilen natürlich den Durchschnittsleser. Und der Feinere fühlt sich abgestoßen von solchen Orgien phantastischer Sinnlichkeit, die mit sentimentalen Liebesextasen nicht über die gemüthlose Selbstsucht und lächerliche Selbstvergötterung des Autors wegtäuscht. Aber es waltet hier auch dieselbe Kraft des großartigen Wortbildners, die einen dämonischen Reiz dieser Schriften ausmacht. Das Neue im Neusten d'Annunzio's ist nicht gut, nämlich die ekle Beimischung sensationellen Kitzels, indem der Dichter sein eigenes Verhältnis zu einer weltberühmten Tragödin mit naiver Schamlosigkeit breittritt. Aber das Alte, aus seinen früheren Werken schon Bekannte, ist um so besser, nämlich die wunderbare Sprachkunst. Es gibt Schöpfer, die gleichsam eine falsche Kunstwahl getroffen zu haben scheinen: wie Richard Wagner und Böcklin eigentlich Dichter sind, so erscheint Annunzio eher als Maler. Doch bezieht sich dies nur aufs innerste Wesen, denn in der äußeren Handhabung der Technik beherrschen solche virtuos die erwählte Kunst. Wie Böcklin ein großartiger Malerpoet, so ist Annunzio ein mächtiger Poetenmaler. Diese glühende, in großstilisirten Linien al fresco hingeworfene, symbolistische Allegorie der südlichen lateinischen Schönheit, deren neue Renaissance er anbahnen möchte, bei aller Klassizität des Stils doch realistisch-modern das Selbstgeschaute verdeutlichend, strotzt von sinnlicher Plastik, die ihres Gleichen in der Weltlitteratur sucht. Dieser Dichter sieht wie der Maler mit den Sinnen, doch durch Form und Farbe, die er wollüstig einsaugt, sieht er oft wie mit Röntgenstrahlen hindurch bis ins Herz der Materie. Leider schwebt über dieser Vergötterung der Sinnlichkeit ein Hautgout von Parvenüthum, das mit pseudoaristokratischer Halbwelt kokettirt und darüber die Ganzwelt verliert. Nicht mal sein aristokratischer Name gehört ihm, und so wird man unwillkürlich den Eindruck eines raffinirten Humbugs nicht los. Auch hierin aber stellt Annunzio den Mustertyp des Dekadenten dar.

Wien. Karl Bleibtreu.

Sam. Sänger, John Ruskin, sein Leben und Lebenswerk. (Straßburg. J. H. Ed. Heitz Verlag). Preis 4 Mark. Als am 20. Jänner 1900 der Einsiedler am Coniston-See in der Grafschaft Lancashire, seine Augen für immer schloß, war sein Name in Deutschland wohl nur einem engen Kreis von Litteratur- und Kunstfreunden be-

*) Besprechung über die „Sezession" mußte wegen Raummangel zurückbleiben. (Die Schriftl.)

kannt, denen nämlich, die auch dem geistigen Leben Englands einige Aufmerksamkeit schon länger geschenkt hatten. Seine Werke, zahlreich, umfangreich und teuer, waren selbst in den großen Bibliotheken nicht zu finden. Großes Verdienst um die nähere Bekanntschaft des deutschen Bücher lesenden Publikums erwarb sich die obengenannte Verlagshandlung und ein begeisterter Ruskinverehrer, Jakob Feis, der wohlgeordnete Blumenlesen aus den Werken des merkwürdigen konservativen Revolutionärs, wie ich Ruskin nennen möchte, in 7 Bändchen zusammenstellte: Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen. (3 M. geb.). Was wir lieben und pflegen müssen. (2 M.). Wege zur Kunst I. (M. 2·50). Wege zur Kunst II. Gotik und Renaissance (2 M.). Aphorismen zur Lebensweisheit. (M. 2·50). Die Steine von Venedig I. (2 M.). Die Steine von Venedig II. Der Dogenpalast (M. 4 mit 18 Tafeln). Noch vor dem Erscheinen des letzten Bändchens entfiel dem feinsinniger Uebersetzer Ruskin's die Feder; Jakob Feis starb am 7. Juli 1900 zu London; das Vorwort zum letzten Bändchen ist von der Hand des Verfassers der vorliegenden Biographie Ruskin's. Dieselbe verräth einmal liebevolles Verständnis und gründliche Kenntnis der Ruskin'schen Schriften und trägt andererseits das Gepräge des philosophisch geschulten Geistes ihres Verfassers. Weit schärfer als in den dithyrambischen Einleitungen, die Feis seinen Auszüge-Sammlungen zum Theil vorausgeschickt hat, werden wir hier auf die Mängel in Ruskin's Anschauungen hingewiesen, ohne daß jedoch der großen Bedeutung des schottischen Aesthetikers und volkswirthschaftlichen Dilettanten irgendwie zu wenig Anerkennung zu Theil wurde. Die äußerlichen Lebensschicksale werden nur soweit, als unbedingt nöthig ist, erzählt; das Hauptgewicht legt Sänger auf die innere Entwicklung der Ruskin'schen Kunst- und Lebensanschauung. Er zeigt klar und deutlich, wie aus dem Kunstdenker sich der idealistische Sozialpolitiker und Volkswirthschaftler Ruskin entwickelte. Das Buch gewährt Genuß und Belehrung in gleichem Maße und wird auch manchen seiner Leser bestimmen, Ruskin's Werke vorzunehmen. Der feinsinnige idealistische Kunstforscher und der scharfschneidige Kritiker des Manchestersystems verdient es vollauf, auch in den Ländern deutscher Zunge gekannt und gewürdigt zu werden; für sein englisches Vaterland und indirekt auch für den Kontinent hat er bereits als Weiser neuer Wege gewirkt, und kann und wird es, wie ich glaube, auch künftig und in höherem Grade thun.

Leipzig. Manfred Wittich.

Ein bedeutender Mann. Roman in zwei Bänden von Hanns von Zobeltitz. (Hermann Costenoble, Jena.) Wenn man das Kritisiren von Büchern eine seiner Pflichten nennt und jahraus, jahrein ein Konvolut von belletristischem Schund hinabwürgen muß, so muthet die Lektüre eines Buches doppelt an, das ein vornehmer Geist geschrieben hat. Inhalt und Diktion sind in dem vorliegenden Werke einander würdig. Der vortheilhaft bekannte Autor zeichnet Gestalten aus dem Gesellschaftsleben der Residenz, denen wir täglich, ja stündlich begegnen können. Da außerdem die Handlung selbst spannend geführt wird, so hat man alle Ursache, den Roman als einen solchen zu bezeichnen, der thurmhoch über den gewöhnlichen Machwerken steht. Die Grundidee, daß ein Weib einen Mann seiner weitgerühmten Geisteseigenschaften wegen liebt, dann aber inne wird, daß dies leerer Schein war und nur ein goldenes Gemüth vorhanden ist und sie in diesem nun doch ihre volle Zufriedenheit findet, ist eine gesunde und die Durchführung glänzend. Man kann ehrlich sagen, Hanns von Zobeltitz, für den natürlich die Reklametrommel nicht in Bewegung gesetzt wird, ist ein Dichter, und das ist heutzutage etwas Seltenes.

Ueber den in gleichem Verlage erschienenen Roman „Die Eurasierin" von Karl Tanera wollen wir in christlicher Barmherzigkeit schweigen.

R—k.

Wer darf Zeitungen und Zeitschriften verkaufen? Im Verlage des Fachblattes „Illustrirte Zeitschrift" Wien VII/3 Burggasse 72 erschien ein Heftchen (Preis bei freier Zusendung 80 Heller), das sich mit der Frage beschäftigt, wie dem in Oesterreich durch das verzopfte Preßgesetz unnatürlich beschränkten Vertrieb der Druckschriften aufzuhelfen wäre. Der Verfasser will dies durch Ausnützung der Bestimmungen des Preßgesetzes derart zu Stande bringen, daß er den Handelsstand darauf aufmerksam macht, jeder Kaufmann könne durch ein einfaches Gesuch, enthaltend die Anmeldung als Verschleißstelle einer periodischen Druckschrift, sich das Recht auf den bezüglichen Vertrieb sichern und damit auch zugleich ein mit der Zeit ganz einträgliches Nebengeschäft erzielen. So warm jeder Fortschritt und jeder Vorschlag zu begrüssen ist, der uns aus unseren versumpften Preßrechts-eigentlich Unrechtsverhältnissen heraushelfen will, so können wir uns bei Beurtheilung der in der Broschüre enthaltenen, gewiß praktischen Anregungen leider dem Skeptizismus nicht verschließen, daß unsere Kaufmannsleute im flachen

Lande (in den Städten sind ja die k. k. Trafiken) für diese Vorschläge schwer zu haben sein werden. Der Großtheil der Kaufleute steht mit dem Druckwesen in gar keiner Beziehung, oft politisch indifferent, aber dafür vor der hohen Polizei voll Angst und Schrecken und nachdem gerade das verbreitungswerthe unabhängige, volksthümliche Preßthum am ehesten in den Fallstricken unserer Konfiskationswillkür hängen bleibt, so genügt eine einmalige solche „Scheererei" und der Kaufmann gibt seinen Druckschriftenvertrieb wieder auf, um ja nur als ruhiger „Unterthan" nicht die Mißgunst der „hohen Behörde" zu erregen. Unsere Erfahrung lehrt uns leider, daß wir in solchen Dingen mit unserer Skepsis immer Recht behalten. Jedenfalls verdient das Büchlein die Beachtung Derjenigen, an die es gerichtet ist, und wenn sich auch nur Wenige fänden welche damit der guten Presse neue Gelegenheit zum Eindringen in die breiten Volksmassen bieten würden, so wäre dies als ein Fortschritt jedenfalls zu begrüßen. C—k.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

King Edward VII. der Eitle. Jüngst hatte King Edward eine äußerst wichtige Berathung mit dem — Graveur der Münze, dem er schriftlich den Auftrag ertheilte, sein Bildnis für die neuen Geldstücke „von vorne" aufzunehmen. Von der Seite sehe er den Königen aus dem Hause Hannover ähnlich, den vier Georgen, welche von Byron, Shelley und Junius so grausam charakterisirt worden sind. Er wolle diese Aehnlichkeit thunlichst vermeiden, da die genannten Vorfahren unter der Krone „nicht gut aussahen", d. h. in's Thatsächliche übersetzt: grundhäßlich waren. Nun, King Edward mag sich von vorne oder von hinten, von links oder von rechts aufnehmen lassen — an seiner „Schönheit" wird er nicht viel ändern!

Herr Vizebürgermeister Strohbach. Ein Mann von umfassender Bildung, (des Leibes), vollauf geeignet, Sir John Sekttonne darzustellen, wenn ihm nur ein ausdrucksvolleres Gesicht verliehen worden wäre. Auch sein Verstand, vom Geiste abgesehen, läßt viel Nachhilfe zu wünschen übrig. Ein halbwegs anständiges Benehmen ist überhaupt nicht vorräthig. Sonst ist der Herr Vizebürgermeister primo loco, wenn man den christlich-sozialen Käs-Einwicklungs-Intelligenz-Blättern glaubt. Beweis: In einer der letzten Reichsrathssitzungen rief er dem radikalnationalen Abg. Dr. Eisenkolb auf eine ganz harmlose Zwischenbemerkung höhnisch zu: „Halten Sie 's Maul, Sie ausgewachsener Germane! (Den „Witz" des Strohmannes des Lueger vermag man erst dann zu würdigen, wenn man weiß, daß Dr. Eisenkolb das Unglück hat, verwachsen zu sein). Angesichts solch' einer bodenlosen Gemeinheit hat man wohl nur einen Gedanken: in der jüngsten Zeit sind in unserem Parlamente bei ganz geringfügigen Anläßen Ohrfeigen feilgeboten worden — warum hat nicht jetzt, bei diesem Vorfall, einer der Herren Volksvertreter, die mit schlagenden Beweisen so rasch bei der Hand sind, die Kourage gehabt, in der jedenfalls gerechten Empörung dem Herrn Vizebürgermeister Strohbach für den bubenhaften Zuruf die wohlverdiente Maulschelle, u. zw. in derbster Qualität zu verabreichen? Kaum ein rechtlicher Mensch würde dies übel nehmen. Dergleichen Gassenbübereien müssen fühlbar gestraft werden. Welchen Tiefstand unser Parlament erreicht hat, ersieht man mit Schrecken daraus, daß Herrn Strohbach's Impertinenz weder vom gestrengen Vorsitzenden den Ordnungsruf erhielt, noch auch von den Abgeordneten aufgegriffen wurde. Sonst, wenn auf die Majorität nur irgendwie gestichelt wird, setzt der Präsident die Narrenschelle des Ordnungsrufes in Bewegung. Bei Anwürfen gegen Alldeutsche und Sozialdemokraten aber scheint er harthörig zu sein. Auch im Preßwalde rauschte kein Blättlein und kein Läublein. Wozu auch? Ja, wenn's ein Mitbürger mosaischer Konfession wäre, oder Herr Conférencier P. Freund — das wär' 'was Anderes! Im Nu würde sich die jetzt so friedfertige Lilie in einen Kaktus verwandeln und die gewissen Stinkthiere der öffentlichen Meinung sängen uns ein ergreifendes Klagelied vom Defizit der europäischen Kultur. — Herr Strohbach mag sich's aber gesagt sein lassen: Oft hat ein ausgewachsener Germane mehr Hirn in seinem Pantoffel, als ein christlich-sozialer Falstaff in seinem ganzen Kapitol!

Der Karsthans.

Wer sind die Mächtigen im Vaterlande?

1. Die Ingerenzlosen. Der Ministerpräsident und Leiter des Ministeriums des Innern v. Körber,

der Minister für Kultus und Unterricht Hr. v. Hartel und der Parlamentspräsident (zugleich auch Verwaltungsrath eines Geldinstitutes), der gräfliche Vetter von der Lilie — diese drei Elemente innig gesellt sind — ingerenzlos! Wir Oesterreicher haben eine unerhörte, uns leider noch unbewußte Freiheit der Meinungsäußerung, eine Freiheit der Versammlung und eine Freiheit der Kritik, — so grenzenlos frei sind wir, daß mit Wippchen zu sprechen die Statue der Freiheitsgöttin in New-York gegen unsere Freiheit der reine — Waisenknabe ist. Für ungläubige Gemüther genüge die nachstehende Anleitung: Tobe dich in deinen Jünglingsjahren vorerst tüchtig aus, um dann mit „abgeklärter" Lebensanschauung ein Mitbruder irgend einer frommen Erzbruderschaft zu werden. Vor allem: bist Du erst ein S. J., dann ist Dir in Oesterreich alles erlaubt, selbst das was den anderen „Unterthanen" strengstens verboten ist, dann brauchst du z. B. Versammlungen nicht anzuzeigen, sondern du veranstaltest „Konferenzen für Männer" (nur für Männer) in irgend einer — — Kirche; die Obrigkeit wird nicht mucksen und Andersdenkende dürfen nicht mucksen, sonst können sie längere Zeit im Kühlen darüber nachgrübeln was ein „Bestandtheil der katholischen Kirche" ist, welche Unkenntnis ja auch dem Herausgeber des schneidigen „Scherer" nach sieben Verhandlungen endlich sechs Monate Arrest einbrachte. Sodann darfst du es nicht unterlassen, gegen alle jene, deren Thun dem Zwecke, welcher die Mittel heiligt, entgegensteht, in recht ordinärer Weise zu begegnen. — 's kann d'r nix g'scheg'n, sagt der Steinklopferhanns. Beweis: Die Interpellation des alldeutschen Abgeordneten Berger wegen der Nur-für-Männer-Predigten des Redemptoristen Freund und der dabei gefallenen Schmähungen über die radikalen Volksvertreter (notabene an geweihter Stätte) wurde vom Präsidenten Vetter dahin beantwortet, daß er nach Rücksprache mit dem Unterrichtsminister Hartel zu einem Einschreiten keine Ingerenz (!!!) habe, was den traurigen Schluß ergibt, daß die in Frage kommenden Excellenzen, dort wo es gilt die Uebergriffe eines fanatischen Hetzpredigers zurückzuweisen, keine — Ingerenz haben, weil sie keine haben wollen. — 2. Die Ingerenzvollen. Doch noch ein weiterer Beweis dafür, daß wir glückliche Oesterreicher ein Vaterland haben und auch Grund haben, es zu lieben. Kommt da ein Lehrer im Vorarlbergischen auf die lästerliche Idee sein Knopfloch mit einer Kornblume zu schmücken. Was hat so ein armer Faut sein Knopfloch zu schmücken, ja wozu hat er überhaupt ein Knopfloch? Doch das Auge des Gesetzes wacht, oder wurde zumindest durch einen loyalen Naderer geweckt und streng und gerecht hatte der junge Uebermüthige „das demonstrative" Tragen politischer Abzeichen mit dem Verluste seiner Stellung zu büßen. In Niederösterreich ächzt die Lehrerschaft unter der Fuchtel des Landes- und Jesuitenausschusses Geßmann, in Oberösterreich maßregelt der Landeshauptmann und Possendichter Ebenhoch alle die, die nicht ebenhochisch (d. i. päpstlicher als der Papst) denken und in Wien kann weder Oeffentlichkeit noch Recht etwas dagegen ausrichten, daß der „Bezirksschulrath" Gregorig seine unbezähmbare Brutalität und Rachsucht an denen kühlt, die das Verbrechen begingen, intelligenter zu sein als er. Durch diese kleine Gegenüberstellung von Thatsachen haben wir gewiß den Nachweis erbracht, daß in Oesterreich Recht und Gewalt ganz untadelhaft ausgeglichen vertheilt sind. Die Minister sind machtlos und haben „keine Ingerenz", wenn ein Hetzpfaff ehrliche Männer und große Bevölkerungskreise schmält, dafür aber können Bezirkshauptleute, Landesausschußgrößen und christlich-soziale Bezirksschulräthe ihr Müthchen an jedem ihnen unterstehenden Gebildeten kühlen und deren Existenz, sowie bürgerliche Freiheitsrechte vernichten. Darum nehmen wir es keinem für übel, wenn er frägt: „Wer sind die Mächtigen im Vaterlande?" Murner d. J.

Oberösterreichischer Autorenabend. Der Linzer Theaterdirektor, Cavar, gehört jedenfalls zu den originellsten Förderern der Provinzkunst. Er veranstaltete am 18. März d. J. einen oberösterreichischen Autorenabend und führte folgende Werke auf:

„Mittellos" von dem Salzburger — Seebach,

„Ostern" von dem Niederösterreicher — Schwayer und

„Eine Radikalkur" von dem Tiroler — Ebenhoch.

Die guten Linzer sind ihm wirklich auf den Leim gegangen und füllten die Theaterkasse. Cavar freut sich, dass er hat gemacht ein Geschäft! — und die oberösterreichischen Autoren fragen sich verdutzt: „Sind wir auch noch auf der Welt?", indeß — sie mögen sich gedulden, sie kommen wahrscheinlich an einem „Salzburgischen" oder „Vorarlbergischen Autorenabend" zu Wort. Umgekehrt ist auch gefahren!

Michel.

Streiflichter.

Die Heerführer im Burenkrieg.

Den Mann, der kämpft für's Vaterland,
Schmückt nichts als seine Flinte,
Und das Patronengürtelband
Ist seine Ehrenbinde.
Doch dem ist reich die Brust geziert!
Goldstern' und Purpurbänder
Trägt er, der Freiheitschänder
Mordbrenner kommandirt.

Die Weltpolitik.

Glück auf zur Fahrt, Weltpolitik!
Steilab, steilan
Führt diese Bahn
Bei schroffen Hindernissen;
Schon Mancher brach hier das Genick —
Was dir blüht, wer kann's wissen?

Die Stimme des Rufenden in Berlin.

„Los von England!" eine Stimme
Ruft es in der Reichstagswüste;
„Los von England, los!" im Grimme
Wo das Echo donnern müßte,
Setzt die Zeitung schwacher Zeit
Bei in Flammer „Heiterkeit".

Die Reichsbremse.

Wird's gar zu bunt, so hat Gewicht
Doch auch der Deutsche Bundesrath. —
„Ja, ja, 's könnt' sein, wenn dieser nicht
Am Wagen wär' das fünfte Rad!"

Zur Verbesserung der Leichenwagen.

Viel besser, schwarz mit Trauerflor
Verhängt, zum letzten Ruhebette
Dient doch statt der Geschützlafette
Ein riesiges Kanonenrohr.

Amerikanisch-englische Streitfragen.

Mag eu're Eifersucht noch stärker wachsen;
Was kümmert's uns? O lasset uns in Ruh'!
Rings alle Welt schaut mit vergnügen zu
Dem hitz'gen Hahnenkampf der Angelsachsen.

Unsere Landboten.

Gar Vieles löst sich auf in Dunst. —
Man sieht, soll' richtig man's benennen
Nichts anderes, als um die Gunst
Ein großes Sackwettrennen.

Staatszweck.

„Es bleibt der Zweck; die Mittel wechseln",
Dies Sprüchlein kluge Männer drechseln,
Sie sagen nicht — d'ran sind sie unbeteiligt —
Daß guter Zweck die schlechten Mittel heiligt;
O nein, das ist und bleibt verdammt,
Wenn mann's auch manchmal übt im Amt!

Ränkespinner.

Wutvoll schleppt das Volk zum Schafott oft Könige; heimlich
Zur Zwangsjacke für sie spinnen auch manche den Hanf.

Germanus Senex.

Tu felix Austria!

Wenn der Mohr seine Schuldigkeit gethan hat, kann er bekanntlich gehen. Die österreichische Volksvertretung darf die langen Osterferien in Ruhe und im Vollgefühle vollbrachter Pflicht genießen, denn die Delegationswahlen sind vorüber und damit ist der berühmtesten aller Staatsnothwendigkeiten Rechnung getragen. Auf ein Jahr hinaus ist Herr v. Körber wieder auf dem Trockenen, denn das Andere kann im Nothfalle der § 14 besorgen. Zwei Monate hat die Tagung des Parlamentes gedauert, eine Flut von politischen Debatten ist während dieser Zeit niedergegangen, aber für das Volkswohl ist bisher noch nichts geschehen. Nach einer halbofficiösen Mittheilung der „Neuen Freien Presse" sollen die Völker Oesterreichs ein schönes Geschenk bekommen, nämlich Kanonen, neue schöne Kanonen, mehr Soldaten und Officiere. Nicht nur liebeglühende Mädchenherzen, auch die Herzen jener Industrieritter, über welchen segnend die „Neue Freie Presse" als Schutzpatronin waltet, müssen höher schlagen bei solchen Eröffnungen; denn bei 130 Millionen Ausgaben steht ein hübsches Profitchen zu erwarten. Und da sage noch einer, daß es uns schlecht geht! Die Engländer beispielsweise müssen für den Burenkrieg blechen, bis sie schwarz werden und haben nichts davon, und sie werden voraussichtlich, nachdem die Friedensverhandlungen gescheitert sind, noch sehr lange und sehr tief in die Taschen greifen müssen; Deutschland wiederum gibt hunderte Millionen für sein chinesisches Abenteuer aus und hat weiter nichts davon wie ein paar abgeschlagene Mandarinenköpfe und einen blamirten Feldmarschall. Wir aber bekommen für unser gutes Geld blanke, fingelnagelneue Kanonen und retten glücklich die Fiction unserer Großmachtstellung. Glückliches Oesterreich!

Freidank.

Eingesendet.

Herrn **Emerich von Bukovics,**
Leiter des Deutschen Volkstheaters

Hier.

Geehrter Herr!

Für den Fall, daß Sie die ungeheuerliche, Ihr Theater, wie auch Sie selbst beschimpfende Thatsache von der wiederholten Vornahme polizeilicher Amtshandlungen an Besuchern Ihres Theaters (allerdings nicht an Logenbrüdern und Parquettherrschaften) nicht wissen sollten, so machen wir Sie darauf aufmerksam und ersuchen Sie ebenso höflich als entschieden, diesem Unfug einen Riegel vorzuschieben.

Sobald es der Klaque des Deutschen Volkstheaters (es ist die unverschämteste!) gestattet ist, ihre Hände für Herrn Bahr oder Herrn Dörmann zu rühren, und zwar in einer Weise, an welcher man erkennt, wie viel den Litteratur-Kartellisten daranliegt, einen »Erfolg« herauszuschinden, muß es auch uns, die wir Sie, Herr Direktor, und die Autoren bezahlen, gestattet sein, unserer Meinung offen Ausdruck zu geben und so die nichtsnutzige Behelligung zurückzuweisen. Wollen Sie dies nicht zulassen, dann müssen Sie eben den Kartenverkauf einstellen und das Haus von unten bis hinauf bloß mit der Mischpoche der Herren Kartellmänner auspolstern, in welchem Fall die Herrschaften unter sich sind und redlich klatschen können, so viel und so lang es ihnen beliebt. Bis dahin aber haben wir das Recht, die Frechheiten einer übereifrigen Klaque zurückzuweisen. Sie jedoch, Herr Direktor, haben die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, dafür zu sorgen, daß man Ihr zahlendes Publikum anständig behandelt und nicht zu Gunsten der bezahlten Maffia wie ertappte Taschendiebe durch die k. k. Polizei hinauswirft.

Wollen Sie demnach das Erforderliche veranlassen und die k. k. Polizei ihrem eigentlichen und ehrenvolleren Berufe nicht entziehen. Sie hat für die Sicherheit der Stadt zu sorgen, Verbrecher (z. B. den oder die Mörder vom Neubaugürtel) auszuforschen, nicht aber die Herrn Lokal-Miliendichter vor dem Ausgezischtwerden zu bewahren und dem Franzl sammt den Krannerbuben zu einem Erfolg zu verhelfen, indem sie die berechtigte Opposition gegen den dramatischen Abhub aus dem Theater hinausschmeißt. — Wir schämen uns für Alle, die an dieser in den Annalen der Theatergeschichte einzig dastehenden Unverfrorenheit Theil haben.

Wien, am Abend, wo Dörmann wieder einmal durchfiel.

Ständige Besucher des Deutschen Volkstheaters
(Stehparterre und Gallerie).
(70 Unterschriften.)

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Ezermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

1907. 1935

8. und 9. Heft. 1. Juni. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:

Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**

Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig.**

Inhalts-Verzeichnis:

Josef Schmid-Braunfels, Donaufahrt . . 227
Heinrich Pudor, Beamtenvergötterung in Deutschland 228
Hans Heinz Ewers, Des Rabbi Kuh . . 230
Manfred Wittich, Ein reaktionärer Revolutionär 231
C. W. von Gleichen, Meer Pflicht . . 237
Hermann Bahr, Das Schwedenspiel . . 238
Emil Ohnsorge, Spruch 240
Stanislaus Stanislawski, Das absolute Ende 241
Richard Dehmel, Baron Schienlende . . 242
Gustav Renker, Eine Parabel 246
Eine Rede, über Kunst und Kritik . . . 247
Antonie Heidsieck, Transvaal . . . . .
Germanus, Notizen zum Weltkalender . .
Aus dem Wiener Kunstleben 250
Von fremden Bühnen (Bremen) 258
Bücherschau 259
Der gute Fridolin, Hermann Bahr's „Bildung" 264
Aus dem Narrenhause der Zeit 266
Feuilleton: Fräulein Arcandez, der junge Enterich 271
Othm. Kleinschmid, Zahme Satiren 273
Freidank, Tu felix Austria 275

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

An unsere Freunde!

Infolge verschiedener Umstände, wie solche bei einem e kurze Zeit bestehenden Blatte, zumal, wenn es unabhäng ist, nicht selten eintreten, hat sich das Erscheinen der „Ne Bahnen" in etwas ungebührlicher Weise verzögert.

Wir bitten unsere Freunde deshalb um Entschuldigu und versprechen, den unliebsamen Ausfall durch Herausga von Doppelheften, sowie durch Beilagen und durch eine künst lerische Ausgestaltung wettzumachen. Aus dem Verhalt unserer Freunde während der erwähnten unfreiwilligen Pau haben wir deutlich ersehen, daß uns deren herzlichste Anthe nahme an unserem Werke allzeit sicher ist. Wir sprech hiemit Allen an dieser Stelle unseren wärmsten Dank hier aus und hoffen auf ferneres Wohlwollen und thatkräftig Unterstützung!

Die Schriftleitung und Verwaltung

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell v. Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Haufe, Maderno.
Karl Maria Heidt, (†).
Karl Henckell, Zürich.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Friedrich Werner v. Oesteren, Prag.
Oskar Panizza, Paris
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler, (†)
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck.
Hermann Rollett, Baden.
Benno Büttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Heinrich v. Schullern, Salzburg.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf v. der March, Wien
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg
Emil Aellenberg, Zürich.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Neue Bahnen

Donaufahrt.

Mein Kahn durchfurcht die blauen Wogen
Im alten, heil'gen Donaustrom,
Im Grunde spiegelt seinen Bogen
Der sternenklare Himmelsdom
Beim Schmeichelhauch des Wellenkusses
Hebt schaukelnd das bewegte Rohr,
Und rauschend hebt der Gott des Flusses
Sein schaumbekränztes Haupt empor.

Mich dünkt, ich sei ein Nibelunge
Und fahre in das Heunenland
Und lausche Volkers Liederzunge
Am waldumsäumten Donaustrand.
Dazwischen hör' ich Waffen klirren,
Im Mondlicht strahlt der Panzer Pracht,
Und traumverlor'ne Stimmen irren
Wie Geister durch die stille Nacht.

Die moosbewachs'nen Burgen träumen
Von jener tapfern Heldenschaar,
Die einst in ihren stolzen Räumen
Bei Rüdiger zu Gaste war.
Kein Nachthauch wagt den Traum zu stören,
Geräuschlos theilt der Kahn den Schaum,
Den Nachhall meint man nur zu hören
Von dem verklung'nen Märchentraum.

Wien.

Josef Schmid-Braunfels.

Beamtenvergötterung in Deutschland.

Von Heinrich Pudor (Oetzsch.)

Wenn man einen vergleichenden Blick auf die verschiedenen Länder und Staaten wirft, kann man England einen Finanzstaat, Deutschland einen Beamten- und Militärstaat, Rußland einen Diktatorstaat, Amerika einen Freistaat nennen.*) Der Kunststaat fehlt, ebenso wie der Bauernstaat fehlt — das kleine Finnland ist das einzige Land, das nie die Leibeigenschaft des Bauern gekannt hat und in dem der Bauer ein eigenes Ständehaus hat — und daß Amerika ein Freistaat sein soll, werden viele nicht glauben.**) Das alte Griechenland war ein Kunststaat, das Italien der Renaissancezeit war ein Kunststaat, Rußland war einmal nahe daran, ein Bauernstaat zu werden, und die Schweiz war ein Freistaat. Ob Deutschland nun doch noch einmal, wie es die Sehnsucht so vieler Deutschen ist, ein Kunststaat werden wird? Vorläufig hat es freilich immer noch geringe Anlage dazu; denn ein Beamtenstaat, ein Militärstaat ist von einem Kunststaat sehr, sehr weit entfernt.

Aber man mache sich nur klar, welches die Aufgabe des Staates ist, und welches das Verhältnis des Beamten zum Nichtbeamten ist und sein soll. Wenn schon der Staat dazu da ist, dem Individuum zu dienen, das Individuum zu schützen, so noch vielmehr der Beamte als Angestellter des Staates. Erst war das Individuum; und die Masse der Individuen schuf sich eine gesetzgebende und gesetzführende Gewalt, die sie Staat nannte. Und der Beamte ist der Angestellte des Staates. Er ist Diener eines Dienenden. Er dient dem Staate, der wiederum dem Individuum dient. Also der Beamte dient in zweiter Potenz, mag er nun Offizier, Jurist, Standesbeamter oder Polizist sein, d. h. mag er da Individuen nach außen schützen oder nach innen, oder mag er zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Anerkennung der Gesetze da sein. Und auch das Gesetz hat keine absolute, sondern nur eine relative Souveränität. Erstere gehört dem Individuum zu; das Individuum hat das Gesetz geschaffen und kann es verändern. Der Beamte ist Diener des Gesetzes, wie er Diener des Individuums ist. Und deßhalb wird der Beamte vom Individuum auch bezahlt. Und die Steuern sind das Gehalt, das das Individuum dem Beamten zahlt. Der Beamte ist der Dienstbote des Individuums und bezieht von letzterem einen Wochenlohn, Monats- oder Jahresgehalt, mag er nun General oder Minister, Polizeidirektor oder Amtsrichter sein. Und auch der Herrscher ist als der Kopf des Staates nur Diener des Individuums, wenngleich oberster Diener. „Suprema lex vox populi" ist hierfür noch ein sehr milder Ausdruck. Die Auffassung jenes deutschen Herrschers — „Herrscher" gilt hier nur von Demjenigen, der über die Beamten herrscht, der aber als oberster Beamte dem Individuum und der Masse der einzelnen Individuen, d. h. dem Volke dient — aber ist eine irrthümliche und außerdem sehr veraltete. Der Wappenspruch des Prinzen von Wales lautet: „Ich dien'." Das ist der schönste Wahlspruch eines Fürsten. Der Fürst kann herrschen — eigentlich auch ein veralteter, an Feudalherrschaft und Leibeigenschaft erinnernder Begriff — nur dadurch und höchstens dadurch, daß er dient, daß er der erste ist, welcher dient, daß er der erste Diener seines Volkes ist.

Das sind die Verhältnisse, wie sie sein sollen. Wie steht es aber nun mit den thatsächlichen Verhältnissen: welche Stellung nimmt der Beamte heute in deutschen Landen ein? Wir haben oben diese Stellung schon gekennzeichnet, als wir von einem Beamtenstaat sprachen. Deutschland ist das Land der Beamtenvergötterung, des Juristenhochmuthes und des bureaukratischen Größenwahns, des Offiziersdrilles und des Polizisten-Dreschflegels. Zu Deutschland, im Lande der Kunst und der Musik, wie man es während eines kurzen, schönen Traumes manchmal zu nennen beliebt, herrscht der Beamte, herrscht das Bureau — daher das Wort „Bureaukratie" (Bureauherrschaft, die Herrschaft des grünen

*) Und Oesterreich? Lotteriestaat — nicht?
**) Und mit vollem Recht! (D. Schriftl.)

Tisches), welch' letztere nirgends mehr wuchert, als eben in Deutschland. Das richtige Verhältnis von Staat und Individuum, Staatsdiener (Beamter) und Bürger ist in sein Gegentheil verkehrt worden und der Beamte herrscht mit Diktatorengewalt über den Bürger. Das Individuum ist nur eine Nummer; der Bürger „bauchwedelt" vor dem Beamten und die Arroganz des Beamten kennt keine Grenze mehr. Der Beamte beherrscht das öffentliche und gesellschaftliche Leben in Deutschland vollständig; er wird nicht nur als Herr voll anerkannt, man huldigt ihm, er normirt die Sitte, er gilt als beste „Partie", er zählt als außerordentlich „respektabel" und, was das Drolligste ist, selbst im Bureau, bei seiner Arbeit geberdet er sich als Herr dem Bürger gegenüber, also der Diener dem Herrn gegenüber, und wir haben nun das tragisch-komische Bild vor uns, daß der Bürger, obwohl er den Beamten bezahlt und anstellt, sich von ihm knechten läßt. Ja, es ist wirklich wenig, sehr wenig Stolz unter den heutigen Deutschen zu finden, die vor dem bloßen Namen „Beamter" den Hut ziehen und alles Gefühl individuellen Stolzes und persönlicher Würde verloren zu haben scheinen. Der Bürgerstolz lebt nur noch in der Geschichte und das Individualitäts-Bewußtsein scheint noch immer nicht erwacht zu sein. Ist es denn bestimmt, ein Sklavenvolk zu werden, dieses deutsche Volk, das die Throne der ganzen Erde mit Herrscherblut versorgt? Wir können es nicht glauben und wohl nur eingeschläfert ist das Persönlichkeits-Bewußtsein des freien Bürgers. Und daran ist in der Hauptsache der Unteroffiziersgeist des deutschen Militärs, von Friedrich dem Großen in's Leben gerufen und von Bismarck gepflegt, schuld. Deutschland hat ihm, was äußerliche Macht betrifft, gewiß viel zu verdanken, vielleicht auch, was innere Ordnung betrifft, möglicherweise sogar, was Kulturrausch und Zivilisationsschwindel betrifft. Aber es dürfte doch endlich an der Zeit sein, diesen Geist, der aus Menschen Sklaven und willenlose Geschöpfe macht, die in ihrem stumpfen Gehorsam merkwürdig an Hofhunde erinnern, zu bannen und zurückzuschlagen in die Zeit des Junkerthums und der Feudalherrschaft, in die er gehört. Was ist es denn sonst mit unserer glorreichen deutschen Erziehung, die dem Menschen die Würde des Menschenthums in die Seele pflanzt? Aber freilich sagt sie es lieber nicht auf deutsch und nennt es „Humanismus". Dann ist es nämlich nur ein Wort. Und statt Persönlichkeit sagt sie Individualität. Die Freiheit ist ihr überhaupt etwas Inkommensurables, und sie wagt sie nicht einmal mit einem Fremdwort zu bezeichnen. Und das Wort „Bürger" wird auch immer selt'ner und selt'ner gehört. An Stelle der Bürger sind Nummern getreten und eine gewisse Menge gleichartiger Nummern nennt man dann Klassen. Und nun taucht vor unserem Blicke auf das wenig liebliche Schauspiel des Klassenhasses und der Klassenspalterei. Die vornehmste Klasse sind natürlich die Beamten, vor Allem die Offiziere, dann die Juristen. „Bürger" — das klingt leer und niedrig, wenn es überhaupt noch klingt. Und der Tischler ist für den Staatsbeamten nicht ein Bürger, sondern ein Handwerker. Dann gibt es auch noch eine Handvoll „Bauern". Und als eine ganz besondere Klasse von Menschen, die aber gar nicht voll mitzählen, gelten die Künstler, und es ist natürlich gar nicht zu verwundern, daß in einem Beamtenstaate die Künstler nicht besser behandelt werden. Nur soll man aufhören, davon zu träumen, daß Deutschland Anwartschaft darauf habe, ein Kunstvolk zu werden und einen Kunststaat darzustellen Ich weiß es, die Künstler wachsen in Deutschland auf den Bäumen. Und die deutsche Nation ist geschaffen zu einer Nation von Fürsten, Kindern und Künstlern. Aber vorläufig ist die Bureaukratie und Beamtenherrschaft, die Offiziersschwärmerei und der Juristenhochmuth so groß, daß an einen freien deutschen Kunststaat nicht zu denken ist.

Vorher muß unsere ganze Anschauung von Staat, Beamtenthum und Bürgerthum sich ändern. Das Individuum muß in unserem Bewußtsein geboren sein. Der Mensch muß geboren werden. Die Nummern müssen aussterben. Die Herrschaft des grünen Tisches muß gebrochen werden. War etwa der griechische Staat ein Beamtenstaat voll von Offizieren, Federkratzern und Polizisten? War der Staat der italienischen Frührenaissance ein Beamtenstaat? Der spätrömische Staat war es; aber zu der Zeit hatte auch der römische Staat schon die Auszehrung im Blute und in den Knochen. Selbst der englische

der Lage, in die ihn „die Vorsehung“ gebracht hat — das ist modernes Christenthum!“ (Der Kranz von Olivenzweigen, deutsch von Anna Henschke. S. 64.).

Diese Abwälzungstheorie erscheint ihm gänzlich verwerflich und das Predigen und Ermahnen erklärt er für falsch, wo es sich lediglich um Gerechtigkeit handle: „Ach, wenn wir nicht Gottesdienst abhalten mit jeder freiwilligen Handlung unseres Lebens abhalten, dann halten wir ihn überhaupt nicht ab! Das eine göttliche Werk, das wir zu thun haben — das eine verordnete Opfer ist: Gerechtigkeit halten, und daran begeben wir uns immer zuletzt!“ Und an anderer Stelle heißt es: „Der große Fehler der besten Menschengenerationen hindurch war der, zu meinen, daß den Armen geholfen werden könne durch das Geben von Almosen, durch das Predigen von Ausdauer und Geduld und durch alle anderen Mittel der Linderung und Versöhnung bis auf das, was Gott dazu erkoren hat: die Gerechtigkeit ...“

Er appellirt lediglich an das allgemeine menschliche Empfinden, lehnt dagegen jede religiös-dogmatische Begründung geradezu ab, z. B. in folgender Bemerkung: „Ob es einen Gott gibt, oder drei — keinen Gott, oder zehntausend — Kinder sollten genug zu essen haben und ihre Haut sollte rein gewaschen sein. Das Herz jeder Mutter unter der Sonne sagt es, wenn sie eins hat . . . Und jene Fischhändler, welche ihre Fische, ganze Wagen voll, zerstören, so daß die Armen für das, was bleibt, theuer bezahlen müssen, sollte man aus Billingsgate (Fischmarkt Londons) heraus und d'rum herumpeitschen. Das sage nicht ich, das Herz eines Jeden sagt es auf Meer und Land, wenn er nicht im Herzen ein Schurke ist . . .“

Die Grundlage von Ruskins ästhetischen Anschauungen ist sein frühzeitig geweckter und gepflegter Vermögen, das Schöne in Natur und Kunst zu empfinden. Als Knabe begleitete er den Vater auf Reisen und lernte die schönsten Gegenden Europa's aus Selbstschau kennen. Mit seiner Würdigung William Turner's, der im Gegensatz zu der konstruirten, arrangirten Landschaftsmalerei seiner Zeit die Natur keusch und treu wiedergab, wie er sie sah, die in ihr liegende Schönheit herausholte und nicht das akademisch-theatralische Schönheitsideal der Zeitmode in die Natur hineindichtete — mit einer Arbeit begann Ruskin seine kunstästhetischen Studien und Schriften. Ein Rousseau'scher Zug geht durch die herrlichen Schilderungen des Schönen im Großen und Kleinen der Natur, von den Alpenwiesen bis zum Staubkorn, vom Weltmeer bis zum Moospflänzchen, die an vielen Stellen der Werke Ruskin's den Leser entzücken.

Der nämliche Zug zum Einfach-Natürlichen, zum Kindlich-Unschuldigen ließ ihn auch zum eigentlichen Entdecker der Größe der präraphaelischen Kunst Italiens und zu deren eifrigem Propagandisten werden. Die Renaissance mit ihrer wissenschaftlich-künstlichen Raffinerie, schien ihm, wie er die Dinge ansah, ein Abfall von Natur und Christenthum zugleich. An jenen keusch-naiven, frommen Kunstwerken der Giotto, Fra Fiesole u. A., deren rechtes Verständnis Ruskin mächtig gefördert hat durch mühsame Untersuchungen, müsse die Kunst wieder anknüpfen, wenn anders sie gesunden wolle. Die Basis aller echten Kunst ist ihm Moral; „Geschmack ist Sittlichkeit“, sagt Ruskin, und anderwärts heißt es: „Vollkommener Geschmack ist die Fähigkeit, das größtmöglichste Vergnügen aus dem Kern der Dinge zu schöpfen, zu denen sich unsere sittlich-geläuterte Natur hingezogen fühlt.“

Und der Künstler ist nach Ruskin ein Mensch, der seine Arbeit einem Gesetze unterworfen hat, das zu befolgen peinlich war, um mit dieser Arbeit anderen Menschen heilsamen Genuß zu bereiten.

Wie die Kunst auf ethischer Basis ruhen soll, so ist Ruskin's Moral ihrerseits wieder ästhetisch:

„Des Menschen Aufgabe in dieser Welt ist dreifach, zum ersten: er lerne sich selbst und die Natur der Dinge um sich erkennen;

zum zweiten: er bestrebe sich in den ihm von der Natur erstatteten Lebensbedingungen glücklich zu sein;

und zum dritten: er bemühe sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde edler zu werden, *seine Umgebung edler zu gestalten.*

Man muß unwillkürlich an Schiller's Briefe zur ästhetischen Erziehung denken.

Arbeit und Kunst sind für Ruskin zu wahrhaft menschlichem Dasein unentbehrlich; Leben ohne Arbeit ist für ihn ein Verbrechen, Arbeit ohne Kunst Verthierung.

„Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!" heißt es in Schiller's Gedicht: Die Künstler.

Wie der ehrliche Demokrat und freisinnige Kunstdenker und -Richter Ludwig Pfau die Kunst als einen „sozialen Faktor" auffaßte und als „Arbeit in höchster Potenz" bezeichnete, so thut dies ganz genau und ebenso auch Ruskin.

Unbedingt haben beide Recht, wenn sie sagen: Aus Handarbeit im Bereich der *nützlichen* Kunst entwickeln sich naturgemäß die *schönen* Künste.

An alle Fakultäten diese Frage: wo hört das Handwerk auf und wo beginnt die Kunst? Was zu einer gewissen Zeit jeder Handwerker lernt, hört für diese Epoche auf, des Namens Kunst gewürdigt zu werden, weil es durch höhere oder höher eingeschätzte, als vornehmer betrachtete Leistungen in den Schatten gestellt wird.

Um die geschichtlich berühmten Werke älterer Kunst voll verstehen und würdigen zu lernen, hielt es Ruskin für nothwendig, ihr Handwerk, ihre Technik, die Art der physischen Bearbeitung des Rohmaterials kennen zu lernen. Er selbst handhabte nicht nur den Pinsel, den Stift und das Modellirholz, sondern nahm auch Hammer und Kelle, Hacke und Straßenpflasterramme in die Hand und leitete seine Kunststudenten dazu an, unter sachverständiger Ober-Leitung der in ihrem Fach „gebildeten", d. h. geübten und geschickten Handarbeiter, Taglöhner und Lohnsklaven zu arbeiten.

Bei solcher Betonung der Wichtigkeit der Technik ergab sich für Ruskin eine von der gewöhnlichen stark verschiedene Bewerthung der Arbeit, der rein physischen Handarbeit, wie er sie allein als menschenwürdig gelten ließ. Und hier ist die Brücke, welche von den kunstästhetischen Ansichten und Bestrebungen Ruskins zu seiner Sozialkritik überleitet.

Alle Arbeit soll nach Ruskin produktiv sein, Wohlfahrt und Glück der Menschen erhöhen, ihr Leben verschönen und veredeln; sie soll vor allen Dingen den, der sie vollbringt, nicht herabwürdigen zum Arbeitsthier, zum Sklaven des Kapitals und der Maschine. Das thut aber unsere Massenproduktion mit Hilfe der Dampfmaschinen, unsere Produktion von nichtigen, werthlosen, ja schädlichen Dingen, als da sind Kanonen, Flinten und Kriegsschiffe, unsere Warenerzeugung ohne Plan, ohne Rücksicht auf den zu befriedigenden Konsum, die lediglich auf gewinnbringender Spekulation, auf der wüthendsten Konkurrenz der einzelnen Unternehmer und der Nationen basirt, deren einziger Zweck der Profit, der die Produktion lediglich in ihrem persönlichen Interesse leitenden Kapitalisten ist.

Im Mutterlande der Großindustrie wagte es Ruskin — wie neben ihm der einzige Carlyle — dem Manchesterthum den Fehdehandschuh hinzuwerfen, ja er schrack nicht davor zurück, in letzter Konsequenz der Verwendung des Dampfes, der steinkohlenfressenden Maschine und den Ruß verbreitenden Schloten der Fabriken den Krieg zu erklären. Er forderte die Rückkehr zu den „natürlichen" motorischen Kräften des Menschen, der Thiere, des Wassers und des Windes.

Das Maschinenwesen war es ja gerade, welches die Erdoberfläche entstellte, die Reize der Landschaft unerbittlich vernichtete, und auch den Menschen, das Ebenbild Gottes, zum Arbeitsthier, zum Sklaven, zum Bestandtheile der Maschine herabwürdigte.

Der Inhaber der Rohmaterialien und der Werkzeuge bis zur komplizirtesten Fabriksanlage hinauf, der Inhaber des Kapitals hat in Form des Kapitals „Anweisungen auf fremde Arbeit", Macht über fremde Arbeitskräfte, die „barbarischen goldenen Zügel" in der Hand, vermöge welcher er den Proletarier in sein Joch spannt, unterdrückt und ausbeutet, entmenscht und unglücklich macht. „Handelswirth-

schaft, die Wirthschaft des Lohnes oder der Bezahlung bedeutet, daß in den Händen einzelner Individuen der gesetzliche oder moralische Anspruch auf die Arbeit anderer oder die Macht über sie liegt; wobei jede derartige Forderung genau so viel Armuth oder Schulden auf der einen Seite voraussetzt, als Reichthum oder Recht auf der anderen!"

Die Lehre Adam Smith's vom Reichthum der Nationen wird einer unerbittlichen Kritik unterzogen. *Reichthum ist ein relativer Begriff*, er fordert unweigerlich seinen Gegensatz, wie der Begriff Süd den entsprechenden Begriff Nord fordert. Der Werth und die Kaufkraft der Guinee in der Tasche des einen beruht auf dem Mangel desselben bei einem anderen. Reichthum des Einzelnen ist nur möglich durch Armuth vieler Anderer. Die landläufige Lehre, reich zu werden, beruht nicht darin, daß einer möglichst viel Geld für sich selbst anzuhäufen sucht, sondern zugleich die, es dahin zu bringen, daß unsere Nachbarn weniger haben als wir. „Genau gesagt: es ist die Kunst, die größtmögliche Ungleichheit zu unseren Gunsten herzustellen." Die Ungleichheit ist aber ein Unheil.

„Auf ungerechte Weise herbeigeführte Besitzvertheilung hat sicherlich der Nation, in der sie besteht, geschadet und fährt, auf ungerechte Weise ausgenutzt, fort, es zu thun, so lange sie besteht."

Ruskin trägt kein Bedenken, den *ausbeutenden* Kapitalisten der Gegenwart mit dem wegelagernden Raubritter des sinkenden Mittelalters ganz auf eine Stufe zu stellen.

„Geld ist heutzutage genau dasselbe, was in alten Zeiten Felsvorsprünge über öffentlichen Landstraßen waren: Die Barone fochten um sie in ehrlichem Kampfe — die stärksten und verschlagensten eroberten sie, befestigten sie sodann und forderten von jedem darunter Vorüberziehenden Zoll. Das Kapital nun nimmt jetzt genau die Stelle der damaligen Felsenspitzen ein. Die Menschen kämpfen ehrlich um ihr Geld, wir wollen wenigstens so viel zugeben, obgleich das schon ein Uebriges ist; haben sie es aber einmal, dann kann der wohlverschanzte Millionär jeden, der unten vorbeigeht, zwingen, seiner Million Zoll zu zahlen und sich selbst einen neuen Thurm anbauen an sein Schloß aus eitel Goldstücken. Und ihr könnt es mir glauben, der arme Landfahrende auf der Straße da unten hat heutzutage ebensoviel von dem Geldbaron zu erdulden, als seiner Zeit von dem Raubbaron auf seiner luftigen Höhe: Bags and crags have just the same result on rages."

Zürnend ruft Ruskin aus: Während man schon lange wußte und erklärte, daß die Armen kein Anrecht auf das Eigenthum der Reichen haben, wünschte ich, daß man ebenfalls wisse und erkläre, daß die Reichen kein Anrecht auf das Eigenthum der Armen (d. i. ihre Arbeitskraft) haben."

Dadurch, daß man bei starkem Arbeitsangebot sich billige, allzubillige Arbeitskraft und Dienste mieten oder kaufen kann, wird der arbeitende Mensch, der seine einzige Marktware, die Arbeitskraft um jeden Preis losschlagen muß, damit er nur leben kann, in der That seiner Persönlichkeit, seines Menschenthums entkleidet, zum Sklaven, zur Ware, zur willenlosen, vernunftlosen, rechtlosen Sache herabgedrückt. Kein radikaler Sozialist kann in dieser Beziehung härter und rücksichtsloser urtheilen als es Ruskin thut. Er erklärt es einfach für elende Heuchelei, wenn die Neuzeit sich damit brüstet, die Sklaverei beseitigt zu haben.

Im Jahre 1102 beschloß der hohe Rath Skt.-Peters-Westminster die Abschaffung des „ruchlosen Sklavenhandels". „Aber", fährt Ruskin fort, „der nicht minder ruchlose Sklavenhandel, Menschen auf unsern Märkten durch billige und billigere Preise zu unterbieten, hat gewährt bis auf den heutigen Tag, was Zustände der Sklaverei hervorbringt, die sich von den alten nur dadurch unterscheiden, daß man statt genährt zu werden, verhungern muß . . . Bei jeder früheren Sklaverei: ägyptischen, algerischen, sächsischen und amerikanischen klagte der Sklave, weil man ihm zwangsweise Arbeit auferlegte; aber der moderne volkswirthschaftliche Sklave

ist eine weit mehr geschädigte Art, weil man ihn zwangsweise zum Nichtsthun verdammt, aus Furcht, daß er andere verderben könne. Das schöne logische Ergebnis der volkswirthschaftlichen Theorie in dieser Sache ist dies, daß wenn du ein Schuster bist, es ein Gesetz des Himmels ist, daß du deine Ware unter ihrem Preise ankaufen mußt, damit du das Gewerbe anderer Schuster verdirbst!"

Ebenso scharf geht Ruskin dem Handel zu Leibe: „Es wird eine Art des Handels entwickelt werden müssen, der nicht ganz und gar auf Selbstsucht beruht; oder die Welt wird vielmehr entdecken, daß es einen anderen Handel niemals gab, noch wird geben können; daß das, was man bislang Handel nannte, ganz und gar nicht Handel, sondern Gaunerei war . . ."

Ruskins Ideal-Kaufmann soll für die Lebensbedürfnisse der Gesellschaft sorgen, Eigenschaften und Gestaltung dieser Bedürfnisse von Grund aus kennen; seine ganze Vernunft und Energie aufwenden, um sie möglichst gut herzustellen oder doch zu liefern, herbeizuschaffen und zu möglichst billigen Preisen dort vertheilen, wo man ihrer am meisten bedarf.

Um es mit einem Worte zu sagen: der Handel soll ein sozialer Dienst werden.

Man vergleiche damit Ed. Hahns vortreffliches Buch: „Die Weltwirthschaft am Ende des 19. Jahrhunderts" mit seiner vernichtenden Kritik des kapitalegoistischen Welthandels und seiner auf Raubbau basirten Spekulation, die lediglich auf persönliche Bereicherung ausgeht, ohne jede Rücksicht auf Andere und auf die Zukunft.

Um 1860 war Ruskin's Ansehen als Aesthetiker und Kunstkritiker festbegründet; von da ab beginnt er immer stärker und vernehmlicher seine Stimme als Gesellschaftskritiker zu erheben, zu stürmen und zu drängen gegen die „traurige Wissenschaft" der manchesterlichen „elastischen" Nationalökonomie, die „am Leben scheitert, das sie unter zu enger Formel gefaßt hat."

Die wahre Volkswirthschaft ist ihm eine moralische Wissenschaft, und der Reichthum, den sie zu schaffen lehren soll, hat nach Ruskin in möglichst viel breitbrüstigen, gesunden, glücklichen Menschen, nicht in einer möglichst großen Pyramide von Goldstücken zu bestehen.

In seinem Idealstaat der Gerechtigkeit will Ruskin Kapital und Grundbesitz als verantwortliche Aemter aufgefaßt und verwaltet sehen. Dem Arbeiter Zufriedenheit mit 30 Schilling Wochenlohn für sich und seine Familie zu predigen, während der betriebsame Unternehmer viele tausend Pfund Sterling erntet, gilt Ruskin als „die denkbar unverschämteste Selbstsucht."

Dem Kapital und Landbesitz ist eine oberste, nicht zu überschreitende Grenze zu setzen. Der Staat belehne mit Land Leute von erprobter Fähigkeit, merze aus dem alten Grundadel die Unfähigen aus und ergänze ihn durch frisches Blut Fähiger.

Ruskin schwärmt weder für die Demokratie, noch für die Gleichheit. Die Aristokratie aber soll aus den Besseren, nicht aus den Reicheren bestehen. Ihre Aufgabe ist die Erhöhung des Massenmenschen (ganz im Gegensatz zu Nietzsche's Herrenmoralbestie!) Ein umfassendes Erziehungssystem hat diesen Zweck anzustreben.

Auf Parlament und Gesetzgebung setzt Ruskin sehr geringe Hoffnungen; ersteres nennt er geradezu eine „Schwatzbude"; — und schweigend arbeiten ist mehr werth als schwätzen.

„Wir werden eines Tages — ich sage es zuversichtlich — die Leute weniger hoch dafür bezahlen, daß sie im Parlament Reden halten und nichts thun, und höher dafür, daß sie außerhalb desselben ihren Mund halten und etwas thun."

Wie Carlyle sucht auch Ruskin die Lage der arbeitenden Klassen durch Ethisirung der Besitzenden zu verbessern; diese sollen mit mehr thätigem Spielgefühl erfüllt werden.

„Es wird den Menschen gesagt werden, daß ein Leben des Spiels auf Kosten des Blutes anderer Kreaturen eine angemessene Daseinsform für Mücken und Quallen ist, nicht aber für Menschen; daß weder der einzelne Tag, noch das ganze Leben

geheiligt und veredelt werden können durch Müßiggang; daß das beste Gebet zu Beginn eines Tages das ist, daß wir seine Augenblicke nicht verlieren möchten und das beste Tischgebet das Bewußtsein unser Mittagsessen ehrlich verdient zu haben."

An anderen Stellen seiner Werke empfiehlt er den Besitzenden geradezu, die Handarbeit nicht nur nicht als eine Unehre anzusehen, sondern vielmehr jedem, in irgend einem Fache sich zu einem guten Handwerker auszubilden.

Ehrensache der Besitzenden sei es, nur Waren zu kaufen und zu gebrauchen, die von den betreffenden Arbeitern unter menschenwürdigen und natürlichen Bedingungen hergestellt seien.

Ruskin schritt auch, da niemand anders anfing, allein und selbst zu praktischen Versuchen fort. Auf seinen Landhäusern führte er seine Grundsätze durch; seine Werke stellte er in Druck nach seinen Grundsätzen her; die von ihm erworbenen Arbeiterwohnungen verwaltete er in diesem Sinne. Seine bedeutendste Gründung der Art war die Sankt-Georgs-Gilde, deren Mitglieder ihren Unterhalt durch ihren Individualitäten entsprechende Arbeit gewinnen sollten. Ruskin steckte etwa 77.000 Mark in das Unternehmen, für das im Ganzen von 1870—1874 nur 370 Pfund Sterling zusammenkamen.

Auf der Insel Man führte Ruskin mit Wasser- und Menschenkraft die Hausindustrie der dortigen Weber in den Kampf gegen die Maschinengroßindustrie und erzielte immerhin beachtenswerthe Erfolge mit den unter menschenwürdigen Bedingungen geferigten Geweben von Laxoi.

Es ist vielleicht gar nicht so unmöglich, daß eine spätere Zukunft auf Ruskin's Ideen zurückgreift, wenn auch seine Zeitgenossen über seine „Sentimentalität" spöttelten.

Hierüber sagt er selbst einmal: „Der Verfall unserer Zeit liegt darin, daß Geldgier und ein übersättigender Luxus, den der Gemeine nur auf unehrliche Weise erringen kann, alle Menschen nach und nach stumpf macht, so daß man edlere Gefühle nicht nur für unglaubwürdig hält, sondern daß selbst eine Vorstellung davon dem verkommenen Geiste lächerlich dünkt. Nehme ich mein armseliges eigenes Leben zum Beispiel, so zeigt sich: Weil ich statt eines Glücksjägers ein Spender von Almosen war, weil ich für die Ehre anderer, nicht für die meine, arbeitete und vorzog, statt die Arbeit meiner eigenen Hände auszustellen, die Aufmerksamkeit der Welt auf Turner und Luino zu lenken, weil ich meine Miethen ermäßigte und die Bequemlichkeit meiner Miether förderte, statt ihnen möglichst viel Geld abzupressen, weil ich einen Spaziergang im Walde einer Straße Londons vorziehe, lieber den Flug einer Möve beobachte, als daß ich sie schieße, lieber eine Wachtel singen höre, als daß ich sie esse u. s. w. — darum schütteln die Söldlinge der englischen Litteratur und Kunst ihre Köpfe über mich, und der arme Kerl, der die schmutzigen Lappen seiner Seele tagtäglich für eine Flasche sauren Weines und eine Zigarre verkauft, spöttelt über die „verweichlichende Sentimentalität Ruskin's.""

Als am 20. Januar 1900 der Verkünder der moralischen Kunst und Volkswirthschaft seine müden Augen schloß, waren tausende und abertausende von Herzen voll Trauer und beklagten voll dankbarer Verehrung seinen Hintritt. Der Mann hat Spur gelassen. Wie er Allen von seinem Wissen spendete, heute den Kaufleuten von Liverpool, morgen den Artillerieoffizieren von Woolwich, heute seinen Studenten von Oxford, morgen den Arbeitern in irgend einem ihrer Bildungs- und sonstigen Vereine sein Evangelium verkündete, ernst, heiter, treu und unerschrocken, — so ist er eine der eigenartigsten und markantesten Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Künftige Gesellschaftsreformatoren werden von ihm lernen und wo nicht, werden sie in vielen Punkten seine Wege wandeln, weil sie müssen. Aus Ruskins Lebenswerk ließen sich die Grundlinien einer vernünftigen humanen Weltwirthschaft entwickeln. Leider ist, so scheint es, dafür die Menschheit noch nicht reif; aber sie *wird* es werden.

Meer-Pflicht.

Schlammbedeckt und tangbezogen
Schwamm ein junges Seepferd schnell
Durch die aufgeregten Wogen,
Denn im Meer war Kriegsappell.
Alle großen, alle kleinen
Fische und was stammverwandt
Mußten pünktlich stets erscheinen,
Selbst wenn blinder Lärm entstand.
Blaß an Bauch- und Rückenkrusten
Schwamm das Seepferd ganz allein;
Alle andern Fische mußten
Längst am Sammelorte sein.
Und so war's auch. An dem Orte,
Der zu diesem Zweck bestimmt,
War versammelt zum Rapporte,
Was da Flossen hat und schwimmt;
Und das Seepferd war der Letzte.
Gleich beschimpfte es der Hai,
Daß es nur so Wogen setzte:
„Das ist eine Schweinerei!
Ist Ihr Weg denn etwa weiter,
Als der Weg der Andern, Sie?
So was nennt sich auch noch Reiter!
Schöne Meerkavallerie!
Seedrach — (dieser war es nämlich,
Den man zum Sergeant erkor) —
Diesen Jokey, faul und dämlich,
Nehmen Sie mal tüchtig vor!"
„Zu Befehl, Herr Oberst!" sagte
Seedrach, der das Ding verstand,
Weil er immer Spinnen jagte;
Und zum Seepferd dann gewandt
Schnarrte er: „Sie, der den Namen
Wellenroß zum Spotte trägt,
Sie vom Haus der Popotamen,
Der die Eier selber legt,
Hartgesott'ner Schwanzverdreher,
Sie einjähr'ger Wassergaul,
Kommen Sie gefälligst näher,
Aber halten Sie das Maul!"
Und das Seepferd stand mit Beben
Und entsetztem Augenpaar,
Weil ihm im zivilen Leben
Fremd der Bilderreichthum war.
Doch schon riß aus solchem Sinnen
Es der Seedrach: „Sie, Habt Acht!
Wenn wir mit dem Drill beginnen,
Wird gefälligst nicht gedacht.
Erst den Schwanz herabgeschlagen!
Hoch den Kopf! Den Bauch hinein!
Alles muß da sozusagen
Front und e i n e Linie sein."
Und dieweil der Seedrach fluchte,
Blieb das arme Seepferd stumm
Und versuchte und versuchte,
Grad' zu biegen, was da krumm.
Doch umsonst! Die harten Glieder
Blieben krumm so wie zuvor,
Und es fuhren immer wieder
Bauch heraus und Schwanz empor.
Bis der Seedrach tief verdrossen
Die Geduld verlor. „Hierher!
Kerl, er würde krumm geschlossen,
Wenn er nicht so krumm schon wär'.
Aber wart'! Ich bieg' ihn grade!"
Sagte es und that es auch,
Bog dem Seepferd ohne Gnade
Schwanz herab, hinein den Bauch.
Doch da knirschte es und krachte,
Und dann gab es einen Schrei,
Und noch eh' es Jemand dachte,
War das Seepferd — knacks — entzwei.
Erst bestürzt und ohne Worte
Sah der Seedrach was geschehn,
Um gefaßt dann zum Rapporte
Zu Herrn Oberst Hai zu gehn.
Und er meldete: „Zerbrochen
Ist der krumme Zivilist,
Was doch sonst nach vielen Wochen
Unterrichts erst möglich ist."
Peinlich war von dem Berichte
Hai berührt; dann sprach er fest:
„Steht im Tangblatt die Geschichte,
Gibt's für Sie zwei Tag' Arrest."

Schloß Weleslawin bei Prag.

F. W. v. Oesteren.

Das Schwedenspiel.

Von Benno Rüttenauer (Mannheim).

Unter der Schuljugend von Hinterwinkel gab es es eine Klasse von Privilegirten. Es waren die zum Kirchendienst Auserlesenen, die Handlanger des Priesters bei seinen sakramentalen Handlungen. Man hieß sie die Ministranten. An ihr Amt waren die wunderbarsten Vorrechte geknüpft.

Mit neidischer Bewunderung sah das Volk der „Kleinen" ihren Ornat, ihre fast priesterliche Gewandung, die rothen Röcke mit den blauen Litzen und gelben Fransen, die scharlachfarbene pyramidale Kopfbedeckung mit dem blauen Wollballen auf der Spitze. Und mit andächtigem Grauen schauten sie hin nach den Verrichtungen der Ministranten, dem Tragen der Standarten bei der Prozession, dem Handhaben der Zymbeln beim Hochamt, dem Einschenken des Weines beim Offertorium, dem Küssen des Meßgewandes nach der heiligen Wandlung, dem Schwingen der goldenen Rauchgefäße beim Ecce panis oder beim Tantum ergo. Jeder ordentliche „Kleine" brannte vor Ehrgeiz, diese Geschäfte eines Tages ebenfalls ausführen zu dürfen.

Aber nicht nur die heiligen Handlungen der Ministranten wurden ehrfürchtiglich angestaunt. Ihre Freiheiten und Frechheiten, die sie sich herausnahmen, wurden es fast noch mehr. Eine ganz besondere Verlockung dazu lag im Dienste des „Kohlenschlenkerers". Zu seiner Aufgabe gehörte es, die Räucherkohlen während des Hochamtes glühend zu erhalten. Die Ministranten von Hinterwinkel bewirkten dies nicht mit einem Blasbalg: sie hatten sich hiezu eine eigene Methode erfunden. Der Kohlenwärter häckelte das Kohlenpfännchen des Rauchgefäßes mit seinem Henkel an ein eisernes Stänglein, und schwang es in der Luft hin und her. Wer das fertig brachte, ohne Kohlen zu verschütten, genügte seiner Aufgabe. Die meisten aber gingen darüber hinaus. Sie schwangen die lose befestigte Pfanne in weiten Kreisen über ihrem Kopf, so wuchtig, daß die Kohlen sich zur Flamme entfachten, die im Kampfe mit der hemmenden Luft ein lautes Fauchen hören ließ. Dieses Kunststück ausführen zu können, darauf that man sich was zugute. Und der Kohlenschlenkerer stellte sich deshalb gerne so unter die Sakristeithüre, daß die „Kleinen" einen halben Blick nach ihm hinwerfen konnten. Die erbebten dann vor bangender Verwunderung. Die Phantasiebegabten glaubten den Cherub zu sehen mit dem flammenden Schwerte vor den Pforten des Paradieses.

Von Zeit zu Zeit geschah es aber, daß dem Flammenschleuderer die Pfanne sich ausräckelte und in den Chor hinausfuhr, die Kohlen nach allen Richtungen auseinanderspritzend; dann bekam der Cherub Prügel.

Bei schönem Wetter hielt sich der Kohlenmann nicht in der Sakristei auf; er betrieb dann sein Geschäft auf dem Kirchhof, zu welchem eine Thür direkt hinausführte. Während die anderen, Sträflingen gleich, auf ihren Holzklötzen knien mußten, durfte sich der Feuerwerker im Grünen umhertreiben, in voller Freiheit.

In der Pflaumenzeit war das besonders schön. Längs der Kirchhofmauer standen die Pflaumenbäume des Schulmeisters. Auch die noch harten Früchte waren dem Kohlenschlenkerer willkommen; er briet sie an seinen Kohlen.

In jeder Jahreszeit boten die Kohlen eine andere Annehmlichkeit. Im Spätherbst, wenn das Nußlaub von den Bäumen fiel und man die Nußblätter zu Zigarren drehte, konnte der Kohlenschlenkerer sie an seiner Pfanne dörren und anzünden. Wenn das widerspenstige Kraut auch hundertmal ausging, die Kohlen standen immer zur Verfügung. Im Winter hatte das Kohlenbecken gar sein Angenehmes, da konnte man die blaugefrornen Finger darüber halten und wärmen. Und eines konnte man das ganze Jahr, nämlich die Schlenkerstange roth glühen und damit in Tische, Schränke und Vertäfelung der Sakristei für ewige Zeiten seinen Namen einbrennen.

Was ein Fürstenhof für die Höflinge, das bedeutete die Kirche und der sie umgebende Kirchhof für die Ministranten. Sie durften sich hier frei tummeln, sie allein. Mit Höflingseifersucht hielten sie Alles fern, besonders alles Geringere oder Kleinere.

Nicht einmal mehr den Toten gehörte der Kirchhof. Ihnen hatte die neue Zeit ihre Ruhestätte draußen mitten im Ackerfeld angewiesen. Die Grabhügel um die Kirche waren eingesunken, die Kreuze vermodert und in alle Winde verweht; nur ein haushohes steinernes Kruzifix, uralt aus gothischen Zeiten stammend, stand einsam und erhaben mitten auf dem grünen Plan. Der ganze Kirchhof gehörte den Ministranten. Ueber den Toten der vergangenen Jahrhunderte wuchs Gras, auf dem Gras tummelten sich die Ministranten. Die unter dem Rasen verhielten sich mäuschenstill, die darüber gebärdeten sich umso lärmiger. Die wildesten Spiele spielten sie auf dem Kirchhof, erlaubte und unerlaubte.

Das aufregendste von allen war das Schwedenspiel. Es gab nämlich in dem Kirchhof auch ein Schwedenloch und in dem Loch gab es Schwedenschädel. Sehr logisch waren die Benennungen nicht, aber sie waren historisch. Das Schwedenloch war eine schmale Oeffnung in der dicken Giebelmauer der Sakristei und führte in einen finstern Raum, wo man über gebleichte Schädel und Beinknochen stolperte. Auf den mürben Rebspalieren des Schulmeisters konnte man zu der Oeffnung hinanklettern, aber nur ganz waghalsigen Kletterern gelang das schwere Stück.

Nach einer lebendig erhaltenen Ueberlieferung soll sich im dreißigjährigen Kriege der Pfarrer mit den Seinen in diesen Schlupfwinkel geflüchtet haben, der damals noch üppiger als heute von Reben verdeckt war. Dennoch haben die Schweden das Versteck aufgespürt, sie haben die weiblichen Angehörigen des Pfarrers zu Tode gekitzelt, dem Pfarrer den Leib aufgeschlitzt und den alten Mann, seinen Vater, haben sie an die Dachsparren genagelt. Daher hieß das Loch Schwedenloch und die Schädel, seltsamerweise, Schwedenschädel. Und im Zusammenhang damit stand das Schwedenspiel der Ministranten.

Seine Zeit war der Advent, die vier letzten Wochen vor Weihnachten und der Wintersonnenwende, die Tage, in denen es nie Tag wird Und so ist es am Morgen, bei der Messe, noch stockfinstere Nacht. Dennoch geht zu dieser Zeit Alles in die Messe, jeden Tag, denn es ist eine heilige Zeit, und täglich, nach dem heiligen Opfer erhebt der Priester seine Hände zum Himmel und fleht: „Rorate, coeli. justum", Thauet, Himmel, den Gerechten.

Da es finster ist, zündet sich jeder Kirchenbesucher ein eigenes Licht an. Ein Licht anzuzünden in der Kirche ist zugleich eine symbolische Handlung der Andacht. Kein weibliches Wesen kommt darum in die Kirche, ohne einen Wachsstock, diese dünnen und unendlich langen Kerzen, die kunstreich gewunden und verschlungen und mit Gold und schönen Farben geziert sind. Die Wachsstöcke der reichen Bäuerinnen wiegen viele Pfund, die der armen Leute sind geringer. Bei ihnen muß die Muttergottes Nachsicht haben. Denn ihr zu Ehren vor Allem werden die Lichter gebrannt. An sie denkt auch der Priester, wenn er betet: „pluvant nubes eum" Wolken regnet ihn herab. Doch manche Frauen denken an andere Heilige, an den heiligen Antonius von Padua, um etwas Verlorenes wiederzufinden, an den heiligen Florian, daß er Haus und Hof vor Feuer beschütze, an den heiligen Wendelin, daß er das Vieh bewahre vor Krankheiten und bösen Seuchen. Und dabei ist kein Unrecht; denn alle sind ja Heilige Gottes.

Für ein Kinderauge ist das sehr schön, eine Kirche mit vielen Hunderten von flimmernden Lichtlein, das gibt ihm eine Vorahnung des Weihnachtsbaumes. Und viel Wachs tropft beim Brennen zu Boden. Und beim Aufwickeln der wächsernen Windungen in der kalten Kirchenluft, springen ganze Stücke vom Wachsstock ab. Diese Abfälle gehören den Ministranten. Sie sammeln sie ein; unmittelbar nach der Messe machen sie sich daran. Die Lichter sind ausgelöscht; die Kirche ist wieder nächtlich dunkel. Wie eine Schaar großer Ratten huscht es da durch das Kirchengestühl und raschelt und kratzt und scharrt, wie in hungriger Hast; denn die „Wachsschaber" müssen sich beeilen, um rechtzeitig in die Schule zu kommen. Von dem erbeuteten Wachs verfertigen sie sich selber kleine Kerzen. Sie werden zu Lichterziehern, alle ohne Ausnahme. In jedem Haus, an jedem Ofen sitzt einer und schmilzt und formt. Und was er um den Docht zusammenklebt, das wälzt er mit der Handfläche auf Tisch oder Bank und gibt ihm Festigkeit

und Glätte. Die also gewonnenen Kerzen finden ihre großartigste Verwendung im Schwedenspiel.

In den Abendstunden, wenn es bereits Nacht ist, wird das gefährliche Spiel heimlich eingeleitet. Der schönste Schnee ist gefallen, die Gelegenheit günstig; man trifft alle Verabredungen. Die Ministranten sind wie verwandelt. Gleich Verschworenen stecken sie die Köpfe zusammen. Niemand scheint etwas zu merken. Nur die weibliche Schulhälfte steckt auch die Köpfe zusammen aber mit erschrockenen Gesichtern. Doch die Mädchen müssen sich vor den Buben fürchten, sie schweigen. Sie schweigen schon aus bloßer Neugierde.

Dann ist die Stunde gekommen. Auf dem Kirchhof wird es lebendig. Die Ministranten bis auf den letzten Mann sind versammelt. Bei großer Schweigsamkeit beginnt ein reges, geschäftiges Treiben. Schnee rollen sie auf und machen Schneemänner, ein halbes Duzend an der Zahl, schön im Kreise herum, doch alle ohne Köpfe.

Indessen wächst die Aufregung, die Ministranten schaaren sich unter dem Schwedenloch zusammen. Sie scheinen zu zögern. Sie schauen sich ängstlich um. Einige machen Geberden, als ob sie die übrigen warnten. Da hat sich einer entschlossen. Er hängt sich einen Sack auf den Rücken, und, von den andern unterstützt, beginnt er an den Spalieren hinaufzusteigen. Im Schwedenloch verschwindet er. Ein dumpfes Gepolter dringt eine Zeit lang aus der finsteren Höhle.

Dann erscheint der Eindringling wieder in der Oeffnung. Sein Sack ist nicht mehr leer. Behutsam steigt er nieder. Und mit enthusiastischen Lobsprüchen und rückhaltloser Bewunderung wird er von den Kameraden empfangen. Alles vollzieht sich in gedämpftem Flüstern. Dann nimmt sich jeder seinen Antheil aus dem Sack — einen Schädel. Jedem Schneemann wird ein Totenkopf auf den Hals gesetzt. Ihre Kerzlein haben die Ministranten schon über dem Hals auf einem Stück Holz befestigt, sie brauchen sie jetzt nur anzuzünden.

Und wie erschrocken vor ihrem eigenen Werk weichen sie zurück. Es graut ihnen vor den grinsenden Phantomen mit den feurig glotzenden Augen, und je weiter sie sich entfernten, desto grausiger ist der Anblick. Aber sie haben es so gewollt. Ihr selbst bereitetes Entsetzen ist ihnen ein großer Genuß. Auch wissen sie, daß vorn an der Kirchenstaffel eine Anzahl Mädchen mit noch tieferem Grauen dem gespenstischem Spiel heimlich zuschauen . . .

Ein allgemeines Schneeballenwerfen nach den weißen Männern mit den feurigen Augenhöhlen beschließt das Schauerstück.

Doch manchmal kommt der Schulmeister dazu, oder gar der Herr Pfarrer, und gibt, als ein richtiger deus ex machina, dem Spiel eine neue, unerwartete Wendung.

Spruch.

Tabak, Scat und volle Humpen,
Frech die Hohlheit reussiert,
Ideale: alte Lumpen,
Seit das Gold die Welt regiert.

Thor, der du des Dämons wegen
Opferst deine Ruh und Rast:
Was du bist, das ist dein Segen,
Was du hast ist deine Last.

Zürich

Emil Uellenberg.

Das absolute Ende.

Als ich noch ein Knabe war, kam mir gar nicht in den Sinn, daß man allenfalls auch an einem Fortleben nach dem Tode zweifeln könnte.

Es war doch selbstverständlich, daß ich all' die Leute, die da um mich herum starben, wieder einmal sehen mußte. In einer andern Welt.

Gestern hatte ich sie oft noch betrachtet und ihnen zugehört und heute waren sie schon tot. Sollten sie denn mit allen ihren Eigenthümlichkeiten geradewegs verschwunden sein? Und nichts mehr von ihnen zurückgeblieben? Gar nichts?

Ich würde vielleicht eher an ihr vollständiges Aufhören geglaubt haben, wenn es der Zufall gegeben hätte, daß sie vor meinen Augen hingesiecht wären, so in Folge eines Schlaganfalles etwa langsam verblödet. Der Tod hätte sie dann gewissermaßen allmählig von der Erde abgezogen. Ich würde mir haben vorstellen können, andere seien endlich gestorben, als die, welche ich mit all' ihren Eigenthümlichkeiten kannte.

Aber das kam immer Alles so plötzlich.

Deshalb beschlich mich gar nicht einmal die Versuchung, am Fortleben nach dem Tode zu zweifeln.

Es kam mir vielmehr unfraglich vor, daß es irgendwo anders in einem sogenannten Jenseits eine neuerliche Zusammenkunft geben müsse. Ich wünschte es auch und deshalb glaubte ich umso fester daran.

Als aber eines Tages — weiß der Himmel, in Folge welcher Schädlichkeit — ein viel unwichtigeres Geschöpf, unser liebes Hündchen nämlich, auch so ganz plötzlich aufhörte zu sein, so vermochte ich nicht zu fassen, daß es mit diesem intelligenten Thiere so augenblicklich aus sein sollte. Es hatte doch auch seine ganz bestimmten Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten in seinem Wesen gehabt. Und als mir damals ein starkbekannter Idiot in den Weg kam, der zu gar nichts nütze war und vor dem jedermann Ekel und Widerwillen empfand, so brachte ich den Gedanken nicht mehr los, mein gescheidtes Hündchen müsse ebenfalls seinen Himmel haben, wenn anders dieser Mensch einen hätte. Ich dachte also an eine Art Thierhimmel und wies demselben auch unsern herzigen Hansi zu, als er einige Zeit darauf steif und kalt in seinem Bauer lag. Die elenden geschundenen Fiakergäule wollte ich in diesem Himmel für ihre Leiden entschädigt wissen und die armen Mäuschen, mit denen unsere Katze spielte, während sie langsam und qualvoll starben.

So ging es eine Weile fort Ich glaubte ganz insgeheim an zwei Himmel. Später kam noch ein dritter dazu, für abgerissene und dann leichtsinnig weggeworfene und zertretene Blumen Für Bäume, die in dunkeln feuchten Höfen wachsen mußten, einsam und mutterseelenallein.

Später jedoch, als man unser altes Haus niederriß, indem wir von jeher gewohnt hatten, um einen Prachtbau an seine Stelle zu setzen, da wurde mir sehr traurig zu Muthe. Ich konnte doch unmöglich an ein ewiges Leben dieses Hauses denken. Und doch! Nie wieder sollte ich seinen Giebel ragen sehen, nie wieder über seine trauten Stiegen zu unseren Zimmern emporsteigen, zu unseren Zimmern?

Von der Erde weggewischt sollte das ganze Haus sein?

Das vermochte ich nicht zu fassen. Ich konnte mich der Vorstellung nicht erwehren, es müsse wieder einmal Alles gerade so werden, wie es war.

Dann sagte ich mir: Selbst wenn ich ein König wäre und befehlen würde, das alte Haus solle gerade so hergestellt werden, wie es ehedem aussah, es könnte nie wieder so werden. Es müßte alles ganz anders aussehen. Und gar erst unsere Zimmer. Der Vater hatte ja die alten Möbel beim Umzug verkauft. Die waren also in alle Welt verstreut, wohl schon zerhackt, verbrannt ... Es kam die Zeit, da ich die Volksschule verließ und in's Gymnasium eintrat. Ein anderes Schulzimmer. Mein alter Lehrer trat nicht mehr zur Thüre herein. Er kannte mich nicht einmal mehr auf der Straße. Andere Lehrer theilten sich in meine weitere Ausbildung. Mit einem Schlage war eine große Aenderung für immer eingetreten. Ich konnte gar nicht begreifen, daß ich für mein weiteres

Leben aus dem gewohnten Schulzimmer sollte verbannt sein. Daß es mich auf einmal gar nichts mehr anging, daß ich nichts mehr darin zu suchen hatte.

Kaum war ich auf meinen Ordinarius eingewöhnt, so bekamen wir einen anderen. Ich hegte eine große Furcht vor diesem Manne, denn er zeigte sich schrecklich strenge Plötzlich war auch er fort, wie vom Winde davongetragen. Nie wieder sollte ich mich vor ihm fürchten müssen! In den höheren Jahren der Mittelschule überkam mich die erste Liebe. Ich erhielt sogar einmal einen ganz heimlichen Kuß im Dunkel einer Laube. Und der war so süß. Ich bekam noch einen und noch viele. Alle in dieser Laube. Ich glaubte, ich würde ewig in dieser Laube Küsse bekommen und von wunderbarer Süßigkeit erschien mir das ganze Leben. Da kam ein trauriger Tag. Die unendliche Liebe nahm ein — plötzliches Ende. Ich fühlte einen grausamen Schmerz. Mein Mädchen liebte einen Andern und trat mit ihm vor den Altar. Sie war mit einem Schlage für mich eine Fremde geworden, sie war tot für mich, plötzlich gestorben.

Langsam lernte ich mich gewöhnen an das absolute Ende. Und da ich mich schon einmal daran gewöhnt hatte, so sah ich das unbedingte Ende, dieses grauenhafte Gespenst überall vor mir. Als der Tod meine Lieben raubte, vermochte keine schmerzlindernde Täuschung an mich heranzutreten. — An nichts kann ich ungetrübte Freude finden; ich vermag mich von dem Gefühle nicht zu befreien, daß mein Leben eine Reise sei mit ganz, ganz kurzen Aufenthalten, so daß es nicht einmal der Mühe lohnt, die Koffer auszupacken. — Die Mehrzahl meiner Mitmenschen glaubt an ein Fortleben nach dem Tode. Welch' einen Namen auch das Jenseits führen mag —

Ich beneide Jeden, Jeden mit meiner ganzen Seele darum.

Meine Lebensfreude, meine Kraft hat der Glaube an das absolute Ende gebrochen.

Salzburg. Heinrich v. Schullern.

Baron Ochsenlende.

Ein Fabliaux mit Glossar.

»Honni soit, qui mal y pense.«

Ein alter König von Engelland —
Ich weiß nicht, ob Heinrich, ob Edward genannt,
Auch steht in der Chronik nicht klärlich zu lesen,
Aus welchem Dynastengeschlecht er gewesen,
Doch sicher! ein Herr von Urnradel,
Und selbstverständlich als Fürst sonder Tadel;
Es bezeugt's ja sein Hof-Historiograph,
Und item sein Hofpoet, sonst zwar ein Schaf!
Höchstselbiger Herrscher regierte voll Kraft,
Besonders bei schäumendem Gerstensaft,
Vollführte auch wahrhaft heldische Thaten,
Vorzüglich am duftenden Ochsenbraten,
D'rum gab es, so lang er gewaltet als König,
Im Inselreiche der Ochsen so wenig,
Vierbeinige freilich! die Anderen sind
Nicht auszurotten so gar geschwind.
Sonst war er ein bischen — wie's schon so geht
Im Leben trotz Orden und Scepter: une bête,
Jedoch ein bête, wie man's selten nur find't:
Harmlos und gemüthlich, ein großes Kind.

* * *

Er wußte sehr gut, er sei ein mente captus
D'rum faßt' ihn auch nie der Cäsaren-Raptus:
In Dinge zu stecken Nase und Hand,
Wovon er den Pfifferling irgend verstand.
So ließ er den Nachbar im Irenland
(Manchmal auch das „Land der Irren" genannt)
Wie toll im alten Europa umfahren,
Nach Frankreich, Norwegen, Italien, zum Zaren,
Bald nord-, bald südwärts, rein wie behext,
Doch nimmer dahin, wo der Pfeffer wächst.
Und während der Irre mit seinem Geiste,
Hausirend von Höfen zu Höfen reiste,
Item: zu Hause auf Festen toastirte

Die Schlachten des Amenhotep kritisirte,*)
Symbolische Bilderchens komponirte,
Und Lieder vom Nick-Neck fabricirte
Dazwischen, heut' als Musik-Dirigent,
Und morgen als Superimpertinent,
Die Schranzen entzückte — und hin und wieder
Die Plempe stieß auf den Boden nieder:
„Wer mir widerstrebt, den schmett're ich hin,
So wahr ich des Weltall's Mittelpunkt bin!"
„Sic volo — kuscht Euch und seid nicht frech!"
„Suprema lex — das And're ist Blech!"
„Wem's nicht behaglich in unserem Reich,
Der blas' vom Pantoffel den Staub und zeuch'!"
„Der Zivilist ist ein Ober-Hundsfott
„Wer Lieutenants beleidigt, beleidigt Gott!"**)
Indeß so die irische Majestät
Die Unterthanen beglücken thät',
Saß unser Herr König gar freudig und froh
Wie einstens der Alte von Ivetôt
Daheim bei köstlichem Bratenschmaus
Und leerte 'nen Krug um den anderen aus.
Und während in den hochherrlichen Landen
Des fürstlichen Universal-Dilettanten
Das Elend höher und höher stieg,
Und wilder ertoste der Klassenkrieg,
War England glücklich und war zufrieden,
So wie man es eben nur sein kann hienieden.
Ansonst ist zu melden von diesem Herrn
Daß hoch er schätzte Männer von Kern,
Vor allem die realistischen Geister,
Wie zum Exempel: den Küchenmeister.
Ein Kerlchen, mollig und kugelrund,
Und wog an die dreihundert Pfund,
Deß' Leib und Seele in Harmonie
Verfettet und strotzend von Hyperämie,
Doch voll der feurigsten Phantasie —
Ein Urahn' der Falstaff'schen Dynastie.

* * *

In freien Stunden, wenn's Kochen gar
John Pudding — so hieß er — ein Staatsmann war,
Und präsidirte in prunkendstem Staat,
Dem allzeit getreuen Ministerrath;*)
In beiden Aemtern gleich rührig und tüchtig
Und nur ein wenig zu eifersüchtig,
Doch nicht auf seine üppige Frau
(Für Viehzucht Minist'rin und Ackerbau,
Weil die vom König mit Recht verehrte,
Die Reitkunst, jedoch ohne Sattel lehrte)
Das reizende Weibchen war ihm schier Dunst,
Er eiferte nur um des Herrschers Gunst.
Mit seinen Kollegen, zumeist mit Sir Lower,
Dem Reichskriegsminister und Reichsfleischhauer.

* * *

Doch daß wir zur Sache kommen —: einmal
Hielt man in dem lauschigen Katersaal,
Wie oft höchst-wicht'gen Ministerrath,
Dem selber der Fürst präsidiren that.
Und nach Gewohnheit (um sich zu stärken
Zu den um's Reichswohl verdienstlichen Werken)
Ward fröhlich gegessen und ex-gezogen
Daß sich die Balken des Schlosses bogen.

* * *

Und just zur Zeit war der Ochsenbraten
Ganz aus der Maßen dem Koch gerathen,
Gleich brünstigen Auerhähnen balzten
Bei jeglichem Bissen die Herren und schnalzten,
Daß weit in der Runde es widerklang,
Als klatschten gegen den Uferhang
Im leichten Winde des Teiches Wellen,
Und fürder aßen die guten Gesellen,
Und aßen, daß auf die Servietten tief
Das Fett in Kaskaden herniederlief.
Vor Allen der König, fördernd zu Thale
Die saftigen Bissen mit Porter und Ale.
Und als die Herrn mit der Schüssel zu Ende
Da rief er: „Da capo! — die andere Lende
Und auch des fürtrefflichen Ochsen Haupt,
Die Stirn mit Lorbeer und Rosen umlaubt!"
Und wiederum hub sich ein Schnalzen an,
Und wiederum hieß es: d'rauf und d'ran.

* * *

---

*) Obzwar der Großherr nur eine Schlacht
Mit Flöhen zum Höchsten mitgemacht.

**) Ihr staunt ob der Weisheit comme il faut —
Ja, ja, er ähnelt dem Salomo,
Nur daß der Jude sehr reich gewesen,
Indeß der Christ sich sogar die Spesen
Der ewigen Reisen erpumpen muß
Aus eines Leutschinders Ueberfluß,
Der Antheil dann kriegt am Regierungsthron,
Als stummer, doch vorlauter Mitkompagnon.

*) Zwei Aemter zu legen in eine Hand
War dermal Sitte in Engelland
Dieweil man doch nur ein mäßig Gehalt,
Und zwar das des Küchenmeisters bezahlt,
So kam dem Budget die Sitte zu Paß
Und dann ist der Abstand just nicht kraß —
Minister, wie Koch mit ihren Töffeln,
Sie rühren den Brei, den Andere löffeln,
Nur daß der Koch auch verantwortlich ist,
Wenn man an dem Leib 'nen Schaden sich frißt,
Der Andere indeß wird verschüttet mit Gnaden,
Und brächt' er den halben Welttheil zu Schaden,
Herr Crispi, Italiens böser Geist,
Vor Allen Euch deutlich solches beweist.

Und wiederum war es den Helden geglückt,
Der Feind lag tot — zermalmt und zerstückt.*)
Da hub sich vierschrötig vom Sessel empor,
Der König, und alles war Aug' und Ohr:
„Geliebte! Getreue! Vasallen der Krone!
Beschützer des Glaubens und Stützer der Throne!
Der Staatskunst fürtreffliche Meister und Lehrer,
Der Volksdummheit und der Steuern Vermehrer!
Oft saßen bei köstlichem Mahle Wir hie,
Bei Ochsenbraten und Porter, doch nie
Vergaßen Wir deshalb die heiligen Pflichten:
Uns über das Reichswohl zu unterrichten —
Stets waren ob jeglichem Tadel erhaben
Des gottgesegneten Tisches Gaben,
Heut' aber, heut' lernt Ich die Kochkunst erst kennen,
Und fühl' in Bewunderung das Herz mir entbrennen,
Dies war (hier heb' ich zum Schwur die Hände)
Des Lebens herrlichste Ochsenlende.
D'rum will ich zu ew'ger Erinnerung auch
Mich dankbar bezeugen nach fürstlichem Brauch —
Wohlan nun, Getreue, und rasch mir entschieden,
Wieso Ich erweise, daß Ich zufrieden!"

* * *

Die Räthe standen nachsinnend und stumm,
Bis endlich das lange Silentium
Der Hofnarr brach: „„Ei Vetter, weßhalb
Bist Du denn so zudringlich als wie ein Alp?
Der rechte Minister ist doch nur da,
Dir zuzunicken mit kräftigem Ja —
Er hat nicht zum Denken den Kopf — o nein!
Er hat ihn zum Nicken und Beugen allein;
Das Denken besorgt für ein lumpig' Douceur
Ein wohldressirtes Beamtenheer.
In Anbetracht dessen, will ich, Lieb-Vetter,
Das Mahl mir verdienen und werden Dein Retter.

* * *

„„Weil dieser Ochs so verdient geworden
Um deinen Magen, gebührt ihm ein Orden,
Und zwar der höchste im Engelland,
Der blaue Orden vom Schürzenband,
Und da das Bein, wohin er gehört
Laut Ordensstatut, ward aufgezehrt,
Steckt ihm an die Hörner die Gloria,
Es steht die Begründung des Ordens ja
Mit Hörnern in engem Zusammenhang,
Nur daß das Setzen dermal nicht gelang,*)
Ein einziger Punkt nur wär' zu bedenken:
Man pflegt mit dem Gängelband zu beschenken
Seit alters nur ganze Ochsen, kompakte,
Doch niemals in Bratenstückchen gehackte!""

* *

Da rief der erboste Kanzler zur Frist:
„Ob ganz, ob halb nun der Ochse ist —
Er kriege den Orden mit Recht und Fug,
Sobald er dazu nur Ochse genug!"
Begütigend winkte der König: „„Obzwar
Der Ochse zur Dekorirung höchst würdig war,
(Hat er sich doch große Verdienste erworben
Um uns, dieweil er für Uns gestorben!)
So nehm Ich für diesmal doch Abstand davon,
Und will ihm gewähren weit besseren Lohn —
Dieweil er ein Edelmann unter den Speisen,
So soll er von heute Baron auch heißen!
Sir Loin de Sirloin, Baronet —
Macht meine Gunst die Verdienste wohl wett?!""

* * *

Da hörte man viel des Geschreies:
God save the king! — Beautiful! So sei es!

* * *

Und der König setzte die Krone auf's Haar,
Und hüllte sich in den Krönungstalar,
Der Kronwart reichte knieend das Schwert,
Auf einem Pfühle von seltenem Werth
Dem Herrscher entgegen — und still ward's rings,
Und Jedermann blickte voll Ernst wie die Sphinx.

* * *

Und also sprach er, (wie ihnen gewachsen
Der Schnabel, so sprachen ohne viel Faxen
Die Herren noch dazumal, heut' sie belieben,
Zu lesen, was irgend ein Hofrath geschrieben)
Und also extemporirte und sprach
Der König fließend und klar wie ein Bach:

* * *

„Dieweil es der Herrscher heil'ge Verpflichtung,
Talente zu fördern in jeglicher Richtung,
Und ein nicht minder heiliges Recht,
Verdienste zu lohnen, sofern sie echt
Und zeugend loyalen Bürgersinn,
Der Dynastie zu Nutz und Gewinn —

*) Wie schade, daß es ein Vierfüßler bloß
Mit Trüffelsalat und Lavendelsauce!
Bei anderen Gegnern gieng's ihnen — ach! stets,
Wie den Oesterreichern bei Königgrätz,
Obgleich sie auch sich vermaßen: „Wir hetzen
Die Kerle von dannen mit nassen Fetzen",
Und dann kam auch vor die Auditoren
Der Feldherr, weil — Prinzen die Schlacht verloren!

*) So wenigstens dudelt es vor uns die Märe.
Doch daß ein Weib nicht zu Willen wäre
Dem König und spielte in allen Farben
Sein Antlitz voll Schrammen und Blatternarben
Und wär' er bucklicht und krumm von der Gicht,
Das, Freunde, das glaubt selbst der Dümmste nicht.
Daß aber die Gräfin Salisbury hart,
Geblieben gegen Herrn Eduard,
Den doch der Chronist einen Hübschmann nennt,
Das halte für wahr, wer die Weiber nicht kennt.

Dieweil Wir gründlich geprüft und erkannt,
Daß vollauf würdig der Aspirant,
Der wackere Mister Sirloin — — wollen
Dem Braven gebührende Achtung Wir zollen,
Kraft Unserer Macht und den fernsten Tagen
Zum Zeugnis: sei er zum Ritter geschlagen
Und werden von heute — wie's billig und recht,
Reichsfreiherr genannt mit dem ganzen Geschlecht!"

* * *

Er hob das Schwert und zu dreimal er schlug
Den Ochsen auf's Haupt und den Schulterbug:
„Der Dynastie und dem Reiche zur Ehr'
Ertrage dieses, doch fürder nicht mehr!"

* * *

Nun löste der Kanzler das Pergamen
Und las gehobenen Tones: „N. N.
Dei Gratia Rex et princeps Anglorum,
Saxoniae dux et Herus Scotorum,
Invictus, probus — — —" et cetera —
Ihr kennt das Ding zur Genüge ja:
N. N. des Erdballs Stolz hat geruht
Mit seiner Gnaden himmlischer Fluth
Sein vielgeliebtes Volk nun zu stillen,
Indem er, um der Verdienste willen,
Die lebenslänglich nicht auszuloben,
Herrn Sirloin zum Freiherrn erhoben,
Sammt seinen Kindern und Kindeskindern,
Und um des Reiches Schuld zu vermindern,
Sei gnädigst hiemit dem Baron erlaubt,
Im Wappen neben dem Ochsenhaupt
Zu führen den Leu von Britannia,
Und den Wahlspruch: „le ventre et son droit".

* * *

Und weithin erbebten vom Heilruf die Wände:
„Hoch Ochs, Baron von Ochsenlende!"
Und alle waren des Eifers voll'
Wie Brauch, zu bieten der Ehre Zoll
Dem neuen Standesgenossen — allwegen
Bracht' Gunst dem Günstling bezeugt: noch Segen.

* * *

D'rum prasselten auch wie ein Wolkenbruch
Die Orden auf Jene, die also klug.
Der Chef des Staatsrath's erhielt wie kapabel
Den Orden der goldenen Bratengabel,
Der Kanzler (honni qui mal y pense!)
Das Großkreuz vom seidenen Fuchsenschwanz,
Sein freundliches Weibchen hingegen empfieng
Den brillant'nen Stern von Hans Carvels Ring*)

*) Wollt über den Orden ihr sein Zweifels ohne,
So leset nur nach im Dekamerone,
Auf daß ihr es schneller findet, wißt:
Die zwanzigste Märe im Büchlein es ist.

Dem Kriegsminister ist auch geworden,
Der längst schon verdiente Reblaus-Orden
Et cetera, Niemand, nicht Frauen, noch Mannen,
Gieng ohne sichtbar' Verdienst von dannen,
Sogar des Diplomes Schreiber, Herr Craß,
Ward Ritter vom silbernen Weihrauchfaß . . . .

* * *

So folgten der Dekorirung des einen
Mastochsen mit ordnungsgemäßen vier Beinen,
Gleich jene der zweifüß'gen Herrn Kollegen,
Und zwar wie Pilze nach einem Regen*)

* * *

Seither spielt immer die erste Rolle
Ein Ochs, wenn des Königs gnadenvolle
Springquelle Jemand mit Blaublut speist,
Nur daß es ein goldener Ochse zumeist,
Von Abraham oft ein naher Verwandter,
Des Finanzministers guter Bekannter,
Der fleißig pumpt und Bahnen erbaut,
Valuten regelt, daß einem graut,
Und recht über's Ohr die Völker haut,
Ein Kerl vom Stamme der Drohnen,
Der sich mästet vom Blute der Nationen,
Durch Lug und Trug und Schurkerei
Und Ränke, die sonst der Strafe nicht frei,
Aufhäuft Milliarden auf Milliarden,
Daß vom Kaiser herab bis zum Savoyarden
Zu seinen Füßen die Menschen liegen
Für seinen Geldsack einander bekriegen;
Er ist der Diktator der Marionetten
Und wie die zu drehn und zu wenden sich hätten —
Es gibt die Weisung an und den Ton,
Der einst Bankerotteur und jetzo Baron
Dem Bankerotteur auf dem Fürstenthron.

* * *

Wie schön doch war es in jenen Tagen
Wo man wirkliche Ochsen zu Rittern geschlagen!

* * *

Hier ist die fürtreffliche Historia zu Ende
Vom Ochs, Baron von Ochsenlende.

Roland Hammer.

*) Kommt das nur wenig glaubhaft Euch vor,
So leiht doch nur gütigst 'mal Euer Ohr
Dem Amtsblatt nach eines Fürsten Besuch,
Dort findet ihr wohl der Beweise genug:
Von oben bis unten geht bei dem Kehraus
Kein einz'ger des Hofbrauchs-Kundiger leer aus,
Und zwar je höher und kundiger der Mann,
So höherer Orden ihm werden kann;
In jegliches Fürsten Reisepack
Ist d'rum auch ein draller und tüchtiger Sack,
Worin des Spielzeugs für große Kinder
Vorhanden genug und für kleine nicht minder.

Eine Parabel.

Mit jedem Tage wuchs der Bau mehr und mehr in die Höhe, Länge und Breite, und — so lange auch schon daran gearbeitet wurde — war dessen noch kein Ende abzusehen. Immer wieder, obwohl er sich bereits in's Ungeheure ausdehnte, wurde da und dort ein neuer Flügel angeschlossen, ein neues Stockwerk aufgesetzt, und das Ganze schien nie fertig werden zu wollen. Niemand hätte zu sagen gewußt, was das Gebäude vorstellen sollte. Palast, Tempel, Festung, Theater, Kaserne, Hospital?

Es hatte von allen diesen Bestimmungen etwas an sich, so daß man in der That zweifeln mochte, ob demselben ein einheitlicher Plan, überhaupt ein Plan zugrunde liege? Und der Bauherr — wer und wo war er?

Solche Fragen beunruhigten freilich keinen der unzähligen Arbeiter und Handlanger, die da beim Baue beschäftigt waren. Mechanisch und maschinenmäßig verrichteten sie ihr vorgeschriebenes Tagewerk, schleppten Steine und Ziegel herbei, und fügten ein Stück zum anderen.

Doch nein! — Einer war darunter — Philo hieß er — der machte eine Ausnahme. Zwar hatte auch er, als ein gedankenloser Junge, anfangs frisch d'rauf los gearbeitet, ohne viel nach dem Wozu und Warum zu fragen; aber allmälig reifer geworden, begann er zu grübeln und zu sinnen, was wohl das Riesenwerk, das aufzurichten auch er mithalf, zu bedeuten haben möge? Oft, am Feierabend — während seine Kameraden bei allerlei Spiel und Kurzweil sich vergnügten — saß er nun allein und abseits auf einem Hügel, und schaute wie traumverloren in die Ferne — und von goldenem Abendgewölk getragen, erhob sich vor seiner Phantasie ein mächtiger, zauberisch schöner, harmonisch vollendeter Wunderbau . .

Wandte er dann, gleichsam erwachend, den Blick in die Ebene hinab, auf das Gewirre von Mauern, Pfeilern, Thürmen, Hallen, Säulengängen, die da im Entstehen waren, so ward ihm förmlich irr zu Muthe Wie da Alles seinem Idealbilde widersprach! Ob er sich auch die äußerste Mühe gab — umsonst! es war ihm unmöglich das Band zu finden, das all' diese zerstreuten, ungleichartigen Theile zu einem Ganzen sinnvoll vereinigen sollte.

Es ließ ihm keine Ruhe mehr; er wollte und mußte durchaus wissen, woran er sei. Denn thöricht und unwürdig däuchte es ihm, seine Kräfte einem Unternehmen zu widmen, dessen Zweck ihm immer unbekannt bliebe, ja, das vielleicht gar keinen vernünftigen hatte.

Und er ging vorerst hin zu den Genossen seiner Mühen, und besprach mit ihnen die Angelegenheit, die ihm so sehr auf dem Herzen brannte. Aber — siehe! da stieß er nur auf krassen Unverstand oder stumpfe Gleichgiltigkeit. Die Besseren hatten höchstens ein stummes Achselzucken für ihn, und die Schlechten nichts als Spott und Hohn. Also erwiederte ihm wohl lachend der eine und andere: „Zum Kuckuck! Was geht's uns an, was aus dem Ding einmal wird? Genug daß wir dabei unser tägliches Brod verdienen!"

„Ei! du Narr! Zerbrich dir darüber doch nicht den Kopf! Das ist Sache unserer Baumeister." An diese beschloß Philo nunmehr sich zu wenden, als an diejenigen, welche ihm, wie er glaubte, die sicherste Auskunft ertheilen und seine Zweifel befriedigend lösen würden. Und eines Tages faßte er sich ein Herz, und trug ihnen der Reihe nach seine Fragen vor.

Der erste wies ihn sofort kurz und barsch ab: „Eitler Vorwitz! du hast deine Pflicht zu thun, und nichts weiter!"

„Hm! — ich wäre wohl imstande dir manches zu sagen" — meinte der zweite mit wichtiger Miene, in salbungsvollem Tone — „da ich einer der Eingeweihten bin, und mit dem Bauherrn auf vertrautem Fuße stehe; aber was nützte es dir? Du könntest es in deiner Beschränktheit doch nicht begreifen!"

„O etwas unsäglich Herrliches ist es" — rief der dritte begeistert — „was sich vor deinen Augen verwirklicht — etwas, worüber künftige Geschlechter staunen werden!

darum sei nur getrost, und freue dich, daß auch du dein bescheiden Scherflein dazu beitragen durftest!"

Der vierte klopfte dem Fragenden auf die Schulter und sprach — indes sein Mund sich zu einem wehmüthig-ironischen Lächeln verzog —: „Ach! guter Freund! Was du zu wissen begehrest weiß ich, aufrichtig gestanden, selber nicht.

Ich baue und baue
So fort nur in's Blaue
Es ist nur ein Spiel
Ohne Zweck, ohne Ziel!"

Aehnlich ausweichend, unergiebig, räthselhaft lauteten die Antworten auch aller Uebrigen, die Philo noch anredete. Schweigend kehrte er den gelehrten Herren den Rücken. Also auch daher keine Gewißheit! In tiefster Seele entmuthigt gab er jetzt jedes fernere Forschen auf und hätte am liebsten auch Kelle und Hammer für immer weggeworfen. Wenn er gleichwohl Hand und Arm noch regte — und zwar fleißiger als zuvor — so geschah es nicht aus Lust und Liebe zum Schaffen; sondern weil des Lebens Noth ihn zwang, und er je eher je lieber sich eine Summe erwerben wollte, die ihn in die glückliche Lage versetzte, nicht mehr mitthun zu müssen. Darauf war fürder all' sein Dichten und Trachten gerichtet, deshalb unterzog er sich willig den härtesten Anstrengungen und Entbehrungen. Nachdem er hinreichend viel erspart hatte, baute er sich eine Hütte, darin zu wohnen, auf dem Hügel seiner Träume, und legte dann sein Werkzeug nieder.

Unten aber dauerte das ameisenartige Gewimmel, das Plagen und Placken um ein Unverstandenes, sich ewig anders Gestaltendes und nie zum Abschluß Gelangendes nach wie vor ununterbrochen fort. Und seltsam! Was ihn meist mit quälendem Unmuth erfüllt hatte: das blindgeschäftige, bewußtlose Hasten und Treiben — es wurde ihm zu einem wechselreichen, ergötzlichen Schauspiele, seit er der Hoffnung, hinter das große Geheimniß zu kommen, entsagt hatte.

Klagenfurt. Ernst v. Rauscher.

Zur Kunst und Aestethik.

Von Leo Berg (Berlin).

Manier ist unfruchtbar gewordener Stil, erstarrte Manier aber wird Manierirheit — Manierirter Stil ist wie ein erfrorenes Lächeln, das man zuweilen auf alten verbitterten und versteinten Adelsgesichtern findet

* * *

Wir können mit jedem unserer Sinne auf einer sehr verschiedenen Entwicklungsstufe stehen geblieben sein. Während z. B. unser Auge noch ausschließlich für hellenische Kunst disponirt ist, kann unser Ohr schon für Wagnerische Musik reif sein; wir können eine sehr idealistisch angelegte Nase haben und im Gefühl wieder hyper-modern, nervös, dekadent oder naturalistisch sein, ja mehr, wir können auf gewisse Farben oder Töne in antiker Weise reagiren, während andere wieder in uns gerade moderne, nationale oder lokale Hörer und Schauer finden. Unsere Nerven sind wie die Wurzeln eines Baumes und liegen in den verschiedensten Schichten der Zeiten. Daher die Widersprüche in unsern Urtheilen, unserm Geschmack, daß wir bald so konservativ und bald wieder so entschlossen und bewußt modern sind; deshalb auch unsere Fähigkeit, künstlerische Eindrücke aus den verschiedensten Epochen aufnehmen zu können.

* * *

Viele Dichter dichten ihre Stoffe und manche Schauspielerinnen spielen ihre Rollen gar nicht, sondern koquettieren nur mit ihnen.

* * *

Die beste Uebersetzung von Objektivität heißt — Charakterlosikeit.

* * *

Die meisten Menschen, auch die, die sich Philosophen nennen, sind so benommen von der Begriffsterminologie ihrer Zeit, daß sie alles, was ihr widerspricht, schon als Unsinn und Widersinn, nämlich wider ihren Sinn, auffassen.

* * *

Dies ist die Skala und die Taktik unserer Kritik:

Erste Stufe: Talentlos — totgeschwiegen.

Zweite Stufe: Talentvoll, aber verrückt — beschimpft.

Dritte Stufe: Hervorragend, aber einseitig — polemisirt.

Vierte Stufe: Bedeutend — Lobhudelei und Reklame.

Fünfte Stufe: Genial, einzig, meisterhaft — Beweihräucherung und Personenkult.

Sechste Stufe: Epochal — zum Parteihaupt erklärt und nun rückwärts dasselbe Verfahren gegen seine Widersacher angewandt!

* * *

Pathos und Witz.

In Frankreich ist das Pathos und die Leidenschaft gewöhnlich sozial-kommunistisch (Rousseau) und der Witz souverän-individualistisch (Voltaire); in Deutschland hingegen ist der Witz viel öfter sozial (Lessing, Börne), hingegen die Leidenschaft souverän-individualistisch (Goethe, Sturm und Drang).

* * *

Der Ruhm ist eine Rechtsverbindlichkeit auf das ganze Leben des Berühmtgewordenen. Ein berühmter Dichter, der auf seinen Ruhm hin schlecht und nachlässig schreibt, ist wie ein Schuft, der sein Wort bricht, der seine Verbindlichkeiten nicht einlöst, nachdem er den Nutzen daraus gezogen hat. Einer aber, der überhaupt nichts Gutes schreiben kann und unverdient berühmt geworden ist, ist wie ein Erbschleicher, der sich fremdes Eigenthum angeeignet hat. Einer endlich, der sich ausgegeben hat, aus Altersschwäche nichts mehr Gutes schreiben kann, ist ein Bankerottirer.

Transvaal.*)

Seit bald anderthalb Jahren hält der Name Transvaal die Völker Europa's in Spannung, denn der Burenkrieg erweckt ein so ungewöhnliches Interesse, wie sobald kein Ereigniß, da vom Cap St. Vincent bis zu den nördlichen Ausläufern des Ural nur ein Pulsschlag die Völker beseelt: „Für Burenland", nur ein Gebet zu Gott erklingt: „Rette Burenland". Ein so ungerechter schmählicher Krieg ist ja doch noch niemals geführt worden. Nachdem ein tapferes, frommes, intelligentes Volk sich unbekannten Boden urbar gemacht hat, kommt ein anderes Volk und will die Früchte fremden Fleißes ernten. „Die Herren Eures Landes sind wir fortan, die Schätze Eures Bodens gehören uns fortan", eine Maxime, wie sie die gesetzlosen Horden der Hunnen und Mongolen bei ihren Raubzügen durchführten, und wie Hunnen und Mongolen traten Altengland's Söhne in Afrika's Fluren auf. Rauchende Farmen und Städte, vergewaltigte und ins Elend getriebene Frauen mit ihren toten, dem Hunger und Elend erlegenen Kindern im Arm, bezeichnen die Wege der englischen Feldherrn, blutriefende Heldenthaten, für die ein Lord Roberts sich mit dem schwarzen Adlerorden schmücken durfte.

*) Wir geben diesem Artikel gerne Raum, hauptsächlich darum, weil er einen weiteren Beweis liefert, das in Hinsicht auf den südafrikanischen Krieg der deutsche Norden mit dem deutschen Süden eines Sinnes ist.

(Die Schriftleitung.)

Das sehen Europa's Fürsten schweigend mit an, ohne den Greueln Halt zu gebieten, denn, England hat augenblicklich, trotz seines in Afrika heruntergekommenen Heeres, die Oberherrschaft in Europa, denn kein Kronenträger wagt gegen das Inselvolk vorzugehen.

Als der greise Vertreter des Burenvolkes, dem sein Alter verwehrt, mit auf dem Kampffeld zu stehen, kam, um an die Menschlichkeit von Europa's Fürsten zu appelliren, da erscholl von der Rednertribüne des deutschen Reichstages der herbe Urtheilsspruch: „Die letzte Oranierin ist der einzige Mann auf Europa's Thronen, denn sie allein hat den Muth gehabt, den Präsidenten Krüger zu empfangen." Verhülle dein Antlitz, Germania, ob solchen vernichtenden Spruches! Die Volksstimme hat laut und vernehmlich in Frankreich, Holland und Deutschland gesprochen, und sie würde ebenso laut und vernehmlich sprechen, wenn Eduard VII. je als König von England, nicht als Bruder zur kranken Schwester nach der Reichshauptstadt kommen sollte; dann würden ihm Deutschland und das Schwesterland Oesterreich schon zeigen, wie sie über die blutigen Greuelthaten Robert's und Kitchener's, über die Raubpolitik eines Chamberlain denken.*) Es würde wohl nicht zum Kriege mit England kommen, wenn Europa seine moralische Macht in die Wagschale würfe und spräche: „Wir laden Albion und Burenland vor unsern Richterstuhl im Haag." Angesichts des geeinten Europa würde England mit seinen militärischen Lorbeeren von Transvaal geschmückt, wohl nicht auf's hohe Roß klettern, sondern ablassen von seinen Räubereien; es erhebt nur siegessicher sein Haupt, weil es weiß, daß es von Europa's Fürsten nichts zu fürchten hat.

Aber sind denn die die ausschlaggebende Mächte des XX. Jahrhunderts? Mit tiefem Schmerz sehen wir, daß die Huldigungen im fremden Land unserem Kaiser werthvoller sind, als die Liebesbeweise des eigenen Volkes. Was haben wir denn an Freundschaftsbeweisen von England empfangen, wofür mit der Zurückweisung Krüger's quittirt werden mußte, die wir mit tiefem Schmerz empfunden haben, als aus der Hand unseres Kaisers kommend? Beleidigungen über Beleidigungen, die heut' noch ungesühnt sind. Ein deutscher Staatsangehöriger wurde in Pretoria auf Befehl des Lord Robert's standrechtlich erschossen, es aber erwiesen, daß der unglückliche Jüngling durch einen englischen Polizeispitzel zu seiner unseligen That verleitet wurde und für solche und ähnliche „Verdienste" erhielt Lord Roberts den höchsten preußischen Orden! Die dänischen Kriegsgefangenen sind entlassen, eine Huldigung für das kleine Land, das das Vaterland von England's jetziger Königin ist, während die deutschen Staatsangehörigen weiter schmachten in einer Kriegsgefangenschaft, die an Barbarei grenzt. Dreimal hat England unsere Schiffe angehalten und mit Beschlag belegt, Thaten, denen heute noch die Sühne fehlt, denn das Bezahlen war England's verdammte Pflicht und Schuldigkeit, aber keine Sühne. Wahrlich hätte Bismark gelebt, der wäre mit seiner Eisenfaust dazwischen gefahren, daß die Lust Englands zu weiteren solchen Heldenthaten wohl vergangen wäre, wenn es sich dem Alten von Friedrichsruh gegenüber so etwas getraut hätte. O, warum haben wir keinen Kanzler mehr mit der Eisenfaust, sondern nur einen mit Sammthandschuhen! Sollte in Afrika die brutale Macht siegen, dann wird Europa schon den Uebermuth England's zu fühlen bekommen, und dann ist es schon zu spät zum Handeln. *Wahrlich, Burenland kämpft nicht für die eigene Freiheit allein, sondern auch für die Freiheit Europa's.* Aber der Kessel Europa's ist bis zum Siedepunkt geheizt, mit dem Unwillen über den afrikanischen Krieg verschließt man das letzte Ventil, indem man die Republiken unterjochen läßt, dann wehe uns! Die Fürsten mögen bedenken, daß die Wünsche ihrer Völker die Richtschnur ihrer Handlungen sein müssen, denn dieselben lassen sich heutzutage nicht mehr damit abspeisen: „Das versteht ihr nicht, das wissen wir am besten, was euch frommt und welche Freundschaften die richtigen sind."

Muß denn die Tragödie in Afrika mit einem unbefriedigenden Schluß enden? Das Herz zittert, es auszudenken, denn dann wäre man versucht, an der Gerechtigkeit der göttlichen Weltordnung zu zweifeln. Das Vaterland der Oranier war's, das sich nach langem Heldenkampf seine Freiheit errang von dem Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging; der ritterliche Ahnherr der „zielbewußten" jungen Königin von Holland war's, der die Parole ausgab: „Das letzte Mittel, das Vaterland nie ganz verloren zu sehen, ist: im letzten Laufgraben zu sterben", eine Parole mit der er siegte, und mit der hoffentlich auch Burenland siegen wird. Wie Alba Oranien weichen mußte, so triumphiren hoffentlich Botha und Dewet über Kitchener, denn England's Heer ist körperlich und geistig schachmatt, dezimirt von einem für Albion's Söhne mörderischen Klima, einer verheerenden Kriegsseuche, im Mutterland erhebt die Opposition ihr Haupt, und die Kolonien wollen keine Truppen mehr hergeben, denn materielle Interessenpolitik ist nicht geeignet, Begeisterung zu er-

*) Darüber sind wir vollkommen anderer Meinung!

wecken. Die Buren aber sind gesund, kämpfen in ihrem gewohnten Klima, auf vaterländischem Boden, für Freiheit und Vaterland. Und während die Engländer bei ihrer bestialischen Kriegführung alle Gottesfurcht vergessen zu haben scheinen, sprach jüngst der tapfere Präsident des Oranje-Freistaates, der alle Kriegsgefahren und Strapazen mit seinen Burgheern theilt: „Es ist gut, daß unsern ersten Erfolgen ein Ziel gesetzt wurde, denn, wenn das so weiter gegangen wäre, dann wären wir übermüthig geworden und hätten unsern Gott vergessen." Während England's Freiwillige nach Hause gegangen sind, wohin ihnen das Heer am liebsten folgte, sind Burenland's Streiter fest entschlossen, bis zum letzten Athemzuge für die Freiheit zu kämpfen. Schau' auf Oranien, tapferes Burenvolk, nur immer vorwärts unter der Parole, im letzten Laufgraben zu sterben, dann wird auch dir der Sieg winken, denn der Herr verläßt die Seinen nimmer!

Stargard i. P. Antonie Heidsieck.

Notizen zum Weltkalender.

Raufkust.

Weil nicht mehr auf dem eig'nen Plan
Der starke Michel raufen kann,
Steigt er zu Schiff und fängt nun an
Zu raufen über'm Ozean.

Die Hinrichtungen in China.

Der Faustknecht mußt' und Henker
Einst ehrlos sich verbergen;
Jetzt drängt sich's Volk der Henker
Zum Ehrendienst des Schergen.

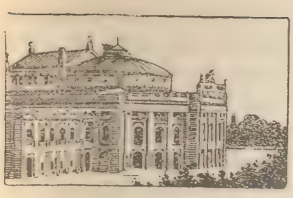
Ein moderner Freier.

Kennt ihr die große Neuigkeit?
Niemals war solch' ein Ansinn da:
Ein englischer Saubube freit
Die Schlachtjungfrau Germania.

Die Weltgeschichte der neuesten Zeit.

Wer die Geschichte liest,
Zuletzt mit einem Fluch
Er die Lektüre schließt;
Denn die Geschichte ist
Ein großes — Räuberbuch.

Germanus.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Ernesto Novelli.

Das vorjährige Gastspiel des berühmten italienischen Bühnenkünstlers hatte mit einem wahren Begeisterungstaumel geschlossen. Der größte Theil der Wiener Kritik pries die Kunst Novelli's in den überschwänglichsten Ausdrücken, so daß alle Sterne der heimischen Schauspielkunst vor dem Glanze des genialen Italieners zu erblassen schienen. Im heurigen Jahre ist auf diesen Rausch eine kleine Ernüchterung gefolgt; man sah ein, daß Novelli, der Alleskönner, doch nicht Alles könne, und ein Theil der Wiener Kritik scheint auch etwas Schamgefühl darüber empfunden zu haben, daß ein Ausländer auf Kosten der heimischen Kunst so maßlos verhimmelt worden war. Vollständig konsequent blieb sich nur Herr Hermann Bahr; er hat sich auch heuer noch nicht von seiner unbegrenzten Bewunderung Novelli's erholen können.*) Novelli ist gewiß einer der bedeutendsten Schauspieler der Gegenwart, aber es steckt auch ein gutes Stück Virtuosenthum in ihm, das zwar momentan durch Aeußerlichkeiten blendet, aber jene unmittelbare Natürlichkeit vermissen läßt, die das Geheimnis einer jeden großen und wahren Kunst bildet. Wenn wir Novelli mit dem Altmeister der deutschen Schauspielkunst Bernhard Baumeister vergleichen, dann kann diese Paralelle nur zu Ungunsten des Ersteren ausfallen. Die schauspielerische Technik mag bei Novelli mehr ausgebildet sein, aber gerade der Umstand, daß diese bei Baumeister dem Zuschauer überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt, verleiht seinem Spiele jene einzig dastehende Natürlichkeit, die zur Bewunderung hinreißt und die nachhaltigsten Wirkungen zu erzielen vermag. Baumeister spielt niemals selbst, er ist vielmehr stets der von dem Dichter gezeichnete Charakter bis ins kleinste Detail und in seiner ganzen persönlichen Unmittelbarkeit. Novelli hingegen geht niemals vollständig in der Dichtung auf, er ist lediglich immer ein ganzer Novelli. Diese Mängel traten namentlich bei seinem Hamlet am deutlichsten hervor. Weit besser war er als Shylok, Othello und Petruchio; die künstlerisch abgerundetste Leistung bot er jedoch in einem modernen Konversationsstücke „Alleluja!" von Marco Praga. Zu Kürze muß auch noch auf die Verballhornungen hingewiesen werden, welche sich Novelli an den unsterblichen Meisterwerken Shakespeare's zu Schulden kommen ließ. Am wenigsten verstümmelt wurde noch Othello; auch Shylok und die Widerspänstige könnte man noch passieren lassen, aber was an Hamlet gesündigt wurde, das ist ein litterarisches Verbrechen und ein Hohn auf den guten Geschmack. So wurde gleich die erste Szene (Erscheinung des Geistes auf der Terasse) weggelassen und damit der I. Akt, dieses Meisterstück dramatischer Exposition, gründlich verdorben. Kein Wunder, wenn man unter solchen Umständen eine stille Sehnsucht nach den Vorstellungen im Burgtheater empfand. Die übrigen Mitglieder der Novelli-Truppe waren für einen reisenden Virtuosen gerade gut genug; namentliche Erwähnung verdient höchstens Signora Giannini.

Josef Schmid-Braunfels.

---

*) Kein Wunder, ist ihm doch die deutsche Litteratur und somit meist auch die deutsche Kunst „fremd", wie er in seiner göttlichen Unverfrorenheit in seinem Buche „Bildung" (!?!) schreibt. (D. Schriftl.)

Burgtheater. (Gastspiel Gregori vom Schillertheater in Berlin). Man merkt, daß die Spielzeit ihrem Ende entgegengeht — : die Sommervögel in Gestalt von „Gästen" beginnen zu schwärmen. Nach Frl. Rabitow von München Herr Gregori von Berlin, einmal als Faust, dann als Krasinsky und schließlich als Tell, also in drei von einander grundverschiedenen Rollen. Um für Gregori die richtige Formel zu finden, muß ich mit dem letzten Abend beginnen. Der erfahrenste Theaterpraktiker Laube erklärt ganz entschieden, die Aufführung des Schiller'schen Tell gehöre unter diejenigen Schwierigkeiten, deren er sich „mit größter Scheu" unterziehe. Aber er thue es nicht ungern, vielmehr „reize" ihn gerade der Tell, schon weil es das dramatischeste Drama des „wetterleuchtenden" Schiller sei. Aehnlich urtheilen auch Immermann und Grabbe, ganz abgesehen von Tieck und A. W. Schlegel. Auch hinsichtlich der Darstellung des Tell hegt Laube nicht geringe Besorgnisse und klagt darüber, daß die Schauspieler, denen der Tell anvertraut wird, zu viel Pathos und Routine in den Part hineinlegen. Wie der Tell dargestellt werden solle, davon sagt Laube nichts, aber man kann aus dem eben Gesagten herauslesen, in welcher Art er sich den Tell gedacht hat. Kein Pathos, keine Routine, nichts Theatralisches — in jeder Hinsicht Natur (nicht nur Natürlichkeit!), knorrige, rauhe Außenseite, demnach auch der Tonfall, derbe fast eckige Bewegungen, kurzum: der Tell muß vollkommen als Naturmensch aufgefaßt und dargestellt werden, er verträgt kein Burgtheaterpathos, keinen Sonnenthalschwung, keine Kainzischen Alluren. Wer einen andern Tell will, der hat eben einen recht armseligen Begriff von der ganzen Sache. Herr Gregori nun besitzt alle Eigenschaften zu einem tüchtigen, mustergiltigen Tell in der erwähnten Auffassung. Seine kräftige und doch gelenkige Gestalt, die Färbung seiner Sprache, die derben, oft unvermittelten jähen Bewegungen, die schlichte von allem theatralischen Pomp himmelferne Geberde und Ausdrucksweise — All' dies befähigt ihn in hohem Grade zur glaubwürdigen, von jeder Uebertreibung freien Darstellung des Tell. Das war endlich einmal eine des Burgtheaters, wie des Dichters würdige Verkörperung des Schwyzer Nationalhelden. Es gelang auch Herrn Gregori den Ton, den er angeschlagen, von Anfang bis zum Ende festzuhalten, ausgenommen etwa im Auftritt in der hohlen Gasse, wo er — vielleicht in Folge der Rhetorik dieser Stelle — schwächer wirkte. Hoffentlich haben wir noch öfters Gelegenheit, die eigenartige und stets so einfach-künstlerisch-vornehme Darstellungskraft genießen zu können. Am einfachsten wäre freilich, den Künstler an das Burgtheater zu verpflichten, mit ihm wäre eine tüchtige Kraft gewonnen. Uebrigens wird Gregori wohl kaum dahin gelangen, dafür hat ihn die „Kritik" allzusehr „verrissen". Sie vermißte bei ihm Schwung und einwandfreies Auftreten!*) Allerdings von einer Kritik, bei welcher die äußere Erscheinung der Schauspieler das Um und Auf der Besprechung bildet**), kann man nicht mehr verlangen. Wir haben eben nur eine Theaterberichterstattung (sowie eine Ballberichterstattung), nicht aber eine Kunstkritik. Herr Heine als Geßler war ganz an seinem Platze, jedenfalls aber mehr als die „Kritik" mit ihrem unsinnigen Tadel. Ueber Baumeisters biderben Stauffacher kann es nur eine Stimme geben: die des uneingeschränkten Lobes. Kainzens Melchthal hätte mehr ergriffen, wenn die immer wiederkehrenden zitt'rigen Handbewegungen (übrigens schon zur Manie geworden), weggeblieben wären. Der Künstler darf glauben, daß dergleichen ein Schweizer Hirtenjunge gewiß nicht kennt und auch nicht einmal unbewußt anwendet. Löwe als Attinghausen war diesmal einfacher als er es sonst zu sein pflegt und darum auch wirkungsvoller. Frau Römpler-Bleibtreu (Gertrud Stauffacher) und deren Widerspiel Frau Wittels (Hedwig Tell) verstanden es, die episodistischen Rollen gut und edel zu charakterisiren. Schließlich sei noch Frau Schmittlein erwähnt, in der kleinen, aber liebevoll ausgeführten Rolle der Bäuerin Armgard. Herr Frank (Rudenz) sowohl, als Frau Kallina (Bertha) konnten nicht recht erwärmen, am allerwenigsten in der Liebesszene. Der Schwur auf dem Rütli wurde in ganz vorzüglicher Weise zur Darstellung gebracht. — Nach dem, was über Gregori gesagt worden ist, dürfte es wohl ziemlich selbstverständlich sein, daß er als Faust nicht genügen konnte. Faust ist ein Kunstprodukt, Gregori aber vor allem (ja vielleicht ausschließlich) für die

*) Vgl. „Reichwehr": Seine Bühnenerscheinung leidet nur an dem kleinen Uebelstande, daß seine Beine in Trikots etwas schüchtern sind und noch nicht recht wissen, wie sie sich verthun (?!) sollen". Thäte dieser „Kritiker" nicht besser, sich schleunigst dahin zu verthun, wo der Pfeffer wächst?!

**) Der „Kritiker" der Reichswehr — c. h. unterschreibt sich der Schamhafte — schreibt von einer Schauspielerin „Frl. Fehdmer hielt sich sehr wacker; befremdend wirkte an ihr, die man nur in großer Toilette zu sehen gewohnt ist, „das schlichte Kattunkleidchen mit der vorgebundenen Schürze". Mehr weiß der Mann nicht zu sagen! Das heißt man Kunstkritik! In dieser Hinsicht halt' ich es mit Goethe:

Schlagt ihn tot den Sakerment —
Es ist ein Rezensent. (D. Verf.)

Darstellung von Naturmenschen geeignet, daher das Unausgeglichene, das trotz seiner sichtlichen Bemühungen und seiner oft überraschenden Vertiefung nicht verschwinden wollte. Trotzdem aber war sein Faust immer noch sehenswerther, als der einförmige, langweilige des Sonnenthal, der Einem, wie schon seinerzeit bemerkt wurde, das Stück auf Jahre hinaus vereckeln kann. Den Mephistopheles spielte an Stelle des hiezu konzessionirten Lewinsky — Herr Heine und zwar nach Mitterwurzers eigenartiger, geistvoller Auffassung. Schon das ist ein genügender Beweis, daß Heine's Mephistopheles über dem unbegreiflicherweise so hochgepriesenen Popanz des Lewinsky steht. Jedenfalls hat Heine mehr Verständniß für die mephistophelische Schärfe. Ich bemerke hier, daß die „Kritik" fast einmüthig das Gegentheil behauptet, wie sie ja auch dem unvergeßlichen Mitterwurzer die Abweichung von der bestehenden Lewinsky-Auffassung niemals verziehen hat. Frl. Medelsky's Margarethe hatte viel Inniges, Künstlerisches, aber auch viel Unnatürliches, woran das Schluchzen wohl die meiste Schuld trägt. — Als Krasinsky in Blumenthals fürchterlicher Langweiligkeit „Der Probepfeil" befand sich Gregori offenbar gar nicht an seiner Stelle und hat so der ihm ohnehin nicht grünen „Kritik" Gelegenheit geboten, über ihn in hämischer Weise abzuurtheilen. Kurzum: Gregori ist ein ernster, strebsamer Künstler voll Talent und genialer Auffassung. Seine Verpflichtung an's Burgtheater wäre ein Haupttreffer und so ziemlich das Gescheiteste, was Hr. Schleuther bisher noch zu Wege gebracht hat. Hoffentlich wird aber die Verpflichtung Gregori's dem Sparteufel des Herrn Hofrathes Wetschl nicht Anlaß zur Beschneidung der Hungerlöhne des niederen Theaterpersonales geben. Wenn er schon etwas beschneiden muß, so mag es sein eigenes Gehalt sein. Im Verhältnis zur Leistung steht es ohnehin nicht!

Stf.

Deutsches Volkstheater Eine so allerliebste Schweinerei, wie der dreiaktige Schwank „Leontinens Ehemänner" von Alfred Capus, ist in Wien schon lange nicht über die Bretter gegangen. Selbstverständlich bilden mehrere kleine Ehebrüche, begangen von einem herzigen Frauchen, die stoffliche Grundlage des Stückes. Dieses alte Thema ist so witzig aufgeputzt und so reizend unmoralisch durchgeführt, daß der ärgste Sauertopf und Moralphilister dem Verfasser (derselbe ist Redakteur des Pariser Figaro), nicht böse sein kann. Das Parquet-Publikum des Deutschen Volkstheaters folgte der Darstellung mit einem verständnisvollen Schmunzeln, während die Galerie vor Vergnügen krähte. Die Herren Thaller und Tewele, sowie Frau Retty theilten sich in den schauspielerischen Erfolg des schließlich entbehrlichen Abends.

J. S.-B.

Stadttheater. Es ist ein altes Problem, das die beiden Landesgerichtsräthe Drechsler und Wach in ihrem vieraktigem Schauspiele „Erlösung" behandeln. Die Frage, ob ein Mann eine Gefallene ehelichen könne, ist schon von vielen Dichtern aufgeworfen und verschieden beantwortet worden. Die beiden Verfasser beantworteten dieselbe mit Ja, jedoch nur unter der einen Bedingung, daß der Verführer nicht mehr unter den Lebenden weilt. Auf diese Voraussetzung haben die Herren Drechsler und Wach ein Schauspiel aufgebaut, das namentlich im zweiten und dritten Akte überreich an Handlung ist und eine geschickte Mache und wirkungsvolle Effekte aufweist, wie sie selbst alten und erfahrenen Bühnenpraktikern zur Ehre gereichen würden. Daß daneben auch französische Einflüsse (Dumas, Augier ꝛc.) etwas mitspielen, ist kaum zu verkennen. Auch die Charakteristik wird durch die Aalglätte des Konversationstons nicht unerheblich beeinträchtigt. Die Darstellung war eine gute; namentlich die Herren Godai und Stöhr, sowie Fräulein Hoheneck thaten ihr Bestes. Unzulänglich war nur Fräulein Faßer in der Rolle der büßenden Maria Magdalena. — Am 12. April wurde anläßlich des 100. Geburtstages des Wiener Walzerkönigs Josef Lanner das gleichnamige Volksstück von J. Radler aufgeführt. Stück und Darstellung (Herr Fröden spielte die Titelrolle) sind bekannt. Der Entwurf zum Strauß—Lanner—Denkmal bildete das Schlußtableau.

Josef Schmid-Braunfels.

„Eigenthum" von Wolfgang Madjera. Eine die Antheilnahme lebhaft erweckende und im Ganzen auch gelungene Verwerthung des Kohlhaas-Motivs in modernem Milieu. Da ist ein Bauer, der sein, zwar geringes, aber ihm desto lieberes Eigen trotz günstigen Anbots einer Bahngesellschaft unter keinen Umständen überlassen will und deshalb expropriirt werden soll. In seinem festen Glauben, daß ihm sein altererbtes anerkanntes Recht auf sein Eigenthum gewahrt bleiben muß, durch die abweislichen Bescheide aller Instanzen tief erschüttert, erschießt er in gerechter Zornesaufwallung den frechen Rechtskonsulenten besagter Gesellschaft und wird so aus strengem Rechtssinn zum Mörder, das bedauernswerthe Opfer eines der Widersprüche, an denen der moderne Staat ein wahres Dorado ist. Der Aufbau des Schauspiels entbehrt nicht der

Geschicklichkeit, die Wechselrede erscheint flott, einzelne Auftritte (z. B. im letzten Akt) reißen den Zuhörer mächtig mit sich fort — schade, daß der Verfasser einen tiefen Widerspruch in sein Werk hineingetragen hat, indem er den Bauern nicht nur hochdeutsch, sondern überhaupt in einer Art reden läßt, die der Anschauungsweise des Bauern durchaus fremd ist und stets auch fremd bleiben wird. Der kälteste Wasserstrahl kann nicht so erkältend wirken, als die wunderliche Sprache dieser Bauern. Das durfte sich ein Schriftsteller zu Mosenthals Zeit noch erlauben, heutzutage aber, nach Anzengruber, nimmermehr! Das ist Unnatur — nein! Widernatur! und macht den Eindruck, als ob der Verfasser sein Werk verhöhnen wollte. Die Stadtmenschen, die er uns vorführt, sind weit natürlicher, als die Bauern — so schädigt Madjera selbst die Antheilnahme, die man seinen sympathischen Bauern so gern entgegenbringen möchte. Von den Darstellern würde in erster Linie Herr Brüngger als Ruppert, d. i. Kohlhaas zu erwähnen sein, doch hat ihm die für einen Bauern gespreizte Sprechweise entschieden geschadet, obgleich er sonst seiner Aufgabe gut zu entsprechen wußte. Der Rechtskonsulent Dr. Goldhalm (Herr Sommer) traf den Ton sehr gut, etwas schablonenhaft (à la Offizier im Simplizissimus) war der Regierungskommissär Graf Webenau (Norini). Schließlich soll auch nicht vergessen werden, daß es Madjera gut gelungen ist, durch Erzeugung einer poetischen Stimmung lebhafte Theilnahme für die zu erwecken, die in ihrem Rechte so tief gekränkt werden. Das friedenvolle Bild einer ins Abenddämmern versinkenden Waldeinsamkeit, wo sich ein rüstiges, arbeitsfrohes Geschlecht sein Nest erbaut hat — hat der Dichter in vorzüglicher Weise zur Geltung gebracht. Auch die Einführung eines von der Natur begeisterten Stadtmenschen (Herr Stöhr) gegenüber der stumpfnüstrigen Profitwuth des Dr. Goldhalm, ist zu loben. Mit einem Wort: ein achtungswerthes Stück Arbeit, das bei einiger Feile (besonders was die unmögliche Sprache des Bauern anbelangt) nicht verfehlen wird, guten Eindruck zu erzielen, wenigstens dort, wo man über den „reizenden" Widerspruch nachdenkt, der zwischen dem Recht auf Eigenthum und dem Recht auf Enteignung herrscht u. z. in einem sogenannten „Rechts"staat! Zur Erholung von dem trüben Gedanken der Rechtsunsicherheit trotz der Sündfluth von giltigen Gesetzen, sei es mir gestattet, einen Satz aus der Kritik zu zitiren, welche der „Kunstrichter" des hiesigen „Fremdenblattes" von sich zu geben nicht unterlassen konnte. Er schreibt: „doch fehlt dem Hauptmotiv seines starren Rechtssinnes immerhin der Zug z Höheren, des Zwingenden, d Elementaren, welcher dem Charakter Ruppre ein mehr als menschliches Reli verleihen würde." Also der Kritikus wün ein „mehr als menschliches Relief!" Dem Man kann ja geholfen werden, z. B. durch die „Oreste Gut, nun sehe man aber, was er über die Ore geschrieben hat. Nachdem er sich bis zum Erbrech sattgewitzelt hat, faßt er sein Urtheil in ein Wo zusammen: „Atridengollasch". Was verste er demnach unter dem „Höheren, Zwingende Elementären?" Glaubt er vielleicht, daß seine Charakter die Eigenschaft eines offiziösen Redakteu ein „mehr als menschliches Relief" verleiht? Ic glaube ein weniger als menschliches, denn der Preß Spulwurm gehört zur niedrigsten Art der Lebewesen

Neuhaus.

Am Tage des Gerichts von P. Rosegger. Das szt. ziemlich viel genannte Stück (Rosegger als Dramatiker, das war überraschend) kann als Volksstück passiren, aber man muß nicht zu große Anforderungen an das Volksstück überhaupt stellen. Dagegen verdient die Tendenz alles Lob. Hiezu kommen auch ein paar gutgezeichnete Charaktere. Das ist so ziemlich Alles. Abgesehen von verschiedenfältigen Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten, mehr oder minder grober Natur, ermüdet das Stück (zumal im 3 Aufzuge) durch seine schleppende Wechselrede, die dem Epiker nur ein spinnwebartiges, dramatisches Mäntelchen umhängt. Dafür gelingt es ihm, wie das übrigens selbstverständlich ist, prächtige Gestalten aus dem Volke vorzuführen, so z. B. die unterschiedlichen Wald-„frevler", wie Pecher, Ameisgraber, Wurzner u. s. f. In der Gefängnisszene spielt ein freilich nicht immer wählerischer Witz, — auch der Auftritt im Gerichtssaale bietet viel des Interessanten. Indeß hilft das Alles doch nicht über die Thatsache weg, daß die Wurzeln von Rosegger's Kraft nicht im Drama liegen. Die Aufführung war vorzüglich; Fröden als Straßl und Fr. Lanius als Försters frau. Die Hauptpersonen bemühten sich sichtlich, ihrer Aufgabe tadellos gerecht zu werden. Von den übrigen seien besonders hervorgehoben der Ameisgraber Schwarz Seppel (Zwerenz), Schorscher (Linori) und die beiden lustigen Gauner Kaderer (Rakowitsch) und Greiffel (Sommer). Frl. Fasser (Jessel) vermochte den Anforderungen ihrer Rolle wenig und gar nicht zu entsprechen. Wenn sie Leute aus dem Volke, also natürlich spielen soll, bemüht sie sich in Ton und Geberde so viel des Unnatür-

lichen zu legen, als sie aufzutreiben vermag. Die Aufnahme des Stückes war ziemlich freundlich.

Roland Hammer.

Die Aufnahme des aus den 70-er Jahren stammenden Volksstückes mit Gesang und Tanz „Von Stufe zu Stufe" von Hugo Müller war nicht sonderlich enthusiastisch. Es ist auch schwer, bei verstaubten Anspielungen, wie z. B. auf den Syllabus gottseligen Andenkens, sich zu erwärmen, zumal wenn der Witz sich so fein gibt, daß man erst nachdenken muß, wo er steckt. Das Stück, eine Art „Traum ein Leben", gehört zu jenen merkwürdigen „Dramen", die ohne Gesang nicht auszukommen vermögen, alle Augenblicke beginnen die Leutchen auf der Bühne zu singen und auch zu tanzen, dann aber zumeist in Massen. Uebrigens ist es ein ganz moralisches Stück Arbeit mit vereinzelten guten Ideen, die auch heute noch da und dort was gelten. Die Darstellung war im Ganzen und Großen gut; von den Schauspielern nenne ich vor Allen andern: Frl. Mayer, die als Näherin Lisette den Ton der Wiener Grisette sehr glücklich traf, dann Hrn. Rauch, dessen vazirender Kommis eine hübsche Charakterleistung war, endlich Herrn Rakowitsch, der als Kutscher durch seine köstliche Natürlichkeit höchlich vergnügte.

Volker zu Alzey.

Unstreitig den interessantesten Abend des Stadttheaters im Laufe dieser Spielzeit bot die Aufführung der Tragödie „Tantalos" von Meinrad Sadil. Das an überraschenden Wendungen ungemein reiche Stück behandelt die bekannte lykische Sage. Aber lediglich den Grundgedanken: den Ueberstolz eines vom Glück mehr als billig begünstigten Menschen, hat der Dichter — nebenbei bemerkt: ein Schottengeistlicher — dieser entlehnt. Im Uebrigen ist er vollständig eigene Wege gewandelt, wie eine kurze Inhaltsangabe darthun mag. König Tantalos wird durch Gemeinschaft mit den Olympischen so übermüthig, daß er die Aegis des Zeus mitsammt dem Blitzstrahl an sich reißt, um einen eingedrungenen Feind zurückzuwerfen. Der gewaltige Erfolg der göttlichen Waffen berauscht ihm so sehr, daß er die Waffen behält und mit ihnen die göttliche Macht des Zeus. Die Götter sind entthront und Tantalos ist Gebieter der Welt, aber seine Gottheit ist nur eine Spottgeburt, er vermag eben nur zu töten, zu strafen, aber nicht Leben zu spenden, Segen zu verbreiten. Darum nimmt das Böse und damit auch das Elend allenthalben überhand, wie eine Abordnung der Menschen darthut. Indeß der neue Gott vermag nicht zu helfen, darum kehrt sich Alles, selbst seine Kinder von ihm ab. In der Erregung hierüber erwürgt Tantalos seinen geliebten Sohn Pelops. Dies bringt ihn aber wieder zur Besinnung. Reumüthig gibt er Zeus die geraubten Waffen zurück und nimmt jede Strafe auf sich. Der Göttervater zeigt sich seinem Liebling noch einmal gnädig und erweckt Pelops im gleichen Augenblicke, da Tantalos stirbt. Das ist der dürre Inhalt — man glaube aber ja nicht, daß dies in der üblichen pseudo-klassischen Art und Form zum Ausdrucke gelangt, vielmehr pulst in dem Werke echtes, rechtes Dichterblut, das an einzelnen Stellen (so z. B. dort, wo die verzweifelten Menschen der neuen Gottheit das Elend schildern, dem sie seit Entthronung der alten Götter anheimgefallen sind) mächtig aufschäumt. Das trotzdem harmonisch durchgeführte Werk ist nie der Trunk aus einem Waldquell. Und das thut nach so viel Flaschen moltigen Absynths außerordentlich wohl! Die Kritik hat dem Dichter vorgeworfen, er hätte eine dramatische Polemik gegen die moderne Weltanschauung für den Gottglauben liefern wollen, — natürlich man muß ja um jeden Preis irgend welche Absicht herauswittern, das ist heutzutage Mode. Und schließlich, wenn dem so wäre —: falls das Stück gut ist (und es ist sogar sehr gut!), was liegt daran? Uebrigens: ist das Elend der Menschheit während der Herrschaft der modernen Weltanschauung kleiner geworden?! — Gespielt wurde überraschender Weise — für dergleichen Stücke fehlt es sonst an natürlicher Darstellung — vorzüglich. Herr Nowak's Tantalos war eine treffliche Leistung, Fräulein Faßer, die sonst in außergewöhnlicher Weise übertreibt, that sich als Niobe hervor, während Frl. Urfus den kleinen Part des Pelops anmuthig zur Geltung brachte. Von den episodistischen Personen seien genannt: der Greis des Herrn Pohler, vor allem aber das verzweifelte Weib, das durch Fr. Lanius in großartiger Weise verkörpert wurde. Volker zu Alzey.

Theater in der Josefstadt. Momentaufnahmen, Komödie in 3 Aufzügen von Josef Jarno, erzielte bei der Erstaufführung einen mäßigen Erfolg. Es soll dahingestellt bleiben, ob der etwas anspruchsvolle Untertitel gerechtfertigt ist, jedenfalls ist das Stück geschickt gemacht und einzelne Figuren zeigen von einer guten Beobachtungsgabe, doch sind dieselben mehr karrikirt als charakterisirt. Das gilt namentlich von dem schüchternen Komponisten und dem mauschelnden Börseaner und „Kunstmäzen". Gespielt wurde durchwegs sehr gut. In erster Linie zu nennen ist Herr Jarno selbst als Schriftsteller Gerhardt, ferner die Herren

Maran, Guttmann und Door, sowie die Damen Pohl-Meiser, Fehdmer und Jurberg.

J. Sch.-B.

Sezession. Gibt es Jemanden, der wirre, häßliche Träume liebt? Er gehe in die „Sezession". Schon Saal I wirkt beklemmend, wie ein Alpdruck. Außer Liebenweins „Wolfshunden" und „gestiefeltem Kater", hat man lauter furchtbare Eindrücke. Felix Jeneweins übrigens kraftvoll gezeichnete Pestbilder werden durch Bol. Biegas' (Krakau) Skulpturen noch bei Weitem übertroffen. Der Künstler hat Ideen und Phantasie, aber wie grauenhaft ist diese! „Das Gespräch der Gedanken", wo unheimliche hohläugige Geschöpfe träumend vor sich hinstarren ist noch nichts gegen den „Untergang der Welt". Fünf degenerirte, abgemagerte Wesen kauern beisammen und sehen mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens in den thierischen Gesichtern ihrem Ende entgegen. Im nächsten Saal athmet man erleichtert auf; hier ist man aus der Gedankenwelt wieder einigermaßen in die realer Formen zurückgekehrt. Manches, vor allem Andri's sonnige Wiesenszene „Juni" und O. Friedrich's „Im Schnee" bei welch' letzterem die färbigen Töne im weißen Schnee in meisterhaft diskreter Weise wiedergegeben sind, ist vorzüglich gemalt. Die große Herz Jesu-Statue ist steif und es wirkt eigenthümlich, daß der Heiland sein Herz, statt es preiszugeben, ängstlich mit beiden Händen zu schützen scheint. Ant. Nowak's ruppiger Baumschlag und seine übertriebene Farbengebung befremdet wie gewöhnlich. Auch M. Lenz' „Weg zum Wunderland" ist außer in den hübschen Lichtpartien des ersten Bildes mehr sonderbar als wunderbar. Immerhin ist man etwas erholt und das ist nöthig für Saal III. Kann man sich etwas Scheußlicheres vorstellen, als Klimt's „Medizin"? Dieses buntscheckige Gewühl von Mißgeburten, halbverwesten Greisen, kaum geborenen Kindern mit rothem, grünem, blauem Haar, Skelette dazu, alles verbunden mit elektrisch blauen gewundenen Fäden und im Vordergrund in roth und goldenem Gewand die riesengroße unsäglich steife, dumm und arrogant d'reinblickende Medizin, die man für ein fluchwürdiges Gespenst halten könnte, welches all' das Elend heraufbeschworen hat. Statt diese künstlerische Mißgeburt, gegen welche jeder gesunde Geschmack sich auf's Heftigste sträuben muß, schleunigst zu verbrennen, will man sie als Vogelscheuche in die Auka hängen, um noch kommende Geschlechter damit zu quälen und von der Höllenbrenghel übertreffenden närrischen Geschmacksrichtung ihrer Vorfahren zu überzeugen. Vor diesem Bild weiß man nicht: hat man selbst oder hat das verehrliche Ministerium für Kultus und Unterricht den Verstand verloren. Die Mehrzahl der Beschauer glaubt wohl mit Recht das letztere. — Gegenüber der „Medizin" sieht man eine ganze Gallerie Porträts. Einige der dargestellten Personen scheinen den Boden unter den Füßen verloren zu haben und in der Luft zu schweben, bei andern wirkt der scheue Ausdruck, mit dem sie seitwärts schielen oder den Blick zu Boden senken, unangenehm, bei manchen wieder das müde, tote Aussehen und die lila Farbe. Wie erstaunt und erfreut ist man aber, wenn der Blick auf Bacher's „Bildnis zweier Frauen" fällt. Wie natürlich, wie gemüthlich stehen die beiden alten Damen da und geschlagen ist all' die dekadente Jugend um sie! Eine andere wohlthuende Ueberraschung bereitet uns Alt's feines Aquarell in dieser Umgebung. — Im weiteren Verlauf der Ausstellung sieht man mit Betrübnis, wie sich das schöne Talent Bernatzik's in blaue Engel-Mystik und lila Nebelbilder aufzulösen droht, und daß Meister Moll sein großes Können dem wenig dankbaren Versuch zur Verfügung stellt, unnachahmlichen Beleuchtungseffekten in der Natur durch Nebeneinandersetzen aller Regenbogenfarben näher zu kommen. Noch viel weniger erfreulich wirken J. de Kollmann's (Paris) Rosen und seine affektirten Frauenköpfe, welche so aussehen, als hätte sie ein halb Blinder, der alles durch trübe Schleier sieht, hingeschmiert. Hölzel's wie mit der Spachtel dick und flüchtig hingeworfene Skizzen haben alle die gleiche sonderbar braune Färbung. — Last not least erquikt man sich nach alledem an Hynais' prächtigen Deckenbildern die wie alle seine Werke durch Korrektheit der Zeichnung, Anmuth der Komposition, Feinheit der Farbe entzücken, und an den vorzüglichen Radierungen v. F. Schmutzer. R. Luksch' Wanderer, der über Leichen schreitet, ist bedeutend in Entwurf und Ausführung. — Unter dem Gewerblichen fallen einige hübsche Silbergegenstände von O. Wagner und in naiv japanischer Manier gehaltener Buchschmuck von H. Przibram vortheilhaft auf. K. Moser hat wieder ein Kästchen mit hölzernen Jungfrauen und Silber-„patzen", die er so liebt. Das gute Publikum sagt: Man muß eben erst sehen lernen von der Sezession; wie weit man es im neuen Sehen schon gebracht hat, bewies neulich ein modernes Fräulein, dessen Blick verachtungsvoll ein paar Blumen streifte, welche den Ausstellungsräumen als Dekoration dienten. Schlecht gemacht! — lautete ihre Kritik. Es waren nämlich wirkliche lebende Blumen!

O. Landolt.

Künstlerhaus. Bei der Ausstellung des Künstlerhauses hat man meist das Gefühl, wie wenn man bei einem Jahrzehnte bestehenden Fourfix wieder einmal die lieben alten, vernünftigen Bekannten trifft. Diesmal sind sie in besonders guter Stimmung. Doch auch interessante fremde Gäste sind erschienen: vor Allem Böcklin; leider zählen die hier ausgestellten Bilder nicht zu seinen besten. Die überschäumende Phantasie des Künstlers will sich nicht in die von der Natur gegebenen Formen zwängen und das fühlt man bei den Porträts recht empfindlich; der „Krieg" ist unvollendet; den besten Eindruck macht die stimmungsvolle Landschaft. Lenbach weiß wie immer durch seine ausgeprägte künstlerische Individualität und geistvolle Auffassung zu fesseln. Es ist, als wollte er im Bild das ganze intellektuelle Leben des Darzustellenden, in einen Moment zusammengefaßt, wiedergeben; besonders gelungen ist sein Selbstporträt. Merkwürdigerweise ist uns diesmal auch aus Paris, von welchem einstmaligen Mittelpunkt guten Geschmacks in letzter Zeit wenig Annehmbares herübergekommen ist, ein bedeutendes Kunstwerk gesendet worden. Ulpiano Checa's „Untergang Pompeji's" ist mit starker, wenn auch etwas theatralischer Phantasie entworfen; die sich bäumenden Rosse, der losgerissene Kettenhund mit den blutunterlaufenen Augen, die entsetzt fliehenden Menschen, welche ihre liebsten Schätze zu retten suchen, da eine Mutter mit ihrem schlafenden Kind im Arm, dort ein Mann mit einem gefüllten Schmuckkasten, aus dem Hintergrund sich nahende Feuer-, Rauch- und Staubwolken, alles ist Leben, Bewegung. Und nicht nur durch die ausdrucksvolle Komposition, sondern auch durch gute Perspektive, Schönheit der Zeichnung und Farbe wirkt das Bild. Bei einem zweiten Gemälde, nämlich beim „Würgengel" (Pest in Hamburg) von Zick, ist ebenfalls der künstlerische Grundsatz der alten Meister gewahrt, das Schreckliche durch Schönheit zu verklären. A. Egger-Lienz hingegen macht aus seinen Tiroler Bauernkriegshelden wahre Vogelscheuchen. Er ist ein kühner Zeichner, doch übertrieben derb in seiner Manier, in breiten, eckig abgeschnittenen, wie aus Holz geschnitzten Flächen zu charakterisiren. Die Tiroler Bauern sehen ja manchmal ähnlich aus, aber das sind schon Ueber-Tiroler! Was Egger-Lienz an Realismus zu viel hat, haben andere zu wenig. Z. B. A. Hudeček (Prag) mit seiner Psyche und den verschiedenen Elfen. Wir sind zwar in die Physiologie dieser Wesen nicht eingeweiht, jedenfalls steht es ihnen aber nicht vortheilhaft, wenn sie wie Laubfrösche vom Grün ihrer Umgebung ganz durchtränkt sind; auch bei Fr. Šimon's „Gewalt des Meeres" und Vogeler's „Heimkehr", wo sich zwei sehr abgemagerte Gestalten umarmen, ist die Phantastik etwas weit getrieben. Flott gemalte Genrebilder mit liebenswürdigen Motiven sind jene von G. Heßl, dann „Sonnenschein" von A. Koester (Klausen), Duxa's „Beim Großvater" und Hartmann's „Erntezeit". Auch Dammaier's „Feierabend" ist ein Bild voll Poesie und Frieden. Hans Dahl erfreut uns wieder mit einem seiner norwegischen Bilder, die wie frische Meerluft und Sonnenschein wirken. Sie ähneln einander alle und doch bekommt man die blonde Schönheit seiner Bauernmädchen, die klare Luft, den Meeresspiegel und die saftigen Wiesen nie satt. Wie geziert sieht dagegen M. Schlichting's „In den Stranddisteln" aus, wo die blau und rosa Dame in den Meersand wie in rosa Watte versinkt und umgeben ist von sonderbaren blauen Disteln. Bei E. Bracht (Berlin) ist es ein Glück, daß man im Katalog nachlesen kann, was seine räthselhaften Landschaften bedeuten, sonst würde man das Meiste verkennen; sein „Lehmweg" z. B. könnte auch „Beim Kürschner" heißen, denn das braune, haarige Zeug, sieht ganz wie Thierfelle aus. Bei Medunyánsky's „Welken Blättern" scheint die ganze Gegend sich in ein verzitterndes Blatt aufzulösen. Im Uebrigen sind aber wieder in der Landschaftsmalerei die bedeutendsten Leistungen zu verzeichnen. Es würde zu weit führen, wollte man alle die vorzüglichen Bilder von Darnaut, Charlemont, Lichtenfels, Ditscheiner, Pippich, Zetsche, L. H. Fischer einzeln aufführen; die Meisterschaft dieser Künstler ist bekannt. Erwähnt sei nur noch „Canal grande" in Triest von R. Ruß; Alles ist daran vollendet. Wie leuchtet die sonnbeglänzte Kuppel hervor und wie diskret sind doch dabei die Töne; namentlich der feine blaue Schatten; nichts von der jetzt üblichen Uebertreibung, mit der die Modernen uns vorlügen wollen, daß sie Alles viel krasser, frischer sehen, als gewöhnliche Menschenkinder. Hier aber ist Alles Wahrheit, ehrliche Auffassung und höchste Vollendung der Technik. Von fremden Landschaftern fällt besonders vortheilhaft C. Böhme (München) durch seine „Capreser Fischer" auf. Die Behandlung der durchsichtigen, tiefen Töne des Meeres ist bewundernswerth; Hans Busse in Florenz legt das Hauptgewicht auf Stimmung, die ihm vor Allem bei der düstern ernsten Landschaft mit dem Tempel „Ende" gelungen ist. S. Marchesi's (Parma) „Säulenhalle von Monreale" ist kräftig in der Farbe und sehr plastisch. Courtens (Brüssel) „Unter der Buche", Schmitgen's (Potsdam) „Am Waldes-

rand" und W. Kuhnert's „Elefanten beim Steppenbrand", sowie „Abendruhe" von O. Strützel sind noch hervorzuheben. Gute Porträts gibt es eine ganze Menge. Lebensvolle, ungezwungene Herrnbildnisse von Pochwalski, von Krzesz (Krakau), von H. Fechner (Berlin) und von Pelizza (Volpedo), das letztere auffallend weich gemalt. László Fülöp in Budapest versteht namentlich distinguirte alte Damen fein zu malen. Fröschl hat ein sehr geschmeicheltes Porträt der Fürstin Metternich und natürlich wieder eines seiner reizenden Kinderbilder ausgestellt. Die verschiedenen Gruppenbilder, so das von Temple (Eröffnung des Berndorfer Theaters) und jenes von Adjukiewicz, machen, wie alle derartigen Massenporträts, trotz feiner Ausführung, den Eindruck des Gezwungenen, Steifen, Absichtlichen, bei dem man alles Impulsive vermißt. Die vielen Porträtskizzen von Adjukiewicz sind ja mit großer Sorgfalt behandelt, aber gar zu geleckt, zu hofmännisch glatt. Das „Vater unser" diente diesmal zwei Künstlern zur Anregung. Mucha ist zwar ein guter Zeichner, doch zu modern, zu komplizirt mystisch, um sich zum Illustrator der schlichten Worte zu eignen, besser paßt hiezu die Phantasie Krzesz, seine theilweise sehr realistisch gehaltenen Zeichnungen sind gut, die Farbengebung jedoch zu unnatürlich bunt. Man scheint überhaupt der Idee zu huldigen, daß das Uebernatürliche sich in besonders grellen Farben darthun muß, so hat auch Schram bei seinem schönen „Consolatrix" das Haupt der Madonna mit einem pfauenfederartig blau und grün erstrahlenden Lichtschein umgeben, der das Einzige ist, was den sonst ergreifenden Eindruck des Bildes stört. Unter den Zeichnungen gehören wieder Sturm's Landschaften zu den besten. Mit Skulpturen sind die Räume verhältnismäßig spärlich bedacht. Da sind die beiden großen Gruppen „Lamia" von W. v. Hopfgartner und „Reue" von H. Taglang; beides recht gute Aktstudien, doch sollte die Gier der Lamia und das Entsetzen des Kindes kräftiger charakterisirt sein, auch bei der „Reue" kommt die Idee nicht recht zur Geltung, besser hat ein ähnliches Motiv „Das böse Gewissen" F. Lepcke in seiner kleinen Bronzegruppe behandelt, wo drei erynnienhafte Gestalten einen schweren großen Stein auf die Brust des von bösen Träumen gefolterten, am Boden liegenden Mannes wälzen. Interessant ist die Studie „Irrsinniger" von Zinsler; in dem unheimlichen Gesicht mit der schrägen, wie von krampfhaftem Denken herrührenden Stirnfalte, dem damit kontrastirenden, halben Lächeln auf den Lippen, spiegelt sich eine Fluth von widerstreitenden Gedanken und Gefühlen wieder. Recht graziös sind ein paar Pariser Bronzen, auch vortreffliche Porträtbüsten fehlen nicht, so z. B. Grillparzer von G. Bitterlich. Im Ganzen kann man mit Freude konstatiren, daß das Künstlerhaus wieder einen Aufschwung genommen und seine letzte Ausstellung zu den besten zählt, die wir seit Langem gesehen haben. O. Landolt.

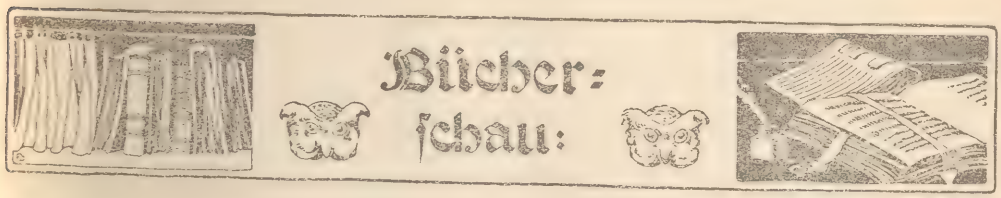
Von fremden Bühnen.

Bremer Stadttheater. Direktor Erdmann-Jednitzer stellt sich die anzuerkennende Aufgabe, neben den von auswärts bezogenen neuen Stücken im Laufe der Spielzeit auch einige wirkliche Novitäten zu bringen. Im Februar trat Arthur Fitgers „Jean Meslier" dreimal vor die Rampe, ohne indessen, was wahrscheinlich auf den Stoff mit seiner kosmistischen Tendenz zurückzuführen ist, eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Am 12. April gelangte „Mutter Grön", Drama in zwei Akten, das Erstlingswerk eines jungen bremischen Dichters Fritz Rassow, zur Erstaufführung. Die Charaktere desselben zeugen von guter Beobachtungsgabe des Verfassers, auch läßt das ganze Stück eine nicht gewöhnliche Gewandtheit in der Handhabung der bühnentechnischen Mittel erkennen. Der Bauer Friede Grön lebt mit seiner Frau in nicht glücklicher Ehe, die junge Frau gibt den Einflüsterungen eines Malers Gehör, der einige Zeit bei ihnen wohnt, Friede und seine Mutter werden durch den Ehebruch der Frau Marthe in ihrem Innersten getroffen, und Mutter Grön verbietet der jungen Frau das Haus. Völlig erschöpft klopft diese Nachts an die Thür, ihre Schwester Grete, die bei Grön in Diensten ist, öffnet ihr, Frau Grön klagt ihrer Schwester ihr Unglück und fleht sie an, bei ihrem Manne ein gutes Wort für sie einzulegen. Bald kehrt dieser heim, er ist betrunken, und in der Unterredung, in welcher Grete Fürsprache einlegt für ihre Schwester, läßt sie unwillkürlich in Ton und Wendungen merken, daß sie Sympathie für ihren Schwager habe. Dieser hat die gleiche schon längere Zeit für seine Schwägerin,

Frau Grön, die von ihrem Manne unbemerkt, Zeugin dieser Szene ist, eilt hinaus und stürzt sich in den Mühlteich. Mutter Grön, die hinzukommt, hält nun auch die Grete für schlecht und verbietet ihr das Haus. Die Leiche der jungen Frau wird soeben gebracht, da verlassen Friede und Grete als neues Brautpaar das Haus der Mutter Grön. Mutter; „Ick un mien Hus, wi blivt doch tosahm". Die Neuverlobung angesichts der toten Frau muß als eine unerträgliche Härte empfunden werden: vielleicht ist es hierauf zurückzuführen, daß sich in den reichlichen Beifall am Schlusse sehr vernehmliche Laute des Mißfallens mischten. Zu bemängeln ist ferner eine gewisse Redseligkeit, ein Ueberfluß an Worten, besonders seitens der Mutter Grön selber, während die Gestalten des Friede und des dumm-schlauen Knechts Hinnerk in ihrer konzisen Form machtvoll wirken. Sehr anzuerkennen ist es, daß der Verfasser in der Darstellung von Empfindungen wirkliche Naturlaute zu treffen weiß und daß überhaupt das ganze Stück das Streben nach realistischer Treue erkennen läßt.

Bremen.

Henri Gartelmann.



Neue Lyrik.

Von Josef Schmid-Braunfels (Wien).

I.

Die Fluthwelle lyrischer Gedichte, welche in den 80er Jahren der modernen Litteraturbewegung entsprang, ist im Versiegen begriffen. Niemand erschöpft sich so leicht wie der Lyriker und daher kann man auch sehr häufig die Erfahrung machen, daß oft junge und vielversprechende Talente in späteren Jahren der Lyrik den Rücken kehren, um sich in einer anderen Gattung der Poesie mit mehr oder minderem Erfolge zu bethätigen. Auch so manchem Stürmer und Dränger der 80er Jahre scheint jene tiefe Innerlichkeit, welche die Quelle lyrischen Schaffens ist, verloren gegangen zu sein. Mit dem Alter kommt Enttäuschung und Erfahrung, kommt Welt- und Menschenkenntnis und durch manche Seele, deren Saiten einst in Leid und Lust harmonisch zusammenklangen, geht ein tiefer Mißton, welcher den lyrischen Gefühlsausdruck zur Unmöglichkeit macht. Unter den Gedichten, mit denen seinerzeit der Büchermarkt überschwemmt wurde, befand sich nicht allein gährender Most, sondern auch sehr viel werthloses Zeug. In dieser Hinsicht hat sich ohne Zweifel so Manches gebessert; diejenigen, welche der Lyrik treu blieben, sind reifer geworden und die Kluft zwischen Wollen und Können ist meistens nicht mehr so groß wie anno dazumal.

Von den mir zur Besprechung vorliegenden Gedichtsammlungen erwähne ich zunächst „Zum Strande der Seligen" von Emil Uellenberg, erschienen bei E. Pierson in Dresden und Leipzig. Dieses Werk gehört zur Dichtungsgattung der sogenannten großen lyrischen Form, welche Ferdinand Avenarius zuerst in die Kunst eingeführt hat. Nach Uellenberg's eigenen Worten handelt es sich bei dieser neuen Form um die Darstellung seelischer Zustände unter der Einwirkung eines Gefühles in allen seinen Stadien und Phasen. So versucht der Verfasser in dem vorliegenden Buche den Verlauf einer Liebe darzustellen. Obwohl die meisten dieser Gedichte an und für sich der Ausdruck von Stimmungen, also Lyrik in ihrer reinsten Form sind, so erhält doch das ganze Werk durch den inneren Zusammenhang seiner einzelnen Theile einen starken epischen Beigeschmack. Das kann natürlich kein Tadel sein, sondern liegt in der

Eigenthümlichkeit der neuen Dichtungsgattung und diese bildet selbstverständlich kein k lerisches Kriterium. Auch wenn man diese Gedichte einzeln aus dem Zusammenhange großen lyrischen Form heraushebt, büßen die meisten derselben nicht das Mindeste ihrer ursprünglichen hochpoetischen Wirkung ein, weil in ihnen eben tiefe mensch Empfindungen und Gefühle einen echt künstlerischen Ausdruck finden. An Stelle weiteren Kritik sei eine kleine Probe hieher gesetzt:

Nun bist Du mein! Wie wir uns endlich fanden,
Auf meiner Seele liegt es wie ein Traum
Von ungeahntem Glück, noch faß' ich's kaum,
Daß mir Dein Mund das Liebeswort gestanden.

Weißt Du es noch, wie Du Dich mir verlobt
Im Frühlingssturm, im grellen Wetterschein?
Ob nun die Hölle selber uns umtobt:
Nun bist Du mein!

In demselben Verlage ist unter dem Titel „Ernster Sang und Schellenklang" eine Gedichtsammlung von Karl Maria Klob erschienen. Obwohl Lenau'sche Weltschmerz den Grundton für die meisten Gedichte abgibt, finden sich d auch solche darunter, welche in ihrer frischen Ursprünglichkeit an Liliencron erinne Nicht nur Gesinnungstüchtigkeit sondern auch viel mehr Originalität verrathen jene Poesi in denen der Dichter gegen das Dunkelmännerthum zu Felde zieht (Sonnenwende, Gott dienst, Visionen etc.). Talent kann man Klob nicht absprechen, das beweisen folgende Ver

Wo Höhen einsam ragen
Nah' leise Dich dem Ort,
Nicht seine Ruh' zu stören
Durch lautes Menschenwort.

Und denk', wenn Du zerfallend
Im Staube mußt vergeh'n,
Dann werden diese Höhen
Noch Ewigkeiten steh'n.

Unter dem Titel „Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke" ist von Grete Baldauf in E. Piersons Verlag eine Gedichtsammlung (die zwei von der Verfasserin) erschienen, welche schon mit Rücksicht auf den Umstand, daß d Dichterin seinerzeit Kellnerin war, ein gewisses Interesse beanspruchen darf. Wenn i auch das etwas überschwängliche Urtheil des verstorbenen Jacobowski in der Gesellscha nicht unterschreiben möchte, so kann doch nicht geleugnet werden, daß in Grete Balda ein Talent erstanden ist, welches mehr liebenswürdig als eigenartig genannt zu werde verdient. Wer aus dem Titel des Buches die Vermuthung schöpfen sollte, daß in demselbe volksthümliche Gedichte enthalten seien, befindet sich im Irrthum. Die Lyrik Gre Baldauf's ist vielmehr formell und inhaltlich eine künstliche, d. h. das verfeiner (aber darum nicht tiefere!) Gefühlsleben der Gebildeten findet in einer dem Inhal entsprechenden Form künstlerische Gestaltung. Viel eher als Grete Baldauf kann Konra Ettel Anspruch darauf erheben, in seinen Gedichten den volksthümlichen Ton getroffe zu haben. „Aus ewigen Quellen", verlegt bei Rudolf Uhlig in Leipzig, ist ei Gedichtsammlung, wie man sie von so großer stofflicher Vielseitigkeit nur selten finde wird. Alle möglichen Töne menschlichen Gefühlslebens weiß Ettel seiner Leyer zu entlocken sinnende Schwermuth und Lebenslust, blutige Satire und wuchtige Kampfgedichte, harmlos Scherz und kernige Sprüche, das alles ist in diesem Buche zu finden. Aber noch ane kennenswerter als diese Vielseitigkeit ist die schlichte Einfachheit in der Form und i sprachlichen Ausdruck. Wenn man bedenkt, daß speziell die moderne Lyrik sich an gewagte Bildern und schwülstigen Wortbildungen nicht genug thun konnte und dadurch oft gerade unverständlich wurde, dann wird man diesen einfachen, volksthümlichen Ton doppelt schätz müssen. Gedichte wie „Der Gärtner und der Jüngling", oder „Ich weiß ein Haus würden mit ihrer innigen Gefühlstiefe einem jeden Lehrbuche zur Zierde gereichen. Außerde seien noch aus dieser Sammlung „Die Mühle im Thale", „Das Zügenglöcklein „Humanität", „Funken", „Kleine Seelen, kleine Zeiten", „In Gottes Namen", u

„Der Geist des Weines" namentlich hervorgehoben. — Ein sehr mageres Bändchen bilden die Gedichte von Rud. Jul. Lehner (Selbstverlag). Wenn ich auch mit Rücksicht auf die Dürftigkeit des vorliegenden Besprechungsmaterials noch kein endgiltiges Urtheil fällen möchte, so kann doch schon gesagt werden, daß einzelne in der kleinen Sammlung enthaltene Gedichte („An Olga Veigl", „Es rieselt der Regen") von Talent zeigen und zu guten Hoffnungen berechtigen. Gleichfalls sehr dünnleibig ist der „Gedicht-Reigen" von W. A. Hammer, Verlag von Wilhelm Braumüller und Sohn in Wien, ausgefallen. Hammer ist kein Stürmer und Dränger, der krampfhaft nach neuen Stoffen sucht, sondern er wandert auch nicht ungerne in alten Geleisen. Im Ganzen ein recht liebenswürdiges Talent, jedoch ohne befruchtende Eigenart. Als Beleg meiner Kritik zitire ich das Gedicht „Liebesglück":

Wenn Aug' in Aug versunken,
Zwei mit einander gehn
Und wahrer Liebe trunken
Sich in die Herzen sehn.

Dies strahlt wie ein Verklären
Auf dieser Welt, die ringt
Und nur zu oft Entbehren
Statt Lust und Liebe bringt.

Dies Glück, es kennt kein Prunken,
Nur heimlich ist's zu sehn,
Wenn wahrer Liebe trunken
Zwei mit einander gehn.

Gertrud Antleß. Drama in drei Akten von Philipp Langmann. Stuttgart, J. G. Cotta. Ludwig Anzengruber hat derbe, kräftige, seelenvolle Bauerngestalten auf die Bühne gebracht, aber er hatte mit der Mißgunst der Verhältnisse zu kämpfen und die Lorbeeren, die ihm gebührten, wurden ihm erst nach dem Tode gewunden. Es mag ja die Schuld auch an ihm gelegen haben, er war ein biederer Deutscher und verstand nicht viel vom Geschäft. Philipp Langmann versteht die Bauern nicht, hingegen versteht er zu „machen". Er versteht es, die Handlung über eine Reihe unmöglicher Voraussetzungen hinweg derart zu steigern, daß der Leser oder Zuschauer vor lauter Staunen und Verblüffung die Unmöglichkeiten und Verlogenheiten der Handlung und der Charakteristik nicht mehr recht zu würdigen vermag. So erzeugt der Seiltänzer bei nächtlicher Vorstellung manchmal einen Funkenregen über seinem Kopfe. Die Funken flackern einen Augenblick, als wären es Sterne, aber sie verglimmen rasch und nichts bleibt übrig als Staub und übelriechender Dunst, die wahren, die großen Sterne aber leuchten da droben am Himmel für alle Ewigkeiten. — Gertrud Antleß ist eine alte Bäuerin, die in Folge des Drängens ihres Sohnes und seiner Familie ihm all' ihr Hab und Gut übergibt und zur Auszüglerin wird. Sie erhält „das lebenslängliche Wohnungsrecht in der rechts vom Eingange des Wohngebäudes und in diesem gelegenen aus einem Raum bestehenden Wohnung." In dieser fabelhaften Bestimmung, die der Oberamtmann aufsetzt, liegt der Angelpunkt des Dramas. Die Bestimmung ist ein Advokatenkniff der allerordinärsten Sorte. Denn während die alte „Mahm" glaubt, der Raum, der ihr vorbehalten ist, sei die Stube, die sie die langen Jahre ihres Lebens hindurch benützt hat, versteht ihr Sohn und seine Sippschaft darunter die Dachkammer, die über dieser Stube liegt. Zur Dachkammer aber führt eine steile Leiter, die die Mahm infolge ihres Alters nicht benützen kann. Der Dichter möge gütigst verzeihen, aber derartige Verträge schließt ein deutscher Bauer nun und nimmer. (Erste Unwahrscheinlichkeit.) Die alte Mahm lebt einige Zeit in der Stube, wozu sie ihrer Meinung nach berechtigt ist, aber sie fühlt sich noch immer als Herrin des Hauses und fällt hiedurch, sowie durch andere Umstände ihrem Sohne und insbesondere ihrer Schwiegertochter, die ja jetzt die „Bäuerin" ist, zur Last. Nun wird sie auf den Wortlaut des Vertrages aufmerksam gemacht und aufgefordert, sich in die Dachkammer zurückzuziehen. Darauf hin ergeht sie sich zuerst in frommen Redensarten, wie „denk' an das ewige Leben und daß Alles seinen Richter findet!" Und da sie damit keinen Erfolg erzielt, fällt sie vor ihrer hartherzigen Schwiegertochter, der sie feindlich gesinnt ist, auf die Knie, fleht um Barmherzigkeit und verspricht, ihr wie eine Magd zu dienen, — sie, die alte, stolze, aber auch gänzlich dienstuntaugliche Mahm (Zweite Unwahrscheinlichkeit). Da ihr Bitten nicht hilft, versucht sie es mit Verwünschungen. „Keinen Menschen", ruft sie ihrem Sohne zu, „eine giftige Kröte hab' ich aufgesäugt. Verflucht ist die Stunde, die dich empfangen hat! Der Weg, den du gehst, ist verflucht! . . ." und so geht es fort, — aber derartige Verwünschungen, denen ein gewisser stark alttestamentarischer Geruch anhaftet, stößt kein deutsches Bauernweib aus: (Dritte Unwahrscheinlichkeit). Selbst-

verständlich nützen ihr auch diese Verwünschungen nichts. Da läßt sie durch einen alten Knecht, der ihr ergeben ist, und einen zufällig anwesenden Bauern ihren Sohn und seine zahlreiche und jugendkräftige Sippschaft zum Hause hinauswerfen und die Thüren verrammeln (vierte Unwahrscheinlichkeit). Aber die jungen Herrschaften kehren alsbald zurück und die Mahm kommt nun plötzlich zur Besinnung. Nicht ihre Kinder sind schuld, sondern — man höre, staune aber nicht: der Antleßhof ist schuld! „Hat der alte Stall da", sagt sie, „eine solche Macht über die Herzen? — Ein wahrer Zorn faßt mich an über das Vermögen. Die nach mir kommen, werden sich auch zerfleischen" — ... „im Erbtheil steckt der Teufel!" Ei, wie doch diese Bäuerin (das Stück spielt im Jahre 1849) so klug spricht! Ein Sozialdemokrat könnte von ihr lernen! Nur schade, daß diese sonderbare Weisheit dem Bauer nicht einmal heutzutage beizubringen ist. Er lebt und stirbt für seine Habe, seinen Hof, seine Felder, sein Vieh, und die Sorge dafür erfüllen sein Dasein. Er ist sozusagen nur das Werkzeug, das Hof und Gut zu erhalten hat. Aber in unserem Zeitalter der Menschheit muß ja zu Frommen und Nutzen der Zuhörer auch ein wenig in Humanität gearbeitet werden. Das Schicksal der Auszügler ist ja bekanntermaßen höchst beklagenswert. Und so ruft denn Gertrud Antleß in höchster Aufregung, es handle sich nicht um sie, sondern um „die tausend und tausend Ausgedinger, die geschlagen werden von den eigenen Kindern, von dem Tage angefangen, wo ihnen der Pflug aus den alten, schwachen Händen fällt" (fünfte Unwahrscheinlichkeit). Und dann geht sie hin und zündet den Hof an, für den sie mühsam arbeitend alle ihre langen Jahre gelebt (sechste Unwahrscheinlichkeit), sperrt sich in ihrer Stube ein und erwartet betend den Flammentod. O, Langmann ist ein „sehr begabter Schriftsteller", nur zeigt er es nicht!

Hans Weber-Lutkow.

Lysanders Mädchen. Historisches Lustspiel in 1 Aufzug von J. V. Widmann. (Moderne Antiken: Lysanders Mädchen; Oenone. Verlag von J. Huber in Frauenfeld 1901.)

Das Stück spielt an einem Aprilmorgen des Jahres 404 v. Christi im Hause Lysanders, des spartanischen Oberfeldherrn. Seine Töchter, Leukippe und Leontis, erwarten mit der athenischen Kriegsgefangenen Melitta, welche die Stelle einer Erzieherin im Hause einnimmt, den Einzug des siegreichen Lysander an der Spitze seines Heeres und des mitgeführten athenischen Staatsschatzes. Dabei erkennt Melitta in der Person des Gesandten von Syrak ihren Jugendgeliebten Philostratos, der im Auftr seines Gönners, des Tyrannen Dionys, den Töchte Lysanders kostbare Gewänder überbringen soll, um sich die Gunst des nunmehr allmächtig geworden spartanischen Feldherrn zu sichern. Melitta fürch das Scheitern der Mission ihres Geliebten an d spartanischen, jedem Prunke abholden Art und de „Eisenkopfe" Lysanders und nun beginnt das Spie „athen'sche gegen Sparterlist zu setzen." Wie Melit anfangs die „Pantherkatzen" auf die Kleider he um die Mission des Philostratos zu fördern, dan aber ihnen die Annahme ausredet, als Lysander ih die Freiheit verspricht, falls sie die Mädchen bestimme könne, besonders in Berücksichtigung eines entdeckte Staatsdiebstahles in echt spartanischer Weise di Prunkgewänder aus freien Stücken auszuschlagen das alles ist mit theilweise gutem Humor und Geschick geschildert. Die Darstellung der Fabel ist plausibel, oft natürlich und zu Herzen dringend („der Vater ist der schönste doch von allen!") aber ohne jede Spur einer Ueberraschung, mit einem Wort ein niedliches Spiel zu Privataufführungen höherer Töchter-Schülerinnen — wenige Stellen abgerechnet — vorzüglich geeignet. Die Sprache ist nicht immer glatt, manchmal sogar entsetzlich steif, ein Mangel, der sich erst neuerdings bei Widmann fühlbar macht. Wo der Dichter das Gebiet der Pikanterien streift, bleibt er sich in allen seinen Werken gleich, wie schon mehrfach konstatiert worden ist. Wo Anzüglichkeiten gebracht werden, da sollten sie doch mindestens zweideutig sein, Widmanns Schlüpfrigkeiten aber lassen nur eine Deutung zu.

Leukippe: Schon gestern Abend hört ich' mal dich singen,
Ein Liebeslied!
Melitta: Man trällert ohne Sinn
Zuweilen eine Melodie.
Leukippe: die erste,
Die ich von Deinen Lippen noch gehört;
Wie Wiehern klang's, wenn Hafer oder Gerste
Der Rosse Blut jäh gegen Zwang empört.

Und das sagt ein Backfisch von 16 Jahren!! Nein, auch dieses Werk wird sich die Bühne nicht erobern und uns den Dichter nicht näher bringen. Wenige Monde erst sind verflossen seit Widmanns denkwürdigem Ausspruch, die Litteratur ekele ihn einmal wieder dermaßen an, daß er am liebsten in den Wald liefe und Wurzeln äße. Damals habe ich mir nicht weiter viel dabei gedacht. Heute aber

verstehe ich den Schmerzensschrei, den der Autor offenbar nach Vollendung des vorliegenden Werkes ausstieß, nur zu gut. Widmann ist einer jener Unglücklichen, die gerne mit den Adlern zur Sonne fliegen möchten und doch nur die Kraft eines Zaunkönigs besitzen, Zwiespaltnaturen, bei welchen eine stete innere Unzufriedenheit mit sich selbst die zum Schaffen nöthige harmonische Freiheit des Geistes und der Seele nicht aufkommen läßt So ist die Galle, die er seit jeher gegen andere auszuspritzen sich bemüßigt fühlt, in sein eigenes Herz geflossen und uns bleibt nichts als ein bedauerndes Mitgefühl mit dem Manne, dessen Talent immerhin die Dutzendware überragt. Obwohl im allgemeinen die Schweizer ihre eigenen Landesprodukte überschwänglich zu loben pflegen, konnte es doch die Erstaufführung von „Lysanders Mädchen" im Züricher Stadttheater am 7. März nur zu einem Achtungserfolg bringen. Die glänzende Ausstattung auf der Bühne kann eben über die Schwächen und Längen des Werkes nicht hinwegtäuschen — und das Tamtamgerassel des Verlegers, die von früher her bekannten Tiraden von „zukünftigen Auflagen" vom „aristophanischen Geiste" des Autors, von „maigrüner Ausstattung des Büchleins, welche (!) ihm die Wege in die Salons und in die guten Stuben (!) und von da (sic !!) direkt in die Herzen öffnen wird", wirken zu läppisch und komisch, als daß man den (wenn auch oft „mit Gewalt") geistreichen Autor dafür mitverantwortlich machen könnte.

Zürich. Dr. Emil Uellenberg.

Zwei Eisen im Feuer. Lustspiel in 3 Akten nach Calderon von Friedrich Adler. (Stuttgart, J. G. Cotta). Neben „La dama duende" und „Guardáte de la agua mansa" ohne Zweifel Calderons bestes Lustspiel. Geschickt aufgebaut, zierlich durchgeführt, mit graziösem Humor und Witz gesättigt. Es ist die Geschichte eines Glücksritters, der zweien Damen zu gleicher Zeit huldigt,

Die ist der Seele, die der Tasche theuer:
Zwei Eisen hab' ich so im Feuer.

und zwar einmal in seiner wahren Gestalt als Don Diego, das anderemal als ein Don Dionis. Das gibt Anlaß zu einer köstlichen Verwicklung, die den Abenteurer in eine recht üble Lage bringt (er soll zur gleichen Zeit, am gleichen Platze als Don Diego und als Don Dionis zugleich erscheinen). Er weiß sich zwar herauszuhelfen, indeß sein hiedurch gestiegenes Selbstvertrauen läßt ihn übermüthig werden und am Ende ist er der Gefoppte: Da habt Ihr's nun! das kommt Euch theuer:

Zwei Eisen hattet Ihr im Feuer
Und habt an Beiden Euch verbrannt die Finger.
Was aber entgegnet Don Diego?
Verbrannt? Ei nun — mein Muth ist nicht geringer.
Was liegt daran? Weit ist die Welt!
Leicht abgebrochen ist mein Zelt
Und g'rad so leicht ein anderes aufgeschlagen,
Ein rechter Mann braucht niemals zu verzagen,
Den Kopf empor! denn überall gibt's Frauen,
Die reizend sind, die lieben und vertrauen!

Adler's Bearbeitung ist eine freie, doch hat das Stück hiedurch nur gewonnen. Gelegentlich seiner Aufführung im Burgtheater (vgl. 1. Heft S. 17), hat es sehr gefallen und mit vollem Rechte. Es ist eine feine, anmuthige Arbeit. Stf.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1901. Herausg. von Josef Kürschner. XXIII. Jahrgang. (Leipzig G. J. Göschen.) — „Er sieht fast wie ein Nilpferd aus," — „der Kürschner", ob auch der eiserne Besen in der Schaar des Federvolkes tüchtig aufgeräumt zu haben scheint. Daß der Litteraturkalender einen nicht zu unterschätzenden Werth für Jeden besitzt, der mit Schriftstellerei oder Schriftstellern zu thun hat, braucht wohl nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden. Neben dem imponirenden Adreßverzeichnis aller deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen sammt Geburtsdaten (die nur bei einigen Damen fehlen), Vereinszugehörigkeit u. s. f. genaue Auskünfte über die litterarischen Vereine, dann eine Chronik (Totenliste, Leumundszeugnis, d. i. Auszeichnungen vom Rothen Adler bis zum „Orden der heil. Katharina vom Berge Sinai" herunter, Ernennungen vom Dr. hon. c. bis zum Ehrenbürger von Proßnitz und Jubiläen vom 200. bis zum 25.), weiters Verzeichniß von Verlegern, Zeitschriften, Korrespondenzen, Theatern, Technischen Anstalten, Agenturen und einer Städteschau. Auch der beiden Bildnisse wäre zu gedenken: als Schutzpatrone für den Kürschner von 1901 wählte der Herausgeber, Fr. Marie v. Ebner-Eschenbach und Maximilian Harden. Stf.

Die Friedenseiche. Schauspiel in vier Akten von Marie Brugger. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) Ein Stück gegen die Anarchisten, aber nicht gegen die überzeugten und besonnenen Theoretiker, sondern gegen jene Unglücklichen, die in ihrer Raserei nach glänzenden Fliegen Bomben werfen. Marie Brugger will nun in süßen, religiösen Anwandlungen mit zarten Frauenhänden ein Davidswerk vollbringen und die bösen Anarchisten

totschlagen, macht sich aber, da sie überall daneben greift und zuschlägt, wahrlich lächerlich. Ich bedauere die Dame und rathe derselben in Goldschnitt-Lyrik weiterzumachen. Da soll sie ja, wie die Talentbestätigungen im Anhange ihres Buches bezeugen, Erfolge aufzuweisen haben. W—t.

Vor höherer Instanz. Zwei Dramen von Strindberg (deutsch bei M. Langen in München). In der Verrücktheit zeigt sich erst der Meister. O welch' ein edler Geist ward hier zerstört! Wehe, daß ich sehe, was ich sehe! — Aufrichtige Verehrer des genialen Schweden legen dies traurige Buch nicht ohne herbe Herzbeklommenheit aus der Hand. Nicht als ob der Tieferblickende selbst in dieser Verirrung die Trümmer höchster Begabung vermißte. Daß Strindberg sich zu religiöser Mystik bekehrte, wäre an sich lehrreich und vielleicht löblich. Aber ach, diese klerikalen Gespenster, katholischen Höllenhalluzinationen, mystischen „Sonnenkatzen" bieten leider nur pathologischen Sinn, bedeuten die bekannten weißen Mäuse, die das Delirium tremens tanzen sieht. Das erste Stück besitzt noch einen gewissen baroken Reiz, das zweite aber sinkt in Banalität und Langeweile, nur ein paar Auftritte verrathen den Meister psychologischer Selbstquälerei. Immerhin bleibt diese Studie beachtenswe[rth] Versuch ins scheinbar plausible Alltagsleben [mystische] Bezüge hineinzuweben. Das Wollen [ist] Strindberg's würdig, leider nicht [das] Können. Karl Bleibtreu

Eine Wanderung durch den javanischen Urwald. Von Prof. Dr. Hans M[eyer] (Nr. 267 der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge herausg. v. „Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag") 30 H. Schriftchen schildert in lebhafter, anschaulicher [Weise] die üppige Vegetation auf Java und enthält [viele] interessante Naturbeobachtungen, wie z. B. [über die] Merkwürdigkeit der sogenannten „Träufelspitze" (von der auffallend lang ausgezogenen Blatt[spitze] der Urwaldpflanzen auf Java träufeln beim Regen beständige Wasserfäden herab), dann bezüglich des Vorkommens von Regenwürmern auf Bäumen u. s. f. Der Verfasser berichtigt u. A. auch [den] allgemein verbreiteten Irrthum von der Blüthenfülle des Urwaldes, da sich daselbst das Blühen auf alle Monate des Jahres vertheilt. Das frisch und anregend geschriebene Heftchen sei allen Freunden der Natur bestens empfohlen.

Hermann Bahr's „Bildung".

Im Feuilleton der „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 12. April wäscht unser wackerer Michael Georg Conrad Herrn Hermann Bahr, Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes" und Hausdichter des Herrn Bukovics, nach Gebühr den Kopf. Herr Bahr hat nämlich bei Schuster und Löffler (Berlin) wieder eine Sammlung seiner berüchtigt-konfusen „Leitartikel" herausgegeben. „Bildung" nennt sich dieses Buch, das schon Arnold Hagenauer in der „Ostdeutschen Rundschau" mit — für einen Schriftsteller aus der „Kyffhäuser-Gruppe" — anerkennenswerthem Muthe abgefertigt hat.

In diesem Buche Herrn Bahr's lesen wir u. A. folgende (von M. G. Conrad treffend glossirte) Stellen:

„Wir (d. h. wir Oesterreicher) haben Autoren, die wenn auch mit deutschen Worten redend, sich doch keineswegs als Deutsche fühlen, indem sie andere Nerven, andere Sinne (!) und einen ganz anderen Geist (!) haben als die Deutschen — diese büden unsere österreichische Litteratur" ... „Warum das Beiwort „deutsch"? Weil sie zufällig deutsch schreiben?"

„Die Deutschen unter uns (!) werden [nicht] österreichisch heißen wollen, die Oesterreicher [nicht] deutsch. Diese wollen mit der deutschen Literatur, der sie viel verdanken, gute Freundschaft halten wie mit der französischen oder italienischen, aber sie verhehlen sich nicht, daß sie ihnen eine fremde Literatur ist" (!)

„Zufällig deutsch schreiben" ... mit diesem bärmlichen Ausdruck hat Herr Bahr zweifelsohne jeden wirklich deutschfühlenden Litteraten und [jeden] deutschfühlende Publikum so provozirt, daß sie [den] Mann und was ihm sonst noch anhängt, mit Entrüstung von sich weisen müsser[n]. Waltet wirklich über Wien das betrübende Schicksal, nicht nur politisch, sondern auch geistig von Gauklern geleitet zu werden? Denn dieser litterarische Kl[ub], der schon alle politischen und litterarischen Gesinnungen wechselte, hat es thatsächlich verstanden, in den verschiedensten geistigen Zentren Wiens seinen Einfluß zur nahezu ausschließlichen Macht zu erheben. Die wenig gerade Denkende machen ihm noch einige maßen Opposition (z. B. Herr E. Pötzl [im] „N. W. Tagbl."). Unqualifizirbar aber und [ge]

korrupt wie die angeführten Aeußerungen Herrn Bahrs, ist das Verhalten der sogenannten nationalen Schriftsteller, die sich auf das Schlagwort „Provinzkunst“ kürzlich zusammengeschart haben. Dies ganz offen auszusprechen drängt es mich besonders. Diese Leute, die Herr Hugo Greinz mit Genehmigung und äußerst reservirter Mitwirkung des Herrn Bahr aufgerufen, und über die er soeben in einem vielverschweigenden Feuilleton des „Lit. Echo“ (Berlin, Fontane und Co.) Lokation nach Betragen und Ausdauer gehalten hat, äußern mit wenigen Ausnahmen einen solch' wahnwitzigen Respekt vor dem Litteraturbonzen Bahr, daß sie ihre Durchschnittseinsicht und sogar ihre deutsche Gesinnung verlieren, in der Angst, Bahr könnte der Heimathkunst wieder seine „fördernde Gunst“ (!!) entziehen — der es nämlich nächst dem kritischen „Urtheile“ des Herrn Hugo Greinz zu verdanken ist, wenn heute Spreu und Weizen, Talent und Dilettantismus in der durch jenes Schlagwort emporgetragenen Bewegung schwer mehr zu scheiden sein werden. Alle fast leben in der lähmenden Furcht, Bahr und sein Exekutor Greinz könnten ihre Hoffnungen zerstören und ihre Skizzen, Novellen, Dramen u. s. w. würden so der Nachwelt vorenthalten bleiben.*) Ja, es ist eine traurige Thatsache, es gibt in Oesterreich — und man sollte es kaum für möglich halten, auch in der sogenannten deutschnationalen Gruppe — zum Zählen wenig Schriftsteller, die ihren Charakter einer persönlichen Beziehung wegen, nicht wegwerfen würden, ja den meisten genügt schon die Eventualität einer solchen Beziehung.

Man sollte eigentlich glauben, die Herren, denen es doch sonst nicht an Selbstbewußtsein mangelt, hielten sich für zu gut zu solchem Staffagendienst. Möchten sie sich doch nicht länger narren lassen, hier in Oesterreich finden sie von dieser Seite keine Förderung — sie sei denn weit über ihren Werth erkauft.**) Darum sollten sie daran denken, wenn es schon eine Organisation sein muß, auf die sie sich stützen wollen, beizeiten eine solche zu gründen, die auf ihrer künstlerischen und ihrer politischen Ueberzeugung ruht. Wenn sie noch weiterhin den Scharwenzelzug — den Gänsemarsch leitet nach wie vor Herr Hugo Greinz — um Herrn Bahr's Gunst und Gnade trotten, dann ist, offen gestanden, die ganze Heimathkunst seinen Pfifferling werth. Dem Schriftsteller Hagenauer haben ein paar Streber seinen muthigen Angriff sehr übel genommen, und während Jedermann bestimmt erwartete, daß sich die deutschfühlenden Provinzlitteraten solidarisch gegen diese Lästerungen Bahr's erklären würden, liefen die meisten von ihnen im Lobhudeln — den letzten Anlaß hierzu bot Herrn Bahr's verlogenes Stelzhamer-Drama — miteinander um die Wette. Muß man da nicht ausrufen: Urtheil und Gesinnung einander würdig!

Warum doch Bahr im Zeichen des Burgtheaterniederganges gar so sehr sein „österreichisches Empfinden“ betont? Mache er es doch nicht gar so plump! Er gesteht selber ein, er wisse nicht, was eigentlich „österreichisch“ sei ... er habe nur „die große Empfindung davon“ und ruft die Gelehrten zu Hilfe ... sie mögen ihm „zum Begriffe“ helfen. Er empfiehlt eine Analyse: Andrian's (!), Altenberg's (!), Saar's, Schreyvogel's, Sonnenfels', Grillparzer's etc.... irgendwo müsse schon das spezifisch Oesterreichische zu entdecken sein ...

„Man wird“ — so schreibt er — „Französisches Deutsches, Spuren aller Literaturen finden, denn mit allem ist unser Geist in Kommerz gewesen. Dieses scheide man aus und sehe zu, was übrig bleibt“ (!)

Das Fortgehen (!!) der österreichischen Literatur aus der deutschen ... dieses sehen sie (die österreichischen Literaten nämlich) als den eigentlichen Sinn (!!) ihres Schaffens an.“*)

Höher können Unsinn und Frechheit wohl kaum mehr getrieben werden ... Nach privaten Aeußerungen des Herrn Bahr ist das spezifisch Oesterreichische in der Kunst — ich bin in der glücklichen Lage, es verrathen zu können — das „Nette“: Grillparzer und Hamerling — nett!! Hofmannsthal und Andrian netter, und Bahr und sein Provinz-Leibtrabant Greinz?! offenbar: am nettesten! Verächtlich ist auch die plebejische Selbstschätzung, mit der Herr Bahr unter dem Anscheine alles Ernstes und der Anmaßung seines Kulturapostelthums für Oesterreich, seinem Buche den Titel „Bildung“ arrogirt.

Soweit Bahr in der Welt herumgekommen und so viele Hörsäle, er namentlich in Berlin, unsicher gemacht hat, an Bildung im Sinne von Kultur hat

*) Ich behalte mir vor, seinerzeit den einzelnen Vertretern der österreichischen Heimathkunst und ihren Werken kritisch gerecht zu werden. (Der Verfasser.)

**) Was natürlich im moralischen, nicht im materiellen Sinne zu nehmen ist. (Der Verfasser.)

*) Hoffentlich können wir auch bald von einem Fortgehen aus der österreichischen Litteratur sprechen, ohne den Vorwurf stylistischen Stumpfsinns fürchten zu müssen, nämlich vom „Fortgehen des Herrn Bahr aus der österreichischen Litteratur“. Uebrigens ist die „g'spassige“ Wendung, die höchst originell sein soll, ein deutlicher Beweis für die Behauptung des großen Faiseurs, daß es in Oesterreich Autoren gibt, die „zufällig deutsch schreiben“, denen aber die deutsche Litteratur fremd ist, zumal aber das deutsche Sprachgefühl.

Die Schriftleitung.

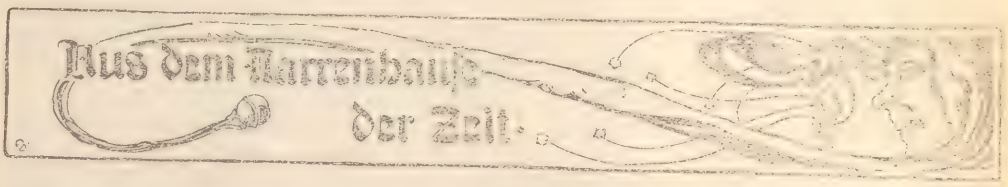
er nie ein Atom in sich aufzunehmen vermocht. Die Phrase von der „schönen Persönlichkeit“ hat sich an ihm n i c h t verwirklicht. Er blieb ein hohler Phraseur und ein lächerlicher Poseur. Aber es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn man sich in Oesterreich zur Ergänzung des politischen Oesterreicherthums des Herrn Bahr bedienen möchte, um diesem politischen Oesterreicherthum eine entsprechende „Kultur“ an die Seite zu stellen. Aber Bahr sehnt sich eigentlich nach Darmstadt, denn gewidmet hat er sein Werk „Sr. königl. Hoheit, dem Großherzoge Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein“ — und vor Darmstadt, wo Bahrs Freund Olbrich unter der Aegide dieses Fürsten sein Unwesen treibt, ruft Bahr aus:

„Dort oder nirgends wird unser Athen sein.“ Ach möchte doch Se. königl. Hoheit geruhen ... Wenn aber Se. königl. Hoheit, der Großherzog, einen Funken deutschen Bewußtseins in sich besitzt, dann m u ß er dieser sauberen Dedikation gewiß die entsprechende Abweisung zutheil werden lassen.

Bahr hat sich selber schon verstohlen mit Goethe (!!) verglichen, den Vergleich haben dann Anhänger zart ausgesponnen ... Was stellte es nicht der deutschen Rasse für ein glänzendes Zeugnis aus ... 100 Jahre Entwicklung und von Goethe bis zu Herrn Bahr, von Weimar nach Darmstadt!! Solche Entwicklungen scheinen Oesterreich vorbehalten zu sein. Aber die deutsche Rasse leidet nicht an allgemeiner Cholera infantum und solche österreichische Dummheiten, wie sie Bahr ausstudirt und ausposirt, sind lange noch nicht Trumpf, wenn auch besagter Fürst privatissimo daran Gefallen finden sollte; aber entschieden kann damit endgiltig der höchste Rekord der Lächerlichkeit erzielt werden.

D e r g u t e F r i d o l i n.

N a c h s c h r i f t d e s V e r f a s s e r s. Nachträglich, finde ich in einem der jüngsten Hefte des „Kyffhäuser“ einen Artikel, der g e g e n Bahr Stellung nimmt. Verfasser dessen ist Hr. Dr. Ettmayer. Daß Hr. Greinz mehr als unschuldig ist an der Veröffentlichung dieses muthigen Vorstoßes, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mit Befriedigung feststellen, daß seit dem Abzuge des Hr. Greinz aus den Gefilden von Oberösterreich der „Kyffhäuser“ sich dem Einfluß des Bahr-Apostels zu entziehen scheint, was natürlich nur zum entschiedenen Vortheil seiner politischen und litterarischen Bestrebungen dienen kann.



Eisenbahnkarten und Diurnisten. In unserem lieben Oesterreich werden auch die absonderlichsten Dinge „junktimirt“. Besonders unser Herr Finanzminister ist ein sehr grausamer Spaßvogel. Kam doch Se. Exzellenz eifrig suchend nach in Oesterreich billigen Dingen endlich zu der für uns kostbaren Erkenntnis, daß wir eigentlich auf den Eisenbahnen noch viel zu b i l l i g fahren. Um diesem schmachvollen Rückstand gegen das Ausland ein Ende zu machen, entschloß sich die energische Excellenz den bisherigen minderwerthigen Fahrkarten-„Stempel“ zu einer ausgewachsenen vollwerthigen Fahrkarten-„Steuer“ umzugestalten und so den Säckel der Unterthanen um 11 Millionen Kronen zu erleichtern. Also endlich ein Fortschritt, der nichts kostet, sondern sogar Erkleckliches einträgt! Doch es kommt noch besser. Um böse Gemüther unter den Abgeordneten von vorneherein zum Schweigen zu bringen, befleißigte sich unser Schatzkanzler einer ganz unglaublichen — Wohlthätigkeit. Er erklärte, daß diese Einnahme gewiß nicht in dem Danaïdenfasse unserer Staatsschulden verschwinden, sondern daß sie reel dazu verwendet werde, um endlich den in der „Raugs“-klasse der Hungerleider darbenden staatlichen Diurnisten und weiblichen Bediensteten aufzubessern. Worte der Rührung sprach die „wohlthätige“ Exzellenz und verwies darauf, das Tausende von braven Angestellten sehnsüchtig auf die Entscheidung harren und daß kein Menschenfreund in dem „hohen Hause“ es zuwege brächte, seinem gewiß wohlgemeinten Vorschlage zur Möglichkeit der Linderung des Diurnisten-Elendes die Zustimmung zu verweigern. — Auch wir waren ganz zerknirscht angesichts dieses hochherzigen „Junctims“ zwischen höheren Bahnfahrpreisen und erhöhten Diurnisten-Taggeldern. Freilich, ganz echt war unsere Zerknirschung nicht, wenn wir daran dachten, daß mit Hilfe des allmächtigen § 14 schon vor geraumer

Zeit der Genuß des Zuckers durch eine Steuererhöhung — verbittert wurde, wenn auch nicht zur Aufbesserung der Diurnisten-Entlohnung, sondern zur so nothwendigen Hebung der Lebenshaltung unserer nothleidenden Zucker-Jobber arischer und semitischer Rasse. — Ein boshafter Zufall brachte aber auch noch außerdem die „wohlthätige" Begründung der Fahrkarten-Besteuerung in ein sonderbares Licht. Wie nämlich aus der Wunderstadt Laibach berichtet wird, wurde dort bei der Rekrutirung ein junger stellungspflichtiger Staats-Diurnist wegen — — Fettleibigkeit (!!) als untauglich erklärt! Ist dieses Fettauge auf der Wassersuppe der Diurnisten gewiß auch nur als ein Wunder zu bestaunen, warum mußte auch gerade jetzt dessen fette Existenz aufgestöbert werden. Doch diejenigen, denen es möglich ist, mögen sich mit der Betrachtung dieses achten Weltwunders beeilen. Sicherem Vernehmen nach ist im österreichischen Finanzministerium bereits die Frage ventilirt worden, ob man nicht diesen fetten Ausnahms-Diurnisten erstens: auf allen Ausstellungen im Auslande als ein unwiderlegliches Zeugnis der herrlichen Wohlfahrts-Einrichtungen in der österreichischen Staatswirthschaft ausstellen soll, und zweitens: unter sorgfältiger Weiterschoppung mit Mais ꝛc. dieses Diurnisten-Monstrum auch der Bevölkerung „der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder auf einer Rundreise à la Barnum gegen Entrée zeigen solle. Damit wäre unserem Vaterlande und dessen Ansehen jedenfalls mehr gedient, als je durch ein Goluchowski'sches Exposé und die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern könnten zur Verbesserung der Lebenslage nothleidender Excellenzen verwendet werden, also wieder eine patent-österreichische praktische Wohlthätigkeit.

Murner der Jüngere.

„Unter Diensteid" oder „Vom Tramwaygast zum Arrestanten". Ein erbauliches und lehrreiches Kapitel für alle Jene, welche die Wiener Straßenbahnwagen der Bau- und Betriebs-Gesellschaft (auch kein übler Titel!) benützen wollen. Man warte geduldig so lange, bis vielleicht doch einmal ein leerer Wagen kommt, den benütze man bis zur nächsten Umsteigstelle (bei doppeltem Fahrtpreis) und warte dann wieder; sollte Jemand Eile haben, so ist es zweckmäßiger, wenn er die Pferdebahn nicht weiter belästigt und seinen Weg auf „Schusters Rappen" zurücklegt — das fördert ja die Gesundheit, selbst wenn's in Strömen regnet. Befolgt einer diesen Rath nicht, dann hat er sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Zum abschreckenden Beispiel: Ein Gymnasiallehrer, ein ungeduldiger Mensch (offenbar kein richtiger Oesterreicher) sprang auf einen Wagen dieses böse Beispiel verleitete auch andere und im Nu waren mehr „Stück" im Wagen, als polizeilich erlaubt ist. Doch das Auge des Gesetzes wacht (bei solchen Gelegenheiten!) und schon durch die seltene Erscheinung eines Tramwaywagens gereizt, ist auch sofort die „behördliche" Kontrole mit sorgsamem Abzählen der beförderten „Stücke" beschäftigt. Da über fünf Personen beisammen sind, ist dies keine so einfache Sache. Doch Alles hat ein Ende, auch diese Volkszählung, noch früher leider die Geduld des galligen Gymnasiallehrers, er gebraucht den Ausdruck „diese Kerle" für die leitenden Gewalten der Tramway, aber der Mann der „Sicherheit", der das Gras wachsen hört, weiß bestimmt, daß mit dem Kerl nur — „er" gemeint sein kann. Hierauf Notirung, Verweis darauf, daß zuversichtlich ein Wiedersehen im Kriminal stattfinden werde. Endlich Gerichtsverhandlung. Der „Hüter des Diensteides" erklärt mit polizeilicher „Schärfe", die auch der Richter nicht begreift, daß Alles unbedingt so sei, wie er es darstellte, ein zweites „Auge des Gesetzes" behauptet sogar, aus der Ferne gesehen zu haben, wie der „Kerl" ausgesprochen wurde. Schwere Wolken von Wachebeleidigung ziehen sich über das Haupt des Schuldigen zusammen, da erkühnen sich drei Waghälse den ungleichen Kampf gegen den Drachen Diensteid aufzunehmen, ein Arzt, ein Advokat und ein — Gerichtsadjunkt, da half diesmal auch die steife „Behauptung" der Wachleute nichts mehr und die blinde Justitia sprach den Angeklagten frei! — Jeder Vorsichtige beherzige aber unsere Mahnung und benütze die Tramway nicht! Anderswo bestimmen mangelhafte Verordnungen den regelmäßigen Verkehr der Tramway, bei uns aber sucht die Polizei dem Sparsinn der Bevölkerung Vorschub zu leisten — darum wird auch bei uns nicht auf die Zahl der verkehrenden Wägen, sondern auf die Anzahl der fahrenden Leute gesehen.

Murner.

Der 1. Mai und Herr Franko Stein. Der „Scherer", unstreitig das beste humoristisch-satirische Blatt Deutsch-Oesterreichs, das bei allen freiheitlich gesinnten Deutschen auf's Kräftigste unterstützt werden sollte, hat, wie alljährlich, auch heuer seine Gesinnungsgenossen zu einer gemeinsamen Feier des 1. Mai eingeladen und die national-gesinnte Arbeiterschaft zu reger Betheiligung aufgefordert. Kaum war der Aufruf erschienen, als in Herrn Franko Stein's Blatte „Der Hammer" ein heftiger Artikel gegen die Absicht der Schererleute erschien, und worin der nationalen Arbeiterschaft auf's Dringendste abgerathen

wurde, den „sozialdemokratischen Weltfeiertag“ festlich zu begehen. Außerdem wurden mehrere Versammlungen abgehalten, in denen Herr Stein Resolutionen g e g e n die Maifeier dekretirte. Die Begründung, die er hiefür vorbrachte, ging darauf hinaus, daß der 1. Mai eine sozialdemokratische Erfindung sei, über die also von vornherein jeder entrüstet sein müsse, der Anspruch auf völkisches Gefühl erhebe und wer dies nicht zusammenbringe, der sei eben ein Hochverräther an der guten Sache des Deutschthums. So und ähnlich lautete die Bannbulle, die Herr Stein gegen den 1. Mai geschleudert hat. Erwägt man nun, daß der „Scherer“ ein nationales Blatt ersten Ranges ist, und so ziemlich das einzige, über das zu sprechen sich verlohnt, ferner, daß der Aufruf zur Maifeier seinen Grund lediglich in der Liebe zu alt-deutschem Brauchthum hat — bekanntlich wurde schon der 1. Mai gefeiert, ehe noch die Welt von Herr Franko Stein die blaßeste Ahnung hatte — erwägt man dies Alles, so wird man über die Stänkerei des „Führers der deutschnationalen Arbeiterschaft“ sich die richtige Meinung bilden können. Anstatt froh zu sein, daß man ein nationales Blatt besitzt, wie man sichs kaum besser wünschen könnte, flegeln ein paar Ultra's, deren ganzes Talent aus Schimpfwörtern gröbster Art besteht, wie Berserker auf die wackeren ein, die in einem Monat mehr leisten, als der „Hammer“ in zehn Jahren — sieh' da! welch' ein erhebendes Beispiel für die Deutsch-Feinde!

Draga—Wanyek—Bresci. Das war wieder eine anstrengende Woche für die Herren von der öffentlichen Meinung! Zuerst die Geschichte aus dem Konak, die eine Woche lang in täglichen Dosen von 2—3 Spalten (zu durchschnittlich 100 Zeilen) dem Publikum versetzt wurde. Wer sich zur Hebamme ausbilden will, der findet in diesen von ganz besonderer Sachkenntnis zeugenden Artikeln übergenug Lernmaterial. Zuerst handelt der journalistische Geburtshelfer (des „Neuen Wiener Tagblattes“) vom „commencement d'une grossesse“, dann von den Symptomen der wirklichen Schwangerschaft, dem folgt ein Exkurs über die vier- bis fünfwöchentliche Schwangerschaft, schließlich eine eingehende Erörterung der Frage: „grossesse à terme“ oder „grossesse avancée“?, worauf der Unband von Gelehrsamkeit in den Hafen der „fausse grossesse“ einläuft und nun kreuzvergnügt in deren Gewässern herumplantscht. Neben zahllosen verblüffenden Ausdrücken, die seinem Fleiß im sorgfältigen Kopiren verschiedener gynäkologischer Werke ein lobendes Zeugnis ausstellen, gibt der brave Mann auch eine Reihe von Aussprüchen medizinischer Kapazitäten zum Besten, die zur Klärung der Dragischen Angelegenheit beitragen sollen. Zumal gefällt ihm das Urtheil eines „berühmten Professors“ (er nennt den Namen leider nicht), das da besagt: Königin Draga leide an einem „tuberösen subchorialen Hämatom der Decidua.“ So, jetzt wissen wir's hoffentlich: einschließlich des Herrn Salomon Schnellfinger. Es ist nur schade, daß unser „Extrablatt“, das ja sonst keine Gelegenheit sich entgehen läßt, alle Ereignisse auch im Bilde festzuhalten, diesmal von seinem berühmten „Augenzeugen“ im Stiche gelassen wurde. Wie schön wäre es doch gewesen, Zeichnungen der verschiedenen Grossessen zu besitzen, womöglich mit einem Bänkel des großen Julius Bauer. Gegebenen Falls hätte ja Herr Klimt, der nachweisbar eine Fertigkeit im Zeichnen von Grossessen hat (vgl. seine „Medizin“) sein Talent in den Dienst der guten Sache des Hebammen-Liberalismus stellen können. Kaum hatten wir uns von den journalistischen Monologen über Sein oder Nichtsein der königlich serbischen Schwangerschaft etwas erholt, erschienen auch schon ellenlange Gerichtssaalberichte über den mehrfachen Mörder Wanyek.*) Zeigte sich Freund Schmock in den erwähnten Artikeln als ein Mann der exakten Wissenschaft, so bewies er nunmehr, daß er auch Talent zur Kriminal-Poesie habe, wovon schon die Untertitel: „Mit Revolver und Cyankali“, „Auf der Flucht“, „Laßt mich aus oder ich schieß' euch nieder“, „Verfluchter Hund“, Mein Mann, meine Kinder!“, Zeugnis geben. Auch nicht eine Bewegung des Mordbuben entging den Augen des in dieser Beziehung wenigstens, äußerst gewissenhaften Berichterstatters. Jedes Räuspern notirte er, als ob sich damit eine Börsenmachination à la schwarzer Freitag in's Werk setzen ließe. Wer einen halbwegs unverdorbenen Geschmack besitzt, der muß ob dieses sensationslüsternen, in einem scheußlichen Deutsch geschriebenen Quatsches, der einem in solchen Fällen stets aufgetischt wird, brennenden Eckel empfinden. Und erst als Wanyek zum Tode verurtheilt wurde. Da erfuhr man genau, wie er geschlafen, was er geredet, was er gegessen habe u. s. f. — nur sehr wenige Verrichtungen fehlten, zumeist solche, die für das Mistbeet der modernen Journalistik ausgezeichnet passen würden. Nach Wanyek kam der Selbstmord des „Königsmörders“ Bresci, der früher schon der gesammten Presse in Hülle und Fülle Stoff zur Fütterung des p. t. Publikums geliefert hatte; hiefür erwies sich die Presse dankbar; allerdings kostete die Dankbarkeit

*) Vgl. unser 3. Heft.

nichts. Sie veröffentlichte Berichte über den ganzen Vorfall, die das genaueste Protokoll schmählich in den Schatten stellen. Allerdings erfuhr man daraus Einzelheiten, die, wenn sie wahr sind (was sie bei der Presse sehr oft nicht sind) ein grelles Schlaglicht auf die Bestrafung gewisser Verbrecher werfen. Während ein mehrfacher Börsengauner, also eine Art von temperirtem Raubmörder, im Falle gar zu krasser Geschäftsgebahrung auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit „eingeht" und diese Zeit im Vergleiche zu seinen Opfern sehr bequem verbringt, wird der „Königsmörder", wie kaum ein Stück Vieh behandelt: seine Zelle gleicht einem Käfig; er kann in ihre keine freie Bewegung machen, nur sitzen oder stehen, und während die übrigen Sträflinge täglich zwei Stunden gemächlich spazieren gehen, ist ihm nur eine Stunde gegönnt, die er ununterbrochen und im beschleunigten Tempo „konsumiren" muß. Ein schönes „Jahrhundert der Humanität!" Freilich wird man gut thun, bei den Nachrichten der Presse eine gute Dosis Zweifel obwalten zu lassen, denn die orientalische Phantasie ist üppig und was Fruchtbarkeit anbelangt, kaninchenhafter Natur. Sie verstehen eben, aus Allem und Jedem Kapital zu schlagen und die Kunst, selbst den größten Trödelkram dem schafsgeduldigen Publikum anzuhängen.

Der Karsthaus.

Die Treppe hinaufgeworfen. Magistrats-Sekretär Dr. R. Weißkirchner ist zum „Vizedirektor" ernannt worden. Man höre die „Verdienste", welche ihm diese Ernennung verschafft haben: Er gehört der christlich-sozialen Partei an und ist ein ganz hervorragender Besucher sowohl als Redner klerikaler Versammlungen, er besitzt weiters als treuer, unbedingter Leibtrabant Lueger's die vollste Gunst des Dalai-Lama und sein Vater war Lueger's Lehrer — nicht in der Politik, sonst hätte es der Generalgewaltige nicht so weit gebracht — sondern in den Wissenschaften der niederen Schule. Dr. W. ist gegenwärtig nicht ganz 40 Jahre alt, steht etwa 18 Jahre im Magistratsdienste und wurde vor genau 2½ Jahren Magistrats-Sekretär. Er übersprang demnach alle Magistratsräthe, sowie gute zwei Duzend Vordermänner, darunter Leute, die seit dem Jahre 1860 in den Bureaus arbeiten. Der nunmehrige Vize-Direktor ist ein vielbeschäftigter Mann, wie ein Blick auf seine sonstigen Aemter und Würden lehrt. Er ist:
Reichstagsabgeordneter,
Mitglied des Beiraths des k. k. städt. Arbeitsamtes,
Obmann-Stellv. der Wiener Gewerbeschule,
Genossenschafts-Sekretär der Milchmeier,
„ „ „ Weißgärber,
„ „ „ Hutmacher,
„ „ „ Naturblumenbinder u.
„ „ „ Pferdefleischhauer.*)

Hoffentlich wird er der Arbeitslast, welche alle diese Aemter mit sich bringen, gewachsen sein **) — Der christlich-soziale Moniteur, das „Deutsche Volksblatt", meint ganz ernsthaft: „Dr. Weißkirchner hat sich eben seine Stellung nicht mit dem Gesäß, sondern mit dem Kopfe erworben." — Wie man sich doch irren kann. Ich hätte z. B. darauf geschworen, Dr. Weißkirchner habe sich seine Stellung durch das Rückgrat erworben. Nun glaube ich aber Herrn Vergani, er muß ja seine Parteifreunde besser kennen, wie ich.

Christlich-soziales Kunstverständnis. In einer christlich-sozialen Versammlung, an der übrigens — das heben die Parteiblätter besonders hervor — die Prinzessinen Alexandrine Windischgrätz und Therese Schwarzenberg theilnahmen, brachte der Nur-für-Männer-Prediger P. Abel S. J. auch das Schriftthum zur Sprache (vor diesem Manne ist ja nichts sicher, ausgenommen religiöse Themen, vgl. seine „Predigten"). Und zwar bildete die Flugschriftenreihe „Gegen den Strom" das Stichblatt seiner jesuitischen Anrempelungen. Vor allem Müller-Guttenbrunn's Urtheil über den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu." Das ist nämlich ein mit Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinendes Blättchen, in der Art des „Pelikan" in welchem man die abenteuerlichsten Wunder, so in der gegenwärtigen Zeit (und in der Phantasie) vorkommen, lesen kann. Diese, allen Freunden des Humors bestens empfohlene Zeitschrift soll Müller-Guttenbrunn unter den Titel „Schundlitteratur" eingereiht haben; Anlaß genug, daß Herr Abel über Müller-Guttenbrunn in fanatischester Weise herfiel und gegen ihn den christlich-sozialen Kreuzzug predigte. Und siehe da! der Geist des Herrn überschattete flugs auch die andern und es erhob sich der Laienbruder Bürgerschullehrer

*) Als Gegenstück hiezu: Dr. Geßmann's Aemter:
Reichsraths-Abgeordneter,
Landtags-Abgeordneter,
Kustos der Universitäts-Bibliothek,
Gemeinderath,
Mitglied des nied.-österr. Landesausschusses,
„ „ „ Landesschulrathes,
Ortsschulrath und
Kommissär der nied.-österr. Landes-Hypotheken-Anstalt.
Wie man sieht, verstehen die Christlich-Sozialen mehr als Brodessen

**) Inzwischen ist hier theilweise ein Wandel eingetreten; merkwürdig bleibt aber doch, daß Herr W. längere Zeit hindurch alle diese Würden verwalten konnte.

Moser und begann zu reden über Dinge, von denen er Zeit seines ganzen Lebens so viel versteht, wie ich vom Feuerfressen und Seiltanzen. Aus dem haarsträubenden Stumpfsinn, der nach Krafft-Ebing schrie, sei bloß erwähnt, daß er Müller-Guttenbrunn wegen Aufführung der „Räuber", der „Kabale und Liebe", sowie des „Meeres und der Liebe Wellen" tüchtig den Text las. „Ich danke verbindlichst," schloß der würdige Kuchenprediger „für dergleichen und werde in meinen Kreisen verbieten (!), in solche Stücke zu gehen." — Was soll ich hiezu sagen? Stumpfsinn, Stumpfsinn, Krone du des christlich-sozialen Lebens!

Der Karsthans.

Hermann Bahr als Mantelnäher. In der „Neuen Freien Presse" ist jüngsthin folgende sensationelle Notiz erschienen: „Hermann Bahr erlernt zwecks Milieustudien in Drecoll's Modesalon die Damenschneiderei." Sollte Hermann Bahr wirklich seinen eigentlichen Beruf entdeckt haben?

Siegfried Wagner als Dichter. Der Sohn seines Vaters hat eine neue Oper geschrieben: „Herzog Wildfang", worin folgende geniale Verslein vorkommen:

Euch zu entzücken
Sei das Ziel,
Wonach ich schiel'.

Mein Volk, mein theures Volk,
Für das ich leide,
Für das ich streite,
Für das ich immer
Willig mich häute.

Was ihr gelitten,
Will ich kitten.

Rache schwör' ich,
Aber gehörig.

Eine Krone fest auf's Haupt
Glaubst du, wird dir aufgeschraubt?

Jeder steigt dann niedlich nett
In sein liebes, warmes Bett.

Flieh, du verfluchtes!
Flieh', du verruchtes!

Ist Herr Siegfried Wagner nicht ein schlagender Beweis dafür, daß sich Genialität nicht vererben läßt?!

Disputation.

„In der Aula zu Toledo
Klingen schmetternd die Fanfaren,
Zu dem geistlichen Turneien
Wallt das Volk in bunten Schaaren . . .

Was dort geschah, begab sich jüngsthin, wenn wir der „Zeitung für die österreichische Monarchie", dem „Vaterlande" Glauben schenken, zu Mantua. Der Rektor des dortigen Seminars und der Pastor von Nuvolato*) kamen auf die famose Idee, eine geistliche Disputation mit der Tagesordnung „Hie Katholizismus — hie Protestantismus" zu veranstalten, welche am 24. Februar (welches Jahres?) unter Theilnahme von 5000 Neugierigen und dem Vorsitze von 40 Juroren (!) stattfand. Der ganz und gar in geistlichen Geleisen sich bewegende Disput — er dauerte $3^1/_2$ Stunden (!) — dürfte bei der Heißblütigkeit der beiden Italiener in ähnlichen Formen sich bewegt haben, wie die von Heine beschriebene Disputation zwischen dem Franziskanerquardian und dem Rabbiner zu Toledo; bis zuletzt — ich folge dem Berichte des geliebten „Vaterlandes": — „Der Sieg des katholischen Redners ein so vollständiger war, daß die Protestanten ganz und gar wie zerschmettert und zerfasert waren." — Es gibt also doch noch eine Gerechtigkeit auf Erden! Die bösen Antipapisten kann man, wenn nicht ad majorem Dei gloriam schmoren, so doch wenigstens zerschmettern und zerfasern. Welch' eine Genugthuung! Der Katholizismus ist somit gerettet und die Wahrheiten seiner Lehre sind unwiderleglich bewiesen. Glückliche Leut', haben zu so 'was noch Zeit! Wenn nur die armen Teufel von zerschmetterten und zerfaserten Protestanten wieder heil werden. Uebrigens geschieht ihnen schon ganz recht — warum begeben sie sich in eine solche Gefahr!

Igelmeier.

*) Ein Ort dieses Namens ist auf der Karte nicht zu finden; es gibt nur ein Nuvolento welches $50^1/_2$ Kilometer von Mantua entfernt unweit Brescia liegt. Hoffentlich liegt diese Geschichte nicht ebenso weit von der Wahrheit entfernt. (D. Schriftl.)

Feuilleton.

Der junge Enterich.

Skizze von Friedrich Rycander.

Ein klarer, herrlicher Morgen. Die Sonne war roth-glühend über dem grauen Felskamm aufgegangen. Sie schien langsam emporsteigend, über das lehmgrundige, schilfbedeckte Wasser des Fjords-Endes hin.

Dort schwamm ein junger Enterich. Seine Schwimmfüße paddelten unter dem Wasser. Er glitt auf der hauchlosen Fläche hin und her.

Er sah hübsch aus in seinem bunten Federnschmuck. Er fühlte sich so behaglich, war so froh und stolz, schnatterte hie und da mit zufriedenem Ton, der leise in den nahen Bergen des Fjordes wiederhallte. Bisweilen tauchte er den breiten Schnabel unter das Wasser und biß die Spitze einer hohen Alge ab. Das erfrischte.

Er war ganz allein hier draußen am schilfigen Ufer. Weiter d'rinnen schwammen die Kameraden und die Mutter. Sie tauchten die Schnäbel in den Lehm.

Er war der älteste junge Enterich.

Von der Brücke des Gutshofes kam ein hellblauer Kahn daher. Er glich dem himmelblauen Wasser, so daß er sich kaum davon abhob.

In diesem Boote saßen zwei Knaben des Gutsherrn. Der eine hatte Gewehr, Pulverhorn und Jagdtasche. Er kauerte sich vorn nieder, nur mit der Büchsenmündung über den Bug hinaus, spähte, selbst unsichtbar, über die Wasserfläche, um einen dunkeln Punkt zu entdecken, der eine Ente sein konnte. Der andere Knabe ruderte, so leise, daß die Ruder nur das Wasser streiften. Er duckte sich hinten am Steuer zusammen, um nicht gesehen zu werden.

Der junge Enterich glitt zum Fjord-Ende.

Die alte Entenmutter im Schilf, die bessere Ohren hatte, als alle ihre jungen, vernahm eine Art sausenden Tones über die Wasserfläche hinzittern. Das war das leichte Platschen der Ruderschläge. Sie hob ihren graugesprengelten Kopf und blickte über den Fjord hinaus. Da sahen ihre scharfen Augen den Kahn. Sie sahen, daß er immer weiter in's Röhricht trieb.

Da schnatterte sie ihren Jungen zu: „Hütet euch!“

„Was gibt's?“ schnatterte der älteste Kleine und kam bis zum Schilfrande hingeschwommen.

„Gefahr — Gefahr!“ schnatterte die Entenmutter.

„Du bist alt und läßt dich leicht schrecken!“ antwortete der Enterich. Kinder sind immer so unhöflich.

„Glaube du alten Leuten!“ sagte die Entenmutter. „Da im Boot sitzt die Gefahr!“

„Ach!“ Der kleine Enterich warf den Kopf zurück. „Das Boot haben wir schon oft gesehen und es ist uns niemals gefährlich gewesen. Sind wir nicht schon lange hier in der Bucht gelegen und niemand hat uns 'was gethan! Du bist alt und ängstlich, das ist Alles!“ Und er schwamm wieder aus dem Schilf heraus und sonnte sich.

Aber die anderen jüngeren Entlein drängten sich nun um die Mutter zusammen. „Was gibt's? Was gibt's?“ schnatterten sie.

„Kinder, fliegen wir auf!“ — sagte die Mutter. „Wir sind hier nicht sicher!“

„Ach, hier ist es so schön!“ sagte eine.

„Ich fand gerade einen Blasentang. Den will ich erst auffressen!“ sagte eine andere.

„Wir sind nun eben erst hergekommen. Ich bin müde von all' dem Fliegen!“

„Wir sind ja noch kaum flügge. Und der große Bruder schwimmt ja ruhig dort draußen!“

„Kinder, fliegen wir auf!“ sagte die Entenmutter. „Um diese Zeit beginnt ein solches Boot gefährlich zu werden. Sie haben Pulver und Schrot darin. Ich bin früher schon dabei gewesen. Glaubt mir doch!“

„Was ist Pulver und Schrot?“

„Der Tod!“ sagte die Alte.

„Der Tod! Der Tod!“ riefen alle Entlein und guckten sich erschreckt an.

„Wenn ich das Zeichen gebe, fliegen wir!“ sagte die Alte. „Der große Bruder mag thun, was er will!“ Sie schnatterte dem jungen Enterich ein paar Worte voll Mutterliebe zu. Er warf aber den Kopf zurück und antwortete nichts.

„Er hat keine Furcht!“ sagten die Entlein.

Der Kahn glitt in's Fjord-Ende hinein, nicht zu schnell, auch nicht geradewegs. So hatten es die Knaben schon oft gemacht, um zu rekognoszíren, um die Enten in Sicherheit einzuwiegen. Darum schwamm der große Bruder, der das Jagdgesetz nicht kannte, ganz ruhig.

Aber die Entenmutter mit ihrem scharfen Wildvogelinstinkt und den Erinnerungen an Gefahren hatte das Jagdgesetz im Kopf. Und nun, als sie sah, daß der kreuzende Kahn ganz nahe kam und sie bereits den Pulverdunst zu riechen glaubte, schnatterte sie ein scharfes: „Jetzt!"

Und dann flog sie mit all' ihren kleinen Entlein aus dem Schilf auf. Sie bildeten erst eine Reihe, dann eine Schaar, mit der Mutter an der Spitze, und flogen über den Fjord davon, hoch, so daß kein Schuß sie erreichen konnte. Sie zogen wie schwarze Punkte in der blauen Morgenluft dahin, und verschwanden über dem Fjordberge, wo sie sich in einer sichern Bucht niederließen.

Der Sohn des Gutsherrn hatte erst seine Büchse gegen den Entenstrich gerichtet. Aber die Flucht war so schnell, daß er einsah, es wäre vergeblich, abzufeuern. Er lag ganz still vorn im Kahn und senkte die Büchse gegen den Bug, denn nun erblickte er den jungen Enterich, der zurückgeblieben war.

Als der Enterich sah, daß seine ganze Familie aufflog, wurde ihm einen Augenblick bang. Aber er bemerkte nichts Ungewöhnliches. Und um den warnenden Blick seiner alten Mutter, den sie ihm noch im Fluge zuwarf, kümmerte er sich nicht. „So eine alte Angst-Base!" Und er schwamm weiter.

Er fühlte sich so jung und stolz, fand die Luft so rein und das Leben so schön und herrlich.

Aber das hätte er nicht sollen. Denn im selben Augenblick knallte ein Schuß. Eine dicke Rauchwolke ging vom Boot aus, etwas plumpte dicht bei ihm in's Wasser, und er fühlte einen furchtbaren Schmerz in dem einen Flügel.

Da bekam er Angst, versuchte zu flattern und zu fliegen, wie die andern — sein Stolz nahm ein so merkwürdiges Ende. Aber er konnte nicht. Er blieb liegen mit flatternden Schwingen und schwamm in die Runde, immer in die Runde . . .

Sein Herz pochte hinter der Daunenbrust, die paddelnden Schwimmfüße gingen herum wie Propeller. Was war das?

Der Kahn kam eilig näher.

Da bekam er plötzlich die Besinnung wieder und tauchte unter. Er schwamm, die Schwingen dicht an den Körper gedrückt, so tief er konnte, ein ganzes Stück, unter dem Wasser.

Oben auf der Fläche hörte er die patschenden Ruder hinter sich herkommen. Der große Schatten des Kahnes verfolgte ihn. Er hörte im Kahn reden und rufen.

Er schwamm um sein Leben, mit lang vorgestrecktem Halse, die Schwimmfüße weit hinter sich ausgestreckt. Er strich in furchtbarer Schnelligkeit an dem braunen, dicken Tangwalde und der lichteren, hellgrünen Schilffläche vorüber. Beinahe hätte er sich darin verfangen, arbeitete sich aber doch noch heraus. Er schreckte die Krabben aus dem Tang fort, daß sie weit fortrunderten. Die Kaulköpfe tauchten unter ihre Steine, die Aale eilten davon in langen, ringelnden Streifen. Und an einen großen, schlafenden Lachs stieß er, so daß dieser wie eine Lokomotive davonsauste.

Er schwamm in fürchterlicher Angst . . .

Da bekam er plötzlich keine Luft mehr. Er mußte hinauf an die Wasserfläche. Mit einem Platschen gelangte er hinauf, guckte sich ängstlich um, schwamm, wie toll, und sog Luft ein.

Da knallte ein zweiter Schuß. Die andere Schwinge war verwundet.

Er schrie auf und tauchte wieder unter. Und dann begann dieselbe wilde Hetzjagd. Seine Wunden schmerzten furchtbar, das Blut rann aus ihnen heraus, seine Augen standen weit offen vor Schreck, seine Sehnen spannten sich in Todesangst, er fuhr, wie im Krampf ausgestreckt, unter dem Wasser dahin . . .

Und der große Schatten des Kahn's kam rauschend hinterher. Die Ruder schlugen wie Hämmer in's Wasser, weißer Schaum brauste vor dem Buge. Und die Knaben fluchten: „Solch' ein Racker! Sollten wir dich nicht bekommen!" Und eine neue Patrone lag in der Büchse.

Der Enterich wollte schreien. Er dachte an die alte Mutter und an all' die Entlein, die nun wohl geborgen in einer grünen Bucht lagen. Er fühlte sich immer matter, hoffnungsloser und schwamm immer langsamer . . .

Nun mußte er wieder Luft haben. Und diesmal kam er nicht schnell zur Oberfläche hinaufgeplumpt, sondern hilflos müde, mit halbgeschlossenen Augen, kraftlosen Füßen, zerrissenem Körper . . .

Da knallte der dritte Schuß. Er traf die Daunenbrust.

Der Enterich sah noch einmal den blauen Morgenhimmel, das grüne Schilf, den Fjordberg und über Allem die strahlende Sonne. Und ihn durchzuckte ein leiser Seufzer: „Alte Mutter! . . ."

Er platschte kraftlos, streckte sich, fiel zusammen, und lag still und tot da . . .

„Aha!“ schrie der Junge, der geschossen hatte. „Bekam ich dich nun endlich!“

„Bravo, Du schießest gut!“ sagte der andere. Dann ruderten sie zu dem toten Vogel hin und nahmen ihn auf.

„Ach sieh', wie schön! Wie schön!“ sagen sie. „Und er ist flügge!“ Dann ruderten sie mit ihm nach Hause und er kam in die Bratenpfanne.

Spät Vormittags kam die Entenmutter mit ihren Jungen zurück.

Sie fanden den großen Bruder nicht wieder.

Aber die alte Mutter erblickte eine Feder, die auf dem Wasser schwamm. Sie besah sie, erkannte sie wieder und begriff, was geschehen war.

Und sie zeigte sie all' ihren sie umschwimmenden Jungen und sagte, sie wäre von dem großen Bruder und daß sie vorausgewußt hätte, daß es ihm so ergehen würde. „Man soll alten Leuten immer gehorchen!“ meinte sie. — —

(Autor. Uebersetzung von Ernst Brausewetter.)

Zahme Satiren.

Ist jemand im Zweifel, ob er recht gethan,
So frage er nur keinen Unterthan.

Wer wissen will, wie hoch der Ehemann seine Freiheit schätze, der taxire dessen Weib.

Wenn Lügner sich nicht mehr finden zurecht,
So machen sie rasch den Zweifler schlecht.

Es gibt der Helden vielerlei!
Doch echt sind wen'ge jetzt!
Rasch bricht manch' Heldenthum entzwei,
Wenn That das Wort ersetzt.

Mit dem Menschen ist es so, wie mit einer Münze: Je öfter er den Herrn wechselt, desto mehr verliert er.

Bekrittelt Jemand deiner Haare Schwinden,
So lass' es ruhig geschehen,
Denn einen glatzköpfigen Esel
Hat Niemand noch gesehen.

Es wird in manchem Parlamente
Die Logik mit Geschrei vertrieben.
Und nützt selbst dieses nicht,
So endet Logik unter Hieben.

Othmar Kleinschmied.

Tu felix Austria!

Herr v. Körber sieht ein, daß während der Obstruktionszeit im Hause Oesterreich zahlreiche Kulturaufgaben gänzlich vernachlässigt worden sind und ist daher nur bemüht, das Versäumte, soweit es in seiner Macht steht, gut zu machen. Die Techniker können jetzt auch bei uns, wie dies in anderen Kulturstaaten bereits der Fall ist, den Doktortitel erwerben, und in Prag wird den bildenden Künstlern eine moderne Galerie errichtet,*) deren erste Kosten (2 Mill. Kronen) der Kaiser aus seinen Privatmitteln bestreiten wird. Förderung von Kunst und Wissenschaft ist gewiß eine sehr schöne Sache und wir sind die letzten, welche in Abrede stellen, daß dergleichen zu den vornehmsten Aufgaben eines

*) Wie verlautet, ist ähnliches auch für Lemberg in Aussicht genommen. (D. Schriftl.)

modernen Staates gehört, aber wir meinen auch, man solle Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen, und nicht zu einem politischen Handelsartikel machen. Und daß die Galerie in Prag zum Mindesten nichts Anderes ist, wird selbst Herr v. Körber kaum in Abrede zu stellen wagen. Hoffentlich zeigen sich die Tschechen dankbar und bewilligen dem Herrn Ministerpräsidenten die erhöhte Branntweinsteuer, welche er so nothwendig für die Anschaffung der neuen Geschütze braucht. Dann heißt es nur, recht fleißig trinken und die 130 Millionen werden bald hereingebracht sein. Der Antialkoholisten-Kongreß, welcher kürzlich in Wien tagte, hat sich den artigen Scherz geleistet, Herrn v. Körber zum Ehrenpräsidenten zu ernennen. Welchem Gehirn angesichts der Erhöhung der Branntweinsteuer diese launige Idee entsprungen ist, wissen wir nicht; jedenfalls ist sie ein Beweis dafür, daß der Humor in unserer ernsten und poesiearmen Zeit noch nicht gänzlich ausgestorben ist. — Eine andere Kulturaufgabe ist der Bau der Wasserstraßen. Nach der dem Abgeordnetenhause zugegangenen Vorlage, dürfte die Geschichte auf ungefähr 760 Millionen zu stehen kommen; dazu haben wir noch die schöne Aussicht, daß eine Rentabilität dieses Unternehmens in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu erwarten steht. Das Vernünftigste wäre jedenfalls, zunächst nur den Donau-Oder Kanal zu bauen, weil dieser die geringsten Schwierigkeiten bietet und auch am ehesten einen Reinertrag abzuwerfen verspricht. Aber das Vernünftige geschieht eben so selten in Oesterreich. Ansonsten wurde im Parlament fleißig schmutzige Wäsche gewaschen; so ist es dem slovenischen Abgeordneten Schusterschitz recht übel ergangen und den Beinamen Dr. Schlindra, mit dem die Erinnerung an wenig ehrenhafte Finanzmanipulationen verknüpft ist, dürfte er trotz der Leumundzeugnisse, die ihm der Jungtscheche Kramarsch ausstellte, nicht mehr wegkriegen. Auch dem Polenklub hat der Abgeordnete Daszynski böse Stunden bereitet. Wenn das Alles wahr ist, was da erzählt wurde, dann ist für gewisse Herren das Landesgericht eine viel passendere Wirkungsstätte als das Abgeordnetenhaus. — So recht gut geht es nur eigentlich den Klerikalen. Sie schwimmen in einem Meere voll Wonne, denn ein Erzherzog, der noch dazu als Thron-Erbe gilt, hat das Protektorat über den Katholischen Schulverein übernommen und die »Los von Rom-Bewegung« als eine »Los von Oesterreich-Bewegung« verurtheilt. Ob das Volk Grund hat zufrieden zu sein, wenn die Herren von der Katholischen Volkspartei vor Freude Purzelbäume schlagen, das ist freilich eine andere Frage.

Freidank.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen“
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: Ottokar Stauf von der March, verantwortlicher Schriftleiter: Hans Czermak, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Briefschalter.

F. B. Wien. Das Schweigen über unser Blatt auch seitens „Stimmen der Oeffentlichkeit", bei denen man dies eigentlich nicht voraussetzen sollte, entmuthigt uns ebensowenig als es uns überrascht. Es ist eine leidige Thatsache, daß Tagesblätter, wie nur schwer zu vermeiden, bald der Unterschlupf irgend eines ränkevollen Skriblers werden und dann — wehe denen, deren Nasenspitzen einem solchen „ästhetischen" Machthaber nicht gefallen, die werden eben — todtgeschwiegen.

F. B. Graz. Mit Vorliegendem endlich ihrem Wunsche entsprochen. Bitten Sie gleichzeitig um recht thatkräftige Förderung unserer „Neuen Bahnen" durch Ihre persönliche Empfehlung und auch durch Mittheilung der Adressen der bezüglichen Persönlichkeiten. Gruß.

Eingelangte Bücher- und Zeitschriften.

Karl v. Heigel, Die neuen Heiligen.
Erich Sachs, Worte der Seele.
Leo Berg, Gefesselte Kunst.
Eb. Buchner, Rast.
Fleischner, Volksbildung.
Arnold, Schiller's Nachlaß.
H. Mayerhofer, Anna Lesser.
L. Nestor, Verabschiedet.
M. v. Ebenseen, Im Menschenbrodem.
K. J. Schwarz, Der Ungebändigte.
M. Escherich, Das bucklige Männlein.
J. Barbey d'Aurevilly, Die Teuflischen.
Dr. Jul. Baumann, Neuchristenthum und reale Religion.
Dr. Ad. Wagner, Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie.
J. V. Widmann, Lysanders Mädchen.
Der Scherer, 7—11.
Die Fackel, 71—75.
Internationale Litteraturberichte, 7—10.
Der Kyffhäuser, 25.
Der Freidenker, 70.
Der Türmer, 7—8.
Die Gesellschaft, XII., 1. u. 2. Aprilheft.
Bühne und Welt, III., 9—15.

Werke
von
Emil UELLENBERG
erhältlich
durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson. Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann. Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.
1901. Verlag E. Pierson, Dresden.

Bei Cäsar Schmidt in Zürich erschien:

Die „öffentliche Meinung" von Wien
(Wiener Pressgeschichten).
Documente zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts von
SEVERUS VERAX.
Preis K. 1.40.

. . . Die Broschüre hat einen **kulturhistorischen Werth**, es ist in seiner Art ein **klassisches Werk** . . . Der Verfasser erweist sich als ein Mann von hervorragender kritischer Kraft und Schärfe, sittlicher Integrität und muthvoller Initiative.
Der „**Freidenker**", Millvankee U. S. A.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Ad. SCHUSTERMANN, Zeitungs-Nachrichten-Bureau
BERLIN O., Blumenstrass 80/81.
! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !
Referenzen zu Diensten. — Prospecte u. Zeitungslisten gratis und franco.

CHOCOLAT SUCHARD
Paris 1900
Grand Prix
Höchste Auszeichnung!

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX. Pramergasse 22.
Preislisten kostenfrei.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 4·20 = Mk. 4 = Frcs. 6·—.

Einzelne Hefte 80 Heller = 70 Pfennig = 90 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: **Verwaltung der „Neuen Bahnen"**, Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; **Robert Weis**, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer" Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Illustriertes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 19. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. Nummer der 8. Seite 20/21.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Unrechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Mahner allen Guten Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das noch jede mündliche Bestellannahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

1907 1935

9. und 10. Heft. 15. Juni. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:

Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**

Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Ottokar Stauf von der March, Juni-Zauber 275
Tell, Die Studentenverfolgungen in Rußland 276
Adam Mieckiewicz, Der Zar 279
Hans Weber-Lutkow, Taras (mit dem Bilde des Verfassers) 281
Karl Henning, Wellenspiel 287
Georg Buch, Die Lyrik unserer Tage . . . 287
Hans Rukahl, Der deutschen Flotte Anfang und Ende 290
Christian Wagner, Ein deutscher Waldkönig 294
Roland Hammer, Merkspruch 294
Volker zu Alzey, Die wahre Schmach des Jahrhunderts 295
Fried. W. v. Oesterreich, Der Schutz des Volkes 302
Moscherosch, Merkspruch 302
Aus dem Wiener Kunstleben 303
Bücherschau 307
Aus dem Narrenhause der Zeit 314
Offener Sprechsaal 319
Simplicius Simplicissimus, Finis Polonia 321
Tu felix Austria! v. Karstbaus 321

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 4.20 = Mk. 4.—.

An unsere Freunde!

Mit dieser Nummer schließt das erste Halbjahr des Bestandes der »Neuen Bahnen«. Es hat uns viele ermuthigende Anerkennungen eingetragen, die uns im harten Ringen um unser Bestehen gestärkt haben. Unabhängig vom Dienste für irgend ein Interesse und nur unserer ehrlichen Ueberzeugung getreu, das von uns als gut Anerkannte zu schützen und das Schlechte rücksichtslos zu bekämpfen, werden wir ruhig und fest weiter schreiten im Dienste unserer freien Gesinnung und der guten Sache.

Keine Abhängigkeit setzt aber voraus, daß wir auch nur auf unsere Abnehmer und Leser angewiesen sind. Soll unser Wagnis unbedingt gelingen, dann müssen wir auch auf die Mitarbeit unserer Freunde zuverlässig rechnen können. Wir verlangen nicht mehr, als daß Jeder dort, wo ihm Gelegenheit gegeben ist, die »Neuen Bahnen« bestens empfiehlt; sind wir bei rechtlich denkenden Menschen einmal eingeführt, dann sind wir dessen sicher, daß sich der Inhalt unserer Zeitschrift auch die dauernde Aufmerksamkeit der neuen Leser gewinnen wird.

Trotz der großen Kosten unseres Blattes, da wir ja ausnahmslos nur früher ungedruckte Beiträge aufnehmen, haben wir uns entschlossen, **vom 1. Juli 1901 ab eine Ermäßigung des Bezugspreises auf vierteljährig K 3 = Mk. 2 = Frcs. 4** eintreten zu lassen.

Denjenigen unserer geschätzten Abnehmer, die ihren Bezugspreis in der bisherigen Höhe bereits voraus bezahlt haben, schreiben wir die vom 1. Juli 1901 sich ergebende Mehrzahlung für später gut, falls sie nicht anders verfügen.

An alle diejenigen Freunde aber, die mit der Bezugspreis-Zahlung im Rückstande sind, stellen wir hiemit nochmals das dringende Ersuchen um sofortige Einsendung des rückständigen Betrages für das beginnende neue Jahresviertel.

Wenn Jeder für uns seiner rechtlichen Denkungsart und ehrlichen Ueberzeugungstreue gemäß handelt, dann haben wir bereits die genügende Unterstützung und erbringen damit den Beweis, daß es auch in Oesterreich möglich ist, ein ehrliches Blatt, unbestechlich und ferne jedem Kliquen-Interesse, nur auf sich und seine Leser zu stellen.

Das dem so werde, das hoffen wir!

Die Schriftleitung und Verwaltung
der „Neuen Bahnen".

Werke von

Hanns

Weber-Lutkow:

Schlummernde Seelen.
Geschichten aus Klein-Rußland 1900. Brosch. 2 K. 40 H. (2. M.) geb. 3 K. (2 M. 50 Pf.).

Die schwarze Madonna.
Geschichten aus Klein-Rußland 1901.

Oesterreichische Verlags-Anstalt Linz und Leipzig.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Neue Bahnen

Juni-Zauber.

Schwach und schwächer schlägt die Woge
An den Strand im Mondenlicht,
Und zur schmachtenden Ekloge
Wird das zornige Kampfgedicht.

Süße schwere Mattheit zittert,
Durch den Blätterbaldachin,
Und die Stirn, vom Traum umwittert,
Senkt sich still zum Schlummer hin.

Drüben ob des Weihers Wellen
In gedämpftem Mondenschein
Gaukeln, schaukeln gleich Libellen
Erlenkönigs Töchterlein.

Schwach und schwächer — — leise, leise
Schläft die müde Großstadt ein,
Bei der Sphären Elfenweise,
Bei der Sterne Ringelreih'n . . .

Schwach und schwächer . . . in den Weiten
Stirbt des Lebens letzter Ton,
Aus den Jasminkelchen gleiten
Schäckernd Puck und Oberon.

Und der Wundernacht zum Ruhme,
Im Gemüthe himmelgroß,
Sprießt der Sehnsucht blaue Blume,
Blüht der Dichtung Purpurroſ'! . . .

Ottokar Stauf von der March.

Die Studentenverfolgungen in Rußland.

Verfolgungen sind die Ursachen dessen, was man allgemein in der Presse deutscher Zunge als „Unruhen" und „Revolten" bezeichnet. Und der Untergrund für Verfolgungen und Unruhen ist gegeben in dem unversöhnlichen Widerspruch zwischen Bildung und Despotismus. Das Lebenselement humaner Bildung durch Pflege von Wissenschaften und Künsten ist Freiheit; die hat aber in Despotien keine Stätte. Je mehr Rußlands innere wirthschaftspolitische Struktur sich der westeuropäischen Kultur näherte, die Arbeitsweisen des „faulen Westen" annahm, je mehr Rußland aus einem halbbarbarischen Agrarstaat zum Industriestaat wurde, desto mehr Intelligenzen westeuropäischer Qualifikation bedurfte es als Arbeitsleiter, Lehrer, Organisatoren, Techniker u. s. w. Als man es unwirthschaftlich fand, diese Elemente fortwährend aus der Fremde zu beziehen, schritt man zur Gründung von Mittelschulen und Hochschulen aller Art. Man vergaß dabei, daß Bildung frei macht, jedenfalls die Sehnsucht nach Freiheit weckt. Man wollte brauchbare Beamte, Meister, Vorarbeiter u. s. w. für Staats- und Privatbetriebe — aber nicht denkende, freigemuthe, gebildete Menschen. Aber die einmal zur geistigen Arbeit herangezogenen Knaben und Jünglinge wie Mädchen, deren Sinne sich übten, deren Hirne zu turnen begannen, wurden idealistischer gestimmt, als es die Absicht des schulenschaffenden Despotismus war: sie begannen sich als Menschen zu fühlen und wollten nicht bloß Räder und Walzen an der großen Wirthschaftsmaschinerie sein.

Dazu kam, daß man anfangs den Wissenschaftsbeflissenen aller Art in der That ein wenig mehr Bewegungsfreiheit zuerkannte, zuerkennen mußte: dadurch wurde das Gefühl für die Rückständigkeit der allgemeinen öffentlichen Zustände in den jungen Leuten geweckt, und wo es schon vorhanden war, umsomehr geschärft, je edler und idealer angelegt der Einzelne war.

Darum war die Intelligenz Rußlands von jeher eine Gefahr für den zarischen Despotismus. Das zeigte sich schon beim Dekabristenaufstand von 1825, der in's Werk gesetzt wurde von zum Theil hochgebildeten Offizieren, auf welche die seit dem napoleonischen Kriege nach Rußland importirten liberalen „westlichen" Ideen gewirkt hatten.

Für die Universitäten Rußlands dienten vornehmlich die deutschen mit ihrer Lehr- und Lernfreiheit als Muster. Ueber die Mängel dieser Muster habe ich mich hier nicht zu verbreiten; jedenfalls aber war schon von vornherein vorauszusehen, daß selbst die abgeblaßte akademische Freiheit deutscher Art in der Despotie Rußland wie ein Gährungsstoff, oder sagen wir: revolutionirend wirken mußte.

Ich kann hier nicht ausführlich psychologisch und geschichtlich darlegen, wie ganz naturnothwendig gerade die russische Intelligenz und Jugend zum Nihilismus und Terrorismus getrieben wurde. Jedenfalls kam nach dem Tod des „Zar-Befreiers" eine furchtbare Reaktion. Die Universitäten wurden militärisch organisirt, die Studenten uniformirt, die Professoren „kommandirt", zum Dienst da und dort befohlen, nicht nach wissenschaftlichen und sittlichen, sondern nach ihren militärisch-politischen Qualitäten. Den Universitäten wurden zuweilen sogar notorische Dummköpfe und moralisch minderwerthige — aber streng „gutgesinnte" Männer als Lehrer aufgezwungen. Ein Heer von Spitzeln ward unter die Studenten geschickt, diesen Letzteren jedes Vereinigungs- und Versammlungrecht entzogen; auch die Universitätsgerichtsbarkeit erhielt einen militärischen Anstrich.

Das Alles mußte natürlich gerade die besten und edelsten Elemente der russischen studirenden Jugend erbittern und öfter und stärker als je seit 40 Jahren haben „Unruhen" sich bemerkbar gemacht.

In der neuesten Zeit hat das Uebel einen akuten Charakter angenommen. Seitdem das verhältnismäßig liberale Universitätsstatut von 1863 beseitigt ist durch das Statut von 1884, ernennt die Administration den Rektor, die Dekane und die

Professoren, und der Student sieht in seinen Lehrern mit Recht lediglich Regierungsbeamte, aber nicht Priester oder gar Hohepriester der Wissenschaft.

Weil nun in den Jahren 1885 und 1886 „Unruhen" nicht vorkamen, hielt man die „Reform" von 1884 für vortrefflich; aber alle folgenden Jahre haben diesen Glauben Lügen gestraft. Nach jeder Explosion der Unzufriedenheit wurden die Maßregeln rücksichtsloser, bis 1899 durch Ukas bestimmt wurde, daß „illegale" Handlungen akademischer Bürger mit 1 bis 3 Jahren Zwangs-Militärdienst geahndet werden können, wobei alle Rücksichten auf physische Tauglichkeit und Familienverhältnisse, die bei den regulären Einstellungen in die Armee vorgeschrieben sind, den „illegalen" Studenten gegenüber wegfallen sollen.

Die Unruhen dieses Jahres haben folgendermaßen begonnen:

Ein paar Studenten in Kiew ließen sich einen Bubenstreich zu Schulden kommen. Die Studentenschaft sagte sich in einer — natürlich „illegalen" — Versammlung von ihren ränidigen Kommilitonen los, wobei ein paar Redner den traurigen Vorfall als Folge der Unmöglichkeit für die Studenten in Vereinen freie Selbsterziehung und gegenseitige Kontrolle zu üben hinstellten.

Vier Redner aus dieser Versammlung wurden zu zwei bis fünf Tagen Universitätsgefängniß — nicht so gemüthlich wie der Karzer der deutschen Studenten! — verurtheilt. Zwei davon weigerten sich, die Strafe anzutreten: sie wurden relegirt und der Stadt verwiesen. Bei ihrer Abreise bereiteten ihnen ihre Kommilitonen auf dem Bahnhof eine großartige Abschiedsovation und faßten in einer darauf abgehaltenen neuen „illegalen" Versammlung Resolutionen, welche Abschaffung der Universitätsgefängnißstrafe und Wiederzulassung der beiden Relegirten verlangten. Im Falle der Nichterfüllung dieses Verlangens wurde gleichzeitig Einstellung des Besuches der Vorlesungen von Jänner 1901 ab beschlossen.

Eine an den Rektor entsandte Abordnung wurde nicht empfangen. Da schaarten sich die Studenten vor der Universität zusammen, um den Rektor zu erwarten. Spät Abends erschien General Nowitzkij mit Gensdarmen, Kosaken und anderen Soldaten, der eine Rede voller Drohungen an die Studenten richtete und ihnen erklärte: „Der Rektor hat seine Vollmachten in meine Hände gelegt; jetzt bin ich Euer Rektor!"

Wenige Tage später wurden durch Spruch des Unterrichtsministers zwei Studenten zu drei, fünf zu zwei und 176 Studenten zu einem Jahre Zwangs-Militärdienst verurtheilt.

Dazu ist zu bemerken, daß die russischen Kasernen an und für sich kein Paradies sind, geradezu eine Hölle aber für die strafweise eingestellten „Umstürzler", wie man sich das lebhaft vorstellen kann.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde der Vorgänge in Kiew durch ganz Rußland nach allen Universitätsstädten und Sitzen anderer Hochschulen, als Polytechniken, Landwirthschaftsschulen u. s. w.

Wie in Kiew, so wurden in Petersburg, Moskau, Charkow, Warschau, Riga, Dorpat und Pulawy die Hochschulen geschlossen, infolge der Entrüstungs-Demonstrationen der Studenten und der mit ihnen sympathisirenden Arbeiter und Bürger. Polizisten und Kosaken feierten wahre Orgien der Brutalität beim Unterdrücken dieser Manifestationen. Am wildesten hausten die Nagaika (Kosaken-Knotenpeitsche) und Dubina (der Polizisten-Knüttel) in Petersburg, wo der polizeigewaltige General-Lieutenant Kleigels die Demonstranten geradezu umzingeln ließ und wo sich Szenen von himmelschreiender Roheit und Barbarei abspielten. Ein paar Studentinnen, die sich nebst anderen Demonstranten in die Kasan-Kathedrale geflüchtet hatten, wurden von den Kosaken an den Haaren ergriffen und mit den Köpfen an die Mauer gestoßen; mit Mühe gelang es einigen ihrer männlichen Commilitonen, ihnen das Leben zu retten. Ein aus der Kirche ins Freie hinausstrebender Student wurde wahnsinnig beim Anblick seines mit zerschmettertem Schädel am Boden liegenden Bruders. Ein Kosaken-Offizier hieb mit seiner Nagaika einen achtjährigen Knaben

von einer Straßenlaterne herunter, wohin sich das Kind geflüchtet hatte, unter die Hufe seines Pferdes. Niemand war seines Lebens sicher, weder Jung noch Alt, weder Mann noch Weib, weder „Schuldige" noch Unschuldige. Ich könnte ganze Bogen füllen mit dem Bericht von Greuelthaten, die mir aus Zeitungen und Privatbriefen von Augenzeugen bekannt geworden sind. Man hatte ganz entschieden die Absicht, mit den „Studentenunruhen" gänzlich tabula rasa zu machen, wie ein Gespräch eines Journalisten mit Generallieutenant Kleigels beweist, von dem die Turiner Zeitung Stampa berichtet. Ein Redakteur der Novoje Slovo kam zu dem Polizeichef der Hauptstadt, um ihm eine Petition zu überreichen, in welcher er gebeten wurde, dem wilden Uebereifer seiner Agenten und der Kosaken Einhalt zu thun, und die von mehreren hundert Personen unterzeichnet war. Der Zeitungsmann erwartete, ziemlich ungnädig aufgenommen zu werden; aber Kleigels empfing ihm mit lächelndem Munde und ironischer Höflichkeit. Er bot ihm eine Cigarette an und sagte: „Sie brauchen mir nicht zu sagen, weshalb Sie kommen. Ich bin schon vollständig unterrichtet!"

„„Wie? Exzellenz wissen schon . . . ."

„Natürlich! Wie sollte das Haupt der Sicherheitsbehörde nicht unterrichtet sein von dem, was man gegen diese intriguirt! Sie wollen mir eine Petition übergeben, in der man meinen Leuten und den Kosaken, die Seine Majestät unter meinen Befehl zu stellen geruhte, viel Uebles nachsagt. Wäre ich wirklich der Tyrann, für den Sie mich halten, würde ich Sie einfach einsperren, denn es ziemt sich nicht für einen treuen Unterthan Seiner Majestät, sich zum Sprachrohr von Rebellen zu machen. Aber ich bin nicht so schlimm! Sie können ruhig wieder in Ihr Bureau gehen und dort sogar noch mehr Uebles von mir und meinen Leuten reden. Aber — wohlverstanden: — nicht schreiben! Denn ein Artikel könnte dahin dringen, wohin er unbedingt nicht dringen darf."

„„Also wollen Sie die Bittschrift nicht annehmen, General?""

„Wer sagt denn das? Ich nehme sie sehr gerne an. Die Namen der Unterzeichneten werden der politischen Abtheilung übergeben, damit man im Falle einer Bewegung orientirt ist."

„„Und Sie gedenken nicht den Uebereifer Ihrer Leute zu zügeln?""

„Durchaus nicht! das wäre ein schöner Polizeichef, der dem Pflichteifer seiner Leute Zügel anlegen wollte! Lächerlich! Im Gegentheil: ich werde Belohnungen aussetzen für diejenigen, welche sich bei der Unterdrückung dieser thörichten Manifestationen auszeichnen."

„„Darf ich mir zu bemerken erlauben, General, daß dies die Menge und besonders die Studenten nur noch mehr außer sich bringen würde?""

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, das weiß ich sehr wohl! Aber sehen Sie, dieses Außer-sich-geraten, wie Sie es nennen, kommt mir sehr zu statten. Es kennzeichnet mir gerade die heißesten und darum gefährlichsten Köpfe. Es ist gut, daß von Zeit zu Zeit solche revolutionäre Ausbrüche stattfinden: dabei enthüllen sich die Seelen, die Heuchlermasken fallen, die wahren Gesinnungen kommen zu Tage. Dank den Putschen dieser letzten Tage bin ich in die Lage gekommen, mir Rechenschaft zu geben über die wahren Absichten von hunderten von Personen, die ich bisher für die ruhigsten Leute von der Welt gehalten habe. Das ist für mich eine förmliche Offenbarung. Ich bin jetzt meiner Sache sicherer als früher, weil ich weiß, mit wem und mit welchen Kräften ich zu thun habe. Ich stehe nicht mehr einem Unbekannten gegenüber, ich rechne mit bestimmten gegebenen Größen. Und das soll mir — ich versichere Sie! — ganz gewaltig helfen, die Ordnung wieder herzustellen. In zehn Tagen werden Sie nichts mehr von einer Bewegung merken . . ."

„„Und wenn die wachsende Menge der Manifestanten die Leute Eurer Exzellenz erdrücken sollte durch ihre Ueberzahl?""

„Ich habe meine Kosaken und ihre Säbel!"

Damit war die Audienz zu Ende.

Exzellenz Kleigels träumt von der Möhlichkeit, die Ruhe des Kirchhofs herzustellen.

Das wird aber nicht gelingen, wie jeder Kenner der russischen Zustände und der menschlichen Natur wissen kann. All' die Hiebe der Nagaiken und Dubinen der Kosaken und Polizisten, welche auf die Studentenköpfe und andere Manifestanten und unschuldige Neugierige gefallen sind, treffen die absolutistische Autorität des Despotismus. Die Professoren, Künstler und Gelehrten stehen auf der Seite der akademischen Jugend, ebenso natürlich die Eltern und Verwandten der Studenten; bemerkenswerth ist aber die unverhohlene Theilnahme der Arbeiter an den Manifestationen in den Hochschulstädten.

Damit ist die revolutionäre Bewegung in Rußland unstreitig in ein neues Stadium ihrer Entwicklung eingetreten . . . . . .

Tell.

Der Zar.

Von **Adam Mickiewicz.**

In gold'nem Kragen grüner Uniform
Erschien der Zar. Die wirft er niemals ab,
Die Uniform ist eines Zaren Haut,
Er wächst und lebt und — modert als Soldat.

Kaum ist das Zarenprinzlein aus der Wiege,
Erhält der Kandidat des Thron's sofort
Ein Wämmslein, Höslein, wie Kosaken haben,
Hiezu als Spielzeug Säbelchen und Peitschlein.
Er schwingt das Säbelchen beim Buchstabiren
Und weist damit die Lettern in dem Buch;
Und wird er in der Tanzkunst unterwiesen,
So schlägt er mit dem Peitschlein sich den Takt.
Herangewachsen, ist sein Hauptvergnügen,
Soldaten in sein Zimmer zu berufen,
Halbrechts, halblinks sie zu dressiren und
An Disziplin und — Knute zu gewöhnen.

So übte jeder Zar sich für den Thron,
Dess fürchtet sie, dess preist sie ja Europa.
Mit Recht sagt man, der Weise überzeugt
Durch die Vernunft, der Thor durch Arm und Faust.
Des großen Peters Angedenken lebe:
Er war Entdecker der Zaropädie,
Er wies den Zaren einen Weg zur Größe.
Er sah Europens hohe Bildung, sprach:
Auch Rußland muß ich europäisiren,

Beschneiden die Talare und die Bärte.
Er spricht's — man stutzt der Edelherren Schöße
Wie im Rococoparke die Alleen.
Er spricht's — der Kaufherren, wie der Bauern Bärte,
Wie Blatt um Blatt vom Hagel, fallen hin,
Er führte Trommeln ein und Bajonnette,
Er baute Kerker und Erziehungshäuser,
Er hieß am Hofe Menuette tanzen,
Er macht' das Weib — doch kostet's ihn Gewalt! —
Gesellschaftsfähig, er besetzt' die Grenzen
Mit Wachen, legte Häfen unter Ketten,
Er setzte Senatoren ein, auch Spione,
Großwürdenträger, Steuerinspektoren,
Paßrevisoren, all' die Bureaukraten,
Rasirte, wusch, bekleidet' einen Bauer,
Gab ein Gewehr ihm in die Hand — da rief
Europa voll Erstaunen: Seht nur Rußland!
Der Peter hat's, der Zar zivilisirt.
Den Nachfolgern blieb immer noch genug:
Die schmutz'gen Kabinete gar belugen,
Despoten gern das Heer zum Beistand leih'n,
Blutbäder und Brandschatzungen anrichten,
Gerechtes Eigenthum für sich entreißen,
Mit Raub an Eig'nern Fremdlinge bestechen;
Und Gallier wie Germanen preisen laut
Die kräftige, weise, gütige Regierung.

Germanen, Gallier! harret nimmer lang!
Denn hallt einmal der Donner von Ukasen
An euer Ohr, wenn euch der Knuten Hagel
Den Rücken mürb' schlägt, eurer Städte Brand
Mit Grausen euch erleuchtet, daß ihr starr
Und angewurzelt steht; wenn dann der Zar
Euch preisen und anbeten heißt Sibirien,
Deportationen, Ukase und Knuten: —
Mögt ihr mit einem Liedchen ihn erfreuen,
Der Variation von heil'ger Melodie.

Aus der „Totenfeier".

Taras.

Von **Hans Weber-Lutkow.**

In schwere Staubwolken gehüllt marschirten die Truppen über die breite Dorfstraße; tausend und abertausend Beine hoben und senkten sich einförmig, tausend und abertausend Arme schwangen sich gleichmäßig zum Takt der Schritte, der Staub legte sich in dicker Schichte auf Kleider und Stiefel, mischte sich in den Schweiß der Wangen, füllte ätzend Kehlen und Lungen, ein schwüler, drückender Dunst lastete auf den weiten, schattengleich dahinschleichenden Schaaren. Die frohen Lieder, die man gesungen, als sich die Frühsonne im Thau der Gräser spiegelte, waren längst verstummt und ihr beseligender Nachhall in den Herzen verklungen. Man hörte nur das Klirren der Bajonette, das taktmäßige Gestrampel der totmüden Füße und hie und da einen Seufzer oder einen gedämpften Fluch.

Hans Weber-Lutkow.

Taras weinte still vor sich hin. Marschirten sie doch durch das Dorf, in welchem er seine Kindheit und erste Jugend verbracht hatte. Aber er sah nichts als dunkelgraue Staubwolken und selbst seine Vor- und Nebenmänner kamen ihm in ihrer Staubumhüllung wie blutlose Gespenster vor. Kein Gruß, kein freundliches Wort klang an sein Ohr; all' die Bekannten, die vor ihren Hütten stehen mochten, wußten kaum, daß er unter diesen Soldaten war, die verwahrlosten, müdgehetzten Landstreichern oder Sträflingen gleich vorüberzogen. Für einen Augenblick sanken wohl die Staubwolken und die Sonnenstrahlen fielen grell auf die bunten Malven im Garten Siwon's. Die alte Barbara sonnte sich auf der Schwelle ihres Hauses, das bis zum moosbewachsenen Strohdach von Schlingbohnen umrankt war, und neben dem großen Ziehbrunnen unter den Weidenbäumen tummelten sich halbnackte, flachsköpfige Kinder. Aber das Bild verschwand und wieder sah Taras Staub nur und Staub und die Schatten seiner Kameraden, die rastlos und gleichmäßig schritten und schritten. Gedämpft nur und fern klangen manchmal zarte, weiche Stimmen oder ein freudiges Kichern, und Taras dachte traurig an frische, wohlbekannte Mädchengesichter mit gesunden, lachenden Zähnen.

Als man über eine kleine Holzbrücke marschierte, blickte er nach rechts, wo sein Vaterhaus und gleich daneben Wikta's Hütte stand — aber die Staubwolken wirbelten und wogten und er sah die Hütten seiner Heimat nicht. Er dachte an ferne, ferne Zeiten, wie ihn, als er noch Kind war, seine Mutter zum ersten Mal zu sich auf's Pferd hob und mit ihm auf die Aecker hinausritt, um dem Vater das Essen zu bringen, wie er in dem kleinen Gärtchen, wo die Nelken blühten, die ersten Küsse mit Wikta wechselte. Vielleicht stand sie vor ihrer Thür und betrachtete mit großen rehbraunen Augen die vorüberziehenden, staubumfüllten Schaaren. Aber ihn sah sie nicht . . . Ein Schwindel erfaßte ihn, er kam aus dem Takte und stand bald, er wußte nicht wie, am Rande des Baches, der längs der Straße dahinfloß. Tomas, sein Nebenmann, kniete am Ufer und schöpfte Wasser mit beiden Händen. „Trink nicht!" schrie ihn Taras an, „das Wasser ist ungesund!" und ließ sich vor Müdigkeit neben dem Freunde nieder. „Und wenn ich daran stürbe!" erwiderte Tomas und schlürfte das Wasser gierig aus den Händen.

Taras vermochte nicht, sich zu erheben; seine linke Schulter, seine Sohlen schmerzten, die sengende Sonne brannte auf seinen Scheitel, die Zunge klebte am

Gaumen. Kompanieen, Kolonnen, Regimenter schritten an ihm vorüber, immer dieselben grauen in dichtem Staub gespensterhaft dahinschwankenden Gestalten. Wohin gingen sie alle im Sonnenbrand? . . . Alle gleich gekleidet, die gleiche Qual im Herzen, Einer immer dem Anderen nach? . . . So viel Menschen, so viel Pferde, die sich alle, wer weiß wo, in Staub und Dunst verloren . . .

Aber endlich waren sie vorbeigezogen, die Staubwolken sanken und die Sonne lachte hell über der Heimat. Die niedere strohbedeckte Hütte mit den kleinen Fenstern in den weißgetünchten Holzwänden, das Gärtchen mit den Kartoffelblüthen und bunten Nelken, grüßten ihn wie alte Freunde. Zwischen Nelken und Maiskolben aber rang Witka, von der Sonne umglüht, den blauen Rock hochgeschürzt, schneeweiße Wäsche mit nackten, straffen Armen; sie schüttelte das weiße, klatschende Zeug so, daß sich ihr rundlicher Körper neckisch hin- und herbewegte, und warf es auf die Schnüre zwischen den Zaunpflöcken. Taras heiße Augen öffneten sich weit; seinen Freund, der neben ihm schnarchte, kaum beachtend schlich er über die Straße, die Anhöhe zur Hütte heran und „O wie bist Du schön!" rief er und stand plötzlich neben ihr.

Sie starrte ihn schweigend an und begann zu weinen, als sie ihn erkannte. Den Händen, die er nach ihr ausstreckte, entzog sie sich und führte ihn in die Stube. Er setzte sich auf die Bank, an die Stelle, wo er vor zwei Jahren zu sitzen gewohnt war; die Sonnenstrahlen drangen durch die kleinen Fenster und glitzerten auf den vergoldeten Rahmen der Heiligenbilder. Beide schwiegen; Taras spürte auf einmal, daß alle seine Glieder vor Müdigkeit zitterten.

Witka setzte ihm Milch und Brot vor, er stillte gierig seinen Hunger. Nachdem er den Löffel weggelegt hatte, bemühte er sich zu sprechen.

„Wie steh'n die Saaten?" fragte er.

„Sehr gut! Besonders auf Euren Feldern. Warst denn nicht zu Hause? Obwohl Deine Mutter allein ist, wirthschaftet sie tüchtig. Sie ist kräftig wie ein Knecht!"

„In einem Jahr, wenn ich heimgekehrt bin", erwiderte Taras, „wird sie rasten, dann heiraten wir und werden selbst säen und ernten."

Witka senkte den Blick. „Wie geht's Dir beim Militär?" frug sie stotternd.

„Bitter, bitter", erwiderte Taras, „das sind schwere, schwere Zeiten. Man arbeitet Tage und Nächte lang, und doch ist nichts vollbracht, man geht und geht, daß die Füße bluten und kommt doch nirgends hin. Man wird beschimpft, geschlagen und eingesperrt und weiß nicht wofür. O, diese langen, einsamen Stunden in der Finsterniß; man weiß nicht, ob es Tag oder Nacht ist, man sieht und hört nicht, man weint nur . . ."

Witka schluchzte und barg ihr Antlitz in den Händen.

„Wein' nicht!" redete ihr Taras zu, „in einem Jahre heiraten wir und alles Leid ist beendigt!"

„Wir werden nicht heiraten!" schluchzte Witka.

„Nicht heiraten?" fragte Taras erstarrt und unter der dicken Staubkruste wurden seine Wangen aschfahl.

„Du gingst fort, mein Taras", sprach sie nach einer Weile, „und ganz allein blieb ich zurück, Deine Heimkehr lag weit in der Zukunft, der Sommer war so schön und heiß, und Abends, wenn das Licht starb, saß ich vor dem Hause und dachte an Dich und an all' die schönen Stunden . . . Ich sehnte mich so sehr nach Dir und war doch ganz allein. Und still und tot war es ringsum, nur die Kühe brüllten im Stalle . . . Und ein Anderer kam . . . Sei mir nicht böse, mein Taras! So lange Zeit hab' ich mich um Dich abgehärmt! Vor Sehnsucht nach Dir wär' ich fast gestorben. Nun aber bin ich still und zufrieden . . ."

Witka's alter Vater trat in die Stube. „Dank Dir, Taras", sprach er, „daß Du bei uns eingekehrt bist. Vieles hat sich in letzter Zeit verändert, sehr Vieles!" — und er schüttelte sein graues Haupt und schmunzelte mit gütigen Greisenaugen — „aber Du bist ein junger, kräftiger Bursch und wirst Dein Glück finden."

Taras, der diese Anrede wie herben Spott empfand, schlich mit kurzem Gruße beschämt aus der Stube. Aber an der Stelle angelangt, wo er geruht hatte, fand er sein Gewehr nicht vor und auch Tomas war verschwunden. — „O, Stefan, da bist Du ja!“ hörte er Wikta's zärtliche Stimme . . . Stefan also, sein bester Freund, hatte ihm sein Lieb' genommen . . .

Sein Herz war leer und wie gestorben, nur seine Füße schmerzten. Er ließ sich im Grase nieder, zog die Schuhe aus und rastete. Vertraute Klänge und Töne umwogten ihn; der Bach murmelte leise, in den flüsternden Weidenbäumen am Ufer pfiffen die Vögel und das Gespräch, das Wikta mit Stefan führte, drang in abgerissenen Lauten an sein Ohr. Wie schön und weich ihre Stimme klang! dachte er und lauschte. . . . Aber da sprach jemand Anderer, ein Fremder, ganz leise, nahe ganz nahe, wie in seinem Inneren selbst. „Desertion! Desertion! Tod durch Pulver und Blei!“ flüsterte die fremde Stimme geheimnißvoll und wie mit Augen sah er seinen Leichnam mit zerrissener Brust im Sande liegen, sah er die Rauchwölkchen der abgeschossenen Gewehre, die sich in der flimmernden Sommerluft verzogen und wie die Truppen bei klingendem Spiel in die Kaserne einrückten. Er zitterte am ganzen Leibe und wie sein Blick auf den Bach fiel, starrte ihn ein entstelltes leichenfahles Angesicht mit weit aufgerissenen Augen aus dem Wasser an. Und die fremde Stimme mahnte immerfort: „Tod durch Pulver und Blei!“ — Das war das Ende! . . . Unter dem Weidenbusch, in dessen Nähe er saß, lag ein alter, breiter Bauernstrohhut, abgenützt und schwarz von Staub und Schmutz. Taras, der ihn einige Zeit gedankenlos angeschaut hatte, schrie plötzlich auf, erhob sich wie neubelebt und „Rettung! Rettung!“ jauchzten seine Lippen. Er setzte den Hut auf und wie er sich im Wasser besah, lachte ihm sein frohes Bauerngesicht von ehedem entgegen. Die blaue Soldatenmütze warf er in den Bach und das Seitengewehr auch, das laut klatschend versank. Auch die Stiefel hatte er schon erfaßt — aber er besann sich — sie waren ja noch brauchbar und als Gegengeschenk für den unbekannten Wohlthäter, der ihm den Hut zurückgelassen hatte, stellte er sie unter den Weidenbaum. Baarfüßig, im Strohhut sah er aus wie ein Bauer und Niemand konnte in ihm den Flüchtling erkennen; abgelegte Soldatenkleider wurden ja von den Burschen seiner Heimat gern getragen.

Dort in der Ferne, wo der Himmel heller und lichter schien, pflügte ein Bauer mit zwei kleinen, flinken Pferden; die Schollen, die schwarz wie Mohn waren, glänzten in der Sonne. Zu dem pflügenden Bauer wollte er flüchten, um, wie früher, ein vernünftiges und nützliches Leben zu führen. Aber auf der Dorfstraße stiegen wieder Staubwolken auf, dröhnte der Lärm vorüberziehender Menschen und Pferde, rollten die Räder der Geschütze. Er schlug deshalb einen Seitenweg ein und kam bald an zwei Burschen vorüber, von denen Einer verwundert ausrief: „Das ist ja Taras!“ Taras erschrack heftig und begann zu laufen; er glaubte Stimmen und Tritte hinter sich zu hören, eine Hand zu spüren, die sich auf seine Schulter legte; ihn ängstigte das Rascheln der Zweige und Blätter, an die er streifte, ja der Klang seines eigenen Athems. Die böse Stimme in ihm erwachte und flüsterte unablässig: „Tod durch Pulver und Blei! . . . Tod durch Pulver und Blei!“ Hinter ihm fiel ein Schuß. Laut jammernd griff er mit beiden Händen nach dem Rücken und lief mit verdoppelter Geschwindigkeit. Das Herz schlug ihm bis in die Kehle hinauf, der Schweiß rieselte von seiner Stirn, seine Kräfte erlahmten, die Kniee, als gehörten sie nicht ihm, knickten ein — er mußte stehen bleiben. Wie er sich umblickte, sah er undeutliche Gestalten fern am Rande des Himmels. Bajonette flimmerten in der lichtblauen Luft, Soldaten in schmutzigen Uniformen zeigten sich. „Gewehr an!“ scholl ein lautes Kommando, die Soldaten setzten das Gewehr an die Wange und zielten nach ihm. Laut schreiend und schluchzend wandte ihnen Taras den Rücken. „Feuer“, scholl das Kommando wieder und zwei, drei Schüsse krachten. Weinend, händeringend, laut mit sich selbst sprechend, rannte Taras ziellos vor sich hin und schrill wie das Schreien eines zu Tod gehetzten Wildes klang sein Jammern über die Haide. Plötz-

lich hörte er ganz nahe das Brüllen von Rindern und einen holprigen Galopp, der schwerfällig über die Erde polterte. Er hielt und sah sich um. Eine Heerde raste vorüber, voran der Stier mit großen, glotzenden Augen und zu Boden gesenkter mächtiger Stirn, als wollte er die Hörner in die Erde bohren, hinter ihm Kühe, die mit dem schweren Euter die Halme streiften, ein kläffender Hund, ein brauner, barfüßiger Hirtenjunge in zerlumpten Kleidern. Aber schon trotteten und stampften sie in der Ferne und nur eine Wolke summenden Gewürms und Fliegenvolks war zurückgeblieben . . . Und wieder krachte ein Schuß und ein zweiter, und wieder begann Taras zu laufen.

Die Schritte der Verfolgenden, das Klirren ihrer Waffen, ihr heiseres Rufen und lautes Höhnen tönten immer näher hinter ihm und ab und zu ergellte ein dumpfer Trommelwirbel, ein ohrenzerreißendes Trompetensignal. Die letzten sinkenden Kräfte strengte er an und warf, um schneller laufen zu können, den Rock von sich. Der Schweiß floß ihm über die Wangen, Hemd und Hosen klebten an seinem Körper, der Mund war ausgetrocknet, wie Blasebälge arbeiteten seine Lungen und schneidend pfiff ihm die Luft um die Ohren. Grüne und rothe Sterne, Schmetterlinge mit schwarzen Flügeln tanzten vor seinen Augen, verzerrte Gesichter zeigten sich, die ihn höhnten, und spöttisch kicherte und rief es: „Tod durch Pulver und Blei! Tod durch Pulver und Blei!" Und das klang bald wie Wikta's Stimme, bald wie das schnarrende Schimpfen seines Hauptmanns. „Kehrt Euch! Halt!" kommandirte laut der Hauptmann. Rasch und gehorsam vollzog Taras die Wendung. Knapp vor seiner Brust blinkte ein Gewehrlauf, zwei scharf zielende Augen starrten ihm groß und drohend entgegen, ein derbknochiger Finger spielte mit dem Hahn, ein häßlicher Mund grinste. „Feuer!" kommandirte der Hauptmann — wie wenn ein irdenes Gefäß zu Boden fällt, ertönte es dumpf — und finster ward es, ganz finster . . .

Ein Signal hallte schmeichelnd an Taras Ohren; leise Anfangs und kaum vernehmbar, dann laut und deutlich, das Signal „Abblasen!" das die Soldaten zur Ruhe rief. Ein Wohlgefühl ging durch seine Glieder, die Ahnung nahender Rast — sanft und lieblich klang das Horn. Langsam und vorsichtig öffnete er die Augen; die stille, weite Heide dehnte sich im Abendglanz vor ihm aus, jeder Halm war wie von röthlichem Heiligenschein umflossen, die Schwalben strichen an den zitternden Gräsern vorbei und ein schwüler Duft des Blühens und Welkens wogte schwer durch die Lüfte. Niederes Gestrüpp, Wachholder- und Weidenbüsche umgaben ihn, über ihm rauschte eine weißstämmige Birke und eine Eberesche, auf deren rothen Früchten der Abend glühte. Er lebte — nur die Stirn schmerzte ihn — aber als er darnach griff, war es eine unbedeutende Geschwulst, keine Wunde. „Ich werde wohl im Laufen an diese Birke angestoßen haben", dachte er lachend. Er war gesund, er lebte, er war in der Heimat! Qual und Mühsal, Angst und Todesfurcht waren nur erdacht und erträumt. Und über der Welt hing, Alles verklärend, das Abendgold.

. . . Ein Summen und Murren wie das Geräusch entfernter Menschenmassen drang an sein Ohr — er wandte sich um. An der Stelle, wo er saß, senkte sich die Haide und an den sanften Abhang schloß sich ein weites Flachland, das sonst eintönig in grauem Steppengras dalag, diesmal aber einen bunt bewegten, fremdartigen Anblick bot. In langen Reihen schimmerten weiße Zelte, um welche sich Soldaten aller Truppengattungen schaarten, Gewehre, in Pyramidenform aufgestellt, blinkten in der Sonne, Pferde, an Pflöcke angebunden, stampften und wieherten den Soldaten zu, die Heu und Hafer brachten, Offiziere lagen rauchend und Karten spielend müßig im Grase oder rannten schimpfend und vielgeschäftig von Stelle zu Stelle. Aus den Herden, die in die Erde gegraben waren, stieg der Rauch in lichten Säulen auf. In der Ferne hinter den Wagen und Geschützen, die in langen Reihen dastanden, sah er die brüllenden Rinder, die aus den Dörfern hergetrieben wurden, um für die Soldaten geschlachtet zu werden. Die untergehende Sonne goß bald ihren blutrothen Schein über das weite Lager.

Da erhob sich plötzlich ein Klingen, weich und traurig, wie fernes Weinen. Aus den westwärts gelegenen Zelten, die von der Abendglut ganz umflossen waren, traten Soldaten in Parade, voran die Musikkapelle mit blinkenden Instrumenten. Ein Kruzifix ragte über den schimmernden Tschakos, eine weißgekleidete Gestalt schwankte ihm nach. Einige Soldaten trugen einen frisch gezimmerten, nicht einmal schwarz angestrichenen Sarg, hinter welchem der Hauptmann, eine kurze, gedrungene Gestalt, mit gerötheten Antlitz langsam einherschritt, ihm folgten Soldaten von Taras' Kompagnie und einige alte Weiber, Rosenkranz und Gebetbuch in den Händen. Taras begriff, daß ein Mann seiner Kompagnie gestorben sein mußte und überflog im Geiste all' die Gestalten, die er noch am Vorabend frisch und gesund gesehen. Wer nur mochte es sein? Er fand keine Antwort. Immer trauriger, schwermüthiger klang das Spiel und ein stiller Sang des Leides, der es sanft begleitete, löste sich in Taras' Seele.

Der Zug verschwand in dem nahegelegenen Friedhof, auf dessen rauschende Wipfel Taras herabsehen konnte. Das Spiel verstummte, er hörte ferne Gebete, murmelnde Worte, kollernde Erdschollen. Schließlich sprach der Feldprediger laut und vernehmbar: „Betet ein Vaterunser für Euren Bruder Taras Lasoryk!"

„Tomas hieß er!" kreischte die barsche Kommandostimme des Hauptmanns.

„. . . Für Euren Bruder Tomas Lasoryk", verbesserte sich der Geistliche und stimmte das Vaterunser an. Weiber und Männer fielen murmelnd ein.

„So ist Tomas gestorben", dachte Taras, „derselbe Tomas, der neben mir im Regen und Sonnenschein, bei Frost und Hitze über die Haide und durch Moräste marschirt ist, der sein Bett neben dem meinen hatte. Heute Morgens noch ging er neben mir und gemeinsam litten wir Hunger, Durst und Mühsal! So leicht stirbt man . . ." Er erinnerte sich an die Todesangst von früher, an die geheimnißvolle Stimme, die ihn so sehr gequält hatte. „O, rede Du mir nur vom Tod durch Pulver und Blei, ich fürchte mich nicht. Wir kommen doch Alle unter den Rasen. Und dann ist Alles gleichgültig. Ob Einer Taras oder Tomas heißt, der Pfarrer spricht ihm das nämliche Gebet."

Die Nacht dunkelte langsam vom Himmel herab. Die Musikkapelle spielte, vom Friedhof heimkehrend, lustige Weisen. Wachtfeuer tauchten aus dem Dunkel auf; unstet beleuchtet ragten die Zelte wie bleiche Gespenster zum sammtblauen Himmel, auf welchem die ersten Sterne wie matte, kleine Augen, erblinkten, und wie Bewohner eines fremden Dämmerlandes bewegten sich Soldaten zwischen Zelten und Wachtfeuern. Verworrene Stimmen, verhallende Sänge wogten wie murmelnde Gewässer an dem Einsamen vorüber und verloren sich wundersam friedlich im schwermüthigen Rauschen der Friedhofsbäume, die wie große, schwarze Schatten dastanden.

„Es ist Zeit heimzugehen!" dachte Taras und wie sonst, wenn er tagsüber auf der Haide getollt oder auf dem Felde im Schweiß der Stirne schwer gearbeitet hatte, ging er in's Dorf herab, zur Mutter.

Sie saß in der Stube, im Halbdunkel, das die Kerze vor dem Marienlicht verbreitete; der graue Schatten ihrer kräftigen Gestalt zitterte unstet an der Wand.

„Ich bin's, Taras!" sagte er beim Eintreten.

Sie musterte ihn vom Kopf bis zu den Sohlen. „Du, ein Kaiserlicher, und barfüßig, ohne Rock?" Ihre Augen sagten, was ihre Lippen verschwiegen.

Ohne ein Wort zu erwidern, begab er sich in die Kammer, in welcher er früher zu schlafen pflegte, und warf sich auf's Lager. „Schlaf, Kindlein, schlaf", summte er halb schon träumend das Schlummerlied, das er als Kind so oft gehört hatte. Noch sah er die Mutter, die ein Stück Brod und einen Krug Wasser auf den Tisch stellte, noch fühlte er eine rauhe Hand, die eine Weile wie liebkosend auf seiner Schulter lag, dann schlief er vor Erschöpfung ein. Doch im Schlafe war ihm manchmal, als betete Jemand an seiner Seite . . .

Es dämmerte, als er erwachte.

„Nein, er ist nicht hier!“ hörte er seine Mutter sprechen.

„Lüg' nicht, Weib, es nützt ja nichts!“ erwiderte eine rauhe Stimme.

„Das ist mein Haus, hier habt Ihr nichts zu suchen!“ klang heiser aber standhaft die Stimme der alten Frau.

Taras rieb sich den Schlaf aus den Augen, öffnete die Thür und sah in's Vorhaus. Auf der Hausschwelle stehend, wehrte seine Mutter mit ausgebreiteten Armen einigen Soldaten, die eindringen wollten, den Eingang.

„Platz da!“ schrie ein Soldat und versuchte sie aus der Thür zu drängen, sie aber stemmte sich mit der ganzen Kraft ihrer starkknochigen Glieder zwischen die Thürpfosten und wich nicht.

Die Bajonette erblinkten. „Fort“, schrie der Soldat, „fort, Du holst Dir den Tod!“ Aber sie stand starr entschlossen da; ihre zerzausten, grauen Haare glänzten matt im Morgenlicht.

Da stürzte Taras auf die Soldaten zu und streckte ihnen die Hände hin. „Hier bin ich, hier. da fesselt mich!“ rief er heiser. Aber die Mutter stand auf der Schwelle, stumm, kräftig, starr, den Eingang und den Ausgang wehrend.

Da gellte ein Jammerschrei, ihr schwerer Körper sank wuchtig zur Erde. Taras suchte sie zu stützen, aber es gelang ihm nicht und neben sie stürzte er hin. Er streichelte ihr liebkosend die erblassenden Wangen und als er das blutgefärbte, grobe Hemd und die zerfetzte Brust erblickte, klagte und weinte er wie ein Kind. Sie lag unbeweglich da — die kräftigen Züge des breiten Gesichtes, wie mit dem Beil ausgehauen, die großen Augen unter den schwarzen, buschigen Brauen, starr und tot. Plötzlich rührten sich ihre Lippen, ihre Hand tastete um sich und streifte leicht die Stirn ihres Sohnes. Ob sie ihn segnen wollte? Ob sie sterbend das warme Leben suchte?

Aber schon hatten sich die Soldaten des jammernden Sohnes bemächtigt und ihn gefesselt. „Fertig! Marsch!“ kommandirte der Korporal, ein häßliches Grinsen in dem breiten, lederbraunen Gesicht. Sie gingen. Taras wandte sich nochmals um — seine Mutter lag im bleichen Morgenschimmer unbeweglich auf der Hausschwelle, wie ein Soldat, der seine Stellung selbst noch im Tode vertheidigt.

Bäuerinnen, die zum Brunnen gingen, legten die Schulterjoche fort, stellten Krüge und Kannen und schlossen sich furchtsam, leise betend, dem Zuge an. Sie ahnten, daß der Soldat, der gefesselt und barfüßig, ohne Rock und Hut fortgeführt wurde, schweren Leiden, ja vielleicht dem Tode entgegenging und ihre Augen rötheten sich. Es war wie das Leichenbegängniß eines unbekannten armen Menschen.

Vom Lager klang ihnen Musik entgegen. Die Zelte waren abgetragen, in Reih' und Glied standen die Regimenter aller Truppengattungen da, die Front nach Osten gerichtet. Der Morgenschein spiegelte sich in den funkelnden Waffen, in den blanken Helmen, auf den Rohren der Geschütze und auf den glatten Rücken der Pferde. Die schimmernden Fahnen bauschten sich vor dem Winde in schweren Falten. An dem Altare, weit voran auf offenem Felde, las der Feldkaplan die Messe.

Der Zug mit dem Gefangenen hielt in einiger Entfernung von den aufgestellten Truppen. Nach beendigter Messe wandten sich die Generale von dem Altare den Truppen zu. Die goldschimmernden Fahnen neigten sich, die Regimenter präsentirten das Gewehr, grüßend senkten sich alle Säbel, die Trommeln schlugen einen festlichen Wirbel, die Musikkapelle begann ein Spiel und aus tausend Kehlen erscholl ein Lobgesang zum Himmel.

Aber durch all' die feierlichen Klänge glaubte Taras ein stilles Weinen zu hören. Er wandte sich um und sah die Frauen, die gefolgt waren und leise schluchzten. Wikta war unter ihnen. Ihre großen, weit offenen Augen voll Angst und Qual sagten ihm Alles: seine Mutter war tot und es gab für ihn kein Glück und keine

Freude mehr auf Erden. Aber der Korporal versetzte ihm einen Stoß und schrie ihn an „Kaisers Geburtstag! Sing' doch mit, Bauernhund!“ Taras nahm alle seine Kräfte zusammen und fiel mit heiserer, rauher Kehle in den tausendstimmigen jubelnden Sang ein:

Gott erhalte, Gott beschütze unser'n Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze, führ' er uns mit weiser Hand! . . .

Wellenspiel.

Mittagsrast die Sonne hielt
Hinter Silberwölkchen;
Sorgenledig durchs Gefild
Zog ein Kindervölkchen.

Wo das Bächlein munter rinnt,
Folgt es seinen Spuren,
Bächlein schien ja selbst ein Kind,
Selbst ein Kind der Fluren.

Und sie zupften sich vom Strauch
Rosen haufenweise,
Warfen sie nach Kinderbrauch
In des Baches Gleise.

Warfen sie mit rauher Hand
In des Todes Reigen;
Mitleid mit dem Frühlingsstand
Keinem war zu eigen.

Abwärts trieb der Wellen Hast
All' die zarten Blüthen,
Ob sie auch an Stein und Ast
Sich um Halt bemühten.

Als mit ihrem Mißgeschick
Noch die Rosen stritten,
Kam ein flücht'ger Sonnenblick
Uebers Thal geglitten.

„Kindervölkchen, rasches Blut,
Noch vom Lenz umgeben,
Was Ihr mit den Rosen thut,
Thut mit euch das Leben“.

Wien.

Karl Henning.

Die Lyrik unserer Tage.

Von Georg Buch (Breslau).

Jede Stimmung muß zum Gedicht werden, das ist heute das Losungswort der Lyriker — sie muß und koste es Gewalt — und wahrlich diese Gewalt wird oft genug angewandt. Den äußeren Rhythmus wirft man über Bord, weil der innere große Rhythmus schlafen gegangen. „Nieder mit der Form!“ so hat einer vorgeschrieen und so haben viele in den ihnen willkommenen Ruf mit eingestimmt; nieder mit allem, was unbequem ist und das „Genie“ beengt! — ausleben, sich aussingen! — Und dann haben sie gesucht, haben ihre Seelen vorgenommen und sie durchgekramt nach allem, was da zu finden war, sie haben sich das Hirn zermartert, weil nun à tout prix nur mehr nach neuen willkommenen Prinzipien gedichtet werden sollte.

Und sie haben Schule gemacht. Manch einer hat seine Bewunderer und Nachahmer gefunden, wenn er gemächlich auf dem Bauche liegend gedankenlos in den Himmel gestarrt hat. Jeder, der das hörte und las, wurde sich mit einem Schlage bewußt, welche Unmenge poetischer Augenblicke er in seinem Leben gehabt und jeder fühlte sich darum als Dichter

und wäre sich wie ein Räuber am Wohle der Nation vorgekommen, wenn er seinem Volke den Genuß auch nur eines dieser seiner großen poetischen Momente vorenthalten hätte.

Man thäte diesen Leuten sicherlich zu viel Ehre an, wollte man sie etwa als Begründer einer neuen Richtung hinstellen: sie interessieren eigentlich nur als bekannte Auswüchse einer eigenartigen Reaktion. Es ist dies jene Richtung, die Versbau und Reim einfach über den Haufen geworfen hat. — Ein Gedanke ist dem „Künstler" gekommen, ein (wie ihm scheint) poetischer Gedanke — welch' großes langersehntes Ereignis! Da wird er denn schleunigst aufs Papier geworfen — frei und ungeknebelt; und weil es doch nun leider hergebracht ist, daß Gedichte aus Versen bestehen, darum wird pflichtschuldigst hin und wieder abgesetzt und mit einer neuen Zeile begonnen. — Der Geist des unglücklichen Lesers soll bisweilen ausruhen, erschöpft unter der Wucht einer solchen genialen Kraft; — dieser humanen Idee entstammen wohl die vielen Gedankenstriche.

Man hat wohl oft genug zergliedert, was die Dichtung und was der Dichter sei; der Kern ist gottlob kein konkreter. Das große Feuer, das in der Menschenseele ruht und glostet, ab und zu urplötzlich aufflammt — immer höher, immer ungestümer — dies Feuer werden nie kalte Worte fassen können. Und wo es auch nur bescheiden ist, ganz bescheiden, wenn es sich nur wahr und echt gibt, sollen wir es ehren, denn es ist ein Funke der Gottheit.

Der Litteraturhistoriker, der dereinst aus der Vogelperspektive unsere Zeit betrachtet, wird wohl den Kopf schütteln, weil sein Empfinden ein anderes geworden, vielleicht wird er die nicht leichte Aufgabe haben, aus schwachen und bescheidenen Versuchen die Anzeichen eines größeren herauszulesen, aber er ist nicht beneidenswerth, denn er wird einen Augiasstall zu sichten haben.

Es liegt ein eigener Zug in unserer Zeit: neben dem zersetzenden Realismus der Außenwelt dieses zuckende Innenleben, dieses Träumen, Tasten und Suchen, das uns wohlthut, wo es echt und natürlich ist. Die „Neuromantik" hat man's wohl genannt, aber diese sogenannte Neuromantik hat mit der einstigen Romantik wenig zu schaffen. Dort die glatten, abgezählten Verse, wildes Drängen und qualvolle Elegie, dazwischen die wunderbarsten rührendsten Blüthen deutscher Lyrik — hier ein formloses Wüten, das Ringen der Wahrheit, der unausgesprochenen Empfindung nach Worten.

Dissonanzen ausleben ist genial und genial *muß* man heutzutage sein — *genial bis zum Wahnsinn*, das fällt auf, und heute ist man mit einem abfälligen Urtheil nicht so schnell bei der Hand wie dereinst. „Ach, was haben die Herren für ein kurzes Gedärm" können wir heute nicht mehr sagen, im Gegentheil, man verdaut heute viel, vielleicht allzu viel, aber eine gute Verdauung ist zu allen Zeiten besser gewesen als ein schwacher Magen. Die Massenfabrikation dichterischer Produkte, die gesuchten Effekte und alle die wunderlichen Auswüchse stoßen sicherlich ab, aber seien wir gerecht: so gänzlich arm sind auch unsere Tage nicht. Die Zeit der wuchtigen Persönlichkeiten ist wohl mählig untergegangen; dereinst lebte die Seele des Dichters in schöner abgeschlossener Harmonie und sog die göttliche Natur in sich hinein. Wir werden heute nicht mehr so leicht mit uns fertig; die sonnige Klarheit, die einsame stille Größe klingt nur noch ganz spärlich wieder in einer Generation, die dahinhastet in bläulicher, von feinem Opiumrausch durchzitterter Atmosphäre, in der bleiche zerissene Gedanken geistern, kalte grüne Sphinxaugen durch die Dämmerung starren, wo das Feld so still liegt — wie erstickend in schwüler Sinnlichkeit und grüblerischer Sentimentalität. Unsere Lyriker suchen nicht mehr in der Außenwelt, sondern in ihrem Empfinden, und wenn ihr Empfinden einmal wahr ist und wenn sie zu suchen verstehen, dann gibt's da so viel Schönes; da gibt es keine leere Versfüllung und kein schönes Reimgeklingel, da ist harte, trockene, fast profan klingende Wahrheit oder schluchzende Zerrissenheit, Gestalten, die drall und frisch vor uns hinspringen und solche, die das Leben nicht zwingen können — nicht zwingen wollen — ja, und dann — dann ist da auch so viel, was nebenherläuft — so unmenschlich viel davon; da sind die „breiten Bettelsuppen", jene schale und widerlich gespreizte Massenfabrikation, die kläglichen Produkte jener unreifen Pfuscher, die nichts bieten als zahllose

Schlacken, die sie als geniale Lava um sich zu speien beliebten. — Die Großen von ehedem haben ihre Kraft nicht verloren, denn solch eine göttliche Kraft kann nicht untergehen; wir verstehen sie nur nicht mehr; — an die Stelle der großen, weltumspannenden Individualitäten sind die bescheidenen Kleinmeister des „Milieus" getreten. — Was diese geschaffen haben, hat jene nicht um einen Finger breit von ihrer Höhe gezogen. Aber Eins haben sie uns gegeben — in ihren besten Leistungen, wo ihnen nicht ein brutaler Realismus, sondern liebevolle Innigkeit die Hand geführt, — das ist das *Leben*, das einfache Leben, die Poesie des Schlichten, wie sie ein Millet oder bei uns ein Liebermann in die Malerei getragen. Und dieses Schlichte hat die sogenannte „Neuromantik" vor der alten voraus, das Schlichte, das wohl Heinrich Heine mit seinen Virtuosenhänden so wunderbar zu konstruieren wußte und das ihn am alten deutschen Volkslied immer so entzückte. Was würde *er* wohl sagen, wenn er unsere Lyrik sähe? Man hat sich nur allzugern nach seiner großen Leier Klichées hergestellt und damit Bände gefüllt. Er ist ein gefährlicher Dichter. Seine brillante Glätte nimmt zu leicht gefangen, und darum werden seine Epigonen niemals aussterben; aber in dem wunderbaren Gemisch von Esprit, Eleganz und trotz aller Künstlichkeit so täuschend wahrer Empfindung wird es ihm niemand wieder gleichthun.

Krankhafte Naturen, in deren Schöpfungen süßlich-schwüle Dekadenzstimmung zittert, Persönlichkeiten mit nervösen, aufgehetzten Sinnen, die durchaus Individualitäten sein wollen oder geistlose Köpfe, die ihre ganze Plattheit hinter gesucht frappirenden, geschmacklosen Effekten verschanzen: — das ist heute das Gros der Lyriker.

Kraft brauchen wir, Kraft! keine kranke *Stimmung*. Männer von der Wucht und Reinheit Goethe'schen Empfindens, nicht weiche sinnirende Phantasten. — Sie sind heute selten geworden, jene Männer, sehr selten, und wo sie unter den „Neuen" sind, da sind sie doch nur schwache Abbilder. — Da ist *Liliencron*, der so kanibalisch breit und wohlthuend lacht, der so prall daherschreitet wie ein starker Grenadier im strammen Tritt, da ist *Schönaich-Carolath* und da sind glücklicherweise noch manche Andere, deren Lied uns wohlthut.

Ein einziger frischer und gesunder Trunk vermag uns zu entschädigen für all' das schale und breite, das manierirte und künstlich ausgeklügelte Zeug, dessen wir so viel genießen müssen, ein Augenblick vollen, starken und reinen Empfindens kann uns den Glauben wiedergeben, der in's Schwanken gekommen, weil wir so oft gesucht und nichts gefunden haben. — Wir wollen diejenigen ehren, die im Ernst gerungen haben, auch wenn sie schwach geblieben sind; wir können nicht die Sonde an eine Zeit legen, die so mannigfach durchwoben und die zugleich die unsere ist, weil wir sie nicht unbefangen sehen und weil auch wir ihre Kinder sind, Kinder dieser verträumten und hastenden, brutalen und zugleich grüblerischen Zeit, der Zeit, die goldene Schaffensfreudigkeit gebiert und zugleich in ihrer bramarbasierenden Hilflosigkeit die Zeit der „Uebermenschen" sein will.

So manche Schranke hat fallen müssen — und der Weg ist dunkel. Sollen wir umkehren? Sollen wir nachahmen, was wir doch nicht besser machen können? Nein! Einen Lorbeer auch *der* Zeit, die ihre *eigenen* Bahnen zu gehen wagt

Nicht die Nachahmer, sondern die, die Eigenes, Neues brachten, haben Geschichte gemacht.

Der kalte Strom der Jahre wird auch über uns dahingehen, und wird so manches fortschwemmen, was heute Sensation macht — Sensation lediglich, weil wir nach Neuem, Großem dürsten und man uns Neues bietet — wenn es auch nicht groß ist.

Die stolze, edle Kunst treibt unfaßbar um ihre großen Pole: ihr Geist ist stets durch Extreme gegangen, — ihre Geschichte ist stets eine Geschichte der *Reaktionen* gewesen.

Der deutschen Flotte Anfang und Ende.

1848—1852.

Von **Hans Kufahl** (Wien.)

Ein Reich, das einen so gewaltigen überseeischen Handel und eine so große Küstenentwicklung wie das deutsche hat, ein Reich, das in die Kolonialbewegung getreten ist, um nicht allzusehr hinter England und Frankreich zurückzubleiben, braucht entschieden eine Seemacht, die kräftiger sein muß, als die jetzt zur Verfügung stehende. Eigenthümlich muß es berühren, daß gerade die Kreise der Industrie und des Handels, in deren Interesse doch zunächst eine starke Seemacht gelegen ist, denen doch zu allererst das für Marinezwecke bewilligte Geld zurückfließt, sich ablehnend den Flottenplänen gegenüber verhalten.

Wie man anderwärts über derartige Pläne denkt, zeigt der englische Sozialistenführer, der in öffentlicher Versammlung auf das Wärmste für eine Vermehrung und Verstärkung der britischen Seemacht eintrat. Was möchte wohl Bebel zu einem Parteigenossen sagen, der auch nur im Entferntesten an eine solche „Sünde" dächte? Die französischen Radikalen haben ihrem Todfeinde, der jetzigen Regierung, einige hundert Millionen zur Ergänzung der Flotte angeboten; Herr Eugen Richter wird das schwerlich jemals im Reichstage thun.

Hoffen wir, daß der unermüdliche Eifer des Kaisers, den er in den Flottenplänen im Interesse der Macht des Reiches zeigt, nicht immer einen „uferlosen" Widerstand finden möge. Einer schmachvollen Periode sind nachstehende Zeilen gewidmet, so Mancher, der sie damals als Jüngling miterlebte, wird uns für den Rückblick dankbar, den Zeitgenossen wird das Spiegelbild nicht ohne Interesse sein.

Der Lieblingstraum des deutschen Volkes war in Erfüllung gegangen, ein kleines Geschwader hatte die schwarz-roth-goldene Flagge entfaltet. Die Hoffnung, daß es in Zukunft nicht der kleinsten der Seemächte gelingen werde, deutsche Häfen zu sperren, unsere Schiffe ungestraft auf offener See aufzufangen, und so Handel und Gewerbe zu lähmen, schien endlich erfüllt.

Die Dichter prophezeiten, daß unsere Flagge in fernen Meeren die Ehre des deutschen Namens, die Sicherheit des deutschen Besitzes unter dem Donner der Geschütze mehren werde.*)

Des Auktionator's Hammer zerschlug alle diese Hoffnungen, der Todeskampf dieser Herzensschöpfung des deutschen Volkes aber verdient festgehalten zu werden. Nicht um den Zorn, der sich gelegt, wieder aufzufrischen, nur um dieser flüchtig vorübergegangenen Erscheinung ein Denkmal der Erinnerung zu setzen, wollen wir in kurzen Zügen das düstere Bild zeichnen.

Am 16. Juni 1848 bewilligte die deutsche National-Versammlung in Frankfurt a. M. sechs Millionen Thaler zur Gründung einer deutschen Seemacht, dem engeren Rathe der Bundesversammlung wurde die Ausführung dieses Beschlusses übertragen. Vom Bundestag wurde dieser Beschluß sofort bestätigt, da aber bald darauf an dessen Stelle der zum deutschen Reichsverweser gewählte Erzherzog Johann von Oesterreich trat, nahm dieser die Angelegenheit energisch in die Hand und schrieb die genannte Summe am 10. Oktober 1848 und 22. Februar 1849 als Matrikularumlage aus. Preußen und die Mehrzahl der deutschen Regierungen kam seiner Anordnung durch vollständige oder doch theilweise Einzahlung dieser Beiträge nach.

Oesterreich hielt sich nicht zur Zahlung verpflichtet, weil es ja durch seine eigene Flotte für den Schutz der deutschen Küsten am adriatischen Meere genügend sorge.

*) Vgl. besonders Herwegh's Gedicht „Die deutsche Flotte" in den „Liedern eines Lebendigen". (D. Schriftl.)

Wien zeichnete sich dadurch aus, daß selbst zur Zeit der demokratischen Herrschaft in den Oktobertagen keinem Beschlusse des deutschen Parlamentes Folge geleistet wurde, am wenigsten aber einem, der mit einer bleibenden Geldverpflichtung verbunden schien.

Außerdem hielten sich Bayern, Sachsen, Württemberg (dieses nicht gänzlich) Kurhessen und Luxemburg fern, wie lebhaft auch die Bevölkerung für die Flotte begeistert war, und ihren Eifer durch Privatsammlungen zeigte.

Der dänische Krieg drängte zur Eile und es wurden nun hauptsächlich in England Schiffe aufgekauft, die zum Theile kriegstüchtig waren, zum Theile so rasch als möglich ausgerüstet wurden. Der ruhmvolle Tag von Eckernförde brachte als Kriegsbeute die dänische Fregatte „Gefion".

Tüchtige Offiziere wurden angeworben und die deutschen Jünglinge drängten eifrig sich zum Flottendienste, helle Begeisterung herrschte für „Germania auf dem Meere" in allen deutschen Gauen.

Mit dem Frankfurter Parlament und dem Reichverweser zerbrachen die festesten Stützen der Flotte. Die in sich gespaltenen deutschen Regierungen konnten sich über die Erhaltung und Weiterbildung der Flotte nicht einigen. Den Binnenstaaten fehlte das unmittelbare Interesse an einer Sache, deren Lasten sie am liebsten den Küstenländern zuschieben wollten, ohne zu bedenken, daß Deutschlands Einheit auch eines Opfers werth sei.

Der Bundestag beschloß nun, die Verwaltung der Flotte der Bundes-Zentral-Kommission zu übergeben, und aus den Geldern der Festungskasse für dieselbe zu sorgen, wodurch Oesterreich zu einer Betheiligung an den Kosten in der Höhe von 1,300.000 fl. gelangte.

Hannover beantragte hierauf am 11. Juni 1851 die ausdrückliche Anerkennung der deutschen Bundesflotte als Eigenthum des Bundes und die Beauftragung einer Kommission mit der Vorbereitung des Beschlusses über die Frage, ob die in der Nordsee vorhandene deutsche Flotte als Bundesflotte beizubehalten oder aufzulösen sei?

Dieser Ausschuß wurde aus den Gesandten von vier Staaten, welche bei Anschaffung der Flotte mitgewirkt hatten — Preußen, Württemberg, Hannover und Großherzogthum Hessen — und drei anderen, welche der Sache ferngeblieben waren — Oesterreich, Sachsen und Bayern — gebildet.

Auf den Vorschlag derselben wurden zunächst in der Bundessitzung vom 8. Juli 1851 eine Matrikularumlage von 532.000 fl. zur Erhaltung der Flotte beschlossen, wogegen Preußen, so lange nicht die Rückstände der Ausschreibungen von 1848 und 1849 eingezogen wären, am 21. Juli Verwahrung einlegte, obgleich das Bundespräsidium am 30. Juli erklärte, daß diese Umlage die Entscheidung über die Flottenfrage nicht beeinträchtigen solle.

Die mangelhafte Einzahlung dieser Beiträge hatte später die Folge, daß, um die benöthigten Gelder zu erhalten, das gesammte Material der Flotte dem Hause Rothschild verpfändet werden mußte.

In diese Periode fällt auch die englische Drohung, Fahrzeuge, die sich unter schwarz-roth-goldener Flagge in den Gewässern der Nordsee blicken lassen würden, als gute Prise zu erklären und mit der Bemannung nach Seerecht verfahren zu wollen. (!!)

Soweit hatte es der Bund gebracht, daß er um die Mannschaften zu bezahlen, seine Seemacht versetzen mußte, die somit zum Gespötte des Auslandes diente.

Es trat nun, um über die Flottenangelegenheit zu berathen, eine Sachverständigen-Kommission zusammen, bestehend aus dem Kontreadmiral Bromm y, dem österreichischen Fregattenkapitän Bourguignon und dem preußischen Obersten v. Waldersee; diese sollten ein Gutachten über die Sache dem Bundesausschuße vorlegen.

Das Gutachten sprach sich zunächst für Erhaltung der Flotte und nach dem Vorschlage Oesterreichs für ein dreitheiliges Geschwader aus. Die Nordseeflotte sollte nur aus 4 Segelfregatten, 4 Corvetten, 9 Dampfern und 7 Kanonenbooten

bestehen, resp. auf diesen Stand gebracht werden, wozu jährlich 1,120.352 Thaler erforderlich gewesen sein würden. Oesterreich sollte im adriatischen Meere ein Bundeskontingent von 3 Fregatten, 2 Corvetten und 5 Dampfern unterhalten. Mit diesen Schiffen sollten die Stationen in der Levante, Nordamerika, Westindien, Mexiko, die Ostküste von Südafrika, die Westküste von Südamerika und der stille Ozean, das indische Meer und das Vorgebirge Malakka bis zum Cap der guten Hoffnung abwechselnd besucht werden. Im Kriegsfalle sollte aus allen Abtheilungen eine Bundesflotte von 9 Fregatten, 9 Korvetten und 18 Dampfern zusammengebracht und unter die Oberleitung des Bundes gestellt werden, im Frieden aber jedem Theile die Verwaltung und Einrichtung seines Seewesens verbleiben. Diese Vorschläge, denen der Bundesausschuß im Wesentlichen beitrat, kamen am 25. November 1851 zur Berathung in der Bundesversammlung; aber die Meinungen darüber waren wie gewöhnlich so getheilt, dass ein endgiltiges Resultat nicht erzielt wurde. Für Oesterreichs Ansicht einer dreitheiligen Flotte, so angemessen dieselbe erschien und obgleich es für Böhmen einen Beitrag zur Unterhaltung anbot, hatte sich nur Hessen-Homburg erklärt. Erst Ende Dezember kamen die Entscheidungen zu Stande, welche dahin lauteten, daß vom 1. Januar 1852 ab die Flotte nicht mehr als Bundeseigenthum beizubehalten sei. Denjenigen Staaten, welche eine Nordseeflotte bilden wollten, wurde der Beschluß wegen Uebernahme oder Auflösung derselben nach Abfindung der Entschädigungsansprüche derjenigen Regierungen, welche hierauf Zahlungen geleistet hatten, überlassen; jede fernere Einzahlung von Beiträgen aus Landesmitteln abgelehnt. Der Bundesausschuß für das Seewesen erhielt den Auftrag, einen Bericht über die weiter erforderlichen Maßnahmen betreffs der Gestaltung der Flotte zu erstatten. In der Bundessitzung am 7. Januar 1852 wurde anderweitig beschlossen, daß der Ausschuß seine Aufträge mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse ohne Verzug zu erfüllen habe. Nochmals erneuerte der Ausschuß seinen Vorschlag einer dreitheiligen Flotte, beantragte zugleich für den Fall der Nicht annahme die Versteigerung und daß die betreffenden Regierungen zur Erstattung der gemachten Vorschüsse zu verpflichten seien, ohne daß es denjenigen, welche die erste Matrikularumlage geleistet hatten, gestattet sein sollte, diese beim etwaigen Ankauf von Schiffen auf ihre Meistgebote abzurechnen.

Hannover widersprach diesen Anträgen und über die strittigen Punkte wurde die Einholung neuer Anweisungen beschlossen.

In einer am 10. Februar 1852 abzuhaltenden Sitzung sollten die Gesandtschaften sich erklären, ob die Flotte als Eigenthum und zugleich als organische Einrichtung des Bundes zu erachten und ob auch im Falle der Verweigerung der ersten Frage die Veräußerung der Flotte für Rechnung der Eigenthümer zu beschließen sei. An dem genannten Tage sollten sich die hiezu geneigten Regierungen über die Bildung eines Nordseeflottenvereines aussprechen und, wenn derselbe bis dahin noch nicht zu Stande gekommen wäre, die Bereitwilligkeit zur einstweiligen Unterhaltung der Flotte erklären. Die Bundessitzung, in der hierüber zu entscheiden war, kam erst am 16. Februar zu Stande, und der Beschluß fiel dahin aus, daß die Flotte als Eigenthum, jedoch nicht als organische Einrichtung des Bundes betrachtet werde und dieser durch Stimmenmehrheit über die Flotten zu verfügen habe. Ein Flottenverein hatte sich nicht gebildet, dagegen erbot sich Preußen zur Uebernahme zweier Schiffe, „Eckernförde" oder „Gefion" für den abgeschätzten Werth von 262.500 fl. und des Dampfers „Barbarossa" für 451.000 fl. Eine neue Frist bis Ende März wurde für die Einigung über Erhaltung der Nordseeflotte gestattet; käme sie aber auch bis dahin nicht zu Stande, so sollte Preußen das Eigenthum der genannten Schiffe erhalten, sofern es 160.000 fl. auf den Kaufpreis baar einzahle und nur den Rest auf seine Vorschüsse in Anrechnung bringe. Dann sollte auch zum Verkaufe der übrigen Schiffe geschritten werden und der Ausschuß für das Seewesen einstweilen geeignete Vorkehrungen treffen.

Ueber die rechtlichen Folgen dieses Beschlusses fanden in den Bundessitzungen vom 21. Februar und 2. März 1852 Erörterungen statt.

Ein besonderer Ausschuß aus den Gesandten von Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Hamburg, wurde ernannt, um die Abrechnung vorzubereiten.

Am 6. März 1852 machte Preußen den Vorschlag, sich an dem Nordseeflottenverein mit der Hälfte der benöthigten Summe zu betheiligen, und Hannover ließ am 29. Februar eine Einladung zu einem Flottenkongresse ergehen, der auch am 20. März 1852 in Hannover stattfand. Bevollmächtigte erschienen von: Sachsen, Bayern, Großherzogthum Hessen, Braunschweig, Nassau, beiden Mecklenburg, Weimar, Koburg-Gotha, Meiningen, Oldenburg, den anhaltischen, schwarzburgischen, lippischen, reußischen Staaten, Lichtenstein, Waldeck und den vier freien Städten. Der Vorschlag Hannovers forderte als Grundlage eines Flottenbestandes 2 Segelfregatten, 2 dergleichen Corvetten, 3 Dampfer und einige Kanonenboote.

Die betheiligten Staaten sollten einen Beitrag von 2 Silbergroschen per Kopf der Bevölkerung entrichten, die Küstenstaaten ihren Beitrag verdoppeln, wodurch ein Einkommen von circa einer Million Thaler erzielt werden würde, genügend zum Unterhalt der Flotte und zur Gründung eines Kriegshafens. Sachsen und Bayern knüpften ihre Zustimmung an das Zustandekommen einer deutschen Zoll- und Handelseinigung; die kleineren Staaten an die Theilnahme Preußens. Eine Einigung wurde abermals nicht erzielt.

Endlich beschloß der Bundestag am 2. April 1853 endgiltig die Auflösung der Flotte und verfügte gleichzeitig die Auslieferung der früher genannten beiden Schiffe an Preußen, die am 7. April erfolgte. Der Ausschuß für das Seewesen wurde am 7. April aufgelöst und die weitere Behandlung der Sache dem Bundes-Militärausschuß überwiesen. Zur besonderen Geschäftsführung bei Auflösung der Flotte ernannte der Bundestag den großherzoglich oldenburgischen Staatsrath Dr. Hannibal Fischer; allein seine Regierung vermerkte die Uebernahme dieses Auftrages so übel, daß sie dieselbe als Ausscheiden aus ihrem Dienste betrachtete. Es hat langen Unterhandlungen bedurft, bis der deutsch gesinnte Großherzog, der diesen traurigen Auftrag hart empfand, sich dem Willen des Bundes fügte. Der erhaltenen Anweisung zufolge sollte Dr. Fischer den Verkauf im Wege des Meistgebotes bewirken, wobei Anerbietungen unter der Hand nicht ausgeschlossen waren. Der Militärausschuß hatte sich die Entscheidung vorbehalten, ob die Schiffe mit oder ohne Kriegsausrüstung zu verkaufen seien.

Deutschen Regierungen wurden beim event. Ankauf Zahlungsfristen in Aussicht gestellt, doch keine wollte mehr von der ganzen Sache etwas wissen. Am 3. Juli 1852 erließ Dr. Fischer seine Bekanntmachung und am 18. August*) kam zuerst die zum Kriegsgebrauch untaugliche, jedoch mit zehn Geschützen besetzte Segelfregatte „Deutschland" unter den Hammer, die ohne Ausrüstung 28.000 Thaler gekostet hatte und nun für 9200 Thaler dem bremischen Capitain E. Laun zugeschlagen wurde, welcher damit am 10. Oktober nach China segelte.

Die Anträge der brasilianischen Regierung wurden zurückgezogen; dagegen meldete sich die britische „Allgemeine Dampfschiffahrts-Gesellschaft" mit einem Angebot von 226.000 Thaler auf 6 Dampfschiffe, welches sich im Laufe der Unterhandlungen auf 238.000 Thaler steigerte und wofür ihr diese Schiffe am 11. Dezember 1852 zugeschlagen wurden. Es waren dies der „Ernst August", der „Großherzog von Oldenburg" und „Frankfurt", auf deren Bau und Ausrüstung 1,200.000 fl., ferner „Hamburg", „Lübeck" und „Bremen", auf welche in gleicher Weise 500.000 fl. verwendet und die alle zusammen auf 595.000 Thaler abgeschätzt worden waren, dass also die Kosten durch den Verkaufspreis nicht zur Hälfte erreicht wurden. Wehmüthigen Blickes sah man am 16. Dezember diese Schiffe unter englischer Flagge die Weser hinabfahren. Oesterreich unterhandelte wegen Ankauf des „Erzherzog

*) Die Auktion fand zu Brake statt.

Johann" und der „Hansa", eines Schiffes von 1800 Tonnen, das 956.000 fl. gekostet hatte, doch ließ sich eine Einigung nicht erzielen, da Oesterreich die Schiffe ohne Zahlung in Anrechnung auf seine geleisteten Vorschüsse übernehmen wollte. Später wurden beide Schiffe nach Amerika verkauft, die Kanonenboote, die für 133.313 Thaler angeschafft wurden und auf 4000 Thaler geschätzt waren, verfaulten langsam in den Häfen von Veggesack und Lübeck, ihr endgiltiges Schicksal ist unbekannt. Die braven Männer, welche sich dem Dienste der Flotte geweiht hatten, waren brodlos und nur 42 mit Patent angestellte Offiziere erhielten als Abfertigung einen halben Jahressold und — die Zusicherung einer Unterstützung, im Falle sie in Jahresfrist keine andere Anstellung gefunden haben sollten.

Die klägliche Geschichte der deutschen Flotte ist beendet, ein betrübendes Zeugniß für die damalige Zerfahrenheit und Muthlosigkeit in Deutschland. Heute weht an stolzen Schiffen des Reiches Flagge in den fernsten Meeren, zu Hause aber wird der Geldbeutel für unsere Seemacht ängstlich zugehalten. Gott besser's!

Ein deutscher Waldkönig.

Und brauch'st du Helfer, Retter aus innerer, äußerer Noth,
O Deutschland, so seien es Götter, die nimmer vom Blute roth;
Im Walde müßten sie wohnen, im uralt heiligen Forst,
Da müßte als Adler thronen der König auf seinem Horst.

Zur Abwehr all' des Bösen, was immer die Zeit gebracht,
Die Sklaven zu erlösen von Dunkel und Geistesnacht;
Zu ächten alle die Werber für gleißenden Goldesschein,
Zu hetzen die Baumverderber aus seinem heiligen Hain.

Er müßte herniedersteigen verwandelt als Volkeskind,
Mitfreuen sich, müßte zeigen den Menschen sich wohlgesinnt;
Es müßten dem frommen Recken vom stolzen Germanenland
Die Hirsche selbst freudig lecken die Hände und das Gewand.

Es müßte ihm alles gelingen, nicht könnte er werden müd,
Er würde zu Füßen zwingen den Norden zusammt dem Süd;
So mit den Mächten im Bunde vom heiligen Waldeszelt,
Da müßt er werden zur Stunde der König der ganzen Welt.

Warmbronn. Christian Wagner.

Merkspruch.

Wer die Menschen ehren will,
Muß ein krummes Rückgrat haben,
Und wer ihnen wehren will,
Muß gewaltige Fäuste haben,
Doch wer sie bekehren will,
Lasse lieber sich begraben.

Roland Hammer.

Die wahre Schmach des Jahrhunderts.

Betrachtungen über die Zensur.

Von **Volker zu Alzey.**

I.

Wir leben, so sagt man wenigstens, im Zeitalter der „Aufklärung", des Fortschrittes, der geistigen wie leiblichen Freiheit, der Gesetzlichkeit und wie die schönen Phrasen sonst noch heißen mögen — kurz, wir stehen auf der „Höhe der Zeiten", wie die Jericho-Posaunen der Journalistik nach allen Richtungen der Windrose hinausschmettern. Wir Glücklichen! Wohl dir, daß du ein Enkel bist — so und nicht anders muß die betreffende Stelle im Goethe lauten. Wohl! wir stehen nur auf der Höhe der Zeiten, auf einer Höhe, die das Umsehen verbietet, da man sonst den schönsten Schwindel kriegt, der überhaupt zu haben. ist. Nicht einen physischen, sondern einen moralischen Schwindel, wenigstens für Denjenigen, der ohne Vorurtheil denkt. Die Höhe der Zeiten ist aber eigentlich nichts als ein Maulwurfshügel von etwas außerordentlicher Höhe, den die kurzsichtigen Lobredner der Moderne in gänzlicher Unkenntnis der Kulturgeschichte vergangener Zeiten und Völker zu einem Himalaya, oder modern gesprochen: zu einem Eiffelthurm so lang emporgeschwindelt haben, bis die baß geschmeichelte Menschheit der faustdicken Lüge zu glauben anfing. Und so leben wir denn in der besten aller bisher dagewesenen Welten ein wahrhaft paradiesisches Leben, das nur ein einziger Schatten und überdies nur zeitweilig trübt: der Antisemitismus, die „Schmach des Jahrhunderts". Genügsamkeit ist sonst gerade kein Merkmal unserer Zeit, weder in Bezug auf das Gute, noch auf das Schlechte — was aber die erwähnte Schmach anbelangt, so nehmen wir es mit einem Anachoreten aus der Thebais ohneweiters auf. In Wirklichkeit ist die Sache freilich ganz anders. In Wirklichkeit erscheint der Antisemitismus als der geringste „häßliche Fleck" auf dem — mit unseren Exaltados zu reden: Hermelin der neuen Menschheit. Man sehe sich doch nur die Kunst im weitesten Wortsinne an!

Ward diese „Himmelstochter der Natur" jemals so geknechtet und geknutet, wie heute? Ist der Künstler der Vergangenheit je so beengt und vogelfrei gewesen, wie der moderne?! Hat der geistige Druck auf der Kunst und deren Jüngern irgend einmal so schwer und unerträglich gelastet, als in diesem Jahrhundert? Ich rufe alle Diejenigen zu Zeugen auf, welche die Geschichte der Kultur kennen, sie mögen vortreten und mit Rücksicht auf das jedesmalige Verhältnis zwischen Kunst und Staat ihr Votum abgeben — ich bin überzeugt, daß die überwiegende Mehrheit meiner Meinung sein wird. Es mag wohl Zeiten gegeben haben, in denen die Kunst mit Argusaugen beobachtet und deren Erzeugnisse unterdrückt wurden, falls sie mit der alleinseligmachenden Doktrin der Machthaber nicht genau übereinstimmten, aber ein Zeitalter, wo sie so planmäßig, mit so erbärmlichen Mitteln verfolgt, an die Wand gedrängt und ratenweise hingewürgt wurde, hat es sicherlich nicht gegeben.

Das eben ist das Tief-Betrübende, das Entwürdigende, Beschämende an unserer Zeit, der aufgeklärten, vorgeschrittenen, die sich in ihrer Vermessenheit prahlt, gar nicht weit vom Ziele zu stehen, so der Menschheit gesteckt worden ist, das ist die wahre Schmach des Jahrhunderts —: daß die Kunst überhaupt von Seite des Staates nicht nur als eine Art von Spielerei und Luxus betrachtet, sondern auch als minderjährig, der strengen Vormundschaft zum Dringendsten bedürftig angesehen und demnach auch behandelt wird. Das gilt natürlich nicht von jener Kunst und Schriftstellerei, die an Vergißmeinnicht umblühten Wiesenbächlein einherspaziert und von Liebchens Aeugelein schwärmt, sondern von jener, die mit dem politischen und sozialen Leben des Volkes Fühlung behalten hat und ihren eigentlichen Beruf: dem Menschen Stütze und Führer zu sein, nicht untreu geworden ist.

Bei keinem einzigen Volke, dem wir den Hofrathstitel „Kulturvolk" in Gnaden ertheilt haben, ist Aehnliches der Fall gewesen. Nicht einmal bei denjenigen Völkern

des Alterthums, die uns als Muster und Meister für alle Zeiten gelten, ja bei diesen am allerwenigsten! Weder die Griechen, noch auch die Römer, das Staatsvolk par excellence, vor dessen Staatsmännern die unseren wahre Liliputer sind, haben eine Zensur für geistige Erzeugnisse gekannt. Auch nicht in den schlimmsten Zeiten cäsarischer Verruchtheit, unter der Zuchtruthe halb oder ganz verrückter Despoten, Caligula, Caracalla, Domitian, Elagabal und wie die Ungeheuer sonst noch heißen mögen.

Das glänzendste Beispiel hiefür bietet der „verzogene Liebling der Grazien", Aristophanes. In einer entarteten, durch und durch verluderten Zeit lebend, wo die unfähigsten und niederträchtigsten, vor keinem Mittel zurückschreckenden Persönlichkeiten in der glorwürdigen Republik von Athen das Heft in der Hand hatten, bekämpfte er eben diese Machthaber vom öffentlichsten Orte der Welt, von der Schaubühne aus mit einer Kraft und Wucht, wie sich dergleichen in den Annalen wohl kaum noch finden läßt! Von keinem Redner, keinem persönlichen Feinde ist Kleon, der damalige Herr und Gebieter der Perikleischen Erbschaft so hart mitgenommen worden, als von diesem Dichter. Er nennt ihn geradezu einen „erkauften Schurken", einen „Mann mit langen Fingern", den „Stifter alles Unheils", den „bosshaftesten Buben in der weiten Welt", der das atheniſche Volk „zum blöden Kinde" macht", und fordert dieses zur Vertilgung des Verhaßten mit folgenden Wort auf:

Nieder, nieder mit dem Schurken, der die Ritterschaar verwirrt,
Diesem Zöllner, diesem Schlunde, der Charybdis gleich an Raub,
Diesem Schurken, diesem Schurken, immer wieder sag' ich das,
Wie er auch so oft am Tage Schurk' und wieder Schurke war —
Auf denn! hau' ihn und verfolge, ängst'ge, bring' ihn außer sich,
Und verfluch' ihn, wie wir Alle, stürme schreiend auf ihn ein,
Aber Achtung! sonst entwischt er, denn er kennt die Schliche wohl.

Immer wieder schleudert er dem Demagogen, dessen Macht eine ganz außerordentliche war, die ehrenrührigsten Vorwürfe in's Gesicht, wie z. B.:

O verflucht schreierisches Lästermaul! deiner Schamlosigkeit
Ist ja voll alles Land, jeglicher Gemeindebeschluß, Zollvertrag,
Aktenbund, sind die Gerichtshöfe voll, o Gestankrührer du!
Der du in der ganzen Stadt alles nur wühltest um,
Der du uns mit deinem Schreien ganz Athen fast taub gemacht,
Und vom Felsen hoch, ein Thunfischfänger, nach Tributen späh'st!
So wie die Fischer machtest du's, die Aale fangen wollen:
So lang das Wasser ruhig ist, bekommen sie gewiß nichts,
Doch rühren sie, herauf, herab, den Schlamm recht durcheinander,
Dann fangen sie. So fängst Du auch, wenn du den Staat verwirrt!

Mit leidenschaftlicher Freude begrüßt er im Geiste den Tag, der den Kleon vernichtet:

Wie lieblich unser'n Zeitgenossen
Und denen, die uns folgen, wird
Des schönen Tages Anbruch sein,
Der Kleon's Untergang bescheint!

Nichts wünscht er so sehnlich, als daß man dem „Gerberburschen", der „zum Stehlen so behende, so rasch zu einem falschen Eid" den Nacken „tüchtig mit dem Blocke schnürt". Aber man würde irren, wenn man glaubt, der kühne Dichter bekämpfe lediglich das Oberhaupt der Republik — nein! Mit ebendemselben Freimuth zieht er gegen Alle und Alles zu Felde, das ihm der Bekämpfung werth erscheint. Wie unglimpflich behandelt er die übrigen „Staatsmänner" Eukrates, Lysides u. s. f., mit welcher Lauge von Spott und Verachtung überschüttet er die zeitgenössischen Feldherrn, wie den Nikias und Demosthenes, die so viele und große Proben ihrer

Unfähigkeit im Peloponnesischen Kriege gegeben hatten, wie tötlich verletzt er den „tapferen" Nikias, wenn er ihn beim Anblick des paphlagonischen Sklaven (Kleon) in höchster Angst rufen läßt:

Laufen, laufen wir
Davon — davon — davon!

Selbst die Menge, das Volk von Athen, das wetterwendische, wankelmüthige nimmt er vor seinen Hieben nicht aus. Dieses „souveräne" Volk, das sich auf seine Staatsklugheit so viel einbildete, nennt er einen „schwachköpfigen, blödsinnigen Spießbürger", eine „grillenhaften, griesgrämigen Kauz" und spricht es direkt also an:

O Demos, wie schön ist dein Loos,
Von allen Menschen gefürchtet,
Zu herrschen als ein Monarch!
Nur läßest von Schmeichlern du leicht
Bei deiner Nase dich führen,
Bist gar zu gerne gehätschelt,
Sperrst gleich den Schnabel auch auf,
Wenn Einer 'was Dummes dir vorschwatzt,
Und all dein Verstand indessen
Ist überall und nirgendwo.

Und wie er in diesem ganz auf religiöser Grundlage aufgebauten Staat die Götter be- oder eigentlich mißhandelt! Man lese doch nur den IV. Aufzug der „Ritter". Nichts ist ihm zu hoch, alles, was irgend eine Lächerlichkeit aufweist, war ohne Gnade lächerlich gemacht. Wie in den „Rittern" die Politiker und Staatsmänner, so in den „Wespen" der Richterstand, in den „Fröschen" die Dichter, in den „Wolken" die Philosophen, in „Thesmophoriazusen" die Weiber u. s. f. und in den „Vögeln" die Athener im Ganzen. Und alle diese Stücke sind öffentlich aufgeführt worden, ohne Streichungen vor einem Publikum, das nicht nur aus jenen Ständen zusammengesetzt war, die in ihrer großen Selbstbescheidenheit sich die „besseren" nennen, sondern auch — und wahrscheinlich überwiegend — aus armen Teufeln bestand, die zum Behufe des Theaterbesuchs ein Theorikon aus der Staatskasse ausbezahlt erhielten. Wie unter solchen Umständen die Worte und Gedanken des leidenschaftlichen Dichters wirkten, kann man sich lebhaft vorstellen, wenn man das reizbare, zu allerhand Putschen stets geneigte Naturell des athenischen Volkes in Betracht zieht. Und doch hört man nirgends von einem Verbote, ja nicht einmal von irgend welchen Hindernissen, so der Aufführung in den Weg gelegt worden wären, obleich der freimüthige Dichter, wie wir gehört, sich redlich bestrebt hat, die staatlichen Autoritäten ohne Unterschied, in der unerhörtesten Weise nicht nur zu bekämpfen, sondern auch zu verhöhnen und deren Verfügungen herabzuwürdigen, u. zw. nicht am Ende allegorisch — Gott behüte! sondern: offen, Aug' in Aug', so daß jeder Darsteller mit der Maske auftrat, welche die Gesichtszüge des betreffenden Urbildes so ähnlich als möglich nachahmte*). Nicht

*) So ging es Sokrates, Euripides, Aischylos, und von anderen mehr den Feldherrn Lamon, Nikias und Demosthenes, nur Kleon war so glücklich, seinen Doppelgänger auf der Bühne mit einer etwas veränderten Maske zu erblicken, denn — wie uns berichtet wird — kein einziger Maskenverfertiger in ganz Athen besaß das Herz, das Gesicht des Allmächtigen in Form einer Maske nachzuahmen, was indeß dem Dichter Gelegenheit zu folgender possirlichen Wendung im Dialog gab: („Die Ritter" I.)

Und was wollt'st du auch
Dich vor ihm fürchten, da er ja sich selbst
Nicht gleich sieht; denn, ihn nachzubilden, hatte
Von allen Maskenschneidern keiner Herz genug.
Indessen wird man ihn darum nicht weniger
Erkennen; unsere Hörer haben feine Nasen,

eine Wendung, die den „krummschnabligen Lederadler" gewiß tiefer traf, als die Kränkung, die ihm durch die Hasenherzigkeit der athenischen Maskenmacher erspart wurde.

genug daran! Nicht im mindesten behelligt von der Rache der so hart Mitgenommenen lebte der Dichter in seiner Vaterstadt, stets mit neuen Angriffsplänen gegen alle politischen und litterarischen Feinde beschäftigt, hochgeehrt und angesehen, nicht nur mit dem Preise der Dichterkrone, sondern auch mit dem der Bürgerkrone ausgezeichnet, ja ihm wurde einhellig sogar das höchste Ehrengeschenk zuerkannt, dessen sich nur selten Einer der Bedeutendsten rühmen dürfte: ein Zweig vom uralten, heiligen Oelbaum auf der Akropolis.

Lukianos, der feine Spötter von Samosata, ein naher Geistesverwandter des Aristophanes, entsandte einen Brandpfeil um den andern gegen den Aberglauben und das mit diesem eng-verbündete Pfaffenthum — aber weder er, noch seine Werke mußten dafür irgendwie büßen. Und die griechischen Philosophen von Empedokles bis auf Aristoteles herab — wer könnte wohl sagen, daß ihre Lehren mit jenen der staatlichen Autoritäten ganz übereingestimmt haben und daß sie die gegebenen Einrichtungen der Gesellschaft unbesprochen ließen? Und doch hat man von einer Unterdrückung solcher, oft höchst gefährlicher Systeme niemals gehört, ebensowenig als von einer persönlichen Verfolgung der betreffenden Autoren. (Daß Sokrates deshalb verurtheilt worden sei, entspricht durchaus nicht der Wahrheit. Die Ursachen seiner Hinrichtung waren politischer und mehr noch rein persönlicher Natur.)

Die gleiche Erscheinung tritt uns bei den Römern entgegen. Juvenalis sowohl, als Persius Flaccus sind in ihren Satiren durchaus nicht zahm gegen die Frevel und Laster der Höchstgestellten und dies zu einer äußerst gefährlichen, weil vollkommen dem Despotismus ausgelieferten Zeit. Vergl. des Ersteren Satire (es ist die 4.) „Der Monarch", die auf den zu dieser Zeit regierenden Kaiser Domitianus, den „Ehesünder", gemünzt ist, wie aus den angeführten Thatsachen, die jedenfalls Niemand fremd waren, deutlich hervorgeht. In einer anderen Satire — es ist die II. — erhebt er heftige Anklage gegen die Priesterschaft, zumal jene der „Bona Dea", besonders aber gegen deren „schurkischen Oberpriester", der wieder Niemand anders als Kaiser Domitian ist. Den Nero nennt er das „große Ungeheuer", dessen „bis zur Mitternacht hingedehnte Fressereien" die schärfste Kritik erfahren, deßgleichen das perverse Verhältnis zu Sporus. Messalina, die „kaiserliche Vettel", schildert er in den brennendsten Farben, wie sie zur Nachtzeit den kaiserlichen Palast verläßt, um sich in ein verrufenes Haus zu begeben und dort „mit Jedem zu kosen, der sie begehrte und die erhabene Gunst mit goldener Münze bezahlte" u. s. f. (X. Satire 119—132)

Gleiches gilt von dem zweiten großen Satiriker der Römer: Persius Flaccus, dessen 4. Satire sich ebenfalls geradezu gegen die Verruchtheit der Kaiser richtet. Seneca schreibt eine heftige Satire auf den beschränkten Kaiser Claudius (Apolocynthosis), Sueton schreibt auf Grund von Acten und mündlichen Zeugenaussagen ein Werk über das „Leben der Cäsaren", das Einzelheiten bringt, wogegen Casanovas und De Sades Memoiren der reine Christof Schmid sind, Tacitus erhebt in seinen „Annalen" und „Historien" die schwersten Anklagen gegen die Despoten aus dem julisch-claudischen Herrscherhause — und keiner von allen braucht sich vor der Rache der Erbarmungslosen zu fürchten, denn Keinem widerfährt etwas Schlimmes! Vor dem Künstler, vor dem Dichter, vor dem Schriftsteller macht die sonst Nichts schonende Staatsautorität Halt, ob auch oftmals nur mit Zähneknirschen — aber sie macht Halt, sie unterläßt es, sich an ihm zu vergreifen. Er ist sakrosankt, unantastbar und kann seinen Beruf, seine heilige Pflicht, ein Anwalt der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit zu sein, ruhig, ohne Bangen erfüllen.

Und nun halte man dagegen: ein zeitgenössischer deutscher Dichter, hellängig, scharfzüngig und Freund seines Vaterlandes wie Aristophanes würde ein Stück schreiben, in welchem er über die Kleone, Lamone und Demostheneese zu Gericht säße, wo er dem Pfaffenthume die Zähne zeigte, dem Volke die Leviten läse u. s. f. — kurz: wo er alle Mißstände von der Leber weg bespräche — — man stelle sich der-

gleichen vor, so schwer es auch Einem werden mag! Eine Aufführung wäre unter keinen Umständen durchzusetzen, geschähe aber dennoch dieses Undenkbare, welch' Maßregelungen würden die Folge sein! Dichter, Direktor, Schauspieler bis zum Theaterarbeiter herunter sozusagen kämen unfehlbar und dies nicht auf kurze Zeit in den Kotter. Falls das Stück nur als Buch erschiene — ha! wie reißend ginge es ab, d. h. die Polizei nähme es ballenweise unter ihre Fittiche, freilich ohne hiefür zu zahlen, und der unselige Verfasser ginge ebenso reißend ab . . . in's Kühle. Ich weiß nicht, wie viele Paragraphe des Strafgesetzbuches auf den modernen Aristophanes in Anwendung kämen, aber ich bin überzeugt, daß ein Viertel davon genügend wäre, den Freimüthigen mindestens zwei Lebensalter hinaus unschädlich zu machen. Und selbst wenn der sogenannten „Gerechtigkeit" keine Handhabe zu Gebote stände, den Mann in den Block zu spannen — es würden sich Mittel genug finden lassen, ihn moralisch zu verfolgen und zu mißhandeln, daß ihm mit dem Volke zu reden: die Zunge aus dem Hals hienge. Man denke aber ja nicht, daß solches nur einem Aristophanes wiederfahren würde — o nein, ein Juvenal, Lukian, ja selbst ein Sueton und ein Tacitus wären genau so übel daran, als jener, obgleich diese doch nur Thatsachen, Ereignisse verarbeiten. Fürwahr! ein trauriges Jahrhundert der Aufklärung, des Fortschritts, der geistigen und leiblichen Freiheit!

Die Zensur! wie ein Zauberfluch klingt es, der vermögend ist, Jemand zu versteinern. Wie ein teuflischer Hohn auf Freiheit und Wahrheit. Wie eine freche Grimasse über Alles, was nicht diesseits des Lebensbedürfnisses liegt. Wie der Keulenschlag eines bis an die Zähne bewaffneten Wilden auf das Haupt des wehrlosen Missionärs! — Zensur! Was für grundverschiedene Ideen und einander vollkommen widersprechende Vorstellungen erweckt dieses eine Wort! In der Vergangenheit, von den Griechen und Römern angefangen bis tief in das Mittelalter hinein: eine Einrichtung von hochbedeutendem Werthe und vielfältigem Nutzen, nicht nur das Wohl des Individuums, sondern auch für das der Allgemeinheit, heute: ein Werkzeug ohne Sinn und Zweck, ähnlich dem bekannten Lichtenberg'schen Messer ohne Heft und Klinge, und in der Zukunft — vorausgesetzt, daß der Blödsinn sich bis dahin behauptet, was übrigens wahrscheinlich ist, da man eher das Gute als das Schlechte abschafft — in der Zukunft: ein höchst gefährliches Arzneimittel. Ursprünglich die Beurtheilung der Staatsbürger und ihrer Handlungsweise vom rein moralischen Standpunkte aus und somit eine nothwendige Ergänzung der staatlichen Einrichtungen, ist sie heute lediglich die Beurtheilung von Büchern und Artikeln ohne irgend welchen ernst zu nehmenden Maßstab, einmal mehr, ein andermal weniger von politischen Gründen, immer aber von der Denkweise des betreffenden Beamten, der in den meisten Fällen über die ihm anvertrauten Geisteserzeugnisse dasselbe Urtheil abgeben wird, das ein Blinder über Farben abgibt. Aber woher diese merkwürdige Veränderung von Ursache und Wirkung? Hat die Zensur, das Sittengericht von ehemals, nicht mehr genügt? Sind wir am Ende so moralisch geworden, daß dergleichen höchst unnöthig ist? Wer das glaubt, der mag sich bei der Genossenschaft mit beschränkter Haftung „Die Armen im Geiste" melden; eine leitende Stelle ist ihm gewiß. — Nein! heutzutage handelt es sich den Machthabern nicht im Geringsten um die Moral der Staatsbürger, die mag noch so miserabel sein, wenn der Betreffende nur in politischer Hinsicht makellos ist, d. h. wenn er nur politisch so denkt und dichtet, wie es die biederen Steuermänner wünschen. Am besten so er gar nicht denkt und noch weniger schreibt.

Die Zensur im heutigen Wortsinne kannte auch das Mittelalter nicht, das von seichten Aufklärichtern als „finster und brutal" so viel geschmähte Mittelalter! Zeugnis dessen sind die ritterlichen Sänger: die Troubadoure, die Minstrels. Schärfer sind die Uebergriffe und Laster des Klerus von Niemand gegeißelt worden, als von Guillem Figueiras, Peire Vidal, Peire Cardinal (übrigens ein adeliger Kanonikus) und dem „Mönche von Montaudon"! Die Troubadoure

Bertrand de Born und de Beutadour hinwieder nahmen die Frevel der Großen zur Zielscheibe ihrer Sirventesen und bekämpften sie in einer Weise, wie es heutzutage kaum der Muthigste wagen würde. Und unser Walther von der Vogelweide? Sein glorreicher Name ist unlösbar verknüpft mit dem großen Kampfe zwischen Geistesfreiheit und Geisteszwang, und seine schneidigen Schwerthiebe haben wacker mitgeholfen, die Uebermacht des Ultramontanismus zu lähmen. Weder ihn, noch auch den tapferen Freidank, dessen leider viel zu wenig gekannte „Bescheidenheit" einen hervorragenden Platz im deutschen Schriftthum des XIII. Jahrhunderts einnimmt, traf irgend ein zensuristisches Veto, obzwar Letzterer zumal Ansichten kund gibt, die geradezu nach dem Staatsanwalt schreien. Man vergleiche:

Der Esel Art die Fürsten pflegen:
Sie thun nichts, kommt man nicht mit Schlägen.

Ich kenne nirgends Fürsten drei,
Deren einer von Gottes Gnaden sei. (72.)

oder (von den Pfaffen 69):

Wer schmutzig ist, der wasch' erst sich,
Und komme dann und wasche mich

Gute Lehren Viele geben,
Und führen selbst ein ruchlos' Leben.

oder endlich (von Rom 148):

„Die Flüsse aller Schätze gehn
Nach Rom und bleiben dort stehn,
Und nimmer füllet es sich doch:
Das ist ein gar unselig Loch.
Dahin auch alle Sünden strömen,
Die sie dort von den Leuten nehmen;
Wo sie die aufbewahren,
Das hat nur Gott erfahren.
Das röm'sche Netz, das trachtet

Nach Gold und Silber, Burg und Land;
Das war St. Peter unbekannt,
St Peter war zu Recht ein Degen,
Den hieß Gott seiner Schafe pflegen,
Er hieß ihn nicht die Schafe scheeren;
Nun will man Scheerens nicht entbehren.

* * *

Wer sagt, daß nimmer sündigen kann
Der Papst, seh' ich als Schurken an.

Aehnliches gilt vom Engländer Geoffrey Chaucer († 1400), der in seinen „Canterbury tales" mehr als einmal die Uebergriffe des Klerus und der Hohen (vgl. Erzählung des Ablaßkrämers, sowie jene des Büttels und des Ordensbruders) entschieden zurückweist.

Die Zensur ist wie z. B. die Inquisition, die Hexenriecherei u. s. f., eine Erfindung des großen Laboratiums für innere und äußere Gifte: der römischen Kurie. Als die „schwarze Kunst" des wackeren Gutenberg sich mehr und mehr verbreitete und dadurch die Bildung einen mächtigen Aufschwung zu nehmen begann, schlug den Unfehlbaren das böse Gewissen und sie setzten alles daran, um dem Geiste, dem freien Gedanken das gewaltige Rüstzeug wenn nicht ganz zu entziehen, so doch in empfindlichster Weise zu schmälern. Schon im Jahre 1479 gab Sixtus IV. eine Verordnung heraus mit zahlreichen Beschränkungen für den Buchdruck und kurz darauf (1484) hören wir von einem Ersuchen der Kölnischen Hochschule an den Papst, er möge Drucker von Büchern gerichtlich belangen lassen. Papst Alexander VI., venerischen Andenkens, erläßt 1496 eine scharfe Verordnung betreffs des Drucks, des Lesens und der Verbreitung ketzerischer, d. i. von Geistlichen nicht genehmigter Schriften.

Nun geht die Hetzjagd stetig vor sich, bis Leo X. mit der Bulle vom 5. Mai 1515 die Zensur für alles Gedruckte förmlich einsetzt. Die weltlichen Machthaber nehmen die neueste Offenbarung mit Freuden auf und seit 1524 mehren sich Verbote und Beschränkungen des Druckwesens, so daß fast jeder Reichstagsabschied etwas davon zu sagen weiß. Die Zensur wird zur „Staatssache" und erhält allgemach einen hochpolitischen Anstrich. (Vgl. jenen Reichstagsabschied, in welchem die „Anzapfung (!) der Gesetze des heiligen röm. Reiches deutscher Nation durch verkehrte neuerliche Lehren" verboten wird.) Aber es sollte noch besser kommen. Bereits 1522 sprach der päpstliche Legat Chieregati den echt pfäffischen Gedanken aus, man solle „alles Gedruckte wegnehmen, um es zu verbrennen und

Drucker, wie Schreiber zur Strafe ziehen, und 1533 wandte sich die Universität von Paris an die „Mächtigen der Welt" mit der Forderung, den Druck „gänzlich zu verbieten". Letzteres ließ sich allerdings nicht so ohneweiters durchführen, da sowohl die Kurie als die weltlichen Herrscher allgemach zur Einsicht gekommen waren, daß man die „verruchte Kunst" des Druckes ganz gut seinen eigenen Ideen dienstbar machen könnte, wie etwa jener Heilige in der Legende den Gottseibeiuns, damit er ihm zur Abfassung einer frommen Schriftung leuchte. Dafür ließ sich der Gedanke des Herrn Legaten sehr leicht zur That machen. Abwechselnd mit den Ketzern und Hexen begannen nun auch Bücher zu schmoren. So im Jahre 1579, wo auf Befehl des habsburgischen Kaisers Rudolf II., natürlich über klerikales Betreiben, in Graz gegen **14.000** Schriften von den Flammen verzehrt worden und dies insbesondere solche Schriften, die entweder direkt oder indirekt gegen Klerikalismus und das mit diesem eng verbündete Königthum gerichtet waren. Gegen Werke anderen Inhalts zeigte man sich duldsamer, wie das Rezept Richelieus will, wonach (1629) für politische Bücher die Zensur außerordentlich scharf sein sollte, hingegen für unsittliche oder irreligiöse so mild als nur möglich. Natürlich: ein sittlich verkommenes Volk läßt sich ja ungleich leichter an der Nase herumführen, als ein politisch aufgeklärtes!

Die weltlichen Regierungen gewöhnten sich immer mehr daran, in der Zensur eine der besten Handhaben zur Unterdrückung und Knechtung aller Derjenigen zu erblicken, die nicht ins staatlich privilegirte Horn der politischen und moralischen Verlumpung stoßen. Wohl hat es Regenten gegeben, welche, das Unwürdige, Niederträchtige solch' einer Hantirung erkennend, sich bestrebten, die Freiheit der Presse in jeder Hinsicht zu fördern, so z. B. der alte Fritz, dessen am 5. Juli 1740 erlassene Verordnung eine der werthvollsten Urkunden zur Geschichte der Presse ist. Sie lautet: „Kund und zu wissen, daß Gazetten, so sie interessant sein sollen, nicht genirt sein werden dürfen, dieß ist wegen der Articel über Berlin indistincte zu beobachten, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und guter Behutsamkeit". Aehnliches besagt die Zensurvorschrift Kaiser Josef II. Aber diese beiden Fürsten waren eben Ausnahmen und Ausnahmen bestätigen die Regel, daß die Mehrheit der Kronenträger der aufklärenden Presse so feindlich als immer nur möglich entgegentreten.

Nach dem Schwinden der Sonnenblicke, die uns aus Friedrich II. und Josef II. Erlässen entgegenleuchten, wird die hereinbrechende Dunkelheit um so furchtbarer, je mehr man sich unserer Zeit nähert, die ja, wenn man den Hymnen ihrer Lobredner glaubt, die beste aller Zeiten ist. Die brave Bracke der römischen Curie, der Cardinal Chieregati hätte seine helle Freude! Man verbietet Bücher und Artikel, man nimmt sie dem Verkäufer weg, man straft diejenigen, die sich mit der Verbreitung gemaßregelter Druckerzeugnisse beschäftigen, just so, wie der hochwürdige Herr dermaleinst vorgeschlagen hat. In manchen Fällen geht es auch den Verfassern, Druckern und Verlegern an den Beutel, aber im Allgemeinen wird dergleichen nicht praktizirt, und zwar wegen der vernünftigen Einrichtung: Preßvergehen gehören vor das Geschworenengericht, und dieses ist nicht verläßlich, was solche Fälle anbelangt. Doch auch dies wird über kurz oder lang anders werden, zumal fast keine Parlamentssession vorübergeht, in der nicht ein Antrag der Regierung vorgebracht wurde, wonach Preßvergehen aus der Zuständigkeit der Laienrichter auszuscheiden wären. Wohl scheitern die Anschläge noch derzeit, sobald aber die Dunkelmänner obenauf sein werden — und das ist doch nur eine Frage der Zeit! — dann erfüllt sich der Wunsch des Römlings vollkommen: man wird auch die Verfasser, Drucker und Verleger angeblich „gefährlicher" Schriftwerke zur Strafe ziehen, einer Strafe, die keineswegs gelind ausfallen dürfte, dafür bürgt der Haß der Regierungen und die Rachsucht der Ultramontanen gegen jedwede freiheitliche Regung vollauf.

Der Schutz des Volkes.

Bei einem großen Wiesenrummel,
Von wilden Bienen inszenirt,
Ward einst auch eine dicke Hummel
Vom Heupferdschutzmann arretirt.
Der packte sie mit starken Kiefern.
„Sie, folgen Sie, wie ich gebot!
Nur einen Zug, nur einen schiefern,
Im Antlitz, und ich beiß' sie tot!"
So flog die Hummel denn gezwungen
Zu dem Insektenstrafgesträuch.
Das Heupferd meldete: „Gelungen —
Ein guter Fang! Ich bring' ihn Euch!"
Entrüstet stammelte die Hummel:
„Ein guter Fang?! Wo denkt Ihr hin?!
Ganz friedlich summte ich beim Bummel,
Wie ich's gewohnt im Fliegen bin."
„Aha! Da hört man's. Aber „summen"
Kann man nicht nennen diesen Ton;
Das war ein illoyales Brummen,
Das war ein Schrei der Rebellion!"
Der Egel, Commissär der Wache,
Sprach da zum Floh sehr würdevoll:
„Das scheint mir eine heikle Sache.
Hör' zu und spritz' das Protokoll!
Schlau sprach der Floh: „Es fehlen Tinten.
Ich hole sie, wenn's Eile hat!",
Sprang auf die Hummel rasch von hinten,
Trank sich an rother Tinte satt.
Durch den Gedanken angezogen —
Kam nun der Egel auch herbei,
Nach ihm das Heupferd; und sie sogen
Die Hummel aus trotz Wehgeschrei.
Doch dann begann man nach der Regel
Dem Schuldverhör die Zeit zu leih'n.
Mit großer Strenge sprach der Egel:
„Sie scheinen Anarchist zu sein;"
„Nein," schrie die Hummel, starr vor Schrecken,
„So wahr ich Mutter bin und Weib";
Und hob die zarten Flügeldecken
Und zeigte ihren Hinterleib.
„Da seht nur hin! Mein Körper brüstet
Sich stolz weil er loyal gefärbt!"
Der Egel wandte sich entrüstet:
„Herab die Flügel! Wie verderbt!
Sie scheinen mir gemeingefährlich,
Zum Aufruhr neigend, sittenlos!"
Die Hummel protestirte ehrlich:
„Ich zeigte meine Färbung bloß!"
Der Egel sagte grob: „Das Brummen"
Hallunken, — das vertreib' ich Euch!
Sie können üben sich im „Summen"
Acht Tag' im Dornenstrafgesträuch!" —

* * *

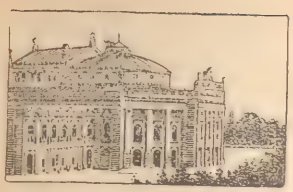
Wenn Euer friedlich sanftes Summen
Dem nächsten Heupferd nicht gefällt,
Ihr armen Hummeln, müßt Ihr brummen.
Das Heupferd ist jetzt Herr der Welt.

F. W. von Oestéren.

Merkspruch.

Von Moscherosch.

Schaue: manch! ein Potentat
Mag von seinem klugen Rath
Niemals gern die Wahrheit hören,
Treten aber Narren auf,
Wer gibt besser Achtung d'rauf?



Aus dem Wiener Kunstleben.

Burgtheater. Es ist charakteristisch, daß gerade zur Zeit, wenn diejenigen, die sich's „Gott sei Dank leisten können" zu sommerfrischlern anfangen, auf dem Burgtheater „die Kraft des hohen Herakles" erscheint, den, wie zu Schillers Zeit, das Hundegebell des Dramaturgen umtönt. Und zwar ward dieser inoffizielle Shakespeare-Zyklus mit der Einleitung der Königsdramen „König Richard II." begonnen. Ohne Zweifel eines der interessantesten dieser Dramen und in der Form jedenfalls das geschlossenste, das einem echten Künstler vollauf Gelegenheit bietet, seine Individualität in reichster Weise zu entfalten. Herr Kainz hat denn auch gezeigt, welch' eine umfassende Begabung ihm eigen ist. Freilich paßt ein Charakter, wie der Richard II., ganz besonders zu seiner künstlerischen Wesenheit. Einzelnes war gerade zu großartig herausgearbeitet. So z. B. der Auftritt, in dem Richard zu Gunsten Bolingbrokes der Krone entsagt:

Vetter faßt die Krone,
Legt Eure Hand dort an, ich meine hier,
Nun ist die gold'ne Kron' ein tiefer Brunn'
Mit zweien Eimern, die einander füllen u. s. f.,

sowie die Stelle, wo er seine Feinde mit ätzendem Hohn überschüttet. Neben Kainz ist vor Allen Herr Heine als Herzog von York zu nennen. Ein tüchtiger Künstler, den die Kritik jedoch in sehr auffallender Weise gar nicht gelten läßt. Seine Auffassung des greisen Kämpen, den die Liebe znm Vaterlande vor die bittere Wahl stellt, entweder die Treue gegen den rechtmäßigen König zu brechen, oder seinen Gerechtigkeitssinn zu verletzen, äußerte sich in eben so würdiger als verständnisvoller Weise. Hartmanns Bolingbroke war im Allgemeinen gut, nur in Einzelnem störte die Hartmann zur zweiten Natur gewordene „Nonchalance", wie man das Ding auf gut deutsch nennt. Lewinsky's Johann v. Gaunt wirkte in der Sterbeszene (II./1.) mit elementarer Gewalt. Stf.

„König Lear" bot dem Großtheil der Wiener Kritik wieder einmal Gelegenheit, Hrn. Sonnenthal, dem Cordelias unglücklicher Vater unter die Hände gerieth, in allen Tonarten anzusingen. Zumal Hr. Kalbeck leistete sich ein Halleluja, wie es auch der beste Kantor nicht jubelnder zu Weg gebracht hätte. Ich fange allen Ernstes an zu glauben, daß Kalbeck seinen Beruf verfehlt hat. Wenn dieser Mann sagt, Sonnenthal habe „den ersten Tragöden der Gegenwart: das ist: sich selbst übertroffen", so ist er entweder ein Narr, oder — ich will nicht grob werden: er hat keine blaße Ahnung von dem, was das Wort „erster Tragöde" bedeutet. (Sonnenthal mimte in seiner bis zum Ueberdruß bekannten weinerlich-raunzenden Art, daß man glaubte, man habe ein altbiblisches Klageweib vor sich. Den übrigen Darstellern merkte man die erschlaffenden Wirkungen der Hitze ziemlich deutlich an. Kainz als Narr schien nicht recht aufgelegt zu sein und Frl. Medelsky's Cordelia zerschmolz so sehr, daß von ihr nicht viel übrig blieb. — Kleist's „Prinz von Homburg" worin Hr. Nissen vom Deutschen Theater in Berlin als Gast auftrat, gehört zu denjenigen Stücken, die infolge ihrer Charakteristik einen strebenden Künstler wohl am stärksten anreizen. Es spricht für Nissens Künstlerschaft, daß er sich an den Kurfürsten gewagt hat. Die gewaltige Aufgabe löste er freilich nicht ganz, doch immerhin in ziemlich befriedigender Weise, wie es Sonnenthal der konzessionirte Kurfürst Zeit seines Lebens nicht zu Weg gebracht hat. Nachdem Hr. Nissen nunmehr Mitglied des Burgtheaters ist, wird noch des Oefteren Gelegenheit sein, über ihn zu urtheilen. Neuhaus.

Deutsches Volkstheater. „Die Fahnenweihe" von G. Ruederer hat zu wenig dramatische Schlagkraft, um auf der Bühne zu wirken. Obzwar in sehr guter Besetzung und vortrefflich dargestellt machte das Stück doch ein ganz bedeutendes Fiasko. Daß es Hr. Bukovics vom Spielplan abgesetzt hat, ist natürlich, obwohl er sonst schon Stücke, deren Miserfolg nach deutlicher war, mit aller Gewalt durchgedrückt hat. (Vergl. „Die Wienerin" von H. Bahr.) — „Frühlingswende" von A. Halm ist eine ziemlich nett geschnitzte dramatische Spielerei ohne besondere Prätensionen höchstens jene von Hartlebens „Sittl." Forderung angesäuselt zu sein. „Der fremde Herr" von Olga Wohlbrück bourlevadelt (vielleicht wäre der Ausdruck „wildelt" viel besser) sehr stark. Eine Klaviervirtuosin, die ihrem Manne durchgebrannt ist, um einen Rentner zu beglücken, fühlt bereits

auf der Hochzeitsreise (Nr. 2) eine sogenannte Sehnsucht nach ihrem „Ehemaligen". Der schafsmäßige Rentier ist ihr fortan nur „Der fremde Herr". Aber der erste Mann will von seiner zur Disposition gestellten „besseren Hälfte" vernünftigerweise nichts mehr wissen. Das hat Fr. Wohlbrück mit manch' einem guten Witz, ziemlich viel Kanthariden, vor allem aber mit bedeutendem Zusatz von Frauen-Logik zu einer dramatischen Sauce tartare angerichtet, welche die Darsteller (Fr. Odilon, Glöckner, Brenneis und Hr. Tewele, Kutschera und Kramer) mit vielem Behagen auftischten. Möge es Fr. Wohlbrück's Kochkunst Ehre machen!

Roland Hammer.

Raimundtheater. „Der ehrliche Name" von August Neidhart steht künstlerisch nicht auf jener Höhe, welche den Untertitel „Volksstück" rechtfertigen würde. Der Verfasser ist ein guter Bühnenkenner und um Wirkung zu erzielen, kommt es ihm auf ein paar Unwahrscheinlichkeiten mehr oder minder in der Handlung und Charakterisirung nicht an. Begabung ist vorhanden, jedoch lediglich für das possenhafte Genre. J. S. Br.

Das Gastspiel des Tegernseer Bauern-Künstlertrupps schuhplattelt und jodelt unter Zitherbegleitung so eifrig und forsch, daß man an sich halten muß, um nicht mitzuthun. Die Stücke, die es spielt, sind in Ehren grau geworden, aber die flotte veristische Art, in der sie gespielt werden, verjüngt sie in glücklicher Weise. Gelegentlich mehr über die „Bauern-Ensembles." — Den zu Ehren Ferd. Raimund's gestifteten Raimund-Preis erhielt das Volksstück „Die Schröderischen" von H. Schrottenbach. Hr. Buchbinder ging leer aus.*) Die „Fackel" meint, der Ermunterungspreis hätte nicht ganz an Hrn. Schrottenbach ausgezahlt werden sollen, damit noch ein Rest als Entmunterungspreis für den berüchtigten Hrn. Buchbinder übrig bleibe. Ich stimme vollkommen bei.

Volker zu Alzey.

Stadttheater. Die drei Possen-Einakter: Ein ungeschliffener Diamant von A. Bergen, Frühere Verhältnisse von J. Nestroy und Eine Vorlesung bei der Hausmeisterin (ebenfalls von Bergen) wurden äußerst glücklich gespielt, voll Temperaments und übermüthiger Laune. Im erstgenannten Stücke zeichneten sich Frl. Nicoletti und Herr Rauch, sowie Herr Striebeck aus. Die Nestroy'sche Posse mit ihrem Sprühregen von Witzen und mehr oder minder barocken, aber immer humorvollen Späßen gaben den Herren Rakowitsch (Scheitermann) und Fröden (Muffl) vollauf Gelegenheit, ihr prächtiges Talent zum Komischen zu verwerthen. In der „Vorlesung", worin die Frauenrollen seit jeher von Männern gespielt werden, überboten einander die Herren Fröden (Hausmeisterin), Rakowitsch (Fr. Czerditak) und Rauch (Charlotte) an Drolligkeit und schlossen so diesen an toller Heiterkeit überreichen Abend, an welchem wieder einmal der Beweis erbracht wurde, daß die alten Possendichter, zumal Nestroy, in ihrem Pantoffel mehr Witz und humoristische Laune hatten, als alle zeitgenössischen „Lustspielfabrikanten" jemals in ihren Gehirnen haben können. Stf.

„Das goldene Vließ" von Grillparzer. (Gastspiel des Fräulein Barsescu.) Ihre Medea gehört jedenfalls zu den sehenswerthen künstlerischen Darstellungen. Der Eindruck, den ihre Kunst übt, ist nicht leicht zu verwischen, da ihn wildpulsendes Künstlerblut hervorruft. Barsescu's Künstlerthum trägt überhaupt nur das Gepräge der Walkürenhaftigkeit, der Leidenschaft, des Sturmes und dort, wo an sie die Forderung herantritt, sanfte Gefühle zum Ausdruck zu bringen, wirkt sie entweder gar nicht, oder doch nur mäßig befriedigend. Im Anfang des I. Theiles der Trilogie („Der Gastfreund") war Frl. Barsescu's Spiel ziemlich unausgeglichen, was vielleicht aber nur auf die Befangenheit zurückzuführen ist, von der sie — so sagt man wenigstens — niemals verlassen wird. Im Verlaufe des Stückes wuchs sie jedoch zusehends, sozusagen mit dem Satze, den sie sprach. Zumal das Visionäre gelang ihr vorzüglich (ich meine jenen Auftritt, in dem sie die durch den Mord am Gastfreunde Phryxos entfesselten Erinnyen aufsteigen sieht.) Alles in Allem: Frl. Barsescu gehört zu den interessantesten Charakterköpfen der deutschen Bühnenwelt. Die Aufführung der an großartigen Einzelheiten reichen Trilogie war bis auf Kleinigkeiten vortrefflich. Die Darsteller bestrebten sich redlich, ihrer Aufgabe zu entsprechen. Vor Allen sei des Herrn Striebeck gedacht, der als Aietes, einige Uebertreibungen abgerechnet, es verstand, den rohen, wilden, mißtrauischen Charakter eines Naturmenschen glaubhaft zu machen. Herr Schmidt (Jason) entwickelte allzu viel Pathos, zu welchem Zweck er überdies seine Stimme forcirte (überhaupt seine schwache Seite). Der Phryxos des Herrn Stöhr fand nur gegen Ende seines Parts einige mächtige wirkungsvolle Töne. Stf.

*) Vgl. unsere Befürchtungen im 2. Hefte.

Im 3. Theil „Medea" entwickelte Frl. Barsescu eine übermenschliche wilde Leidenschaft, ihre mächtige Stimme, die wie Donnergrollen klingt, erschütterte die Zuschauer und riß sie zu Beifallsstürmen hin; an elementarer Gewalt kann es wohl keine der jetzt lebenden Schauspielerinnen mit ihr aufnehmen. Selbstverständlich traten die Mitspielenden zumal hier gegen sie weit in den Hintergrund, doch thaten sie ihr Möglichstes, um ihren Rollen gerecht zu werden; Herr Brünngger und Herr Nowak waren recht würdevoll, der eine als Kreon der andere als Herold der Amphiktyonen, Frl. Frolda (Gora) und Herr Schmidt (Jason) fanden Töne wirklichen Schmerzes, Fr. Körner's anmuthige Erscheinung und schönes Profil eigneten sich vorzüglich zur Darstellung der Krensa. Nur sollte sie das gar zu Süße, Zitterige ihrer Stimme mäßigen und etwas selbstständiger in der Auffassung werden. Die Mimik wie auch die Betonung erinnern zuviel an Fr. Hohenfels, welche sich nie den fremdländischen Akzent ganz abgewöhnen kann. Daß aber Fr. Hohenfels Französin ist, kann doch für Fr. Körner kein Grund sein, die Nasenlaute zu bevorzugen und das offene an a anklingende o zu sprechen?

O. Landolt.

Als Elisabeth in dem an dramatischen Szenen reichen „Graf Essex" von Laube ergriff Frl. Barsescu durch ihr Spiel, besonders in den Stellen auflodernder Leidenschaft, mächtig. Doch schien sie als Medea noch mehr in ihrem wahren Element zu sein. Die ursprüngliche dämonische Wildheit, der grollende herbe Ton, die übermenschliche Kraft und Gluth hat mehr Gelegenheit, sich in der Rolle der Barbarin und Zauberin zu äußern, als in jener der im Ganzen doch berechnenden englischen Königin. Hr. Benke a. G., der den Essex spielte, hat eine gute Auffassung, verfügt auch über eine schön kräftige Stimme und Gestalt, nur käme alles das zu erhöhter Wirkung, wenn er in seine Sprache mehr Klarheit, in seine Mimik mehr Mäßigung brächte. Frl. Körner (Rutland) sah entzückend schön aus, spielte auch sowohl die Sterbe- als die Wahnsinnsszene sehr gut. Im Uebrigen wirkt ihr eigenthümlicher Akzent und ihre oft (auch an nicht wahnsinnigen Stellen) eintönig und wie geistesabwesend syllabirte Sprache nicht vortheilhaft. Die anderen Mitspielenden sind lobend zu erwähnen, besonders Hr. Pohler, der seine kleine Rolle natürlich, einfach, ohne Uebertreibung und doch wirkungsvoll spielte. O. Landolt.

„Josefa." Volksoper in 3 Aufzügen von Zähler, in's Oesterreichische übersetzt von W. Schriefer. Die in die Alpen gerückten Vorgänge sind von möglichster Einfachheit. Der Lindhofbauer traut den Weibern nicht. Er besinnt sich lange auf das Heiraten, trotzdem er bereits heimlich in die Magd „Josefa" verliebt ist. Die verwitwete Moser-Wirthin bildet sich ein, der Lindhofbauer möchte sie heirathen, da er dies aber nicht thut, so schließt sie mit der Kräutersuse und dem Lindhofknechte ein Komplott, um den Geliebten in ihre Netze zu ziehen. In den Operngegenden der Herren Zähler und Schriefer geht die Sage, daß jedes treulose Weib in der Geisterstunde der Sonnwendnacht auf dem „Hohlenstege" mit der Gefahr des Lebens verunglücken müsse. Dieser Aberglaube soll der kleinen Witwe den Geliebten in die Arme führen. Der Sohn der Kräutersuse hat aber die Holzbrücke durchgesägt, wodurch die „Geliebte", die Magd Josefa, das Leben und damit auch fast den 3. Akt riskirt hätte. Zum Schlusse gibt es natürlich ein glückliches Paar. Diese Ereignisse, die unter der Schablone der Figurenzeichnung, sowie unter der unzulänglichen Bühnentechnik leiden, hat Hr. Maurice in Musik gesetzt — nebenbei ist die Sache keine besonders dankbare Aufgabe für die Tongestaltung gewesen. Hr. Maurice, noch ein Neuling in Wien, liebt die Einfachheit sehr, leider auch dann, wenn sie geschmacklos ist. Manchmal trifft er den richtigen Volkston, aber er hat keinen rechten Muth hiezu. Ueber das Strophenlied und zweistimmige Lied kommt er gar nicht hinaus. Er genirt sich auch gar nicht, mit fremden Melodien zu hausiren. Vor dem Kräuterhause z. B. und bei der Katzenmusik im 3. Aufzuge tönen uns verunstaltete Meistersingermotive entgegen. Hat Hr. Maurice gerade keinen „Klassiker" bei der Hand, so thut's auch Lortzing. Frl. Fendrich (Josefa), die eine sehr hübsche Stimme (?) hat und Hr. Petri, der eine solche sehr benöthigt, schwankten in der Intonation bis zu Intervallen einer kleinen Terz. Auch die Chöre lagen immer mit den Tempi in Streit. Hrn. Mestrozzi gelang es nur durch seine Umsicht, einen musikalischen Unfall zu verhüten. Das geduldige Publikum war sehr dankbar. Walther.

Als Parthenia in Halm's „Sohn der Wildnis" mußte Frl. Barsescu einigermaßen abfallen, diese Gestalt entspricht eben nicht ihrer stürmischen Natur. Freilich, Einzelheiten spielt ihr auch da kaum eine zeitgenössische Tragödin nach. Den Beschluß ihres genußreichen Gastspieles bildete Grillparzer's „Sappho". Hier gilt das ebengesagte u. zw. in noch verstärkterem Maaße. — Mit Sappho hat das Stadtheater sein drittes Spieljahr beendet, das mit 1. September 1900 seinen Anfang nahm. — Der mir vorliegende „Statistische Ueberblick" zeigt vom Fleiße und vom

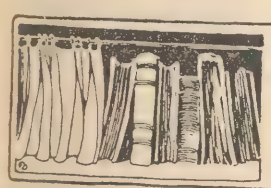
ernsten Bestreben des jungen Theaters, das der Unterstützung nicht unwerth erscheint. Von den im Stadttheater überhaupt zum erstenmale gegebenen Stücken zeitgenössischer Autoren seien erwähnt: „Karma" von Karl Bleibtreu, „Tantalos" von Meinrad Sadil und „Mutter Sorge" von Rudolf Hawel. Aus ihnen besteht die litterarisch-werthvolle Ausbeute dieses Spieljahres. Das Stadttheater hat, wie aus dem Ueberblick hervorgeht, den Grundsatz, das deutsche und vornehmlich das heimische Schriftthum zu pflegen. Das ist löblich und gesinnungstüchtig. Hoffentlich wird A. Müller-Guttenbrunn seiner Ueberzeugung treu bleiben und deutsche Autoren ohne Rücksicht auf deren sonstigen Standpunkt aufführen. Volker zu Alzey.

Sezession. Diesmal sind wir der Sezession zu Dank verpflichtet, da sie uns die nähere Bekanntschaft eines unserer bedeutendsten Künstler, des Malers J. Bikt. Krämer vermittelt. Einige seiner Bilder kenne ich bereits von früher z. B. „Verkündigung", „Damenporträt", „Reiterporträt"; sie gehören nicht zu seinen besten und bringen Einem noch lange nicht die richtige Meinung über sein Können bei. Dieß gewinnt man erst bei der gegenwärtigen Ausstellung. Seinen bedeutenden Fleiß lernt man schätzen, wenn man seine feinen, trefflich studirten Aquarellskizzen betrachtet und die kleinen Oel-Landschaftsbilder z. B. Bazar in Tunis, Gelbe Gasse (Algier), welche trotz breiter Behandlung Miniaturen gleichen, da auf dem kleinen Raum mit einfachen Mitteln alles zur Charakteristik Nothwendige erscheint, ausgedrückt ist, jedes Licht, jeder Schatten sitzt am rechten Fleck. Von den großen Landschaften sind namentlich jene aus Jerusalem, dann das Wüstenbild und die vorzüglich gemachten Architekturen in der Alhambra hervorragend, weniger die Vegetationsbilder, welche, so wie auch der Abend auf der Insel Lacroma, die zwei Plein-air „Panneaux" und „Der gute Hirt" etwas zu gewagt in Farbe und Beleuchtung sind. Das letztere gut und stimmungsvoll komponirte Bild würde wohl noch gewinnen, wenn die Schafe weniger steif und konventionell wären. — Vor der raschen Auffassung des Künstlers bekommt man hohe Achtung beim Anblick der Gußstahlwerksbilder, bei welchen die rasche Bewegung der Arbeiter, das Sprühen der Funken in virtuoser Weise wiedergegeben ist. Am höchsten aber steigt die Bewunderung bei seinen brillant charakterisirten Studienköpfen. Welche erstaunliche Beherrschung der Farbe, wie sind alle Töne vom frischen Bronze des Fellachen bis zum tiefen Dunkelbraun mit violetten Reflexen und bläulichen Lichtern der Negerhaut getroffen. Und erst der Ausdruck! Wie prächtig sind sie Alle: der in die Sonne blinzelnde Marokkaner, das Mädchen mit der Orange, der lustige Neger, die zwei lachenden Beduinenknaben, die verschiedenen Mauren, die jerusalemitischen Juden mit ihren selbstbewußten, ernsten Mienen, den verschmitzten Augen und grauen, verfilzten Bärten. Entzückend schön ist der mit Sorgfalt und Liebe behandelte Kopf des jungen Basken. Besser, klarer können die Typen heißen, orientalischen und südlichen Lebens nicht mehr aufgefaßt und bildlich dargestellt werden! — Edel und fein gemacht ist auch die Aktstudie, voll Uebermuth der Nymphentanz, die „Mutter mit dem Kind im Garten" hat namentlich in Haltung und Blick des Kindes viel Innigkeit. Unter den Porträts sind besonders einige Männerbildnisse vortrefflich, die Frauenköpfe haben manchmal ein Kolorit von gar zu unwahrscheinlicher Schönheit z. B. der „Frühling" betitelte Studienkopf mit den krapp-rothen Lippen. — Zu den Christusbildern, deren zwei in England sind, sehen wir nur die Skizzen und Studien. Diese sind mitunter z. B. Madonna und Christus (Studien zur Kreuzabnahme) von so ergreifendem, seelenvollen Ausdruck, wie man sie seit Munkácsy's Christus vor Pilatus bei derartigen Bildern nicht gesehen hat. Die Modernen malen ihre Heiligen gewöhnlich als recht profane nichtssagende Geschöpfe, die etwas gleichgiltig-kaltes an sich haben; in diesen aber drückt sich tiefer, menschlicher Schmerz gepaart mit edler Vergeistigung aus. Dazu die verblüffende Technik, mit der der geniale Künstler alles Stoffliche beherrscht; die Thränen scheinen wirklich von den Wangen zu fließen, die unter den scharfen Dornen hervorquellenden Blutstropfen sieht man langsam stocken und dunkel werden. Alles, was er malt, ist stark und klar ausgedrückt; nichts von moderner Verschwommenheit, kein Auflösen der Gegenstände in ein Chaos, in dem man nur mit Mühe Menschen, Bäume, Steine von einander unterscheidet. Er greift hinein ins volle Menschenleben und gibt uns echte Kunstwerke von bleibendem Werth, voll Kraft, Wahrheit und Schönheit. O. Landolt.

Salon Miethke. Besonders anregend ist die jetzige Ausstellung im Salon Miethke, welche man Jedem, der sich für Kunst interessirt, aufs Wärmste empfehlen kann. Es ist ein vorzüglicher Gedanke Ernst Berger's (München), uns in 18 Tafeln die Entwicklung der Maltechnik auf instruktive und doch nicht ermüdende Weise vorzuführen. Von der altägyptischen, griechischen, byzantinischen Malerei, kommt er zu den alten Nieder-

ländern, den kölnischen Meistern und endlich zu den Italienern und Niederländern des XVII. Jahrhunderts. Von besonderem Werth ist die Kollektion für Kopisten alter Meister, da man hier die Untermalungen deutlich vor Augen hat, auch viel Interessantes über das Anmachen der Farben mit Wachs, Harz, Oel (warm aufgetragen), mit Gummi, Ei, Honig, Feigenmilch 2c. erfährt. — Den Glanzpunkt der übrigen Ausstellung bildet unstreitig ein dem großen Publikum bisher unbekanntes Plafondgemälde Hans Makart's, welches sich seinen besten Werken würdig anreiht. Welche Gluth der Farbe, welche zauberhafte, unerschöpfliche Fülle der Erfindung dekorativer Formen und Farbenzusammenstellungen stand doch dem in dieser Hinsicht unerreichten Meister zur Verfügung! Auch die Zeichnung ist bei diesem Bild tadellos. Außerdem sind zwei kleinere Skizzen von Makart und 9 Frauenbildnisse von C. v. Pausinger zu sehen. Diese sind gut gemacht, doch fällt auf, daß Pausinger Alle — ob blond, ob schwarz, ob Porträt oder Studienkopf — nach seinem Ideal ummodelt. Dieses Ideal hat kühn geschwungene Brauen, munter hinaufgezogene Mund- und Augenwinkel, dazu große, schiefe Katzenaugen. Es ist ein reizend pikantes aufgewecktes Gesichtchen, das aber etwas Absichtliches hat, was für die in prächtig gemalte Pelze und Seidengewänder gehüllten Salondamen paßt, nicht aber für Naturkinder wie ein „Wiener Wäschermädel" oder gar übernatürliche Wesen wie die Elfe Rautendelein. Die einzige Ausnahme bildet die „Pompejanerin." — Michettti's Skizzen sind flott und charakteristisch, besonders die Kinder im Kornfeld, die Olivenbäume und Truthahnstudien; R. Reinicke's Salon- und Straßenszenen zeichnen sich, wie alles von ihm, durch besondere Eleganz, dabei Natürlichkeit aus. Schlittgen zeigt in seinen tanzenden Bacchantinnen die flüchtig überhastete, stürmische Manier die man schon von den „Fliegenden Blättern" aus gewöhnt ist. Knüpfer gelingt besonders die flimmernde, schimmernde, bewegte Meeresfläche. Wer sich für gebogene Möbelfabrikation interessirt, möge sich H. Schwaigers 7 Thonet-Fabriksbilder aus Bistritz ansehen. Die 2 Bilder von Renoir erinnern etwas an die Produkte eines farbenschwelgerischen Kindes, das zufällig über einen Malkasten gekommen ist. Erwähnenswerth ist noch eine prächtige Zeichnung von L. Knaus „Friedel", ein „griechisches Mädchen" von F. W. v. Kaulbach, kleinere Gemälde von Stuck, von Uhde, eine Allegorie von Khnopff — dessen schon oft verewigter, immer gleicher Frauenkopf diesmal sogar eine Schädeldecke besitzt — und mehrere gute Statuetten, sowie werthvolle, äußerst feine japanische und chinesische Vasen, Büchsen, Wandverzierungen u. dergl.

O. Landolt.



Bücher-schau:

Ein jung-österreichischer Novellist.

Um dem Vorwurfe der Unaufrichtigkeit zu begegnen, muß ich vorausschicken, daß das Buch, dem diese Besprechung gewidmet ist, bereits seit einem Jahre vorliegt. Wenn ich es trotzdem in den Kreis meiner Betrachtungen ziehe, so geschieht dies vor Allem darum, weil es mit so vielen guten Büchern das Schicksal theilt, an der Leserschaft ziemlich spurlos vorübergegangen zu sein. Hundert litterarische Kleinigkeiten, wovon zwölf Stück just auf ein Dutzend gehen, Plattheiten, denen der Kretinismus auf dem Gesichte steht, sind Dank einer gewissenlosen, euphemistischen „Kritik" genannten Sudelei in der Tagespresse zu litterarischen Ereignissen erster Ordnung hinaufgeschwindelt worden und haben beim Publikum „Sensation" gemacht. Das Buch hingegen, von dem ich reden will, ist unbeachtet geblieben, sein Verfasser, ein ehrlicher, stolzer Charakter, gehört eben keinem Klüngel an und hielt unter seiner Würde als Mensch sowohl, wie als Künstler wegen eines lobenden Zeitungsausschnittes um die Gunst der schmierigen Litteraturverschleißer und Kunstrestaurateure zu buhlen.

Und doch steht sein Werk himmelhoch über dem Litteraturschutt, der seither auf dem deutschen Büchermarkte abgelagert worden ist. Diese Novellensammlung gehört ohne Zweifel zu den besten Erzeugnissen des deutschen Schriftthums am Ende des verflossenen Jahrhunderts. Jeder, der für die Offenbarungen wahrer, großer Kunst Verständnis und Empfänglichkeit besitzt, wird dem zustimmen, so er sich Unabhängigkeit bewahrt hat.

„Schlummernde Seelen, Geschichten aus Kleinrußland", nennt sich das Buch, sein Verfasser ist Hanns Weber-Lutkow, dessen Name den Lesern der „Neuen Bahnen" nicht mehr fremd ist. Es liegt nicht in meiner Absicht, die Novellen mit dem Skalpell der Kritik zu behandeln. Sie gehören zu denjenigen Werken, die man nicht kritisiren kann, ohne sie vollständig zu zerstören, mit einem Gewinne, der eher einem Verlust gleichsieht. Gegenüber solchen muß sich die Kritik auf das Hinhorchen beschränken.

Weber's Novellen tragen einen stark lyrischen Charakter, aber es ist nicht der Lyrismus des Wortes, der Darstellung, die Lyrik ist hier nichts Aeußerliches, sondern durchdringt jedes Atom des epischen Organismus. Sie ist mit diesem auf's Engste verwachsen, wie z. B. bei Storm und in einzelnen Skizzen unseres Haideprinzen der Poesie, Detlev von Liliencron. Damit will keineswegs gesagt sein, daß Weber diese Beiden nachahmt. Nichts liegt ihm ferner als das. Vielmehr ist er ursprünglich bodenständig vom Scheitel bis zur Sohle. Der Vergleich mit den beiden Holsten soll lediglich dazu dienen, um ein ungefähres Bild seiner Art zu geben, eine Vorstellung des Eindrucks, den seine Novellen hervorrufen.

Wie der Untertitel des Buches (Geschichten aus Kleinrußland) besagt, holt Weber sich seine Stoffe aus dem Leben des kleinrussischen Landvolkes. Bei diesem stehen Empfindungen und Gedanken noch jenseits von Gut und Böse. Aber nicht im Sinne Nietzsche's, nicht auf Grund dieser oder jener Spekulation, sondern unbewußt, eine Folge des Naturzustandes, des Blutes und der Sinne. Die Mörder Dymitr und Iwan zum Beispiel besitzen kein Verständnis für die Tragweite der begangenen That, obgleich sie diese mit kalter Ueberlegung verübt haben. Trotzdem sind sie nicht sinnenstumpf. Und hier die Kehrseite der Münze: Nastja, die ihren Vater, einen wüsten Trunkenbold, der sie und die Mutter braun und blau geschlagen hat, überfährt, fühlt sich als dessen Mörderin, sie, die an des Vaters Tode ebenso unschuldig ist, als beispielsweise das Rad, das über seinen Brustkorb ging, verläßt das Schloß ihres Liebhabers, des Gutsherrn, und büßt ihre vermeintliche Schuld dadurch, daß sie mit der Mutter in Schmutz und Unflath, wie ein krankes Thier, hinlebt.

Es sind denkbar einfache Novellen, einfach in Inhalt, einfach in der Form. Aber welch' ein Kaleidoskop von wunderbar plastischen Charakteren und Situationen, von poetischer Stimmungsmalerei enthalten diese schlichten „Geschichten"! Wer die weithingedehnten Haiden des östlichen Galizien aus eigener Anschauung kennt, der wird entzückt sein, mit welch einer veristischen Treue der Dichter das Milieu geschildert hat, wie genial er die tiefe, von Schwermuth überschattete Poesie der polnischen Ebenen wiederzugeben verstanden hat. Ich wüßte kaum einen der jüngeren zeitgenössischen Novellisten zu nennen, der in Charakterzeichnung und Farbengebung an Weber hinanreichen würde, vom Uebertreffen ganz abgesehen. In Deutsch-Oesterreich ist er ohne Zweifel der erste Novellen-Dichter. Wenn die sogenannte Provinz-Litteratur auf einen der Ihrigen mit vollem Rechte stolz sein kann, so ist dieser Eine vor Allen Hanns Weber-Lutkow. In ihm ist selbstherrliche Kraft, Frische und Leidenschaft, was die Seele, das treibende Motiv der Provinzkunst sein sollte, wenn sie ihre große Aufgabe, einen Damm gegen die Absynthlitteratur und die Kliquen-Gschaftlhuberei zu bilden, richtig erfassen wollte oder auch könnte. Stauf v. der March.

* * *

Noch ein zweites Buch hat Hans Weber-Lutkow veröffentlicht, wieder Geschichten aus Kleinrußland; diesmal vier: „Die schwarze Madonna", „Jewka", „Onigro", „Witold Mirski". Als Künstler zeigt er in diesen Geschichten die selbe Vollendung. Aeußerlich bringt uns der Stoff einer dieser Geschichten den Autor von einer neuen Seite näher. Weber-Lutkow ist ein Feind der Klerikalen. Die Geschichte „Jewka" (zuerst in der „Zeit" veröffentlicht) ist trotzdem gar nicht tendenziös. Ich hebe dies nur hervor, weil uns diese „Jewka" einen Anhaltspunkt gibt für das künftige Schaffen Weber-Lutkows. Seine bisherigen Novellen enthalten alle Elemente einer reichen Weltanschauung. Seine weiteren Werke dürften in diesem Sinne noch einen Schritt nach vorwärts bedeuten. Weber-Lutkow ist einer der wenigen Dichter, die Jung-Oesterreich hervorgebracht; die anderen sind Erzähler oder bloß Dilettanten. Sie haben irgend Einem die Form abgeguckt — meist die sogenannte „moderne" — und entwickeln nun mit oft anerkennenswerther Konzeptionskraft in elliptischen Sätzen ihren Stoff. Der eine improvisiert Tovote, Kretzer, der andere zum Vortheile seiner Stilistik einen nordischen Autor. Was sie ihrem Stoffe aus sich aufpfropfen, ist geistig völlig belanglos, harmlos und uninteressant, ganz so wie der moderne Mensch, der in der Toga des Uebermenschen auf das Forum tritt und unter dieser Verhüllung nichts ist als ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch, der seine Proletariergelüste nach dem Genielande erstreckt. Sein höchster Typus ist der Parvenu. Alle diese hassen, was nicht ihresgleichen ist.

Der rechte Boden aber, auf dem der Dichter wächst, ist und bleibt ewig die Welt-Einsicht. Es gibt zwei Wege zu ihr zu gelangen, den Weg des Dichters, den reicheren und den Weg des Denkers, den einfacheren. Mir ist heute nicht nach Rezensentenbrauch darum zu thun, den Inhalt der vier erwähnten Geschichten kurz zu erzählen, um den Lesern das Köstlichste zu versprechen: vier Geschichten, die sie dann mit „verhaltenem Athem" zu Ende lesen werden, sondern — über Weber-Lutkow Wesentliches zu sagen. Er ist ein Dichter, dieses Wort im besseren, historischen Sinne angewendet. Die Spatzen im Dichterwald sind daraufgekommen, daß man auch im Begriffe der „freischöpferischen Kraft" Form und Inhalt trennen könne und jetzt pfeifen sie durch ihre Kritiker von allen Dächern die Entdeckung: der Stoff sei belanglos, sie seien aber dafür die reine Form. Mit dieser Ableitung der modernen Kunst haben sie Plattköpfe schon hundertmal überzeugt. Der wahre Dichter aber ist und bleibt die widerspruchsfreie Synthese von Kraft und Stoff.

Seinen „Schlummernde Seelen" hat Weber-Lutkow Novalis vorgesetzt:

„Wer hat des irdischen Leibes Tiefen Sinn errathen?
Wer kann sagen, Daß er das Blut versteht?"

Seine Kunst gibt sich also ein Problem und nur deshalb ist sie Kunst. Seine Menschen sind schlummernde Seelen auch in diesem neuen Buche: Die Martha in der schwazen Madonna, die Jewka, die Herrin in Onigro und Witold Mirski; alle diese vier mehr oder weniger, je nach ihrer intellektuellen Stufe. Aeußere Anlässe wecken diese schlummernden Seelen, die ungeweckt nichts Individuelles verrathen würden, sondern nur die Homogenität des Herdenmenschen. Diese Auffassung ist tiefe Psychologie. Zu Individuen und Menschen erwachen und erwachsen diese Gestalten erst, wenn ihr schlummernder Wille geweckt ist; fast will es scheinen, als läge Richtung und Inhalt dieses oft furchtbaren Willens (Dymitr, Iwan, Martha, Witold Mirski) in ihrer schlummernden Seele als Fatum vorgezeichnet nur durch prästabilirte Harmonie mit der Außenwelt verknüpft. Freilich bedarf es des äußeren Anstosses, aber dessen Wesen ist immer der inneren Welt dieser Menschen verwandt. Wo der äußere Anstoß nicht zureicht, tritt wie in der „schwarzen Madonna" die Autohypnose (meisterhaft geschildert) an dessen Stelle, um die That selbst zur Erlösung zu bringen. So vollendet diese Psychologie ist, so vollendet ist auch die Schilderung des Milieus. Alles steht sich in der Einfachheit eines Naturgesetzes gegenüber, hie Ursache (das Milieu und sein Zubehör), hie Wirkung (die schlummernden

Seelen). Wer wie Weber-Lutkow in jeder seiner Geschichten die Welt mit diesem gleichen Auge betrachtet, ist ein Dichter. Deshalb und aus diesem Grunde allein stehe ich nicht an, Weber-Lutkow — so wenig wir auch von ihm bis heute besitzen — den übrigen Erzählern Jung-Oesterreichs als unvergleichlich hinzustellen. „Heimatkunst" ist kein Kriterium für den Dichter dieser sieben Provinzgeschichten, werthe Herren von der Provinz! Der steht eine Warte höher, wenn ihr ihn klassifiziren und in eine Rubrik eintragen wollt. Lieber „guter Fridolin" vor dem müssen sogar Sie Halt machen!

Die meisten seiner Erzählungen verlaufen „still", die Bewegung verläuft „ins Große, nach innen". Weber-Lutkow ist aber auch ein meisterhafter Schilderer äußerlich bewegter Szenen und Massenbilder, wie schon „Taras" andeutet und wie er mir in seinem ungedruckten „Pfarrer" das bewiesen hat, der den „Neuen Bahnen" vorgelegen hat. Weber-Lutkow hat in Zeitschriften viele lyrische Gedichte veröffentlicht, ein Einakter „Der Rechtsanwalt" liegt beim Verleger und an der Vollendung eines größeren Dramas arbeitet er während dieses Sommers.

Bliebe nur noch mit Stolz zu sagen, daß dieser echte Dichter ebenso echt deutscher Gesinnung ist.

Wien. Josef Hafner.

Neue Lyrik.

In feiner Ausstattung ist bei Wilhelm Braumüller & Sohn ein Bändchen Gedichte von Else Kastner-Michalitschke unter dem Titel „Psyche" erschienen. Tiefe und echte Empfindungen einer schönen Frauenenseele finden in formvollendeten Versen ihren Ausdruck; namentlich in den freien Rythmen beweist die Verfasserin als Formkünstlerin ihre Meisterschaft. Eine ganz andere dichterische Individualität ist Marie von Najmájer. In ihrer jüngsten Gedichtsammlung „Der Göttin Eigenthum" (Wien, Verlag von Karl Konegen) würde man vergeblich nach jenen weichen Empfindungstönen suchen, die der erotischen Lyrik Else Kastner's jenen süßen Zauber echter Weiblichkeit verleihen. Bei Marie von Najmájer ist vielmehr Alles Reflexion. Eine überaus wuchernde Gedankenfülle läßt keine Stimmung aufkommen und das gibt diesen Versen etwas Hartes, ich möchte beinahe sagen, Männliches. Marie von Najmájer behandelt die verschiedensten Stoffe, aber es ist geradezu charakteristisch, daß nicht ein einziges Gedicht der Erotik, diesem ewigen und unerschöpflichen Borne der Lyrik, seine Entstehung verdankt. Diese Thatsache zeigt von großer Selbstständigkeit und müßte der Gedichtsammlung Beachtung verschaffen, wenn eine solche nicht schon durch die künstlerischen Qualitäten des Buches verbürgt wäre. Weit hinter diesen beiden Frauen zurück steht Friederike Rohrbeck. Ihre Gedichte „Durch's Herz" (Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich) enthalten nur wenig Originelles. Die ganze litterarische Revolution der letzten zwei Jahrzehnte scheint an ihr spurlos vorübergegangen zu sein. Die Dichterin wandelt die alten ausgetretenen Pfade der Lyrik, nichts ist daran neu, weder die Form, noch der Inhalt. Wäre die Sprache nicht so schwunghaft und bilderreich, dann müßten diese Gedichte in das Gebiet des Dilettantismus verwiesen werden. Ein Lyriker von hervorstechender Originalität ist Hugo Salus. Sein Name hat längst einen guten Klang im deutschen Dichterwalde und die jüngst bei Albert Langen in München erschienene Sammlung „Reigen" beweist auf's Neue, wie sehr Salus diese Werthschätzung verdient. In Stoffwahl, Form, sprachlichem Ausdruck 2c. tritt uns eine so markante dichterische Individualität entgegen, daß wir vergebens nach etwas Aehnlichem oder gar nach Anklängen an diesen oder jenen Lyriker suchen würden. Der eigenthümliche Zauber dieser Gedichte läßt sich nicht schildern, man muß sie lesen. Eine kleine Probe sei an Stelle jeder weiteren Kritik hiehergesetzt:

Der letzte Blick.

Ihr glaubt es nicht, daß meine Seele lacht,
Daß meine Verse d'rum so fröhlich fließen!
Dies aber weiß ich: vor der ewigen Nacht
Wird noch mein letzter Blick die Sonne grüßen.

Wie an der Kirchenthür verliebte Frau'n,
Wenn sie die Hand im Weihebecken netzen,
Noch heißen Blick's nach ihrem Buhler schau'n,
Eh' sie den Fuß in's ernste Dunkel setzen.

An dieser Stelle sei auch noch zweier Monatsschriften Erwähnung gethan, die sich die Pflege der Lyrik zur Hauptaufgabe gemacht haben. Es sind dies die „Stimmen der Gegenwart", herausgegeben von Max Beyer und Martin Bölitz (Verlag S. Dyck, Eberswald) und „Der Spielmann", herausgegeben von Ernst Wachler (Verlag von Fischer & Franke in Berlin). Das Februarheft der „Stimmen der Gegenwart" enthält als „Wiener Sonderheft" nur Beiträge österreichischer Autoren und das Bild Peter Altenberg's. Unter den Mitarbeitern befinden sich zahlreiche bekannte Namen, wie: Hermann Hango, Felix Dörmann, Paul Wilhelm, Paul Wertheimer, J. J. David, M. E. delle Grazie, K. M. Heidt, Franz Himmelbauer, K. M. Klob, H. Rollett u. A. Die Gerechtigkeit zwingt zu sagen, daß nur wenig Gedichte über die Grenze des Mittelmäßigen hinausragen, aber leider recht viele unter derselben zurückbleiben. So bietet dieses Wiener Sonderheft nicht nur ein sehr unvollständiges, sondern auch ein recht trübes Bild des poetischen Schaffens in Wien und Oesterreich. Eine Reihe schöner Gedichte enthält „Der Spielmann". Fritz Lienhard, Gustav Falke, Laurenz Kiesgen, E. H. Strasburger, Maurice v. Stern u. A. haben prächtige Arbeiten beigesteuert. Die schönste in den vorliegenden Heften enthaltene Dichtung ist jedoch „Rosenwunder" von Gustav Klitscher. Nach einer Fußnote ist dieses Gedicht dem Buche „Schönheit" entnommen, das bei Fischer & Franke erschienen. Leider liegt mir dieses Werk nicht zur Besprechung vor, nach dieser Probe aber zu urtheilen, dürfte es gelungen sein.

Josef Schmid-Braunfels.

Die Neuen Heiligen. Roman von Karl v. Heigel. Verlag von Huth, Potsdam. Preis 2·50.

Der beliebte Erzähler erhebt sich auch hier übers Durchschnittsniveau der Unterhaltungslektüre, insofern er etwas Bestimmtes analysiren, nicht bloß fabulieren will. Allein, es bleibt bezüglich dieses Bestimmten beim bloßen Wollen. Mit der Ueberzeugungstüchtigkeit umfassender Ignoranz auf diesem Gebiete, macht sich Heigel daran, den theosophischen Okkultismus zu verspotten. Die neuen Heiligen stellt er als heuchlerische Pfaffen dar und predigt ziemlich deutlich, daß dem Volke die Religion erhalten werden müsse, die allein gesunde Speise biete, indeß die Theosophie nur ein Luxus für geistig und materiell Begüterte sei. Die Karmalehre ist ihm abstruse Komik, die keinen Menschen befriedigen könne. Mit einem Tiefsinn, wie jeder Spießer ihn bei der Hand haben wird, erkennt Heigel nur größte Ungerechtigkeit darin, daß wir für vergangene Schuld zu büßen haben, ohne uns derselben bewußt zu sein. (Als ob der Karmabudhismus überhaupt Schuld und Buße im banal menschlichen Sinne anerkenne!). Was helfe einem gemarterten Menschenkind diese Erklärung? Nichts bezeichnender, als was Heigel unter einem so geprüften Menschenkind versteht: sein Graf Karl hat unendliche Schulden, macht schlechte Gedichte und wird von einer Kokette genarrt. Der arme Schuldlose! Diesem „echtmenschlichen" Allzumenschlichen stehen die verrückten oder verlogenen Theosophen gegenüber, Männlein und Weiblein, mehrstentheils letztere. Für den Eingeweihten ist das Ganze ein sogenannter Schlüsselroman, dessen Modelle man kennt. Aber nicht eins davon ist richtig gesehen. Die drei Grazien: Frl. v. Kniebis, die Russin und die Komtesse sind im Leben viel interessanter, zwei davon geistig bedeutender und eine unbewußt komischer, als Heigel begriff. Das Gleiche gilt vom Urbild der Generalin, das freilich aus guten Gründen recht undeutlich verwischt scheint. Protest aber ist zu erheben gegen die Hauptfigur, den berühmten Theosophen Dr. Baldrian, der kein Sanskrit kann. Eine bloße Verzerrung, mit Farben des Hasses gemalt. Der Betreffende ist von Eitelkeitsschwächen nicht frei, wie alle Päbste weiblicher Anhängerschaft, aber von faunischer Lüsternheit und nun gar von Gemeinheit gewinnsüchtiger Spekulation kann gar keine Rede sein. Das flottgeschriebene Buch gewinnt nicht durch solchen persönlichen Beigeschmack.

Berlin. Karl Bleibtreu.

Albrecht Rau, Die Ethik Jesu und ihre Bedeutung vom Standpunkte des Menschenthums, Gießen, bei Emil Roth, 1900.

In lichtvoller Sprache und Darstellung entwickelt der Verfasser die Entstehung der Ethik Jesu — nicht der christlichen Moral! — aus ihren Grundelementen hebräischer, griechisch-philosophischer und jüdisch-griechisch-philosophischer Herkunft. Auf die älteren Grundlagen der christlichen, richtiger hebräischen Religionsanschauungen im Orient, in Aegypten, Babylon und Persien nimmt Rau nur hie und da andeutend Bezug. In durchaus vornehmer und würdiger Weise behandelt er sein Problem, und kommt dabei, wie logisch und nach den Thatsachen nothwendig zu einem vollkommen absprechenden Urtheil bezüglich der Brauchbarkeit der christlichen Ethik für unsere Tage. Er faßt sein Endurtheil in folgende Sätze zusammen: „Gebote nach denen weder gehandelt noch geurtheilt wird, können nur schaden; sie binden denen, welche ein Gewissen haben, die Hände und überantworten sie widerstandsfähig jenen, welche gewissenlos sind. In Anbetracht dieser Umstände wäre es viel angemessener, die christliche Ethik in ihrem ganzen Umfange aufzuheben und zu erklären, daß sie auf Menschen innerhalb der menschlichen Gesellschaft keine Anwendung finden kann. Allein das zu thun hütet man sich, ja man besteht um so hartnäckiger auf der guten Gesinnung, je weniger die Handlungen dieser Gesinnung entsprechen. Diese protestantische Ethik ist ohne Zweifel eine Halbheit, eine Inkonsequenz, und diejenigen, welche sie empfehlen, haben weder den Muth der unumwundenen Bejahung, noch den der bis zum Ende fortschreitenden Verneinung. Man muß gestehen, daß die vollgläubige Kirche hier ungleich würdiger verfährt: sie hat den Muth der Konsequenz und dringt mit aller Strenge auf die Freiheit von Gesinnung und Handlung ganz so, wie es Jesus gelehrt hat." Die seit Christus-Zeit verstrichenen 1900 Jahre haben natürlich die einzelnen Menschen und die Menschengesellschaften wesentlich verändert, aber die Ethik Jesu läßt diese veränderten anthropologischen und sozialen Elemente ganz unberücksichtigt und kann naturgemäß auf heutige Verhältnisse nicht übertragen werden; ganz abgesehen von den Denkfehlern, die sie selbst enthält. Als einen solchen bezeichnet kann z. B. die von Christus geforderte Feindesliebe werden, welche soweit geht, dem der uns auf eine Wange schlägt, die andere auch darzureichen, und dem, der uns den Mantel raubt, auch noch den Rock zu geben. Der Denkfehler dieser Lehre beruht darin, daß der Leser in seinem Edelsinn dieselbe Beschämung, die er empfinden würde, wenn ein von ihm Geschlagener oder Beraubter so handelte, bei jedermann voraussetzt. Die entschiedene Wahrheitsliebe und der rücksichtslose Freimuth des Verfassers paart sich mit einem jeden Spott und jeden verletzenden Ausdruck streng meidenden vornehmen Zartsinn, so daß das Buch auch von Gegnern einer naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung ohne Aergerniß gelesen — und genossen werden kann. M. W.

Carl Felix v. Schlichtegroll, Sacher-Masoch und der Masochismus. Litterarhistorische und kulturhistorische Studien. (Dresden, Dohrn 1901. 205 S. Lex. 8°. Preis 6 M.)

Es ist sehr verdienstlich von Schlichtegroll, daß er uns eine Biographie des interessanten Schriftstellers nebst Erörterungen über den nach ihm genannten geistigen Zustand (völlige durch körperliche Mißhandlung verschärfte Unterwerfung unter das Weib) bietet. In der That dürfte es schwerlich ein merkwürdigeres Leben eines Autors gegeben haben. Es verdient aber eine etwas ausführlichere Behandlung, als sie Schlichtegroll gibt. Er hätte, da er im Besitze der Tagebücher Sachers ist, leicht ein anschauliches Bild der Entstehung seiner Leidenschaft geben können, namentlich aber hätte er sie mehr vom pathologischen Standpunkte aus schildern sollen. Auf einen moralischen Standpunkt oder gar religiösen verzichtet er leider völlig. Ich führe als Beleg folgende Aeußerungen an: „Das ewige Leben ist keine Fabel, aber es ist kein physisches, sondern ein somatisches Weiterexistiren nach dem eigenen Heimgange. Wer keine Erben hinterläßt, verfällt der Hölle, d. h. der persönlichen Vernichtung." (S. 7.) „Die Psyche ist absolut an die Physis gebunden. Die „Seele" ist die in die äußere Erscheinung getretene Zusammenwirkung aller Einzelfunktionen unseres Leibes." „Religionen und Konfessionen werden verschwinden. Die Messiasse kommender Zeiten werden keine Avatare sein, sondern die Häckel, Darwin und Virchow." „Die Pfaffen aller Konfessionen waren von jeher bemüht, nicht Licht, sondern Dunkel zu verbreiten. Ihre fanatische Selbstsucht brachte es dahin, den Menschen gleichsam in zwei Stücke zu reißen. Seele hieß der eine Fetzen, Leib der andere." Christus war für ihn „lediglich ein Denker, ein Philosoph und andere waren es, die an praktische Ausbildung des Christenthums gingen". (S. 159.) „Keuschheit und Liebe sind zwei Begriffe, die sich schlechterdings nicht vereinigen lassen. Die eine hebt die andere auf."

(S. 9.) Diese schiefen Urtheile verhindern ihn klar zu sehen. Er begreift nicht, daß der Mensch ein Doppelwesen ist, in dem Himmel und Hölle zugleich wohnt und daß je nachdem er sich für das eine oder andere entscheidet, er entweder beständig leidet oder durch Niederkämpfen seines schlechteren Ich's glücklich wird. Sacher-Masoch litt an seiner unnatürlichen Sinnlichkeit und war ein tragischer Charakter. Aufgabe Schlichtegrolls wäre es gewesen, alle Fragen zu beantworten, die auf ihre Entstehung Licht werfen. Hoffentlich geht er bei einer neuen Auflage auf solche ein, z. B.: war in seiner Familie schon ein solcher Trieb, etwa bei seinem Vater, der bekanntlich österreichischer Polizeidirektor war in einer Zeit, wo in Oesterreich noch der Fünfundzwanziger die große Rolle spielte? Wann und wie erwachte bei Sacher zuerst der Trieb? War die passive Flagellomanie zuerst unabhängig vom Geschlechtstrieb oder nicht? Hat er als Katholik praktizirt und bis wann? Hat er seine Phantasien regelmäßig gebeichtet? Was hielt er überhaupt von der Religion? Eine Umfrage bei Allen, die ihm einst nahe standen, wäre zu diesem Zwecke wünschenswerth. Dann wird eine objektive Würdigung des merkwürdigen Menschen möglich sein, die mehr der Wahrheit nützt als die vorliegende gutgemeinte Apologie Schlichtegrolls.

Paris. Dr. Grävell.

J. Barbey d'Aurevilly, Die Teuflichen. („Les Diaboliques".) Aus dem Französischen übersetzt von M. von Berthot. Umschlagbild und Buchschmuck von Felicien Rops: 2. Auflage. Wiener Verlag (Buchhandlung L. Rosner, Sep.-Cto.)

Es war ein guter Gedanke und eine verdienstliche That des Wiener Verlags, die sechs unter dem Titel „Les Diaboliques" vereinigten Novellen J. Barbey d'Aurevilly's deutsch herauszugeben. Diese Geschichten eines starken Temperaments und scharfen Verstandes, die Erzeugnisse einer wilden, aber durch Religion und Moral im Zaume gehaltenen Dämonie, diese Teufelsgeschichten vom Weibe, diese weiblich-erotischen Ausflüsse des teuflischen Willens, gehören zum Stärksten und Interessantesten, was die moderne französische Belletristik hervorgebracht hat. Ehrliche, wenn auch kühne Beobachtungen, wie der Autor will, sind es nicht, und ob sie mit Recht den Anspruch erheben, „ein Andachtsbuch, eine Nachfolge Christi zu sein", mögen Andere entscheiden. Wohl aber sind es glänzend erzählte Geschichten, wunderbare Beispiele aus dem dunkelsten Bereiche des Willens; räthselhafte Erscheinungen aus dem Seelen-Gebiete der Frau, dort wo ihre Teufelei liegt, grausame Offenbarungen der Liebe. Wo das Weib und wo die Liebe beginnt, da beginnt auch für den Dichter das Problem der Seele. Irgendwo bricht immer der Teufel los; Liebe, Tod, Schwangerschaft, Verbrechen, Alter, Sinnlichkeit, Ehebruch, Prostitution und Hingebung, das Alles schwebt wie ein Fatum über dem Haupte seiner Heldinnen und zuckt wie der Blitz plötzlich auf sie herab. Alles was da geschieht, ist wunderbar und kann nicht erklärt werden. Es will nur als etwas Unzugängliches vermerkt sein, wie die Sakramente dem Verstande ewig unzugänglich sind. Und das Alles ist in einem überzeugenden Stile geschrieben, so überzeugend, wie nur je ein guter Katholik von Gott, den Heiligen und Wundern geschrieben hat; und doch klar, anschaulich, ohne Romantik und Schwärmerei, kalt, scharf, hart, fast trocken, wie eine Chronik der Hölle, begleitet von geistreichen Sentenzen, die mit seltener Schärfe die Probleme formuliren und das Wunderbare aufzeigen. Die Phantasie des Dichters ist der eines Dante verwandt und schreckt weder vor dem Schauerlichen noch vor dem Ungeheuerlichen zurück. Alles geht ins Große, Wilde, Dunkle. Am gewaltigsten, auch am besten erzählt und noch am meisten in der Sphäre des Natürlichen sich bewegend, ist die Rache einer Frau: der Herzogin von Sierra Leone, die stolz, religiös und ruhig neben ihrem Gemahl lebte, bis ein Vetter des Mannes auf ihr Schloß kam. Sie bäumte sich zwar gegen ein Gefühl, das sie nur aus Büchern kannte und verrieth dem Herzoge, daß sein Vetter für sie ein Gefühl zu hegen scheine, wodurch seine Ehre bedroht sei. Kalt und sicher antwortete ihr jener: er würde es nicht wagen. Dies Wort warf sie in des Geliebten Arme, aber in einer Liebe, die glühend und keusch, romantisch und fast heilig, kurz mystisch war. Der Vulkan unter ihrer Seele war im Hervorbrechen. Da geschah das Ungeheure: der Herzog, von Eifersucht erfüllt, überrascht sie, während sie in ihrer mystischen Schwärmerei nur durch den Blick verbunden, zusammen sind, fällt den Nebenbuhler, wie man in Amerika die Büffel fällt und wirft sein Herz den Hunden hin. Und plötzlich (wie alles plötzlich in diesem Buche geschieht) ist aus der Heiligen die Teufelin geworden. Sie ersinnt die furchtbarste und gemeinste Rache, deren nur je eine in ihrer Liebe gekränkte Frau fähig gewesen ist. In Paris verkauft sie sich auf der Straße, um einst von der Lustseuche zerfressen zu werden und in einem elenden Hospital zu enden. Die Frau des stolzesten Herzogs als Prostituirte in Paris. So traf sie den Herzog in seinem tiefsten Gefühle, indem sie seinen Namen in

den schlammigsten Koth zog. In dieser Rache, bemerkt der Erzähler, ist die Erhabenheit der Hölle. Er verschließt sich, als er sie erfahren und ergötzt seinen Geist an den Eindrücken und Erinnerungen der Erzählung wie an einem seltsamen Poem, dem nichts von dem, was er in Shakespeare oder Byron gelesen, sich an die Seite stellen konnte. Barbey d'Aurevilly liebt es, seine Geschichten erzählen zu lassen von solchen, die nur als Zuschauer betheiligt sind, aber die Psychologen-Neugier haben, welche sie gerade immer das Interessanteste erleben oder erfahren läßt und die die scharfsinnigsten Menschenkenner sind. Auch versucht er es zuweilen, solche wilden Leidenschaften und unerhörten Thaten naturwissenschaftlich nicht zu erklären, aber vorzubereiten. Die Herzogin stammt aus einem alten stolzen italienischen Geschlechte, aus dem auch der Großinquisitor Torquemada hervorgegangen ist; in Geschlechtern, in denen gewisse Eigenschaften immer wieder fortgeerbt, gezüchtet werden, treten Gefühle und Leidenschaft mit einer Intensität und Größe auf, die ans Wunderbare, Unerklärliche grenzen, wie die Geschicklichkeiten von Akrobaten-Familien und die Künste der Fakire, wie durch gewisse chemische Zusammensetzungen ungeheure Kräfte erzeugt werden. Mit wahrhaft diabolischer Dialektik werden die Probleme gewendet und bis an die Höllenpforte geführt, in deren Schatten das Geheimnis verschwindet und das letzte Wort verhallt. Aber er unterläßt nie, sich als guten Katholiken zu bekennen, der nicht aufhört, für die Kirche Propaganda zu machen und hätte sie auch keinen andern Sinn, als „die toten oder lebendigen Herzen aufzunehmen, mit denen man in der Welt nichts mehr anzufangen weiß". Mystisch, grotesk, schauerlich und fratzenhaft, wie die Erzählungen sind die Bilder von Felicien Rops, dem kongenialen Illustrator des Werkes. Eine Sammlung „Die Himmlischen" sollte folgen, worin die azurblauen Seelen der Frauen gezeigt werden sollten; aber sie ist nicht erschienen. Dieser Mystiker wurzelte tief genug in der Erde, war Realist und Skeptiker genug, um den Flug in die Himmel zu scheuen. Der Glaube an die Hölle ist auch fester begründet in der menschlichen Seele. Von den Himmeln träumt man nur in verschwimmenden Visionen, während man Gespenster, Hölle und Dämonen noch erlebt. Daher die schwarzen Tendenzen, die in Literatur, Kunst, Philosophie und Religion so oft hervortreten. Barbey d'Aurevilly, der Ende der Achtziger hochbetagt gestorben ist, ist in mehr als einer Hinsicht der Vorläufer von Huysmans und Maeterlinck.

Berlin. Leo Berg.

Die Reichsverantwortlichen. Wer sind diese Glücklichen? Ein kostbares dreiblättriges Kleeblatt unseres „gemeinsamen" Vaterlandes. Der Minister des Auswärtigen, der Reichs-Finanzminister und der Reichs-Kriegsminister. Besonders der letztere! Welche Lust es ist, mit diesen „hohen Kameraden" etwas zu thun zu haben, darüber können manche hochgestellte Offiziere im Aktivstande ein Liedchen singen. Seit ungefähr zwei Monaten beglückt aber der am meisten Unverantwortliche auch solche Kreise mit seiner Reform-Disziplin, welche ihn eigentlich gar nichts angehen. Unser Reichs-Kriegsminister brachte es aber mit beispielloser Genialität, gepaart mit einigen despotischen Erlässen, glücklich dahin, alte pensionirte Militärs aller Grade bis zum Generalsrange, auf das Empfindlichste zu reizen, Leute, denen von Jugend auf durch ihre eigenartige Erziehung ein hyperloyaler Patriotismus in Fleisch und Blut übertragen wurde, die in ihrem Fühlen und Denken immer von Rücksichten des militärischen Kastengeistes geleitet werden, mit einem Worte: unsere alten Militärpensionisten sind in heller Empörung über die ihnen bis nun zu Theil gewordene „Fürsorge und Förderung ihrer wahren Interessen" (wie in einem Knutenerlasse des Kriegsministers gefrozzelt wird). Weshalb diese nutzbringende Thätigkeit, die mit der zu fördernden Kriegsbereitschaft der Armee ziemlich wenig zusammenhängt, von Seite des Kriegsministers eingeleitet wurde, ist für den, der nicht die autokratische Eigenart dieses Mannes kennt, unbegreiflich. Aber Disziplin muß sein! Daß im sogenannten Verfassungsleben unseres namenlosen „mit den Ländern der ungarischen Krone gemeinsamen" Staates so etwas wie Staatsgrundgesetze existirt, daß es Kraft dessen auch noch eine Verantwortlichkeit des Ministers geben soll, daß die „zivilen Menschen" auch einige Rechte und daß auch ein Kriegsminister einige

Verfassungspflichten hat, von dieser Gedanken-Blässe ist unser Delegations-Kriegsminister nicht angekränkelt — wozu auch? Hat er nicht genug gethan, um vor jedem wirklich nackensteifen Parlament einfach unmöglich zu sein? Wie viele noble Nichtbeachtung hat dieser „verantwortliche" Kriegsminister den Volksvertretern bisher schon zu Theil werden lassen, seine engsten Standesgenossen wurden von ihm an die unzulängliche Durchführung unserer Minister-Verantwortlichkeitsgesetze erinnert. Weil der Militär-Pensionistenverein sich unterfing, seine Standesinteressen energischer zu wahren, als dies durch die Vertröstungsmeierei im Kriegsministerium der Fall war, darum das Anathema gegen ihr. Bis zu kommunen Saalabtreiberei — der Präsident des Wiener Militär-Kasinovereines kam dabei als Mann von Ehre auch noch in die peinlichste Lage — wurden alle Mittel angewendet, welche von den Gerichten bei gewöhnlichen Zivilisten meistens als ungesetzliche Nöthigung bezeichnet und — verurtheilt werden. Trotz alledem und alledem gab es in der Delegation außer einer ziemlich sanften Erwähnung von Seite des Delegirten Dr. Pommer weiter gar keine Erregung. Und so wird voraussichtlich das System des jetzigen Kriegsministers auch in Hinkunft seine prächtigen Blüthen des unverantwortlichen reichskriegsministerlichen Absolutismus treiben. 70 und 80jährige Männer, die in ihrer Art gewiß charaktervolle Menschen sind, die bis ins Greisenalter an den Idealen i h r e r Anschauungen treu und mit Aufopferung gehangen haben, sie werden nun durch die blutige Ironie des Schicksals davon überzeugt, wohin es führt, wenn den Begriff „Disziplin" auch einmal ein hoher aber einsichtsloser „Kamerad" ihnen gegenüber gehandhabt hat.

M u r n e r d. J.

Europäische Kultur — gegen chinesische Doktoren! Man sollte es nicht glauben, aber es ist so. Zeitungsmeldungen zufolge, die bisher nicht berichtigt wurden, ist unter den Friedensbedingungen zwischen den europäischen Großmächten und China auch die Bedingung enthalten, daß für die Zeit von mehreren Jahren in denjenigen Provinzen Chinas, in welchen die Boxeraufstände sich ereigneten, kein chinesischer Student den D o k t o r g r a d e r h a l t e n dürfe, da gerade diese Kreise stets zu Fremdenhaß und Verhetzung der Bevölkerung beigetragen haben. Und zu diesem „Denkmal" europäischer Kultur haben so viele Diplomaten aus aller Herren Länder so lange Zeit gebraucht! Ich glaube, daß diese Leute von den Chinesen auf keinen Fall zu Doktoren promovirt worden wären. Ein erhabenes Ergebnis des „Kreuzzugs" nach China! Man mag über die Bedeutung der chinesischen Kultur und deren Werth denken, wie man will, aber das liegt auf der Hand, daß derlei diplomatische Ungereimtheiten gewiß nur eine Folge haben: intelligentere Chinesen werden diese Schmach gewiß tief empfinden, was zu neuen Verwicklungen führen muß. Und d a r u m haben tausende von europäischen Soldaten ihre Gesundheit und ihr Leben gewagt und verloren, und der Erfolg ist die Ausräucherung des Welt-Feldmarschalls aus dem Asbesthause in Peking, Raufereien, ja Kämpfe der europäischen Truppen in Tientsin untereinander und endlich — keine chinesischen Doktoren mehr!

K a l a f a t i.

Der geniale Markbreiter. Dr. Neuda, ein in Wien Dank seiner opulenten Soiréen und Soupers und infolge dessen auch sehr warmen Beziehungen zur Manchesterpresse bekannter und „geschätzter" Advokat hat jüngst seinen 70. Geburtstag gefeiert. Unter den Siegestänzen, welche die (wie Scherr sagen würde) Hebammeriche der öffentlichen Meinung um den alten Herrn vollführten, zeichnet sich der des „Neuen Wiener Tagblattes" — dort hat auch unser Hermann Bahr sein Huhn im Topfe — ganz besonders aus. Ein Herr *_* veröffentlicht daselbst einen extatischen Päan auf Herrn Dr. Neuda als den Dritten im berühmten Dreibunde der Wiener Rechtsgelahrtheit: Singer, Markbreiter und Neuda. Wer die Kriminalgeschichte der 80. Jahre kennt, dem wird der Name Markbreiter recht bekannt ins Ohr klingen, nicht so sehr als Vertheidiger, sondern vielmehr als — „Europamüden". Herr Dr. Markbreiter war der Typus jener Menschen, die auf fremde Kosten in Luxus schwimmen. Die ihm anvertrauten Depositengelder kamen in den allerseltensten Fällen wieder zum Vorschein und als ihm der Boden unter den Füßen brannte, lud er großmüthigst seine unfreiwilligen Gläubiger zu einer lukullischen Tafel in einem der feinsten und theuersten Restaurants zusammen, wo sie „freudigen Muthes die Hände erhuben zum leckeren Mahle", reichlich mit Pommery befeuchtet. Tags darauf war Herr Dr. Markbreiter — verschwunden, ähnlich wie Graf Leicester in Schillers „Maria Stuart", nur mit dem Unterschiede, daß dieser als Hofmann und Gentleman sich entschuldigen läßt, da er zu Schiff geht. Hingegen ließ besagter Rechtsfreund seinen Gästen als Andenken an sich und seinen Abschied die — unbezahlten Rechnungen für den Festabend zurück. Diesen Schubjack — wie man ihn doch wohl getrost nennen kann — preist nun das „N. W. T." wie folgt: „Der geniale Markbreiter, den bedauerliche Um-

stände später gezwungen haben, nach Amerika auszuwandern, war ein ätzender Satiriker und unerbittlicher Philosoph*), der sich für jeden Fall sein eigenes System**) mit tiefsinnig ausstudirten Beweisen zurechtlegte", weiters erwähnt Freund Schmock als besonders lobenswerth, daß man seiner allzu intellektuellen Beweisführung nicht zu folgen vermochte***) und daß er „mit Abstraktion gesättigt war" ****) — Dr. Neuda mag sich beglückwünschen, in einer so vornehmen Gesellschaft erwähnt zu werden. Uebrigens gibt es in Wien genug Advokaten, die ebenso viel, ja vielleicht noch mehr, als er geleistet haben, von deren 70. Geburtstag in der Presse kein Sterbenswörtchen zu lesen stand — Herr Dr. Neuda hatte eben das Glück und Geschick, die Jakobsleiter der „öffentlichen Meinung" benützen zu können. Wie segensreich aber Herr Dr. Neuda in der Advokatenkammer waltet, darüber nächstens mehr.

Lehrstandsfreuden. Im „Gerichtssaal" der Tagesblätter stand Folgendes zu lesen: Vor dem Bezirksgerichte Fünfhaus hatte sich heute die 15jährige Hilfsarbeiterin Sophie Kranzer wegen einer Ehrenbeleidigung zu verantworten, welche der Volksschullehrer Karl Daniel gegen sie angestrengt hatte. Die Angeklagte soll nämlich in Gegenwart mehrerer Schulkinder den Privatkläger, der nicht zugegen war, beschimpft haben. Die Angeklagte stellte die Beschimpfung in Abrede, und gab an, sie habe nur ihr Mißfallen darüber ausgedrückt, daß Herr Lehrer Daniel ihrem Bruder Hausarrest gegeben, und daß er ihn einmal mit dem Stiefelabsatz getreten habe. Auf Wunsch des Klägers wurde dieser letztere Vorwurf in die Klage einbezogen. — Richter (zur Angeklagten): Können Sie denn beweisen, daß der Herr Lehrer das gethan hat? — Angekl.: Nein, aber mein Bruder hat's erzählt. — Richter: Da hätten Sie sich in der Schule erkundigen oder beschweren müssen; man darf doch einem solchen Knaben nicht Alles glauben und ihn in seiner Störrigkeit gegen den Lehrer noch unterstützen. (Zum Kläger): Möchten Sie sich mit einer Ehrenerklärung zufrieden geben? — Kläger: Nein, wir haben die Kranzer dreimal in die Schulkanzlei geladen, um die Sache in Güte beizulegen, sie ist aber nicht erschienen. Ich habe eine sehr zahlreiche und sehr schwache Klasse, die Jungen bringen weder Aufgaben noch Strafarbeiten und wenn ich dann eine Strafe gebe, beschimpfen mich die Angehörigen der Kinder und bestärken die Jungen noch in ihrem Trotze. Da mehrere Schulknaben die Anklage bestätigten, fand der Richter die Angeklagte schuldig und verurtheilte sie zu drei Tagen Arrests, verschärft mit einem Fasttage. — Diese nette Geschichte steht durchaus nicht vereinzelt da — im Gegentheil sogar! Dank unserem famosen Schulgesetze, dieser größten Errungenschaft der liberalen Aera sind die Lehrer der Bosheit der kleinen Rangen ebenso ausgeliefert, wie der Flegelei der großen. Es fehlt nur noch, daß die liberale Stumpfnüstrigkeit den Bubeu das Recht einräumt, im Falle des Ungehorsams ihre Lehrer tüchtig zu verhauen.

Zwei Schulgeschichten. Mit welchem Hochdruck die Klerikalen in Oesterreich arbeiten, beweisen nachfolgende Thatsachen: Ein Ehepaar sandte in Ermangelung der Ortsschule sein Töchterchen behufs Unterrichtes in den nächsten, etwa eine Viertelstunde entfernten Ort. Die obligatorische Schulstundendauer war von 8 bis gegen 11, und von 12 bis 2 Uhr. Die Zwischenzeit von 11 bis 12 Uhr benützte das Kind zur Wanderung in's elterliche Haus, um dort das Mittagmahl einzunehmen. Meist ging ihr die Mutter ein Stück des Weges entgegen. In der jüngsten Zeit geschah es, daß die besorgte Mutter bis vor das Schulhaus gelangte, ohne daß ihr die Kleine entgegengekommen wäre. Sie wartete und wartete bis halb 12 Uhr, aber wer nicht kam, waren die Kinder. Endlich öffnete sich die Thür des Schulhauses und heraus trat der Herr Kaplan an der Spitze der Kinderschaar und führte die Kleinen in die — Kirche, wo sie noch einige Vaterunser — man kann wohl sagen: abhaspelten, denn es ist kaum denkbar, daß nach $3\frac{1}{2}$stündigem Unterricht ein Kind im Stande sein wird, zu beten. Erst nach dieser „religiösen Uebung", also nach $\frac{3}{4}$12 Uhr wurden die Kinder entlassen. Somit bleibt für den Heimweg, die Mahlzeit und den abermaligen Weg zur Schule eine ganze Viertelstunde. Bei solch' einer stumpfsinnigen Zeiteintheilung fordert man von den Kindern Freude an der Schule und am Lernen! Es sieht just so aus, als ob man mit Fleiß an der Vereklung des Unterrichtes arbeiten würde. Vermögende Eltern können dem freilich vorbeugen, indem sie ihre Kinder zu Hause unterrichten lassen, was aber sollen arme Teufel anfangen? Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als ihre Kinder körperlich ebenso wie geistig verkrüppeln zu lassen. Das ist die Erläuterung des Textes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen". — Nr. 2: In einem der südwestlichen Bezirke Wiens hatte ein Lehrer infolge Aus-

*) Er spekulirte mit fremdem Eigenthum.
**) Der Begaunerung.
***) Des Beweises: „Was Dein ist, ist mein."
****) Er „abstrahirte" eben aus den Taschen seiner Klienten.

falls der Religionsstunde den Kindern Unterricht im Schreiben ertheilt. Als dies der Ortsschulrath erfuhr, erließ er die Weisung, daß derjenige Lehrer, der an Stelle des wegfallenden Religionsunterrichtes einen anderen Gegenstand vornehmen würde, in — Disziplinar-Untersuchung (!!) käme. Nun besagt aber die noch giltige Schulordnung ausdrücklich, daß der Lehrer von der 3. Klasse an, Religionsstunden an Stelle des Katecheten nicht ertheilen dürfe. Andererseits aber ist es lediglich Sache des Bezirksschulrathes, Weisungen in Betreff ausfallender Lehrgegenstände zu geben. Der erwähnte Ortsschulrath hat also nicht nur seinen Wirkungskreis überschritten, sondern auch geradezu eine ungesetzliche Weisung ertheilt — Grund genug, ihn von Amtswegen zu vermöbeln, daß ihm in Zukunft die Lust vergeht, die ohnedies mehr als dienlich drangsalirten Lehrer noch mehr zu hunzen. Daß es nicht geschieht, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen selbstverständlich. Ebensowenig würde eine Interpellation an den Minister für Kultus und Unterricht frommen: 1. wüßte er nichts davon (Das ist nämlich eine Eigenthümlichkeit unserer Minister, sie wissen selbst dann nichts von einer Sache, wenn auch die halbe Welt davon spricht. Wahre Sokratiker in dieser Beziehung: sie wissen nur, daß sie nichts wissen.), 2. wäre das Ganze nicht wahr, wie die gepflogenen Erhebungen dargethan hätten. (Man pflegt nämlich so lange Erhebungen, bis die erhobenen Beschuldigungen sich als unerheblich herausstellen.)

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo.
Rückwärts, rückwärts, edler Cid.

Der Karsthans.

O du glückliches Rhinozeros! Vor etlichen Tagen fand in der schönen Donau-Weltstadt mit dem bekannten „goldenen Herzen" eine Gerichtsverhandlung statt, welche unglaubliche Verhältnisse in einem Kinderspitale der darüber natürlich entsetzten Oeffentlichkeit vor Augen führte. Ein armes krankes Kind armer Eltern war in Folge mangelnder Aufsicht beim Baden in der großen Wanne — ertrunken. Die zur Verantwortung gezogene Wärterin wies nach, daß sie täglich 19 Stunden Dienst hatte, daß sie 15 Kinder allein zu beaufsichtigen habe und daß sie das verunglückte Kind deshalb nicht in einem kleineren Schaffe gebadet habe, weil eben nur ein solches da war und dasselbe auch zum Abtrittreinigen verwendet wurde. Sie konnte auch nachweisen, daß sie über ihre thatsächliche Ueberbürdung bei den Spitalsärzten Klage geführt habe, aber ohne Erfolg. Die „leichtfertige" Wärterin wurde trotzdem zu einem Monat Kerker (!) verurtheilt, die so fürsorgliche Spitalsleitung ging frei aus! Jedenfalls ist es bei solchen Verhältnissen — an denen allerdings nicht die Aerzte Schuld tragen, für jedes kranke Kind ein sehr zweifelhaftes „Glück" in einer derart unzulänglichen „Heilanstalt" Aufnahme zu finden und es ist überhaupt schon eine Unklugheit als Mensch das Licht der Welt zu erblicken, da ist man als junges Rinozeros in ebendemselben Wien viel besser aufgehoben. Einen Tag nach obenerwähntem Kinderspitalskandal brachte eine große Wiener Tageszeitung in spaltenlanger ausführlicher Schilderung vor Augen, daß es in Wien doch nicht so schlecht mit der Spitalpflege für junge Rhinozerosse bestellt ist. Mehrere Wärter für das eine Thier, 60 Wärmflaschen zur Erhöhung der Körperwärme des theueren Patienten, Kamillenthee, Rothwein und Chaudeau in literweisen Verabreichungen, Behandlung durch einen Professor, das Alles legt Zeugnis dafür ab, daß man nur den richtigen „Stand" gewählt haben muß, um in Wien der aufmerksamsten und liebevollsten Pflege gewärtig zu sein. Ein Nörgler hat freilich nachgerechnet, wie viel Geld für den nur zu Anschauungszwecken so kostbaren Dickhäuter ausgegeben wurde und meinte, dafür hätte man in den Menschen-Kinderspitälern mehr Wärterinnen anstellen und besser bezahlen können und auch noch ein Badegefäß für die kleinen Kranken anschaffen können. Aber der Humanitätsdusler irrt sich. Erstens ist das Rhinozeros ein Ausländer, dem es bei uns in Oesterreich immer besser geht, als den gewöhnlichen Eingeborenen, zweitens hat man nichts von der Hypothese des „wäre" und „hätte sein können". Es ist am besten so wie es ist! Nur Mißgunst und Neid können den Schalk nicht begreifen, der aus vollem Herzen ruft: „O, du glückliches Rhinozeros!"

Murner d. J.

Ein erbauliches Geschichtchen vom heiligen Anton. Das „Echo des grottes de St.-Antoine de Padoue" veröffentlicht folgenden hochinteressanten Brief eines römischen Mönches: „Ich hatte bei meiner Abreise einen Theil meines Breviers verloren und konnte denselben, als ich in das Kloster zurückgekehrt war, trotz eifrigsten Suchens nicht wiederfinden. Ich rief darauf den heiligen Antonius an und ließ ihn auch durch andere fromme Seelen anflehen; er blieb aber allen diesen Anrufen taub. In meiner Verzweiflung kam ich auf den Gedanken, den guten Heiligen nach meiner Art zu **bestrafen**. Ein kleines Standbild des Heiligen auf meinem Arbeitstische wurde gegen die Wand

gekehrt und die Ursache dieser Bußübung des Heiligen jedem erzählt der sie anhören wollte. Wenigstens konnte ich so die Hoffnung hegen, daß die Furcht, seinen weltbekannten Ruf als Wiederfinder verlorener Gegenstände einzubüßen, auf den wunderthätigen Heiligen eine tiefe Wirkung hervorbringen würde. Aber auch darin räuschte ich mich: es verstrichen neue Wochen, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Gegen den 27. Dezember stellte ich dem Heiligen ein **Ultimatum** und **drohte ihm,** daß ich, wenn er mir nicht bis zum Abend des 1. Januar Nachrichten bezüglich meines Breviers zukommen würde, in Ihrem Blatte ein formelles Dementi bezüglich des unerschütterlichen Vertrauens veröffentlichen würde, das ich bis dahin mit allen Gläubigen auf die Macht des heiligen Antonius gesetzt hatte! . . . Wer war nun der Gefoppte? Ihr ergebener Diener und zwar auf eine ganz erstaunliche Weise. Am Abend des 1. Jänner, also kurz vor Ablauf des Ultimatums, stattete mir einer meiner Kollegen, der oft seit der Bestrafung, die ich dem Heiligen auferlegte, zu mir gekommen war, einen kleinen Besuch ab, um von Familienangelegenheiten mit mir zu sprechen Ich rieth ihm dringend, sich aus den oben auseinandergesetzten Gründen nicht etwa an den heiligen Antonius zu wenden. Kaum hatte ich meine Anklagerede beendet, als der Kollege ausrief: „Wie? Sie suchen ein Brevier? . . . . Es liegt ja eins in dem Schranke des oberen Saales, in dem nie jemand hineingeht." — Ich ließ mir den Ort beschreiben und konnte mich des Verdachtes nicht erwehren, daß ich wegen meines Mißtrauens so bestraft werden sollte, wie die Heiligen zu strafen pflegen, nämlich durch Wiederfinden des langgesuchten Breviers. Mein Kollege ging selbst hinauf, um es zu suchen; es war wirklich dasselbe, das ich so lange vermißt hatte . . . . . Das **Ultimatum hatte gewirkt;** der heilige Antonius zählte einen Sieg mehr und ich stellte ihn sofort auf seinen Ehrenplatz zurück." — So weit der fromme Ordensbruder. Und nun möchte ich mir die bescheidene Frage erlauben: was für ein Unterschied ist wohl zwischen dem Neger in Inner-Afrika oder dem Tibetaner, der seine Götzenbilder ab und zu empfindlich züchtigt und diesem „Diener des wahren Gottes", der seine Heiligen ins Winkelchen stellt, wofern sie seinen Willen nicht augenblicklich erfüllen?! Stehen die beiden nicht auf der gleichen Stufe des geistigen Stumpfsinns? Meiner Ansicht nach steht der christliche Mönch offenbar bedeutend tiefer. — Wahrlich, der giftigste Satiriker könnte die entsetzlich oberflächliche Auffassung der Heiligenverehrung nicht besser darstellen, als es dieser welsche Kuttenmann verstanden hat! Und solcher gibt es mehr als genug. (Vgl. die Blätter „Sendbote des hlg. Herzens Jesu", „Der Pelikan" u. s. f.) Bessere Pionire für „Los von Rom" kann man sich kaum denken.

Schmock-Deutsch der Gegenwart. Im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 4. Juni 1901 stand im Leitaufsatze wortwörtlich zu lesen: „Nicht durch eine Wüste zogen Regierung und Parlament, sondern durch blühende Gärten, durch Felder, reich bebaut, auf denen bereits üppige Früchte winken, mit dem schönen Drange, mit dem löblichen Wunsche, mit dem ehrenden Sehnen, das Land des politischen Friedens zu erreichen." Und weiter: „Nicht Selbstzweck waren die ökonomischen Gesetze, so wichtig sie auch sind und so segensreich ihr Wirken auch eingeschätzt wird, sie waren ein Mittel zum Zweck, dem der Inhalt, Arbeit für die Bevölkerung, ein lobendes Zeugniß ausstellt." Dann wieder: „Aber vielleicht ist gerade . . . die Scheu, sich ja nicht im kühnen Konjektiren in das Völkerkuckucksheim der Phantasterei und der schwärmerischen Hoffnungen zu erheben, das Erfreulichste an der Debatte . . ." Es war jedenfalls sehr heiß zur Zeit, als der Skribifax diesen Blödsinn verbrach; so was entschuldigt aber nur in Europa, in China bekäme er 25 auf die Fußsohlen. Kalafati.

Bureaukraten-Stumpfsinn. Wie bekannt sandte die ungarische Regierung im Jahre 1895 den Direktor der Nationalgallerie Karl Pulszky nach Italien behufs Ankaufes von kostbaren Büchern und Miniaturen. Als es aber zum Bezahlen des Kaufpreises von 30 860 Lire kam, stellte die Nationalgallerie die Bücher mit Ausnahme eines auf 1484 Lire geschätzten Theiles dem Antiquar wieder zur Verfügung, was einen langwierigen Prozeß hervorrief, in welchem der Antiquar in allen Instanzen siegte, die Regierung aber die Exekution des Urtheils in Ungarn verweigerte. (!!) Nun scheint man sich entschlossen zu haben, die Angelegenheit durch Bezahlung der verlangten Entschädigung in Ordnung zu bringen und auch die Bücher zurückzuliefern. Indeß sind diese weder in voller Zahl, noch auch unversehrt heimgelangt. Bezüglich des Letzteren berichtet die Zeitschrift „Bibliofilia", daß außer ausführlichen Inventarnotizen, die der Sekretär der Nationalgallerie in alle Bücher hineingeschrieben hatte, einer großen Anzahl seltener Druckwerke aus dem XV. und XVI. Jahrhundert auch der —

Kalenderstempel aufgedruckt war. Sogar von den Miniaturmanuskripten und Pergamentrollen grinst einem der „Kaiserlich königliche Kalenderstempel 1896" entgegen. Also um den Staatsbeutel um einige Kreuzer zu bereichern, ruinirte man, in der Meinung Kalender vor sich zu haben, eine Reihe von kostbaren Werken! Höher reicht der Stumpfsinn der Bureaukraten wohl schwerlich! Aber man glaube nur ja nicht, daß der österreichisch-ungarische Bureaukratismus in dieser Hinsicht einzig dasteht. Im deutschen Reiche geschah auch schon dergleichen. Ein Antiqar hatte neulich ein wundervolles Kartenspiel erstanden, das von den ersten Meistern des Quattrocento oder Cinquecento gestochen, einen Kunstwerth von etwa 20.000 M. darstellte. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er die Mittheilung erhielt, daß die Karten dem — Spielkartenstempel unterliegen. Der Antiquar stellte den Betrag zur Verfügung und ersuchte von der Stempelung des kostbaren Spieles abzusehen. Nichts da! Es bedurfte erst eines Erlaßes vom Reichskanzleramte, daß man von der Barbarei abließ! So geschehen im XIX. Jahrhundert! Pfui Teufel! Iglmeier.

Offener Sprechsaal.

Herr J. V. Widmann sendet uns folgende Berichtigung:

Geehrte Redaktion!

Im Juniheft Ihrer Zeitschrift bezeichnet ein Herr Dr. Emil Uellenberg*) in Zürich eine Stelle meines Lustspieleinakters „Lysanders Mädchen" als „Schlüpfrigkeit", die „nur eine Deutung zulasse". Dies ist die (auch von ihm schon angeführte) Stelle:

Leukippe: Schon gestern Abends hört ich 'mal dich singen,
Ein Liebeslied!
Melitta: Man trällert ohne Sinn
Zuweilen eine Melodie . . .
Leukippe: Die erste,
Die ich von Deinen Lippen noch gehört;
Wie Wiehern klang's wenn Hafer oder Gerste
Der Rosse Blut jäh' gegen Zwang empört.
Melitta: Das ist wohl ein spartanisch Compliment?

(Diese letzte Zeile hatte Herr Dr. Uellenberg bezeichnender Weise nicht mehr angeführt, sondern den Ausruf gethan: „Und das sagt ein Backfisch von 16 Jahren!")

Wäre Herr Dr. Uellenberg ein Fräulein, so würde ich ihm mit all der üblen Laune, in der ich „unglücklicher, gallsüchtiger Dichter" mich immerwährend befinde, zurufen: „Lies' anders Mädchen!"**) d. h. lies keine Unanständigkeiten hinein, wo keine sind. Die athenische Kriegsgefangene hat in Sparta ihren Landsmann und einstigen Jugendgespielen erblickt; mit einem Liedchen des Anakreon gibt sie ihm ein Zeichen ihrer Nähe und ihre Seele jubelt darin, da sie ahnt, nun schlage für sie vielleicht bald die Stunde der Befreiung. In diesem Jubel ist auch ein sich aufbäumender Trotz gegen die bisher erduldete Gefangenschaft. Das hört das scharfe Ohr des spartanischen Backfisches heraus und vergleicht es dem Wiehern eines Pferdes, das der Hafer sticht, das sich gegen Zaum und Peitsche empört. Der animalische Vergleich wurde natürlich auch gewählt, um die derbere Art der Spartanerin gegenüber der Athenerin zu markiren.

*) Sollte unser Mitarbeiter Herrn J. V. Widmann wirklich so fremd sein, als hieraus hervorzugehen scheint?!

**) Ein schöner „Witz" — schade, daß er aus Kalau stammt. (D. Schriftl.)

Mein Lustspieleinakter, der sich, nach Herrn Uellenberg, „die Bühne nicht erobern wird," ist in Frankfurt a. M. etwa 12mal, in Wiesbaden, in Karlsruhe, Baden-Baden, in Meiningen und Zürich aufgeführt worden und nirgends hat jemand meines Wissens an dieser kleinen Dialogstelle etwas Unreines bemerkt. Das Stück ist für kommende Saison auch vom Schillertheater in Berlin angenommen, ebenso von Hamburg und Stuttgart; noch andere Bühnen haben sich Zusendung dieses von mir schon vor mehreren Jahren verfaßten und als harmlose Kleinigkeit zurückgelegten Lustspieleinakters erbeten. Und ich glaube, ich darf es darauf ankommen und die beanständete Stelle ruhig stehen lassen*).

Bern, den 3. Juni 1901. J. V. Widmann.

Hierauf entgegnet unser Mitarbeiter:

Herr Dr. J. V. Widmann fühlt sich getroffen durch meinen Vorwurf der Unanständigkeit, welche ich in seine citirten Verse hineingelesen haben soll. „Wäre Herr Dr. Uellenberg ein Fräulein — sagt Herr Widmann — so würde ich ihm zurufen: Lies' anders Mädchen!" Wer lacht da! Immer geistreich wie Aristophanes, aber es ist gut, daß Witze keine Haare haben, die Witze des Herrn Widmann würden zu häufig mit blutig gerissenen Köpfen herumlaufen.

Was soll ich nun anders lesen?

„Schon gestern Abend hört ich 'mal Dich singen ein **Liebes**lied"

und dann:

„Wie Wiehern **klang's**, wenn Hafer oder Gerste u. s. w.

Herr Widmann verlangt nun in seiner Zuschrift, daß ich statt Liebeslied **Freiheits**lied lese, in dem Falle hätte nämlich Herr Widmann Recht. Aber es steht doch nun 'mal Liebeslied da und deshalb fehlt hier jede Eindeutigkeit im Widmann'schen Sinne (Freiheitsdrang), es fehlt auch jede pikante Zweideutigkeit, nur die nackte Wirklichkeit, Eindeutigkeit in meinem Sinne bleibt übrig. Die Zeile vom „spartanischen Kompliment" soll ich „bezeichnender" Weise nicht mehr angeführt haben. Ich frage, was ändert die an der Eindeutigkeit von Liebeslied und Haferstechen! Wenn Herr Widmann mit seinen Worten etwas anderes hat sagen wollen, als er in Wirklichkeit gethan hat, so ist das kein Entschuldigungsgrund, am allerwenigsten kann er von seinen Lesern verlangen, etwas anderes zu lesen, als thatsächlich dasteht. Die unbewußten litterarischen Zoten sind entweder die dümmsten oder die schlimmsten. Und wenn auch die derbe spartanische Art im schärfsten Gegensatz zu der atheniischen Feinheit steht, sechzehnjährige „Damen", die aus einem Liebesliedchen das Wiehern von Rossen, die der Hafer sticht, heraushören und schamlos darüber reden, haben hoffentlich auch in Sparta zu den Seltenheiten gehört. Keineswegs mag ich Herrn Widmann wünschen, daß ihm Leukippe einmal im Jenseits begegnet, sie könnte sich ihm gegenüber leicht in eine Xanthippe verwandeln und ihn darüber aufklären, daß man eine spartanische Pantherkatze auch nicht unbewußt zu den Schweinen sperren darf.

Z. Z. i. Engadin, 8./VI. 1901. Emil Uellenberg.

*) Herr Widmann legt seiner Sendung auch einen „lobenden Zeitungsausschnitt" bei, worin der Kritiker bezeugt, daß „Lysanders Mädchen" ihm aus der Maßen gefallen hat. Wir gönnen sowohl ihm als Herrn Widmann das Vergnügen vom Herzen.

Finis Poloniæ?

Das Wort „finis Poloniae"
Warzechowice hat's geboren,
Geschlagen war die Volksarmee,
Kosciuszko rief's in wildem Weh,
Wohl schien da Polen schon verloren.

Doch ob zerrissen auch das Reich —
Dem Volke, dem sie zugeschworen,
Dem blieben treu sie allzugleich,
Und trutzig klang und tröstungreich
Das: „Noch ist Polen nicht verloren!"

Zur Hymne hat die Nation
Sich den Dombrowski-Marsch erkoren,
Kosciuszko's Geist ist zwar entfloh'n,
Doch stiller Zeiten kluger Sohn
Singt „Noch ist Polen nicht verloren."

Das klingt wohl dem Stanczykenthum
Höchst auferbaulich in die Ohren,
Ei, wem gehorcht der Staat ringsum?
Wer sitzt im Ministerium? —
Ja, „Noch ist Polen nicht verloren!"

Wer macht in äuß'rem Hokuspok
Von Schilda bis zum Kongo-Mohren?
Wer spielt den Märchenvogel Rok
Und ist nur ein Barrièrenstock? —
Nein „Noch ist Polen nicht verloren!"

Und wer ist Herr im Innern? wer
Der Hüter von des Schatzes Thoren?
Bald gibt's kein fettes Aemtchen mehr,
Wo nicht ein Krapülinski wär',
O! Noch ist Polen nicht verloren!

Ach, Dobrozicj, ach werd' nicht weich,
Das alte Banner zu umfloren —:
Wo lebtest du im eigenen Reich
Wie hier, bei uns, so Göttergleich?
Du hast an Polen n i c h t s verloren.

Simplicius Simplicissimus.

Tu felix Austria!

Nun ist es eine Freude in Oesterreich zu regieren! Das Parlament arbeitet, als müßte es noch vor den Ferien Alles bewilligen, was nur irgend einem Minister einfällt. Solch' ein Zustand wäre bedenklich, wenn man nicht wüßte, daß keine Suppe so heiß gegessen wird, als man sie kocht . . .

Von Zeit zu Zeit seh' ich Exz'llenzen gern,
Und hüte mich, mit ihnen ganz zu brechen,

könnte man Goethe variiren, schließlich braucht man ja Dies und Jenes, z. B. Militärbefreiungen (ein Abgeordneter, der ohne eine Militärbefreiung nach Hause kommt, hat sozusagen den Befähigungsnachweis seiner Unfähigkeit erbracht). Natürlich gehört derlei zu den berühmten „unverbindlichen" Besprechungen. Und wenn Einen der Minister Soundso freundschaftlichst unter den Arm nimmt, so ist's auch nicht ohne. Mein Gott, man muß leben und leben lassen! Die Person von der Sache trennen! Und so wird denn alles bewilligt, wie im schönen tollen Jahre 1848! Nur mit dem einzigen Unterschied, daß dort die Regierungen Alles bewilligten und nichts hielten, während hier die Volksvertreter Alles bewilligten und die Vertretenen Alles halten müssen. O, es ist eine Lust, zu sehen, wie die Regierung nun so ziemlich Alles unter Dach und Fach gebracht hat, was noch unter Traufe stand. — Daß es in den Delegationen klappt, ist überlieferungmäßig in Ordnung. Der größeren Feierlichkeit halber wird hier

stundenlange in der trockensten Art und Weise, die sich denken läßt, an einem Gegenstande der Debatte herumgedeutelt und herumgetiftelt, daß man am Ende nicht weiß, um was es sich eigentlich gehandelt hat. Besonders die Minister leisten in dieser Hinsicht ganz Unverantwortliches trotz ihrer Sozusagen-Verantwortlichkeit, von der man niemals sicher ist, worin sie besteht. Graf Goluchowski, dem das Portefeuille des Auswärtigen in einer bösen Stunde anvertraut wurde, wand sich in seiner Aalhaut — Eigenthümer dieser ist der Hofrath Dóczi von Keresztur, vormals Dukes, als Politiker ebenso schwach wie als Dichter — glorwürdig durch alle Hindernisse und durfte sich demnach mit vollem Rechte von seiner journalistischen Nobelgarde als neuester Berthold Schwarz und als Christof Columbus preisen lassen. Allerdings muß man keine zu großen Anforderungen an das stellen, was er zum Besten gab. Die Fadenscheinigkeit, die allen seinen Reden eigen ist, von dem alttestamentarischen Komptoir-Deutsch ganz zu schweigen, wirkte diesmal ganz besonders aufreizend, da sie mit allerhand sophistisch-jesuitischen Flittern und Franzen behängt war. Jedenfalls das Ungeheuerlichste war, was dieser „Diplomat" auf die Anfrage betreffend die schandbare „Neutralität" des Habsburgerreiches im südafrikanischen Kriege antwortete. „Ein neutraler Staat", belehrte er, „hat nicht das Recht, der einen von den kriegführenden Mächten irgend einen Sukkurs zu gewähren, weder in der Form von Truppen, noch von Ravitaillement, noch von Sustentationen." Hingegen sind „Privatleute, Privat-Institute voll berechtigt, ihre Lieferungen an die Kriegführenden fortzusetzen." Kostbar wie?! Als ob Staat und Privatleute gar nichts mit einander zu thun hätten, als ob nicht eben eine Summe von Privatleuten den Staat bilden würde! Schließlich ließ sich der Herr des Auswärtigen folgendes charakteristisches Selbsterkenntnis entschlüpfen: „Ich bin der Sache (d. i. den Pferdeankäufen von Seite englischer Sendlinge) nachgegangen — nur aus Neugierde, da ich sie ja nicht hätte verhindern können." Das genügt wohl, um unsere Verhältnisse zu kennzeichnen. Meine Neugierde ist auch befriedigt, hoffentlich wird es mein Wunsch: den selbstzufriedenen Minister recht bald in der ländlichen Einsamkeit von Skala im gesegneten Lande der Schlachta zu sehen, procul negotiis, für die er ja doch „nur Neugierde" besitzt. Der Karsthans.

Im letzten Hefte hat uns der Druckfehlerteufel eine ganze Serie von losen Streichen gespielt, die wir hiemit zur allgemeinen Kenntnis bringen:

S. 250 soll es im Sinngedicht „Ein moderner Freier" statt „Saubube" — „Streubube" heißen,
„ 251 statt Erneste Novelli — Ermete Novelli,
„ 247 statt Aestethik — Aesthetik,
S. 271 statt Friedrich Nycander — Fredrik Nicander, endlich auf dem Umschlage statt Fräulein Nicander — Fredrik Nycander.

Auf Wunsch stellen wir richtig, daß die auf S. 261 erwähnte Gedichtsammlung von R. J. Lehner im Kommissionsverlage von Stöchelin und Lauenstein in Wien um den Betrag von 50 Hellern erhältlich ist.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Bei Cäsar Schmidt in Zürich erschien:

Die „öffentliche Meinung" von Wien

(Wiener Pressgeschichten).

Documente zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts von

SEVERUS VERAX.

— Preis K. 1.40. —

. . . Die Broschüre hat einen **kulturhistorischen Werth**, es ist in seiner Art ein **klassisches Werk** . . . Der Verfasser erweist sich als ein Mann von hervorragender kritischer Kraft und Schärfe, sittlicher Integrität und muthvoller Initiative.

Der „**Freidenker**", Millwaukee V. S. A.

Dramen

von Josef Hafner

und Oskar Weilhart.

Keine Sühne 1897.

Der Frauenkongreß 1898. (Verlag E. Pierson, Dresden.)

Die brotlose Kunst 1899. (Verlag G. H. Mauer, Berlin.)

Das Märchen vom neuen Leben 1899.

Das neue Dorf 1901. (Oesterr. Verlagsanstalt.)

Von **Josef Hafner** ist früher erschienen:

Spiritismus oder Philosophie 1894.

Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895.

(Verlag W. Friedrich, Leipzig.)

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger

F. Derbohlaw

Wien, IX. Pramergasse 22.

Preislisten kostenfrei.

MUSIK- und THEATER-ZEITUNG

XIII. Jahrgang

herausgegeben von **Anna Cador**

Wien, IV/1, Mozartgasse 4

erscheint entweder zweimal monatlich oder als Doppelheft einmal im Monat.

Werke

von

Emil UELLENBERG

erhältlich durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.

1896. Verlag E. Pierson, Dresden.

Mitten im Leben.

1897. Verlag Ludwig Hamann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.

1901. Verlag E. Pierson, Dresden.

Nur im

! OCULARIUM !

Untersuchung der Augen und Verordnung

passender Augengläser

(Prof. Dr. Albu's)

täglich von 9 bis 7 Uhr **kostenlos** unter Leitung des Herrn Dr. Poborski.

Brillen und Zwicker von fl. 1.50 an.

Kärntnerstrasse 39

Eingang: Annagasse 1.

Sonntag von 9 bis 11 Uhr geöffnet.

Chocolat

! SUCHARD !

Pariser Weltausstellung 1900

!! Grand Prix !!

Höchste Auszeichnung!

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis ab 1. Juli 1901: K. 3 = Mk. 3 = Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 = Mk. 6 = Frcs. 8. Ganzjährig: K 12 = Mk. 12 = Frcs 16.

Einzelne Hefte 60 Heller = 60 Pfennig = 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer" Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Illustriertes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8. Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20921.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Unehrlichkeit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

12. Heft. 1. Juli. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Karl Henckell, Inschrift 323
Gräfin Gertrud Bülow v. Dennewitz, Was ist Heldenthum? 324
Hermann Rollett, Wetterleuchten 325
Ottokar Stauf v. d. March, Supplent Dorn 326
Martin Greif, Petöfi 330
Kurt Piper, Detlev v. Liliencron 331
Ada Christen, Gedichte (mit dem Bilde der Verfasserin) 336
Bodo Wildberg, Sphinx 337
Volker zu Alzey, Die wahre Schmach des Jahrhunderts (II.) 338
Fried. W. v. Oesteren, Valutaregulirung . 342
Hermann Bahr's Bildung 342
Aus dem Wiener Kunstleben 345
Bücherschau 346
Aus dem Narrenhause der Zeit 350
Feuilleton: L. Berg, Die Statistik beweist . 352
— R. Hammer, Ein Denkmal für England 352
Der Karsthans, Tu felix Austria! 353

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—

Mit diesem Hefte beginnt ein neues Bezugs-Vierteljahr; wir ersuchen um gefl. baldigste Erneuerung des Bezugsrechtes.

Diesem Hefte ist als Beilage der „Neuen Bahnen" der Beginn des Schauspiels: „Zwischen Altem und Neuem", von E. S. Christaller, beigegeben.

An unsere Freunde!

Hiermit beginnen wir das zweite Halbjahr des Bestehens der »Neue Bahnen«. Ohne Kampf ringt sich nichts Gutes und Ehrliches zur Geltung durch. Haben wir auch schwer zu kämpfen, wir thuen es mit unerschütterlicher Zuversicht, unser Ziel zu erreichen. Unabhängig vom Dienste für irgend ein persönliches Interesse und nur unserer ehrlichen Ueberzeugung getreu, das von uns als gut Anerkannte zu schützen und das Schlechte rücksichtslos zu bekämpfen, ruhig und fest weiter schreitend im Dienste unserer freien Gesinnung und der guten Sache.

Keine Abhängigkeit setzt aber voraus, daß wir auch nur auf unsere Abnehmer und Leser angewiesen seien. Soll unser Wagnis unbedingt gelingen, dann müssen wir auch auf die Mitarbeit unserer Freunde zuverlässig rechnen können. Wir verlangen nicht mehr, als daß Jeder dort, wo ihm Gelegenheit gegeben ist, die »Neuen Bahnen« bestens empfiehlt; sind wir bei rechtlich denkenden Menschen einmal eingeführt, dann sind wir dessen sicher, daß sich der Inhalt unserer Zeitschrift auch die dauernde Aufmerksamkeit der neuen Leser gewinnen wird.

Trotz der großen Kosten unseres Blattes, da wir ja ausnahmslos nur frühe ungedruckte Beiträge aufnehmen, haben wir uns entschlossen, **vom 1. Juli 190 ab eine Ermäßigung des Bezugspreises auf vierteljährig K 3 = Mk. 3 = Frcs. 4** eintreten zu lassen.

Denjenigen unserer geschätzten Abnehmer, die ihren Bezugspreis in de bisherigen Höhe bereits voraus bezahlt haben, schreiben wir die vom 1. Juli 190 sich ergebende Mehrzahlung für später gut, falls sie nicht anders verfügen.

An alle diejenigen Freunde aber, die mit der Bezugspreis-Zahlung im Rückstande sind, stellen wir hiemit nochmals das dringende Ersuchen um sofortige Einsendung des rückständigen Betrages für das beginnende neue Jahresviertel.

Wenn Jeder für uns seiner rechtlichen Denkungsart und ehrlichen Ueberzeugungstreue gemäß handelt, dann haben wir bereits die genügende Unterstützung und erbringen damit den Beweis, daß es auch in Oesterreich möglich ist, ein ehrliches Blatt, unbestechlich und ferne jedem Kliquen-Interesse, nur auf sich und seine Leser zu stellen.

Das dem so werde, das hoffen wir!

Die Schriftleitung und Verwaltung der „Neuen Bahnen".

Eingelangte Bücher- und Zeitschriften.

Kurt Geucke, Sebastian.
Otto Mysing, Passion der Liebe.
Richard Schaukal, Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen.
Manfred Wittich, Die Kunst der Rede.
Friedr. Werner v. Oestéren, Wir.
A. Hieber, Sündige Rechte.
Rud. Otto Consentius, Gedichte.
A. v. Wallpach, Im Sommersturm.
" " " Sonnenlieder.
P. von Langendonck, Verzen.
H. Cady, Wahrheit.
H. v. Schlichtegroll, Sacher Masoch und der Masochismus.
A. Rau, Die Ethik Jesu.
Multatuli, Fürstenschule.
Friedrich Dukmeyr, Des Sittenmeisters Aergernisse.
Godefroid Kurth, Les origines de la Civilisation moderne.
Dr. K. Feyerabend, Katholizismus und Protestantismus als Fortschrittsmächte.
Rhys Davids, Der Budhismus.
Das Sutta Nipâta.
E. A. Fabarius, Die allgemeine weibliche Dienstpflicht.
Wilh Lindemann, Geschichte der deutschen Litteratur.
E. Doepler und Dr. W. Ranisch, Walhall.
Brâhmâ, charin Borhabhikshu, La philosophie Esoterique de l'Inde.
Frühling, Moderne Flugblätter, 4. Heft.
Neuland, Monatsblätter für deut. Dichtung I. 2.
Blätter für Bücherfreunde I. 1.
Musik u. Theaterzeitung XII. 13/14.
Der Kyffhäuser, 26.
Der Türmer, 9.
Die Gesellschaft, 6.
Der Scherer, 12.
Internationale Litteraturberichte, 12.
Bühne und Welt, 18.
Der Freidenker, 24.
Die Fackel, 30.
L'Echo de l'Au-delà et d'Ici-bas.

Neue Bahnen

Inschrift.

Und noch ein and'res Wort steht mir am Thor.
Das Wort: „Hier mag der Schönheitspilger rasten!"
Wen je die Schauer seliger Andacht faßten
In Höhen, wo sich Schwere fern verlor;

Wer einmal nur gelauscht dem reinern Chor,
Der ihn erlöst von rohen Lebenslasten,
Der ihn entrückt dem weiheloſen Hasten
Aus grauem Dunst in Goldgewölk empor;

Wer von der Quelle weiß, die nie versandet,
Weil ihre Tiefen unergründlich sind;
Wer, ob an Jahren Greis, an Seele Kind,

Fromm spielen kann an Borden, blumumrandet,
— Wär' er mein Hasser — hier in Unschuld heiter
Sei er willkommen als ein Kunst-Geweihter!

Zürich. Karl Henckell.

Was ist Heldenthum?

Von Gräfin **Gertrud Bülow von Dennewitz.** (Dresden.)

„Im Wettbewerb der Völker entscheidet schließlich, wenn ein Volk seinen Platz behaupten will, über Sein und Nichtsein die Wehrhaftigkeit seiner Söhne. Gerade in Zeiten wirthschaftlichen Aufschwunges und kultureller Blüthe gilt es deshalb kriegerischen Sinn zu pflegen und wahre Kriegstüchtigkeit nicht durch gesteigerten Lebensgenuß unterdrücken zu lassen."

In diesen Worten aus der Rede eines höheren Offiziers sind die Grundgedanken enthalten, auf welche die gegenwärtige Vorherrschaft des Militarismus sich stützt. In schier endlosen Variationen behandelt die von oben beeinflußte Tagespresse dasselbe Thema zu dem Zwecke, die Weltmachtsbestrebungen der deutschen Nation zu verherrlichen und zu jenem unseligen Wettbewerb anzuspornen, der den wirthschaftlichen Aufschwung mehr hemmt als fördert und mit dem Begriff der Kultur in stärkstem Widerspruch steht. Diese neue Zeitströmung hat nicht nur die sonst schon bestehende Bevorzugung des Wehrstandes vor allen anderen Ständen bis auf die äußerste Spitze getrieben, sondern auch ein Pseudo-Heldenthum gezüchtet, das die Würdigung wahren Heldenthums zu verdrängen droht. Deshalb dürfte es wohl am Platze sein, die oben gestellte Frage einmal zu erörtern.

Als das deutsche Kriegsschiff „Iltis" auf dem Wege nach China in einem Teifun zu Grunde ging, wurde seine Mannschaft als Muster aller tapferen Kriegshelden hoch gepriesen und bald darauf durch die Errichtung eines Denkmals in Shanghai geehrt. Ebenso wurden bei dem Scheitern des Kadetten-Schulschiffes „Gneisenau" bei Malaga die Unglücklichen, deren Leiber die Brandung an den Uferklippen zerschmetterte, ob ihres heldenmüthigen Endes gelobt, und die Geretteten zur Belohnung für die ihnen zu Theil gewordene große Gunst des Geschickes durch königliche Geschenke ausgezeichnet und wandeln nun zeitlebens als Helden einher! Einer solchen Auffassung entspricht es denn auch, daß der Abgeordnete Von Kardorff im deutschen Reichstage ohne Einspruch sagen konnte: der meuchlings ermordete Gesandte von Ketteler sei den Heldentod gestorben.

Es liegt dem Allen offenbar eine Begriffsverwechslung zu Grunde, indem nicht der gehörige Unterschied gemacht wird zwischen Heldenthum und Märtyrerthum. Anspruch auf die erstere Bezeichnung darf doch vernünftigerweise nur eine aus innerem Antriebe hervorgegangene, unter eigener Verantwortlichkeit begangene That oder Handlungsweise erheben, nicht aber ein unvorhergesehenes, wehrloses Dahingerafftwerden, sei es durch Meuchelmord, Katastrophen oder Erliegen im offenen Kampfe. Wenn ein Kriegsschiff mit Mann und Maus zu Grunde geht, so stirbt der Mann ebenso widerwillig, wie die Maus, und es bleibt sich gleich, ob er bei dem Unglücksfalle eines Königs Rock trug oder im eigenen Interesse sich den Gefahren der Meeresfahrt aussetzte.

Ein unfreiwilliges, passives Heldenthum kannten die Völker des Alterthums nicht und würden es niemals haben gelten lassen.

Gehen wir der Sache ohne Scheu auf den Grund. Warum wurde die Mannschaft des untergegangenen „Iltis" zu Vorbildern tapferen Heldenthums gestempelt? Weil sie mit dem Ruf „Cäsar morituri te salutant!" starben. Und warum nennt man das Ende Ketteler's heldenhaft? Weil seine Ermordung den Lenkern des deutschen Reiches die hochwillkommene Veranlassung gab, an dem „edlen" Wettstreit aller europäischen Nationen um die „Wahrung ihrer heiligsten Güter", das heißt, um das Vorrecht des Stärksten theilzunehmen.

Zur Erweckung und Stärkung kriegerischen Sinnes soll unter Anderem auch der unverhältnißmäßig große Aufwand dienen, welcher neuerdings für Denkmäler über den Massengräbern gefallener Soldaten gemacht wird. Ja, man geht sogar bis in das vorvergangene Jahrhundert zurück und errichtet Ehrengrabstätten für die längst

vermoderten Ueberreste einstiger Krieger, deren Namen Niemand mehr weiß. So sind vor Kurzem auf dem St. Gotthard bei Andernach für die dort im Jahre 1799 im Kampfe gegen die Franzosen gefallenen Soldaten des Suwarow Denksteine errichtet und Gedenkfeierlichkeiten abgehalten worden; ebenso bei Danzig für russische Soldaten, welche in den Jahren 1734, 1807 und 1813 fielen. In Leipzig sind auf dem Stadtfriedhof siebenundzwanzig Fuder ausgegrabener Gerippe von Opfern der großen Völkerschlacht in ein Massengrab versenkt und dasselbe durch zwei Granitblöcke kenntlich gemacht worden; es fanden sich aber dessenungeachtet Leute, denen diese Auszeichnung nicht genügend erschien und welche Sammlungen veranstalten wollten, um diese Stätte mit einem „noch würdigeren" Denkmal zu schmücken.

Was haben jene verschollenen Kriegsleute wohl vor anderen gewöhnlichen Sterblichen voraus, deren Gebeinen man heutzutage auf den Friedhöfen großer Städte wegen Mangels an Raum die Grabesruhe höchstens noch dreißig Jahre vergönnt und sie alsdann pietätlos beseitigt? Sie waren keine Helden, sondern Märtyrer ihres Berufes, gleichwie alle verunglückten Schiffer, Industriearbeiter, Feuerwehrleute und so weiter, mit dem einzigen Unterschiede, daß Erstere in der Mehrzahl das Kriegerhandwerk nicht frei erwählt hatten, sondern demselben durch unerbitterlichen Zwang zugeführt worden waren.

Natürlich ist dem einzelnen Kämpfer sowohl, als auch dem Führer einer Truppe unter Umständen Gelegenheit zu heldenhaften Thaten gegeben; er kann sich durch besondere Geistesgegenwart, Kühnheit oder Selbstaufopferung auszeichnen; doch im Allgemeinen ist die jetzige Kriegsführung, welche mit großen Massen operirt und mit der Massenwirkung verheerender Geschosse rechnet, sehr dazu angethan, persönliches Heldenthum einzuschränken. Thaten, wie die des Arnold Winkelried, sind nicht mehr denkbar. Und darum hat der militärische Beruf an Idealität eingebüßt, was er an äußeren Vortheilen gewonnen hat.

Wenn nun auch zwischen Heldenthum und Märtyrerthum wohl zu unterscheiden ist, so bilden beide doch keinen unvereinbaren Gegensatz. Mancher Held ist zum Märtyrer geworden, wenn er als Folge seiner Thaten oder seiner Handlungsweise die Rache mächtiger Feinde erdulden mußte, wie es uns die Schicksale von Johannes Huß, Giordano Bruno und Jeanne d'Arc zeigen. Jedoch wahres Heldenthum braucht nicht immer durch den Tod besiegelt zu werden; einem Christoph Columbus, Martin Luther, Marschall York war es beschieden, über alle Anfechtungen zu triumphiren.

Leider läßt die Ueberschätzung alles dessen, was mit der Waffenführung und den Waffenerfolgen zusammenhängt, unsere Generation fast ganz vergessen, daß es auch ein Heldenthum auf geistigem Gebiete gibt. Hier sind die „heiligsten" Güter der Menschheit zu suchen und zu erringen mit den Waffen des Geistes.

Wann wird sich in diesem Punkte eine Wandlung vollziehen?

Wetterleuchten.

Den dunstigen Luftkreis ein Dröhnen durchhallt
Von fernher, mit dräuendem Leuchten,
Und zwischen den Wolken — zu Haufen geballt —
Die Windsbraut schon ruft, daß es weithin erschallt,
Die Locken hochschüttelnd, die feuchten.

Jetzt prasselt's bald nieder, mit Hagelgetos,
Von Giebeln die Tropfen schon träufen, —
Der Reinigungssturm in den Lüften ist los,
Den giftigen Keim im verpesteten Schoos
Der Völker empört zu ersäufen. —

Die Blume der Schönheit blüht wieder empor,
Wo Häßlichkeit wuchert jetzt sündig;
Der Friede tritt wieder beglückend hervor,
Wo Kriegsgeschrei heult jetzt in wüthendem Chor,
Als wäre die Menschheit nicht mündig.

Schon stürmt es heran — und macht nimmermehr Halt —
Mit leuchtend verheißendem Dröhnen —
Des weltmachtverjagenden Sturmes Gewalt
Bald flammend enthüllt uns der Freiheit Gestalt,
Und kündet ein dauernd Versöhnen!

Baden bei Wien. Hermann Rollett.

Supplent Dorn.

Von **Ottokar Stauf von der March.** (Wien.)

I.

Von den jüngeren Lehrern am Gymnasium zu Oberstadt gereichte den Schülern keiner mehr zum Schrecken, als der (wie es schien) leberkranke Supplent Erwin Dorn.

Schon sein Name kennzeichnete vorzüglich seine Person, wie seine erzieherische Lehrweise. Der hagere, vornübergebeugte Mann mit der gewaltigen, einem Habichtsschnabel nicht unähnlichen Nase, dem glattrasirten, etwas nach aufwärts gebogenen Kinn und den kohlschwarzen, durchdringenden Augen, hatte in der That etwas Dorniges, Spitziges, Stechendes an sich. Er stach auch unbarmherzig auf seine Schüler ein. Gründe dafür zu suchen und zu finden, fiel ihm gar nicht schwer.

Seinen Berufsgenossen machte er durch seine außerordentliche, eines Drako würdige Strenge großen Eindruck und gar Mancher, erbost über die fitzfleischlose Jugend, die seine milde Herrschaft mißbrauchte, sagte sich im Geiste: „Kollege Dorn rächt mich vollauf!“ Andere wieder — darunter der Herr Direktor — sahen das Gebahren des Supplenten „vom allgemeinen Standpunkte aus“ für lobenswerth an, denn „ein solch' zügelloses Gesinde bedarf einer *solchen* Geißel!“

Was die eigentlich Betheiligten, die Gymnasiasten betrifft, so brannten sie insgesammt in wildem Haß gegen den „Katheder-Nero“, wie sie ihn hießen; da sie aber gar bald einsahen, es sei mit ihm nicht gut Kirschen essen, vernachlässigten sie lieber alle anderen Unterrichtsgegenstände, nur um sich im Latein und Griechisch so viel als möglich sicherzustellen.

„So viel als möglich“, denn von einer vollkommenen Zufriedenheit von Seite des Herrn „Professors“ konnte unter *keinen* Umständen die Rede sein, umsoweniger, als schon das „so viel als möglich“ eine wahre Herkulesarbeit erforderte, ja, manchmal war es platterdings unmöglich, beim besten Wissen und Willen von der Welt unerreichbar, daß nicht die ganze Quinta vom „Primus“ bis zum „Ersten von Hinten“ „infame Zweier“ erhielt. Trotz seines größten Eifers und seiner Kenntnisse, befand sich an solchen „schwarzen Tagen“ der Aufgerufene in der Klemme, sobald ihn Supplent Dorn in seiner eigenthümlichen, ganz „unkommentmäßigen“ Weise zu prüfen anfing: entweder unterstellte er schon mit der verzwickten Frage selbst eine falsche Antwort, oder führte das Unglückskind durch Kreuz- und Quersprünge dermaßen in's Irre, daß der Schweißbedeckte am Ende vergaß, daß er eine Zunge im Munde habe. — Und gegen dieses Schicksal war *Niemand* gefeit, nicht einmal der „Primus“, wie schon bemerkt worden ist; zu all' dem besaß der seltene Mann keinen „Lieblingsschüler“, wie es ansonst Mode zu sein pflegt — kurzum: er war ein Naturwunder von Gymnasiallehrer, dieser k. k. Supplent Erwin Dorn!

Die Quintaner hielten sich die ersten paar Monate über die unnatürliche und offenbare Vorliebe ihres Ordinarius, „Menschen zu quälen“, höchlichst auf, aber allgemach gewöhnten sie sich an die „schoflen Eigenheiten“; der revolutionären Erregung über den „Grafel“ und „Schinderhannes“ folgte die zahmste Ergebung, vermischt mit unterschiedlichen Fluchen und Spitznamen. Zuerst hatte es ziemlich scharfe Redekämpfe über die „Ursachen des sonderbaren Benehmens“ gegeben, das der neue Klassenregent so eifrig kultivirte. Die Einen, und zwar die Mehrheit: krasse Selbstlinge und Flachköpfe, welche Jeden nach sich selbst bemaßen, hielten dafür, es sei dies ein Sport — „Andere“, sagte der Primus, als Chorführer (Primusse sind vor Allen Flachköpfe), „Andere hetzen Hochwild, Pferde, Boote, Bizykles zu Schanden — der Dorn hetzt Gymnasiasten zu Tod; das ist der ganze Unterschied.“

Die Minderheit, meist aus Stoffmenschen bestehend, die es versuchten, über den Gesichtskreis studentischer Gemeinplätze hinauszukommen, erklärten sich den Unterschied in pathologischen Unregelmäßigkeiten; „wer weiß denn“, meinte ihr Hauptredner, „ob der Dorn nicht am Ende an Bronchialkatarrh oder an Tuberkulose oder gar an

Magenkrebs leidet? Ein sehr gescheidter Mann hat ja schwarz auf weiß bewiesen, daß alle Pessimisten — und der Dorn ist doch auch so einer — an Verdauungsbeschwerden, Hämorrhoiden u. s. w. gelitten haben, und (nebenbei bemerkt), daß just die großen Weltschmerz-Dichter, wie Byron, Lenau, Leopardi diesen Uebeln ihre schönsten Dichtungen verdanken!" Letzteres rief unter dem kleinen Häuflein der „Idealisten" übermäßige Entrüstung hervor, zumal sie selbst „Dichter" waren (wenigstens bildeten sie eine Dichterschule und befliſſen sich in ihrem — kalligraphischer als die „Hausarbeiten" geschriebenen — Monatsblatte „Helikon" der edlen Reimkunst).

„Nein", rief ihr Obmann, der tagtäglich mindestens einen „Zweier" einheimste, „nein! Dein sehr gescheidter Mann ist ein Esel zum Kubus erhoben, der von Lord Byron, Lenau und Leopardi ungefähr so viel versteht, wie ich vom Seiltanzen und Feuerschlucken! Ein ganz profaner Heu-Ochs!! — Was aber den Dorn betrifft, so behaupte ich kühn und sonder Scheu, daß sein hundsordinäres Benehmen ganz anderen Beweggründen entspringt: — er liebt! — wißt Ihr, was das heißt, Ihr schnöden Materialisten? — Und mehr: der Dorn liebt unglücklich! — Da habt Ihr den Schlüssel zu seinem seltsamen Treiben!" (Tobender Beifall seitens der helikonischen Dichterschüler. Redner wird beglückwünscht.)

II.

Erwin Dorn führte ein stilles, von der Außenwelt ganz abgeschlossenes Leben. Er wohnte weit draußen in der Vorstadt, im letzten Hause des Provinznestes, und der Weg zwischen dieser seiner Wohnung und der Lehranstalt war der einzige Ort, wo man ihm überhaupt begegnen konnte. Er betheiligte sich nicht an den üblichen geselligen Zusammenkünften seiner Berufsgenossen, zeigte sich niemals in der Wirthsstube „zum blauen Stern", dem Stelldichein aller kleinstädtischen „Spitzen der Gesellschaft", nicht einmal im ersten und einzigen Kaffeehäuschen, wo die Professoren ein eigenes Zimmerchen hatten; selbst im Fasching beehrte er nicht eine Unterhaltung mit seiner Anwesenheit — kurzum: er kümmerte sich weder um das gesellschaftliche im Allgemeinen, noch um das kollegiale Leben im Besonderen. Wie eine Schnecke in ihr Haus, so schloß er sich in seine trostlose Bude ein. Mitleidige Seelen setzten Alles daran, den jungen Gelehrten von dort herauszulocken, aber weder ihre Bitten, noch ihr Zureden hatte Erfolg. Er antwortete Jedem: sein Liebstes sei das Studium und die Einsamkeit. Nach solchen vergeblichen Versuchen und Versuchungen, ward Dorn einhellig für einen Sonderling erklärt und man hörte auf, an ihm Antheil zu nehmen.

Aber Erwin Dorn betrog die guten Leute, betrog sie absichtlich, mit Wissen und Willen . . .

Bevor er den Supplentenposten im weltfernen, krähwinkelhaften Oberstadt erhielt, hatte er auf der Universität in der Reichshauptstadt lustige Tage erlebt. Dort lernte er das Dasein von der angenehmen Seite kennen und genoß es bis zur Nagelprobe. Die Stundengelder langten zwar so so auf die nothwendigen Ausgaben, aber der unermüdlich-fleißige Student hatte sich gar bald eine andere — wenn auch spärliche Einnahmsquelle zu verschaffen gewußt, welche ihm die paar Groschen für seine übrigens sehr bescheidenen Vergnügungen darbot: er übertrug nämlich die gelehrten Krähenfuß-Manuskripte eines seiner Lehrer in's Reine. Und wenn ja der Fall eintrat, daß er völlig „ausgebeutelt" dastand (was bei dem außerordentlichen, auf den Beruf eines Ministers weisenden Finanztalent des jungen Mannes nur sehr selten stattfand), so griff er zu dem nicht mehr ungewöhnlichen Mittel des Pumps — irgendwo waren seine Bemühungen denn doch von Erfolg begleitet.

Im Kreise seiner Genossen lernte er auch das egoistische und zugleich selbstloseste aller Gefühle: die Liebe kennen. Während der Gymnasialzeit hatte er sich um diese „Gottesgabe" nicht im Geringsten gekümmert — ein sonderbarer Schwärmer in der That! — jetzt aber schlug sein einundzwanzigjähriges Herz in titanischer

Sehnsucht nach einem gleichfühlenden Wesen, oder wie sich die idealistische Schönfärberei ausdrückt: „nach einem vermenschlichten Engel". Von einem dieser „Engel" träumte er länger und inniger, als es unter gewöhnlichen Umständen Brauch zu sein pflegt. Ja, es kam zwischen ihm und „ihr" zu gegenseitigen Versprechungen, die in fester, aber leider vorschneller Ueberzeugung gemacht wurden.

Daß dem so war, davon überzeugte er sich sofort, als er sein Amt antrat. Da kam er mit dem eigentlichen Leben in Berührung und erkannte, daß die geschmähte „graue Theorie" schließlich denn doch noch der vielbelobten „grün-goldenen" Wirklichkeit vorzuziehen sei, zumal sie uns Sterblichen wenigstens die Hoffnung, die Mutter der Lebensfreude übrig läßt. Mit dem Bleistift in der Hand sein „Soll" und „Haben" berechnend, kam er zu dem niederschmetternden Schluß, daß er gegenwärtig ein ungeheuer armer Teufel wäre und auch nicht so bald aufhören würde, es zu sein! — Die Ehre gebot ihm, nach dieser Erkenntnis sein Ideal von den Fesseln des Versprechens frei zu machen.

Sein Gehalt deckte ja kaum die allernothwendigsten eigenen Bedürfnisse — was bliebe für sein Weib übrig?! Sollte er vielleicht warten, bis er „wirklicher Gymnasiallehrer" würde? Das könnte eine ziemliche Weile dauern und hätte beiderseits viel Verdrießlichkeiten im Gefolge. Wenn schon ihm die Zeit zu lange würde, wie erst einem Mädchen und dazu noch einem Mädchen, das von mehr als einem Manne umworben ward? Und schließlich — konnte und durfte er jemals etwas Besseres erhoffen?!

An seinen Berufsgenossen sah er oft verdüsterte Stirnen, worauf deutlich die tiefen Furchen einer ewigen Sorge zu lesen standen. Vergnügen, Freiheit, Freude — Alles war an ihnen Maske, Theaterflitter. Diese Menschen täuschten die Welt, täuschten einander gegenseitig, täuschten sich selbst. Sie verschleuderten ihr Geld in den Wirthshäusern, besuchten Konzerte und Theater, machten alle möglichen Bälle und Vergnügungen mit — kurz: spielten sich auf Leute heraus, denen die Mittel Alles erlauben, und in der Mitte des Monates strengten sie alle ihre geistigen Fähigkeiten an, um ein Mittel zu finden, wodurch sie sich „Moos" zu des Lebens Nothdurft verschaffen könnten.

Und alle Vergnügungen wurden des leidigen „Dekorums" wegen, der scharfäugigen und schlangenzüngigen Oeffentlichkeit zu liebe absolvirt, jener Oeffentlichkeit, die das eine Auge in deinem Topfe, und das andere in deinem Geldbeutel hat, die aber — sonderbarerweise — trotzalledem nur auf den Schein etwas gibt, nichts auf das Sein, auf die Umstände, und die immer auch in der besten Suppe ein schauderhaft langes und unappetitliches Haar findet. Du sollst standesgemäß leben!" lautet das 1. und oberste Gebot des stumpfsinnigen Zehntafelgesetzes, das der Moloch der „Gesellschaft" gegeben hat. Du sollst standesgemäß leben? Nein! du mußt. Wie du das anstellst, das geht den stumpfnüstrigen Gesetzklitterer gar nichts an. Genügt nicht, was du dir erwirbst, dann magst du borgen, versetzen, ja betrügen, vielleicht gar geradezu stehlen, die Hauptsache ist, daß du „standesgemäß" lebst. Thust du es nicht, bist du in den Augen der Gesellschaft gerichtet, und jedermann hat das Recht, dich moralisch zu henken.

Das „Dekorum", dieses „nothwendige Uebel", wie der Gelehrtenstand es selber ist, richtete die Bedauernswerthen zu Grunde. Sie waren wie lecke Segler, mit Mühe über Wasser gehalten und ihr Versinken lediglich eine Frage der Zeit. Und wie ging es den Personen der übrigen, sogenannten intelligenten Stände? Der Advokat J. und der M. U. Dr. Z. besitzen angeblich so und so viele Tausender in Baarem, aber dieses Vermögen — haben sie es durch ihren Beruf erworben? Lächerliche Einfalt! Die Summen sind entweder Erbschaften, oder Mitgiften. Und was die paar jüngeren Herren anbelangt? Leiden sie nicht stets an der unheilbarsten aller Krankheiten: an der Geldschwindsucht?

Und von diesem intelligenten, hageren, vorzeitig ergrauten glänzenden Elend — wie hell hebt sich von diesem „Stolz des Landes", wie unterschiedliche Zeitungsschmierer banausen, das große Haus des Schneiders, die volle Geldkatze des Schusters, das mollige Antlitz des Fleischers, das behagliche Bäuchlein des Gastwirthes, der zufriedene Blick des Kaufmannes, die rosige Stimmung des Fabrikanten ab —!

„Nein! Nein!!" rief Supplent Dorn in schlaflosen Nächten, wenn die Erinnerungen an die Vergangenheit an seine Schläfen Einlaß heischend pochten, wenn er der frohen Zusammenkünfte, der vollen Humpen gedachte, der weit geöffneten Mädchenarme, wenn er sich „ihrer" erinnerte, mit den treuen blauen Augen, den Augen, die ihn so bang und doch so leidenschaftlich anblickten! — „Nein! Nein!! — das wäre unverantwortlich! unmenschlich!!" rief er dann jedesmal mit fiebernden Pulsen. Allem mußte er entsagen, wonach er sich sehnte, die Früchte, die ihm über dem Haupte schwankten, zogen sich vor den Händen des Hungernden zurück, das Wasser, das unter ihm floß, versiegte vor der Schaale des Durstigen — und solcher Tantale wuchs eine schier unabsehbare Reihe zu Füßen des Gymnasial-Katheders auf. — „Nein! nein!! das wäre ein Verbrechen an der Menschheit!" schrie er verzweiflungsvoll in die nächtliche Finsternis.

Nach einer jeden solchen Nacht erschienen unter seiner Lidern breite, blaue Ringe, und seine Augensterne funkelten wie die einer gereizten Katze.

Dann kam die Zeit der Prüfungen in doppeltem Sinn, davon die Schüler vorher nicht die blaße Ahnung gehabt hatten. „Ganz ungenügend" fielen wie Hagelkörner, und „nicht genügend" wirbelten wie Schneeflocken auf die armen Schlucker herab. Besonders aber wurden die Fleißigsten, die sogenannten „Krümmler" bedacht, und hier wieder vor Allen Jene, denen die Wissenschaft dermaleinst die erste und einzige Ernährerin werden sollte.

III.

Noch fünf Minuten, dann ist die schreckliche „griechische Stunde" vorüber. Fünf ganze Minuten! Für Supplent Dorn übergenug Zeit, um gute zwei Drittel der Klasse mit „schlechten Noten" zu versorgen. Mit hoffnungsloser Ergebung wird dies auch heute erwartet . . .

Seine Ausführungen über die Unterschiede des dorischen und jonischen Dialektes beendend, öffnet Nero-Dorn den Handkatalog und mustert mit zusammengezogenen Brauen dessen Inhalt. Die breiten, blauen Halbringe um den Augen heben sich scharf von den blassen, übernächtigen Wangen ab und die grünlich-schillernden Pupillen erweiterten sich immer mehr . . .

Die ganze Klasse sitzt wie versteinert, die Insassen der vorderen Bänke ducken sich scheu zusammen, wie Hündchen vor der Ruthe des Abrichters, die der rückwärtigen suchen sich geräuschlos hinter die Rücken der Vordermänner zu verbergen. Da . . . ein Schatten huscht über das Antlitz des Gefürchteten, ein unbestimmbares, irrlichtgleiches Zucken . . . er hat sich ein Opfer ausersehen . . .

„Bergmann!" ertönt es gleich darauf in eiskaltem, scharfem Tone.

So hieß ein armer Hascher, der sich mittelst Stundengebens schlecht und recht durchfrettete. Er war sehr fleißig, und ersetzte mit diesem Fleiße den Mangel an Talent, wie es meist zu sein pflegt. Demgemäß ward er auch Allen als „Musterschüler" vorgehalten. Vor der „Aera Dorn" hatte Ferdinand Bergmann immerdar den Rang eines „Primus" bekleidet; der hauptsächlich gegen ihn strenge Supplent drückte ihn sehr bald in die Reihe der mittelmäßigen Schüler und verfolgte ihn selbst da noch mit ausgesprochener Vorliebe.

„Bergmann!" wiederholte der Ordinarius, noch lauter und schneidender, da auf seinen ersten Aufruf Niemand antwortete.

Unter den sonst wie gelähmt dasitzenden Quintanern entstand jetzt eine allgemeine Bewegung, ja Einzelne begannen vernehmbar zu flüstern. Der Philolog sah drohend von seinem Notizbüchlein auf — so war ihm noch niemals geantwortet worden.

War dies vielleicht das Zeichen zu einer offenen Empörung gegen den verhaßten Lehrer?!

Zum drittenmale erschallte, aber nicht mehr eine Stimme, sondern ein in offenbarem Zorn vibrirendes Brüllen: „Bergmann!"

Da stand ein in der ersten Bank sitzender Quintaner auf, und sagte mit sichtlicher Anstrengung: „Ich bitt' — Herr Professor — — Bergmann — ist — — ist nicht — hier!"

„Sooo?! — vielleicht krank!" frug der Supplent giftigen Tones, „hat Kopfweh — wie? — Natürlich! dem jungen Herrn sticht die balsamische Frühlingsluft in die Nase! — Es ist nur jammerschade, daß ich ihn in der Sterngasse bemerkt habe; freilich wich er mir hübsch aus — ich werde es mir aber merken und der größeren Sicherheit wegen im Katalog notiren!" Und er schrieb hämisch lächelnd in seinen Index.

Der Auskunftgeber war aufrecht stehen geblieben.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte der Supplent, als er dessen gewahr wurde.

„Ja, Herr — Professor!"

„Nun und — —?"

„Bergmann — wird — wird nicht mehr — — kommen!" stammelte der Gefragte in nicht geringer Verlegenheit.

„Ahh!" Supplent Dorn ließ den Katalog sinken. „Warum? — Wieso?!"

„Er — er hat — gesagt, daß er's — nicht — nicht länger aushalten kann", quetschte der Quintaner zitternd heraus, „er ist — gestern — in das Riemer'sche Schnittwaarengeschäft am Markt — — eingetreten!"

Erwin Dorn hatte athemlos zugehört und seine Augen hingen noch neugierig an den Lippen des Berichterstatters, als dieser längst zu Ende gekommen war, dann nach einem kurzen Aufblitz des Erstaunens spielte ein seltsames friedvolles Lächeln um die herben Mundwinkel. Die Schüler wußten nicht wie ihnen geschah, denn eine solche physiologische Erscheinung hatten sie ihr Lebtag bei diesem „Schinderhannes" nicht bemerkt. Supplent Dorn blieb aber beim Lächeln nicht stehen, sondern die Hände reibend, brummte er halblaut: „Gut . . . sehr gut . . . ausgezeichnet!", was die Schüler vollends aus dem Häuschen brachte. Dann schloß er den Katalog und ließ ihn in der Brusttasche verschwinden.

Den ganzen Tag hindurch — er hatte noch zwei Stunden zu absolviren — befand sich der bestgehaßte Dolmetsch der klassischen Sprachen in so vorzüglicher Stimmung, als ob er einen Haupttreffer gemacht hätte.

Abends, in seiner einsamen Bude, beim selbstgekochten Thee und der obligaten Pfeife, erinnerte er sich wieder an Bergmann —

„Doch Einer!" sagte er nachsinnend — „meine Saat beginnt allmählich zu reifen. — Schad' um den braven, aber armen Burschen, der auch einstmal „Herr Professor" werden wollte! — Er wird's mit der Zeit wohl einsehen —: besser ein Kommis, als ein Supplent!"

Petöfi.

Wo seines Grabes Stelle,
Erkundet Keiner mehr,
Doch seines Ruhmes Helle,
Sie leuchtet weit umher.

In seiner Lieder Worten
Der theu're Held erstand,
Zu leben aller Orten
Im freien Vaterland.

München. Martin Greif.

Detlev von Liliencron.

Von **Kurt Piper** (München).

Ich will das Bild eines deutschen Dichters zeichnen, und die Wandelbarkeit der kritischen Perspektive einer schöpferischen Natur, einem Genie gegenüber ist unbegrenzt. Ich kann daher in der Bewerthung des Künstlers weder unfehlbar, noch auch nur annähernd erschöpfend sein, will es auch nicht denn das Beste, Intimste bleibt unausgesprochen im Innern, weil es sich gegen jeglichen Ausdruck sträubt. Es spottet der Aermlichkeit unserer Sprachmittel. Kein Mensch, geschweige denn ein Ausnahmsmensch, wie es jeder neuschaffende, produktive Künstler ist, läßt sich ohne Rest in Druckerschwärze umsetzen. Gerade dieser unsagbare Rest ist in ihm das Werthvollste und für die Beurtheilung einzig Entscheidende. Je tiefer die Verdolmetschung einer Dichternatur dringt, um so mehr wird sie diesen Rest zwischen den Zeilen ahnen lassen. Am ersten vermöchte dies ein kongenialer Poet, und wenn ich's wäre, so würde ich einen Hymnus anstimmen, so schön und tief, wie er noch niemals angestimmt wurde. Ich möchte demnach meine Worte als Anregung aufgefaßt wissen, daß der Leser seiner Pflicht nachkomme und Detlev von Liliencrons lyrische Bekenntnisbände*) selbst zur Hand nehme. Da geht Einem die Ahnung von jenem Reste so selig und klar auf und man verzichtet auf jeden Wechselbalg von kritischem Kommentar. Kein solcher kann das Räthsel der Dichter lösen. Traue deinen eigenen Augen: „Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf."

Der möglichen Auffassungen gibt es nachgerade eine Unzahl. Nicht nur die überhaupt vorhandene Handvoll selbständig denkender Köpfe zeitigt in jedem Einzelnen eine individuelle Sonderauffassung, sondern nicht einmal diese bleibt sich an irgend einer Stelle gleich. Sie modifizirt, ja stößt sich völlig ab und ersetzt sich wieder mit der reifenden Intelligenz und Aufnahmefähigkeit, die zu neuen und freieren Gesichtspunkten leitet. Denn reich wie die Natur in ihrer ungeheuren Erscheinungswelt ist auch ihr getreues Spiegelbild, die Seele des mit ihr lebenden, liebenden, leidenden Dichters. Noch keiner hat die Natur erschöpft, noch keiner die Seele eines großen Dichters, und mag er sich mit noch so schwärmerischer Liebe in ihr Künstlerproblem hineingefühlt haben.

An Liliencron ist jeder Zoll ein Dichter, jeder Zoll Natur. Wo fange ich an? Wo höre ich auf? Man erlasse es mir, aus dem lebendigen System dieser reichen Persönlichkeit Nerv auf Nerv vivisektorisch herauszupräpariren. Wunder bleibt Wunder, und kein Anatom kann uns darüber hinwegtäuschen. Für sich betrachtet, ohne seinen organischen Zusammenhang mit dem Ganzen, ist jeder dieser Nervenfäden nichts als das abgehauene tote Glied eines lebenstrotzenden Organismus. Je weiter unsere gedankenlosen Folterknechte aus der kritischen Zunft in ihrem Verstümmlungssystem gehen, um so mehr schwindet aus ihrem Referat auch das Leben, bis nur noch ein zerstückelter, schematisierter Leichnam übrig bleibt, dessen kleine und kleinste Theile und Theilchen fein säuberlich rubrizirt allenfalls die Wißbegier zünftiger Psychologen zufriedenstellen, nicht aber das gesund und kräftig pulsirende Herz des künstlerischen Empfindens, das nach lebendiger Nahrung schreit. Es ist etwas Schönes um die Objektivität, die vielgerühmte, wenn sie nur nicht immer und immer wieder mit Gelehrtenpedanterie verwechselt würde. Soviel steht fest: in der Psychologie des dichterischen Empfindens ist der leidenschaftlichst empfindende Mensch zehntausendmal objektiver als ein kritischer Pedant und Schönredner von Fach.

Die Welt rennt in verständnisloser Hast an menschlicher Schönheit und Größe vorüber und fristet ein Scheinleben, das in der Geldfrage fundirt und gipfelt. Der Magen ist der große Baal, der mit der wachsenden Konkurrenz immer schau-

*) Kampf und Spiele, Kämpfe und Ziele, Nebel und Sonne, jedes zu 2 Mark sämmtlich bei Schuster und Löffler in Berlin erschienen.

loser seine Tyrannengelüste geltend macht. Geist und Schönheit sind seine natürlichen Feinde und werden es bleiben, so lange die Welt steht. Sie kämpfen mit ihm einen ewigen, verzweifelten Todeskampf und Freund Baal lacht ihrer Leiden und flucht zugleich, daß sie nicht totzukriegen sind. Der Mensch nähert sich mehr und mehr dem Typus des Baalspriesters, bis einmal nach einem ewig giltigen Naturgesetz die geniale Gegenströmung erfolgt. Dann kriecht Freund Baal ins Loch zurück und harrt gierig der Gelegenheit, wieder hervorzubrechen. Ein echtes Leben im Vollgenuß individueller Kräfte, die nach Bethätigung lechzen, ist heute so gut wie undenkbar. Es muß unter der Herrschaft eines harten, blutlosen Pflichtbegriffes zur Schablone vergletschern. Lilieneron ist wohl der Letzten einer, die diesen traurigen Satz durch ihr Beispiel Lügen gestraft und das Kunststück fertig gebracht haben und bringen, sich individuell auszuleben. Wer heute Kräfte mit ins Leben bringt, die sich weder in die große Maschine der Baalskultur einfügen, noch unterdrücken lassen, wird sich einmal vor die erbauliche Alternative gestellt sehen, sich freiwillig zu empfehlen oder Hungers zu sterben, wenn ihn nicht das Tollhaus in seine „menschenfreundlichen" Arme schließt. Eine Künstlernatur ist von Haus aus unpraktisch und durch keinerlei Gaben aufs Geldmachen geaicht. Wer weiß, wenn Goethe, der reiche Patriziersohn, auf den Pfennig hätte drücken müssen, und die Kunst schon damals vaterlandslos, keinen Mäzen gefunden hätte, wer weiß, ob wir das grandioseste Weltgedicht, überhaupt den ganzen verschwenderisch reichen Niederschlag eines einzig ausgefüllten Dichterlebens unser Eigen nennen dürften.

Heut ist das anders. Mäzene gibts nur noch in Bilderbüchern. Kapitalismus und Personenkultus regieren eins im andern, und alles Neugeistige, ob künstlerischer oder sonst welcher Natur wünscht man in Bausch und Bogen zum Teufel, wie man's stets gethan in der ewigen Zwangsjacke eines plumpen Traditions-Idiotismus. Ihr, die ihr heute auf Goethe schwört und ringende Künstlernaturen eurer Zeit, wie Lilieneron, achselzuckend mißkennt oder gar anrempelt, wißt ihr nicht, daß ihr die direkten Nachfahren der Goetze, Nicolai und Konf. seid, die ihr heute hochmüthig über die Achsel ansieht, ohne ihnen vielleicht das Wasser reichen zu können? Und wer von den Feinden und Neidern des Dichters sich nicht zufällig mit seiner Feindschaft in die Oeffentlichkeit begeben hat wie jene zwei im „Poggfred" unsterblich abgeschlachteten, der halte doch einmal seine Ritterlichkeit gegen die jener beiden, die wenigstens ihre Meinung zu sagen wagten, wenn ihnen auch, als der vernichtende Gegenschlag erfolgte, zweifelsohne innerhalb ihrer vier verschwiegenen Wände die Schamröthe ins Gesicht stieg.

Sie waren beide, wenn auch wider ihren Willen keine Pilatusse, wie ihr undurchdringliche Schweiger mit der kurzen, von Berechnungen gerunzelten Stirn.

Kunst und Dichtung sind heute brotlos, und, um nur zu leben, müssen ihre Jünger zu Mitteln greifen, die ihrer nicht würdig sind. Die Kunst muß heut hausiren gehen in Reklamewischen, Rezitationen, Ausstellungen vor einem schaulustigen, verständnislosen, klatschenden, zischenden Publikum, das Skandalsucht und Neugier auf menschliche „Monstrositäten" in den Versammlungssaal getrieben, nicht ein lebendiges Interesse oder gar guter Wille, vor einem Publikum, das an eine einigermaßen persönlich gefärbte Kunst allenfalls das Verständnis des Brüllaffen für die Harmonie der Sphären zu verschwenden hat.

„Der Dichter muß im Sonnenlande wohnen, daß er ungeknechtet leben, lieben, schaffen kann. So wohnte Goethe; und hat nicht selbst er noch zu viel, wie tief bedauere ich das, noch zu viel sich binden müssen? Bleiben wir tapfer und werden wir immer milder. Lassen Sie uns fröhlich, fröhlich sein die paar Tage auf Erden." So schreibt der Dichter an seinen Freund und Leidensbruder Richard Dehmel. Nie verläßt ihn dauernd unter den drückendsten Existenzsorgen sein unverwüstlicher Frohsinn, sein sonniger Humor. Beide hat er sich ungeschwächt erhalten dank seinem Künstlertrotz, dem einzigen Mittel, um dem Neide eines geniefeindlichen, aus seinem

Bierschlaf gerüttelten, verkaterten Kunstpöbels die tötliche Spitze zu brechen. Der Künstlertrotz hat Liliencron körperlich wie geistig frisch erhalten, ihn durch Hunger und Verzweiflung den Berg der allgemeinen Verständnislosigkeit ersteigen lassen und leitet ihn jetzt, wenn auch langsam, zur Seele unseres Volkes. Der deutsche Michel, wie aus langem lethargischem Schlafe erwachend, reibt sich vor diesem Künstler die Augen; „Wie kommts, daß ich das nicht schon längst sah. Das bin ich das ist die deutsche Seele in noch unverdüstertem Glanze."

Ganz besonders im „Poggfred" hat er sich ausgelärmt, dieser Künstlertrotz. Durch ihn wird selbst die scheinbare Unpoesie einzelner demonstrativer Zügellosigkeiten, über deren poetische Unmöglichkeit an sich kein Zweifel aufkommen kann, zur Poesie geadelt. Nur wer über den Augenschein nicht hinauskommen kann, wird hier sein Anathem ausschreien und der für Skandal stets dankbare Bildungspöbel kriecht, wie immer, in die Mausefalle. Der gährende Uebergangsstil unserer Zeit mit seinem unerquicklichen Wust von sogenannten Kunstprinzipien, das unreinliche Vermengen heterogenster Dinge in der Hexenküche unserer Tagespresse, die Fluth von Richtungen und Kunstdevisen, dieser ganze durch die Geschichte der Geisteskultur ewig neu und in zeitentsprechend wechselnder Form intonirte Karneval der Geister läßt den diesem Treiben fernstehenden, aus sich schaffenden Künstler nicht zur Geltung kommen und stößt ihn bei Seite in die Einsamkeit. Liliencron haßt diesen ohrenzerreißenden Richtungslärm und folgt allein seinem individuellen Kunstgewissen in die äußere oder innere Einsamkeit, die ihn quält, aber auch anregt. Er macht es keiner Richtung zu Gefallen und findet deshalb nicht die ihm zukommende Beachtung, ja er er wird verleumdet und mit Schmutz beworfen, so bald er, absichtlich oder unabsichtlich, lästig wird. Unabsichtlich wird er lästig durch sein individuelles Gepräge und absichtlich z. B. in den erwähnten Poggfredextravaganzen. Der Kunstbonze dreht ihm daraus den Strick in dieser Weise: er greift, wie noch jüngst geschehen, eine möglichst exzessive Strophe heraus, stellt sie als repräsentativ für sein Dichterthum hin*), und ein dummer, leichtgläubiger Lesepöbel läßt sich durch solche kritische Windbeuteleien Sand in die Augen streuen.

„Poggfred" ist Liliencron's größte Offenbarung, eine künstlerische That wie Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Wenn er dem kritischen Charlatan die Peitsche um die Ohren schlägt, wenn er lustig alle Regeln über den Haufen rennt und jauchzt oder flucht, prügelt oder genießt, derb, offen, grob wie ein ästhetisch noch unverbildetes Menschenkind voll Leben, Leidenschaft und unbewußter üppig wuchernder Naturpoesie in den Adern, wenn er unser Marionettenthum in der Tragikomödie des Lebens künstlerisch-instinktiv fühlt und die größten Kapazitäten der Weltgeschichte nach einer Klownspfeife tanzen läßt, um unvermittelt wieder die ergreifendsten Klagegesänge anzustimmen — welch' ein Schauspiel bunt und wechselvoll, flach und tief wie das uns umstürmende Leben, unergründlich wie das erbarmungslose Steingesicht der Sphinx Natur und doch vom rein menschlichen Standpunkte so unendlich erlösend durch die goldene Ueberwinderheiterkeit, die als Grundmotiv diese geniale Partitur durchklingt.

Hier wie überall ist Liliencron ein künstlerisches Organ der Natur. Er hat die ganze Skala ihrer Erscheinungsformen vom Alltäglichen bis zu ihrer letzten Furchtbarkeit, vom Idyll bis zur Tragödie in Verse von unerhörter Prägnanz und Schlagkraft gebannt, nicht als Gedanken- sondern als Instinktsmensch, nicht als Theoretiker, sondern als kerngesunder Realist. Er steht mitten in der Erscheinungswelt, nicht über ihr und nimmt sie, wie sie ist, ohne sie anders zu wünschen. Er experimentirt nicht mit ihr in Ideenkombinationen, wie der Philosoph, sondern genießt sie und nimmt sie unbewußt in sich auf, um sie durch einen genialen Instinkt in dichterischer Verklärung wiederzugeben. Auch ist er nicht im Entferntesten Naturalist vom Fach,

*) Ein Typus für diese Art von „Kritik" ist Dr. E. Wolff, der seinerzeit im „Hamburgischen Korrespondenten" Liliencron aufs Unglaublichste verläumdet hat. (Die Schriftleitung.)

da der feinste künstlerische Takt ihn jederzeit vor dem Ueberschreiten der Schönheitsgrenze bewahrt.

Die große Masse fühlt sich wohl und behaglich in ihrer engen Begriffswelt und um sich nicht kontrollirt zu sehen, verlangt sie von andern das Gleiche. Sie ist zu bequem und furchtsam, um den höchsten Funktionen des Menschengeistes, der Kunst und Dichtung, ein mehr als „wohlwollendes" Interesse entgegenzubringen. „Ja, ja, fein Mittel, Schablone brav! — Auf alter Weide das alte Schaf." (Liliencron.) Und wird sie sich auch zeitweise dieses Mangels bewußt, so ist doch ihre geistige Schwungkraft in der Maschine eines einförmig mühsamen Tagewerks gelähmt, das ihr Interesse ungetheilt auf sich konzentrirt. Die geistige Selbstaufgabe wird ihr leicht, nachdem sie sich so lange in Lehrsätze hineingeflüchtet, hineingelogen hat, bis sie selbst an deren Unfehlbarkeit glaubte, und das Gefühl geistiger Verantwortlichkeit, ihr Geistgewissen sanft und beruhigt für ewig entschlummerte. Diese Lehrsätze wurden zur Norm erhoben, und wehe dem, der sich ihr nicht mit Leib und Leben unterwirft. Er hat alle Vorurtheile der tonangebenden Welt gegen sich. So wurde auch Liliencron für seinen künstlerischen Entdeckergeist bestraft. Hätte er Verse „gemacht", so prangte er heute in Goldschnitt auf dem Familientisch jedes „deutschen" Hauses.

Liliencron macht keine Verse nach bewährten Mustern. Sie werden unbewußt geboren auf einsamen, menschenleeren Wegen, im unmittelbaren Verkehr mit der Natur, deren vertrauteste Freundschaft er genießt. Da kommen ihm die großen und kleinen Erinnerungen aus einem stürmisch bewegten Leben. Dort lacht und zürnt, klagt und flucht er sie seiner mütterlichen Freundin vor. Diese taucht sie in's Schönheitsbad, gibt sie ihm zurück, und das Gedicht strömt ihm in wundervoller Frische in die Feder. So machen diese Naturpoesien (in jedem Sinne) in ihrer ungezwungenen suggestiven Kraft und Quellfrische den Eindruck, als schöpfe der Dichter mühelos aus dem Vollen. Dieser Eindruck ist oberflächlich. Wer das richtige Auge für den künstlerischen Schöpfungsvorgang hat, wird erkennen, daß Liliencron mit einer ungeheuren, echt künstlerischen Gewissenhaftigkeit arbeitet. Er ringt mit der Natur, wie es Goethe und jeder Künstler aus innerer Nothwendigkeit gethan haben, und wenn sich in solchen heißen Kämpfen die Eindrücke in ihm zu Melodie und Form „verdichtet" haben, erst dann fließen sie als Gedichte aus ihm heraus und oft in erstaunlicher Fülle. Liliencron arbeitet stoßweise. Es hat Jahre gegeben, in denen er keinen einzigen Vers geschrieben, und gerade in diesen Jahren dichtete, verdichtete er mit der ganzen Kraft und Stetigkeit seines Künstlerinstinkts, bis diese dichterischen Geburtswehen in einem neuen Schönheitsstrom sich entluden, um von Neuem einzusetzen. So entstehen seine Naturstimmungen, seine Liebesgedichte und Bilder aus Natur und Leben, diese bis in's feinste Detail so wunderbar vollendeten Reproduktionen des einmal gesehenen, gefühlten Naturoriginals, so die gewaltig wogende Rythmik einiger wahrhaft dantesk-majestätischer Poggfredgesänge.

Der kritische Maßstab, der an einen Künstler gelegt sein will, ist sein mehr oder minder ausgesprochener Zug in's Große, Universale, seine Vieldeutigkeit, die den kritischen Meinungskampf auf der ganzen Linie entfesselt. Der Dichter leidet natürlich namenlos unter dieser Sintflut von Thesen und Antithesen, die ihn in den Augen des urtheilslosen Durchschnittslesers nicht nur zum psychologischen Räthsel macht, sondern oft geradezu die Gesundheit seines Hirnkastens in Frage stellt. Es ist nun einmal die unerläßliche Zugabe genialer Anlagen, daß sich die zünftigen Stimmen der offiziellen Presse möglichst ergebnislos um ihre Qualifikationsfrage balgen. Noch heute ist der Kampf um das „Problem" Goethe erbittert, wie immer, und der Anblick ist lächerlich und tragisch zugleich, wie sich wöchentlich und täglich die Goethelitteratur um Berge gelehrten Fachmaterials vermehrt. Man zankt sich eifersüchtig um die große Zehe des Kolosses, während sein Haupt majestätisch und unberührt in die Wolken ragt. Ich wiederhole es nochmals, durchschnittlich alle, die heute auf Goethe schwören und die großen Künstler ihrer Zeit im Winkel der Armuth

und Schande stehen lassen, leiten sich in gerader Linie von denen her, denen Goethe einst zurief:

Die Müh', uns zu vernichten, ist verloren,
Wir kommen neu gebärend, neu geboren.

Einmal müssen sie sich doch, wenn auch zähneknirschend, den allgemeinen Jubelchorus gefallen lassen und endlich gar das Mäntelchen wechseln und mitbrüllen. So entsteht der tragikomische Personenkultus. Erst ist man lau, dann hysterisch, und wider seinen Willen und allen guten Geschmack steht der Große als Gottheit da, beweihräuchert von Katheder und Kanzel, in Parlament und Schule. Erst lau, dann hysterisch entgeht man am ersten dem Vorwurf der Apostasie, indem man ihn niederschreit, und für allen Lärm gibt der Masseninstinkt einen stets dankbaren Boden ab. So steht der Personenkultus da, um immer wieder in wechselnden Formen die Menschheit am Narrenseil zu führen. Andererseits stählt sich das Genie gerade am Stimmengezeter zünftiger Reaktion zu immer gewaltigerer Pracht- und Kraftentfaltung. So will's seine Natur. Byron ist ohne diese Reaktion in seinem eigensten Wesen, in seiner individuellen Größe heute nicht denkbar, auch Goethe nicht, ebensowenig Nietzsche, Liliencron, M. G. Conrad, Richard Dehmel und Alle, welche zeitlebens gegen den Strom zu schwimmen haben.

Liliencron gibt sich selbst in seiner Kunst ohne Rücksicht auf Zeitgeschmack und Mode, und das ließen ihn die Mummenschänzler in der allgemeinen Maskerade entgelten. Der Mensch liebt es und hat's stets geliebt, sich selbst totzuschweigen aus dogmatischer Verblendung und intellektueller Feigheit unter dem der lichtscheuen Welt immer willkommenen Vorwande einer falschen Scham. Die Welt will täuschen und getäuscht sein um jeden Preis, sie vergibt es dem nicht, der ihr sein und ihr wahres Gesicht zeigt. Unsere durchschnittliche licht- und freudelose Jugenderziehung ist nichts anderes als ein verlogen idealistischer Köder an der Angel einer die Menschheit galvanisirenden fixen Idee. Sie nennt sich Tradition und predigt durch die Blume eines berauschenden Kultus, einer lärmenden Ehrfurcht nicht etwa ein Fortbauen auf traditioneller Grundlage, sondern die Tradition selbst, d. h. den geistigen Stillstand, ein fixes Dogma, dessen Säulen unter dem fanatischen Widerstande der Säulenheiligen zu brechen das Genie vom Schicksal angewiesen ist. Geniale Ausnahmemenschen schwimmen immer gegen den Strom und gehen unter, wenn sie nicht gute Schwimmer sind.

Unser Dichter verschmähte als künstlerisches Genie jene falsche Scham, die ewig wiedergekäuten Motive einer bleichsüchtigen, unpersönlichen Epigonenkunst und schöpfte aus seiner eigenen „heißen Lebensbrust". Er überließ sich frei einem übermächtigen Künstlerinstinkt und fügte so unbewußt, ein genialer Architekt, Baustein auf Baustein zu einem gerade in seiner charakteristischen Widersprüchlichkeit wunderbar einheitlichen Gebäude. Daß diese künstlerische Ehrlichkeit die Normalwelt mit ihren heiligen Ueberlieferungen befremden, ja zurückstoßen mußte, liegt auf der Hand. Im Leben aber ist jeder sich selbst der Nächste, und wir, die wir zufällig und ohne unser Verdienst und Würdigkeit von unserm Herrgott das geistige Organ erhalten haben, um die Sonne des Genies wohlthätig und ermuthigend zu empfinden, kämpfen schon aus simpler Nothwehr für unser Sonnenland gegen die, denen sie wie höllisches Feuer in die schamhaften Seelen brennt.

Ada Christen.

(Geboren 6. März 1844, gestorben 19. Mai 1901.)

Gedichte.

Weihnacht in Venedig 1898.

Meiner Nichte und deren Freundin.

Frühlingsdüfte und Sonnenschein
Schwimmen durch's offene Fenster herein,
Die Wellen rufen mit ewigem Sang:
Ihr kleinen Herzen voll dumpfem Drang
Athmet Euch groß!
Athmet Euch frei!
In Licht und Duft . . .
In Urmelodei.

Noth.

All' Euer girrendes Herzeleid
Thut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid
Die bloßen Füße im Schnee.

All' Eure romantische Seelennoth,
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brod
Sich betten auf einen Stein.

Am Teich.

Ich kenne dich, du schwarzer Teich,
Genau weiß ich den Tag,
Als eine Tote still und bleich
An deinem Rande lag;
Und als der Pöbel scheu und stumm
Sich langsam nahte dir
Und abergläubisch, feig und dumm
Bekreuzte sich vor ihr;
Als eine Hand den schönen Leib
Mit Hacken an sich riß —
Der rohe Hauf' das tote Weib
Ein gottverdammtes hieß. —
Das starre Antlitz, hold und bleich,
Schaut' ich so manche Nacht,
In schwarzen Stunden, schwarzer Teich,
Hab' oft ich dein gedacht.

Haltlos.

Moderne Zigeuner,
Wüste Gesellen,
Vagabunden des Lebens.
Die ringen
Und suchen —
Doch immer vergebens!
Einsame große Kinder
Mit halbem Wissen,
Totkrankem Herzen —
Und immer hinaus und immer weiter!
Nach außen keck,
Nach innen verjammert,
Den Rücken zerschlagen von der Hand,
An die sie vertrauend sich geklammert!

Christbaum.

Hörst auch du die leisen Stimmen
Aus den bunten Kerzlein dringen?
Die vergessenen Gebete
Aus den Tannenzweiglein singen?
Hörst auch du das schüchtern frohe
Helle Kinderlachen klingen?

Schau'st auch du den stillen Engel
Mit den reinen weißen Schwingen? . . .
Schau'st auch du dich selber wieder
Fern und fremd nur wie im Traume?
Grüßt auch dich mit Märchenangen
Deine Kindheit aus dem Baume?

Sphinx.

Ich spielt' als Kind in einem Garten,
O auf unendlich fernen Höh'n,
Wo schweigsam blaue Glockenblumen steh'n
Um Treppen, Thürme, waldverlorene Warten,
Und wo an dunklen, pfadumschlungenen Hängen
Die Seele lauscht schwülsummenden Geisterklängen.
Da sah ich einst ein steinern Frauenbild,
Räthselhaft schön und traurig mild,
Das hatt' ich längst vergessen . . .

Doch heute Nacht hat mich ein Traum besessen:
Vor einem Schloß, es dünkte mir vertraut,
Hört' ich aus fernen Hallen einen Laut,
Als ob ein Thier sich durch das Dunkel schleppe . . .
Da kam herab auf sammt'ner Purpurtreppe,
Mild angeleuchtet von der Frühe Glut,
Die wunderhafte Sphinx von Fleisch und Blut.
Seltsam ihr Gang wie einer trägen Katze —
So nahte sie dem stillen Gartenplatze,
Ein Lächeln, traurig, doch verlockend licht,
Verklärt ihr gütevolles Angesicht. — — —

Da regt sich wieder mächtiges Verlangen,
Dich, Sphinx des Jugendwaldes, zu umfangen,
An Deiner Lippen Kühle zu pressen die meinen —
Dort in der alten, alten Einsamkeit
All' mein tiefinnerst' Leid
Dir auszuweinen.

Dresden. Bodo Wildberg.

Die wahre Schmach des Jahrhunderts.

Betrachtungen über die Zensur.*)

Von **Volker zu Alzey.** (Wien.)

II.

Wie die Zensur, zumal in Oesterreich, gehandhabt wird, darüber gibt die k. k. Wiener-Zeitung genügend Auskunft. Vom 1. Jänner 1899 bis zum 1. Jänner 1900, also innerhalb eines Jahres wurden nicht weniger als **2300** Preßerzeugnisse mit Beschlag belegt, zumeist Zeitungsartikel und hier wieder fast ausschließlich solche politischer Natur. Allerdings könnte man sagen: das ist eigentlich für unseren Gegenstand, die Uebergriffe der Zensur gegenüber der Kunst betreffend, von keinem Belang — wer möchte aber dafür Bürge sein, daß die Zensoren, so es die Zeit zulassen würde oder andererseits, wenn einmal die politische Presse — ich meine darunter natürlich nur den geringen Bruchtheil, der noch Sinn für Freiheit besitzt — vernichtet sein wird, daß die Gedankenbüttel der Kunst und Wissenschaft nicht ein aufmerksames Augenmerk zuwenden werden und sie nicht just so verfolgen werden, wie die Journalistik?! Haben wir vielleicht keine bedenklichen Anzeichen hiefür? Eine Zensur, die Zitate aus dem „Tell" konfiszirt (dies geschah in Wien, und zwar erregte die bekannte Rede des Stauffacher auf dem Rütli: „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden . . ." (II. 2.) den Unwillen des Staatsanwaltes), weiters ein Gedicht des Giordano Bruno („Der Preis des Eselthums")**) und ein historisches Lied aus „Des Knaben Wunderhorn"**), endlich die Wiedergabe einer Stelle aus Mommsen's altrömischen Geschichte den Kampf zwischen Plebejern und Patriziern zur Zeit der Griechen behandelnd***) — und zwar wurde die nackte Wiedergabe jener streng geschichtlichen, nicht etwa reflektirenden Stelle konfiszirt; das Kunststück leistete sich ein Staatsanwalt, Namens Bobies, der ganz das Zeug in sich hat, kaiserlich russischer Oberst-Zensor zu werden — eine Zensur, die dergleichen zu Wege bringt, ist gewiß nicht gerade vertrauenswürdig, was Kunst und Wissenschaft anbelangt.

Und in der That! Der zeitgenössische Künstler, Dichter und Schriftsteller muß sich stets mit großer Vorsicht bewegen, um die zahlreichen Fußangeln zu vermeiden, die allenthalben — natürlich sehr versteckt — herumliegen. Von König Ludwig XI. von Frankreich wird behauptet, und es liegen gute Gründe vor, die Behauptung für wahr zu halten, er habe rings um seine Schlösser an allen irgend wie wegsamen Orten allerhand heimliche Vorrichtungen angebracht, um so alle Herannahenden, darunter also auch seine Feinde, deren er nicht wenige besaß, wie Füchse oder Wölfe abzufangen. Selbst bei der größten Vorsicht war es meist unmöglich, diese zweckmäßigen Maschinerien zu vermeiden, so daß mehr denn ein Edelwild bei dieser geräuschlosen Jagd in die Gewalt des „allerchristlichsten" Herrschers fiel. Aehnlich ergeht es auch den Künstlern und Dichtern der Gegenwart, wenn sie auch nicht gerade ausgesprochene „Rebeller" sind. Urplötzlich hält sie diese oder jene Fußangel der Zensur fest und der „Index" ist um ein Opfer der Preßfreiheit reicher geworden.

Preßfreiheit, d. i. die Freiheit, die der Staatsanwalt hat oder sich nimmt, die Presse so an die Wand zu drücken, daß ihr der Athem ausgeht. Statt vieler Beispiele: eines — das Liebesdrama von M. Halbe: „Jugend!" Darüber, daß es nicht das Mindeste enthält, was irgendwie anstößig oder unsittlich wirken könnte, ist sich alle Welt klar, ausgenommen ein paar Heuchler oder Strohköpfe. Zumal im

---

*) Vgl. Heft 10/11 S. 295.

**) Im „Scherer"; das Volkslied ist das bekannte Kriegslied gegen Karl V.:
„Es geht ein Butzemann im Reich herum . . ."
Die Beschlagnahme begründete der Staatsanwalt (Tschurtschenthaler heißt der Wackere), mit § 64 (Beleidigung von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, d. i. Kaiser Karl V.).

***) „Arbeiter-Zeitung".

Vergleich mit „Der Herr Ministerialdirektor", „Fiacre 147" u. a. dramatisirten Casanova-Geschichten, die man mit Recht als Typus unsittlicher, anstößiger Theaterstücke hinstellen kann! Die Aufführung der „Jugend" wurde in Wien Jahre lang nicht gestattet, die Zensur blieb trotz aller Vorstellungen bei dem starren „Non possumus", das einem Papste alle Ehre gemacht hätte. Ob aus Sittlichkeitsgründen oder aus politischen Ursachen bleibt sich schließlich einerlei. Merkwürdig ist aber der Umstand, daß eben dieses Stück in Reichenberg sowohl, wie in Prag zur Aufführung anstandslos zugelassen wurde. Erkläret mir Graf Oerindur . . . Gesetzt den Fall, die Wiener Zensur hätte es verboten, um der Schamhaftigkeit einen Gefallen zu thun, also aus moralischen Gründen —: wie kommt es, daß die Reichenberger und Prager Behörde dieses „unsittliche" Stück durchläßt?! Man sollte meinen, wir besitzen nur eine Moral und wenn Halbe's „Jugend" auf die Wiener verderblich hätte wirken können, so müßte sie dies auch auf die Reichenberger und Prager. Oder sollte an diesen Städtern am Ende schon alles Malz und Hopfen verloren sein? Was ist das für ein Blödsinn?! Wird man angesichts solcher Vorfälle nicht zu dem ketzerischen Gedanken gezwungen, daß zwischen der Moral einzelner österreichischer Städte eine gewaltige, unüberbrückbare Kluft gähnt?! Daß es überhaupt keinen einheitlichen Maßstab gibt, wonach man die Moral bemessen könnte?! Daß also die jeweilige Moral ganz und gar von den individuellen Anschauungen dieses und jenes Zensurlings abhängt? Wenn aber solches am grünen Holze der Moral geschieht, was soll dann am dürren der Politik u. s. f., zumal aber der Justiz geschehen? Schöne Aussichten, fürwahr! Und weiter: gesetzt, das Verbot der „Jugend" sei aus politischen Gründen erfolgt — ei! wie kommt es dann, daß das politisch gefährliche Stück in Reichenberg und Prag, auf einem bedeutend heißeren Boden als Wien, so frei herumlaufen darf? Sobald ein politisch verdächtiger Artikel konfiszirt worden ist, gilt diese Konfiskation nicht für diejenige Stadt oder denjenigen Bezirk, wo man seine Verderblichkeit erkannte, sondern für das ganze Reich, hier aber erfolgt ein Verbot, das nur für Wien Verbindlichkeit besitzt. Welch' eine Dummheit ist denn das?

Und weiter: Wildenbruch's „Haubenlerche" — dieses in Wien so und so oft gegebene (also vom geistigen Verzehrungs-Steueramte zugelassene) Stück ward in Bielitz, einem Städtchen an der schlesisch-galizischen Grenze verboten und zwar aus dem billigsten aller Gründe, so der Zensur zu Gebote stehen — aus Sittlichkeitsrücksichten. Wie — ist das nicht ein hübsches Gegenstück zur eben erwähnten Zensurgeschichte der „Jugend"? Die „Jugend" wurde in Reichenberg und Prag vom „hohen Zensor" bewilligt, in Wien jedoch verboten, die „Haubenlerche" hingegen in Wien bewilligt und in Bielitz verboten! Da nun die Zensur, die amtliche „Hüterin der Moral" so merkwürdig vorgeht, darf man wohl annehmen, sie unterscheide zwischen Moral und Moral, d. h. sie anerkenne, daß es nicht eine Moral, sondern mehrere „Moralen" gibt, je nach dem Ort, nach der Zeit und auch — nach der Laune des Herrn Zensors. Die einzige Aehnlichkeit dieser Moralen untereinander, woran man ihre gemeinsame Abstammung erkennt, ist — die Zensur. Logischerweise muß auch zwischen den verschiedenen Moralen Oesterreichs und jenen des Deutschen Reiches ein Unterschied bestehen und er besteht auch, wie ein Vergleich der Spielpläne österreichischer und reichsdeutscher Bühnen lehrt.

Außerordentlich konsequent hingegen ist die Zensur bei Beurtheilung politischer und sozial-politischer Werke. Was zum Beispiel in Salzburg verboten wird, ist für die ganze österreichische Monarchie verboten.*) Hauptmann's „De Waber" wissen

*) Natürlich gibt es auch Ausnahmen von dieser Regel — wo gäbe es auch eine Regel ohne dergleichen?! — Zur Erhärtung ein Beispiel. In der Eigenschaft eines Redakteurs im nordwestlichen Böhmen veröffentlichte ich einen Artikel, worin ich denjenigen Deutschen, die bei Tschechen kaufen würden, drohte, ihre Adressen ohne Gnade preiszugeben! Dieser Artikel wurde über Antrag der dortigen Staatsanwaltschaft konfiszirt, und zwar auf Grund eines der vielen Kautschukparagraphe unseres Straf-

davon ein Liedchen zu singen. Die Aufführung dieses grandiosen Werkes, vielleicht des einzigen, das von der gesammten deutschen Litteratur des absterbenden XIX. Jahrhunderts auf die Nachwelt kommen wird, ist nirgendswo durchzusetzen, weder in Reichenberg und Prag, noch auch in Bielitz oder in Wien. Man meint allen Ernstes (!) das Stück würde irgend — ich weiß nicht, wie — störend auf das Wohlbefinden und die Verdauung des p. t. Publikums einwirken, ja es wird sogar gemunkelt, veritable Aufstände und ähnliche schreckhafte Erscheinungen wären die nothwendige Folge einer solchen Aufführung. Nachdem nun „Die Weber" im Reiche draußen unbedenklich gegeben werden, so tritt die Frage an uns heran: hat man daselbst schlimme Erfahrungen gemacht oder nicht? Ist es denn schon vorgekommen, daß die Besucher der Weber-Vorstellung, angefeuert durch den Dichter, aus dem Theater herausgebrochen sind, um alsofort Barrikaden zu errichten?! So viel ich mich erinnern kann, ist es nicht geschehen, folglich ist die Begründung unserer Zensur, womit sie die Aufführung der „Weber" verbot, eitel Mumpitz oder auf Wienerisch: „Holler" und beweist nur, daß die maßgebenden Persönlichkeiten entweder Augendiener oder Leute mit Vogelgehirn sind.

Und nun halte man gegen diese inkonsequenten, unsinnigen Verbote: was Alles an Stücken und Druckschriften durchgelassen wird, die notorischerweise der Unsittlichkeit oder der politischen Verdummung geradezu Vorschub leisten! Man gehe doch nur eine kurze Zeit in gewisse Wiener Theater, man lese einige Tage hindurch die sogenannten „Witzblätter" à la „Wiener Carricaturen", „Pschütt-Carricaturen", man führe sich ein paar Nummern der politischen Tagespresse zu Gemüthe und jeder Anständige, jeder Volksfreund wird mir Recht geben.*) Unter dem Vorwande, die Moral zu schützen, fäet die Zensur eitel Unmoral und unter dem Vorgeben, dem Gemeinwohl schädliche politische Meinungen hintanzuhalten, impft sie dem Staatsbürger allerhand nichtsnutzige politische und sozial-politische Vorurtheile ein. Freilich nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar, was jedoch dadurch aufgewogen wird, daß sie als staatliche Behörde, als Autorität handelt, wogegen Niemand aufzukommen vermag, auch wenn er noch so sehr im Recht wäre.

Und was erreicht die Zensur durch ihre Verbote?! Nun, sie steigert den Absatz der verbotenen Schriften und Artikel, mit umso größerer Begier greift das Publikum nach etwas „Konfiszirtem", das man sich ja doch verschaffen kann, ohne gerade außerordentliche Kniffe anwenden zu müssen. Abgesehen von der Kritik, welche die Zensur über sich ergehen lassen muß, falls das verbotene Werk nach der Meinung des Lesers nicht im Mindesten die Konfiskation verdient, wird also das gerade Gegentheil von dem erreicht, was man zu erreichen anstrebt. Wozu, frage ich, dient somit die so unsinnige Einrichtung, oder besser: die unsinnige Handhabung dieser Einrichtung.

Man sagt: die Zensur ist nothwendig — ich sehe die Nothwendigkeit dieser pfäffischen Erfindung nicht ein, die Griechen und Römer, die doch auch sozusagen

---

gesetzbuches. Nun geschah genau dasselbe, aber von anderer Seite, in einem mährischen Blatte. Ein tschechischer Redakteur forderte zum Boykott gegen die dortigen Deutschen auf und brachte unter Einem eine lange Liste von Tschechen, die bei Deutschen gekauft hatten, nicht ohne boshafte, mitunter direkt beleidigende Bemerkungen. Dies Blatt wurde jedoch nicht konfiszirt. Ist das nicht recht sonderbar, zugleich aber auch kennzeichnend für die Verhältnisse in den Habsburgischen Landen? Es scheint, als gingen die Staatsanwaltschaften von der Maxime aus: Quod licet Jovi (d. i. dem Tschechen), non licet bovi (d. i. dem Deutschen). — Ich bemerke noch, daß, als mein Rechtsfreund auf meine Anregung in der Einspruchsverhandlung diesen Fall vorbrachte, der Richter ohneweiters meinte: Die Zensur müsse sich nach Umständen (?!) richten, es gebe Fälle, wo die Boykottirung geahndet werden müsse, und wiederum, wo dies nicht stattzufinden brauche. — Also: In einer deutschen Stadt darf von Deutschen nicht boykottirt werden, in einer tschechischen jedoch können es die Tschechen ohne Bedenken thun. — Fiat justitia — hat der Bauer nicht recht, wenn er übersetzt: Pfui Justiz! (D. V.)

*) Belege für die ganz abnorme Verluderung der Wiener Presse bietet das bei Cäsar Schmidt in Zürich im November 1899 erschienene und natürlich auch sofort konfiszirte Buch „Die öffentliche Meinung von Wien". (Preis 1 M. 20 Pf.).

Leute von großer staatsmännischer, moralischer und sozial-politischer Einsicht hatten, besaßen keine Zensur und sind ohne sie ganz gut ausgekommen, während des ganzen Mittelalters, das ja doch gewiß nicht lauter Kretins aufweist, wie uns die falschen Propheten des abgestandenen Liberalismus glauben machen wollen, hört man nichts von diesem Verknechtungs-Institut und es ging auch ganz famos — warum also bedürfen wir, die auf der „Höhe der Zeit" Stehenden solch' einer Trottelei? Glaubt man denn wirklich mit einem Regenschirm das Wildwasser der Freiheit aufzuhalten? Aendert und reformirt die scheußlichen sozialen Verhältnisse und es werden „gefährliche" Artikel und Bücher kaum wohl erscheinen, und wenn solche trotzdem erscheinen, dann mag die Justiz das ihre thun. Betrachtet die Moral vom richtigen Standpunkt aus und ihr werdet nicht in die Lage kommen, „unmoralische" Bücher (à la Jugend) verdammen zu müssen. Und wenn ihr eine „Zensur" unter allen Umständen haben müßt, so handhabt sie anders, geht dem politischen Quatsch und Tratsch der Volksverblödungs-Blätter energisch zu Leibe, untersagt die Herausgabe der elenden Dirnen- und Zuhälter-blätter, wie sie in Wien floriren und denen die Zensur niemals zu nahe tritt — dann ist jeder Vernünftige mit der Zensur vollkommen einverstanden. So lange aber die Zensur so unverfroren und albern ist, Stücke als unmoralisch, beziehungsweise aufrührerisch zu brandmarken, die es nicht sind, so lange ist und bleibt die Zensur ein Krebsschaden am Leibe des Staates und des Volkes, eine Schurkerei an der geistigen Freiheit, die durch die Staatsgrundgesetze gewährleistet worden ist, ein Raub an der Bildung und geistigen Wohlfahrt der Staatsbürger, eine Unterdrückung der Kunst und des Kunstverständnisses — kurz: eine der größten Niederträchtigkeiten, deren sich Herrschende gegenüber Beherrschten jemals zu Schulden kommen ließen, umso größer, als es das XIX. Jahrhundert ist, in welchem sie geübt wird. Was der Politiker J. G. A. Wirth im Jahre 1841 in seinem vorzüglichen Werke „Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im XVI. und XIX. Jahrhundert" darüber geschrieben hat, besitzt heute noch erhöhtere Geltung:

„Die Zensur mag bei einer rohen Nation, welche in den äußeren Kriegen nur die Gelegenheit zur Plünderung sieht und darum bei den Aufforderungen ihrer Regierung willig und freudig zu den Waffen eilt, noch allenfalls unschädlich sein, aber bei den gebildeten Völkern ist sie das Grab der Nationalkraft, sie wiegt die öffentliche Meinung in eine Sicherheit, welche häufig nicht vorhanden ist, macht alle Vorbereitungen auf wichtige Ereignisse unmöglich und überliefert die Völker schutzlos und ohnmächtig den wirklich hereinbrechenden Gefahren." Und weiter: „Sie lähmt mit dem öffentlichen Geiste zugleich die Regierungskraft, sie allein wäre im Stande, die ganze Stellung des Volkes zu untergraben."

Wer es ehrlich mit seinem Volke meint, der muß in den Ruf einstimmen: Fort mit der Zensur! und weg mit den Zensoren! Zum Mindesten mit einer Zensur, wie sie derzeit besteht und mit Zensoren, die sie gegenwärtig handhaben. Solch' eine Zensur ist die wahre Schmach des Jahrhunderts und sie zu bekämpfen, dazu sind wir Geistes-Arbeiter insgesammt nicht nur berufen, sondern auch auserwählt, so uns ernstlich an der Kunst, wie an einem gesunden öffentlichen Leben etwas liegt und wir nicht ausgemachte Schurken sein wollen! — Ecrasez l'infame!

Valutaregulirung.

Altadlig war der Tümpelfrosch;
D'rum trug er statt der Zehen Kronen.
Er war der Letzte; es erlosch
Mit ihm der Stamm von Sumpfbaronen,
Die erbgesessen tief im Schlamm
Bei Scherben und bei Blechgerümpel.
Mit mißvergnügtem Quaken schwamm
Der letzte Froschbaron im Tümpel.
Entartet war er offenbar,
Da es ihm kein Vergnügen machte,
Daß er Baron des Sumpfes war,
Da er vielmehr plebejisch dachte:
Was frommt's, daß ich altadlig bin,
Besitzer von Feudalgerümpel?!
Gern gäb' ich meine Krone hin,
Wär' ich geboren nicht im Tümpel!
Was thu'n? Ich möchte jedenfalls
Heraus aus diesem wüsten Schlamme!
Es kostet mich ja nicht den Hals,
Wenn ich mich selbst zur Flucht verdamme;
Im Gegentheil! Nur Eines hat
Noch Schwierigkeit. Wohin dann wallen? —
Da sah der Frosch ein grünes Blatt
Von einem Baum in's Wasser fallen.
Und freudig quakte der da blieb
Vom alten Sumpfbaronenstamme;
Er nahm das Blatt in's Maul und schrieb
Die Worte d'rauf mit schwarzem Schlamme:
= Ein junger Frosch, dem nicht gefällt
Der Ahnen echtes Blechgerümpel,
Tauscht dies sammt Krone gegen Geld:
Zieht reiche Heirat vor. Sub „Tümpel". =
Gewissen Werth hat alter Stamm,
Was schon der nächste Morgen lehrte;
Denn oben auf dem Tümpel schwamm
Ein zweites Blatt als Rückofferte:
= Bin bürgerlich und bin befleckt
Und alt; doch ist ein Teich mein Eigen —
Mit Wassermünzen dicht bedeckt,
Die, stets sich mehrend, aufwärts steigen.
Es sind der Wassermünzen viel,
Die ich für Eu're Krone böte,
Die meiner stillen Sehnsucht Ziel.
Ihr seid willkommen Eurer „Kröte". =
Ein lautgequakter Jubelton
Ließ da den Tümpel tief erbeben;
Da sprang der letzte Sumpfbaron
Auf, sich zur Kröte zu begeben.
Den Tümpelstammbekannten schrieb
Der Frosch vom Teich dann die Belehrung:
„Den einz'gen Vortheil, der Euch blieb,
Nützt aus! Prägt um — die Kronenwährung!"

F. W. v. Oestéren.

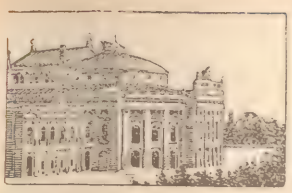
Hermann Bahr's „Bildung".

Unter Hinweis auf den Artikel „Hermann Bahr's „Bildung" (8. und 9. Heft, Seite 264), erhalten wir von Herrn Franz Himmelbauer ein Schreiben, worin er sich für seine Person gegen den im bezeichneten Artikel erhobenen „Vorwurf der Charakterschwäche" verwahrt.

Er dürfe sich zwar „nach seinen litterarischen und persönlichen Beziehungen zur Kyffhäuser-Gruppe zählen", würde auch „von Manchem zur sogenannten Provinzlitteratur gerechnet", habe jedoch bereits den „Wahnwitz des Buches „Bildung" gebührend gekennzeichnet". Herr Himmelbauer übersendet uns den diesbezüglichen Artikel, der wie wir mit Vergnügen feststellen — thatsächlich so gar nichts Greinzisches an sich hat und den auch „der gute Fridolin" anerkennen dürfte.

Wir nehmen die Erklärung des Herrn Himmelbauer in kollegialer Weise zur Kenntniß und bitten unsere Leser, ihn, wie auch unsern geschätzten Mitarbeiter Herrn Hanns Weber-Lutkow mit den Propheten des neuen Allah: Bahr a là Hugo Greinz nicht in eine und dieselbe Reihe zu stellen.

Wien, 22. Juni 1901. Die Schriftleitung.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Das Gastspiel des „Deutschen Theaters“ aus Berlin.

Das Carltheater bietet mit Hilfe der Brahm'schen Truppe eine Reihe von glänzenden schauspielerischen Leistungen, wie man dergleichen nicht allzuoft genießt. Allerdings spielen die Berliner à la Paganini nur auf einer Seite: der des Verismus, eines Verismus, der mit dem landläufigen Begriff fast nur den Namen gemein hat. Es dürfte schwer fallen, eine Formel hiefür zu finden. Es ist als sähe man durch's Fenster in eine Wohnung und würde so Zeuge dessen, was sich da abspielt. So unbefangen, ohne jede Rücksicht auf's Publikum mimen die Berliner. Das ist nicht mehr Spiel, das ist Leben, vollbusiges Leben, das mit urkräftigem Behagen dahinfluthet.

Den Anfang des Gastspieles bildete „Die Macht der Finsternis“ des greisen Löwen Tolstoj. Auf den Dramatiker Tolstoj paßt keine der vielen Krämerellen, die unsere ästhetischen Tischlermeister in Vorrath haben. Er baut nicht Dramen, er thürmt in Titanenweise dramatische Granitblöcke auf- und übereinander. Und oben auf der Spitze steht der weißhaarige Kyklop und donnert sich den Schmerz und Zorn, von der großen, erhabenen Seele. Für dergleichen ist aber unsere Bühne — leider! — wenig und gar nicht geeignet. Darum ist auch der Eindruck, die Wirkung bei weitem nicht so, als man nach Lesung des großartigen Werkes erwartet, dessen Absicht vor Allem auf Befreiung und Lichtspendung abzielt. Fr. Else Lehmann (Anisja) ist eine der interessantesten Künstlernaturen, die Deutschland aufzuweisen vermag. Ihre Mittel sind denkbar einfach und fern allem Komödiantenthum, aber von einer durchschlagenden Wirkung. Hr. Reinhardt (Akim) zeigte sich wieder als Meister in der Kunst, mit seiner Stimme zu charakterisiren.

Hauptmann's „Fuhrmann Hentschel“ bot neben den beiden eben Genannten (Fr. Lehmann als Hanne und Reinhardt als Knecht Hauffe) Herrn Rittner Gelegenheit, seine Künstlerschaft zu beweisen. Rittner's Fuhrmann ist ohne Frage eine der großartigsten Gestalten, die ein deutscher Künstler dargestellt hat, zumal in jenem Auftritt, wo er zur Peitschenschnur greift, um seinem durch eine Kanaille von Weib zerstörten Leben ein Ende zu machen. Vielleicht sieht sich der gefeierte Sonnenthal diesen Fuhrmann an; er könnte so Manches von ihm profitiren!

Herr Basserman als Dr. Stockmann im „Volksfeind“ faßt seine Rolle wohl anders auf, als Ibsen sie gedacht haben mag. Sein Doktor hat fast gar keinen idealistischen Zug an sich, wie man eigentlich voraussetzen müßte. Er ist vielmehr ein jovialer, etwas burschikoser Landarzt, leichtgläubig mit einem ziemlich bedeutenden Hang zur Ironisirung. Sein übrigens vorzügliches Spiel litt unter der heiseren, vermuthlich von einem Schnupfen stark in Mitleidenschaft gezogenen Stimme. Fr. Lehmann bot ein prächtiges, abgerundetes Bild der hausbackenen, zuerst der Utilität opfernden Fr. Stockmann. Herr Reinhardt als Führer der kompakten Brei-Majorität, Buchdrucker Aslaksen und Herr Valentin (Gerber Kiil) formten aus ihren Rollen köstliche Gestalten, hier des urwüchsigen Naturburschen, dort des politischen Leisetreters. Herr Sauer spielte den Stadtvogt Stockmann mit jener Würde und Größe, die derlei Klein-Satrapen zu eigen ist

Alles in Allem: Das Gesammt-Gastspiel des „Deutschen Theaters“ bietet künstlerischen Vollgenuß in berauschender Fülle. Stf.

Burgtheater. Frl. Rabitow wählte als zweite Antrittsrolle die Klara in „Maria Magdalena" v. Friedr. Hebbel. Wenn sie auch nicht die Töne überwältigender Leidenschaft fand, die uns bei der Wolter hingerissen haben, so muß man doch die ernste Auffassung, das edle Maßhalten, das Verschmähen solcher Mittel, wie kleinliche Koketterie, übertriebene Sentimentalität, an der Künstlerin schätzen und bewundern. Stellt sie uns auch kein über Lebensgröße hinauswachsendes Geschöpf vor Augen, so weiß sie doch tiefes Mitgefühl zu wecken für das gebrochene, zermarterte Menschenkind. Den Höhepunkt erreichte ihre Darstellung in der schwierigen Szene, wo sie ihren ungeliebten Verführer anfleht, sie zu heirathen, um ihre und somit ihres Vaters Ehre zu retten. Der Widerspruch zwischen den bittenden Worten, die im heisern Ton sich der Brust nur widerwillig entringen und dem Haß und Abscheu im dunkeln, flammenden Auge kam glänzend zur Geltung. Die Rolle ist insofern undankbar, als man darin nur wenig durch Kontraste wirken kann. Klara bleibt vom Anfang bis zum Ende die müde, gequälte Sünderin. Der Kunst der Darstellerin, wie des Dichters ist es zu verdanken, daß sie trotzdem nicht monoton wirkt. Unter den Darstellenden ist außer der Hauptperson (Rabitow), Devrient als kalter praktischer Bösewicht, Lewinsky als unerbittlicher Vater und Kainz zu erwähnen, der mit seinem widerspenstigen Karl (Bruder Klara's) eine hellere Note in das Düster brachte. Fr. Schmittlein's soeben vom Tode auferstandene und ihm gleich darauf endgiltig zum Opfer fallende alte Frau war etwas zu rüstig, um glaubhaft zu sein.

O. Landolt.

Hofoper. (Gastspiel Slezak.) Herr Slezak (Walther Stolzing in den Minnesängern) verfügt über eine angenehme, ziemlich umfangreiche, kräftige Stimme, die auch zum vollsten Ausdrucke und sich hier weit vollkommener entwickelte, als z. B. in „Aida", wo man ihm eine ziemlich unbedeutende Rolle zugewiesen hatte. Sein Spiel entbehrt sichtlich der Routine; er findet sich allem Anscheine nach in seiner Rolle nicht ganz zurecht. Wenn man jedoch mehr Gewicht auf seine Stimme legt, so kann man über sein Spiel hinwegsehen, denn es ist Hoffnung vorhanden, daß er die Routine sich wohl noch erwerben wird. Von den Mitspielenden wären besonders zu erwähnen: Reichmann (Hans Sachs), Frl. Kurz (Eva), und Schittenhelm, die in Gesang und Darstellung vorzügliche Leistungen boten. Alle übrigen Kräfte bemühten sich der ihnen zukommenden Aufgabe so gut als möglich gerecht zu werden. Auch der trefflichen Leistungen des Orchesters sei lobend gedacht. Mit Beifall wurde nicht gekargt.

Anschließend ein paar Worte über die Opernvorstellungen des Konservatoriums: Die Schlußprüfung konnte kein besonders günstiges Resultat aufweisen. Es wurden wenig Sänger mit wenig Stimmen, mittelmäßige Anfänger ohne besonderes Talent vorgeführt. Einigermaßen tröstlich ist der Alt des Frl. Cakl und der Sopran des Frl. Stöller, doch wäre mehr musikalisches Gefühl nothwendig. Frl. Sedmak besitzt einen ziemlich einfärbigen Mezzo-Sopran, Herr Beer hingegen einen ganz annehmbaren Tenor. Frl. v. Beör, die zwar nur mit einer schwachen Stimme ausgestattet ist, besitzt unzweifelhaft Talent. Frl. Magasiner und Herr Hell haben noch genügend zu lernen. Für die Prüfung kamen Szenen aus „Das Glöckchen des Eremiten", „Traviata", „Prophet" und „Mignon" in Verwendung. Es ist einigermaßen nothwendig dies zu erwähnen, denn Direktor Perger als Dirigent eines nicht besonders ausgebildeten Schülerorchesters, verrenkte, ein zweiter Prokrustes, diese Stücke fast bis zur Unkenntlichkeit. Die in Aussicht gestellten Szenen aus der „Afrikanerin" blieben angeblich deshalb weg, weil das Orchester bei der letzten Probe über die Schwierigkeiten nicht hinwegkommen konnte, was weder für die Schüler, noch auch für die Lehrer sonderlich spricht.

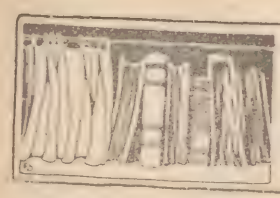
Walther.

Raimundtheater. (Gastspiel der Tegernseer.) Frisch, kräftig voll Leben und Freude an ihrem Thun, besonders wenn's an's Jodeln, Raufen und Schuhplatteln geht, erquickt und erfreut das Spiel der Tegernseer. In „Almenrausch und Edelweiß" („Alpenwurz und Federweiß" wurde das alte Stück von boshaften Individuen umgetauft) zeichnete sich besonders das Haupt-Liebespaar aus. Zoller Anna ist ganz vorzüglich in den trotzigen Szenen mit dem alten Bauer, doch verfügt sie auch, wie Wenng Wigl, der den Mentl, ihren Geliebten gibt, über warme, herzliche Gefühlstöne. Das heitere Liebespaar war ebenfalls trefflich, besonders die Mayerhofer Fanny, deren silberhelle, klangvolle Stimme eine Freude für alle musikalischen Gemüther ist. Diesen blüht noch ein zweiter Genuß in dem virtuosen Spiel des Zitherkünstlers Reiter und seiner Partner. — Beweis für den unverdorbenen Charakter der Tegernseer ist ihre einigermaßen hilflose Schminkkunst. — Im Ganzen freut man sich aufrichtig, nach dem mit Spiritus, Gewürz und Zucker ge-

pantschten Ueberbrettl-Kunstwein einmal den echten gesunden Wein dieser Bauernkunst zu genießen.

O. Landolt.

Wiener Kunstgewerbeverein — Vogeler — Kunstgewerbe-Museum. Die bildende Kunst schläft ihren Sommerschlaf und bietet uns derzeit nicht viel Neues. Emil M. Engel veranstaltete im Wiener Kunstgewerbeverein (I. Bezirk, Schauflergasse) die Ausstellung einer Reihe guter Rom-Bilder. Keine großen Gemälde, sondern ausschließlich kleinere Skizzen zu Illustrationszwecken, meist getuschte Bleistift- oder Federzeichnungen. Qualitativ und quantitativ ist A. Terzi am besten vertreten, dessen Zeichnungen erstaunlich scharf, fein, dabei zart abgetönt sind. Nach ihm kommen Brioschi's kühne Skizzen. Benlliure, Pagani, Barcansas und Machiati gebührt Lob für das verdienstliche Streben römisches Volksleben im Bilde festzuhalten. Allerdings übertrifft diese Alle Terzi's köstliches Genrebildchen „Oeffentlicher Schreiber" und man bedauert, daß der Künstler unter seinen 83 Bildern nur dies eine dem Figuralen gewidmet hat, wie dieses überhaupt dem Architektonischen gegenüber sehr vernachlässigt erscheint. — Vogeler, dessen Sonderausstellung derzeit bei E. Artin (I., Stefansplatz) zu sehen ist, scheint der geraden Linie seine Dienste zugeschworen zu haben, da er Alles, was bei Mensch und Vieh über sie hinausragen könnte, thunlichst wegrasirt. Der Farbe muthet er einen ganz entschiedenen Charakter zu, entweder — oder; ist schon der Himmel blau, so sei es auch das Uebrige; ist das Gras grün — und wie grün! — so können es auch die Menschen sein. Uebergänge und Halbheiten liebt er nicht. Will der Künstler durch diese Vereinfachung naiv wirken? Wenn ja — so gelingt ihm das gerade Gegentheil. Seine Werke machen einen so gekünstelten Eindruck, wie wenn ein erwachsener Mensch sprechen will, wie ein kleines Kind. Schade, denn nach einigen seiner Aktstudien zu schließen, könnte er ein guter Zeichner sein, wenn er wollte. — Im Kunstgewerbe-Museum (Stubenring) ist eine kleine, nicht uninteressante Ausstellung von Keramiken des Lachenal (Paris). Neben manchem unsinnigen Formen- und Farben-Chaos gibt es flotte, genial gemachte Figürchen nach Dejean, nach Madame de Trumerie, besonders anmuthig ist eine kleine Vase, um deren Fuß ein Faun eine laufende Nymphe verfolgt. Außerdem fallen noch ein paar Kinderbüsten nach Madame Sarah Bernhardt, das bekannte Rodin'sche weinende Mädchen mit den sehr naturalistisch gemachten, verzerrten Mundwinkeln und eine Gruppe nach Fix Masseau auf, welche eine kauernde Frauengestalt und einige sie verfolgende cynische Fratzengesichter darstellt, die sie ängstlich mit beiden Händen abwehrt. Originell und geschmackvoll sind die aus recht natürlich gemachten, zart gefärbten Phloxblüthen bestehenden Vasen, charakteristisch verschiedene Thiergestalten und Köpfe, wie Hähne, Tauben, die kleinen Enten, die neben der Terrine neugierig hervorgucken, die einander im Gänsemarsch folgenden Gänse als Jardinière, besonders aber die Löwenköpfe und jener grimmig sein Opfer zerfleischende Löwe. Der neue Grundsatz der Plastik, nicht ruhig Verweilendes, sondern in heftiger Bewegung Enteilendes blitzartig zu erfassen und versteinert festzuhalten, macht sich auch hier vielfach geltend; am liebsten möchten die Modernen den Sturm, die Meeresbrandung plastisch wiedergeben. Diese Richtung bietet allerdings genialen Künstlern Gelegenheit, ihre rasche Auffassung zu bethätigen, aber minder Begabte veranlaßt sie oft zu unreifen, verworrenen Kunstprodukten, die mehr beunruhigen, als erfreuen. O. Landolt.



Bücher-schau:

Lyrische Dichtung und neuere lyrische Dichter.

(Von Prof. Dr. **Alfred Biese.** — Berlin, Wilhelm Hertz. 270 Seiten, Mark 3.60.)

Es ist nöthig, daß ich vorerst ein paar Worte pro domo spreche! Herr Prof. Dr. Biese ist so liebenswürdig, in seinem Buche sich auf meine Studie „Décadence"*) zu berufen und daraus einen nicht unbeträchtlichen „Extrakt" zu geben, um damit sein eigenes Urtheil gewissermaßen rechtskräftig zu machen. Nicht genug daran! Herr Prof. Dr. Biese hat die Gewogenheit, gedachten Artikel mit seinem uneingeschränkten Lobe auszuzeichnen und mich offiziell zu seinem „Gewährsmann" zu ernennen. Obwohl sehr erfreut über diese ungewöhnliche Aufmerksamkeit, muß ich, selbst auf die Gefahr hin, undankbar zu erscheinen, doch gleich von vorneherein gegen meinen „Gönner" Stellung nehmen und dessen Bezugnahme, wenn nicht bekämpfen, so doch ganz gehörig richtig stellen. Ich will nicht geradezu behaupten (obgleich es leicht zu beweisen wäre), daß Herr Prof. Dr. Biese „inkorrekt" gehandelt hat — ich stelle lediglich fest: daß er meine Arbeit in einer Weise benutzt hat, die vollauf geeignet ist, einerseits Verwirrung anzurichten und andererseits meinen litterarischen Ruf zu schädigen. Mein Artikel „Décadence" richtet sich, wie übrigens schon der Titel besagt und wie ich außerdem in einer Fußnote ausdrücklich bemerkt habe, einzig und allein gegen die Dekadenten, d. i. gegen eine ganz bestimmte Gruppe der deutschen Moderne. Da bedarf es gar keiner langstieligen Umschreibungen und Erörterungen! Jedermann, der sich im modernen Schriftthum ein wenig umgesehen hat, weiß ohneweiters, um wen und um was es sich handelt. Was thut aber Herr Professor Dr. Biese? (Im 6. Kap., Seite 226.) Nach einem in jeder Hinsicht unzulänglichen Abriß über die Entwicklung der modernen Lyrik und einer aus Bierbaum'schen Schlagworten zusammengestoppelten Abfertigung „des" (!) Henckell, Conradi, Mackay, Arent, Held, Holz, Schaumberg, Steiger und Hille beginnt er: „Eine brillante Pathologie der deutschen Décadance . . . gibt Stauf von der March" — beinahe 2 Seiten hindurch meine Studie in sozusagen mit der Luftpumpe zusammengepreßter Form (NB. ohne ein Anführungszeichen, obwohl er aus Eigenem genug hinzufügt und ansonst Gänsepfötchen liebt!), nacherzählend, um nach einem weiteren Einleitungssatze („So mögen denn, nachdem wir den Boden charakterisirt haben, auf dem die Jüngstmodernen erwachsen sind, einige ihrer Charakterköpfe beleuchtet werden"), in buntem Rudel Conradi, Arent, Holz, Henckell, Stern, Dehmel, Hart, Liliencron, Falke und Bulle vorzunehmen. Merkst du's Amalia? Der Herr Professor-Doktor druckt mein abfälliges Urtheil über die Decadenz mit großem Behagen nach und bespricht in einem Athem damit Holz, Henckell, Liliencron, Hart und Falke, so, als ob diese zur dekadenten Gesellschaft des Schnitzler, Dörmann & tutti quanti gehören würden und meine Ausführungen auch auf sie gemünzt wären. Hat der Herr Professor-Doktor wirklich keine Ahnung, was man unter Dekadenz versteht oder will er es nicht versteh'n? Dann aber möge er — das fordert zumindest der Anstand — die Freundlichkeit haben, seinen Lesern plausibel zu machen, daß meine abfällige Kritik sich auf eine ganz

*) In Conrad's Monatsschrift „Die Gesellschaft". 1894. 4. Heft. Seite 526 ff.

bestimmte Richtung bezieht, oder wenigstens, daß ich unter Dekadenz nur einen Bruchtheil der deutschen Moderne zusammengefaßt wissen will. Wer meinen Artikel nicht gelesen hat, der kann gar leicht auf die Vermuthung kommen, daß ich alle Modernen in einen und denselben Topf werfe, wie der Herr Professor, auf welche Gleichwerthung ich jedoch ganz entschieden verzichten muß. Und nun zum Eigentlichen! Im Ganzen wieder ein Werk, wie es schon zu Dutzendmalen erschienen ist. Es will „wegweisend auf dem Boden der Aesthetik des lyrischen Liedes" sein, kommt indeß über den guten Willen nicht hinaus, trotz (oder vielleicht: just wegen) des „philosophisch geschulten Auges" (Nur Lumpe sind bescheiden — nicht wahr Herr Professor?), worauf sich der Verfasser erschrecklich viel einbildet. Dazu noch die altväterische, unfreiwillige Komik hervorrufende Schreibweise! Zum Beispiel: „Der Kopf der Johanna Ambrosius hat Gedanken (wissen Sie das ganz genau, Herr Professor?), ihr Herz hat Blut (sehr merkwürdig!), sie fühlt stark und innig (ah! ah!) und ihr Auge ist scharf!" (sie wird also einem Optiker nichts zu verdienen geben!) oder: „Und fürwahr, Stauf von der March hat Recht!" „viele schöne Zeilen und Strophen — wenige ganz anstoßfreie Gedichte — hat der überaus talentvolle (!!!) Detlev v. Liliencron geschrieben, aber leider gilt von ihm das vielzitirte Goethe'sche Wort über Günther: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten" u. s. f. im schönsten Lebkuchen-Stil, ganz abgesehen von den vielen gelahrten griechischen und lateinischen Floskeln, wie „Sed haec prius fuere!" „Κομμα ὀστ!" Es gibt fast kein Kapitel, das sich von derlei Lächerlichkeiten freihielte! Und dann die ewige Anflegelung der Modernen, gleichviel, ob sie nun paßt oder nicht paßt. Einmal „schlägt Alkohol- und Bordellbrodem (natürlich!) aus einer großen Anzahl von Gedichten der Modernen entgegen", weshalb diese „unter dem Pathos stehen" und ihnen „das Ethos fehlt", ein anderesmal lassen sie „trivialen Singsang" oder „ödes Sozialistengebrüll" hören. Aus diesen Proben ersieht man zur Genüge, welcher Kategorie Herr Prof. Dr. Biese angehört und mit welchen unritterlichen Waffen er die Moderne bekämpft. Sind schon die Kapitel über unsere älteren Lyriker mit Ausfällen und Beschimpfungen gegen die Modernen reichlich gewürzt — wie erst jene, die sich ausschließlich mit der zeitgenössischen Lyrik beschäftigen! Der famose Prof. Lic. Dr. Kirchner, dessen „Streifzug": „Gründeutschland" eine vorzügliche Leistung in puncto Schimpferei ist, hat einen würdigen Nacheiferer gefunden, ja, ich glaube, daß Herr Prof. Dr. Biese ihm sehr bald den Rang ablaufen wird. Aus der beängstigenden Fülle von Scheltworten seien hervorgehoben: „roh, zynisch, brutal, verlottert, öde, fad, wüst, unsauber, albern, unmoralisch, gemein, Fusel-Erzeugnis, selbstherrlicher Dilettantismus" — wer nicht genug hat, möge selbst nachsuchen, „ist mir zu viel gewesen". Erstaunlich, mit welcher Souveränität dieser Herr Gymnasial-Professor von Coblenz Persönlichkeiten wie Liliencron, Stern, Hart abthut, Leute, die — handfest gesprochen: in ihrem Pantoffel mehr Hirn haben, als er in seinem Kapitol und die mit ihrem kleinen Finger Bedeutenderes geleistet, als er mit all' seinen Büchern „über das Naturgefühl und die Philosophie des Metaphorischen". Reinhold v. Stern zum Beispiel erhält genau 6 Zeilen, Stern, der Markart der modernen Lyrik! Währenddem Busse, dem „modernen Jünger des Naturalismus" (Busse — ein Jünger des Naturalismus! Mir verschlägt es das Wasser!) 4 Seiten und Hans Hoffmann gar 7½ Seiten gewidmet werden, dafür weiß er von Bleibtreu gar nichts zu sagen, als daß er die Revolution in der Litteratur „inszenirte". (!) — Es möchte zu weit führen, alle Sünden des Herrn Professors nach Gebühr festzunageln und würde übrigens auch nichts nützen, zumal er, wie alle seinesgleichen, ein Hartgesottener ist, weshalb ich mit den Worten meines lieben Freundes Liliencron, des Haideprinzen der

modernen Lyrik, schließe: „Ein Professor des Parallelepipedons Poesie beurtheilend, das kann nur in Deutschland vorkommen."

Stauf von der March.

Gedichte v. Rudolf Otto Consentius 2. Auflage. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig, 1901.

Schon beim ersten Blättern in dem kleinen Büchlein wurde mein Interesse wach. Rudolf Otto Consentius war mir gänzlich unbekannt. Dann las ich die Lebensskizze, welche Ernst Einigh dem Buche nachgestellt hat und ich erfuhr, daß ein Toter aus den Gedichten zu mir sprach, ein toter Dichter, dem das Leben die Anerkennung versagt hat. Wenn man die Lebensschicksale des 1813 geborenen und 1887 gestorbenen Mannes kennt, wird man diese Gedichte mit Pietät lesen. Hier eine kleine Probe:

Eine beantwortete Frage.

Was liegt an mir, an mir und meinem Leben?
Was war's bisher? Ein qualdurchwuchert Ringen,
Ein eingesargtes Klingen und Verklingen!
Solch Leben retten, kann kein Leben geben;

Doch wonnevoll fühl' ich die Brust erbeben,
Denk' ich, es könnte einer Macht gelingen,
Was nächtig blühte, an das Licht zu bringen,
Was eingesargt, schatzgräberisch zu heben.

Und wäre, wenn's geschähe, längst ich tot,
Und sähe nicht so holdes Morgenrot,
Es würden And're danken dann für mich
Und sicherlich, wie ich, so inniglich,
Vielleicht den Armen herzlich auch beweinen.
Wird dieses Morgenrot, wird es erscheinen?

Interessant ist, daß Consentius im Jahre 1863 den Schillerpreis erhalten sollte, jedoch aus persönlichen Motiven im letzten Augenblick übergangen wurde. Was sagt doch Ben Akiba?

Dr. Emil Uellenberg.

H. Cady, Wahrheit. Eine Unterweisung in 12 Kapiteln. Leipzig, Lotus-Verlag, 1901. M. 2.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die alte exoterische Religionsauffassung ringt mit der esoterischen, welche siegreich das Feld behaupten wird. Ein schönes Buch, welches die letztere Auffassung des Christenthums predigt, ist das vorliegende, welches aus dem Englischen soeben übersetzt worden ist. Ich wünsche ihm die weiteste Verbreitung, denn wir brauchen solche Bücher. Bei uns spielt der Autoritätsglaube noch immer eine zu große Rolle. Namentlich im Katholizismus beruht beinahe Alles nur auf dem Willen. Der Katholik will etwas für wahr halten; er will etwas nicht annehmen u. s. w. Dies ist aber dem christlichen Geiste ganz entgegengesetzt, der auf dem inneren Schauen beruht. Nur die Mystiker haben diesen inneren Sinn gepflegt und wir müssen ihn in unserer materialistischen Zeit wieder zu Ehren zu bringen suchen. Wenn eine Erneuerung des Christenthums möglich ist, so ist sie nur dadurch erreichbar, daß wir die großen Lehren der neuen theosophischen Schule uns gründlich zu eigen machen, wie ich es in meiner neuen Schrift „Eine deutsche Nationalkirche" thue.

Dr. Arjuna Graevell v. Jostenoode.

Neuchristenthum und reale Religion. Eine Streitschrift wider Harnack und Steudel. Nebst einem Katechismus realer Religion. Von Dr. Julius Baumann, ord. Professor der Philosophie an der Universität Göttingen. Bonn, Emil Strauß, 1901.

Erster Theil: Harnacks Neuchristenthum. Zweiter Theil: Steudels Neuprotestantismus. Dritter Theil: Entwurf eines kurzen Inbegriffs realwissenschaftlicher Religion. Anhang: Realwissenschaftliche Religion und Christenthum. — Eine erquickende Lektüre! Die zähe Masse des überlieferten religiösen Stoffes ist im Fluß, dafür ist diese Schrift ein neues und bedeutsames Symptom. Gegen Harnack und Steudel, die beide das Christenthum in der herkömmlichen Gestalt bereits gänzlich fahren lassen und nach neuen subjektiven Stützpunkten suchen, wird schweres Geschütz aufgefahren und zwar vom Standpunkte einer noch freieren Auffassung aus. In dieser Polemik ist Baumann entschieden glücklich, wie denn überhaupt bei solchen Gelegenheiten derjenige, der die freiere Auffassung vertritt, immer die meisten Vernunftgründe für sich hat, wozu hier noch kommt, daß der Verfasser über das geschichtliche Material souverän verfügt, und es bleibt somit abzuwarten, wie Harnack und Steudel sich damit abfinden werden. Weniger glücklich scheint Prof. Baumann mir in dem 3. Theile seiner Schrift zu sein, in der Aufstellung eines Religionsentwurfs auf realwissenschaftlicher Basis. „daß man ohne solche (d. i. Kantische und Hegelsche) Postulate auf realwissenschaftlichem Wege zu einer Religion kommt", so heißt es im Vorwort, „soll die dritte Abtheilung der Schrift zeigen. „Katechismus" ist sie betitelt im im Sinne von „kurzer religiöser und moralischer Lehre", aber hier in strengem Zusammenhang mit den sicheren Ergebnissen moderner Wissenschaft. Aus der Anarchie der Geister, die jetzt so fühlbar ist, rettet man sich vielfach in halbe oder ganze

Neuromantik. Es ist daher angezeigt, aufzuweisen, daß die strengste Wissenschaft zu einer religiösen und sittlichen Welt- und Lebensauffassung feste Richtlinien geben kann." Sehen wir denn, wie das gemacht wird. Baumann beginnt seinen Katechismus folgendermaßen: „1. Was ist realwissenschaftliche Religion? — Diejenige Auffassung von Gott und seinem Verhältniß zu Welt und Menschen, zu welcher uns die genaue Erkenntnis der Natur und der Geschichte anleitet, wie sie in der Wissenschaft besonders seit Mitte unseres Jahrhunderts erstrebt wird." Also das ist es. Daß „Gott" existiert und ein „Verhältnis zu Welt und Menschen" einnimmt, wird als erstes Moment ohne weiteres vorausgesetzt; wo hierin Realwissenschaft, ja nur Wissenschaft überhaupt stecken soll, ist mir nicht erfindlich. Die Basis aller Wissenschaft ist: Erfahrung und Logik; daß auf dieser Basis die Annahme der Existenz Gottes gerechtfertigt ist, müßte doch erst gezeigt werden, wenn von Wissenschaft die Rede sein soll. Weiterhin heißt es: „8. Welches ist der Hauptsatz realwissenschaftlichen Glaubens? — Ich glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit." So, so! Aber wie verträgt sich denn dieser „realwissenschaftliche Glaubenssatz" mit der schlechthin wissenschaftlichen Erkenntnis, daß die Materie unzerstörbar ist und unerschaffbar? Daß der Verf. bei der Formulierung dieser und anderer Glaubenssätze die „genaue Erkenntnis der Natur, wie sie in der Wissenschaft besonders seit Mitte unseres (gemeint ist natürlich: des vorigen) Jahrhunderts erstrebt wird," zu Rate gezogen habe, kann ich nicht finden; ja schon in der nominellen Aufstellung des Prinzips von der „genauen Erkenntnis der Natur" seit dieser oder jener Zeit liegt, bei Lichte besehen, eine falsche Prämisse. Es handelt sich hier um „religiöse und sittliche Welt- und Lebensauffassung", also um Metaphysik und Moral; was nun die Naturkenntnis der letzten Zeit von der der früheren unterscheidet, sind Einzelheiten, die, wie die fachwissenschaftlichen Einzelheiten überhaupt, für die Metaphysik und Moral gar nicht wesentlich in Betracht kommen. Die Philosophie stützt sich zwar auf die Erfahrung, aber nur auf die Erfahrung im Allgemeinen, nicht auf die Summe der zu einer gegebener Zeit vorhandenen empirischen Erkenntnisse; einige Ausnahmen abgerechnet, wie z. B. den Gedanken von der Bewegung der Weltkörper nach Kopernikus, von der Unzerstörbarkeit der Materie, von der Emporentwicklung der Einzelwesen aus unvollkommeneren Individuen, von denen sich wohl absehen läßt, daß sie philosophisch fruktifizirt werden können, sind die wissenschaftlichen Einzelerkenntnisse für die philosophische Betrachtung ziemlich werthlos, indem sie höchstens das Ornament zu derselben liefern, nicht aber ihren Körper. Daß Metaphysik und Ethik anders sind bei Moses, bei Plato, bei Aristoteles, bei Jesus, bei Muhamed, bei Spinoza, bei Kant, bei Schopenhauer, das liegt nicht an der Verschiedenheit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu den verschiedenen Zeiten, was an dieser liegt, betrifft, wie gesagt, höchstens das Ornament, nicht den Körper, sondern an der Verschiedenheit hinsichtlich der inneren Organisation der Köpfe, die die Metaphysik und Ethik schufen. Aus dem Fortschritte der Naturwissenschaften allein ist deshalb auch durchaus noch kein Fortschritt in der „religiösen und sittlichen Welt- und Lebensauffassung" zu erhoffen, insbesondere kein Fortschritt hinsichtlich des „Gottesbegriffs". Auf der Basis des wissenschaftlichen Prinzips, Erfahrung und Logik, gelangt man unausbleiblich zur Negirung Gottes; das war aber zur Zeit des Aristoteles bereits ebenso gut erkennbar wie heute. Die Kernfrage ist darum die: soll für unser gesammtes metaphysisches Denken das Prinzip der Wissenschaft grundlegend sein, das schließlich zur Einheit führt, oder ein anderes, das als „Offenbarung" bezeichnet wird und auf blinder Autorität beruht, bei dem also die Einheit anders als durch physischen Zwang gar nicht möglich ist? Baumann beantwortet die Frage in ersterem Sinne, und hierin hat er meine volle Uebereinstimmung und Sympathie; der Grund aber, auf den er bei seinen Nachforschungen geräth, bietet noch keinen festen Halt, es muß noch tiefer gegraben werden. — Allen, die dem Entwicklungskampf der Zeit auf diesem wichtigen Gebiete Interesse entgegen bringen, sei die Broschüre angelegentlichst empfohlen.

Bremen. Henri Gartelmann.

Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen von Rich. Schaukal. (Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach.)

Ich las lange. Ich saß noch länger. Ich sann und sann am längsten. Aber mein Sinnen blieb unfruchtbar, denn die Befruchtung fehlte. Neulich träumte mir von einer Schlange, die sich häutete. Sie stieß Rinden ab, daß es nur so knatterte. (Vgl. Kunstw., 2. Nov. Heft 1900, pag. 144).*) Und aus den Rinden wurden Blätter und aus den Blättern wurde ein Buch. Und auf dem Buch stand in großen schweren Lettern: „Dies Buch ist eine Befreiung!" Und dann wurde ich wach und wachend sah ich einen Krebs in die deutsche Litteratur

*) Vgl. unser 2. Heft S. 60.

kriechen. „Befreiung!" Was segelt nicht Alles unter dieser Flagge, dieser Seeräuberflagge auf den Meeren deutscher Kunst! Verfluchtes Versteckenspiel! Flagge bekennen! Schaukal ist ein Talent, vielleicht sogar ein großes Talent. Aber die Kunst sitzt weinend in einer Ecke und trauert um einen Verirrten, der den Pfad zu ihr verloren hat.

Zürich. Dr. Emil Uellenberg.

Die englische Kreuzspinne. Die Blätter berichten: „Bei Besprechung der Befestigungsarbeiten in Gibraltar bringt Gibson Bowles (im Hause der Gemeinen) einen Vertagungsantrag ein, um die Aufmerksamkeit des Hauses darauf zu lenken, daß die Regierung es abgelehnt habe, die Einstellung bestimmter Arbeiten an der Westseite von Gibraltar, die ernster Gefahr ausgesetzt seien, zuzusagen. Die Kommission, die diese Frage prüfte, habe einstimmig empfohlen, an der Westseite kein Dock zu bauen, da es durch Geschützfeuer unhaltbar gemacht werden könne. Der einzige Weg, diesen Theil von Gibraltar zu sichern, wäre die Besetzung eines spanischen Gebietstheiles mit einer großen Streitmacht. Wenn nicht schnell vorgegangen würde, könnte Gibraltar in Gefahr kommen, daß es die Schwäche des Reiches zu erproben habe." Darauf spricht Balfour sein Bedauern darüber aus, daß die Frage jetzt in Erörterung gezogen werde, wo noch keine endgiltige Entscheidung getroffen sei. Es handle sich hiebei nicht nur um Heeres- und Marinefragen, sondern auch um diplomatische Erwägungen delikatester Natur. (!) Die ganze Angelegenheit eigne sich nicht zur öffentlichen Besprechung. (!) (Der Vertagungsantrag wird hierauf mit 216 gegen 15 Stimmen abgelehnt). — Die Moral von der Geschichte ist: Die englische Kreuzspinne beginnt ihre „Kultur-Arbeit" nun auch auf dem europäischen Festlande. Herr Bowles hat nur in einer unbewachten Stunde seinem übervollen Jingoherzen Luft gemacht. Daran ändert die Abwiegelung des Balfour gar nichts. Freilich sind es „diplomatische Erwägungen delikatester Natur", die sich „zur öffentlichen Besprechung nicht eignen", denn welcher Bandit wird in die Welt hinausschreien: heute gehe ich beutelschneiden! Daß aber die Absicht besteht, daran ist bei dem Charakter der englischen Gauner-Politik wohl kaum zu zweifeln. Auch eine Folge der feigherzigen Stellung, die Europa's Kabinete im Burenkriege eingenommen haben.

Der Karsthans.

Auch ein Rechtsfreund! Gelegentlich der Besprechung über die Liquidation des Nußdorfer Spar- und Vorschuß-Vereines beschuldigte die „Ostdeutsche Rundschau" den Advokaten Dr. O. Frischauer, er habe sich in den Ausschuß eingedrängt, um selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen. Als Beleg hiefür zitirte das genannte Blatt einen Brief, den Dr. Frischauer an seinen Konzipienten schrieb, darin kommt u. A. folgende Stelle vor, die Einem nicht recht geheuer — ich hätte bald gesagt: koscher vorkommt. Herr Dr. Frischauer schreibt nämlich: „Meine Stärke liegt darin, daß die Leute glauben, daß ich Einlagen mit einer 1/4 Million Kronen besitze und den Verein zum Konkurs treiben kann (!!). Sei ganz ruhig, die Sache wird programmäßig verlaufen und es wird viel Geld verdient werden" (!!) Bei der Gerichtsverhandlung — Herr Dr. Frischauer fühlte sich in seiner Ehre empfindlich verletzt — gab der Kläger zu (!), einen ähnlichen (!) Brief geschrieben zu haben, verweigerte jedoch jede weitere Auskunft (!!!) Zum Schluß wurde der verantwortliche Schriftleiter der „O. R." zu einer Geldstrafe von 400 K. verurtheilt, da — nach Ansicht des Richters wenigstens — der Wahrheitsbeweis für die Selbstsüchtigkeit des Hrn. Frischauer nicht erbracht werden konnte. Dr. Frischauers Selbstsüchtigkeit oder eigentlich Nichtselbstsüchtigkeit ist übrigens nicht sonderlich theuer. Hoffentlich wird ihm darob die Advokatenkammer keinen Knüppel zwischen die Beine werfen.

Igelmeier.

Sic volo, sic jubeo . . . Aus Eperies melden die Blätter folgende lehrreiche Geschichte. Ein in Gesellschaft eines Infanteristen befindlicher Korporal des Infanterie-Regimentes Nr. 67 richtete an einen Artillerie-Soldaten, der ihm begegnete, die Frage, ob er Erlaubnis habe, auszubleiben. Als der Gefragte die Antwort verweigerte, „befahl" (!) der Korporal seinem Begleiter, den Artilleristen „niederzustechen". (!!) Seinem Vorgesetzten

gehorsam zog der Infanterist ohne Zaudern das Bayonnet und durchbohrte den Widerspenstigen auf der Stelle. — Wie bekannt, hat S. M. Kaiser Wilhelm II. gelegentlich der Dekorirung eines Wachpostens, der einen Spaziergänger niederschoß, den Soldaten eingeschärft, sie müßten selbst auf ihre Väter und Brüder schießen, wenn ER es befehle. — Der Vorfall von Epernies beweist, wie tief Subordination und Disziplin bereits wurzeln. Es braucht just kein Kaiser zu sein, der da befiehlt, auf Jemand zu schießen oder einzustechen, es thut's auch ein simpler Korporal. Ja, ja, es ist so, wie es im Liede der Landsknechte heißt:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen . . .

Der Karsthans.

Der Blumen Rache. Nachdem nun ganz Oesterreich vor Wonne in den vielen noch ungebauten Kanälen und Wasserstraßen „schwimmt" und drei Bergtunnels bereits angebohrt und unser Staatsmanichäer Rothschild auch schon kräftig angepumpt wurde, erübrigte dem Parlamente in einer kurzen Buffetpause nur noch die Annahme einer Ergänzung zum Gewerbegesetze behufs gründlicher Abschaffung des Hausierhandels und der damit unzweifelhaft verbundenen Rettung „des kleinen Mannes". Nach einer gründlichen halbstündigen Aussprache waren sich unsere Gesetzgeber „im Hause der Gemeinen" in ihrer Mehrzahl darüber einig, daß Mineralwässer meist ein Artikel des Großgrundbesitzes sei, daher in die bei uns in jedem Gesetz zur Regel gewordene Liste der — Ausnahmen aufzunehmen sei. Dagegen wurde das Feilhalten von Blumen auf den Straßen als eine besondere Schädigung des Gewerbes angesehen und — verboten. Nun entwickelte sich ein allerliebster Reigen in unserem Blätterwalde, je nach Parteistellung wurden unsere Wiener Blumenhausiererinnen, deren Beruf an sich gewiß kein beneidenswerther ist, entweder als die sorgenden Mütter zahlreicher hungernder Kinder oder als prassende Verschwenderinnen geschildert, die in Gesellschaft ihrer Galans das so leicht und ungemein reichlich verdiente Geld sinnlos vergeuden. Diese meist über das kanonische Alter vorgerückten Blumen-„Mädchen" verdienen sich ihr Geld schwer genug und zahlen ihre Steuer und werden von der Polizei nach allen Regeln der Kunst drangsalirt. Niemand würde durch das Verschwinden dieser Straßenfiguren einen Vortheil erreichen, auch nicht die ehrsame Gilde der Blumenhändler, da ohne Anbot auch kein oder doch nur ein verschwindender Konsum sich ergibt. Aber bei uns werden derlei „Rettungen des kleinen Mannes" immer mit besonderem Geschick angepackt und glücklicher Weise nicht — durchgeführt. Wie wohlthätig erweist sich die Einrichtung unserer Parlamentsbremse, genannt „Herrenhaus". Dieser Areopag unserer alten Herren bedarf zu aller und jeder Arbeit eines „Anstoßes" und sind damit auch schon manch' gute Gesetze verzögert und verböset worden. Das Herrenhaus hat kein Ohr für den drängenden Ruf unserer demagogischen Zünftler und schloß die Bude, ohne daß es die Ergänzung des Gewerbegesetzes berathen und beschlossen hätte. Damit war Gelegenheit gegeben für eine wirklich volkliche Kundgebung. Wie die Blätter schildern „zog eine Schaar riegelsamer Frauen in das Herrenhaus ein" und weil alle anderen Exzellenzen bereits wieder von ihrer gesetzgeberischen Unthätigkeit ausruhten, gelang es der Schaar der Blumen-„Mädchen" gerade noch einen alten Herrn — Lobmayer — zu erwischen, der sie nach Anhörung „ihrer unter thränenreichen Klagen und reschen Entrüstungsausdrücken" vorgebrachten Petition darüber beruhigte, daß es nicht so geschwind gehe, daß er gewiß machen werde, was sich machen lasse u. s. w. — So werden in unserem „gemüthlichen" Oesterreich Gesetze gemacht, auf der einen Seite die schlagwortreiche Demagogie, die nur ihre Zwecke verfolgend, dem politisch unreifen Kleinbürger seine „Rettung" durch die Vernichtung der noch kleineren Erwerbsleute verbürgen will. Auf der anderen Seite die gemüthvolle Bonhommie, die Gesetze nimmermehr aus ihren Zwecken heraus versteht, sondern auch nur von momentanen Interesseneinflüssen berührt, wie es gerade ergibt, fördert oder verhindert. — Das Gelungenste an dem ganzen Blumenrummel ist aber, daß der Kampf thatsächlich nur gegen die Straßen-Blumenmädchen geführt wird. Unberührt davon und von keiner Seite angefeindet verbleiben uns aber die ehrbaren und sittsamen Blumenmädchen unserer Konzert- und Nachtlokale. Diese lieblichen Geschöpfe, deren Blumen nicht nach Taxe zu bezahlen sind, die mit reifer Erfahrung und köstlicher Uneigennützigkeit die Knopflöcher ihrer männlichen Erdenbrüder mit Blumenschmuck bereichern und mit Geschick deren Börsen erleichtern, diese Zierden der Moral die bleiben uns erhalten und darin besteht auch die blutige Satire von — der Blumen Rache!

Murner d. J.

Feuilleton.

„Die Statistik beweist."

Aus einer Statistik Urtheile über die wahre Beschaffenheit der Dinge ableiten (ihre Natur, ihre Qualität, ja selbst ihre Quantität) heißt das Wort zum Richter machen über die Sache, heißt die Reinheit eines Wassers beurtheilen nach Proben, die man, nach verschiedenen Umgießungen in immer schmutzigere Gefäße, aus einem besonders schmutzigen mit schmierigen Händen geschöpft hat. Denn ehe ein Ding Zahl, d. h. zählbare Eins geworden ist, ist es durch die Zufälle, Leidenschaften, Definitionen, Komplikationen, Phantasien u. s. w. gegangen, hat es Metamorphosen durchgemacht, ist es zurechtgeschnitten, gelegt, formulirt, abstrahirt, zugespitzt, ausgeglichen, schematisirt, systematisirt, klassifizirt, kurz um seine Freiheit und seine Individualität gekommen, um sein spezifisches Gewicht betrogen worden. Ein Verbrechen, eine Krankheit, eine Natur-Erscheinung, ein Kunstwerk, ein Faktum, das in der Statistik figurirt, ist gar nicht mehr dasselbe, das es außerhalb derselben in sich selbst, in der freien Luft der Natur war. Es ist eingefangen, schablonisirt, stigmatisirt, unter Mißachtung seiner Eigenart. Das Ereignis, das in der Statistik steht, ist das Ereignis post festum, nicht mehr das Ereignis, wie es in Schema F. des Aktenschreibers steht, der indessen auch Naturforscher, Kriminalist, Soziolog, Philolog sein kann Aber Schema F. ist nicht die Natur. Schon das Wort ist eine Einseitigkeit des Dinges. Die Statistik kennt nicht die Dinge, sondern bestenfalls Eigenschaften oder Stigmata der Dinge. Sie hält sich an Worte, Zufälle, Formeln, aber nie an das Wesen der Erscheinungen, dem sie ohnmächtig gegenübersteht. Ihre Unwahrheit steht im Verhältnis zur Komplizirtheit, Eigenart, Versteckheit der Dinge. Einfachere und allgemeinere Erscheinungen finden eher ihren Ausdruck in der Statistik als gemischte und spezielle. Mann kann eher die Menschen als ihre Zugehörigkeit zu den verschiedenen Religionen, eher die Zahl der Stein- als der Pflanzenarten feststellen.

Die Statistik ist die Zusammenstellung wissenschaftlich geordneter Lügen, ist wie die primitivste, so die modernste Systematik der Lüge. Zählen ist nicht Erkennen. Die Zahl ist beinahe der Irrthum an sich; denn sie bedeutet die Gleichsetzung von Verschiedenem.

Leo Berg.

Berlin.

Ein Denkmal für England.

Nun, da der größte Feind zertreten,
Der dir so lange widerstand,
Dank' deinen Helden, deinen Räthen,
Die dich bereichert um ein Land,
Den Kriegern Kränze, Chokolade,
Doch den, den man mit Ekel nennt
Den Schurken Chamberlein begnade
Mit einem würdigen Monument.

Der reich belohnt hat dein Vertrauen,
Ihm setz' ein Mal von Marmelstein,
Den Künstler ruf', ihn auszuhauen,
Laß' es den besten Künstler sein!
Gib' ihm die lumpigsten Banditen:
Den Milner, Veit und Rhodes zur Seit',
Das wird den hehr'sten Anblick bieten,
Der Staunen weckt in fernster Zeit.

Und rechts und links, voll Ordensbänder
Die tapf're Brust, den Kakhi stell',
Dahier den größten Frauenschänder,
Und dort den größten Mordgesell',
Und wollt' Ihr mehr, so laß't als Engel
Queen Vicky schweben, wie sie hold
Und segnend neigt den Lilienstengel
Auf das von Blut getränkte Gold.

Von allegorischen Gestalten,
O, Künstler, zu des Sockels Zier,
Möcht' ich zumal für passend halten
Die Frechheit und die Habbegier,
Dabei, den Reigen zu vollenden,
Seh' gern' ich steh'n der Genien zwei:
Die Grausamkeit mit blut'gen Händen,
Umschlungen von der Schurkerei.

Und rings soll lagern zur Belebung
Des Ganzen eine Bettlerschaar,
Wie sie in brünstiger Erhebung
Dem Britenvolke bringt Geschenke dar,
Das sind die Schranzen, die voll Eifer
Herzu sich drängen, all' voran
Der ochselmäulige Ueberläufer
Mit seinem Gottesgnadenwahn.

Wenn dann ein Vater mit dem Sohne
Vorbeigeht, zieht er tief den Hut
Und spricht: „Da steht, der Alfred's Krone
Gebadet hat in Menschenblut,
Dem bangte nicht vor Hindernissen,
Von jedem Skrupel war er frei,
Es war noch weiter sein Gewissen
Beinah', als das der andern drei.

Und sieh', mein Sohn, die bunte Runde,
Gedrängt um dieses erhab'ne Bild,
Das sind die wackern Bullenhunde
Zum Jagen auf das Edelwild;
Zwar ist verächtlich diese Meute,
Doch zu Handlangern wie gemacht,
Sie hilft uns bergen unf're Beute
Und hält vor'm Raubnest treue Wacht.

Nur einmal machte 'nen Spektakel
Ein junger Brack vor'm Handelshaus,
Doch schleunig trieb Großmutters Bakel
Dem Gernegroß die Mucken aus,
Seither ist's still an allen Enden
Und England steht als Sieger da —
Dank! deinen „unnahbaren" Händen
Hofnärrin du, Germania! Roland Hammer.

Die „öffentliche Meinung" hat dieser Tage ein Gelage, fast schon Orgie zu nennen, gehalten, wogegen Trimalchio's berühmte „Fresserei" frugal genannt werden kann. Es gab wieder einmal einen echten, rechten Versöhnungsschmaus, wie er seit des „heiteren Eduard" Tagen noch nicht dagewesen ist. Alles troff von der festlichen Brühe, in der die köstlichen Schmalzmudeln, groß wie Kinderköpfe, auf- und niedertanzten.

In dürren Worten: der Kaiser hat Prag mit seinem Besuche beehrt. Mit einem ungewöhnlich starken Gefolge zog er in die Hauptstadt seines „allzeit getreuen Böhmerlandes" ein, nachdem die fürsichtige Polizei die italienischen Arbeiter vom Schauplatze des Feiertages abgedrängt hatte. In Folge dieser Kaiserreise gaben die Herren von der Presse, patriotisch, wie sie schon sind, das erwähnte Bankett. Es war ein Götterfest. Und mit Recht! Feierte man doch den „Triumph des österreichischen Patriotismus", den „Sieg des Reichsgedankens". So wenigstens legten sich's die Blätter mit nur ganz geringen Ausnahmen, wozu die sogenannten „liberalen" oder auch „fortschrittlichen" nicht gehörten, zurecht. Wenn man den unglaublichen Quatsch, den die Hovstade und Billinge in diesen Tagen scheffelweise an Mann und Weib brachten, las, so mußte man glauben, die Dinge in der namenlosen Reichshälfte hätten sich über Nacht geändert. Die Scheidemauern sind gefallen, Deutsche und Tschechen liegen sich in den — Armen und wetteifern mit einander in Liebesbeweisen, ein einig Volk von Brüdern! Ueber Oesterreich ist ein Stern aufgegangen, ein glanzvoller Stern erster Größe, wie dermaleinst über der verfallenen Hütte zu Bethlehem. Und die englischen Journalisten singen und jubeln: Gloria in excelsis . . . Freilich, wer die Verhältnisse, zumal in Böhmen, kennt, der muß über den Eifer der Versöhnungsmeier, die übrigens per Zeile bezahlt werden, bloß lachen. Es ist zu dumm, so dumm, daß — wie meine nordmährischen Landsleute sagen: eine Kuh darüber lachen müßte. Wenn ein paar Streberlinge und einige atavistische Seelchen, untermischt mit einem wohldressirten Beamtenheer beflaggen, Teppiche aushängen, Blumen streuen und sich die Kehlen wund schreien, so ist die Versöhnung eingekehrt! Heilige Einfalt!

Das ist die eine Seite der Münze. Nun kommt die Kehrseite. Zu der Einweihung der neuen Moldaubrücke wurden an die Deutschen Einladungen bloß in tschechischer Sprache gesendet. Als die Deutschen Miene machten, der Einweihung fern zu bleiben, gab die k. k. Statthalterei, um den Deutschen „entgegenzukommen", neue Einladungskarten aus, und zwar, so berichtet die „Reichswehr", ein keineswegs chauvinistisches Blatt, abermals mit tschechischem Texte, aber — deutscher Michel bedanke Dich für das Entgegenkommen! — mit deutscher Aufschrift. Weiter: die Lesehalle der deutschen Studenten in Prag schmückte ein Fenster schwarz-roth-gold. Binnen Kurzem sammelte sich eine bedeutende Volksmenge an und schrie und johlte: „Herunter mit den Farben! Provokation!" u. A. Daraufhin ertheilte die k. k. Statthalterei den Auftrag, die Farben, welche auf die Tschechen, wie das rothe Tuch auf den Stier wirkten, sofort zu entfernen: „Aus Gründen der öffentlichen Sicherheit". Und noch ein Beispiel: In der fast vollständig von Deutschen bewohnten Stadt Aussig steckte die Beseda eine weiß-rothe Fahne aus. Als man ersuchte (wohlverstanden: „ersuchte" — in Prag johlte man nur), den Anlaß zu nationalen Reibungen zu vermeiden und die Flagge ins Futteral zu wickeln, sendete der tschechische Verein sofort ein Deputatiönchen zum Minister Rezek, einem Tschechen, damit er die böhmische Fahne in Schutz nehme. Und die Fahne blieb, wo sie war.*) Bemerkenswerth ist auch, daß der tschechische Landsmann-Minister (Rezek), wie die Blätter berichten, stets in Gesellschaft des in Aussig beliebten Unterrichtsministers, des famosen Herrn von Hartel zu sehen war (in Prag war's vielleicht umgekehrt: Herr v. Hartel stets in Gesellschaft des dort beliebten Rezek) — man hat wohl dem so hochgefeierten Frieden zwischen Deutschen und Tschechen, doch nicht ganz getraut! Wie? sind das nicht prächtige Bilder zum Texte? Freilich passen sie dazu, wie die Faust auf's Auge — aber wer kann dafür, daß die Versöhnung eine so fratzenhafte Visage hat?!

Für die weitere Tagung des Reichsrathes stellt der Wiener Herrgott, „unser Lueger", dem Ministerpräsidenten die „schärfste Opposition" der christlich-sozialen Partei in Aussicht, so er „nicht auch die gerechten Forderungen" dieser erfülle. Herr Lueger erzählte etwas von „Schutz des Gewerbestandes, des Bauernstandes und der gesammten Bevölkerung überhaupt", indeß weiß man zur Genüge, was man von ähnlichen Lockpfeifen zu halten hat. Der Generalgewaltige meinte auch ganz kategorisch „das Liebäugeln mit den Sozialdemokraten und Schönerianern müsse aufhören". Man sieht, der Mann wäre ein ganz patenter Feldwaibel in der alten Art.

Zum Schluß noch ein paar Worte über ein Projekt, das der bekannte Krupp im Herrenhause entwickelt hat. Es handelt sich ihm um nichts weiter, als um einen Kanal von Wien bis nach Triest. Auf diesem würden dann, meinte er in heller Verzückung, „Seeschiffe bis nach Wien fahren, und die einzige Kaiserstadt" würde so zum allerersten Handelszentrum, Triest aber der allererste Handelshafen Europas. Ueber das Nähere, wie dieser Plan verwirklicht werden könnte, insbesondere, woher die Mittel zu beschaffen wären, hat Herr Krupp nichts gesprochen, offenbar betrachtet er das als sein Geheimnis, auf das er vielleicht gar ein Patent nehmen wird. Schön wär's immerhin, wenn uns Seeschiffe herumsuchen würden, bis jetzt haben wir's nur mit Seefischen zu thun gehabt. Vielleicht kommt es noch im Laufe der Zeit zu einer wirklichen und wahrhaftigen „Küste von Böhmen", die uns Shakespeare, offenbar ein Vorläufer des Herrn Krupp, glaubhaft machen will.

Der Karsthans.

*) Ich betone, daß alle diese Vorfälle wohlweislich Blättern entnommen sind, die geradezu „Loyalität speiben", wie Herr Davis mit Recht von seiner „Reichswehr" behauptet. (D. V.)

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Werke von

Hanns

Weber-Lutkow:

Schlummernde Seelen.

Geschichten aus Klein-Rußland 1900. Brosch. 2 K. 40 H. (2. M.) geb. 3 K. (2 M. 50 Pf.).

Die schwarze Madonna.

Geschichten aus Klein-Rußland 1901.

Oesterreichische Verlags-Anstalt Linz und Leipzig.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger

F. Derbohlaw

Wien, IX. Pramergasse 22.

Preislisten kostenfrei.

Dramen
von Josef Hafner
und Oskar Weilhart.

Keine Sühne 1897.
Der Frauenkongreß 1898. (Verlag E. Pierson, Dresden.)
Die brotlose Kunst 1899. (Verlag G. H. Mayer, Berlin
Das Märchen vom neuen Leben 1899.
Das neue Dorf 1901. (Oesterr. Verlagsanstalt.)

Von **Josef Hafner** ist früher erschienen:

Spiritismus oder Philosophie 1894.
Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895.
(Verlag W. Friedrich, Leipzig.)

Werke

von

Emil UELLENBERG

erhältlich durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson, Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann. Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.
1901. Verlag E. Pierson, Dresden.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Ad. SCHUSTERMANN, Zeitungs-Nachrichten-Bureau
BERLIN O., Blumenstrass 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !

Referenzen zu Diensten. — Prospecte u. Zeitungslisten gratis und franco.

CHOCOLAT SUCHARD
Paris 1900
Grand Prix
Höchste Auszeichnung!

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 = Mk. 3 = Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 = Mk. 6 = Frcs 8. Ganzjährig: K. 12 = Mk. 12 = Frcs 16.

Einzelne Hefte 60 Heller = 60 Pfennig = 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer" Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Illustriertes Tiroler Halbmonatsblatt

für

Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20921.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Knechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

13. u. 14. Heft. 15. Juli. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Arthur von Wallpach, Heimkehr 355
Dr. Ludwig Fuld, Femininistische Erfolge in Frankreich 356
Arthur v. Wallpach, Dichtungen (mit dem Bilde des Verfassers):
Sehnsucht 358
Carelucci, Satanas 359
Faust, Als der Großvater die Großmutter nahm 362
Benno Rüttenauer, Die Allianz der Ratten und der Mäuse 366
Roland Hammer, Randglossen 366
Volker zu Alzey, Die wahre Schmach des Jahrhunderts (III.) 367
Aus dem Wiener Kunstleben 375
Bücherschau 375
Aus dem Narrenhause der Zeit 380
Offener Sprechsaal:
Die Kunst der Schwachen 382
Herr Hugo Greinz spricht 384
Feuilleton: F. W. v. Oestéren, Das Gelübde 385
Der Karsthans, Tu felix Austria! 386

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—
Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Ctms.

Mit diesem Hefte endet bei Nichtbezahlung des Bezugspreises die Zusendung; wir ersuchen somit dringendst um gefl. Erneuerung des Bezugsrechtes.

Diesem Hefte ist die Fortsetzung des Schauspiels: „Zwischen Altem und Neuem", v. G. Christaller, beigelegt.

An unsere geehrten Abnehmer!

Wir ersuchen diejenigen unser Abnehmer, die mit der Bezugsrechts-Ernei im **Rückstande** sind, um gefl. sofortige Einsendung des fälligen Betrages, d sonst ausnahmslos die **Weiterzusendung unseres Blattes einstellen mü**

Die Verwaltung der „Neuen Bahne

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell v. Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hanse, Maderno.
Karl Maria Heidt, (†).
Karl Henckell, Zürich.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Friedrich Werner v. Oestéren, Pr
Oskar Panizza, Paris
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler, (†)
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck.
Hermann Rollett, Baden.
Benno Büttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marsch
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Heinrich v. Schullern, Salzburg.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf v. der March, Wie
Irma v. Troll-Borostyáni, Salz
Emil Aellenberg, Zürich.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Bei Cäsar Schmidt in Zürich erschien:

Die „öffentliche Meinung" von Wien

(Wiener Pressgeschichten).

Documente zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts von

SEVERUS VERAX.

Preis K. 1.40.

. . . Die Broschüre hat einen **kulturhistorischen Werth**, es ist in seiner Art ein **klassisches Werk** . . . Der Verfasser erweist sich als ein Mann von hervorragender kritischer Kraft und Schärfe, sittlicher Integrität und muthvoller Initiative.

Der „Freidenker", Millwaukee V. S. A.

! Soeben erschienen Neuausga

Im Sommersturm

von Arthur von Wallpac

Eigenverlag.

Zu beziehen durch den Verlag des „Sch
Innsbruck, Museumstraße 16.

Preis der Volksausgabe geh. K. 1.50 = M.

Desgleichen:

Sonnenlieder.

Demnächst erscheint:

Jahresringe.

Neue Bahnen

Heimkehr.

Im Mondschein ragen Thurm und Mauerzacken.
Sei mir gegrüßt, mein Heim, du mein Asyl!
Das Heimchen zirpt, im Rohr die Unken quacken,
Der Garten ist voll Duft und Schattenspiel.

Und wie des Brunnen's Ueberschwall in's Becken
Rinnt meiner Sehnsucht klare Welle hin.
Ich fühle es mit seligem Erschrecken
Wie ich mit Stärke übersegnet bin.

Ferne den hohen, lärmvoll engen Gassen —
Willkommen, Einsamkeit, du Lebensbraut.
Noch kann ich all' das tiefe Glück nicht fassen,
Das auf mein stilles Land und stilles Leben thaut.

Burg Anger. Arthur von Wallpach.

Feministische Erfolge in Frankreich.

Von **Dr. Ludwig Fuld** (Mainz).

Es war ein bedeutsamer Augenblick, als sich Frau Olga Petit vor die Schranken des Appellhofs in Paris begab, um als erster weiblicher Advokat den für die Ausübung der advokatorischen Thätigkeit vorgeschriebenen Eid zu leisten; wer geglaubt hatte, daß die vieljährige Agitation der Frauen um Zulassung zu der Advokatur gerade in einem Lande niemals Aussicht auf Erfolg haben werde, in welchem der Juristenstand nicht mit Unrecht als der konservativste Stand gilt, mußte nun eingestehen, daß er den Einfluß der feministischen Bewegung doch wohl wesentlich unterschätzt hatte. Die Bedeutung dieses Erfolgs liegt weniger auf praktischem, denn auf grundsätzlichem Gebiete; allzu groß wird die Zahl der Frauen, welche sich dem advokatorischen Berufe zuwenden, auch in Frankreich niemals sein, das juristische Studium hat im Allgemeinen für das weibliche Geschlecht nicht viel Anziehungskraft, jedenfalls bedeutend weniger als das medizinische. Wer diese Behauptung bezweifeln möchte, braucht sich nur die statistischen Berichte über die Vertheilung der studierenden Frauen und Mädchen auf die Fakultäten anzusehen. Die geringe Vorliebe für die Rechtswissenschaft hängt theilweise freilich mit dem Umstande zusammen, daß in den meisten Ländern eine praktische Verwendung der erworbenen rechtswissenschaftlichen Kenntnisse im Dienste der Justiz für die Frauen unmöglich ist, aber andererseits wird sie auch durch andere Momente, insbesondere psychologische, erklärt, auf welche hier nicht weiter einzugehen ist.

Die französische Gesetzgebung hat mit der Eröffnung des Barreaus für die Frauen einen wichtigen Schritt auf dem Wege gethan, welcher dahin führt, für die Ausübung einer öffentlichen Berufsthätigkeit das weibliche Geschlecht in rechtlicher Hinsicht dem männlichen gleichzustellen und wenn man dem konservativen Charakter des Rechtswesens gebührende Rechnung trägt, so wird man die Tragweite dieser Rechtsreform sicherlich nicht gering achten. Dieser neueste Erfolg der feministischen Bewegung in Frankreich schließt sich den auf dem Rechtsgebiete bereits errungenen Ergebnissen an. Die letzten Jahre haben den französischen Frauen die Anerkennung der Fähigkeit, als Urkundszeugen auftreten zu können, verschafft, nach längerem Widerstreben hat ihnen die Gesetzgebung auch das Recht verliehen, bei den Wahlen für Handelskammern mitwählen zu dürfen und zu diesen Befugnissen tritt jetzt die Gestattung des Eintritts in das Barreau.

Minder erfolgreich sind bislang die feministischen Bestrebungen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts gewesen. Die Bemühungen, die harten und antisozialen Vorschriften des Code civil einer den heutigen Anschauungen und Verhältnissen entsprechenden Modifikation zu unterziehen, sind bisher auf einen außerordentlich zähen Widerstand der Gesetzgebung gestoßen. In Frankreich genießt das bürgerliche Gesetzbuch, welches mit dem Namen des ersten Napoleon verbunden ist, auch in solchen Kreisen noch eine geradezu abgöttische Verehrung, welche nicht an einer Rückständigkeit in sozialpolitischer Hinsicht leiden. Nur ungern und nur unter dem Zwange einer unbedingten Nothwendigkeit entschließt sich daher die Gesetzgebung, da und dort eine kleinere Abänderung vorzunehmen, welche den klaffenden Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Bedürfnissen und dem positiven Gesetz beseitigt; von einer Reform, welche dem erstarrten Gesetz durch Berücksichtigung der anderwärts anerkannten sozialpolitischen Gedanken neues Leben einhauchte, ist keine Rede. Demgemäß mußte die feministische Bewegung vor Allem die Revision derjenigen Vorschriften anstreben, deren Unbilligkeit mehr und mehr auch seitens der in ihren sozialen Ansichten fortgeschrittenen Männer nicht geleugnet wird, nämlich die Aufhebung des Verbotes der Vaterschaftsklage und die Beseitigung der Bestimmungen, welche die Ehefrau in rechtlicher Hinsicht unselbständig machen.

Das Verbot der Vaterschaftsklage, wie es in Artikel 340 des Code civil formulirt ist, enthält, darüber besteht heute kein Zweifel mehr, eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit, es ist für das traurige Schicksal, das den unehelichen Kindern so vielfach beschieden ist, in erster Linie verantwortlich. Langsam, aber stetig hat sich auch in Frankreich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß der Staat nicht länger in dieser Frage den Standpunkt des Napoleon'schen Gesetzbuches einnehmen dürfe, und die Verhandlungen der Deputirtenkammer in dem verflossenen Jahre lassen die Hoffnung als eine berechtigte erscheinen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in welcher diese inhumane und lediglich dem Männerinteresse dienende Bestimmung auch jenseits der Vogesen der Vergangenheit angehört, nachdem sie in Deutschland seit Jahresfrist auch nur noch eine geschichtliche Bedeutung besitzt.

Die feministische Bewegung in Frankreich läßt es an ernster Arbeit nicht fehlen, um die so nothwendige Reform möglichst zu beschleunigen, um den Bruch mit dem bisherigen Recht insoweit zu einem möglichst vollständigen zu machen und die Regelung, wie sie in dem bürgerlichen Gesetzbuche Deutschlands enthalten ist, dient ihr hierbei mit Recht als Vorbild und gilt ihr als der Nachahmung wert.

Weniger aussichtsvoll ist die Lage für die feministischen Bestrebungen zur Aenderung des Eherechtes, insbesondere des ehelichen Güterrechtes. Die Mehrheit der französischen Juristen steht denselben unsympathisch, um nicht zu sagen feindlich gegenüber und auch in der Deputirtenkammer und im Senate will man davon Nichts wissen. Allerdings fehlt es nicht an Juristen und Politikern, welche der verheirateten Arbeiterin die rechtliche Selbständigkeit gewähren möchten, die sie befähigt, über ihren Arbeitsverdienst auch ohne Mitwirkung ihres Mannes zu verfügen, aber dieser Vorschlag wird von anderer Seite um deßwillen bekämpft, weil man in seiner Erfüllung die Einführung eines Klassenrechts erblickt, eines Klassenrechts, welches der Einheit, der bürgerlichen Gesellschaft und der innerhalb ihrer bestehenden Rechtsgleichheit widerstreitet. Die Ansichten über die Frage gehen noch überaus weit auseinander und die während der Ausstellung in Paris abgehaltenen Kongresse haben klar und deutlich dargethan, daß man sich in Frankreich vielfach noch nicht entschließen kann, aus der Aenderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich ja insbesondere den Frauen der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber bemerkbar macht und gemacht hat, die erforderlichen Konsequenzen für das praktische Rechtsleben zu ziehen. Indessen ist es nicht zu bezweifeln, daß in absehbarer Zeit die rechtliche Stellung der französischen Frauen auch auf diesem Gebiete mit den thatsächlichen Verhältnissen in Einklang gebracht werden wird. Trotz aller Zähigkeit, mit welcher die juristischen Kreise in Frankreich an den Traditionen und Dogmen der Schule festhalten, verschaffen sich die neuen Rechtsgedanken immer weitere Beachtung und auch Anerkennung. Die schöne Litteratur sorgt im Drama und im Roman, in der Novelle wie in dem Lustspiel für ihre Verbreitung und mit Rührigkeit wissen geschickte, geistvolle Schriftsteller in gefälligster Form die bestehenden Rechtsanschauungen im Sinne derselben zu beeinflußen und umzubilden. Ein Buch wie Marcel Prevosts „Vierges fortes" wirkt in dieser Beziehung mehr als Dutzende von rechtsphilosophischen und socialwissenschaftlichen Werken.

Der Einfluß der feministischen Bewegung auf die französische Gesetzgebung kann schon heute im Ernst nicht mehr geleugnet werden, seine Spuren werden aber in der Gesetzgebung dieses Jahrhunderts noch weit intensiver zu erkennen sein. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Umgestaltung des bürgerlichen Gesetzbuches Frankreichs zu einem auf der Höhe der modernen Sozialethik stehenden Gesetzbuche, welche bisher keine politische und keine soziale Bewegung durchzusetzen vermochte, durch die feministische Bewegung herbeigeführt werden wird, und dieß wird um so eher geschehen, je mehr sich die feministische Bewegung auf die zunächst erreichbaren und darum wichtigsten Ziele beschränkt, je mehr sie das Utopische fernehält und je mehr sie es versteht, auch diejenigen Frauen für sich zu gewinnen, welche ihr bislang gleichgiltig und theilnahmslos gegenüberstanden.

Dichtungen

von Arthur von Wallpach.

Sehnsucht.

Ich aß allein — es wollte mir nicht schmecken,
Dann eilte ich nach Haus, vor Schlafengeh'n
Behaglich noch auf's Sopha mich zu strecken.
Ich sehne mich nach dir! Ich kann dich seh'n,
Wie du die Arme dehn'st in müdem Recken,
Stets stand dir träge Schläfrigkeit so schön —!
Sieh' da, der dir Zufriedenheit gepredigt,
Ich bin ja selbst der Sehnsucht nicht entledigt.

Den ganzen Tag hab' ich mit Lärm und Hasten
Die Sehnsucht, die nach dir mich zog, belogen;
Doch jetzt erwacht sie. Ach, wie süß zu rasten
Wär's nun, den Arm um deinen Leib gebogen.
Zu plaudern, während leise auf den Tasten
Du phantasirst, versinkend in den Wogen
Des Ton's, zu flüstern hinter deinem Rücken:
Ich bin dir gut, nur du kannst mich beglücken.

Die Liebe schafft sich aus so wenig Noten
Des süßen Frohsinn's Tändelmelodie,
Sie kichert über simple Anekdoten,
Als wären sie voll blendendem Esprit.
Sie füllt mit flügelschwirrenden Eroten
Selbst Gasthofräume, bar der Poesie,
Wie wird sie erst behaglich bei uns nisten
Im eig'nen Heim, das wir so lange mißten.

Bis dort wird freilich mancher Tag verrinnen,
Der uns nichts gab als eines Traumes Trost,
Der im Hinüber- und Herüberspinnen
Mit seiner Zukunftsbotschaft uns liebkost.
Denn, wie das Korn im Winter unter'm Linnen
Des Schnee's verdeckt liegt, bis es keimt und sproßt,
Liegt unser Glück versteckt auch irgendwo —
Genug, wir finden's, wir sind jung und froh.

Freilich, statt daß dein Lockenköpfchen lehne
Im Farbenmosaik der Perserdecken,
Lieg' ich hier widerwillig einsam, gähne,
Und strecke fröstelnd mich in weiche Decken.
Und male selbstbelügend mir die Szene,
Du wärest nah' und wolltest dich verstecken,
Doch unversehens, mit Lachen glockenrein
Spring'st du vor mich: „Da bin ich und bin dein!"

Für dich hab' traulich ich in engen Räumen
Der Liebe heimlich warmes Nest gestaltet.
Wie oft hatt' ich's mir ausgemalt in Träumen,
Das einst verstohlen hier dein Liebreiz waltet.
Noch ist's so öd. Kein Kelchglas darf hier schäumen
Und nutzlos trauert der Kamin erkaltet —
Geduld, bald übermalt sein Flackerlicht
Röthlich dein junges, lachendes Gesicht.

Poetenlos! Bequem beim Kartenspiele
Sitzt der Philister nun im Kneipenrauch.
Ich aber starre nach dem fernen Ziele
Und pflück' die Rosen nicht am nächsten Strauch.
Lockt es mich manchmal nicht, zu sein wie viele,
Satt und bequem zu üben ihren Brauch?
Zum Teufel, nein, ich gehe meinen Pfad —
Sehnsucht wird Lied und Lied wird mir zur That!

Satanas.

Von Giosuè Carducci.

Dir, des Geschehenen
Ursprung und Endnis,
Seele und Stoff der Welt,
Zweck und Verständnis —

— Während der Wein im Kelch'
Glitzert und funkelt
Gleich einem Frauenaug'
Thränen umdunkelt,

Während lenzglückberauscht
Erde und Sonne
Flüstert und Zwiesprach tauscht,
Lächelnd in Wonne

Und dann im Flammenkuß
Sturmüberwittert,
Bräutlich des Fruchtfeld's Schooß
Zuckt und erzittert —

— Dir schwingt sich preisend
Mein Lied zu, mein zages,
Dich ruf' ich, Satanas,
Herr des Gelages.

Weg mit dem Weihrauchfaß
Und frommen Bräuchen!
Nein, Priester, Satanas
Läßt sich nicht scheuchen!

Siehe, der Rost benagt
Schon das zerschellte
Flammenschwert dem Michael,
Und der geprellte

Erzengel purzelt
In's Nichts ohne Stütze,
Eis sind in Händen
Jehova's die Blitze.

Sternschnuppenähnlich
Wie blasse Meteore
Fallen aus Wolken
Der Cherubim Chore.

Du nur, im Urweltsstoff
Ewigen Waltens
Treibende Wunderkraft,
Keim des Gestaltens,

Du nur rag'st unberührt.
Sieg blitzt dein Wille
Aus schwankem Flackerschein
Dunkler Pupille,

Ob dein Blick kampfesmatt
Flieh' oder bleibe,
Ob stark und kräftesatt
Trotzig sich sträube,

Er lehrt den Zauber,
Im tollenden raschen
Fliehen der Tage
Die Freude zu haschen,

Lehrt in des flüchtigen
Daseins Enteilen,
Schmerz mit dem Balsam
Der Liebe zu heilen.

Du heißt die Hymne
Des Hasses mich singen,
Läßt sie mit Gluthauch
Die Herzen durchdringen,

Läßt sie, ein Sturmlied,
Die Erde durchwettern,
Blutige Götzen
Vom Throne zu schmettern.

Du schwang'st als Ahriman,
Adon, Astarte,
Schwellender Lebenslust
Siegesstandarte,

Als noch, von jonischen
Lüften umgaukelt,
Anadyomene zog
Wogengeschaukelt.

Libanons Cedern
Zu nächtiger Feier
Rauschten Dir, Cyprias
Göttlichem Freier,

Für dich erglühten
Die Chöre, die Reigen,
Dir gab die keusche
Jungfrau sich zu eigen,

Wo an Idumas Strand
Cyprische Wellen
Plätschernd an duftreichen
Palmen zerschellen.

Was thut's, daß zügellos
Prasselnde Funken
Dir in die Tempel warf
Liebesmahltrunken,

Der Nazarener
Wuthschnaubende Meute,
Und die Symbole,
Die heil'gen, verstreute!

Gab dir als Flüchtling
Asyl vor Gefahren,
Gerne das Volk doch
Im Kreis seiner Laren,

Bis dich ein liebendes
Weib dort erkannte
Und dir mit pochendem
Busen entbrannte,

Bis du die Hexe
Umarmt als der Böse,
Daß neu die krankende
Welt sich erlöse.

Du glommst im Fieberaug'
Des Alchymisten,
Wob'st unbewußt
In des Zauberers Listen,

Bis sie die Gitter
Des Klosters zerbrachen,

Schimmernde Welten
Dem Geist zu entfachen.

Vor dir zu Thebäis
Floh der Askete,
Wand' sich in Martern
Und wildem Gebete.

Irrende Seele,
Von Zweifeln zerrissen,
Dich tröstet Satanas
Wie einst Heloisen.

Nutzlos kasteist du dich,
Lockend zum Hohne
Flüstert er zwischen
Die Kirchensermone,

Zwischen davidische
Psalmen die Lieder
Trunkener Sinneslust,
Leuchtende Glieder

Führt er in's Dunkel dir,
Fülle des Schönen
Thäis und Licoris
Und die Camoenen.

Doch größ'rer Vorzeit
Gestalten entquellen
Mälig den Gräbern
Im Schweigen der Zellen,

Konsuln, Tribunen
Und Volkslärm, sie treten
Neu aus den Blättern
Der alten Poeten.

Siegberauscht folgen sie
Altem Idole,
Leiten den Mönch empor
Zum Kapitole.

Und ihr, die Flamme
Und Bann nicht bezwungen,
Wiclef und Huss,
Ihr begeisterten Zungen

Ruft es als Heerruf
In lenzfrohe Weiten,
Daß sich genah't nun
Die Fülle der Zeiten!

Mitra und Krone wankt
Und aus den Zellen
Schreiten die Mönche
Als neue Rebellen,

Kämpfen und predigen
Unter der Stola
Eines Girolamo
Savonarola.

Kraftvoll wie Luther brach
Mönchische Schranke,
Spreng' du die Fessel nun,
Freier Gedanke

Lod're in Flammen auf,
Praff'le und zünde,
„Satanas hat gesiegt!"
Ruf' in die Winde.

Seh't, welches herrliche
Unthier erwachte,
Das durch Ozeane eilt
Weg' bahnt durch Schachte!

Berg hinan, thälerwärts
Keucht's, ein Cyklope,
Sprühend, gluthschnaubend
In wildem Galoppe;

Abgrund und Zackenfels
Stürmt es im Fluge,
Zwängt sich durch Urgesteins
Berstende Fuge;

Stärker als Sturmgeheul
Hinstöhnt in Lüften,
Hallt sein gewaltiger Ruf
Donnernd aus Klüften.

Heißer als Feuerbrand
Haucht seine Nüster:
Völker, o seht, er naht,
Göttlich und düster!

Ein Triumphator
Auf ehernem Rosse
Zieht durch die Lande er,
Satan der Große.

Heil dir, o Satanas,
Heil dir Empörung
Siegender Geisteskraft
Wider Bethörung!

Jubelt empor zu ihm
Opfer und Bitten!
Du hast den Priestergott
Niedergestritten.

Innsbruck.

Deutsch von Arthur v. Wallpach.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

I.

Frau Fabel behauptet allen Ernstes, das „Land der Dichter und Denker", womit unser liebes deutsches Vaterland gemeint sein soll, wäre in alter Zeit ein vollendetes Arkadien für die eingeborenen Litteraten gewesen. Wer da eine Löwenmähne trug und demgemäß „Musensohn" hieß — ersteres war eine conditio sine qua non — der erfreute sich unbändiger, um nicht zu sagen: unverschämter Gunst von Seite der schönen Kokette und Kokotte Fortuna, in gemeiner Sprache „Glück" geheißen. Von märchenhaftem Wohlstand gehätschelt, hatte solch' ein Polykrates in Duodez- und Sedezformat keine anderen Sorgen, als auszutifteln, wie er wohl am besten und sichersten alle die Glücksgüter, die ihn buchstäblich verschütteten, genießen und — durchbringen könnte; Litteraten ist nämlich der Leichtsinn schon angeboren, ebenso wie dem Deutschen der Kosmopolitismus!

Die Epiker und Lyriker . . .

(. . . Wenn ich diese Namen hör',
Wird mir das deutsche Wamms zu enge)

von anno dazumal hielten — und das ohne irgendwelche Ausnahme: die noch Namenlosen, ohne professorale Konzession Handeltreibenden, gegen pünktliches Abonnement gedruckt Werdenden ebensogut als die Berühmten, Patentirten und Dekorirten — ihr Hoflager in reizenden Villagiaturen und Schweizerhäusern an vergißmeinnicht-umblauten Gestaden lieblich-schäumender Azurseen voll grünäugiger Nixen und Undinen, an geheimnisvoll-rauschenden Waldhängen voll von ätherischen Elfen und Sylphen, oder inmitten träumerischer Haine, wo von jeglichem Flieder- und Jasminzweige ein halbes Dutzend Philomelen flöteten, wenn der „süße, bleiche Geselle der Nacht" liebeskrank in des Dichters verspinnendes „Fenster der Seele", d. i. Auge schaute; besonders romantisch veranlagte Naturen hausten auf komfortabel eingerichteten Rittervesten mit Zinnen, Zugbrücken, Wartthürmen, Turneihöfen, Butzenscheiben und Ahnensälen, tranken daselbst „immer noch Eins", spielten Mandoline oder Guitarre zum Preise ihrer „Maget, tugendwert", rochen zeitweilig an der „blauen Blumen der Romantik", gleichsam um sich mittelalterlich zu inspiriren, trabten auf Falkenbeize und Sauhatz, brachen zur Abwechslung Lanzen und Rippen — kurz: schlugen in pikfeudaler Weise die liebe Zeit tot.

Andere Herrschaften zogen als „fahrende Skolaren" oder als „frumbe Landsknechte" oder als feucht-fröhliche Spielleute oder gar als relegirte Trompetenvirtuosen mit Holdria-holla-hupp-hupp-hupp durch die weite Gotteswelt, becherten frischflott ohne je einen Heller zu bezahlen, fluchten, daß die Dachfirste wackelten, küßten die „vielsüßen und süßvielen sinnig-minnig-innigen Huldinnen", von der Wirthin Töchterlein angefangen bis zur hochgeborenen Prinzeß und trieben allerhand aventiurlichen Schabernack auf der Landstraße. Wieder Andere lagerten den ganzen Tag dolce far niente unter blühenden Heckenrosen, in idealem Schäferkostüm und hüteten unsichtbare, aber desto neckischere Lämmlein, dazu die Syrinx blasend und nach der geliebten Phyllis oder Amaryllis schmachtend.

Noch andere rannten mit genial-zerzausten Haaren, wildem Gesichtsausdrucke, halbnackt, nur ein zottiges Bärenfell um die Hüften, durch Wald und Feld, indeß sie ihrem barbarischen Instrumente, das sie „Telyne" nannten, nicht minder barbarische Töne entlockten und dazwischenhin unter schräg-vorgehaltenen Schilden in ein erschreckliches Geheul ausbrachen, genau so wie es der alte Tacitus in seiner „Germania" beschreibt. (Diese Art nannte man „Barden", ein Wort, dessen Sinn noch bis heute dunkel ist und von dem einzelne Forscher mit Entschiedenheit behaupten, daß es „Rappelkopf" bedeute.)

Die fünfte Dichterphalanx hüllte sich in patriarchalische Gewande und sang zur Harfe zu Sion hexametrische Bandwürmer und stelzbeinige Oden über Christus, Moses und noch weiter hinauf über: Noah, Isaak, Abraham, Abel und Adam; diese „seraphischen" Sänger waren ausnehmend fromme Leute — coram publico — und dünkten sich mehr werth als die anderen „Saunigel ohne Religion". Die letzte Hauptpartei der deutschen Musenjünger saß entweder auf wohllüstigen Divans in Turban, Pludderhosen und Saffianpantoffeln, also ganz und gar „orientalisch" und kultivirte mit rührender Hingebung die duft- und gluthvollen Weisen Gülistans, des Landes der Rosen und Nachtigallen — Bül ü Bülbül — oder sprengte in flatternden Burnussen mit sonnverbrannten Beduinen durch die Wüsteneien des steinigten Arabien, belauschte Löwenritte und rezitirte Koran-Suren trotz einem eingeborenen Diener des Propheten . . .

Solch' ein farbenprächtiges, munteres Leben herrschte dermalen auf dem deutschen Parnasse . . .

Aber ein recht geplagtes Völkchen waren diese Herren denn doch; des Lebens ungepanschte Freude war ihnen auch nicht zu theil trotz der wunderherrlichen

sozialen Lebensstellung. Die Seßhaften waren den ganzen lieben Tag über, den Gott werden ließ, vom dämmernden Morgen bis tief in die sternhelle Nacht von einer schier unübersehbaren Menschenmeute in höchst armseliger Verfassung und mit Physiognomien, die unwillkürlich an hungrige Wölfe gemahnten, wie kaum der Bäcker zur Hungersnoth umlagert. Sehr oft kam es vor, daß diese Petenten wegen des Vorranges zur Audienz auf Korridoren und sogar in den eleganten Antichambres in wüsten Streit geriethen, der schließlich Handgreiflichkeiten und sogar blutige Scharmützel zur Folge hatte. Diese Personen waren nicht am Ende schäbige Manichäer, wie vielleicht der „verehrte Leser" denken mag, sondern ehrsame, allgemein hochgeachtete Bürger — mit einem Worte: deutsche Verleger, denen der Heißhunger des p. t. Publikums nicht eine Minute Ruhe vergönnte, und welche mager wie Pickelhäringe und verwahrlost wie Straßenbettler aussahen, weil sie ihren Autoren riesenhafte, geradezu phänomenale Honorare zahlten.

Aber auch die fahrenden Sänger waren vor den Nachstellungen der damaligen Buchverleger, dieser unmenschlichen Poeten- und zugleich Landplage nicht sicher, mochten sie auch zehnmal so verschlagen und listig sein — eine ganze Armee von Naderern und Spitzeln folgte erröthend den Spuren der Unglückseligen, fieng sie an geeigneten Orten ab und lieferte sie rudelweise den Verlegern in die Hände, die ihnen dann so lange mit Versprechungen, wohl auch mit Drohungen zusetzten, bis sich unsere armen Brüder in Apoll durch einige Dutzend (!) von Gedichtbüchern lösten. Leider dauerte die so erworbene Freiheit nicht lange, denn binnen eines Monats (der längste Termin!) waren die fünf- bis sechstausend Exemplare, einschließlich der Korrekturfahnen und Bürstenabzüge ausverkauft und die gräuliche Jagd nach deutschen Dichtern gieng wieder von vorne an . . .

Hinsichtlich der Dramatiker in jener goldenen Zeit läßt sich Gleiches feststellen. Die dramatische Poesie stand in nie gesehener Blüthe. Vier- bis fünfmal der Woche wurden auf den Brettern, welche damals wirklich die Welt bedeuteten, Originalwerke von diesem oder jenem heimischen Autor aufgeführt und jedesmal notirte der wie ein Haftelmacher aufpassende Theaterportier das schwerwiegende Faktum, daß schon von der zweiten Morgenstunde des Vortages an meist über hundert Individuen zählende Menschenrudel zur Tageskassa sich drängten und sehr oft an sechstausend Personen unverrichteter Sache weggeschickt werden mußten, da das Haus ohnedies „pumpvoll" war.

Daß diese beispiellose, einzig dastehende Frequenz deutscher Schauspiele nicht vielleicht aus irgend einem blinden Wahne resultirte, sondern in Wahrheit auf edler Zuneigung zur heimischen Kunst beruhte, zeigte sich am deutlichsten gelegentlich der Première irgend eines fremdländischen Fabrikats, eines Ausstattungsstückes (der Titel ist leider nicht überliefert) mit Ballet, zwei Feuersbrünsten, einem Schiffbruche und einem Vivarium voll tanzender Elephanten, singender Seehunde, boxender Känguruhs und dichtender Maulesel. Dieses Prunkstück von Dressur ward nämlich thatsächlich nur vor leeren Fauteuils aufgeführt. Selbst die Theaterkritiker, die doch Erstaufführungen immer unsicher machen, glänzten durch vollkommene Abwesenheit des Körpers (geistig anwesend waren sie schon dazumal in sehr seltenen Fällen). Bei diesem herzerhebenden, in den Theaterannalen mit Fraktur verzeichneten Ereigniß darf aber der Vorwurf nicht übergangen werden, den man mit Recht der Theaterkanzlei machte. Letztere pflegte nämlich von jedem für die Bühne vorbereiteten Originalwerk peinlich detaillirte Berichte an die Tagesblätter zu senden, während über die in Rede stehende Ausstattungs-Fexerei keine Christenseele ein Sterbenswörtchen im Vorhinein erfuhr.

Uebrigens erfreuten sich ausländische Dramatiker nicht besonderer Gunst von Seite des deutschen Publikums, obzwar sie demselben auf alle erdenkliche Weise schmeichelten. So z. B. erklärte Einer im Namen der französischen Nation, daß man im Falle freundlicher Annahme seines Stückes den Deutschen eine reiche Provinz abtreten und taxfrei den Titel „qui marchent à la tête de la civilisation!" verleihen würde, was aber deutscherseits mit Entrüstung zurückgewiesen wurde — als der Großvater die Großmutter nahm, steckte der deutsche Michel eben noch tief in den Kinderschuhen der Politik; wir sind (Gottlob!) nicht mehr so borniert, und wenn uns irgend ein fremder Grünspecht seine Eierchen anbietet, die ein anderes Volk nicht geschenkt möchte, so geben wir ihm ohne weiters das Reichsland und machen uns noch eine besondere Ehre aus dem schönen Handel; wir haben ja nicht umsonst bei den Idealisten Schafe gehütet und besitzen hinlängliche Uebung im Beklatschen fremder Fein- und Gemeinheiten. Aber damals!!

Die Statistik weist klar aus, daß von allen Bühnen-Tantièmen weit mehr als zwei Drittel einheimischen Theaterdichtern, auch wenn diese nicht weltberühmte Namen trugen, in die Taschen flossen, während sich die Fremden mit dem schäbigen Reste begnügen mußten — heute ist es bekanntlich umgekehrt . . .

And're Zeiten, and're Vögel,
And're Vögel, and're Lieder.

Romanciers, Novellisten und andere Prosaisten besaßen zwar keine so unverschämten Einnahmen, aber sie litten auch nicht Noth, wie z. B. heutzutage die für Familienblätter à la „Gartenlaube" „Kinderzimmer", Backfischbrünnlein" u. a. Arbeitenden, deren Honorirung im besten Falle dem Monatslohn eines Diurnisten der niedrigsten Kategorie gleichkommt.

Sehr gute Geschäfte machten die litterarischen Blätter und Zeitungen; derlei ging wie kaum warme Semmeln beim Bäcker ab, und nur 500.000 (!) Abonnenten zu haben, war für solch' ein Unternehmen nicht sonderlich empfehlend. (Heute ist es bekanntlich anders: Ein Litteraturblatt, das 50 wirklich zahlende Abnehmer besitzt, und somit knapp die Druckerschwärze bezahlen kann, gehört zu den Naturerscheinungen ersten Ranges.)

Aber nicht nur für die Reize der Poesie offenbarte sich in jenen herrlichen Zeiten ein lebendiges Interesse bei unserem biederen Volke! Der Horizont desselben umfaßte sogar das belehrende Schriftthum (!) Irgend ein wissenschaftliches Journal herausgeben, hieß so viel, als sich bis zum Tode eine angenehme und sorglose Sinecure zu schaffen.

Weh, daß dieses goldene Zeitalter voll mythischer Seligkeit für die deutschen Litteraten nicht lang andauerte!

Ein urplötzlicher, nie geahnter Umschwung fand statt. Ein verhängnisvoller und verderbenbringender Umschlag, dessen Folgen heute noch — nach hundert und mehr Jahren! — ersichtlich sind, ja je weiter, desto unangenehmer und hoffnungsloser zu Tage treten.

Als unparteiischer Berichterstatter muß ich freilich bedauernd feststellen, daß die Schuld dieser haarsträubenden Reaktion in allererster Linie auf die Dichter und Schriftsteller selbst zurückfällt. In ihre Herzen schlich sich unmäßiger Stolz gegenüber ihren Mitbürgern, die sie hätschelten und vergötterten, daß es (mit dem Volke zu reden) „nimmer schön war," ihre „göttlich-klaren" Augen wurden von dem leicht zu erlangenden Ruhm mit Blindheit geschlagen und ihr vom wonnigen Weihrauch der Kritik übersättigter Riechnerv hob sich hoch, viel zu hoch ob der übrigen „profanen" Welt, als daß dies gerechten Zorn und schließlich auch energischen Protest nicht erweckt hätte.

Insbesondere die Dichter, d. h. die in der „Sprache der Götter", in Versen Schreibenden, machten sich durch ihren schwarzen Undank gegen das Publikum berühmt und berüchtigt. Unersättlich, wie sie schon von Geburt an sind, hatten sie nicht genug an den fürchterlichen Honorarsätzen, an den üppigen Lorbeeren, womit man unaufhörlich ihre Schläfen bekränzte und an den vielfältigen Ehrenmitgliedschaften aller Vereine und Lesezirkel für deutsche Litteratur, die ihnen mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit — lediglich gegen einen oder den anderen lumpigen Prolog und ein Freiexemplar ihrer Werke in Originalband sammt Widmung — zutheil wurden, an diesen herrlichen Erfolgen also nicht Genüge findend, begannen sie untereinander eine ureigene Gesetzgebung einzuführen, einen unerhört empörerischen und die übrige Menschheit im Allgemeinen wie im Speziellen beleidigenden Brauch, den die überwiegende Mehrzahl der Schriftsteller ohne Skrupel zu dem ihren machte.

Der berüchtigteste Abschnitt dieser „Intimen Statuten" war der über „Stammbücher, Albums, Autographen und Aehnliches", woraus einige Paragraphe als abschreckende Beispiele verruchter Halsstarrigkeit wortwörtlich angeführt seien:

„Kein deutscher Dichter ist verpflichtet, mit seinen geistigen Erzeugnissen „zur freundlichen Erinnerung" täglich mehr als sechs, Sonn- und Feiertags aber nur zwei Stammbücher zu schmücken.

Der ins Stammbuch Schreibende ist in keinem Falle verbunden, für die Vollständigkeit der Interpunktion zu haften.

Den Kollegen sei mit Rücksicht auf Phantasie und Geist empfohlen, sich in erster Linie alter, von den Uhrahnen ererbter Albumverse zu bedienen, z. B.:

Des Lebens unbescholt'ne Freuden
Sind Freundschaft Liebe, froher Sinn,
Und unter diesen Seligkeiten
Wall' jeder deiner Tage hin.

In dieser Hinsicht gibt das im Wiener Verlagskomptoir für Köchinnen, Lotterieschwestern und Stegreifdichter erschienene Buch „Was soll ich ins Album schreiben" (von Benjamin Dichterecht Wasserhühnchen) übergenug Material, weshalb es bestens rekommandirt wird.

Sich mit dem Zitat:

Rosen, Lilien und Nelken,
Kurzum alle Blümlein welken,
Die der Lenze der Erde flicht,
Aber meine Freundschaft nicht,

zu verewigen, ist nur in Albums von Damen gestattet, die ersichtlich das kanonische Alter erreicht haben.

Den p. t. Herren Kollegen wird eindringlichst an's Herz gelegt, sie mögen — damit der rapid um sich greifenden Album-Epidemie gesteuert würde — ihnen anvertraute Stammbücher, Poesie-Albums, Souvenirs e tutti quanti den Eigenthümern nicht eher zurückstellen, bevor letztere nicht den Klageweg betreten.

Autographe u. s. w. sind nur in den unausweichlichsten Fällen zu spenden.

Für Echtheit der Schrift braucht nicht garantirt zu werden, ebensowenig für Leserlichkeit.

Um die kostbare Zeit zu sparen, bitten wir unsere Leidensgefährten, sich Diurnisten aufzunehmen und mit der Ausfertigung von Selbstschriften zu bevollmächtigen. Mit den besten Referenzen weisen sich aus die Herren: Jeremias Hungerl, Damian Fixfinger, Habakuk Kratzer und Erasmus Klecks (sämmtlich in Wien). Eventuell werden die Mehrkosten, die so dem Autor entstehen, vom „Antistammbuchverband deutscher Dichter" übernommen . . .

Ich lasse genug sein an diesen Proben, die wohl keines Kommentars bedürfen, und bitte einzig und allein um stilles Beileid für jene armen Geschöpfe, welche dazumal mit sozusagen kindlichem

Vertrauen den Dichtern ihre, wie ihrer Verwandten und Bekannten Stammbücher brachten und ebenso herzlicher als schmeichelhafter Worte nicht schonten, um die Erfüllung ihres sehnsüchtigsten Wunsches zu erlangen.

Mit den bösen Lyrikern und Epikern erklärten sich am ehesten die dramatischen Dichter solidarisch. Auch diese Brutusse begannen mit einemmal wunderliche, ja geradezu bizarre Neuerungen einzuführen, welche den bisherigen Gepflogenheiten sozusagen ins Gesicht schlugen und somit alles Zartgefühl des geduldigen Publikums schroff beleidigten. Bis wohin manchmal die — ich muß sagen: Unzurechnungsfähigkeit ihrer neuen Forderungen reichte, ist hauptsächlich aus der Schlußszene einer Tragödie zu ersehen, woselbst in Klammer der Autor mit frevelhafter Hand vorschrieb:

> Die beiden Tragödinnen haben einander herzlich zu umarmen und sich gegenseitig zu küssen — Markirt darf nicht werden!

Man stelle sich das doch nur einmal ordentlich vor: die beiden Tragödinnen desselben Theaters — herzlich umarmen und .... küssen, und das ohne alle Markirung! Also nacktester, brutalster Naturalismus! Diese unmenschliche szenische Bemerkung wurde trotz des energischen Protestes der beiden in Frage stehenden Damen und des Publikums, das nicht ganz ohne Grunde befürchtete, die eine oder andere Theatergöttin werde bei dem hochtragischen Auftritt aus der Haut fahren, bis ans I-Tüpfelchen befolgt; aber der Sieg des gewissenlosen Dichters war ein echter rechter Pyrrhussieg, denn die Art und Weise, wie sich die beiden Künstlerinnen bei dieser „herzlichen" Umarmung und unmarkirten Abbusselung benahmen, wirkte auf alle Zuschauer so niederdrückend, daß diese für ganze drei Wochen — mit Verlaub zu sagen: den Appetit verloren und noch lange danach an Uebelichkeiten litten, wenn sie sich der ungeheuerlichen Begebenheit erinnerten. Um kein weiteres öffentliches Aergernis zu erregen und im sanitären Interesse mußte auf Vermahnung von Seite der k. k. Polizei die betreffende Stelle schon bei der nächsten Wiederholung gestrichen werden, infolge dessen der hochfahrende Autor des Stückes tobsüchtig geworden sein soll.

Die Belletristen wie: Romanciers, Novellendichter blieben, was Rücksichtslosigkeit gegen die Leserschaft betrifft, nicht um ein Haar breit hinter ihren poetischen Kollegen zurück. Hauptsächlich bei diesen Leutchen führte der zügellose Stolz bis ans unerhörteste, ärgerlichste, gemeinste Extrem.

Gar bald bemerkte die Menschheit voll Entsetzen, daß sich in den Romanen, Novellen, ja selbst in Feuilletons und Zeitungsartikeln, immer seltener und seltener der schöne Appell an den „urtheilsvollen Leser" und „aufmerksamen Leser" zeigte. Ja manch' ein aufgeblasener Litterat glaubte seiner Würde schon mit dem bloßen, vom gewöhnlichen Anstand doch erforderten „verehrlicher", schließlich gar mit dem intimen „lieber Leser" Gott weiß was zu vergeben. Es versteht sich von selbst, daß mit den vertraulichen Anreden an den männlichen Leser leider auch die „schöne" oder „freundliche" oder „liebenswürdige Leserin" ausquartirte, jene „Leserin", die doch in den Druckspalten schon seit der Sündfluth ihr traditionelles, reservirtes Plätzchen, also gewissermaßen eine Wohnung auf lebenslänglich, wie etwa die Invaliden im Invaliden-, oder die alten Bürger im Bürger-Versorgungshaus, besaß. Und sobald es einmal so weit gekommen war, war's aus mit aller Aufmerksamkeit und Achtung, deren sich das Publikum bisher, wie ziemlich, von Seite seiner Autoren erfreut hatte.

Die überstolzen Autoren setzten nicht mehr voraus: „Der freundliche Leser wird sich wohl noch daran erinnern", frugen nicht mehr: „Wie ging das zu", um gleich darauf die orientirende Antwort zu geben: „Um darüber Aufschluß zu erhalten, muß der liebe Leser mit uns dorthin zurückkehren", belehrten nicht mehr: „Wir knüpfen dort an, wo . . .", versprachen nicht mehr: „Die schöne Leserin wird von dem interessanten Helden unserer wahren Geschichte an einer anderen Stelle vielleicht mehr in Erfahrung bringen", machten nicht mehr aufmerksam: „Der gütige Leser irrt, wenn er glaubt" . . ., entschuldigten sich nicht mehr: „Wir haben, wenn auch nicht die ausdrücklichen Worte, so doch wenigstens den Sinn, den Inhalt derjenigen, die er wirklich sprach berichten können; aber die Art und Weise, mit der sie gesprochen wurden, läßt sich nicht beschreiben (vgl. Manzoni „I promessi sposi") u. s. f. u. s., f.

Die Eigenliebe und Einbildung einiger Schriftsteller ging soweit, daß, falls sie einen wissenschaftlichen Artikel verfaßten, sie gänzlich die gute alte, wie der Papst sagen würde: „durch jahrelangen Gebrauch geheiligte Sitte" verschmähten, ihre Feder als „nicht gewandt" zu bezeichnen und den Leser an eine unbestimmte „berufenere Feder" zu verweisen.

Aber die verderbliche Unsitte zog immer breitere und breitere Kreise und schonte schließlich nicht einmal durch ihr Alter ehrwürdige, Pietät heischende Formen und Manieren, in denen bisher die verschiedenen Gattungen der erzählenden Prosa veröffentlicht worden waren. Heutzutage, wo uns all diese Neuerungen in Fleisch und Blut übergegangen sind, kann man sich freilich die Bestürzung nicht gut ausdenken,

welche Humoresken auf dem litterarischen Markte verursacht haben, die nicht mit der gang und gäben Frage: „Kennen Sie den Herrn Habakuk Pamperl?“ oder „Wissen Sie, wo Dummdorf liegt?“ anfingen und mit dem unumgänglichen Satze schlossen: „Seitab nennt man den Herrn Pitzelberger im Pfarrsprengel, ja fast im ganzen Landkreis nicht anders als: „der angeführte Vetter Benjamin.“

Es war offenbar, daß die verrückten „Reformatoren“ die Litteratur auf Abwege führten, von denen es keine Rückkehr mehr gibt. Die schwer beleidigte Leserschaft ließ sich zwar dieses Bagatellisiren ihrer selbst, diese Ignorirung alter schöner Traditionen und das Aufschrauben des Stils in unmenschliche Extreme eine geraume Zeitlang ruhig gefallen, in der Meinung, die verlorenen Söhne würden, nach dem sie sich ausgetobt, schließlich denn doch in die Arme der mit dem Festkalbe wartenden Kunstmäzene zurückkehren, als aber die Waghalsigkeit der Neuerer so weit stieg, daß sie mit verruchter Hand selbst das „h“ hinter dem „t“ antasteten und statt dem ernsten, gesetzten „thun“ das leichtfertige „tun“ hinschrieben, riß dem Publikum der straff angespannte Geduldfaden.

Zu all dem war aus Frankenland — was kann von dorther Gutes kommen?! — ein seltsamer Ton eingeführt worden, eine trotz Ben Akiba unerhörte Mode, die ähnlich dem in der Stenographie üblichen Leitsatz: „Schreibe, wie du hörst“, in der hinkenden Maxime: „Dichte, was und wie du es siehst“ gipfelte.

Faust.

Die Allianz der Ratten und der Mäuse.

In einer vollen Mühlenscheuer hauste
Ein Mäusevolk und war des Lebens froh,
Nur schade, daß von Zeit zu Zeit im Stroh
Ein feueräugig schwarzer Kater mauste.

Es bildeten des Katers blutige Schmäuse
Das Nationalunglück in diesem Staat,
D'rum alliirten sich auf weisen Rath
Dem stammverwandten Rattenvolk die Mäuse.

Sie konnten nach der Rattenkönigs Meinen
Nichts Beff'res, nichts Gescheit'res thun; er sprach:
„Glück auf, ihr Herrn, die lang erlitt'ne Schmach,
Wird länger dauern nicht, da wir uns einen.“

Zum Führer wählten ihn die beiden Haufen,
Er führte sie nach wohlstudirtem Plan;
Doch als des Katers Blick sie leuchten sah'n,
War schon der kühne Held davongelaufen.

Die andern räumten schnell des Schlachtfeld's Rasen
Und hofften nun auf spätern Siegesglanz
Nach abgeschloss'ner Trippelallianz
Mit ihrem dritten Brudervolk — den Hasen.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Randglossen.

Aut-aut.

Fort kommst Du nur auf zweierlei Weisen:
Entweder: Maul halten — oder: beißen!

Asinologisches.

An dreißig Jahr nur, sagt man, soll ein Esel leben —
Wie kann es dann so viele „alte Esel“ geben?

Halbwelt und Ganzwelt.

„Die Halbwelt benimmt sich frech und frei!“ — mit Fug!
Die Ganzwelt heuchelt für Alle genug.

Menschen und Münzen.

Je mehr die Prägung sich verliert,
So mehr erscheinen sie polirt.

Roland Hammer.

Die wahre Schmach des Jahrhunderts.

Betrachtungen über die Zensur.*)

Von Volker zu Alzey. (Wien.)

III.

Hirschauerstückchen der Zensur.

Neben der allgemeinen Begründung, daß die Zensur — wenigstens in der gegenwärtigen Handhabung — unberechtigt ist, weil ihr einerseits der ethisch-moralische Maaßstab, andrerseits Sinn für politische Redlichkeit vollständig abgeht (einen künstlerischen Standpunkt hat sie nie eingenommen) und sie durch ihre Kopflosigkeit die Unsicherheit und Begriffsverwirrung steigert, welche auf dem Gebiete der Moral genau so wie auf dem des Rechtes Platz gegriffen haben — neben der allgemeinen Begründung der volksverderblichen und somit staatsgefährlichen Einwirkung der Zensur muß auch im Besonderen der Nachweis erbracht werden, daß für die fernere Beibehaltung dieser Einrichtung auch nicht der geringste Rechtstitel vorhanden ist.

Schon die unglaubliche Inkonsequenz müßte darauf führen. Da konfiszirt Herr Bobies in Wien eine Stelle aus dem „Tell", das Buch aber mitsammt der staatsgefährlichen Stelle liegt in allen Buchhandlungen auf, oder noch krasser: er konfiszirt das Organ der Sezession „Ver sacrum" wegen der Wiedergabe des Klimt'schen Bildes „Medizin", das Urbild aber ist in der Ausstellung der Sezession zu sehen, u. s. f. Was ist denn das für eine sonderbare Logik? Im gewöhnlichen Leben nennt man das ganz einfach: Stumpfsinn. Aber das genügt der Zensur nicht. Sie geht noch weiter — sie muß sich auch noch — kost' es, was es wolle — geradezu blamiren.

Schlimm genug, wenn eine Behörde in ihren Verfügungen Fehler und Schnitzer begeht, wegen welcher sie berechtigterweise abgekanzelt werden kann, indeß derlei Blößen sind schließlich doch begreiflich und vielleicht auch entschuldbar (irren ist ebenso menschlich, wie irren wollen, sogar bei k. k. Behörden!). Eine redliche Kritik solcher Hußarenstückchen schadet der betreffenden staatlichen Einrichtung an und für sich nicht, vielmehr nützt sie ihr, wenn diese guten Willens ist. Ein anderes Gesicht erhält aber die Sache, wenn Handlungen vorliegen, welche das Brandmal der Lächerlichkeit an sich tragen, mit anderen Worten: wenn die Verfügungen sich selbst kritisiren und eine Karrikatur auf den allergewöhnlichsten Hausverstand bilden, wie sie Hogarth nicht schöner zu Weg bringen könnte. Sich selbst lächerlich zu machen, zu karrikiren, ist nicht menschlich, am allerwenigsten aber behördlich, da hiedurch die natürliche Achtung nicht nur vor der in Frage kommenden Einrichtung, sondern geradezu vor der Autorität in die Binsen geht. Unsere Zensur nun erscheint wie versessen darauf, nicht allein ihre Verfügungen der abfälligsten Kritik mundgerecht zu machen, sondern auch sich selbst zum Abfälligsten zu kritisiren und zu karrikiren. Kaum ein Tag vergeht, an dem man nicht Gelegenheit hätte, diese verderbliche Selbstbefleckung der Zensur anstaunen zu können. Nur schwer trennt man sich beim Lesen der zahllosen Hirschauerstückchen von dem Gedanken, einen „guten Spaß" vor sich zu haben, welchen die liebe Bosheit auf Rechnung der seit dem seligen Vormärz in ganz besonders schlechtem Geruche stehenden Gedankenschächterei setzt, und nur mit Mühe kann man sich entschließen, zu glauben, daß die launigen Geschichtchen der Tenor einer amtlichen, also respektheischenden Verfügung seien.

Ich sehe dabei ganz ab von einem so typischen Fall, wie wir ihn gelegentlich der Aufführung von Fulda's „Talisman" bewundern konnten. Bekanntlich verfügte die Wiener Zensur, es solle in den Versen:

*) Vgl. 10/11 (fälschlich 9/10) und 12. Heft (Seite 295 und 338).

„Wie mögt Ihr Euch denn auch erbosen —
Ihr bleibt ein König selbst in Unterhosen"

anstatt „in Unterhosen" das schamhafte „in Unterkleidern" gesetzt werden, nachdem aber das Stück ganz in Reimen verfaßt ist, so mußte der plötzliche Ausfall des Reimes das Publikum stutzig machen und zum homerischen Gelächter — natürlich nicht über den „König in Unterkleidern" — anregen. Daraufhin strich die erboste Zensur die ganze, von dem intimen Kleidungsstück handelnde Stelle, was wieder Anlaß gab, daß Karl Kraus, einer der wenigen gesinnungstüchtigen Schriftsteller Oesterreichs in der „Gesellschaft" den beißenden Witz machen konnte: „Eine Zensur, die zuerst die Unterhosen abstreift und dann die Unterkleider aufhebt, eine solche unmoralische Zensur müßte von Rechtswegen abgeschafft werden." Ich bezweifle ganz entschieden, daß es einen Menschen geben kann, der über diesen echt Schildbürgerischen Streich nicht vom Herzen lacht — ob dieses Lachen aber die Achtung vor der Zensur steigert, lasse ich ebenso entschieden unbezweifelt.

So von der Zensur die Rede geht, meint man alles Ernstes, die des Vormärz sei mit der gegenwärtigen nicht im Entferntesten zu vergleichen, will sagen: die vormärzliche Zensur sei wahnsinnig stupid und brutal streng gewesen, wogegen die zeitgenössische außerordentlich nachsichtig und von einer staunenswerthen Einsicht sei und man führt schleunigst etliche recht bezeichnende Beispiele an, um die Zensur von Heute auf Kosten der von Gestern leben zu lassen. Gewiß die Zensur in der Zeit vor dem schönen tollen Jahre 1848 war von einer geradezu polizeiwidrigen Stupidität, wie aus folgenden, weniger bekannten Thatsachen hervorgeht. Gelegentlich der Prüfung des Textes zu Konradin Kreutzer's Oper „Konrad von Schwaben" bemerkte der Wiener Zensor zu den Versen:

Bringt uns Fleisch und Wein,
Dabei wollen wir fröhlich sein —:

„sollte das Stück an einem Freitag oder an einem gebotenen Fasttag aufgeführt werden, so ist zu singen:

Bringt uns Fisch und Wein,
Dabei kann man fröhlich sein!"

Den Ruf der dem erzürnten Kaiser nachdringenden Ritter: „Haltet den Kaiser auf!" strich der Tollhäusler mit der Belehrung: „Von einem Kaiser darf man so was nicht sagen!" und den Chor:

Das Schwert, das Freiheit schafft
Und Sklaven macht,

änderte er also um:

Das Schwert, das Frieden schafft
Und Menschen (!) macht.

Gelegentlich der ersten Aufführungen des „Fiesco" wurde das unschuldige Mädchen Bertha Verrina „aus Anstandsrücksichten" ausgemerzt und die Bezeichnung der mit Fiesco verbündeten Edelleute von Genua („Verschwörer") gestrichen. Als die „Jungfrau von Orleans" auf dem Wiener Nationaltheater, jetzt Hofburgtheater geheißen, sich einbürgerte, erschien die böse Isabeau nicht als Mutter, sondern als Schwester Karl VII., Agnes Sorel war nicht seine Geliebte, sondern seine rechtmäßig angetraute Gemahlin und Dunois ein legitimer Vetter Seiner allerchristlichsten Majestät. Aehnliche Aenderungen bietet „Kabale und Liebe", wo Ferdinand zum Präsidenten, der den Titel und Rang eines „Vizedom" von Zensors Gnaden erhielt, im Verhältnisse des Neffen steht. U. s. f. Ueber die Brutalität, mit welcher freimüthige Dichter und Schriftsteller von der angeblich von Gott eingesetzten Obrigkeit behandelt wurden, ließe sich ein Buch allein schreiben.

Ja gewiß, die vormärzliche Zensur war ein Unikum an Dummheit und Niedertracht — wer aber möchte nicht im Stande sein, an der Hand von Beispielen nachzuweisen, daß unsere Gedankenbüttelei redlich bestrebt ist, zu den verflossenen Plattheiten und Nichtswürdigkeiten ganz vorzügliche Gegenstücke zu liefern. Ich

wenigstens getraue mich, ohne besondere Mühen fast jeder vormärzlichen Zensur-Eselei eine moderne entgegenzusetzen, die formell wie inhaltlich jener zum Verwechseln ähnlich sähe. Man rufe sich die oben mitgetheilten Zensurstückchen bei Halbe's, Wildenbruch's, Anzengruber's u. A. Werken ins Gedächtnis zurück und vergleiche damit die ebenerwähnten und man wird mir Recht geben müssen. *Die Zensur von Heute ist genau so stupid und brutal, wie jene von Gestern:* Ja, vielleicht noch um ein Guttheil stupider und brutaler, so man die seitherige geistige Entwicklung ins Auge faßt. Heutzutage dürfte es schwerlich vorkommen, daß ein Theaterzensor Stellen in einem Drama stehen lassen würde, die ein fremdes Herrscherhaus glorifiziren, am allerwenigsten, wenn das betreffende Drama auf den Brettern des Hofburgtheaters zur Aufführung käme. Dies geschah aber zur Zeit, als Dingelstedt die dazumal noch „erste deutsche Bühne" verwaltete. Der weiland „kosmopolitische Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen", wie ihn Heine nennt, hatte nämlich Bedenken, daß einige, Brandenburg verherrlichende und die Größe des künftigen Preußens prophezeiende Stellen des *„Prinzen von Homburg"* an hoher und höchster Stelle sehr übel vermerkt würden und frug darum bei dem Hoftheaterzensor, Baron Hoffmann (in Oesterreich fängt ja die Gescheidtheit noch immer beim Baron an) an, ob es nicht räthlich wäre, jene Stellen wegzulassen. Baron Hoffmann (jedenfalls eine Ausnahme unter den österreichischen Baronen) antwortete jedoch: *„Die Klassiker zensurir' ich nit, entweder gibt man sie, wie sie sind, oder gar nicht, aus Zensurrücksichten was wegstreichen, das thu' ich nit.* Wann S' also glauben, daß der Prinz von Homburg ins Repertoire muß, so muß er so hinein, wie ihn der Kleist g'schrieben hat." Zu seinen Bekannten soll sich dieser merkwürdige Zensor verbürgten Nachrichten zufolge scherzhafterweise geäußert haben: „Das könnt' mir noch abgehen, daß ich diplomatische Verwicklungen mit Berlin provozir', wenn man dort am End' übel nähm', daß hier in Wien im Hoftheater die Stellen g'strichen werden, die für dort angenehm klingen". Solche Zensoren haben leider Gottes ausgelebt, die heute am Ruder sitzenden sind der Dünkel, die Augendienerei und die Dummheit selbst, wie es sich für Leute eben ziemt, welche diesem Trinitätsglauben angehören.

Wenn nun die Zensur zuerst die Unterhosen, dann aber auch die weit gesitteteren Unterkleider streicht, so thut sie es aus einem begreiflichen und theilweise auch entschuldbaren Grunde; Unterhosen—shocking! in einer (sogenannten) „guten" Gesellschaft darf man so 'was nicht sagen und selbst wenn sich's flugs um ein Märchen handelt — es könnte, der Teufel weiß wie, anstößig, verderbend wirken, also fort damit — — so denkt die Zensur ungefähr in ihrem Altjungferngemüth und dekretirt die Sanirung des Aergernisses mit demselben Ernste, mit dem der französische Nationalkonvent den Beschluß faßte, König Ludwig XVI. zu richten, und dieweil das Publikum über die Ungereimtheit lacht, so räumt man den Stein des Anstoßes ganz aus dem Wege mit nicht viel weniger Ernst, als besagter Konvent zur Verurtheilung des „Mannes der Oesterreicherin" anwendete. Das Vorgehen der Zensur in dieser Angelegenheit ist zwar durchaus nicht für die Bemessung ihrer Vernunft von Vortheil, aber es ist mindestens doch irgendwie begründet und somit — ich möchte sagen: relativ zu Recht bestehend.

Was soll man aber zu Vorfällen wie den folgenden sagen? Als es sich um die Aufführung von *Wildenbruchs „Das neue Gebot"* handelte, strich man das Wort „Papst" und setzte hiefür „heiliger Vater" und „Apostelfürst zu Rom" (!!) und an Stelle der ganz und gäben Grußformel „Gelobt sei Jesus Christ" verfügte man das unerhörte „Gelobt sei Gott im Himmel" (!!) Heißt das nicht, Einem die eigene Dummheit ad oculos zu demonstriren? Ist das nicht Trotteloſis comme il faut? Eher begreift man noch das Verbot der dramatischen Armseligkeit *„Der Dadian"*, gegen welche „der russische Botschafter", so hieß es wenigstens in der Begründung „Einspruch erheben könnte" (Dadian ist nämlich eine Art von Fürsten-

titel im Kaukasus und der „Dadian von Mingrelien“ stand dazumal als Kandidat irgend eines just vacanten Thrönchens im Mittelpunkt des sogenannten „Tagesinteresses“.) Ebenso erklärlich erscheinen die Schwierigkeiten, welche man anfänglich der Aufführung von „Die offizielle Frau“ macht. In diesen beiden Stücken gibt es schließlich allerhand politische Häckchen, so man solche finden will, obgleich ich zuversichtlich glaube, daß der russische Botschafter im Falle eines Protestes lediglich wegen der Geistverlassenheit wenigstens des erstgenannten Stückes protestirt hätte. Es ist ja gewiß höchst anerkennenswerth von der Zensur, wenn sie darauf sieht, daß die Dichter Demjenigen die Ehre geben, dem sie gebührt und Persönlichkeiten, wie den Papst nicht so schlankweg Papst nennen, als ob sie mit ihm „Schweine gehütet“ hätten, auch klingt es viel poetischer, wenn es heißt „Apostelfürst zu Rom“ — ob aber ein innerer Grund vorhanden ist, derlei Verbesserungen vorzunehmen, ob diese nicht am Ende gegen das Kolorit und den Sprachgebrauch der Zeit, in welcher das Stück spielt, verstoßen, das übersieht die geliebte Zensur in ihrer Etiquettesucht ganz und gar.

Noch weit gröber treten die merkwürdigen Ansichten der Zensur, wie natürlich, in der Provinz hervor. Im Jahre 1896 z. B. gebot ein Bezirkshauptmann im „heiligen Land Tirol“ auf dem Theaterzettel von Anzengrubers „Das vierte Gebot“ den Titel des Stückes zu überkleistern und an dessen Stelle das gleichgiltige „Ein Volksstück“ zu setzen — „um kein Aergernis zu geben“(!) Was will gegen diese Stupidität die Thatsache heißen, daß in Hofmannsthals „Der Abenteurer und die Sängerin“ (im Burgtheater) der aus dem freien Verhältnis dieser Beiden entsprossene, also uneheliche Sohn über behördliche Maßnahme aus dem Stücke entfernt werden mußte!

Ich könnte derlei Kuriositäten noch zu Dutzenden registriren, denn es geht, wie bemerkt, kein Tag vorüber, ohne daß die Zensur irgend ein mehr oder minder gediegenes Hirschauerstückchen zum Besten gäbe, so, als hätte sie sich die Maxime des Kaisers Titus zur Richtschnur genommen: Nulla dies sine linea, ins Zensurdeutsch übersetzt: Kein Tag ohne Lächerlichkeit. Ich könnte die Liste dieser zensuristischen Blödiitäten bis zum Ueberdruß vermehren, doch dürften die angeführten, ziemlich saftigen Beispiele wohl genügen, die Behauptung auch im Besonderen zu rechtfertigen: Die Zensur in ihrer vorläufigen Handhabung besitzt keine Berechtigung, zu existiren und gehört, wenn man sie schon durchaus konserviren will, ins Kuriositätenkabinet. Sie verwirrt das Publikum und verwirrt den Künstler, im Wahn, zu verbessern, verschlechtert und verflacht sie jedes Werk, das so unglücklich ist, unter ihre Hände zu kommen. Und nicht zum Letzten: sie macht sich unsterblich lächerlich und durch ihre Abgeschmacktheit verächtlich — eine Behörde aber, die dies thut, hat das Recht verwirkt, über geistige Erzeugnisse zu Gericht zu sitzen, solch' eine Behörde gehört entweder in den Narrenthurm oder in eine Heilanstalt für Kretins.

Man spricht auch viel von der russischen Zensur und hält sie für die rückständigste aller. Zumal offiziöse, also mit unserer Zensur in einem gewissen verwandschaftlichen Verhältnisse stehende Blätter wissen über die Thätigkeit der russischen Gedankenbüttel geradezu haarsträubende Schauergeschichten zum Besten zu geben, wobei natürlich wacker gespottet wird. So hieß es einmal, daß den Zeitungen in Tiflis verboten wurde, die übliche Bezeichnung „Die russische Post“ d. i. die aus Rußland kommende Post zu gebrauchen, da der Zensor darin ein schlimmes Zeichen von „Separatismus“ zu sehen glaubte, und so war denn an Tagen, wo die russische Post infolge dieser oder jener Ursachen ausblieb, in den Zeitungen zu lesen: „Heute ist die Post aus Norden nicht eingetroffen“. Dem „Wolshski Wjestnik“ gestattete man den Abdruck einer Novelle „Die Tochter des Isprawnik (= Landrath)“ nur unter der Bedingung, daß der Titel in „Die Tochter des Assessors“ ungeändert würde. Ein auf Australien bezugnehmendes Gedicht, betitelt „Im Land, das keine Märchen hat“, wurde zur Veröffentlichung nicht zugelassen, weil unter dem Ausdruck „Land, das keine Märchen hat“ sehr leicht „Rußland gemeint

sein könne" (!!). Im Jahre 1895 erhielten alle im Kaukasus erscheinenden Blätter die amtliche Verständigung, daß über die religiös-wahnsinnige Sekte der Duchoborzen nichts geschrieben werden dürfe. Die „Nowoje Obosrenije" hatte nun gelegentlich der Sedanfeier einen Artikel vorbereitet, in welchem gegen die Auswüchse des Militarismus geeifert wurde. Diesen Aufsatz ließ der Zensor nicht zu und gab als Grund seiner Handlungsweise Folgendes an: „Der Autor des Artikels ist gegen den Militarismus, die Duchoborzen sind es gleichfalls — folglich ist der Artikel eine Kundgebung für die Duchoborzen, über die Duchoborzen aber darf nicht geschrieben werden — also muß ich die Veröffentlichung unterdrücken." Das ist bei Leibe nicht ein schlechter Witz, sondern eine Thatsache!*)

Und solcher Beispiele gibt es in Hülle und Fülle! Aber man glaube ja nicht, daß diese nordosteuropäische Zensur das alleinige Recht auf Dummheit besitzt. Unsere Zensur läßt sich, wie die obigen Beispiele bezeugen, den Besitztitel nicht so ohneweiters nehmen. Und gesetzt auch, sie sei noch nicht bis zu jenem Grade vom Bazillus des geistigen Kretinismus angesteckt, wie die russische — wenn es so fort geht, wird es gar nicht lange mehr dauern, zumal ja anerkanntermaßen die Zensur auf die Zensoren weitaus verdummender einwirkt, als auf das Publikum, dem die zensirte und somit sterilisirte geistige Kost gereicht wird, schon infolge des unmittelbaren Genusses. In der That, einen weiten Weg hat unsere Zensur just nicht zurückzulegen, mit der türkischen wenigstens steht sie schon auf gleicher Stufe.

Vor beiläufig vier Jahren brachten nämlich auswärtige Tagesblätter eine merkwürdige Notiz des Inhalts: die türkischen Behörden seien eifrigst bemüht, einen Menschen Namens Paulus ausfindig zu machen, der vor Kurzem eine höchst gefährliche „Epistel an die Galater" habe erscheinen lassen, deren Konfiskation jedoch, Dank der sprichwörtlichen Wachsamkeit der türkischen Polizei, gelungen wäre. In genannter Schrift wurden unter der Maske tiefster Religiosität und Frömmigkeit höchst umstürzlerische, wie auch unsittliche Grundsätze angepriesen und verbreitet, weshalb alle gutgesinnten, loyalen Unterthanen des Padischah verhalten seien, den Behörden bei der Ausforschung des Verbrechers thatkräftigen Beistand zu leisten. Wie wir, hochgebildeten Europäer, angesichts dieser Thatsache, im Bewußtsein unserer Superiorität über den nicht nur physisch, sondern auch geistig kranken Mann gelacht haben, wie die guten Jünger des Propheten herhalten mußten! Ha! welch' ein Muster von einer Zensur! Sie verfolgt nicht nur lebende Autoren, sondern sogar auch solche, die vor circa 1800 und mehr Jahren eines seligen Todes verstorben sind, sie konfiszirt Schriften, die anderswo im Geruche der Heiligkeit stehen! Das heißt man doch konsequent sein!

Ja, wir lachten ganz unbändig — Gottlob, es gibt doch noch tüchtige Esel mit zwei Füßen! Aber einige Tage darauf setzte es in unserer superklugen Kumpanei unsäglich verblüffte Gesichter. Im gelobten Lande Galizien reichte — so berichteten wenigstens Blätter, denen man Glauben schenken darf — ein Theaterdirektor bei der Zensur Shakespeares Julius Cäsar ein. Die Aufführung ward „erlaubt" (!), selbstverständlich, wie das schon conditio sine qua non bei uns ist, nicht ohne Striche (!!), aber unter der ausdrücklichen Bedingung „österreichische Uniformen dürfen nicht verwendet werden" (!!!); unterschrieben war, jedenfalls des Nachdrucks halber, ein „Hofrath". Woraus ersichtlich ist, daß unsere geistigen Einrichtungen mit jenen der Türkei erfolgreich konkurriren können. Gottlob, die zweifüßigen Esel sind nicht bloß auf die Türkei beschränkt!

*) Auch unser Blatt hat (wenigstens mit der russischen Zensur) ein paar nette Erfahrungen gemacht. So wurde im I. Hefte der Artikel Die Krankheit des Zaren" (S. 28.) ganz mit Druckerschwärze überstrichen, während im Doppelhefte vom 15. Juni die Artikel „die russischen Studentenverfolgungen" von Tell (S. 276) und „Der Zar" von Mieckiewicz (S. 279) kurzer Hand heraus gerissen wurden, wie man sich aus eigener Anschauung überzeugen kann.

(Die Schriftl.)

Hier sei auch eines Beispiels aus dem Reiche erwähnt — auch Deutschland liefert manch' einen schätzenswerthen Beitrag zur Anthologie „Blühender Blödsinn"! — dort verbot die königliche Regierung in Arnsberg die Aufführung der „Maria Stuart" am Totensonntage (d. J.), weil „der zu lustige Charakter des Dramas die Feier des kirchlichen Festes störe."

Und nun möchte ich fragen: wer hat in Anbetracht solcher unsterblichen Blamagen wohl den Heroismus, die Berechtigung der Zensur, zumal unserer Zensur zu vertheidigen? Welchen Nutzen stiftet solch' eine gedankenlose Gedankenbüttelei? Im allergünstigsten Falle doch nur den, daß sie die von der römischen Kurie zu Anfang des XVI. Jahrhunderts ausgeheckte und im Treibhause des Vormärz gepflegte Theorie: es sei nothwendig, die denkende und schreibende Menschheit als höchst gefährliches Verbrechergesindel zu bevormunden und zu drangsaliren, auf's Allergründlichste ad absurdum führt.

In seinen Erinnerungen erzählt Grillparzer ein prächtiges Geschichtchen, aus dem man ausgezeichnet über die eigentlichen Gründe belehrt wird, auf die die meisten Verbote, zumal von Litteraturwerken sich stützen. Grillparzer traf nämlich mit dem Zensur-Hofrath zusammen, worauf sich folgendes Gespräch entspann:

Grillparzer: „Mein „Ottokar" liegt schon bald zwei Jahr' auf der Zensur."

Hofrath: „Wissen S', wer ihn verboten hat?"

Grillparzer: „Nein! wer war's denn?"

Hofrath: „Ich, und Sie wissen doch, daß ich's ganz g'wiß immer gut mit Ihnen g'meint hab'."

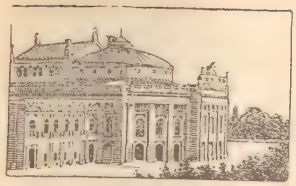
Grillparzer: „Und warum haben Sie ihn verboten? Kommt darin was Anstößiges vor?"

Hofrath: „Nein, das ganz und gar nit. Aber ich hab' mir immer gedacht: **Man kann halt doch nit g'wiß wissen** —"

Man kann halt doch nit g'wiß wissen! Ja, das ist es! das gilt noch bis heute und wird so lange gelten, als die Zensur besteht oder doch wenigstens, als sie von unfähigen Leuten gehandhabt wird, wie dies fast immer der Fall gewesen ist.

Würde man die Motive dieser Zensur konsequent auf alles bisher Geschriebene anwenden, so käme einerseits nicht ein Autor ohne den Vorwurf eines Verbrechens oder mindestens eines Vergehens davon, andererseits gäbe es kein einziges Buch, in welchem nicht wenigstens einige Stellen konfiszirt werden müßten. Von der Bibel und den Veden angefangen bis zu uns herab! Welch' eine stattliche Reihe von unsterblichen Verbrechern! Der Dichter des „Job", Homer, Milton, Shelley als Gotteslästerer, Firdusi, Sueton, Tacitus als Majestätsbeleidiger, der Dichter des „Hohen Liedes", Juvenal, Persius als Förderer der Unsittlichkeit, Aristophanes, Firdusi, Dante, Rabelais, Walther von der Vogelweide, Schiller als Aufrührer, Goethe, Shakespeare, Cervantes als Universal-Verbrecher u. s. f., u. s. f. Wahrhaftig eine prächtige Perspektive, zu der sich die zivilisirte, auf der Höhe der Zeit stehende Menschheit beglückwünschen kann! Vielleicht kommt es noch zu dieser wirklich fürstlichen Proskriptionsliste, laßt nur erst die Reaktion festen Fuß fassen. Geht es doch schon mit vollen Segeln in den Hafen der Rückständigkeit, wie die lexHeinze signalisirt hat . . .

Rückwärts Don Rodrigo
Rückwärts, rückwärts edler Cid.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Burgtheater.

Nach einer weiteren Antrittsrolle des Frl. Rabitow (Maria Stuart), welche Künstlerin sich immer verwendbarer zeigt und jedenfalls gar bald unentbehrlich werden dürfte, schloß Hr. Schlenther mit dem „Lear" die Pforten der vormals ersten deutschen Bühne. Mit Shakespeare begann er, mit Shakespeare hörte er auf. Das ist gewiß schön und lobenswerth. Leider liegt zwischen Anfang und Beschluß gar Vieles, mehr als sich Hr. Schlenther in seiner erhabenen Theaterweisheit träumen zu lassen scheint.

Auch die abgelaufene Spielzeit weiß von seinen Talenten, eine große Bühne zu leiten, nichts zu melden. Einerseits blieb er im Lande und nährte sich redlich an der von seinen Vorgängern reichlich gedeckten Tafel, andererseits ließ er sich in von verschiedenen Herrschaften abgelegten Kleidern bewundern — ob das für den Direktor eines Burgtheaters genügt, will ich heute nicht näher erörtern; jedenfalls zeigt es von einer ganz außerordentlichen Genügsamkeit, die anderswo ohne Zweifel vorzüglich angebracht wäre. Auch von der, zumal in dieser Spielzeit geradezu wahnwitzig betriebenen Durchpeitschung und Abhetzung von Stücken, die Erfolg hatten, will ich schweigen. Es wird sich einst noch Gelegenheit finden, die unglaubliche „Oekonomie", deren Folge der gänzliche Zusammenbruch des Burgtheaters als litterarische Bühne unzweifelhaft sein muß, scharf in's Auge zu fassen.

Nur nebenbei, gewissermaßen als Kuriosum sei erwähnt, daß trotz dem, sowie trotz der erheblichen Vertheuerung der billigen Sitzplätze*), von deren wohlthätiger Wirkung auf den Besuch allerhand gute Freunde in der Presse wahre Wundergeschichten zu erzählen nicht müde wurden, daß trotz alledem der Voranschlag um nicht weniger als **100.000 Kronen** überschritten wurde. „Thrift, Horatio, thrift" — Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

Die litterarische Ausbeute des abgelaufenen Spieljahres bietet auch kein erfreulicheres Bild. Von Shakespeare abgesehen und einigen gelegentlich (bei Gast- oder Probespielen) vorgeführten Paradestücken, die im Grunde genommen hier nicht mitgezählt werden können, weist die Liste neben einem Werke von weltlitterarischer Bedeutung (Aischylos' „Oresteia") nur zwei Stücke auf, die man im besten Sinne des Wortes „burgtheaterfähig" nennen kann. Das ist Calderon's „Zwei Eisen im Feuer" und Brieux' „Die rothe Robe". Die anderen Dramen sind theils mittelgut (wenigstens für ein Theater, wie es das Burgtheater sein soll), theils Läppereien, deren man ohneweiters entbehren kann. Zur ersteren Gruppe gehört „Flachsmann als Erzieher" von Otto Ernst und Hartleben's „Rosenmontag", zur zweiten Schönthan's, Triesch' und Trotha's billige Kalenderklichées und ähnliche. Ein sehr magerer Ertrag in der That, wenn man in Erwägung zieht, daß Hrn. Schlenther Mittel und Kräfte zur Verfügung stehen, deren sich nicht so bald ein deutsches Theater rühmen kann!

Im Vergleiche zu diesen ohne Frage kläglichen Erfolgen, hat die jüngste Wiener Bühne, das Stadttheater, dessen Mittel und Kräfte gar Manches zu wünschen übrig lassen, mehr geleistet. Dort merkt man wenigstens das Bestreben, fühlt, daß nicht ziel- und planlos gearbeitet wird.**) Hier aber vermißt man platterdings

*) Vergl. 2 Heft, Seite 34.

**) Um gewissen Vermuthungen die Spitze abzubrechen, muß ich bemerken, daß ich zum Stadttheater in keinen wie immer gearteten Beziehungen stehe. Hr. Müller-Guttenbrunn wird mir auch das Zeugnis ausstellen, daß unsere szt. „Beziehungen" keineswegs freundlicher Natur waren.

Der Verfasser.

Alles, was an eine Leitung auch nur erinnern könnte. Herr Schlenther mag das noch so sehr in Abrede stellen — vgl. seinen zornrothen Brief an Fr. Hohenfels — die Wirkungen liegen zu offen vor Jedermann, der gesunde Augen hat und der weiter denkt, als die Nase reicht. Mit stolzen Worten und schöngedrechselten Phrasen allein ist es bei Weitem nicht gethan!

Hr. Schlenther ist augenscheinlich ein großer Freund des Shakespeare und will auch im nächsten Spieljahre „Troilus und Cressida" zum Besten geben. Hoffentlich führt er sich dann ein Sprüchlein zu Gemüthe, das zumal auf ihn vorzüglich paßt. Es lautet: „Words pay no debts", zu deutsch: „Worte zahlen keine Schulden", selbst die geistigen Schulden eines Burgtheaterdirektors nicht!

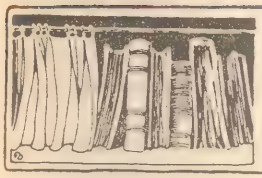
Stauf von der March.

Carltheater. Hauptmann's neuestes Werk „Michael Kramer", daß die Berliner zum erstenmale, d. h. in Wien zum erstenmale vorführten, befriedigt weder den Zuschauer, noch den Leser. Ich meine natürlich nur in künstlerischer Hinsicht. Es fehlt allenthalben an genügender Motivirung. Man tappt im Dunkeln und muß, um sich den Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn zu erklären, allerhand mehr oder minder gewagte Voraussetzungen heranziehen. Die einfachste Formel ist wohl die: ein begabter Mensch, dem die Widerstandsfähigkeit oder besser: die Spannkraft fehlt, geht im Kampfe mit seiner Umgebung, der Familie zu Grunde. Freilich, wie dieser Kampf eigentlich aussieht, sich äußert, darüber gibt Hauptmann keinen Aufschluß. Der Vater, ein tüchtiger Maler, zeigt sich ja doch als Vergötterer seines Sohnes. Vgl.: „Ihr wiß't gar nicht, was das ist, so 'n Sohn! Ich hab's, wahrhaftiger Gott, gewußt. Ich hab' mir gedacht: Ich nicht, aber Du. Ich nicht, dacht' ich mir: aber Du vielleicht", und: „Der Lump hat so viel Talent, man möchte sich alle Haare ausraufen. Wo Unsereiner sich mühen muß, da fällt dem Alles bloß so in den Schooß." Er schätzt ihn ohne Zweifel weit mehr, als die übrigen Glieder seiner Familie (seine Frau ist ein beschränktes, hausbackenes Ding, und die Tochter zwar eine gute und gewissenhafte Handwerkerin [sie malt ebenfalls], aber eben nichts mehr als eine Handwerkerin). Wie nun unter diesen Umständen zwischen Beiden, dem Götzendiener und seinem Götzen, ein Zwiespalt entstehen kann, der letzteren „in's Wasser" treibt, ist nicht ganz deutlich. Die Erklärung des Vaters, als er den Kopf des Toten modellirt, „Das ganze Leben lang war ich sein Schulmeister. Ich habe den Jungen malträtirt, und nun ist er mir so in's Erhabene gewachsen. Ich habe diese Pflanze vielleicht erstickt. Vielleicht hab' ich ihm seine Sonne verstellt: dann wäre er in meinem Schatten verschmachtet . . ." — diese Erklärung genügt nicht und eine andere gibt es nicht. Dafür wird umsomehr gegrübelt und gebohrt, wie in Hauptmann's ersten Stücken. Bühnenwirksamkeit kann man dem Werke nicht absprechen, allerdings ist hier in Erwägung zu ziehen, daß es die Brahm'sche Truppe dargestellt hat, eine Truppe, die mit Hauptmann's Stücken schon sozusagen verwachsen ist. Auch der mächtigen Gestaltungskraft, sowie zahlreicher fein ausgearbeiteter Einzelheiten wäre zu gedenken. Gespielt wurde, wie man es bei den Berlinern gewohnt ist, d. h. vortrefflich, was wohl auch zum nicht geringen Theil dem Stücke einen Erfolg beschieden hat, den es bei seiner ersten Aufführung in Berlin nicht zu erhalten vermochte.

Stf.

Raimundtheater. Die Posse „Der Dorfbader" (von A. Kolbe) gab den Tegernseern vollauf Gelegenheit, ihre herzerfrischende Laune sprudeln zu lassen. Der Dorfbader Simmerl, den Beni Glas gelungen darstellte, ist ein Mensch, von dem man landläufig sagt: mit Salben geschmiert, wenn Niemand zu rathen und zu helfen weiß, so erscheint er und fädelt in etwas naiver, aber lustiger Weise Intriken ein, die unfehlbar zum Ziele führen. So bringt er den reichen Bauern Lahringer (Heini Sachs) und die manns-tolle Kirchbäuerin Apollonia Zollmeier (Hansi Grassi) auseinander, deren Kinder Toni Lahringer (Wiggl Wenng) und Afra Zollmeier (Fanny Mayerhofer), sowie Midei Lahringer (Anna Zoller) und deren Geliebten Alois Bernbacher (Edi Hertl) aber zusammen und verschafft sich nebenbei auch ein Weib. Das an heiteren Momenten reiche Stück, in dem natürlich auch die Zither und der Schuhplattler keine geringe Rolle spielen, wurde mit einem Eifer dargestellt, der lebhaften Beifall hervorrufen mußte. Neben den schauspielerischen Leistungen der bereits angeführten Mitglieder des Bauernkünstlertrupps seien auch die trefflichen gesanglichen Vorträge der F. Mayerhofer erwähnt. In den Zwischenakten erfreuten Reiter und Kramer durch ihr Zitherspiel.

Stf.



Bücher-schau:

Arthur von Wallpach.

„Ich habe Rom's Dogmen den Rücken gewandt. Ich bin ein Heide." Diese Worte des kürzlich verstorbenen Freiheitssängers und -Kämpfers Adolf Pichler hat Arthur v. Wallpach seiner jüngst erschienenen Gedichtsammlung „Sonnenlieder"*) als Motto vorangesetzt und man muß gestehen, daß er seine Lebens- und Weltanschauung, die in seinen Gedichten zum Ausdrucke gelangt, nicht hätte zutreffender charakterisiren können. Seit beinahe zwei Jahrtausenden schwingt das Christenthum, die unmenschlichste und unnatürlichste aller religiösen Lehren, seine Geißel über die Menschheit; Arthur v. Wallpach hat damit gebrochen, seine Religion ist die Natur, in deren Schooß allein für die Menschheit wahres Glück und Seligkeit zu finden ist.

Was achtest du in Frühlingstagen
Des Daseins Wonne für gering,
Weil einst an's Marterholz geschlagen
Ein jüdischer Prophete hing?

Statt fremden Schmerz in dumpfem Brüten
Zu saugen aus dem Andachtsbuch,
Ergötze dich am Duft der Blüthen
Und flieh' der Kirchen Grabgeruch.

Empor, empor die steilen Steige
Durch tiefen Humus stampft dein Fuß
Und Lebensblümchen, Weidenzweige
Brich dir zum Strauß als Ostergruß.

So singt er in seiner Gedichtsammlung „Im Sommersturm".*) Immer und immer kehrt dieser Grundton in seinen Liedern wieder, immer dasselbe brünstige Schwelgen in der Schönheit der Natur, die ihm der Inbegriff der Göttlichkeit ist und mit der er sich Eins und untrennbar verbunden fühlt. Was Goethe, der große Heide, hundert- und tausendmal in gebundener und ungebundener Rede verkündet oder was Anzengruber's Steinklopferhans aus überquellendem Herzen zum Himmel emporjauchzt: „Es kann dir nix g'scheg'n, es kann dir nix g'scheg'n!" — es ist und bleibt immer derselbe große, erlösende Pantheismus, der auch in Arthur v. Wallpach's Dichtungen nach künstlerischer Gestaltung ringt. Am schärfsten hat er seiner pantheistischen Weltanschauung in nachstehenden Versen Ausdruck verliehen:

Ich hab' mich selbst gefunden
In jeder Kreatur,
Bin unlösbar verbunden
Ein Theil der Allnatur,

Ein Funken nie verknistert
Bin ich vom Urlichtschein,
Von Ewigkeit verschwistert
Mit Wald, Gethier und Stein.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen verlohnt es sich wohl, einen kurzen Blick auf die beiden bisher erschienenen und bereits eingangs genannten Gedichtsammlungen zu werfen. Sein Erstlingswerk „Im Sommersturm enthält außer einer ganz vorzüglichen Uebersetzung der „Hymne an Satanas", von Giosuè Carducci, fast ausschließlich Liebesgedichte und nationale Streitlieder. Was die erotische Lyrik Wallpach's betrifft, so kann nur gesagt werden, daß dieselbe eine heiße Sinnlichkeit athmet, voll Jugendkraft und strotzender Gesundheit, und daß sie so ganz verschieden

*) Erschienen bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig und Berlin.
**) Verlag Schuster & Löffler in Berlin.

ist von jenen geschlechtlichen Paroxismen, die sich in den Gedichten der Wiener Dekadenzpoeten austoben. Ein gesunder Rasseninstinkt kennzeichnet seine nationalen Streitgedichte, doch bricht derselbe auch sonst in seinen Dichtungen kraftvoll und oft mit großer Heftigkeit hervor. Vollständig unmöglich ist es, seine „Sonnenlieder im Jahresringe" zu analysiren. Man müßte den feinen lyrischen Blüthenstaub von diesen köstlichen Naturschwelgereien abstreifen, wenn man einen derartigen Versuch machen wollte. Wallpach sieht die Schönheiten der Natur mit den unbefangenen Augen eines Kindes, und geradezu entzückend ist die Naivität, mit der er das Geschaute in seinen Versen widerspiegelt. Als Beispiel für die Plastik seines Ausdruckes zitire ich das Gedicht „Lenzgefühl":

In eitel Sonnenglanz getaucht
Erwache ich. Der Thalgrund raucht.

Das furchenrauhe Ackerfeld
Ruh't schattenstreifig, saatbestellt.

Wie Sträuße stehen, farbengrell,
Die Blüthenbüsche silberhell.

Der Brunnen plätschert durch den Hag,
Ein früher Hahn bekräht den Tag.

Nur eine fleißige Säge sägt —
Sonst Feierstille, unbewegt.

Es wäre sehr verlockend, aus diesen beiden prächtigen Gedichtbüchern noch mehr herauszugreifen, doch müssen wir mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse des Blattes darauf verzichten. Arthur v. Wallpach ist eine dichterische Individualität von durchaus selbstständiger Eigenart und einer köstlichen, naiven Ursprünglichkeit und Frische. Ein echtes Kind der herrlichen Tiroler Berge tritt uns da entgegen und an seinen Gedichten haftet der charakteristische Erdgeruch der heimatlichen Scholle. Die in Schönheit getauchte Griechenwelt des perikläischen Zeitalters, gepaart mit germanischer Kraft und Tiefe, ist in diesem modernen Heiden wieder lebendig geworden. Wallpach sucht nicht das Heil der Menschheit in der Verkrüppelung der menschlichen Natur, wie unsere verschiedenen Pfaffenreligionen, sondern in ihm ist ein Verkünder jenes Evangeliums entstanden, das unser Dasein auf Schönheit und Natürlichkeit gründen will und dessen größter Prophet auch unser größter Dichter gewesen ist.

Josef Schmid-Braunfels.

Multatuli, Fürstenschule.

(Schauspiel in 5 Aufzügen. V. Band der „Schriften Eduard Douwes Dekkers" herausgegeben von W. Spohr. — J. C. C. Bruns, Minden i. W. 2 M. 25 Pf., geb. 3 M.).

Das Drama eröffnete den 1872 erschienenen 4. Theil der „Ideen", die im Laufe der Zeit zu sieben Bänden anwuchsen. Bei Ankündigung seines Planes zu diesem Werke schrieb Dekker seinem damaligen Verleger: „Ich werde darin (in den „Ideen") nach Wahrheit trachten. Das ist mein Programm. Das ist mein einziges Programm. Ich werde geben: Berichte, Erzählungen, Geschichten, Parabeln, Betrachtungen, Erinnerungen, Romane, Weissagungen, Mittheilungen, Paradoxen . . . Ich hoffe, daß eine Idee in jedem Bericht, in jeder Mittheilung, in jeder Betrachtung liegen wird. Nennen Sie also meine Arbeit: **Ideen** — anders nicht. Und schreiben Sie oben an: „Es ging ein Säemann aus, zu säen."

In der niederländischen Litteraturgeschichte, welche L. Schneider mit Benützung des Hellwald'schen Nachlasses verfaßt hat, heißt es über die „Fürstenschule": „Die Kritik in Holland ist sehr getheilt mit ihrem Urtheil über die Studien. Viele betrachten das Werk als eine moralische Rehabilitation des Verfassers."

Das hat nun ganz gewiß dem Dichter so fern gelegen, wie dem Herrn Schneider das Verständniß für den ethischen Revolutionär Multatuli!

Spohr ist bezüglich der poetischen und litterargeschichtlichen Bedeutung des Dramas ganz anderer Meinung; er erklärt in dem seiner Uebersetzung angefügten Nachwort: „Nun ist man gewohnt worden, in dem Erscheinen und in den ersten Aufführungen des Werkes im Frühjahr 1875 einen Wendepunkt in der Geschichte des holländischen Theaters zu sehen." Vergegenwärtigen wir uns, daß die „Fürstenschule" einen Abschnitt, einen Theil der „Ideen" bildet, daß ferner Multatuli der Ansicht war, das Schreiben sei soviel, wie „Abdruck nehmen von seiner Seele" — so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß die Gefühle und Gedanken des Autors in einem so hohen Grade daran die Hauptsache sind, wodurch die dramatische Form gesprengt, die aristotelischen Kunstregeln in den Hintergrund geschoben werden. Es fehlt nicht an Unklarheiten über den Verlauf der Handlung, namentlich vermißt man die Motivirung der Sinnesänderung einer der Hauptpersonen des Stückes, des Königs Karl.

Dagegen nehmen die philosophisch-moralischen Darlegungen und Betrachtungen einen so breiten Raum ein, daß der Fortgang der Handlung an manchen Stellen ganz wesentlich gehemmt wird. In einzelnen Szenen dagegen zeigt sich, daß Multatuli auch die dramatische Kunstform in genialer, wirkungskräftiger Weise zu handhaben verstand.

Der Inhalt ist auf den kürzesten Ausdruck gebracht: die Bekehrung des Königs Karl zu der hohen Auffassung des Fürstenberufes, wie ihn seine hochgesinnte Gemahlin Louise auffaßt und bethätigt. Aber gerade dieser Umschwung in der Seele des in die Schule genommenen Fürsten ist nicht deutlich motivirt und anschaulich genug als das Werk seiner ideal angelegten Gattin herausgearbeitet.

Die Handlung dreht sich um den von einer Hofkamarilla betriebenen Sturz des im Drama nicht selbst auftretenden Ministers vom Werth, dem man eine Liebschaft erst mit der Königin Louise, dann, als man andere, mildere Saiten gegen ihn aufspannen will, mit einer armen Näherin andichtet. Die Königin wird durch die üblichen Lustspielzufälle Mitwisserin verschiedener Gaunereien der Höflinge, zerreißt alle Fäden der Intrigue und läßt einer dieser Kreaturen eine energische Züchtigung zutheil werden, indem sie dieselbe zu fußfälliger Abbitte seiner Schufterei vor der verleumdeten Arbeiterin zwingt. Nach dieser Exekution stellt sich der König ein und faßt am Ende des Stückes den schönen Entschluß, gleich seiner Gattin, darnach zu trachten, sich die Liebe seines Volkes zu gewinnen.

Das ränkevolle höfische Treiben, die Soldatenspielerei des Königs, das ganze Lügengewebe einer vielgeschäftigen Regierungsunwissenheit wird mit einem wahren Hagel von Pfeilen des Humors und der Satire überschüttet. Das ganze Stück ist durchglüht von einer heißen Volksliebe und dem dem Dichter eigenen unbändigen, heiligen Drang nach Wahrheit und glühendem Haß gegen alle Lüge und allen trügerischen, heuchlerischen Schein.

Dafür ein paar Proben.

Bei einem nächtlichen gemüthlichen Beisammensein des Königs mit einigen seiner Höflinge verlangt der Fürst zur Würze des Symposions „einen Spruch von groben, dummen, plumpen Lügen", worauf Prinz Spiridio ein schönfärberisches Bild der blühenden Zustände des Reiches gibt, wie dergleichen zuweilen von Ministern und vortragenden Räthen der Regierung und den Herrschern vorgemalt zu werden pflegen. Multatuli hatte doch sehr genau erfahren, wie oft ganz und gar gefälschte Berichte aus den ostindischen Kolonien an Regierung und Kammer von Holland abgegeben wurden, wie kunstreich so ein Bericht „redigirt" werden muß, aus dem z. B. hervorgehen soll, „daß in Ostindien mehr Reis da ist, als da ist."

Von dieser Redigirkunst erhalten wir in der Fürstenschule auch eine Probe anderer Art: in dem Jagdbericht über die königliche Beute, den einer der Höflinge erdichtet und an eine Zeitung sendet, — obgleich Seine Majestät nicht einen Schuß abgegeben haben!

Die „Fürstenschule" ist eine Art politisches Glaubensbekenntniß Multatulis. Nach dem Erscheinen seines Anklage-Romans „Max Havelaar" suchten die Konservativen (Behounders) ebenso wie die Liberalen ihn für sich zu gewinnen, oder wie der Dichter selbst es auffaßte, ihn zu einer „Maschine" für ihre Parteitendenzen zu machen. Multatuli ließ beide grimmig abfallen: den Liberalen schrieb er, daß er sich ihnen höchstens zur Verfügung stellen könnte — als Diktator! Die mögen schön geguckt haben, als sie dieses Reskript erhielten!

Ganz wie Multatuli macht sich auch Königin Louise waidlich lustig über die beiden großen Parteien des Landes, die Liberalen; der Parteimann ist ihr

„Ein klingend Wort, das viel verdarb!
Ich selbst bin liberal, doch just darum:
Verachtʼ ich der Parteien Kinderspiel."

Scharf kritisch heißt es dann weiter:

„Was heute liberal heißt, wird gar bald
Gerümpel gelten der Perückenzeit,
Und was conservativ genannt wird, war
Doch kurz vorher noch ultraradikal.
Der Kampf mit solchen Worten schafft nicht viel . . .
Wer sich freisinnig nennt und liberal —
Dieweil er anders irrt als Großpapa! —
Ist oft, — und nicht als Mensch nur, sondern just auch
In seiner sogenannten Staatsmannskunst
So eingerostet, starr, so unfreisinnig-
Beschränkt, so wenig liberal . . . daß bei
Der Sache allgemeinem Jammer noch
Die Ironie des Worts ihr beißend Gift
Der offnen Wunde einspritzt und das Volk,
Das arme, hohnvoll dankend für die Gnade,
Ganz liberal verhungern nun zu dürfen,
Mit Schmerz läßt ausschaun nach der Hölle
Des Konservatismus . . ."

Aber auch die Staatserhaltenden, die Konservativen, holländisch Behounders, kommen schlecht genug weg:

„Erhalten? Konserviren? Was? das Alte?
Durchaus nicht! Schon dies Wort ist Lüge. Nie
Sah ich die Herrn mit einem Feigenblatt
Gekleidet oder . . . nicht gekleidet. Nie
Mit Wurfspeer sich das Dejeuner verdienen.
Sie tragen . . . seidne Strümpfe, schwarzen Frack.
Nicht einmal einen Spitzhut mehr! — und wenn
Der Ihren einer aus dem Grab erstünde,
Darin er hundert Jahr' sich . . . konservirte,
Ihn müßt der abgefallne Enkel ärgern,
Der eignem Urtheil nach erhaltend blieb.
Erhalten? Was? Was wird erhalten? Nichts!
Nur eigen Geld und Gut, wenn's möglich ist,
Und etwas Vorurteil für das, was neu ist.
Indeß . . . nicht zu viel Vorurtheil, genug
Just, um — mit äußerlicher Quasi-Würde
Sein Teil zu nehmen vom Ertrag des Neuen.
Sahst je du solche Herrn Bericht verschmähn,
Weil ihn der Telegraph gebracht? Und je
Aus Abscheu gegen den modernen Dampf
Die Frauen dieser Herrn am Spinnrad hocken?
Erhalten sie, die sich Erhalter nennen,
Die stolze Hoheit unsres Vorgeschlechts,
Das — herrschend, unterdrückend, wenn du willst, —
Des Loses der Vasall'n — aus Eigennutz,
Es sei! — sich annahm? Ist nicht von der Pest
Der mittelalterlichen Schinderei
Allein erhalten, was noch Vorteil gibt,
Die Früchte von der Arbeit?"

Auch dieser neue Band der Spohr'schen Multatuli-Uebersetzung ist ein Gewinn für das Schrifttum deutscher Zunge. Was in der Fürstenschule gesagt wird, kann auch außerhalb Hollands nur mit Vorteil vernommen und beachtet werden — nicht nur Fürsten können in dieser Schule lernen.

Leipzig. Manfred Wittich.

Godefroid Kurth Les Origines de la Civilisation moderne. 2 Bände. 4. Aufl. Paris Retaux 1897. I. 326 Seiten, II. 354 Seiten. 80.

Das schön ausgestattete und schön geschriebene Werk des Lütticher Geschichtsprofessors ist in der heutigen Zeit doppelt werthvoll. Nicht blos wollen wir beim Anbruch eines neuen Jahrhunderts Rechenschaft haben über den Ursprung unserer Kultur, sondern es stehen sich jetzt zwei historische Schulen schroff gegenüber: die eine, welche dem Christenthum den hervorragendsten Antheil an der Gestaltung unser Zivilisation gibt, die andere, welche dem Germanenthum, überhaupt dem Rassengedanken, die

Palme überreicht. Während Chamberlain in seinem groß angelegten Werke über die Grundlagen unserer Bildung den Einfluß des Christenthums möglichst klein darzustellen sucht, macht sich im vorliegenden Buche die entgegengesetzte Tendenz geltend. Man könnte es eine wahre Tendenzschrift nennen. In der sehr ausführlichen Einleitung macht der Verfasser denn auch seinen Standpunkt offenbar. Daß ihm seine Beweisführung völlig gelungen wäre, kann ich leider nicht behaupten. Der parti pris der vorgefaßten Meinung verhindert oft die Objektivität der Anschauung. Die Germanen standen denn doch wohl nicht ganz so tief, wie uns Kurth glauben machen will und Vieles, das uns abstößt, läßt sich aus den Zeitumständen rechtfertigen. Aber es ist schwer, sich in Zeiten völlig objektiv zurückzuversetzen, die uns so ferne gerückt sind. Man müßte selbst noch etwas vom damaligen Geiste in sich fühlen. Wir aber sind seit einem Jahrtausend infiltrirt von jüdischen und antiken Gedanken, die dem germanischen Wesen fremd sind.

Lüttich. Harald Grävell.

Madonna Gedichte von Richard Scheid, Dresden. E. Pierson's Verlag. 1900.

Ein Erstlingswerk mit dem Stempel eines solchen an der Stirne und doch auch wieder mit den Zeichen eines jungen Talentes geschmückt, welche für die Kunst Gutes erhoffen lassen. Ob Scheid selbstständig schafft oder nur ein geschickter Nachahmer ist, darüber möchte ich nach dieser ersten Probe noch nicht urtheilen. Jedenfalls treibt die „Modernitis" die grellsten Blüthen in seinem Gehirn und Anklänge an „berühmte Muster" bis in die Orthographie hinein sind zu zahlreich, als daß man sie übersehen könnte. Abgestoßen hat mich Scheid's ekelhafte, ewige Halbwelt-Sentimentalität und das Kokettiren mit seinen eigenen Finessen. Oft nimmt er uns durch den Anfang eines Gedichtes für sich ein, um uns am Schlusse durch eine gewollt lüsterne oder triviale Dissonanz abzustoßen — und unser Gefühl zieht sich beleidigt zurück. Ueber Geschmacklosigkeiten, wie „Heilige Nacht", wird einst der Autor selbst den Stab brechen. Sobald die erwähnte Halbwelt-Sentimentalität fehlt, gewähren manche Gedichte einen reinen, bleibenden Genuß. Ich erwähne: „O Nacht!", „Die tote Stadt", „Ueber den Thälern" („Tälern", sagt Scheid), „Das Glück" u. A. Scheid muß sich vor Wiederholungen — Plagiaten an sich selbst — hüten. Eine Zeile, wie etwa: „und laß' uns kosen, kosen", sollte keine dreimal in zwei Gedichten vorkommen, auch das „rothe Herz" kehrt zu häufig wieder. Ein uneingeschränktes Lob dagegen verdienen des Dichters Sprachtalent und seine Laut- und Klangmalerei und wir haben ein Recht zu hoffen, daß Scheid seine Begabung nicht in der Originalitätssucht aufgehen läßt, sondern Selbstzucht übt, ohne welche die wahre Kunst nun einmal nicht bestehen kann.

Dr. Emil Uellenberg.

Der heilige Krieg. (Cäsar Schmidt, Zürich 1901.).

Martin Witt nimmt mit geistreichen und fast immer logischen Ausführungen gleich der „Friedens-Bertha" Stellung gegen den Krieg im Allgemeinen und insbesondere gegen jenen der Engländer in Südafrika. Die Anhanggedichte „Die Hunnenschlacht", „Die Burenmission an die Mächte", „Nisawasa" sind sehr passende Ergänzungen. Für den Buchtitel „Der heilige Krieg" soll folgender Passus die Erklärung geben: „— von Professorenseite wurde der Krieg sogar für eine göttliche Einrichtung erklärt. (Beim Friedenskongreß in Haag.) Danach hätten wir es mit einem heiligen Kriege zu thun." Diese vereinzelte Anschauung der wenigen Kongreß-Professoren gibt dem Verfasser Anlaß, die gesammte deutsche Katheder-weisheit dafür verantwortlich und von dem Satze: „Und der Katedermann sagt, daß ist göttlich!" schier ein Dutzendmal Gebrauch zu machen. Herr Martin Witt, das ermüdet! „Ueberall im Thierreich ist Frieden und Nächstenliebe." Ich glaube, daß es noch immer Raubthiere, Raubvögel und Raubfische gibt. Das Bestreben, die Scheußlichkeiten des Krieges zu mildern, ist durchaus kein Zeichen seines allmählichen Ausbleibens. Ganz im Gegentheil! Wenn ich einer Giftschlange die Giftzähne ausreiße, so will ich mich weiter ihres Bleibens erfreuen. Der Sieger im Kriege erntet nicht immer „Hohn und Spott!" 1370/71 beispielsweise, haben die deutschen Soldaten durchaus nicht diese Erfahrung gemacht. Was an den Khaki-Anzügen Lächerliches zu finden ist, vergaß der Autor näher zu beweisen. Auch die Behauptung, daß in China als Folge der dichten Bevölkerung jeder Zoll Bodenfläche ausgenützt sei, bedarf gar sehr der Bestätigung. Im dichtbewohntesten Theile (im eigentlichen China), entfällt auf den Quadratkilometer eine durchschnittliche Seelenzahl von kaum 90 (in Deutschland wenigsten 30, höchstens 70). Der Autor ist ein Gegner des Krieges. Dann darf er auch nicht klagen, daß anläßlich der Niedermetzelung von 65.000 Christen in Armenien, Europa, die Türkei nicht energisch einschritt. Das wäre ja doch auch ein Krieg, oder glaubt der Verfasser, die Mordbanden wären sofort zum Kreuze gekrochen,

wenn die Mächte gedroht hätten? Daß die Buren durch die Eröffnung der Feindseligkeiten einen Fehler gemacht hätten, ist weder moralisch und noch viel weniger strategisch einzusehen. Die beste Parade ist der Hieb ohne Zeitverlust. Es sei mir ferne, durch diese kleinen Bemerkungen den thatsächlich vorhandenen litterarischen und historischen Werth des Buches schmälern zu wollen. Nur ist es Pflicht des Kritikers, auf Unrichtigkeiten und Trugschlüsse aufmerksam zu machen. Ich empfehle die Lektüre dieses Friedensbuches auf das Aufrichtigste.

Olmütz. Othmar Kleinschmied.

Política social, soluciones positivas de la Sociología contemporanea. Por Ernesto Bark. I. El Internacionalismo. (Madrid, Biblioteca Germinal).

Der seit Jahren im „schönen Lande des Weins und der Gesänge" lebende Deutsch-Russe Ernst Bark, durch eine Reihe sozial-politischer Schriften bekannt und neben Fasteurath, dem besten Kenner des spanischen Schriftthums, der vorzüglichste Förderer der politischen Aufklärung in Spanien, hat in seiner Sammlung „Política social" sich zur Aufgabe gestellt, eine erschöpfende Entwicklung der sozial-politischen oder besser: der soziologischen Frage zu geben. Der vorliegende Band behandelt den „Internationalismus". Der Verfasser entwirft in klarer, volksthümlicher Weise ein plastisches Bild vom Werden und Wachsen der schwarzen, rothen und goldenen Internationale (La Internacional Negra, Roja y del Oro), bespricht sodann die kosmopolitischen Nationen (Russen und Engländer), im Anschlusse daran den Panslavismus und Anarchismus, und schließt mit einem Ausblick über die sozialen Revolutionen. Das 200 Seiten starke Buch ist anregend und geistvoll geschrieben. Wenn man auch in manchen Einzelheiten anders denkt, als der Verfasser — in den Grundzügen wird man mit ihm einverstanden sein müssen. Schließlich bemerke ich, daß Bark fortschrittlich gesinnt ist, wie schon aus den folgenden Zeilen zur Genüge hervorgeht: „En Cuba y Filipinas ha sido sepultada la Espana antigua del trono y del altar, el porta estandarte de la internacional negra, cuyos ejércitos luchaban por Roma, y cuyos hombres de Estado se inspiraron en el fanatismo religioso". Ich werde noch später Gelegenheit finden, die weiteren Bändchen dieses schönen Unternehmens, das für Spanien von nicht unbedeutendem Nutzen sein dürfte, anzuzeigen und zu besprechen.

Stauf von der March.

Aus dem Narrenhause der Zeit.

Der ausgebliebene II. „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser" — mit der Gegenwart happerts aber noch. Bei der Kieler Yacht-Regatta kamen für die Begriffe jedes rückgratlosen Höflings arge Majestätsbeleidigungen vor. Kaiser Wilhelm II. führte selbst das Steuer seiner Yacht „Iduna", wurde aber III. Trotz seines begreiflicherweise eingelegten Protestes bewahrten — o Wunder! — die starrköpfigen sportlichen Schieds- und Zielrichter ihren „Männerstolz vor Königsthronen" und der II. wurde zum III. erklärt. Es ist noch nicht entschieden, ob das Richterkollegium ob dieser Entscheidung auf die Festung Weichselmünde in die Gesellschaft des geistvollen und charakterfesten Gesuchsverweigerers Maximilian Harden zur „Nachberathung" versammelt wird, oder ob eine andere gastliche Festung diese Untergraber des Autoritätsglaubens aufnehmen wird. Gewiß ist aber, daß der auf dem Festlande stets siegreiche Manöverfeldherr die Launischheit des nassen Elements für Deutschlands Zukunft an sich selbst erfahren mußte. Aegir IV.

Auch eine Nichtigkeitsbeschwerde! Welch' ertragreiches Feld für spitzfindige Advokaten, euphemistisch: „Rechtsfreunde" genannt, unser Strafgesetz ist, beweist folgende Begründung einer „Nichtigkeitsbeschwerde", die gegen ein auf Tod lautendes Schwurgerichtsurtheil eingebracht wurde: Ueber den Angeklagten wurde im Zuge der Hauptverhandlung wegen ungebührlichen Benehmens auf Grund Gerichtsbeschlusses die Strafe eines Fasttages verhängt: Dieser Fasttag erscheint nun, wie die Beschwerde sagt, zweifellos als eine Verschärfung der Todesstrafe, welche nach § 50 ausgeschlossen ist. Daß Fasten eine Verschärfung ist, besagt § 20 St. G. Diese Verschärfung werde in ihrer Natur nicht geändert, ob sie durch ein gerichtliches Strafurtheil oder durch ein gerichtliches Disciplinar-

Erkenntniß ausgesprochen wird. In einer jeden Zweifel ausschließenden Weise erscheine der Ausspruch der Todesstrafe gesetzwidrig, weil Josef Ott mit Urtheil des Landesgerichtes Wien vom 13. März 1900 wegen Verbrechens der Veruntreuung zu 14 Tagen Kerkers verurtheilt worden ist. Diese Strafe hat der Angeklagte in der Zeit vom 19. März bis 2. April 1900 im Wiener Landesgerichte abgebüßt. Laut der bejahten Hauptfragen wurde nun Josef Ott schuldig erkannt, seit dem 20. Februar 1900 in Tötungsabsicht so gehandelt zu haben, daß daraus der Tod des Kindes erfolgt ist. Da demnach Josef Ott am 13. März 1900, also nahezu vier Wochen nach diesem Beginne der Mordthat (nach dem Beginne der Mordthat — eine schöne Wendung) wegen eines damals schon konstituirten Deliktes zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt worden ist, durfte die Todesstrafe nicht mehr ausgesprochen werden." — Der Römer Cato Censorinus wünschte, die Gerichtshöfe seien mit Fußangeln gepflastert — wie zu sehen, ist hiezu der Anfang gemacht, wenigstens bietet das Gesetzbuch der Fußangeln so viele, daß die Urtheilsschöpfer, wie auch das Recht abgefangen werden.

Igelmeier.

Die rehabilitirte Wurst. Die Genossenschaft der Fleischselcher und Selchwaarenhändler versendet eine längere Zuschrift, der ich Folgendes entnehme: „Am 6. d. meldeten mehrere Tagesblätter, daß eine Frau nach dem Genusse einer Wurst unter Vergiftungssymptomen erkrankte und starb. Der Fleischselcher, aus dessen Geschäfte die angeblich tötlich wirkende Wurst herrührte, war zwar in keiner Weise näher bezeichnet, doch ist es selbstverständlich, daß sein Name Hunderten von Leuten und speziell der ganzen Nachbarschaft bekannt wurde. Er verlor einen Theil seiner Detailkunden und drei Engroskunden. Die gerichtsärztliche Obduktion der Leiche ergab als Todesursache Gehirnblutung und überdies wurde konstatirt, daß die Wurst, von welcher die Verstorbene genossen hatte (eine Pariser Wurst) von tadelloser Beschaffenheit war. Somit war der bedauernswerthe Fleischselchermeister lediglich das Opfer einer falschen ärztlichen Diagnose. Wir wissen, daß die Zeitungen den Bericht einer im Allgemeinen verläßlichen Korrespondenz entnommen hatten und daß diese wieder auf der Diagnose des Polizei-Bezirksarztes beruhte und machen daher weder den Zeitungen, noch der Korrespondenz einen Vorwurf. Aus Anlaß plötzlicher Todesfälle werden alljährlich beiläufig ein Dutzend Diagnosen auf Wurstvergiftung gestellt, doch hat eine Umfrage unter unseren Genossenschaftsmitgliedern ergeben, daß diese Diagnosen ausnahmslos durch den Obduktionsbefund dementirt wurden, denn soweit die Erinnerung unserer Genossenschaftsmitglieder zurückreicht, ist ein Fall von Wurstvergiftung in Wien noch nicht vorgekommen." — Die Würste, sowie die Fleischselcher sind somit rein wie neugeborene Kinder, nicht minder die Tagesblätter, es bleiben nur die diagnostizirenden Polizeiärzte übrig. Hoffentlich melden sie gegen die Rehabilitirung die Nichtigkeitsbeschwerde nicht an, denn sonst muß das arme Gehirn der Fleischselcher-Genossenschaft abermals bluten.

Igelmeier.

Die Schulfreundlichkeit der Feudalen. Eine beliebte Melodie der Hochtory's. Wie es aber in Wahrheit damit bestellt ist, zeigt folgende Begebenheit: Der böhmische Landesschulrath in Prag verfügte im Februar vorigen Jahres die Errichtung einer selbstständigen einklassigen Volksschule in Dobrzenic. Die Ortsgemeinde erklärte sich bereit, für die Erhaltung der zu errichtenden Schule aus eigenen Mitteln aufzukommen. **Gegen diese Schulerrichtung protestirte der Fürst Adolph Josef Schwarzenberg,** der als Eigenthümer der nächst Dobrzenic gelegenen Herrschaft Hluboky zu den Kosten des Schulbaues eventuell herangezogen werden könnte. In der Beschwerde beklagte sich Fürst Schwarzenberg, daß die Schulbehörden in diesem Falle oberflächlich vorgegangen seien und nicht erwogen hätten, mit wessen Gelde die Schule errichtet werden solle und doch sei, meint der Fürst, die finanzielle Frage die Hauptsache. Das besagt wohl genug. Offenbar bangt der Herr Fürst, daß die Leute zu gescheidt würden und

> Herr, lass' Dummheit regnen über's Land,
> Dann bleibt das Heft in unsrer Hand

denken die Feudalen ebenso wie die Klerikalen!

Der Karsthans.

Draga-Dragoner. Was nützte es, daß Belgrad durch den Prinzen Eugen so tapfer für die Christenheit wiedererobert wurde? Das halb- und ganzasiatische Spezifikum läßt sich selbst in unseren Tagen nicht verleugnen und der dünne christlich-europäische Firniß springt an allen Stellen und zeigt uns morgenländische Schmutz- und Wundergeschichten. Eine besondere Anerkennung aber verdienten sich die serbischen Höflinge in den allerletzten Tagen. Die Erfindungsgabe der arabischen Märchenerzähler ist Stümperei gegen die großartige Findigkeit, mit der die Belgrader Hofdiplomaten aus der Sackgasse mit

der nichts gewordenen „Hoffnung des — Landes", richtiger gesagt, der Landesmutter sich herauswanden. Noch ist das Bild des Münchener „Simplicissimus" mit dem erschöpften König Alexander Sascha und dem Luftpolster kaum aus den Auslagen unserer Bücherläden verschwunden und schon wird die verblüffte Mitwelt durch ein neues ebenso eigenartiges „freudiges Ereigniß" überrascht. Wie eine kurze und bezeichnender Weise im ganzen Schmockblätterwalde unbesprochen gebliebene Depesche aus dem Konak mittheilt, wurde der Königin Draga das serbische Garde-Kavallerieregiment verliehen. Nun ist Alles wieder in bester Ordnung. Der um seine Dynastie besorgte Sascha kann wieder ruhig sein, seine Draga hat durch diesen Beweis seiner königlichen Huld den von ihm mit 37 Wiegen erwarteten Sprößling zwar auch noch nicht bekommen, aber sie wurde nunmehr als „Garde-Kavalleristin" zumindestens beim russischen Hofe hoffähig. Batuschka Zar wird Draga sammt ihrem Sascha mit Freuden aufnehmen. Die Serben aber können sich baß darüber freuen, daß ihre Königin in wahrhaft unbefleckter Empfängniß gleich ein ganzes Regiment erhalten hat. Die Draga-Dragoner werden ihrer hohen Inhaberin gewiß treulich dienen und irgend ein Schmöckchen spitzt vielleicht schon den Bleistift zu einer schwungvollen Abhandlung über das Thema: „Grossesse vitesse militaire!"

Murner d. J.

Offener Sprechsaal.

„Die Kunst der Schwachen".

Wie sich die Leser erinnern werden, hat Bodo Wildberg in Nr. 7 der „Neuen Bahnen" einen Artikel zur „Heimatkunst" veröffentlicht, dem er den polemischen Titel „Die Kunst der Schwachen" gab. Dieser Aufsatz hat in Fritz Lienhards „Deutsche Heimat" (Heft 32) und in der Wochenschrift der Berliner „Deutschen Zeitung": „Deutsche Welt" (Nr. 28) ziemlich heftige Entgegnungen hervorgerufen. Dieselben beruhen auf Mißverständnissen, die aufzuklären wohl der Mühe lohnt, umsomehr, als die „Deutsche Heimat" den „Neuen Bahnen" eine Tendenz unterlegt, die sie entschieden nicht besitzen.

Beide Artikel muthen Wildberg eine mala fides zu. Er habe die deutsche Provinzkunst zu Gunsten der österreichischen herabsetzen wollen. Ich kann zwar aus eigener Erfahrung nicht entscheiden, inwiefern das Urtheil Wildbergs über die deutsche Heimatkunst begründet ist, das die Berliner Provinzkünstler so fürchterlich aufgeregt hat. Aber soviel steht fest, daß sich auf das Schlagwort „Heimatkunst", in Deutschland, ebenso wie in Oesterreich, eine Schaar von „kleinen Geistern mit enggezogenen Horizonten" gesammelt hat.

Ich theile — aufrichtig gesprochen — nicht in Allem die Ansicht Bodo Wildbergs — das dürfte mein Artikel im Doppelhefte vom 1. Juni (8/9) hinlänglich bewiesen haben — aber die „Neuen Bahnen" sind eben eine Tribüne freier Meinungsäußerung für Jeden, der wirklich eine Meinung hat. Deshalb konnte auch Herr Wildberg, gewiß ohne jede Beeinflussung von Seite der Schriftleitung, seine Ansicht aussprechen und ich zweifle nicht im Geringsten, daß er das redlich gethan hat, ohne sich den „Neuen Bahnen" zu Liebe irgend einen Zwang aufzulegen. Endlich bin weder ich, noch auch die Schriftleitung dieses Blattes Gegner der Heimatkunst an und für sich, weder der reichsdeutschen, noch der österreichischen.

Wir kehren uns nur dagegen, daß durch diese Bewegung allen Dilettanten, ja Dilettanten! eine Zufluchtsstätte geschaffen werde. Wer da z. B. die österreichische Provinzlitteratur genau kennt und den Artikel gelesen hat, der von Herrn Hugo Greinz im „Litterarischen Echo" (Berlin) veröffentlicht worden ist, wird es nicht zu hart

finden, wenn gesagt wird, daß diese Bewegung zu einer Agitation für eine ganze Reihe von ausgemachten Stümpern*) ausgeartet ist. Da finden wir herzlich unbedeutende Leute taxfrei zu Dichtern erster Klasse ernannt, während der Name wirklich bedeutender Personen verschwiegen oder höchstens mit 2—3 Zeilen abgethan ist und zwar auch der Name solcher, die in der Provinz wohnen, somit zur Provinz gehören, z. B. der R. Ch. Jennys.

Ich werde wohl noch Gelegenheit finden, darzulegen, was wir unter Heimatkunst verstehen; denn wir sind auch ganz entschieden der Meinung, daß der Kern dieser Bewegung ein guter ist. Es kommt nur darauf an, was darunter verstanden wird. Und da haben wir namentlich anfangs recht Gutes, sowohl von den deutschen, wie von den österreichischen Heimatkünstlern gelesen, aber nach kurzer Zeit schon war, namentlich bei uns in Oesterreich, die ganze Richtung völlig entartet und es hat sich deutlich gezeigt, daß das Schlagwort von der Kunst von einigen miteinander eng liierten Herren nur deshalb erfunden wurde, um sich selber obenauf zu bringen. Dabei haben sich diese Herren nicht im mindesten genirt, diese ihre Sache unverschämt persönlich zu betreiben.**)

Vor Herrn Fritz Lienhard und seinen Werken habe ich allen schuldigen Respekt, geradesogut wie vor einigen Vertretern unserer österreichischen Heimatkunst — aber ich muß es ablehnen vor dem Troß, der hinter diesen einherzieht, den Hut lüften zu müssen.***)

Die Wiener Litteratur-Klique, die nichtsweniger als spezifisch-österreichisch ist, wofür sie Bahr erklären wollte, hat immer dekretirt, außerhalb ihrer Grenzen gäbe es keine Dichter mehr in Oesterreich; da trat Herr Greinz Roseggers Einladung folgend auf den Plan und sagte: wir haben in der Provinz 100 oder wenn jemand mehr will: auch 200—300. Wer es diesem Herrn recht thut, kann der berühmteste unter diesen Vielen werden, ohne Ansehen seines Könnens und Schaffens. Man kann sich's aber auch bei diesem Litteratoren von Bahrs Gnaden auf zeitlebens verderben, wieder ohne Ansehen des Könnens und Schaffens. Zu solchen Zwecken gibt es mannigfache, wohl entsprechende Einrichtungen. Wer die Thätigkeit des Kritikers Greinz verfolgt hat, weiß, daß er einen und denselben Autor und ein und dasselbe Werk sehr verschieden zu beurtheilen versteht, je nach der Stellung und dem Ansehen des Organs, in welchem er seine Kritik abzusetzen pflegt. So beliebte er z. B. in der „Linzer Montagspost", die er früher leitete, manchen Autor als großen Dichter, in der „Ostdeutschen Rundschau" als Talent zu bezeichnen, um ihn dann z. B. im „litterarischen Echo" oder in der „Zeit" zu verreißen, oder auch gar nicht zu erwähnen.

Das ist es, wogegen wir uns vor Allem wehren, gegen diese persönlichen Eroberungszüge unbedeutender, aber skrupelloser Spiegelfechter. Es ist einfach nicht möglich, daß die Heimatkunst in Deutschland oder in Oesterreich gewissermaßen über eine Unzahl von wahren Dichtern „von Gottes Gnaden" verfügt — es können hier wie dort nur wenige sein. In dieser Hinsicht war Herr Bodo Wildberg schwer mißzuverstehen und müssen wir ihm vollkommen beistimmen.

Wien. „Der gute Fridolin."

*) Und Trabanten des Herrn Greinz.

**) Und einen Hermann Bahr, der seinem ganzen Wesen nach mit den eigentlichen Zielen der Provinzkunst nicht das Geringste zu thun hat, zu ihrem Patron und gleichzeitig untrüglichen Orakel zu machen! Schon daraus merkt man die Absicht: es handelte sich nicht so sehr um die Provinzkunst, sondern vielmehr um das Emporkommen, zumal des Fahnenträgers Greinz. (D. Schriftl.)

***) Vollkommen einverstanden! (D. Schriftl.)

Herr Hugo Greinz spricht!

„Spät kommt Ihr, Ilo, doch Ihr kommt!" Wenn auch nicht, wie dieser, „mit vollen Händen". Herr Greinz veröffentlicht im 1. Juliheft des „Kyffhäuser" eine Erklärung „In eigener Sache", betreffend den im 1. Juniheft der „Neuen Bahnen" abgedruckten Artikel „Hermann Bahr's Bildung", worin mein Gegenfüßler seit Christof Schmid: „Der gute Fridolin" dem Linzer Gernegroß einige Pfefferkörner der Wahrheit zum Schlucken gab. Was nun Herr Greinz erklärt, ist theils gegenstandslos, theils sehr gewunden, wie er es erklärt, sehr matt.

Gegenstandslos nenne ich die Bemerkung, daß die „Neuen Bahnen" nach „längerem Nichterscheinen" wieder herausgekommen sind*), weiters, daß der Vorwurf der Schleppträgerei „anonym" erhoben wurde, endlich, daß Herr Greinz dem „anonymen Verfasser wahrscheinlich irgendeinmal unangenehm geworden ist". Gewunden erscheint die Behauptung, daß der Kyffhäuser „vollkommen frei und unabhängig" war, zumal Bahr gegenüber. Greinz beruft sich auf die daselbst „bisher erschienenen Urtheile über Bahr" und folgert daraus die „Nichtberechtigung" des erwähnten Vorwurfes. Er eskamotirt eben seine Lobeshymnen (z. B. in Heft 15 des II. Jahrganges über den „Franzl") und zeigt dafür den vom guten Fridolin ausdrücklich angeführten Aufsatz von Dr. K. v. Ettmayer auf, der für Bahr keineswegs schmeichelhaft war und der überdies im „Kyffhäuser" erschien, da Herr Greinz mit der Leitung des Blattes nur wenig mehr zu thun hatte, wie sich unschwer beweisen ließe, trotz der „beruhigenden Erklärung", das Blatt sei seinem Einfluß „nicht entzogen".**)

Schließlich meint Herr Greinz, die österreichische Heimathskunst sei mit Hermann Bahr gar nicht „verquickt" — das ist Blech! wer Greinzens Wallfahrten zur modernen Kaaba des Bahr kennt und von den zahlreichen Verhimmelungsartikeln dieser und jener „Provinzkünstler" weiß, der wird über die jesuitische Behauptung blos die Achseln zucken. Die österreichische Heimathskunst, die echte wenigstens, ist mit Herrn Bahr nicht verquickt, dagegen aber die österreichischen Heimathskünstler, sofern sie mit Herrn Greinz um die Gunst des litterarischen Dalai-Lama wettkriechen. Seine Vertheidigung schließt Herr Greinz mit den Worten: „Auf eine weitere Polemik mit einem Anonymus einzugehen, halte ich mich solange weder für veranlaßt noch für verpflichtet, solange es dem Verfasser nicht beliebt, seine Anonymität aufzuheben. Ich halte es für eine Pflicht schriftstellerischer Anständigkeit, mit offenem Visir zu kämpfen." — Das war wohl gesprochen, sich den Magen warm zu halten, um einer Verkühlung vorzubeugen. Ich glaube jedoch, daß dieses vornehme Sicheinhüllen in die Toga des Schweigens andere Beweggründe hat, als die Unlust mit „Anonymen" zu fechten: Entweder denkt sich Herr Greinz „die Vorsicht ist die rechte Tapferkeit" oder er kann nichts mehr erwiedern. Jedenfalls wird er noch ordentlich bedient werden.***)

„Der böse Dietrich."

---

*) Das geht Herrn Greinz den Teufel was an! Wenn wir einen so opferwilligen Rückhalt hätten, wie der „Kyffhäuser" an Herrn Pochlatko besitzt, wäre eine Stockung im Erscheinen von vornherein ausgeschlossen. Hinge der „Kyffhäuser" von Herrn Greinz ab, so würde er schon längst nicht mehr leben! Schwierigkeiten, wie wir sie bereits überwunden haben und wie sie uns noch bevorstehen, wäre Herr Greinz weder physisch, noch psychisch gewachsen. Also nur fein sachte mit dergleichen Spötteleien! (D. Schriftl.

**) Das mag vielleicht zutreffen, sicher ist aber, daß eine Reihe von Provinzlitteraten sich bereits dem Einfluß des Herrn Greinz entzogen hat und mit nicht geringer Entrüstung von dessen Treiben spricht. Beweise hiefür sind uns die zahlreichen Zuschriften, die wir seit Erscheinen des Aufsatzes vom „Fridolin" erhalten haben und worin uns wiederholt für unsere Stellungnahme gegen Greinz gedankt wird. (D. Schriftl.

***) Die diesbezügliche Antwort vom „guten Fridolin" mußte infolge Raummangels zurückbleiben. (D. Schriftl.)

Feuilleton.

Das Gelübde.

Der Rabe, den es sehr betrübte
Daß seine Frau ihn schnöd verließ,
That wunden Herzens ein Gelübde;
Ganz öffentlich beschwor er Dies:
„Kein Weib soll mehr in's Nest mir kommen
Und wärmen es mit sünd'gem Leib!
Ich nehme mir zu eig'nem Frommen,
Solang ich leb', kein eh'lich' Weib!"
Die Vögel sprachen: „Der hat's eilig,
Sich aus der Welt zurückzuzieh'n!
Der wird noch selig oder heilig!
Sie priesen und bestaunten ihn.
Der Rabe ehrte sein Gelübde,
Zog sich zurück in Waldesschooß,
Wo er in frommem Sang sich übte,
Allein im Neste, ehelos.
Sein schwarzes glänzendes Gefieder
War seinem keuschen Leben Zier,
Desgleichen seine schönen Lieder;
Kurzum, er ward ein frommes Thier.
So ging es lange Wintertage;
Doch als der Frühling wiederkam
Mit Blüthenduft und Sonnenplage,
Als Männchen sich ein Weibchen nahm,
Als sich zum großen Paarungsfeste
Erhob ein liebendes Gewühl,
Da ward denn doch in seinem Neste
Dem Raben etwas eng und schwül.
Er sprach zu sich: „Ich schwor zu eilig
Dem frohen Liebesleben ab!
Was frommt auch nach dem Tod das „heilig!",
Wenn ich gar nichts vom Leben hab'?!
Doch darf ich nicht Gelübde brechen,
Die ich so öffentlich beschwor!
Ach, diese bösen Fleischesschwächen!
Wahrhaftig, nein, ich war ein Thor!"
Er dachte nach: „In meinem Neste
Kein Weib! — — Was also fang' ich an?"
Da fiel ihm ein: „Es ist das Beste,
Ich werde Wanderpredigtmann."
Gedacht, gethan. So flog der Rabe
Im schwarzen Kleide, blank und rein,
— (Das war auch seine ganze Habe) —
Zu predigen baumaus, baumein.
Er ließ in jedem Nest sich nieder,
Wo er allein das Weibchen traf,
Er lehrte es Erbauungslieder
Und sang und wiegte es in Schlaf.
Er führte solch' ein Wanderleben
Fromm bis zum Winterreisefest,
Um sich dann wieder zu begeben
Zurück in's unentweihte Nest,
Und also blieb der fromme Rabe
Stets ehelos im keuschen Nest.
Der Dompfaff pfiff an seinem Grabe
Noch heilig seinen ird'schen Rest.

Prag. F. W. v. Oestéren.

Daß die Hundstage herannah'n, merkt man nicht nur aus der Witterung, sondern auch aus den Verhandlungen der Landtage in Böhmen und Mähren. Man „ventilirt" nämlich (wieder einmal) die Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen oder wie man diplomatisch sagt: den „Ausgleich". Man versichert einander inbrünstig, der Ausgleich sei nothwendig, geboten und dringend, man bewilligt den nationalen Gegenfüßlern dies und jenes, man spricht (oft sogar mit den Händen) Bände voll Weisheit, es bedarf jedoch nur eines scheinbar schärferen Ausdrucks und die friedliebenden Landboten kochen über — die Tschechen wollen von der nationalen Abgrenzung (mit der ich das Verbot der Freizügigkeit verbinden möchte) nichts wissen, die Deutschen hingegen können (und mit Fug) über das „Staatsrecht" nicht hinwegkommen. So trottet denn die blinde abgetriebene Schindmähre des Ausgleichs immer im Kreise herum und wird von Tag zu Tag elender und dünner . . . Das heißt man im Rothwelsch der Offiziösen „die Wiedergeburt Oesterreichs"!

Das sonstige politische Leben und Treiben spielt in „fashionablen" Badeorten und Sommerfrischen den „verfluchten Kerl" und läßt sich kein graues Haar wachsen. Die Zeche zahlen ja doch schließlich die Völker, auch wenn sie noch so sehr maulen und brummen. In dieser Beziehung wenigstens — und das ist ja die Hauptsache — sind sie solidarisch.

Langsam, aber sicher bereitet sich in der Wiener Bevölkerung, soweit sie wahlberechtigt ist, ein politischer Umschwung vor, wie er übrigens vorauszusehen war. Im Wahlbezirke des verstorbenen Christlich-Sozialen Prof. Schlesinger, der einerseits durch seine länglichen Reden, andererseits durch seine barocke Idee vom „Volksgeld" sich einen Namen gemacht hat, wurde das Haupt der österreichischen Sozialdemokraten Dr. V. Adler zum Abgeordneten gewählt. Hält man sich vor Augen, daß die Lueger-Partei in Wien einen nicht zu unterschätzenden Anhang besitzt, daß ihr reichlich Mittel zur Agitation zu Gebote stehen und daß sie in allen Kniffen und Pfiffen des robusten Gewissens ausgezeichnet bewandert ist, so wird man diese Niederlage einigermaßen anders beurtheilen müssen, als man sonst dergleichen Wechselfälle im politischen Leben hinnimmt. „Unser" Lueger versichert zwar, das würde der Partei gar keinen Schaden bringen, aber wir werden ja sehen!

Der Karsthans.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Dramen
von Josef Hafner
und Oskar Weilhart.

Keine Sühne 1897.
Der Frauenkongreß 1898. (Verlag E. Pierson, Dresden.)
Die brotlose Kunst 1899. (Verlag G. H. Mayer, Berlin
Das Märchen vom neuen Leben 1899.
Das neue Dorf 1901. (Oesterr. Verlagsanstalt.)

Von **Josef Hafner** ist früher erschienen:
Spiritismus oder Philosophie 1894.
Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895.
(Verlag W. Friedrich, Leipzig.)

Werke
von
Emil UELLENBERG
erhältlich
durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson, Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.
1901. Verlag E. Pierson, Dresden.

Werke von
Hanns
Weber-Lutkow:

Schlummernde Seelen.
Geschichten aus Klein-Rußland 1900. Brosch. 2 K. 40 H. (2. M.) geb. 3 K. (2 M. 50 Pf.),

Die schwarze Madonna.
Geschichten aus Klein-Rußland 1901.

Oesterreichische Verlags-Anstalt Linz und Leipzig.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

MUSIK- und THEATER-ZEITUNG
XIII. Jahrgang
herausgegeben von **Anna Cador**
Wien, IV/1, Mozartgasse 4
erscheint entweder zweimal monatlich oder als Doppelheft einmal im Monat.

Chocolat
SUCHARD
Pariser Weltausstellung 1900
!! Grand Prix !!
Höchste Auszeichnung!

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien IV. Kolingasse 4

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX. Pramergasse 22.
Preislisten kostenfrei.

Gesunde Menschen
Monatsschrift für volksthümliche Gesundheitspflege, natürliche Heilweise und allseitige Reformen auf naturgemäßer Grundlage.
Herausgegeben und geleitet von **Rudolf Richter,**
Wien, XIX, Freihofgasse 1.
Ganzjähr. Bezugspreis K. 4.—. Einzelnhefte 40 H.

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt"

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen zwei reich illustrirte, ca. 50 Seiten starke Hefte: Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.—.**

!!! „Bühne und Welt" ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt"

Berlin S 42. Otto Elsner.

„Der Scherer"

Illustrirtes Tiroler Halbmonatsblatt für Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 10. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 2092U.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Knechtschaffenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und führt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ehrenburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 = Mk. 3 = Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 = Mk. 6 = Frcs 8. Ganzjährig: K 12 = Mk. 12 = Frcs 16.

Einzelne Hefte 60 Heller = 60 Pfennig = 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer" Innsbruck, Museumstraße.

15. Heft. 1. August. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Emil Uellenberg, Neapel 387
Harald Arjuna, Die Zukunft der Niederlande 388
Merksprüche von Moscherosch 389
Ottokar Stauf v. d. March, Victor Hugo . 390
Emil Uellenberg, Gedichte (mit dem Bilde des Verfassers) 397
Faust, Als der Großvater die Großmutter nahm 398
Friedrich Adler, Mohammed 401
Aus dem Wiener Kunstleben 402
Von fremden Bühnen 403
Bücherschau 405
Aus dem Narrenhause der Zeit 410
Offener Sprechsaal:
Ein polnischer Kritiker 411
An Herrn Hugo Greinz 413
Erklärung 414
Feuilleton: Der Fluch des Mystikas von Steinhart 415
Simplicius Simplicissimus, Dichter und Fürsten 417
Tu felix Austria 418

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—
Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Cmts.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell v. Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hanse, Maderno.
Karl Maria Heidt, (†).
Karl Henckell, Zürich.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Friedrich Werner v. Oestéren, Prag.
Oskar Panizza, Paris
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler, (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck.
Hermann Rollett, Baden.
Benno Büttenauer, Mannheim
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Heinrich v. Schullern, Salzburg.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf v. der March, Wien
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Emil Uellenberg, Zürich.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Diesem Hefte ist die 2. Fortsetzung des Schauspiels: „Zwischen Altem und Neuem", v. G. Christaller, beigelegt.

Eingelangte Bücher.

Auf verschiedene Anfragen. Bei Nummerirung der Hefte ist thatsächlich ein Irrthum unterlaufen, der auf mißverständlicher Auffassung einer Zuschrift an die Druckerei beruht. Wir stellen somit richtig, daß das Heft vom 15. Juni Nr. 10 und 11 und nicht 9 und 10, tragen soll. Das vorliegende Heft ist das 15. in der Reihe.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge: Nr 272, Dr. F. v. Myrbach, die Arbeit, Nr. 273/75 Ebert-Heft.
G. Freytag's Reise- und Wanderkarte von Tirol.
G. Freytag's Plan von Wien.
G. Freytag's Radfahrer-Karten. Bl. 13 und 14.
Prof. A. L. Hickmann, das Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn.
Friedr. Werner von Oestéren, Berlin.
Theodor Salburg-Falkenstein:
Ernst Freiherr.
Buch der Phantasien.
Friedrich Benz, Ausgewählte Gedichte.
Dunkle Wege.
Edith Gräfin Salburg, Die Exklusiven.
" Papa Durchlaucht
" Die Inklusiven.
" Golgatha.
" Karrière.
" Mirabeau.
" Des armen Mannes Liederbuch.
Wald- und Feldbrevier.
A. Guth, Vom letzten Tage
Josef Hafner und Oskar Weilhart, Das neue Dorf.
Ernst Ziel, Ausgewählte Gedichte.
Wilhelm Walloth, Ein Sonderling.
Karl Maria, Verse.
Internationale Litteraturberichte Nr. 13—15.
Der Kuffhäuser 7, 8
Der Scherer 13, 14
Bühne und Welt 19, 20.
Der Freidenker 25—27.
Die Gesellschaft 7, 8.
Arkadien Nr. 4.

Werke
von
Emil UELLENBERG
erhältlich
durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson. Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann. Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.
1901. Verlag E. Pierson, Dresden.

Neue Bahnen

Neapel.

Ich hab' geschaut, wonach mein Herz verlangte
Von Jugend auf mit ungestümer Macht:
Ich sah' des Südens märchenhafte Pracht,
Die tropengleich im Blüthenschmucke prangte.

Der Tramontana Hauch trieb meinen Nachen,
Der mich zu Capri's Wundergrotte trug,
Und Schönheit trank ich, einen Götterzug,
An des Vesuv's jähem Höllenrachen.

Da rollte wild die Erde, Blitze sprühten,
Wie wenn im Wettersturm der Donner brüllt,
Und dampfend, zischend, stürzend, unverhüllt
Der Erde Eingeweid' im Feuer glühten.

Gewaltig Schauspiel! Schaurig schön dort oben! —
Und d'runten, wie ein Spiegel rein und hehr,
Umspielte sanft das ewig blaue Meer
Den Saum Neapels, poesieumwoben. —

Da trat ich in die Stadt, des Elends Tiefen
Entrollten sich dem mitleidsvollen Blick.
Mich jammerte der Kindlein hart Geschick,
Die obdachlos am Wegesrande schliefen.

„Perduta gente!" — Schaudernd sah' ich ihre
Malariakranken Blicke gramverstört.
Mit Schmerz dacht' ich des Wort's, das mich bethört:
„Vedere Napoli e poi morire."

Zürich.

Emil Aellenberg.

Die Zukunft der Niederlande.

Die Vermählung der jungen Königin der Niederlande mit einem reichsdeutschen Prinzen hat die Hoffnungen derer in Deutschland belebt, welche im engsten Anschluß der Niederlande an das deutsche Reich das Heil der Zukunft erblicken. Und in der That wäre eine staatsrechtliche Verbindung für beide Theile nur vortheilhaft. England wartet nur wie ein hungriger Löwe auf den Augenblick, wo es die niederländischen Kolonien verschlingen kann. Es hat schon so viel von den alten Volkspflanzungen der Holländer im Magen, aber sein Appetit ist immer nach mehr gerichtet. Denn l'appétit vient en mangeant, sagt das französische Sprichwort. Die englischen Zustände trieben die Regierung mit Nothwendigkeit auf Erwerb neuer Länder, neuer Absatzgebiete für die Industrie. Das kleine Holland aber könnte sich gegen das mächtige England nicht wehren und alle schönen Deklamationen und bitteren Klagen könnten es nicht retten.

Der Burenkrieg hat der Welt eine deutliche Lehre gegeben, wessen sie sich von den Britten zu versehen hat. Möchten doch alle englandfreundlichen Bewohner der Niederlande, namentlich auch Vlamlands bei Zeiten sich über die ihnen drohende Gefahr klar werden! Wenn sich England mit Frankreich verbündet, können beide Raubstaaten (denn ihre ganze Politik ist seit Jahrhunderten völlig auf den Länderraub eingeschworen) sich sogar die Niederlande theilen. Nur das deutsche Reich kann sie daran hindern. Auf dem deutschen Reiche ruht ganz allein ihr Schutz. Napoleon III. hat Belgien annektiren wollen und seine Einverleibung ist nur an den Widersprüchen des Königs Wilhelm gescheitert . . .

Welches Interesse aber könnte das Reich haben, sich nicht mit seinem unruhigen Nachbar auf Kosten Belgiens über Elsaß-Lothringen zu verständigen, wenn es nicht glaubte die Niederlande in sein Fahrwasser lenken zu können? Eine gesunde deutsche Politik muß die Angliederung seiner gesammten Küste ins Auge fassen. Wenn Deutschlands Zukunft auf der See liegt, kommen die niederländischen Küstenstriche in Zukunft vorzugsweise in Betracht. Daher ist eine Verständigung dringend nöthig.

Das Reich hat wenig Grund, den Vlamländern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wenn es nur Undank ernten sollte. Das wäre freilich dem vlämischen naiven Egoismus sehr recht, wenn die guten Duitschers ihnen helfen wollten den Karren aus dem Dreck zu ziehen. Aber die moffen sind glücklicherweise nicht mehr so dumm, daß sie um der schönen Augen Anderer willen schwere Opfer bringen. Sie wollen auch eine Frucht ihrer Anstrengungen pflücken. Diese Frucht ist die Einbeziehung der Niederlande in den reichsdeutschen Interessenkreis.

Es ist über dieses Thema schon so viel in letzter Zeit geschrieben worden, daß es beinahe überflüßig erscheinen könnte, noch einmal darauf zurückzukommen, wenn nicht die Aussicht auf einen nahen Weltkrieg diese Frage — mit so vielen anderen — im Fluß erhalten müßte. Es ist gut, bei Zeiten ein bestimmtes politisches Ideal ins Auge zu fassen, für das man kämpft. Es ist aber auch nicht gut, zu viel auf einmal zu verlangen oder das Unmögliche zu wollen.

Die Zukunft der Niederlande ruht, wie gesagt, in den Händen des Reichs. Ich denke mir dieselbe etwa so. Holland und Belgien schließen mit dem Reiche ein ewiges Bündnis ab, kraft dessen sie in allen äußeren Angelegenheiten seinen Schutz genießen. Das Reich gewährleistet ihnen ihren Bestand. Die Truppen leisten dafür dem Reiche Hilfe, wenn das Reich angegriffen wird und sein Bestand bedroht erscheint. In diesem Falle ist der deutsche Kaiser der Oberbefehlshaber sämmtlicher germanischen Truppen. Das belgische Heer wird nach deutschem Muster reorganisirt, der deutsche Kaiser ernennt die Oberoffiziere und die deutsche Befehlssprache wird eingeführt. Die vlämischen Matrosen dienen auf der Reichsflotte. Belgien leistet Beihilfe zur gemeinsamen Flotte mit einem bestimmten Geldbeitrag und hat dafür das Recht, einer

Anzahl Schiffe Namen zu geben. Sämmtliche Kriegsschiffe des teutonischen Bundes führen eine Bundesflagge neben ihrer Landesflagge. Der Kaiser hat das Recht, sie jeder Zeit im Namen des Bundes inspizieren zu lassen, ebenso wie das Landheer.

Ein einziges Zollgebiet umschließt die germanischen Länder. In Berlin befindet sich eine Vertretung der Staaten. Daselbst wird ein germanisches Bundesfesthaus errichtet, welches germanisches Wesen verherrlicht und die bedeutendsten germanischen Männer dem Volke in Stein und Erz vorführt. Eine Vertretung der einzelnen Völker kommt von Zeit zu Zeit in Nürnberg zusammen und ein Bundesgericht entscheidet über Streitigkeiten zu Lübeck.

Die hochdeutsche Sprache ist Bundessprache. In allen niederländischen Schulen wird ihre Kenntnis gelehrt. Es ist eine unberechtigte Forderung der Niederländer, daß sie ihre Sprache dem Hochdeutschen gleichstellen wollen. Die niederländische Sprache ist entschieden ebenso schön wie reich. Aber sie kann unmöglich die Rolle spielen, die dem Hochdeutschen vom Geschicke vorbehalten ist. Was das Griechische im Alterthum war, das muß unsere herrliche Sprache später für die Welt werden. Weder Französisch noch Englisch kann sich mit ihr vergleichen.

Nur noch sehr große Staaten haben in Zukunft Aussicht auf Erfolg beim allgemeinen Wettbewerb der Völker. Nur das großbritanische Reich, Rußland und Amerika kommen neben Deutschland in Betracht. Das Reich aber bedarf der nothwendigen Ergänzung seiner Kraft durch niederländisches Wesen, wenn es die Konkurrenz mit den drei mächtigen Riesen aushalten will. Wir wollen aber noch eine Rolle spielen in der Welt, wir wollen unser Wesen zur Geltung bringen, wir wollen kämpfen für germanische Gesittung und Freiheit mit unserer Losung „Alldeutschland Heil! Germanja bowen al!"

Harald Arjuna.

Merksprüche.*)

Kommt Kunst gegangen für ein Haus,
Sagt man, der Wirth sei gangen aus,
Kommt Weisheit auch gegangen für,
So ist verschlossen ihr die Thür.
Kommt Zucht, Lieb', Treu' und wär' gern ein,
So will Niemand der Pförtner sein,
Kommt Wahrheit dann und klopfet an,
Man läßt sie vor dem Fenster stahn,
Kommt Redlichkeit gar an das Thor,
So schiebt man Schloß und Riegel vor;
Kommt aber der Pfennig hergeloffen,
Sind Thür und Thor ihm offen.

Ein frommer Bauer thät mich neulich fragen,
Als er gehört von einem Herren sagen:
Was ist ein Herr? Was ist er für ein Mann?
Horch' Bau'r! sprach ich, er ist, so viel ich kann
Berichten Dir, im Sterben und im Leben
Ein Mensch wie wir, mit Haut und Haar umgeben:
Doch wenn ein Herr verständig ist und klug,
So hat sein Volk und ganzes Land genug:
Doch ist er toll und hat er einen Sparren,
So macht er uns zu Bettlern und zu Narren.

Moscherosch.

*) Vgl. hiezu den Artikel „Hans Michel Moscherosch", 5. Heft, Seite 148.

Victor Hugo.

Von Ottokar Stauf von der March.

II.*)

Litteraturgeschichtlich betrachtet, ist Victor Hugo ein Erzeugnis der Revolution von 1789 und des ersten Kaiserthums, d. i. einer Zeit, die Erhabenes und Lächerliches, Gewaltiges und Groteskes, Herrliches und Bizarres hart neben einander stellte. Mirabeau, Danton, Robespierre, Saint Just, Carnot und der himmelblaue Schwärmer Anacharsis. Cloots einerseits, Santerre, Legendre, Marat, Henriot andererseits. Dann Masséna Desaix, Lefebre, Bertrand und Ney, Souchet, Soult und Bernadotte . . . Neben dem Toben furchtbarer Orkane das Geschrei des betrunkenen Mob, neben dem Walten unerbittlicher Nothwendigkeit und Selbstlosigkeit die Bethätigung kleinlicher Grausamkeit und verruchten Egoismus, im Gefolge einer riesenhaften Persönlichkeit Treue, Aufrichtigkeit und herzliche Bewunderung, nahe dabei Wankelmuth, Hinterhältigkeit und Verstellung, zum Trompetengeschmetter und Schlachtendonner des Genies gesellt sich das Quinqueliren der Gernegroße. Kein Zeitraum in der gesammten Völkergeschichte bietet so viel des Außerordentlichen, Verblüffenden, als dieser. Seinen litterarischen Ausdruck fand er aber — wie übrigens sehr natürlich — nicht in den lendenlahmen Duodezdichtungen, zu welchen Napoleon seine Leibdichter à la Fontanes und A. V. Arnault kommandirte, sondern geraume Zeit später in den Werken der sogenannten Romantiker, deren Haupt und zugleich auch Herz nach einer kurzen Statthalterschaft des Chateaubriand: Victor Hugo ward.

Die Romantik, diese „progressive Universalpoesie", wie sie Schleiermacher kurzweg nennt, die Romantik, wie sie in Frankreich uns entgegentritt, hat mit der deutschen nur wenig gemein. Während diese eine Fühlung zwischen Leben und Dichtung herzustellen sich bemüht, willens „die Welt der Wirklichkeit mit dem Geiste der Poesie zu durchdringen" (Scherr), flüchtet jene theils aus der Wirklichkeit in die Traumwelt, aus dem Leben in die Utopie (Chateaubriand), theils betrachtet sie die Wirklichkeit unter dem Gesichtswinkel des Abenteuerlichen und mischt Alltägliches und Wundersames in einander (Hugo) oder endlich sie wird allgemach zur Ich-Poesie und verzehrt sich in Verzweiflung (Musset). Die deutsche Romantik glaubte im Mittelalter alle Interessen und Richtungen im Brennpunkte der Religion gesammelt, nach ihrem Dafürhalten fließt „die Poesie aus der Religion", somit erscheint die Eichendorff'sche Definition der Romantik als „Heimweh nach der verlorenen Heimat" (d. i. nach der Religion), zutreffend, die französische Romantik hingegen erblickte in der Natur den Quell der Dichtung und meinte durch das Rousseau'sche „Retournons à la nature" die verlorene Heimat zu finden. Indeß aber Chateaubriand nur einen Typus der Natur anerkennt, zählt Hugo zwei Typen auf, den „sublimen" und den „grotesken", in deren Verschmelzung er das Ideal der neuen Richtung zu besitzen glaubt. Die deutsche Romantik ist ihrem ganzen Wesen nach eine Art von Ideal-Realismus, die französische ein gedämpfter Naturalismus. Nur in einem Punkte begegnen sich beide. Die „Doktrin" der deutschen Romantiker fordert: „Die ganze Welt in dem Brennpunkte des freien Ich zu versammeln, um sie von hier aus, wie ein Spiel der Willkür wieder vorzuführen", Victor Hugo als Chorführer der französischen Romantik stellt die Maxime auf: „Als Stoff ist in der Dichtung Alles gestattet — der Dichter ist unbedingt frei!" Hier, wie dort, tritt an Stelle ästhetischer Normen das „Belieben des geistreichen Individuums." Einen weiteren Berührungspunkt gibt der Kampf der deutschen, wie französischen Romantiker gegen die Nüchternheit und Verflachung, dort gegen das Aufklärungskehricht eines „Nicolai", gegen die Philisterei eines Voß und endlich gegen die Plattheit des Kotzebue und seiner Nachtreter, hier, in Frankreich, gegen die steife, konventionelle Klassik der Arnault's, die stupide

*) Vgl. 4. Heft, Seite 102.

Kritikasterei der Lemercier's*) und die ungeheuerliche Stumpfnüstrigkeit der Baour-Lormian's.**) In beiden Fällen hat die Romantik befreiend und reinigend gewirkt, trotz mancher neuen Schrullen und Mätzchen, zum mindesten brachte sie einen frischen Zug in das Schriftthum und Blut in den Organismus der Poesie. Daß sie zuletzt in kindisches Dalken und aberwitzige Phantasterei verfiel, die Platen und Heine übergenug Stoff zu vernichtender Satire boten, lag weniger an der romantischen Idee selbst, als vielmehr an den Romantikern, die es kitzelte, so hyperromantisch, als immer nur möglich, zu sein, genau so, wie es unsere Jüngsten juckt, über allen Begriff die Blasirten und — Blamirten zu spielen.

Die in die Jahre 1815—1821 fallenden und in den beiden letzten Bänden der ersten Gesammtausgabe vollständig veröffentlichten poetischen Erstlinge Victor Hugo's — „Dummheiten, die ich vor meiner Geburt begangen" — nennt er sie und kritzelt dazu mit großer Fertigkeit ein Ei, in welchem man einen häßlichen Embryo zum Hühnchen werden sieht — die Gedichte des 13jährigen zeigen in nuce sowohl die Grundlinien seiner späteren litterarischen Physiognomie, als auch ein Skizzenbild des französischen Schriftthums jener Zeit. Wir finden da alle möglichen und unmöglichen Gegenstände dichterisch behandelt, so neben einer mehr in poetische, d. i. versifizirte Form gekleideten Betrachtung über den gegenseitigen Unterricht im Stile der alten Steifleinendidaktik eine duftige, schimmernde Dichtung von den Jungfrauen zu Verdun und hart bei einer Voltaireischen Satire auf den „Telegraphen" — nicht den elektrischen natürlich, sondern auf eine Zeitschrift — eine überschwängliche Apotheose des Bearners (Rétablissement de la statue de Henri IV.) oder eine in schwungvollen Alexandrinern, wie eben nur Hugo sie zu schreiben verstanden hat, pathetisch hinschreitende poetische Erzählung aus Mose's Jugend (Moise sur le Nil). Auch ein Roman ist vorhanden, der im Embryo „Bug Jargal", „Han d'Islande" und auch „Notre Dame de Paris" zeigt. Von den Tragödien ist eine „Inez de Castro" bemerkenswerth, sie enthält den Keim aller späteren Dichtungen auf diesem Gebiete. Es treten darin auf: ein ausgemachter Schuft, ein ebenso ausgemachter Engel, ein bis über die Ohren verliebter Prinz, dessen Liebe, Ende gut, Alles gut, in bestialische Grausamkeit überschnappt, weiters ein Henker, ein Gespenst, ein Hirt, und zwei sehr unschuldige Kinder — also fast das gesammte Personal, über das der Dramatiker Victor Hugo zeitlebens verfügt hat. All' diese Erstlinge verrathen ein ungewöhnliches Formtalent und eine hinreißende, bilderreiche Sprache, wie sie dem französischen Schriftthum bisher fremd war.

Als über Victor Hugo der Geist der Poesie kam, wies das Schriftthum seines Volkes ein vorwiegend klassisches Gesicht, neben Nachklängen des korrekten Corneille und Racine, solche des Satyrs von Ferney, Voltaire und des Diderot. Aber schon begann sich eine Bewegung zu entwickeln, die gegen die einerseits kalte Poudre de Riz-Poesie, andererseits sentimentale oder überschwänglich-witzige Gentlemandichtung die Rechte des Gemüths und der Phantasie geltend machte. An ihrer Spitze stand Chateaubriand, der Dichter der erfolgreichen Erzählung „Atala", die zwar in Rousseau-St. Pierre'schen Bahnen sich bewegte, aber infolge ihrer feurigen Phantasie und wundervollen Sprache einen Vergleich mit „Paul et Virginie" nicht zuließ. Mit viel weniger Talent, aber mit mehr Entschiedenheit in Bezug auf das Essentielle der ganzen Strömung —: die Verbindung von Poesie und Religion, ähnlich wie bei den deutschen Romantikern — verfocht Lamartine die Grundsätze dieser „Romantik"

*) Als Beispiel, wie weit dessen Verständnis des Schönen gegangen ist, sei eine „Kritik" über Goethe's Faust wiedergegeben: „Lisez les aventures de Faust, qui se voue au démon, et tombe des regions sublimes de la métaphysique dans le lit d'une paysanne (?) qu'il pousse à la potence pour crime d'infanticide et de meurtre d'une mère."

**) Dieser klassische Quadratesel entblödete sich nicht, König Karl X. in einer Bittschrift anzugehen, Seine Majestät möge geruhen, von Staatswegen die bedrängte Klassik gegen die Romantik in Schutz zu nehmen! Das ist doch wohl der Gipfel der Bornirtheit!

genannten Richtung. Zu dieser Zeit just stand Chateaubriand im Zenith seines Ruhmes. Hatte schon sein Buch „Génie du Christianisme", mit der Episode „Atala" in die des trockenen Tones satten Gemüther eingeschlagen und die Stellung der Romantik gefestigt, so entschied die ebenso erhabene, als anmuthige Poesie der epischen Dichtungen: „Les Martyrs", „Les Natchez" und des kleinen Romans „Les aventures du dernier Abencerrage", den Sieg derselben vollständig, allerdings vorläufig nur auf dem Gebiete des poetischen und prosaischen Epos. Kein Wunder also, daß wir in Hugo's Jugendwerken neben zahlreichen klassisch-altväterischen Einflüssen auch nicht minder zahlreichen romantisch-modernen begegnen. Aber man merkt deutlich genug, daß er aus den Kinderschuhen herausstrebt, und sich je weiter, desto mehr der neuen Richtung zuneigt. Schon als Knabe steckt er sein Ziel so hoch, wie nur immer möglich — „ich will ein Chateaubriand sein oder gar nichts!" ruft er einmal aus. Es war dies eben der höchste Punkt auf dem damaligen Parnaß von Frankreich. Doch bald findet er auch diesen Gipfel zu niedrig und verlangt nach stolzeren Höhen. Ich erinnere hier an die berühmten Verse, womit er eines seiner schönsten Gedichtbücher einleitet: „Ce siècle avait deux ans" . „déja Napoléon perçait sous Bonaparte" . . . als in Besançon, der „alten spanischen Stadt", wie der Dichter der Geschichte zum Trotz behauptet, ein Knäblein geboren wurde, „zugleich lothringisch und bretonisch' Blut" und dieses Knäblein — — „c'était moi —". Welch' ein gigantisches Selbstbewußtsein in diesem schmetternden, vor einem vielbedeutenden Gedankenstrich jäh abreißenden „moi", in dieser kühnen Gegenüberstellung des mächtigsten Mannes seiner Zeit, ja der neuen Geschichte überhaupt und des kleinen, mageren Neugeborenen, dem man kaum einige Stunden Leben zusprach! Napoleon und Hugo! Man sieht, er setzte sich ein hohes Vorbild und durfte es auch, denn angenommen, daß man diesen Vergleich nicht sofort von der Hand weist: wenn es einen Menschen gegeben hat, der bedeutende Aehnlichkeit mit dem Cäsar des XIX. Jahrhunderts besessen, so war es vor Allem Victor Hugo. Sie waren einander sehr nahe verwandte Naturen. Genial, kühn, sieghaft, majestätisch, blendend und vor ihrer Glorie senkten sich willig alle Fahnen tief in den Staub. So haben denn Jene Recht behalten, die den Namen des Dichters als „überwältigender Gedanken, siegreicher Geist" gedeutet haben.

Den ersten offensiven Vorstoß gegen den Klassizismus führte Hugo im Jahre 1819, gelegentlich einer Kritik über Lebrun's „Maria Stuart". Diese verhältnismäßig sehr oft aufgeführte Bearbeitung des Schiller'schen Drama's gab dem Siebzehnjährigen Gelegenheit, seine revolutionären Ideen klipp und klar auszusprechen. Vor allem zeigte er dem deutschen Dichter, wie er es hätte machen sollen, um seinem (Victor Hugo's) Geschmack zu entsprechen, einem Geschmack, von dem der junge Kritiker in napoleonischer Art meinte, er müsse über kurz oder lang auch „der Geschmack aller Leute" sein. Mit der sklavischen Nachahmung bereits gegebener Formen, predigt er dann, könne man keine lebensfähige Dichtung hervorbringen, man müsse neue Formeln suchen und zum Theil auch neuen Inhalt, die alte Zeit geht zur Rüste, ein neuer Tag bricht an — „veuillez, veuillez, jeunes gens!" Er war nicht der erste, der die Jungmannschaft zu den Waffen rief.

Der Kampf zwischen Klassizisten und Romantikern, zwischen Gestern und Heut' war lange schon entbrannt, wie es uns das 1818 erschienene Pamphlet „L'Anti-Romantique" beweist — w a s er sagte, war im Ganzen und Großen durchaus nicht neu, aber w i e er es sagte, war es vollauf. Er brachte wieder Leidenschaft, Gluth in die Kritik, in die Polemik, die bisher von langweiliger Feierlichkeit und formell, wie inhaltlich gleich nichtssagend-verschnörkelt waren. Für die nächste Zeit blieb er der Bühne als Dichter wenigsten noch fern. Vielmehr beschränkte er sich auf Dichtungen im eigentlichen Sinne des Wortes, d. i. Dichtungen in Versen, wie die farbenprächtigen „Odes et Ballades", denen zwei exotische Romane „Han d'Islande" und „Bug-Jargal" folgten, auf welche ich später zurückkommen werde. Vorderhand begnügte er sich, die Dramen Anderer zu kritisiren, zu welchem Zwecke er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern eine Zeitschrift

„Conservateur littéraire" herausgab. In dieser erschien eine Reihe von Gedichten, die zumal auf den dichterischen Jungwuchs geradezu zündend wirkten. Aehnliches hatte die französische Litteratur bis dahin nicht aufzuweisen. Man wußte nicht, sollte man mehr den großzügigen, packenden Inhalt, oder die schwungvolle Form bewundern. Bezeichnend für die Wirkung der nun bald darauf 1822 in Buchform erscheinenden Dichtungen „Odes et Ballades" ist, daß der greise Olympier von Weimar dem Werke überaus warmherziges Lob spendete. Und als der Zwanzigjährige einen zweiten Band nachfolgen ließ, rissen selbst seine Gegner in geräuschvoller Weise die Thore zum Tempel des Ruhms vor ihm auf. Frankreich hatte wieder einen echten Dichter und die Welt ein geniales Talent mehr. Selten nur, sehr selten ist es einem Ritter vom Geiste geglückt, seinen Weg so schnell zu machen. Victor Hugo war eben nicht nur ein genialer Kopf, sondern auch ein Sonntagskind, ein Adoptivsohn des Glücks.

Außerordentlich kennzeichnend für Hugo's litterarischen Katechismus ist, daß in denselben Heften des vorerwähnten Blattes sein Roman: „Bug-Jargal" erschien. Dieses später überarbeitete und 1826 als Buch erschienene Werk behandelt eine Episode aus dem Aufstande der Neger auf San Domingo gegen die Rohheit der französischen Pflanzer. Der Held ist der Sohn eines Negerkönigs und zugleich Sklave eines protzigen Pflanzer-Rothschild, überdies noch verliebt in die Tochter des Letzteren, im Verlaufe der Geschichte soll er erschossen werden, wird aber auf kurze Zeit freigelassen, da zehn andere Sklaven sich mit ihrem Leben für ihn verbürgen, und tritt schließlich gerade zu rechter Zeit wieder auf, ähnlich wie Möros-Damon in der Schiller'schen Bürgschaft, um die getreuen Kameraden aus der Gefahr, in welche sie als Bürgen gekommen, zu retten. Bei seiner Hinrichtung kommandirt sein bester Freund. „Bug-Jargal" ist das Produkt einer bis ins Unsinnige, bis zur Karrikatur verzerrten Phantastik. Der Dichter kennt weder Maaß, noch Ziel in seinem Streben, recht großartig und gigantisch zu sein, beziehungsweise zu wirken. Er thürmt den Ossa auf den Pelion, um seine Leserschaft zu erschüttern. Sein Wunsch, so titanenhaft, als immer nur möglich, zu erscheinen, macht ihn blind in der Wahl der Mittel und darum kippt er oft genug ins Lächerliche um. Es kommt einem vor, als sähe man den Teufel im Puppenspiel: von Kopf bis zu Fuß haarig, kohlrabenschwarz, mit langen Krallen, in denen er schauerlich-rasselnde Ketten schwingt, und aus dem breiten Maul voll riesenmäßiger Hauer hängt ihm eine lange brennrothe Zunge. Allerdings in der Farbengebung gibt Hugo Gewaltiges und versteht es, wie selten Einer, mächtig mit sich fortzureißen, nur daß er statt der Pinsel Bäume benützt und nicht mit Farben, sondern mit Blut malt. Wem fiele da nicht die Kritik ein, welche die griechische Dichterin Corinna dem jugendlichen Feuerkopf Pindar angedeihen ließ: „Man sä't mit der Hand und nicht mit dem Sack!" Nah' verwandt mit Bug-Jargal ist der fast zu gleicher Zeit entstandene, aber bereits 1823 erschienene Roman „Han d'Islande" (4 Bände). Der Held ist eine Art von Caliban, der sich in Meerwasser toll und voll säuft, und mit Eisbären umhertrottet. Hier feiert das Groteske die größten Orgien, hin und wieder vom Sentimentalen abgelöst — eine ganz merkwürdige Mischung. Schon im Aeußerlichen zeigt sich die Absicht, den Leser durch Originalität auf's Höchste zu verblüffen. Personen und Ortschaften tragen schwere, für französische Zungen kaum oder doch nur mit unsäglicher Mühe aussprechbare Namen, wie zum Beispiel Gooth Steersen, Gill Stadt, Röraas, Ordener, Orugix, Mundtholm, Cascadthydmore, und der Dichter selbst rühmt es als einen besonderen „pittoresken Vortheil" seines Buches, daß er es mit den Lettern K, Y, H, W, so reichlich, als möglich, versehen habe. Gleich die ersten Seiten sind wie mit Palissaden damit gespickt. Der Erfolg dieses im bisherigen Schriftthum der Franzosen ganz vereinzelt stehenden Romans war kein unbestrittener, aber just das förderte den Dichter mehr, als wenn das Gegentheil der Fall gewesen wäre. Im folgenden Jahre nach Bug-Jargal, 1827 holte Victor Hugo zu einem entscheidenden Schlage aus. Dies geschah mit seinem Drama „Cromwell".

Vor einem näheren Eingehen auf die in der Vorrede dieses Werkes enthaltenen Glaubensartikel des romantischen Katechismus ist es nothwendig, einen Blick auf den damaligen Zustand der französischen Bühne zu werfen. Aeußerlich, wie innerlich, herrschte die klassische Konvention, die antiken Helden und Heldinnen des Corneille und Racine — helmbusch-umflatterte Gestalten, in Atlashosen und Reifröcken, oft sogar mit mächtigen Allongeperrücken, Schönpflästerchen, hohen Schnürbrüsten und modernen Schnallenschuhen auf rothen Absätzen — sie waren durchaus Franzosen, in jeder Hinsicht Franzosen aus dem Zeitalter der Ludwige, an denen die Revolution nur wenig änderte und welche durch die Restauration — nebenbei bemerkt: ein recht kulinarisch schmeckendes Wort — wieder in ihre erbgesessenen Rechte eingesetzt wurden. Im Grunde genommen haben die französischen Romantiker, mit Hugo an ihrer Spitze gar nichts Neues gethan, als sie gegen diesen Blödsinn in die Schranken ritten, sie setzten nur den Bau, oder besser die Zerstörung fort, die vor ihnen begonnen worden ist. Ihre ästhetischen Theorien finden wir fast Wort für Wort von Diderot vorbuchstabiert. Die Sehnsucht nach Natur und Wahrheit, nach Widerstand gegen die alberne Schablone des Klassizismus hatte schon im Beaumarchais einen ebenso genialen als thatkräftigen Anwalt gefunden. Von ihm an datirt der Kampf gegen die Schnürbrüste, Reifröcke, Perrücken und rothen Absätze. Man begriff endlich, daß ein Hektor und die Horatier mit Helmbusch und Atlashöschen, eine Andromache und Chimene in Reifrock und Korsett eine höchst lächerliche Figur vorstellten und man versuchte es, allerdings nicht ohne heftigen Widerstand von Seite der Gewohnheitsmenschen, die dem Leithammel folgen, sich der geschichtlichen Wahrheit zu nähern.

Oedipus begann sich Bart und Perrücke zu zerzausen, Orestes schminkte sich bleichen Wahnsinn auf die Wangen und Nero ließ sich vom genialen David ein echt römisches Gewand zeichnen. „O wie häßlich!" rief eine Schauspielerin, als ihr Partner zum erstenmale römisch kam, „Sie gleichen ja einer antiken Statue". (!) Talma, der kühnste Romantiker oder besser: Neuerer unter den Schauspielern der damaligen Welt, ging noch weiter, er erdreistete sich, im Namen der historischen Wahrheit, Arme und Beine zu entblößen und in dieser Verfassung aufzutreten! Nackte Arme und ebensolche Beine auf einem Pariser Theater — es war entsetzlich! (Jetzt zeigt man dort noch ganz andere Dinge ohne sonderliche Aufregung!) In der Tragödie „Brutus" — es war nicht die von Voltaire — wagte er zum erstenmale das Unerhörte, und Madame Vestris, seine Partnerin, fiel beinahe aus der Rolle, als sie den verruchten Gräuel bemerkte.

„Oh! Sie haben ja nackte Arme, Talma!" flüsterte sie ihm während des Spieles zu.

„Jawohl, ganz wie einst die Römer!" gab der Schauspieler zurück.

„Aber mir scheint, wahrhaftig, Sie haben auch nicht Hosen an!" meinte Madame weiter.

„Bah! Hosen kannten die Römer nicht!" erwiderte Talma. Daraufhin weiß die in ihrer Moral tiefgekränkte Künstlerin ihrer ehrlichen Entrüstung nicht anders Luft zu machen, als daß sie dem Verwegenen inmitten des klassischen Phrasengeklingels und Tamtamgerassels die sehr realistische Verwünschung in's Ohr zischt: „Cochon!" — Aber gar bald ahmt Madame das Beispiel ihres Kollegen nach und binnen Kurzem befindet sich die gesammte Bretterwelt von Paris in demselben Fahrwasser. Von ihr zumal empfängt die französische Dichtkunst die stärksten Anregungen. Das Kostüm scheint plötzlich produktive Kraft bekommen zu haben und der Theaterschneider macht nun den Dichter. Frau Hugo erzählt uns die erste Begegnung ihres Gatten mit dem berühmten Tragöden. Dichter und Schauspieler sind alsogleich ein Herz und ein Sinn. Talma lechzt nach Wahrheit und er findet sie, genau so wie Hugo, in einer Vermengung des Tragischen und Familiären. Aber er verlangt Shakespeare und man gibt ihm Ducis, den Verballhorner des großen Briten. O, wer wird ihm endlich eine Tragödie schreiben, wie sie ihm Zeit seines Lebens im Geiste vorschwebt? Hugo antwortet, wie nicht anders zu erwarten ist, mit „Ich". — „Aber, lieber Freund, nur keine Tiraden, nur keine schönen Verse!" meint Talma, und zum Beweise, wie

bitter ernst es mit seinem Realismus meint, zitirt ihm der junge Dichter den ersten Vers seines „Cromwell". Dieser erste Vers ist ein ganz nüchternes Datum, das Echo des Kalenders:

Demain vingt cinq juin, mil six cent cinquante sept.

„Cromwell" ist ein Ableger von Shakespeare, zumal der Königsdramen. Die Kenntnis des großen Briten war schon längst nicht unbedeutend, denn trotz der abfälligen Be- und Verurtheilung von Seite Voltaire's, obwohl ihn dieser tüchtig benützte (vgl. Zaïre, Semiramis, Brutus u. A.), freilich nicht ohne recht viel Puderstaub hinzu zuthun, die Kenntnis des Shakespeare also war bereits 1776 zu Frankreich ziemlich verbreitet und dies in Folge der Uebersetzung von Letourneur, auf die außer der gesammten Ritterschaft des Geistes auch der König von Frankreich, die königliche Familie, alle Minister, sowie ein großer Theil des Adels subskribirt hatten, indeß eine Einwirkung auf die Bühne blieb so gut, wie ausgeschlossen, trotz des allgemach zunehmenden Enthusiasmus für den — mit Friedrich dem Großen zu reden: „betrunkenen Wilden". Die litterarische Revolution, welche die Romantiker heraufführten, brachte auch Shakespeare in der Praxis zur Geltung, zum Theil aus aufrichtigem Wahrheitsdrange, aus künstlerischem Empfinden, theils aber auch aus Rivalitätsursachen, um mit dessen Hilfe in den Sattel zu kommen, wie dies stets zwischen der absterbenden und der aufblühenden Generation schon so der Fall zu sein pflegt, nicht nur in der Litteratur, sondern auch in der Politik. Die „Jungen" mußten sich die Bühne vor Allem erobern, um ihre Theorien mit Erfolg predigen zu können. Dazu aber wies ihnen Shakespeare den Weg. Und so begannen sie denn in breiter Linie vorzurücken, an ihrer Spitze Victor Hugo, der in der Vorrede zum „Cromwell" die Grundzüge zu einem Katechismus des Naturalismus jener Zeit feststellte. Am merkwürdigsten und folgenschwersten ist jene Stelle, welche vom Charakter des Drama's handelt. „Le caractère du drame" heißt es dort, est le réel; le réel resulte de la combinaison toute naturelle, de deux types, le sublime et le grotesque, qui se croisent dans le drame, comme ils se croisent dans la vie et dans la création." — Le sublime et le grotesque — Hier haben wir die Hauptbestandtheile sämmtlicher Dramen von Victor Hugo. Aber der Dichter erklärt ferner, das Groteske als „eine der herrlichsten Schönheiten des Drama's" — kein Wunder dann, daß in seinem dramatischen Schaffen das Sublime vom Grotesken überragt wird; in unheimlicher Konsequenz hat er diese „herrlichste Schönheit des Drama's" zur Geltung bringen wollen und leider auch gebracht, ob zum Nutzen seiner Dramen ist freilich eine andere, weder von der vorurtheilslosen Kritik, noch vom kunstbegeisterten Publikum bejahte Frage.

Was Hugo sonst noch fordert, wie zum Beispiel Abschaffung der drei Einheiten, dieses schon von unserm Lessing so heftig bekämpften und dem allgemeinen Spott preisgegebenen Grundsatzes aus dem schlecht oder gar nicht verstandenen Aristoteles, dann Beseitigung oder wenigstens doch Lahmlegung der „Zollwächter des Gedankens", d. i. der nach der ästhetischen Regeldetri Litteraturwerke beurtheilenden Pedanten, ist nichts Neues. Sehr neu hingegen klingt sein Ruf: „Die Kunst hat sich lediglich um Natur und um Wahrheit zu kümmern und das Häßliche gehört ebenso gut in ihr Gebiet, als das Schöne", eine Losung, die wie jedermänniglich bekannt, die realistisch-naturalistische Bewegung der 70er und 80er Jahre unserer Zeit zum Siege brachte. Beinahe wortwörtlich ist die Uebereinstimmung zwischen der Theorie Victor Hugo's und jener unserer Naturalisten. Man vergleiche doch Folgendes: „Diese Revolution in allen Künsten ist nur eine allgemeine Rückkehr zu der Natur und Wahrheit, sie ist die Ausrottung des falschen Geschmacks, der seit drei Jahrhunderten dadurch, daß er an Stelle aller Realität unaufhörlich konventionelle Willkür setzte, so viele gute Köpfe verdorben hat. Das neue Zeitalter hat die klassischen Lappen, die philosophischen Lumpen und das mythologische Flittergold entschieden abgestreift." Wie merkwürdig doch, daß eben dieser Verfechter der Moderne von den

Modernen: Zola, Rod und Hennequin gründlich „verrissen“ und als halber Idiot hingestellt wird, ganz so, als hätten die eben Genannten nicht die geringste Ursache, jene Grundsätze, die Victor Hugo mit soviel Leidenschaft verfocht und zum Siege brachte, Grundsätze, die dem Naturalismus keineswegs geringfügige Pionnierdienste leisteten, als hätten sie, sage ich, gar keine Ursache, das anzuerkennen, was Hugo für das Schriftthum angestrebt und zum Theil auch durchgesetzt hat. Mag ihm auch das richtige Verständnis für den Naturalismus, die infallible Dogmatik der heiligen Kirchenväter und Kirchenlehrer in Zola, dem HErrn, mag sie ihm fehlen, immerhin gebührt ihm das Verdienst, dem Schriftthum neue Bahnen gewiesen zu haben und es wäre nicht schwer zu beweisen, daß der Naturalismus das Werk, das Hugo begann, nur fortgesetzt hat.

Nachdrücklich weist Hugo auf die Natur hin, der Dichter solle sich Raths erholen nur bei der Natur, bei der Wahrheit, bei der Inspiration, welche ebenfalls Natur und Wahrheit ist. Hauptsache des Dramas sei die Charakterzeichnung. Den Vers erachtet er als „Mittel zur Wahrung des Dramas vor dem Vorwurf der Alltäglichkeit.“ Er gäbe den Dingen ein Relief, die ohne ihn unbedeutend und vulgär erscheinen würden und macht außerdem das Gewebe des Dramas fester, solider. Uebrigens sei dies eine ganz nebensächliche Frage.

Was den Cromwell selbst anbelangt, so ist er allem Anscheine nach nicht für die gewöhnliche Bühne gedacht — enthält er doch gegen hundert Rollen — aber es waltet in manchen Szenen Geist vom Geiste Shakespeare's, jenes Shakespeare, welcher die Klassiker noch immerdar mit solch' tiefem Entsetzen erfüllte, daß sie gelegentlich einer Vorstellung englischer Schauspieler in patriotischer Entrüstung ausriefen: „Nieder mit Shakespeare, er ist ein Adjutant Wellington's.“

Ein Jahr nach dem „Cromwell“ mit seiner höchst ketzerischen Vorrede, erschien die Gedichtsammlung „Les orientales“, abermals mit einer Vorrede, nicht weniger ketzerisch und revolutionär, denn jene, nur mit dem Unterschiede, daß er hier sich mehr mit der Kritik, als mit den Forderungen der alten Aesthetik auseinandersetzte. „Alles hat Bürgerrecht in der Poesie“, wiederholt er, „das Schöne, wie das Häßliche, das Erhabene, wie das Gemeine, das Gemüthvolle, wie das Grausige“ — Alles sei gestattet, weil die Kunst es in höhere Sphären rücke und somit adle, demnach thue die Kritik Unrecht, wenn sie die Werke nicht danach klassifizire . . . „de questionner le poète“, fährt er fort, „sur sa fantaisie, et de lui demander pourquoi il a choisi tel sujet, broyé telle couleur, cueilli à tel arbre, puisé à telle source „L'ouvrage est-il bon ou est-il mauvais? Voilà tout le domaine de la critique!“ Ist man bei Anhören dieser kategorischen Erklärung nicht versucht, auszurufen: Voilà tout comme chez nous. worunter diese Zeit, genauer die Naturalisten, gemeint sind.

Es läßt sich darüber streiten, ob das „Belieben des geistreichen Individuums“ oder „ästhetische Normen“ der Dichtung mehr Nutzen, beziehungsweise mehr Schaden bringen und solch' ein Streit wäre kaum wohl befriedigend zu entscheiden, aber so viel ist gewiß, daß die wirklich „geistreichen Individuen“, sich den Pfifferling um ästhetische Normen gekümmert haben und daß trotzdem die Poesie nicht im mindesten Abbruch gelitten hat, wie die Homerischen Epen, die altindischen Dichtungen u. v. A. m. klar beweisen. Hingegen hat die Beobachtung der ästhetischen Regeldetri schon mehr als einmal vielversprechende Talente zu Grunde gerichtet und das Schriftthum mit einer Reihe von Werken bereichert, die Muster von ästhetischer Geradlinigkeit, dabei aber auch wahre Pandorabüchsen voll Langeweile sind. Zumal die französische Litteratur weiß hievon zu erzählen. Wer anders hat auf den Wuchs von Racine's und Corneille's Schaffen verkrüppelnd gewirkt und die beiden vollbusigen Talente zu vertrockneten Altjungferseelchen gemacht, wer anders als die Schnürbrust der ästhetischen Formen- und Normenreiterei.

Wenn das französische Schriftthum über den Tändelschritt des Menuets hinausgekommen ist, so gebührt Niemand Anderem das Verdienst, dies in's Werk gesetzt zu haben, als Victor Hugo.

(Weitere Artikel folgen.)

Dichtungen

von **Emil Aellenberg**, Zürich.

Am Tage.

Grauer Tag überm Thränenfeld,
Müde rinnende Tropfen
Mir wie ein längstverrauschter Sang
Ans Fenster klopfen.

War ein Sang so purpurrot,
Tönend in glühenden Farben
Aus tiefsten Tiefen, aus Wundennot
Und tausend Narben.

War ein Sang vom Menschenglück,
Stürmend die ewigen Sterne,
Klang mir höhnend ein Lachen zurück
Aus Wolkenferne.

Wollt, es wär Nacht, tiefehrliche Nacht
Mit ihren düstersten Farben,
Dann müßt ich nicht, ein Narr des Tags,
Im Lichte darben.

Grund zu leben.

Wohl weiß ich, daß ich sterben muß,
Daß mein Lebensfeuer verglüht,
Gleich wie der Rose üppige Pracht,
So ungeahnt, so jäh über Nacht,
Mitten im Sommer verblüht.

Ich sag's, mir läg' auch nichts daran,
Und ginge mein Glück in Scherben.
Ich weiß, daß mir die Sonne noch strahlt,
Bis ich eine Dankesschuld bezahlt
Ich darf, — noch darf ich nicht sterben.

Noch muß ich leben und früh und spät
Der Mutter mein Bestes geben.
Was that ich für sie? Was that sie für mich!
Wer eine Mutter hat wie ich,
Der hat wohl Grund zu leben!

Kampfeslust

Hei! wenn mir so frisch über Berg und Thal
Der Wind um die Stirne saust,
Dann wünsch' ich stets von geschliffenem Stahl
Den Speer mir in die Faust.

Der Wind und ich im Waldrevier,
Wir sind zwei mut'ge Gesellen,
Heran ihr Hunde! Wer wagt es hier
Uns beide anzubellen!

Ihr habt uns lange genug begafft,
Uns beschnüffelt unverfroren:
Nun ziehen wir euch mit vereinter Kraft
Das Fell über beide Ohren.

Der Wind, der treibt mir mit Ungestüm vorn
Das Lumpengesindel zu Paaren,
Ich aber will dann in heiligem Zorn
Heillos dazwischen fahren!

Letzte Fahrt.

Der Tag verglühte, die Nacht bricht herein,
Venezia schlummert im Mondenschein.

Mild wehen die Lüfte, da wiegt sich ein Kahn
Auf lichtumflossener Wasserbahn.

Es kosen die Wogen so träumerisch sacht
Im Geistergeflüster der Frühlingsnacht.

Ein Weib sitzt am Ruder, ein blühendes Kind,
Im Goldgelock säuselt der Abendwind.

Zum Lido sie steuert mit zitternder Hand,
Das gramvolle Auge gen Himmel gewandt.

Da locken die Wogen so schmeichelnd und sacht
Im Geistergeflüster der Frühlingsnacht:

Dem Himmel die Seele, betrogenes Weib,
Den Wogen, den Wogen den sündigen Leib!

* * *

Der Morgen dämmert. — Begraben im Glück.
Leer treibt ein Nachen ans Ufer zurück.

Zürich. Emil Aeckenberg.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

II.*)

Jetzt kümmerten sich die Herren Litteraten keinen Deut mehr um Blaublümlein, Liebchens Wängelein und Aeugelein, sangen nimmer von Minne, Wein und Mai, sondern warfen Telyn, Schalmei, Zither, Lyra und Harfe in's urälteste Eisen, verschacherten die heersten Ideale, wie abgenützte Kleidungsstücke an den ersten besten Tandler oder Haderer, ließen sich die apollinischen Locken glattweg scheeren, die Locken, welche ehbevor ihr größter Stolz und die höchste Freude aller Backfische gewesen waren, ließen sich aus den ritterlichen Panzern Bratpfannen, aus den idyllischen Hirtenstäben Spazierstöckchen herstellen und verwendeten die orientalischen Kostüme zu Staubsetzen, gaben die fahrende Singerei gänzlich auf und sprangen mit gleichen Füßen in die Brandung des wirklichen Lebens, schilderten in krassen Farben das Elend der Armen, die Prasserei der Reichen, klagten Gott und Regierungen an — kurz: ließen an keinem Menschen, der „guten Sinnes", ein gutes Haar. Und wenn sie ja von Liebe sangen, so war dies — ach! nicht die keusche Minne, wie sie der „Hainbund" gepflegt, die nur schmachtet und seufzt, dezent küßt und kost, sondern vielmehr die wildeste Brunst der Sinne (!), das leidenschaftlichste Begehren und Schwelgen (!!), kurzum: die splitterfadennackste — mit Verlaub: Wollust, die gemeinste Zotenreißerei. Allen Schmutz und Koth, alle Laster und Viehischheiten priesen diese unglückseligen, wahnsinnigen Menschen als die hehrsten Errungenschaften und werthvollsten Tugenden, die schändlichsten Gräuel und schwersten Verbrechen, welche denkbar sind, entschuldigten sie mittelst fein ausspintisirter Kniffe und Pfiffe, als: erbliche Belastung, Erotomanie, Degenerirung, Recht auf Glück, Zukunftsmenschheit, soziale Gleichstellung und was des verrückten Zeugs noch mehr ist.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, die kräftigen Worte eines Zeitgenossen (Prof. Dr. Kirchner, in die Unsterblichkeit eingegangen unter dem Namen „professor plagiarius"), der wie ein heiliger Jörg in zweiter und verbesserter Auflage gegen die Drachenbrut des Naturalismus ritt und stritt, anzuführen, weil sie am besten die destruktive Bewegung charakterisiren.

„Die Jüngstdeutschen", schreibt er, „führen uns in die Brutstätten scheußlicher Laster . . ., zu den banalsten Beschäftigungen und schildern mit großem Behagen (!) die entsetzlichsten Verbrechen, um sie . . .

*) Vgl. Heft 13/14, Seite 362.

zu vertheidigen (!) . . . und malen alle möglichen und unmöglichen (sic!) Verbrechen behaglich (schon wieder!) aus, stacheln alle niederen Triebe . . . auf und reizen zur Nachahmung (!!)" . . . Mein wackerer Gewährsmann schließt also: „Derlei Bücher haben gewiß manchen Verbrecher auf dem Gewissen." Als schlagendes Beispiel hiefür erwähnt er den Anarchisten „Ravachol". Und er hat vollkommen Recht, der treffliche Mensch und Gelehrte, die soziale Geschichte des absterbenden XIX. Jahrhunderts beweist es Zeile für Zeile, daß die meisten der damaligen Litteraten an den meisten Zeiterscheinungen Schuld trugen (wenigstens die sogenannten „Symbolisten" an der unglaublichen Stupidität, die sich in der Malerei besonders breit machte), wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß die „hohen" Behörden in Erfüllung ihrer von Gott ihnen überantworteten Pflichten, die verlotterte Litteratur-Wirthschaft mittelst Erlässen, Verfügungen, Vorschriften u. Ae. energisch zu reformiren, viel zu nachlässig waren.

In unbegreiflicher Gutmüthigkeit und wohl nur, wenn's gestattet ist, zu sagen: Kurzsichtigkeit verboten sie einzig und allein Werke französischen Ursprungs, meist Dramen, wie z. B.: „Masotte", „Madame Sans Gène", „Die Lämmchen", „Tata Toto", „Fernands Ehekontrakt" u. ä. m., während sie den deutschen gegenüber eine Nachsicht angedeihen ließen, die in der ganzen Geschichte des deutschen Schriftthums, ja sogar in jener des fremdvölkischen ihresgleichen vergeblich sucht. So z. B. wurde am — man höre und staune: k. k. Hofburgtheater zu Wien (!!) das revolutionäre, mehr: im höchsten Grade sozialistische Pöbelstück „Die Weber" von einem gewissen Kapitän Gerhart — so wenigstens nennt ihn eine französische Zeitung, die deutschen schweigen über ihn gänzlich, soweit sie uns erhalten sind — mit beispiellosen Pomp gegeben, wobei hohe Hofchargen, ja einige sprechen sogar von Prinzen, die ersten Rollen innehatten. Kein Wunder also, wenn diese Sanktion rebellischer Grundsätze (so faßten es und nicht ganz mit Unrecht die Umstürzler auf!) die letzten Bande der Ehrfurcht und des frommen Unterthanengehorsams zerriß . . .

Nicht genug an dem: die verwegenen Litteraten besaßen auch noch den traurigen Muth, in gottlosen Epigrammen und Liedern Alles anzugreifen, was ihren dichtenden Vorfahren als sakrosankt gegolten, so z. B. Blumen und Sterne. Ueber die letzteren schrieb so ein Mensch ein — sat venio verbo — „Gedicht", das mit den Versen schließt:

Wir schauen nicht in die Sterne,
Wir husten (!) auf die Sterne.

Ja, sie gingen noch weiter, die verruchten jungen Bilderstürmer — sie rissen anerkannten Meistern, welche mehrere Generationen verehrten und bewunderten, die Lorbeeren von den olympischen Stirnen und versuchten mit teuflischer Bosheit die Leere von deren geistigen Produkten in helles Licht zu setzen, was ihnen — wie selbstverständlich — nicht gelang. Klipp und klar: eine Schand- und Schundlitteratur, wie ihresgleichen die Sonne noch nie gesehen!

Es war, als ob diese Leute Tollkraut an Stelle der Mahlzeiten gegessen hätten. Selbst die würdige Kritik nahm sehr viel von den neuen Manieren an. Früher ernst, wie es Richtern über Leben und Tod gebührt: Anfängern gegenüber wohlwollend, Namhaften leise zweifelnd, Meistern bedingungslos bewundernd, wie Lessing vorschreibt, fing sie jetzt an, rüde im Ton, eisenfresserisch, subjektiv zu sein und machte nicht die mindeste Ausnahme zwischen Litteratur und Litteraten, riß zum Beispiel den lyrischen Säugling genau so „herunter", wie den lyrischen Mummelgreis.

Nichts kennzeichnet diese „Kritik" besser als die Art und Weise, welche der „Kritiker" dem p. t. Publiko gegenüber kultivirte. Vormals hieß es bescheiden stolz: „Wir" (verstehe, von Gottes Gnaden wohlbestallter Kritiker) — also: „Wir glauben, wir empfehlen . . .", während jetzt der überschäumende Hochmuth ganz einfach „Ich" hinschrieb, also „Ich warne, ich erkläre . . ."

Diesem entsetzlichen, gottlosen Treiben stellten sich zwar namhafte Kämpen (allerdings nicht im Panzerhemd und mit der Streitaxt, sondern in reichgelockten Perrücken, mit Goldbrillen und Gänsekiel) entgegen, wie ex gr. ein Professor Dr. Kirchner (gegen alle „Modernen"), ein Professor E. Wolff (gegen Liliencron), ein K. v. Selten (gegen Sudermann), ein Peter Philipp (gegen den „Chimborazzo der Gemeinheit"), ein Prof. Dr. Göhring, ein dito Volkelt (Beide rüstige „Gegen-den-Strom-Schwimmer") und viele andere Professoren und Meteore der Gelehrtheit, kunstbegabte Naturen voll heiligen Feuers für die geschändeten „sittlichen Ideale" und richteten mittelst ihrer den klassischen Demothenes beschämenden Eloquenz und den nicht minder klassischen Cicero übertrumpfenden Dialektik unter den „Jungen und Jüngsten" furchtbare Blutbäder (leider nur auf dem Papiere, und das ist bekanntlich sehr geduldig!) an, aber wie der lernäischen Hydra für einen abgeschlagenen Kopf flugs zehn neue aufwuchsen, so ward die dezimirte Heerschaar der „Modernen" sofort durch neue Zuzügler ergänzt, weshalb der Kampf zum Theil noch bis heute fortdauert . . .

Es muß hier erwähnt werden, daß — gottlob! nicht alle deutschen Dichter das sturmzerzauste „Banner des Idealismus" treulos im Stich gelassen haben, zwei gute Drittel stapften als fromme Schafe — will sagen: Lämmchen die alten ausgeleierten Pfade weiter fort und rupften gottesfürchtigen Sinnes die seit den vorsindfluthlichen Urahnen längst tausend und mehrmals ausverdorrten Blümchen und Rühmchen. Diesen erging es noch wohl — Guten ergeht es eben immer gut — freilich bei weitem nicht so wie früher; das liebe Publikum war, wie begreiflich, schrecklich aufgebracht über das unverantwortliche Gebahren der anderen Poeten und ließ in seiner Begeisterung für die heimischen Künste, Lyrik und Epik ebensowohl als Drama und Prosa stündlich mehr und mehr nach.

Und es kamen die Tage des tiefstgehenden Umschwunges.

Die Losung der Leserschaft ward fortab: „Hamlet revenge!" und diese Revanche begann grausamer sich anzulassen, als die hoffärtigen Lyraschläger jemals gedacht hatten. Die Neuheiten des Büchermarktes wurden ihren Verlegern fuhrenweise zurückgesendet und zum Hohn mit schwarzumränderten Begleitschreiben versehen, die zu zitiren mir das Zartgefühl für die Nerven des freundlichen Lesers und der schönen Leserin verbietet. Alle Bemühungen menschenfreundlicher Geister, den status quo wieder herzustellen, erwiesen sich am Ende als nichtig, das Publikum trat wie e i n Mann in die allerschärfste Opposition und harrte darin mit echt spartanischem Todesmuth aus . . .

Die schweren Folgen ihrer Eitelkeit und Hoffärtigkeit empfanden die Litteraten nur zu bald am eigenen Körper und das mit unsäglicher Härte. Vor ihren Palästen erschien von Stund' ab nicht eine Menschenseele, von einem Verleger ganz zu schweigen, dafür aber waren die Dichter höchstselber urplötzlich sehr eifrig in der Abstattung der längst empfangenen Besuche ihrer Verleger. Dann redeten sie mit diesen nur bei verschlossenen Thüren, und der betreffende Musensohn las unzweifelhaft entweder den letzten Akt seiner jüngsten Tragödie oder eine neue Folge von Elegieen vor, denn er ging immer sehr herabgestimmt von dannen. Natürlich hörten die Jagden nach deutschen Dichtern ganz auf, nur alle Neuerer kamen mit einemmale zur schönen Ueberzeugung: die wahre Poesie siedle weit eher in den engen Dachstübchen barocker Zinskasernen, als in vornehmen Boudoiren komfortabel eingerichteter Paläste . . .

Die deutschen Jungfrauen vergaßen natürlich die Beleidigungen nicht, deren sich an ihren zarten Empfindungen die Autoren der „Intimen Statuten Stammbücher 2c. betreffend", schuldig gemacht hatten. Sie baten seitab die heimischen „Ritter vom Geiste" nicht mehr um Verse zu freundlicher Erinnerung, Autographe und Locken. Ein prachtvoll gebundener „Almanach deutscher Dichter bis 1870" (in diesem Jahre begann nämlich der Umschwung), beziehungsweise das „Buch der Albumverse" (bei Hartleben in Wien) füllte allmählig in jeder national denkenden Familie die bekannte „fühlbare Lücke" aus, und aus deren Schätzen wurden die Stammbücher der jungen und alten Damen zusehends korpulenter. Höher organisirte Mädchen, das ist solche, die mit tadellos-hottentotischer Betonung: „oui monsieur!" „s'il vous plaît, papa" und „mille grace, chère maman" sprechen konnten, kauften sich die Borel'sche Anthologie „Lyrique Française" und abonnirten die von Alfred Michow in Charlottenburg (im Deutschen Reiche!) herausgegebene Zeitung „Le Salon et la Famille".

Die deutschen Papa's und Mama's ließen sich von der Heldenhaftigkeit ihrer Töchter nicht im Mindesten beschämen. Den Büchern der zeitgenössischen deutschen Autoren gab man mit Fug und Recht unverzüglich das consilium abeundi; um aber den verhaßten Skribifaxen des Vaterlandes zu zeigen, daß sie litterarische Genüsse zu würdigen verständen und die Lektüre derselben für ein sehr nothwendiges Bildungsmittel halten, wendeten sie sich mit ihren Bestellungen an die fingerfertigen Uebersetzer fremdsprachiger Duodez- und Sedezwerkchen, so daß das Uebertragungshandwerk zu hoher Blüthe kam und binnen Kurzem den ganzen Büchermarkt beherrschte. Mit Rücksicht auf die ungeheure, von Tag zu Tag sich steigernde Nachfrage errichteten einige spekulative Köpfe eigene Uebersetzungsbureaux, welche Unternehmen sich besser als manches Branntweingeschäft auszahlten.

Die allernächste Folge von all' diesen Revanche-Unternehmungen war, daß die deutschen Verleger prinzipiell keine Bücher mehr verlegten, ausgenommen Liebesbriefsteller, Traumbücher, Blumensprachen, Reimlexikons, Toastbücher, blutige Romane u. Ae. und alle anderen Manuskripte mit musterhafter Höflichkeit von der Hand wiesen. Höflich wie ein Verlagsbuchhändler . . . war dazumal ein äußerst beliebtes Sprichwort.

Die ungünstigen Erfolge bei etwa doch verlegten Büchern wirkten natürlich außerordentlich niederdrückend auf diese Taufpathen der Dichter; sie wirkten nämlich furchtbar nervös — ein ganz kleines Manuskriptchen versetzte sie in Weinkrämpfe, so daß sie zu guter Letzt beim Ministerium um die Erlaubnis

einkamen, jeden ihrer Besucher einer gründlichen Leibesvisitation unterziehen lassen zu dürfen, was ihnen in Anbetracht ihrer vielfachen, jetzt besonders großen Verdienste um Thron und Altar denn auch huldreichst gewährt wurde.

Wie ich oben bemerkt, zahlten in der goldenen Zeit die Verleger ihren Dichtern geradezu unverantwortliche Honorare, und manch ein Lyrikerchen ruinirte oft schon zum Gabelfrühstück ein halbes Duzend renommirter Verlagsfirmen. Jetzt ward der Spieß umgedreht: die Dichter mußten den Verlegern zahlen, und zwar ordentlich zahlen, wofern sie ihre Musenkinder mit dem heiligen Oele der Druckerschwärze getauft sehen wollten, und genau so kugelrund, schmerbäuchig, wie *sie* vorher ausgesehen, indeß die Verleger an Dünne mit Zwirnsfaden wetteifern konnten, sahen jetzt die *Letzteren* aus, die Dichter hingegen machten ganz oder gar den Eindruck des edlen Don Quixote de la Mancha, wie ihn Doré's Meisterschaft darstellt . . .

Nach und nach begannen in litteraturfreundlichen Familien illustrirte Hefte aufzutauchen, wie „Für die braven teuttschen Familien und solche, die es werden wollen", oder „Der Laubengarten, Zeitschrift für Große, Mittlere und Kleine", oder gar „Von Haus zu Haus, Wochenschrift für den deutschen Herd" mit 55.555 werthvollen Preisen u. Ae., welche zahlreiche spannende und überspannte „Romane" enthielten, deren erstes Kapitel ausnahmslos in der Nacht anfieng, in einem tiefen Hohlweg, woselbst zwei vermummte, schweigsame Reiter trabten, irgend etwas Geheimnisvolles suchend — und deren Schluß ein rührender Elternsegen war, wie er zwei glücklichen, alle Hindernisse siegreich über den Haufen rennenden Brautleuten zu Theil wird. Und diese Hefte schwammen sehr bald obenauf, während alle andere Litteratur bleischwer auf den Grund des Zeitstromes niedersank . . .

Und so blieb es noch bis heut' — die Herren Litteraten jedoch sitzen wie seinerzeit die Juden an den Wassern von Babel und wehklagen und zürnen über das Publikum, welches sie nicht hört, nicht liest, dem sie überhaupt eitel Luft sind, aber reuig an die Brust zu schlagen, die eigene Schuld und Fehler feierlichst einzubekennen, um Verzeihung zu bitten, einen neuen (oder eigentlich: den alten) Adam anzuziehen — das fällt keinem der apolliniſchen Jünger ein. Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit, und blind wie junge Katzen und Hunde sind alle, die sich „Moderne" nennen und gottverdammten Verismus führen.

Die vollen Fleischtöpfe des Idealismus warten und warten, aber die verlorenen Söhne kehren in alle Ewigkeit nicht wieder, und die Festkälber, welche die deutschen Aesthetiker-Professoren vorbereitet halten, dürfen sich noch recht lange ihres Lebens freuen, denn die armen Verblendeten wollen nicht in's Vaterhaus der „sittlichen Ideale" zurückkehren . . .

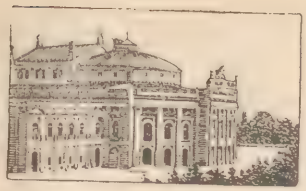
Und das ist der wahre Grund,
So kam die deutsche Dichtung auf den Hund.

Faust.

Mohammed.

Im Staub lag Nurreddin und schluchzte laut:
Was schuf mich Allah? Nur zu Qual und Pein.
In Trümmer sank, was ich gehofft, gebaut,
Und leer und nutzlos war mein ganzes Sein.
Mohammed ging vorbei und hörte ihn —
Sein großes Aug', d'rin sich die Güte malt,
Ruht lange auf den Bettler: Nurreddin,
Hast du nicht Gottes Licht zurückgestrahlt?

Prag. Friedrich Adler.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Zur Zeit des größten Fremdenverkehres.

Burgtheater:
(Geschlossen.)

Hofoper:
(Geschlossen.)

Stadttheater:
(Geschlossen.)

Deutsches Volkstheater:
(Geschlossen.)

Raimundtheater:
(Geschlossen.)

Carltheater:
(Geschlossen.)

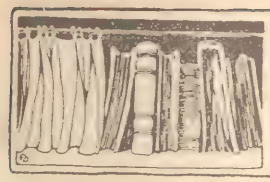
Theater in der Josefstadt:
(Geschlossen.)

Theater an der Wien:
(Geschlossen.)

Jantschtheater (im Prater)
tagtäglich:
„Es ist erreicht!"
Posse mit Gesang und Tanz in 4 Bildern von August Neidhardt. (Grundidee von Fr. Flamm.) Musik von Gothov-Grünecke.

Künstlerhaus:
(Geschlossen.)

Sezession:
(Geschlossen.)



Bücher-schau:

Emil Uellenberg.

Der Dichter, dessen Bild die heutige Nummer bringt, ist den Lesern der „Neuen Bahnen" kein Fremder mehr. Einige Gedichte und Besprechungen aus seiner Feder sind in diesem Blatte bereits erschienen und der Schreiber dieser Zeilen hat gelegentlich eines Artikels über die Neuere Lyrik der Uellenberg'schen Dichtung „Zum Strande der Seligen" in Kürze Erwähnung gethan.

Die Bedeutung Uellenberg's als Lyriker rechtfertigt es, daß wir bei dem heutigen Anlasse nochmals auf ihn ausführlicher zurückkommen und auch seiner früher erschienenen Werke „Dornen und Rosen"*) und „Mitten im Leben"**) in Kürze gedenken. Obwohl sein Erstling und die Dichtung „Zum Strande der Seligen" in der Zeit ihres Erscheinens nur um fünf Jahre auseinanderliegen, so würde man doch in dem letzteren Werke den Dichter der „Dornen und Rosen" nicht wiedererkennen, wenn uns nicht das dazwischen liegende Werk „Mitten im Leben" das Verständnis für den ungemein raschen künstlerischen Entwicklungsgang Emil Uellenberg's erleichtern würde. „Dornen und Rosen" ist ein Jugendwerk mit allen Mängeln eines solchen. Ab und zu findet man jedoch auch hier vereinzelte lyrische Goldkörner und namentlich das prächtige Gedicht „Neapel" verräth uns, daß wir es mit einem ganzen Dichter zu thun haben.

Künstlerisch bedeutend höher steht die Gedichtsammlung „Mitten im Leben". Formell und inhaltlich hat Uellenberg in diesem Werke einen großen Schritt nach vorwärts gemacht. Der Umstand, daß in dem Bändchen beinahe nichts Werthloses aufgenommen ist, zeigt von strenger Selbstkritik, die man an seinem lyrischen Erstling noch vielfach vermißt. Statt jeder weiteren Kritik zitire ich das nachstehende Gedicht:

Aus dem Meere.

In Flammengluten sank der Tag in's Meer,
Wie flüßig Gold ein Glanz noch rings umher
Und in den Lüften schwebt ein fernes Leuchten
Der mächt'gen Sterne, die den Tag verscheuchten.

Gleich schwarzen Schwänen durch die Wogen gleiten
Die Fischergondeln, und in grauen Weiten
Mit feuchten Nebelhänden himmlisch sacht
Webt ihren Schleierflor die Sommernacht.

Das ist die Geisterstunde! Schwer und bang
Aufstöhnen Opfer, die das Meer verschlang.
Dazwischen leises Singen aus den Tiefen
Der Nixen, die im Zauberschlosse schliefen.

Und um des Schiffes sturmgestählte Flanken
Rauscht sanft das Meer in wogenden Gedanken,
Bis mich die Opfer, die der Tod verschlungen,
Mit Geistermacht in Traum und Schlaf gesungen.

Das Beste, was uns Uellenberg gegeben hat, ist jedoch seine Dichtung „Zum Strande der Seligen". Wie ich bereits gelegentlich der Besprechung dieses Buches erwähnte, gehört die Dichtung der Gattung der sogenannten großen lyrischen Form an, die angeblich Avenarius zuerst in die Litteratur einführte. Die Fabel der Dichtung ist eine ganz einfache Liebesgeschichte. Uellenberg erzählt jedoch nicht, sondern er gibt lediglich die Stimmungen wieder, die unter dem Einflusse der Geschehnisse die Seele des Helden bewegen. Diese mittelbare Behandlung der Fabel bildet somit im Großen und Ganzen das Wesen der großen lyrischen Form im

*) E. Pierson's Verlag.
**) Verlag Ludwig Hamann in Leipzig.

Gegensatze zur Epik, welche unmittelbar durch den Stoff unser ästhetisches Interesse zu erregen sucht. Daß die einzelnen Theile der Dichtung Perlen lyrischer Poesie sind, habe ich bereits seinerzeit hervorgehoben; durch den inneren Zusammenhang derselben wird jedoch nicht nur unser Interesse wesentlich gesteigert, sondern die ganze Schönheit und Eigenart der Dichtung gelangt dadurch erst recht zur vollen Geltung.

Mit seinem Buche „Zum Strande der Seligen" hat sich Uellenberg den besten lyrischen Dichtern der Gegenwart zur Seite gestellt. Ein feiner Formensinn, ein tiefes und echtes Naturempfinden, die Kraft, seelische Zustände künstlerisch zu gestalten, kurzum, alle Gaben eines Lyrikers sind in ihm vereint. Möge er auch fernerhin, unbekümmert um augenblickliche Erfolge oder Mißerfolge, auf dem betretenen Pfade weiterschreiten und ein Priester dessen bleiben, was groß, gut, wahr und schön ist.

Josef Schmid-Braunfels.

Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie.

(Von Dr. Adolf Wagner. III. Ueber das Problem der angeborenen (aprioriſchen) Vorstellungen. Berlin, Gebrüder Borntraeger, 1901. Preis Mk. 1.)

Formell zeichnet das Werkchen sich vor vielen anderen philosophischen Schriften dadurch aus, daß es in einem, ich möchte fast sagen, amüsanten Stile gehalten ist; es kann wirklich nicht schaden, solchergestalt das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, wenngleich andererseits bei wissenschaftlichen Schriften auf das Formelle natürlich nicht das entscheidende Gewicht zu legen ist. Auch inhaltlich stimme ich dem Verfasser in vielen Punkten zu, nur freilich nicht in dem Hauptpunkte: der behaupteten Apriorität der Raum-, Zeit- und Kausalitätsvorstellung, worüber ich einiges bemerken möchte.

Einleitend empfiehlt Dr. Wagner, „apriorische Vorstellungen" und „angeborene Ideen" wohl auseinanderzuhalten; er behauptet und beweist treffend, daß von „angeborenen Ideen" in bejahendem Sinne nie und nirgends die Rede sein könne, auch gibt er eine giltige Methode, nach welcher in jedem einzelnen Falle das behauptete Angeborensein einer Idee, d. i. eines Vorstellungsinhalts, zu widerlegen sei. Dann unterscheidet er zwischen Vorstellungs*inhalt* und Vorstellungs*form*, womit er die Klarstellung und zugleich den Schlüssel zur Lösung des Aprioritätsproblems gefunden zu haben glaubt, bestimmt als Vorstellungsformen die Raum-, Zeit- und Kausalitätsvorstellung und behauptet deren Apriorität. — Der erste seiner Beweise gründet sich auf die Widerlegung eines Gegenbeweises, den man u. a. aus der unrichtigen Weitenschätzung operirter Blindgeborener holen zu können glaubte.

„Experimental-psychologische Versuche haben gezeigt, daß eine richtige Tiefenschätzung bei mangelnder Erfahrung niemals vorhanden ist. Wenn die allgemeine Vorstellung des dreidimensionalen Raumes, so kalkulirte man, dem Menschen a priori gegeben ist, so muß ihm die Vorstellung der Entfernung wahrgenommener Gegenstände mitgegeben sein. Nun stellt sich aber die belehrende Thatsache ein, daß Neugeborenen, sowie operirten Blindgeborenen, die also noch keine Erfahrung darüber haben, eine richtige Schätzung der Entfernung gründlich fehlt. Sie greifen zuerst nach allem, ob es in erreichbarer Nähe oder Gott weiß wo ist. Sie greifen nach dem Mond, nach den Bildern hoch an der Wand oben u. s. w. Und während wir beim neugeborenen Kinde bloß aus diesen Bewegungen auf den gänzlichen Mangel der Vorstellung der Entfernung schließen können, belehrt uns der operirte Blindgeborene ausdrücklich darüber, daß er sämmtliche Gegenstände unmittelbar vor sich sehe, daß sie sein Auge „berühren". Erst durch Kombination des Gesichts- und Tastsinnes und

vergleichende Erfahrungsthätigkeit stellt sich die richtige Entfernungs- also Tiefenvorstellung ein. Und angesichts dieser Thatsache soll man noch an das Märchen der apriorischen Raumvorstellung glauben? So denkt der Psychologe. Ich bitte dich aber, einmal schärfer zuzusehen. — Der Psychologe legt das Schwergewicht auf die Thatsache, daß das Kind und der Operirte falsch greifen. Wie nun aber, wenn vielleicht die Thatsache viel wichtiger wäre, daß sie überhaupt greifen? Die Thätigkeit des Greifens nach etwas beweist das Vorhandensein der dreidimensionalen Raumanschauung. Wenn ich nach etwas greife — gleichgültig, ob ich dabei die Entfernung richtig schätze -- so beweise ich die unmittelbare Anschauung des betreffenden Objektes als etwas außer mir Befindlichen und dieses „außer mir" setzt die dritte Dimension voraus, mithin die vollständige dreidimensionale Raumanschauung. Du siehst, der angebliche Gegenbeweis der Experimental-Psychologie führt das Problem der Apriorität nicht nur nicht ad absurdum, sondern schafft ihm sogar eine neue, sehr ausschlaggebende Stütze. Denn da Neugeborener und Operirter, — ohne die geringste Erfahrung darüber zu besitzen sofort und unwillkürlich nach den Gegenständen greifen, beweisen sie das Vorhandensein der dreidimensionalen Raumvorstellung vor aller Erfahrung. Erfahrungs- d. h. Uebungssache ist dann die richtige Anwendung auf spezielle empirische Fälle.

„Woher nun aber, wirst du verwundert fragen, dieser fast unglaubliche Fehlschluß aus den genannten Experimenten? Der Grund liegt in nichts anderm, als in jener oben gekennzeichneten falschen Formulirung des Aprioritätsproblems. Der experimentirende Psychologe hatte auch in unserm Falle nur die Frage nach der Apriorität des einzelnen Vorstellungsinhaltes vor Augen, statt der Frage nach der Apriorität der allgemeinen Vorstellungsform. Die erstere Frage beantwortet das Experiment allerdings verneinend, die letztere aber bejahend. Und auf diese kommt es bei unserm Probleme an. Nicht darum handelt es sich zur Entscheidung der Apriorität der allgemeinen Vorstellungsform des Raumes, ob der Erfahrungslose die Entfernungen der einzelnen wahrgenommenen Objekte richtig erfaßt, sondern ob er sie überhaupt nach Außen verlegt, d. h. dreidimensional vorstellt. Daß er dies thatsächlich thut, beweist er unwiderleglich durch die Bewegung des Danach-Greifens. — Bei der Entfernungsschätzung des einzelnen Objekts handelt es sich aber nicht mehr um das bloße Vorhandensein der allgemeinen Vorstellungsform, sondern um eine Anwendung derselben auf einen speziellen Vorstellungsinhalt. Da wir nun gesehen haben, daß ein spezieller Vorstellungsinhalt niemals apriorisch sein kann, so ist es klar, daß auch die Anwendung der apriorischen Vorstellungsform auf diesen aposteriorischen Inhalt nicht apriorisch sein kann. Die obigen Experimente beweisen ebenso schlagend die Nicht-Apriorität einzelner Vorstellungsinhalte, wie sie die Apriorität der allgemeinen Vorstellungsform beweisen." S. 56—60.

Mich dünkt, das ist doch ein wenig zu schnell geschlossen. Ich stimme Herrn Dr. Wagner darin zu, daß sein auf die Unterscheidung zwischen Vorstellungsform und Vorstellungsinhalt gegründetes Argument hinreicht, den Beweis des „Psychologen" gegen die Apriorität der Raumvorstellung zu widerlegen, behaupte aber daneben, daß es nicht hinreicht, die Apriorität der Raumvorstellung zu beweisen.

Was zunächst den „Neugeborenen" anbetrifft, so habe ich, muß ich gestehen, noch nicht bemerkt, daß ein solcher sofort und unwillkürlich nach etwas gegriffen habe. Die zappelnden Bewegungen, die mein Sprößling machte, als er eben geboren war, kann ich unmöglich als ein Greifen nach etwas bezeichnen; es dauerte acht Tage, bis das kleine Wesen anfing, den Blick auf etwas zu heften, und eine ganz geraume Zeit, bis es sich der Glieder soweit bedienen konnte, daß es nach dem, was es sah, griff, und während dieser Zeit konnte dem Kinde die Raumvorstellung längst auf aposteriorischem Wege gekommen sein. Dies nebenbei. Wenn nun aber auch Dr. Adolf Wagner Menschen kennt, die sofort nach ihrer Geburt nach

etwas gegriffen haben, so beweist das meines Erachtens noch nicht die Apriorität der Raumvorstellung, sondern nur eben deren Vorhandensein im Augenblicke des Greifens d. i. nach vollendeter Geburt. Nun aber ist, sobald die Geburt vollendet, die Möglichkeit der Sinneseindrücke und damit der Erfahrung gegeben; wenn daher der Neugeborene gleich nach seiner Geburt durch irgend etwas beweist, daß er im Besitze der Raumvorstellung ist, so ist das kein Beweis für die Apriorität der Raumvorstellung; ich wenigstens sehe nicht, aus welchem Grunde die Erfahrung als Quelle der Raumvorstellung hier auszuschließen ist.

Der Operation eines Blindgeborenen habe ich nicht beigewohnt. Für den vorliegenden Fall ist das ganz gleichgültig; ich gebe Herrn Dr. Wagner die Voraussetzung in Betreff dieses Punktes wieder zu. Also der operirte Blindgeborene greift sofort und unwillkürlich nach den Gegenständen um sich her. Gut. Was beweist das? Das Vorhandensein der Raumvorstellung in dem Operirten vor aller Erfahrung! sagt Dr. Adolf Wagner. Wirklich? Welches ist denn hier die Folge der Thätigkeiten? Der Blinde wird operirt; sobald er operirt ist, sieht er, und sobald er sieht, greift er. Sehr wohl. Nun aber: sobald der Blindgeborene sieht, ist ihm doch die Möglichkeit gegeben, die Raumvorstellung mittelst des Gesichtssinnes, also durch Erfahrung, d. i. a posteriori, aufzunehmen; das Greifen nach vollendeter Operation beweist demnach wieder nicht das Mindeste für die Apriorität der Raumvorstellung. Verfolgen wir die Sache weiter: durch das Greifen beweist der Operirte, wenn nicht die Apriorität, so doch wenigstens den Besitz der Raumvorstellung. Das ist sicher. Sollte denn nun aber der operirte Blinde noch nie vor seiner Operation nach etwas gegriffen haben? Daß Blinde Körbe flechten, Stühle berohren, mit eigenen Händen essen und trinken, ist eine bekannte Sache. Alles dies ist gar nicht möglich ohne die Raumvorstellung. Also ein operirter Blindgeborener hat die Raumvorstellung nicht erst nach seiner Operation, die hat er schon vorher, wenn er auch nicht sehen kann. Hieraus folgt, daß das, was der operirte Blindgeborene nach seiner Operation thut oder wahrnimmt, für die Frage hinsichtlich der Quelle der Raumvorstellung gar nicht in Betracht kommen kann. Daß nun aber ein Blindgeborener die Raumvorstellung bereits vor seiner Operation hat, ist, wie nun vielleicht vermutet werden könnte, ebenfalls kein Grund für die Annahme der Apriorität der Raumvorstellung; denn die Uebermittelung der Raumvorstellung ist nicht an den Gesichtssinn gebunden, sie kann auch durch den Tastsinn erfolgen, wie das bei dem Blinden zweifellos der Fall ist, ja, ich behaupte sogar, daß die Raumvorstellung selbst mittelst des Gehörs, nämlich durch Unterscheidung zwischen Nähe und Ferne des Schalles, müsse wahrgenommen werden können.

Um also auf dem von Dr. Adolf Wagner hier eingeschlagenen Wege die Apriorität des Raumes außer Zweifel zu stellen, müßte man schon einen Menschen zeigen, der gar keine Kanäle hätte, mittelst welcher die Raumvorstellung von außen in ihn hineingeleitet werden könnte und bei welchem sich gleichwohl der Besitz der Raumvorstellung nachweisen ließe. Eine solche Demonstration soll aber erst noch geführt werden.

Auf die übrigen Beweise Dr. Wagners für die Apriorität der Vorstellungsformen des Raumes, der Zeit und der Kausalität gehe ich vielleicht ein andermal ein; ich bemerke nur noch, daß sie, soweit Dr. Wagner sie von Kant und Schopenhauer stillschweigend herübernimmt, von mir andernorts bereits behandelt worden sind.

Bremen.

Henri Gartelmann.

Prosper Van Langendonck, Verzen. Antwerpen, De Nederlandsche Boekhandel 1901. 111 Seiten.

Die vorliegende Gedichtsammlung ist die erste Veröffentlichung eines in seinem engeren Vaterlande Vlamland schon längst bekannten Dichters, der nach dem Tode des mystischen Dichters Guido Gezelle die erste Stelle einnehmen durfte, was Tiefe der Auffassung anlangt. Gut katholisch erzogen, hat er der christlichen Weltanschauung poetischen Ausdruck verliehen, so in den Sonetten Golgatha, Crucifigetur, De Kruisiging, 'K Zag steeds een bleeken Christus u. A. Seine Grundstimmung ist eine wesentlich pessimistische: er sieht mehr die trüben Seiten des Leben als die hellen und freudigen. Er thut dabei tiefe Blicke in die Natur, die er durchdringt. Träumerisch sich zu versenken in die Betrachtung wogender Kornfelder und einsamer Pappeln, über das Schicksal nachzugrübeln ist ihm lieber, als sich in das Leben zu stürzen und es freudig hinzunehmen, wie es ist. Und so wird Van Langendonck wie alle tiefgestimmten Seelen, auch mit seinen Dichtungen einsam bleiben, nur von Wenigen genossen werden können. Er kann auf sich die Worte anwenden, die er seinem Orgeldreher in den Mund legt:

„En'k draag, door straat en stegen,
mijn klagend orgel heen,
en voel me, in 't drukst bewegen,
zoo moedermensch alleen."

Wir aber wünschen ihm, daß seine Orgel noch dereinst in vollerem Klange dahinbrausen soll und daß ihm die innere Genugthuung und der Friede des Herzens vollen Ersatz gewähren wird für den Mangel an Anerkennung, den ihm seine Zeitgenossen zollen werden. Denn der echte Sänger singt für den Gott in seiner Brust und das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.

Paris. Dr. Graevell.

Das bucklige Männlein. Märchendrama von Mela Escherich. Hamburg. E. A. Christians.

Dem Büchlein ist das Bildnis der Verfasserin vorangestellt und was deren hübsches, liebes Gesichtchen mit den sinnenden Augen und den süßen, etwas starken Lippen verspricht, wird in den lebhaften, liebenswürdigen Versen vollauf gehalten. Das Thema vom weisen, jedoch körperlich häßlichen Manne und dessen Erlösung durch die sich opfernde Liebe ist freilich nicht neu, jedoch ist dasselbe mit soviel jungfräulicher Zartheit und Süße ausgesponnen, daß es ein wahrhaftes Vergnügen gewährt, sich mit Mela Escherich in Regionen zu begeben, die man sonst spöttisch und überlegen meiden würde. Daß außerdem daß spießerische Element so vorzüglich und nicht ohne leisen Humor gezeichnet wird, erleichtert die uns Wirklichkeitsmenschen so ungewohnte Lektüre ungemein. Auch die Bühne könnte sich des Stückes mit Erfolg bemächtigen.

Iglau. Josef Trübswasser.

Ein Sonderling. Roman von Wilhelm Walloth. Leipzig, Lotus-Verlag 1901.

Im letzten Jahrzehnt war die Produktion Walloths, der in den achtziger Jahren zu den meistgenanten unter den Jungen gehörte, augenscheinlich im Niedergang begriffen. Die Lyrik, das Vorzüglichste an ihm, war ganz eingetrocknet; die Romane nahmen schon äußerlich so an Umfang ab, daß sie fast mehr Novellen schienen und die zwingende Bildkraft des Malerdichters war nicht mehr die alte. Am besten war der Roman „Im Banne der Hypnose", der sich nicht allein durch das Interesse des Gegenstandes, sondern auch durch größere Gestaltungskraft auszeichnete. Nun aber überrascht der Dichter seine Freunde durch ein fast neues Gesicht: die Jahre haben in ihm den grübelnden Philosophen erweckt. Der Held dieses Romanes aus der italienischen Renaissance ist ein edler hochgeistiger Prinz: keine von den Figuren, deren Genialität nur dem anpreisenden Dichter geglaubt werden muß, sondern eine Gestalt, die unmittelbar von Geist sprüht und krösusgleich bei jedem Schritt sozusagen Reichthümer von Witz, menschenverachtender Satire, und transzendentalem Tiefsinn von sich gibt. Diesem neuen Vorzug des Dichters steht aber eine Abnahme seiner alten gegenüber: jene phänomenale Bildlichkeit, durch welche die ersten Werke des Maler-Dichters sich auszeichneten, steht dem heutigen Philosophen-Dichter nicht mehr ebenso zu Gebot; die Wärme und Leidenschaft hat nachgelassen; auch die einstige schwüle Erotik ist verschwunden, ja die vorsichtige Zurückhaltung auf diesem Gebiet geht bis zur Undeutlichkeit. Allerdings hat Letzteres seinen besonderen Grund: die Erotik ist abnormer Art. Der Held ist ein Sonderling, nicht nur weil er ein Genie ist, sondern auch, weil er keinen Sinn für das Weib hat. Er läßt sich zwar durch die Umstände dazu drängen, zu heiraten, aber am Abend der Hochzeit liest er seiner Frau begeistert aus einer alten Handschrift vor, bis sie beleidigt davonläuft. Ein junger Künstler steht seinem Herzen näher. Sichtlich verfolgt der Roman eine Tendenz zu Gunsten der erotisch Abnormen und damit zieht der Dichter selbst den Kreis seiner Leser sehr eng. Er hat zwar versucht, auch für die Normalen etwas zu thun, durch die

Gestalt der Hofdame Emilia welche, dem Sonderling eine edle entsagende Liebe entgegenbringt. Allein — vielleicht kann überhaupt ein solcher Versöhnungsversuch nicht gelingen, — jedenfalls scheint er in diesem Fall nicht gelungen zu sein, und aller Geist, alle Schönheit im Einzelnen, wie auch die Erhabenheit des tragischen Endes wird schwerlich dem Roman einen großen Erfolg erringen können. Christaller.

Verse. Von Karl Maria. — Berlin, Schuster & Loeffler.

Zu einer Zeit, wo die Freidichterei, d. i. die Dichterei in freien Rythmen nach dem Rezepte der „großen Unverständlichen" Stefan Georges, Kurt Martens und wie die seltsamen Architektoniker der der Hypermoderne sonst noch heißen mögen, zu einer Zeit, wo die Stillosigkeit in der Lyrik sich so sehr breit macht, thut es einem ehrlichen Kritiker wohl, auf ein Buch, wie das vorliegende, zu stoßen. Der Autor ist ein Freilichtpoet, ihm liegt vor Allem daran, durch Stimmung zu wirken, aber nicht durch eine Stimmung infolge einer Reihe von zusammenhängenden Gefühlsvorstellungen, wie solche die Goethe'sche Lyrik liebt, sondern durch eine unmittelbare aus einzelnen selbstständigen Begriffsworten erwachsende Stimmung. Man hat über die Berechtigung solcher Gedichte viel gestritten, mit Unrecht — glaube ich — denn es kommt ja doch in allererster Linie darauf an, ob und wie der Dichter seinen Zweck erreicht, d. h. ob und wie er auf den Leser zu wirken im Stande ist. Vermag er eine Stimmung zu erzeugen, dann erscheint seine Dichtung berechtigt, vermag er es jedoch nicht, kann von einer Berechtigung unter keinen Umständen die Rede sein. Karl Maria gehört jedenfalls zu jenen Freilichtpoeten, deren Dichtung berechtigt ist. Es gibt wohl schwerlich einen Dichter, der so einfache, primitive Mittel anwendet, wie Karl Maria. Und doch verfehlt diese Dichtung kaum einmal ihre Wirkung, ein neuerlicher Beweis für die Richtigkeit des Ausspruchs: „Lyrik ist Einfachheit, sowohl der Form, als des Inhalts." Es liegt etwas unendlich Sonniges, Freudiges, Herzliches in diesen „Versen". Man glaubt, einen krystallklaren Sommermorgen durchzuleben, wenn man das Büchlein liest. Obzwar es hauptsächlich erotische Stoffe sind, die der Dichter behandelt, das in keineswegs blaublümleinhafter Art, so fehlt doch nirgends Sonnenglanz und Herzenswärme. Man fühlt allenthalben einen lebensfrischen, künstlerischen Zug (Vgl. Morgenkuß, Mädchenlied u. A.), einen Zug, der in den Dichtungen der zeitgenössischen Litteratur fast gar nicht mehr zu finden ist. Der Raum läßt es leider nicht zu, über das prächtige Büchlein sich des Längeren zu verbreiten — ich schließe somit und mache die Leser, die auch Lyrisches zu schätzen wissen, auf diese Dichtergabe aufmerksam — sie verdient recht viele Freunde. Stf.

G. Freytag's Radfahrer-Karten.

Es ist eine oberflächliche und falsche Anschauung, wenn man gemeiniglich den Bücherfreunden zumuthet, daß sie durchaus nur Stubenhocker sind, denen erst dann am wohlsten ist, wenn sie in enger Klause bei alten verstaubten Schartecken ihre Lebenszeit zubringen können. Dieses Zerrbild des Bücherwurmes trifft für unsere Zeit nicht mehr zu. Gerade derjenige Schriftsteller, der sich, selbst wenn er befähigt ist, vom Leben abschließt, der wird seine Zeit nie kennen lernen; anders aber so viele unserer Besten, die mitten darinnen sind im Leben ihres Volkes, mit scharfen Augen und warmem Herzen die Zustände sehen und beurtheilen. Heutzutage wo die Großstadt mit ihrem Getriebe die Nerven der Menschen zerrüttet, ist es für so viele ein Selbsterhaltungstrieb, wenn sie sich irgend einer vernünftigen Leibesübung zu ihrer Gesundung hingeben. Auch der Radsport hat, vernünftig ausgeübt, seine Reize und ist der Gesundheit sehr zuträglich, darum wird er auch von so vielen Schriftstellern mit Vorliebe ausgeübt, was uns eben wieder die Gelegenheit gibt, die Freitag'schen Radfahrer-Karten einer kleinen Erörterung zu unterziehen. Wer mit dem Rade bereits größere Reisen gemacht, der weiß es zu schätzen, welchen Werth eine gute und verläßliche Straßenkarte für den Wanderfahrer besitzt. In Frankreich, England und Italien haben die dortigen großartigen Touring-Clubs durch die im Eigenverlage herausgegebenen „Internaireres", das sind Bezirkskarten, die auf der Rückseite zugleich die nothwendigen Angaben über Unterkunft, Reparaturwerkstätte im Bezirke u. s. w. enthalten, gewiß Vortreffliches geboten. Bei uns zu Lande, wo unter den Radfahrern die deutsche Untugend der Absonderung vom Großen, ihre größten Triebe gezeitigt, ist man über einzelne mehr oder minder gelungene Versuche in Bezug auf das Kartenwesen von Seiten der Verbände nicht hinausgekommen. Da ist es erfreulich, daß die Firma Freytag & Berndt durch die Herausgabe ihrer „Radfahrer-Karten" etwas geschaffen hat, das den Beweis liefert, daß auch in Oesterreich Tüchtiges geleistet wird. Das gesammte Kartenwerk umfaßt, in 30 Blättern eingetheilt, ganz Deutschland, Oesterreich (mit West-Ungarn), Oberitalien (bis Parma) und die östliche Schweiz (bis zum Gotthard). Die Karten sind äußerst rein gezeichnet und zeigen

auf die einfachste Art die Straßengrade, die Steigungen und Gefälle derselben und die Kilometerentfernung an, dabei immer ein klares Bild dem Beschauer bietend, was ja wesentlich zur Orientirung beiträgt. Derzeit sind in der Folge die Blätter 14 und 15 Thüringen und Westsachsen, ferner Ostsachsen mit dem angrenzenden Nordwestböhmen und der Lausitz erschienen. Preis per Blatt M. 1.35. = K. 1.60. Wir können diese Karten aus eigener Erfahrung bestens empfehlen. Cz—k.

Kaiserliches Briefpapier. Durch die Blätter läuft die Kunde, Kaiser Wilhelm habe sich „nach dem Tode seiner hochseligen Großmutter Viktoria neues Briefpapier" angeschafft. Es ist schwarz gerändert und wurde in drei Größen aufgelegt: Groß-Quart, Klein-Quart und Klein-Oktav. Links oben zeigt es den deutschen Schild, belegt mit der Kaiserkrone, umgeben von der Kette des Roberts-Ordens, vulgo Schwarzer Adlerorden geheißen und dem blauen Hosenband. — Glückliches Deutschland, was willst du noch mehr? Der Kaiser hat neues Briefpapier — er gedenkt also von jetzt ab mehr zu schreiben als zu reden. Vergelt's Gott!

Igelmeier.

Rechtsverwirrung. In Droga im Gottscheeischen fühlte sich ein Herr Kaplan (er heißt Zabukowec) gelegentlich der Wahlen veranlaßt, im Interesse der klerikalen Sache, statt der üblichen Sonntagspredigt von der Kanzel herab eine Zeitungspolemik zu verlesen, woran er die heftigsten Angriffe gegen den Gemeindevorstand des Ortes knüpfte: „Ich habe losgehauen und werde noch ferner loshauen", perorirte der würdige „Jünger Jesu" und schlug zur Bekräftigung derb auf den Kanzelbord. Hier erhob sich die tapfere Frau des Gemeindevorstehers und rief, ihrem gerechten Unwillen nachgebend, dem Herrn Seelsorger die Worte zu: „Ich bin gekommen, die Predigt zu hören, nicht aber den „Slovenski Narod", den soll man im Wirtshause vorlesen, aber nicht in der Kirche". Was geschah? Die k. k. Staatsanwaltschaft erhob sofort die Anklage wegen — man höre! — **„Beleidigung der Kirche"** (!!?) Aber nicht gegen den Kaplan, sondern gegen die Frau! Allerdings wurde von Seite des Oberlandesgerichtes das Verfahren eingestellt, bemerkenswerth bleibt jedoch immerhin, daß eine Anklage überhaupt erhoben werden konnte.

Ein Privatbeamter in Brünn trank in selbstmörderischer Absicht Petroleum mit Streichhölzchen-Köpfchen, wurde jedoch gerettet. Nun mengte sich aber das Bezirksgericht ein und verurtheilte den armen Teufel zu 12stündigem Arrest u. z. (man höre doch!) wegen — Uebertretung gegen die körperliche Sicherheit (!!) Noch krasser tritt die Rechtsverwirrung in gleichartigen Fällen hervor. Ein junger Bursche der eine Börse mit 3 Kronen entwendete, erhielt ein paar Jahre, ein gewisser Thumen, der Kautionen im Betrage von etwa 20.000 Kronen unterschlug und sonst noch manche Gaunereien verübte, wurde zu 1 Jahre schweren Kerkers verurtheilt. Man bedenke, daß durch Thumens Beutelschneiderei eine ganze Reihe von „kleinen Leuten" aufs empfindlichste geschädigt worden sind, Leute, die ihre paar Groschen sich blutig erarbeitet haben! Unsere Richter kleben am starren Buchstaben, sie kleben und kleben und kommen nicht los — aber „der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig!" Von dem scheinen sie nichts zu wissen.

Der Karsthaus.

Das Deutsche Reich eine Provinz Englands. Lange wird es nicht dauern! Im Schlepptau der englischen Nothzuchts-Politik befinden wir uns ohnehin. Nun beginnt man auch schon englisch zu reden. Vgl.: Den „Hamb. Nachr." wurden von einem Hamburger Handelshause eine Anzahl von Schreiben im Original eingesandt, worin die konsularischen Vertreter Deutschlands in Harwich, Portsmouth, Dublin, Boston u. s. w. statt der deutschen Sprache sich der englischen bedienen. Der Konsul in Boston hat sogar die Naivetät, das Hamburger Haus zu bitten, in Zukunft etwa an ihn zu richtende Briefe nur englisch abzufassen, da er (der deutsche Konsul) das Deutsche nicht beherrsche. Ferner sind die an deutsche Adressaten gerichteten Briefe sämmtlicher oben genannten deutschen Konsulate mit gedruckten Briefköpfen in englischer Sprache

versehen. Z. B. „Imperial Consular Agency of the German Empire Boston", oder „Imperial Vice Consulate for Germany Harwich"; ähnlich lautet die Ueberschrift auf dem Portsmouther Schreiben, nur auf dem Dubliner steht „Konsulat des Deutschen Reiches" und darunter „Imperial German Consulate". Die Firma fügt hinzu, sie habe sich in dieser Sache an die zuständige Stelle in Berlin gewandt, aber den Bescheid erhalten, daß, wenn sich an dem betreffenden fremden Platze kein des Deutschen mächtiger konsularischer Vertreter finden ließe, man eben einen anderen nehmen müsse; ein solcher Vertreter sei immer noch besser, als gar keiner. Das mag richtig sein, aber zweifellos entspricht dieser Zustand nicht der Würde des deutschen Namens. Dem kann durch Anstellung von deutschen Hilfsbeamten in den betreffenden Konsulaten leicht abgeholfen werden. Was meint der pflaumenweiche Kanzler dazu? Igelmeier.

Luxus und Militarismus. Bereits vor mehreren Jahren wendete sich ein Erlaß des deutschen Kaisers gegen den unsinnigen Lebensaufwand in Offizierskreisen des deutschen Heeres und erließ eine strenge Verwarnung gegen die ruinose Unsitte des Hazardspieles und die verschwenderische Lebensführung des deutschen Militärs überhaupt. Es war das schon damals eine sehr nothwendige Maßregel, deren Ursache der wohlbekannte Spieler- und Wucherprozeß des „Klub der Harmlosen" war. Nicht im Mindesten geordneter sind die Verhältnisse innerhalb unseres fünffarbigen Doppelstaates. Und doch dauerte es jahrelang, bis sich auch bei uns etwas in dieser Richtung rührte. Zwar ist es nicht unser reichsgewaltiger, hüben und drüben gleich „populäre" gemeinsame Kriegsminister, der ja viel wichtigere Dinge zu thun hat; aber der ungarische Honvédminister FZM. v. Fejervary besprach in einem Erlaß die Unsitte des Fetirens der „Inspizirenden". Erscheint nämlich in einer kleineren Garnison irgend ein gefürchteter „Inspizirender", dann mußten bisher sämmtliche Subalternoffiziere einen verhältnismäßig hohen Betrag erlegen, um als „Liebesgabe" dem schrecklichen Kritikus ein „Liebesmahl" mit dem üblichen Champagnergelage bereiten zu können. Das soll nun nach dem Erlasse des Honvédministers anders werden. Der inspizirende General ist demnach nicht als Gast der Offiziere zu betrachten, sondern als dienstlich Verpflichteter; und hätte daher das Bankett der — Inspizirende zu geben! Man könnte beinahe ein menschliches Erbarmen mit den so hart betroffenen „Inspizirenden" haben, wenn man nicht guten Grund zur Annahme hätte, daß nunmehr weder die Offiziere noch die Inspizirenden diese Bankette bezahlen werden, daß aber die erhöhten Repräsentationsgelder der Inspizirenden einfach aus dem — Steuersäckel beglichen werden. So wird bei uns der Luxus im Militarismus wohl nicht gar zu hart angepackt, dafür aber die „Zivilisten" zu gesundem Puritanismus genöthigt!

Murner der Jüngere.

Namen nennen! Das Recht der Oeffentlichkeit auf die Mittheilungen von Personennamen bei Geschehnissen, wo gerade durch die genaue Bezeichnung des Uebelthäters die übrige menschliche Gesellschaft vor weiterer Beschädigung zumindest gewarnt ist, wird bei uns ganz eigenthümlich gehandhabt. Ein Theil der öffentlichen Stimme, das ist unsere Presse, hat sich wohl bereits soweit besonnen, daß die Nennung von Namen der Selbstmörder unterbleibt und damit ist gewiß mancher Familie ein guter Dienst erwiesen und zugleich der Skandal- und Tratschsucht weiterer Kreise die Förderung entzogen. Diese kleine Umkehr zur Besserung wird aber dadurch vollkommen aufgehoben, daß einzelne unserer Skandalblätter grundsätzlich jede Familiengeschichte unter voller Namensnennung der Betheiligten in die Oeffentlichkeit zerren, leider ungestraft, da die Betroffenen eben meist von ihrer Angelegenheit so in Anspruch genommen sind, daß sie nicht daran denken, einmal energisch gegen die Skandalpresse und deren Auswüchse gerichtlich vorzugehen. Und die öffentliche Anklagestelle, der Staatsanwalt, der sonst so findige „Vorbeugende", ist eben mit so vielen Dingen beschäftigt, daß ihm für derlei Kleinigkeiten keine Zeit erübrigt. Noch verwerflicher aber als die durch derlei Sensationsmacherei gezüchtete Skandalsucht der Bevölkerung ist die „liebevolle Diskretion", sobald es sich darum handelt, wenn irgend eine einflußreiche und wohlhabende Persönlichkeit sich etwas Schlechtes, für die Gesammtheit Schädliches zu Schulden kommen läßt. Läßt sich die Sache überhaupt nicht mehr ganz verschweigen, nun dann wird nur „im Allgemeinen" darüber das Nothwendigste berichtet; so ist es schon vorgekommen, daß die gemachten Angaben auf mehrere Personen paßten und es dabei dem Spürsinn des Lesers überlassen blieb, die richtige oder auch die unrichtige Person herauszufinden. Dieses Kapitel unserer korrupten Oeffentlichkeit ist leider ein sehr trauriges und der Kampf dagegen hat schon viele gute Kräfte verbraucht, ohne die geringste Besserung zu bringen. Eine neue Erscheinung ist aber dieser Tage wieder hervorgekommen. Gerade das ist wieder ein glänzendes Exempel für die, gelinde gesagt, gedankenlose Art, wie die Lokalberichte

unserer Blätter gemacht werden. Es handelte sich darum, eine jugendliche Diebsbande festzunehmen. Dieser Glanzleistung unserer Hermandad mußte natürlich die Polizeikorrespondenz den nöthigen Hintergrund geben, und da wurden denn breit die Missethaten erzählt und zugleich auch die Namen aller betheiligten — zum Theil auch nur verdächtigten — Kinder „voll und ganz" zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gebracht, und dann von allen Wiener Blättern auch vollinhaltlich nachgedruckt. Das heißt doch eine prompte Berichterstattung! Eine andere Frage ist es, ob es denn gar so nothwendig erscheint, in einem solchen Falle, wo ein einziges verwahrlostes Kind der Verführer der Anderen ist, gleich alle als deren Betheiligte und als — Diebe durch Nennung ihrer Namen für immer zu brandmarken. Es kann doch sehr leicht der Fall eintreten, daß eines der genannten Kinder durch Fleiß und Fähigkeit in seinem späteren Lebensalter sich eine Stellung erwirbt, daß er selbst das Haupt einer achtenswerthen Familie geworden, und da genügt dann — abgesehen von allen Schlechtigkeiten der „lieben" Mitmenschen — ein unglücklicher Zufall — das alte vergilbte Zeitungsblatt dient als Beweis, daß der Betreffende in seiner Jugend als Dieb gegolten hat. Ist das nicht geradzu ein tragisches Moment? Daran denkt aber heute Niemand, einerseits Sensation und Tratschsucht, andererseits aber gerade, wo es nothwendig thut, eine milde Nachsicht gegen wirklich Schuldige. Und das Ganze heißt man dann eine vernünftige, von Gott eingesetzte Weltordnung.

Murner der Jüngere.

Offener Sprechsaal.

Ein polnischer Kritiker.

Hans Weber-Lutkow's eigenartige Novellen haben nicht nur die volle Anerkennung der deutschen Kritik gefunden, sie sind auch vielfach in slavischen Blättern — wir nennen nur die kroatische Zeitschrift: „Zivot" — rühmend beurtheilt worden. Nun beschäftigt sich ein gewisser Dr. J. Flach*) in der Krakauer Monatsschrift: „Przegloud polski" eingehend mit Weber-Lutkow's kleinrussischen Geschichten, findet aber, obwohl er dem Verfasser die Begabung nicht abzusprechen vermag, doch, daß sie mißlungen sind und nur eine ganz oberflächliche Kenntniß der geschilderten Leute und Zustände verrathen. Weber-Lutkow's Bücher machen durch ihre Anschaulichkeit und Natürlichkeit durchaus den Eindruck des Selbstgesehenen, ja des Selbsterlebten, es scheint also Dr. Flach's Urtheil auf einer mangelhaften Kenntniß des besprochenen Buches: „Schlummernde Seelen", oder vielleicht gar darauf zu beruhen, daß er Galizien, das ja den mannigfaltigsten Verhältnissen Raum bietet, doch nicht so gründlich kennt, wie er selbst es voraussetzt.

In der Novelle „Nastia" schildert Weber-Lutkow ein kleinrussisches Bauernmädchen, das den deutschen Gutsherrn liebt und sich bemüht, mit ihm deutsch zu sprechen. Herr Dr. Flach schließt hieraus in — sagen wir: „naiver" Weise, der

*) Der Name ist für seine Kritik sehr bezeichnend, wie die Leser erkennen werden. (D. Schriftl.)

Dichter meine die Verkehrssprache zwischen dem Gutsherrn und dem Bauern sei in Galizien die — deutsche! das ist denn doch eine allzu arge Entstellung! Herr Dr. Flach weiß ja gewiß, daß ein großer Theil des Grundbesitzes der polnischen Schlachta nicht nur an Juden, sondern auch an Deutsche übergegangen ist. Und ist es da so verwunderlich, daß ein Bauernmädchen, des deutschen Gutsherrn Geliebte, mit ihm deutsch zu sprechen versucht? Gerade diese Geschichte dürfte Weber-Lutkow, der einem seit mehr als hundert Jahren in Galizien ansässigen deutschen Gutsherrngeschlechte entstammt, auf Grund eigenster Erfahrung und Anschauung geschaffen haben.

In der Novelle „Dymitr" mißfällt dem Kritiker ganz besonders die Schilderung des Begräbnisses der Frau Barska. „Der angeführte Totensang entspricht", meint Herr Flach, „in keiner Weise den vom polnischen oder kleinrussischen Volke bei solchen Gelegenheiten gesungenen Liedern." Nun, es würde uns sehr freuen, wenn Weber-Lutkow diesen ergreifenden Totensang, dessen dichterische Kraft von der deutschen Kritik einmüthig anerkannt wurde, nicht aus der slavischen Volksseele, sondern aus den Tiefen seines Herzens geschöpft hätte! — Der Kritiker nimmt auch Anstoß daran, daß die Leiche der Gutsherrin angeblich nur von Bauern und Bäuerinnen zu Grabe geleitet wird, obwohl sich eben hierin ein rührender Charakterzug des kleinrussischen Volkes offenbart, das dem angestammten, von allen Freunden verlassenen Herrengeschlecht auch in Noth und Elend treu bleibt. Aber: „Wo ist der Geistliche? Wo sind die Nachbarn?" ruft unbefriedigt Herr Flach, der große Kenner der kleinrussischen Seelen. Als Gutsnachbarn Barski's werden in der Novelle genannt: Isaak Schmählich und Leiser Schrul. Sollten sich diese Herrschaften an dem Begräbnisse thatsächlich betheiligt haben, so ist das Versäumniß des Dichters, der so eigenartige, bei katholischen Leichenfeiern äußerst seltene Trauergäste übersehen hat, gewiß ganz unverzeihlich. Aber wenn Herr Flach nach dem Geistlichen frägt und hiedurch die Meinung zu erwecken sucht, als wisse Weber-Lutkow nicht, daß der herabgekommene polnische Adel durch und durch klerikal ist und daß in diesen Kreisen ein Begräbniß ohne Priester ganz und gar unmöglich ist, so beweist er dadurch einzig und allein, daß ihm die Gabe, ein Buch gründlich zu lesen, und hiemit auch die Fähigkeit, eine halbwegs ernst zu nehmende Kritik zu schreiben, vollständig abgeht. „Der Geistliche sprach die Gebete, die Glocken verstummten nach und nach", heißt es bei der Schilderung des Begräbnisses. („Schlummernde Seelen", Seite 25, Zeile 12 und 13 von unten.). Behauptungen, die dem Inhalte des Buches stracks widersprechen, sind in dieser ganz eigenartig „polnischen" Kritik nicht selten. So behauptet Flach, Barski werde schließlich zum Landstreicher. „Nein", fügt er entrüstet hinzu, „unsere herabgekommenen Gutsherrn endigen entweder durch Selbstmord oder sie genießen das Gnadenbrod bei Verwandten, oder sie werden in irgend einem Amte untergebracht — niemals aber sinken sie zu Bettlern oder Landstreichern herab." Wir wollen nicht untersuchen, welcher Lebensabschluß sittlich höher steht, müßen aber feststellen, daß in Weber-Lutkow's Buch nicht eine Zeile darauf hindeutet, daß der Gutsherr Barski zum Landstreicher geworden sei. Dem Landstreicherleben ergibt sich nicht Barski, sondern sein Knecht Dymitr. Einer solchen Verwechslung von Herr und Knecht sollte sich ein Mitarbeiter der Krakauer Stantschykenzeitschrift denn doch nicht schuldig machen. — Daß Dymitr, nachdem das Judenmädchen Lea durch ihn den Tod erlitten, von den Behörden nicht behelligt wird und frei in der Welt herumgeht, erfüllt unseren Kritiker, der, wie wir glauben, doch aus Galizien stammt, mit merkwürdigem Befremden. Aber lieber Herr Dr. Flach! Sie spazieren doch gewiß in den Straßen von Lemberg und Krakau? Und da wären Ihnen niemals Leute begegnet, die — sagen wir: frei in der Welt herumgehen? — Mit dem Ende der Novelle „Dymitr" ist der gute Herr Doktor aus Galizien schon ganz und gar nicht einverstanden. „Also", so höhnt er, „das Los der Maryuka ist ein Glück? Also, der Bruder dankt dem Himmel, daß seine Schwester zur Gassendirne herabgesunken ist?

Nein, das moralische Empfinden lebt tiefer und klarer im Volke als in den — Volksschriftstellern." Diese erkünstelte Entrüstung beweist nur, daß Herr Dr. Flach den psychologischen Tiefgehalt des von ihm offenbar nur ganz flüchtig gelesenen Werkes nicht erfaßt, ja nicht einmal die Aufschrift „Schlummernde Seelen", die er als trefflich preist, begriffen hat. Bei dieser Hilflosigkeit, bei diesem Mangel an Verständniß für den Grundgedanken des Buches, ist begreiflich, daß er selbst getreu nach der Natur gezeichnete Gestalten und Ereignisse für unwahrscheinlich und unmöglich hält.

Ein gewisses Mißbehagen zieht sich durch Flach's gewundene Kritik. Sollte es unseren Polen und Judäopolen unwillkommen sein, wenn die Verhältnisse ihres Heimatlandes so geschildert werden, wie sie sich dem deutschen Auge darstellen?

Krakau.

An Herrn Hugo Greinz.

Nun sehe ich, wie sehr ich Ihre polemische Kraft überschätzte und wie überschwenglich ich Recht und Billigkeit gegen Sie walten ließ. Was Sie in Nr. 7 des „Kyffhäuser" gegen mich „in eigener Sache" vorbringen, ist so wenig eine Vertheidigung und so wenig eine Entkräftung dessen, was ich gesagt habe, daß Sie sich füglich auch diese Mühe hätten ersparen können, um sich schon anfänglich auf den Standpunkt zurückzuziehen, dem Anonymus der „Neuen Bahnen" nicht zu antworten. Ich konstatire daher mit Vergnügen, daß Sie sich weiterhin nicht bemühen werden, meinen Ausführungen auch etwa nur den Schein der Uebertreibung anzuhängen. Die weiteren Angriffe, die ich möglicherweise gegen Sie in den Spalten dieser Zeitschrift veröffentlichen werde und zwar unbeirrt pseudonym unter „Der gute Fridolin" werden also, ohne von Ihnen widerlegt zu werden, auf Ihnen sitzen bleiben.

Ich bekräftige nur nochmals die Richtigkeit meiner Ausführungen, insbesonders, daß sich das Verhalten des „Kyffhäuser" in Bezug auf Ihre Stellung zu Herrn Bahr erst mit Ihrer definitiven Abreise von Linz geändert hat. Meiner diesbezüglichen Ansicht habe ich ja in der Nachschrift zu meinem besagten Aufsatz in Nr. 89 der „Neuen Bahnen" Ausdruck gegeben. Wenn Sie nun zur „Beruhigung" (!) Ihrer Leser erklären, „nach wie vor" (!) mit ungeschmälertem Einfluß der Herausgeber (oder meinen Sie das selbst nur mehr „nominell?") des „Kyffhäuser" zu sein, so können Sie dies Ihren Lesern erzählen, aber nicht jemand von meinen Informationen, abgesehen davon, daß ich dies für die nationale Sache Ihres (Sie sagen „unseres") ansonst von mir aufrichtig geschätzten Blattes für sehr beunruhigend halten würde. Ich erzähle hier nur vorläufig, daß mit Ihnen thatsächlich Verhandlungen gepflogen wurden, die von der Absicht diktirt waren, Sie gänzlich aus dem „Kyffhäuser" zu drängen. Daß dieser Versuch gescheitert ist, hat in Umständen seine Begründung, deren Hinfälligkeit Ihnen ein Anderer einmal juridisch darthun wird. Auch zur Anonymität hatte ich Anlaß. Ich war dazu durch die Rücksicht auf Andere gezwungen, zweitens schien mir dadurch die Angelegenheit viel weniger persönlich zu werden, denn diese Angelegenheit ist eine öffentliche und nicht meine private. Vielleicht hat der erste Punkt auch Herrn Himmelbauer veranlaßt, gegen Bahr jenen Artikel anonym zu schreiben, von dem in Nr. 11 dieses Blattes die Rede war.

Im Uebrigen sind Sie verpflichtet, auf die öffentliche Kritik Ihres öffentlichen Benehmens auch dann zu antworten, wenn die Angriffe pseudonym geschehen, umsomehr, wenn, wie in diesem Falle, dieselben von der Schriftleitung glossirt waren. Das müssen Sie denn auch gefühlt haben, denn sonst

hätten Sie sich zu Ihrer naiven Erklärung „in eigener Sache“ selbst durch das Drängen Ihrer Freunde nicht hinreißen lassen dürfen, denn es steht Ihnen, der Sie mir, nebenher gesagt, nie im Leben unangenehm wurden, in so ernster Sache, sowohl die scheinbar gut gespielte olympische Ruhe, wie jene würdevolle Verschwiegenheit, die Sie mir versprechen, zum Lachen schlecht. Damit glaube ich auf Ihre hauptsächlich in Zwischensätze gezogene Abwehr entsprechend geantwortet zu haben.

Zum Schlusse weise ich aber mit voller Entschiedenheit den Ihrer bemitleidenswerth schwächlichen Entgegnung angefügten Vorwurf der schriftstellerischen Unanständigkeit zurück. Erstens: mit der Frage ob Sie nie pseudonym geschrieben oder nie pseudonyme Artikel Anderer veranlaßt haben. Wozu ich zu Ihrer Aufklärung bemerke, daß anonyme Verdächtigungen und Verleumdungen nicht nur unanständig, sondern eine Gemeinheit sind, nicht aber vollberechtigte Angriffe, mögen sie nun pseudonym gehalten sein oder nicht. Zweitens: mit dem Hinweis darauf, daß ich auch zu einer Genugthuung bereit bin. Den Weg hierzu können Sie durch die Vermittlung der „Neuen Bahnen“, wenn Sie dieses Bedürfnis fühlen, jederzeit in Erfahrung bringen. Damit will ich gesagt haben: Der Vorwurf der Feigheit sitzt nicht.

Wien.

„Der gute Fridolin“.

Nochmals „Hermann Bahr's Bildung“.

Wir erhalten folgende Zuschrift: „Die Notiz „Hermann Bahr's Bildung“ auf Seite 342 der „Neuen Bahnen“ zwingt mich, Ihnen mitzutheilen, daß ich nicht zu den Bewunderern des Hermann Bahr gehöre.

Heinrich von Schullern.“

. . . Wir nehmen diese Erklärung, die sich jener des Herrn Himmelbauer anschließt (Seite 342), mit Vergnügen zur Kenntnis.

Die Schriftleitung.

Feuilleton.

Der Fluch des Mystifax.

Ein Märchen. Von **Moriz Steinhardt.** (Berlin.)

Vor tausend und abertausend Jahren gab's über dem großen Meere ein mächtiges Reich, das hieß das „Reich der Polyglotten". Ein gar mächtiger und allverehrter König Namens Arbago herrschte seit mehr denn 50 Jahren über dieses wunderbare Reich. Wunderbar aus dem Grunde, weil in diesem Lande außer dem seit grauen Zeiten dort seßhaften Volke noch andere zwölf große und kleine Volksstämme wohnten, die später eingewandert waren und von denen jeder eine andere Sprache hatte. Es waren dies hauptsächlich die Bargulen, Panalen und Rabigen, denen sich noch neun kleinere Stämme anschlossen. Wie dies Land zu diesen vielen Völkern kam, die einander nicht verstanden, ist vor Allem in der Heirathsgeschichte der königlichen Prinzen zu suchen. Wenn ein Prinz heirathete, so nahm er stets eine Prinzessin, die leicht ein Land erben konnte und bedang sich aus, daß er im Testamente des Schwiegervaters oder des Schwähers wenigstens mit einer Provinz bedacht würde. Sodann: wenn ein paar Nachbarkönige ein reiches Land überfielen, so half der Polyglott wacker mit oder stand wenigstens auf Wache und bekam zum Lohn einen tüchtigen Bissen. So entstand das Land der dreizehn Sprachen.

Da König Arbago polyglottischen Stammes war, die öffentlichen Aemter und der Heerbann sich wie recht und billig der Sprache des Herrschers bedienten, so sollten alle Unterthanen im ganzen Reiche, sich im öffentlichen Leben nur der polyglottischen Sprache bedienen. Dies wollten sich die Bargulen jedoch nicht gefallen lassen, denn ihr Bestreben war, daß im ganzen Reiche ausschließlich nur i h r e Sprache geredet werde, denn sie mißachteten die Sprache ihres Königs gar gründlich . . .

Das böse Beispiel fand eifrige Nachahmung und gar bald wollte jeder dieser kleinen Volsstämme einzig und allein die Sprache seiner Väter als die vornehmste und allgemein gebräuchliche anerkannt sehen. Und es begann allenthalben zu gähren im Reiche. Da wurde ein weiser Mann aus dem Stamme der Panalen in den Rath der Krone berufen. Er sollte Mittel finden und Wege zeigen, durch welche dem Verlangen Aller Recht geschehe. Er sann und sann, bis er endlich freudestrahlenden Auges vor seinen königlichen Herrn trat, um ihm die geistige Geburt einer welterschütternden Idee zu verkünden.

„Ich habe nun, erhabener König, das Mittel zur Festigung unseres inneren Friedens endlich gefunden", begann Nidebar, der weise Rath der Krone, „lass', o guter König, diesen edlen Völkern ihre Sprache, raube ihnen nicht den süßen Mutterlaut, doch die stammesstärkeren Polyglotten sollen sich friedbereit ihren bedrückten Landesbrüdern zeigen und die z w ö l f Sprachen ihrer Mitvölker freudig lernen, und wer von diesen will, der mag auch die polyglottische Sprache sich zu Eigen machen. Ein Jahr ist lang und hat der Monde zwölf, das reicht hin, um sich dem glücklichen Gedeihen Deines gesegneten Landes zu opfern. Nach diesem Jahre wird der ewige Friede verjüngt in Dein wunder-herrlich' Reich einziehen! Ist das nicht herrlich ersonnen, erhabener König?"

Da sprach der König: „Ich habe in meiner Krone Rath die Weisesten berufen, darunter Dich — und Dir mein lieber Graf Nidebar, will ich auch die Regelung der ganzen Sache anvertrauen. Hier hast Du Brief und Siegel als Zeichen meiner Huld. Bringe meinen Völkern Deine segensvolle Kunde."

In alle Gauen des Reiches wurden Herolde entsendet, den neuesten königlichen Bescheid den Völkern zu verkünden. Anstatt aber die allgemeine Zufriedenheit durch die so fein ersonnene Idee des großen Staatsmannes herzustellen, wurde nur das Gegentheil erreicht. Die Bargulen wollten absolut nicht polyglottisch reden lernen, verfluchten den polyglottischen König, während sie den der Bargulen hoch leben ließen, welcher in seiner Person auch noch König der anderen elf Ländchen war. Die Panalen hingegen priesen den panalischen König, da Arbago auch den Titel eines solchen führte, während sie von dem König der Bargulen nichts wissen wollten.

Am allerunzufriedensten waren die Eingeborenen des Landes, die nun so viele fremde Sprachen in solch' kurzer Zeit erlernen sollten, um sich ihren Landesbrüdern zwölffach anzupassen. Die Unzufriedenheit wuchs im ganzen Reiche. Tag und Nacht wurden Berathungen am königlichen Hofe gehalten, wie wohl die Ruhe und Eintracht herzustellen sei. Und mitten in diesen erregten Berathungen drang das Geheul der erbitterten Volksmenge an das königliche Ohr. „Nieder mit Nidebar", erscholl es aus tausend Kehlen. „Nieder mit dem Volksverräther!" drang es hinauf in die Gemächer des Herrschers. Der König wurde bleich wie die Wand und deutete dem Kanzler Nidebar an, sich zurückzuziehen, da er für sein Leben fürchtete. Der Kanzler verstand den Wink und legte seinen großen Federkiel auf den Tisch, zum Zeichen, daß er sich seiner Würde begebe und verschwand durch eine Seitenthüre auf Nimmerwiedersehen. Da athmete der König wieder auf. Er winkte und ein Diener öffnete das Fenster und gab dem Volke die Kunde, daß der verhaßte Nidebar seine Kanzlerei niedergelegt habe. Brausender Jubel erscholl von der Straße und ein einstimiges Hoch wurde dem weisen König Arbago ausgebracht.

Nun wurde ein neuer Mann zum Kanzler des Reiches ernannt, es war dies Untho aus dem Lande der Bargulen. Die Dinge waren aber schon so verworren, daß der weniger fähige Untho die Sache nur noch schlimmer machte, zumal er sich nur wenig um die Geschäfte des Staates kümmerte, dafür aber den Vergnügungen leidenschaftlich huldigte; besonders gern warf er mit bunten Papierschnitzeln auf die vorübergehenden Frauen.

Da trat mit einemmale eine Wendung ein. Der König feierte seinen 70. Geburtstag und aus allen Ländern des Reiches strömten die Theilnehmer an den Volksspielen, welche dem Könige zu Ehren abgehalten werden sollten, in großen Schaaren herbei. Alle Sprachen des großen Reiches waren hier vertreten und jeder Volksstamm trug seine Landestracht.

Die Gruppen der verschiedenen Völker standen schon da, bereit vor das Schloß zu ziehen, um dem König ihre Huldigungen darzubringen, da drängten die Bargulen vorwärts, um die Ersten zu sein. Aber die Eingeborenen wollten ihnen nicht den Vortritt gestatten und es kam zu einem wüsten Gezänk, in das sich auch alsbald die Panalen und Nabigen einmischten. Und der Streit wurde immer größer und größer, bis er zuletzt in eine fürchterliche Schlägerei mit Stöcken, ja sogar mit Messern sich verwandelte. Die Stadt der Freude hatte sich im Nu in eine Stätte des Jammers und der Trauer verwandelt. Hunderte von Bürgern aller Stämme des Reiches wälzten sich in ihrem Blute vor dem Schlosse ihres greisen Königs. Dieser, durch den Lärm erschreckt, eilte an's Fenster, von welchem er sich sogleich wankenden Schrittes wieder entfernte. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, in beiden Händen verbarg er sein Haupt und schleppte sich zum Ruhebett, auf welchem er ermattet niedersank.

Als sich der König erholt hatte, heischte er genaue Kunde über die letzten Ereignisse. Erbittert über das Vernommene und über die Unverläßlichkeit seiner weisen Männer im Rathe, beschloß er, den im naheliegenden Wald in seiner Einsiedelei hausenden Seher Mystifax, der als ungemein fromm galt, zu sich zu bescheiden, um mit demselben die Herstellung des Friedens zu berathen. Der ehrwürdige Mystifax erschien auch bald vor dem König und beugte sein Knie:

„Deine weltbeglückende Gnade, mein erhabener König, hat sich mir endlich wieder geneigt", begann er mit Salbung, „und so nahe ich dem hehren Throne. Wohl bin ich gealtert und meine Kraft ist gebrochen, doch hell ist mein Geist und rüstig will ich Deine erlauchten Befehle ausführen, soweit ich es vermag!"

„Nicht befehlen will ich, ehrwürdiger Mann Gottes, nur berathen will ich mit Dir, wie ich meinen Völkern den schon seit Jahren abholden Frieden wieder geben kann. In Zwist und Hader liegen sich die Bruderstämme meines Reiches, die Kinder eines Königs. Sage, Wunderthäter, was ist es, das sie wieder vereinen könnte. Ich will Dich und Deine Genossen königlich belohnen, so Du mit Deinem scharfen Geiste es findest und kein Opfer ist mir zu groß", sprach der König voll Ehrfurcht.

„Dein Schmerz, erhabener König, ist auch in meine stille Klause gedrungen und grübelnd sann ich Tag und Nacht darüber nach, wie ich ihn lindern könnte. Doch hat der Herr der Heerschaaren alle Kraft des Wunderwirkens von mir genommen und mir nur eine Macht gelassen. Eine traurige Macht, die Macht des Fluches. Ich kann nur Deine Völker verfluchen", ertönte es aus dem Munde des hochaufgerichteten mit verklärten Blicken um sich sehenden Gottesmannes.

„Wenn ich den Frieden in meinem Reiche erlangen kann, so sei's selbst mit Hilfe eines Fluches. Thu' was in Deiner Macht steht, besser wird es sein, als wenn vom Blut ihrer Brüder die Hände meiner Völker triefen", erwiederte der verzweifelte König, „thu' was ich Dir geheißen und zaud're nicht!"

Ein düsterer Schein lagerte sich auf dem Antlitz des greisen Mystifax, er breitete seine Hände weit gen Osten aus und murmelte unverständliche Zauberworte in den Bart. Da erschütterte ein mächt'ger Donnerschlag um den andern die Luft und unzählige Blitze schlängelten unter betäubendem Krachen am Himmel. Mystifax wandte sich dem offenen Fenster zu und mit der Stimme eines Orkans rief er in das Toben der Elemente: „Du lästernd Volk, das du an Gottes Sprache kein Wohlgefallen fandest und deiner Brüder Sprache schmähtest, verstumme, bis ein hellerer Geist dereinstens dein trüb' Gemüth erleuchten wird!" Als der Greis dies gesprochen hatte, sank er in die Kniee und fiel rücklings tot zur Erde. Es war sein letzter Fluch.

Der Friede war in Polyglottien wieder eingekehrt, ein gründlicher Friede, wie nie vorher. Menschliche Laute gab es nicht mehr, nur eine Zeichensprache die man brüderlich verstand. Und diese Sprache einigte alle Völker die fortab stets in rührender Eintracht mit einander lebten; der Fleiß zeitigte die schönsten Früchte der Welt und Alles war eitel Harmonie. Der König erlebte noch viele fröhliche und zufriedene Tage inmitten seines stummen und doch so beredten Volkes bis an sein seliges Ende. Amen.

Dichter und Fürsten.

Es soll der Sänger mit dem Fürsten gehn.
Schiller.

Weil der Dichter schwer gesündigt,
Hungrige besang, nicht Satte,
Ward die Loge aufgekündigt,
Die der Hof gemiethet hatte:
Dringend noth that diese Sühne,
Um die Frevler einzuschüchtern,
Eine Warnung für die Kühne
Und ein Merks den deutschen Dichtern.

Unsrer Künstler Trachten stürkte
Keines Mediceers Güte,
Wie einst Schiller schon bemerkte
Mit beklommenem Gemüthe,
Doch der Gunst der deutschen Fürsten
Nachzutrachten, nachzudichten,
Zählte immer zu den dürrsten,
Primitivsten Bürgerpflichten.

Und die gleiche Geistesrichtung
Ist den Dichtern vorgeschrieben,
Wenn auch die loyalste Dichtung
Meistens unbelohnt geblieben,
Naserümpfend nahm entgegen
Sie ein gallonierter Diener,
Mehr zu wünschen war verwegen,
Und noch gab's nicht Jakobiner.

Und genau, wie es gewesen
Also muß es fürder bleiben:
Wenn die Fürsten auch nichts lesen,
Muß man dennoch für sie schreiben
Ja, das müßt Ihr, deutsche Dichter,
Jede Strophe sprech' von Knechten,
Denn die Kunst hat einen Richter,
Der selbst Verse weiß zu flechten.

Der da Alles kann und gründlich
Auch versteht im Menschenleben, —
Wär's in solchen Fall nicht sündlich
Seinem Rath zu widerstreben?
Auf denn! Freunde, laßt nicht länger
Säumen Euer süß' Getriller —
Mit dem Fürsten geh' der Sänger,
Sagt doch schon der gute Schiller.

Seid nicht albern und nicht blöde
Auf! hervor aus Euren Kosen!
Setzt jedwede Kaiserrede
Flugs in Nibelungenstrophen,
Nicht der Noth des Volkes leihet
Ohr und Mund — nein! Eure besten
Lieder und Gesänge weihet
Fürstlichen Geburtstagsfesten.

Simplicius Simplicissimus.

In der Sommerfrische.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Werke von

Hanns

Weber-Lutkow:

Schlummernde Seelen.

Geschichten aus Klein-Rußland 1900. Brosch. 2 K. 40 H. (2. M.) geb. 3 K. (2 M. 50 Pf.).

Die schwarze Madonna.

Geschichten aus Klein-Rußland 1901.

Oesterreichische Verlags-Anstalt [illegible] und Leipzig.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Dramen

von Josef Hafner

und Oskar Weilhart.

Keine Sühne 1897.

Der Frauenkongreß 1898. Verlag E. Pierson, Dresden.

Die brotlose Kunst 1899. (Verlag G. H. Mayer, Berlin.

Das Märchen vom neuen Leben 1899.

Das neue Dorf 1901. Oesterr. Verlagsanstalt.

Von **Josef Hafner** ist früher erschienen:

Spiritismus oder Philosophie 1894.

Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895.

Verlag W. Friedrich, Leipzig.

! Soeben erschienen Neuausgabe !

Im Sommersturm

von Arthur von Wallpach.

Gesamtausgabe.

Zu beziehen durch den Verlag des „Scherer" **Innsbruck, Museumstraße 16.**

Preis der Volksausgabe geb. K. 1.50 = M. 1.25.

Desgleichen:

Sonnenlieder.

Demnächst erscheint:

Jahresringe.

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger

F. Derbohlaw

Wien, IX. Pramergasse 22.

Preislisten kostenfrei.

Gesunde Menschen

Monatsschrift für volksthümliche Gesundheitspflege, natürliche Heilweise und [illegible] naturgemäßer Grundlage.

Herausgegeben und geleitet von Rudolf Richter,

Wien, XIX, Freihofgasse 1.

[illegible]jährl. Bezugspreis K. 4. . Einzelhefte 40 H.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Ad. SCHUSTERMANN, Zeitungs-Nachrichten-Bureau

BERLIN O., Blumenstrass 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !

Referenzen zu Diensten. — Prospecte u. Zeitungslisten gratis und franco.

CHOCOLAT SUCHARD

Paris 1900

Grand Prix

Höchste Auszeichnung!

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt"

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen zwei reich illustrirte, ca. 50 Seiten starke Hefte; Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) Mk. 3.—.

!!! „Bühne und Welt" ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt"

Berlin S 42. Otto Elsner.

„Der Scherer"

Illustrirtes Tiroler Halbmonatsblatt für Kunst und Laune in Politik und Leben.

Herausgeber Karl Habermann.

Schriftleitung und Verwaltung: Innsbruck, Museumstraße Nr. 16. Bezugspreis: Ganzjährig K 8 (Mk. 8, Frcs. 12); Vierteljährig die entsprechenden Theilbeträge. — Rechnung der öst. Postsparcasse 20920.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Verwaltung.

Der „Scherer" hat, von der begeisterten Zustimmung der weitesten Volkskreise getragen, einen fröhlichen Siegeszug gegen Finsternis und Knechtschaftenheit unternommen. An brennende Zeitfragen anknüpfend rüttelt er an allem Morschen und fährt zu den gesunden Quellen neuer Erkenntnis, zur Lebensfreudigkeit, zur Freiheit.

Im Schererverlag zu Innsbruck erscheint weiters das Huttenblatt:

„Pfeile aus der Ebernburg".

Ein Archiv aller Sünden Roms am deutschen Volke. — Das einzige Blatt Oesterreichs, das trotz jedesmaliger Beschlagnahme unverstümmelt in die Hände der Abnehmer gelangt.

Bezugspreis ganzjährig K 4 = Mk. 4.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 = Mk. 3 = Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 = Mk. 6 = Frcs 8. Ganzjährig: K 12 = Mk. 12 = Frcs 16.

Einzelne Hefte 60 Heller = 60 Pfennig = 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer" Innsbruck, Museumstraße.

16. Heft. 15. August. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:

Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**

Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Beschlagnahm: 419
F. W. Oesteren, Für alle Schichten . . . 420
Alex. Sutsos, Preßfreiheit 420
Josef Stibitz, Die Jugendschriftenfrage und die „deutsch-österr. Jugend-Litteratur" . 421
Erna Viereck, Selbstloses Blühen 424
Hans Benzmann, Otto Jul. Bierbaum's Lyrik 425
Carl Graf Oberndorff, Träume 430
Ottokar Stauf v. d. March, Albanesen im Epirus 430
Aus dem Wiener Kunstleben 440
Bücherschau 445
Aus dem Narrenhause der Zeit 445
Tu felix Austria. 449

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—

Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Cts.

Diesem Hefte ist der Schlußbogen des Schauspiels: „Zwischen Altem und Neuem“, v. H. Christaller, beigelegt.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Hans Benzmann, Berlin.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell v. Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hause, Maderno.
Karl Maria Heidt, (†).
Karl Henckell, Zürich.
K. M. Klob, Wien.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Friedrich Werner v. Oesteren, Schloß Weleslawin.
Oskar Panizza, Paris.
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler, (†)
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck.
Hermann Rollett, Baden.
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Heinrich v. Schullern, Salzburg.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf v. der March, Wien
Maurice Reinhold v. Stern, St. Oswald.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Emil Aellenberg, Zürich.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. C. Windholz, Mähr.-Ostrau
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Eingelangte Bücher.

M. E. delle Grazie, Italische Vignetten.
Ernst Zill, Litterarische Reliefs. 4 Bde.
Fr. Steudel, Lebensfreude.
Susi Wallner, Die alte Stiege.
— Hallstädter Märchen.
Maxi Soutoneff, Abgott Mann.
Internationale Litteraturberichte Nr. 16.
Der Scherer 15.
Bühne und Welt 21.
Der Freidenker 28—30.
Die Gesellschaft III. 1—2.
Die Alpenzeitung I. 10—11.
Der Türmer 11.

! Soeben erschienen Neuausgabe !

Im Sommersturm

von Arthur von Wallpach.

Eigenverlag.

Zu beziehen durch den Verlag des „Scherer“ **Innsbruck, Museumstraße 16.**

Preis der Volksausgabe geh. **K. 1.50 = M. 1.25.**

Desgleichen:

Sonnenlieder.

Demnächst erscheint:

Jahresringe.

Neue Bahnen

G. Z. Pr. XXIII. 212/1.
3.

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Landesgericht Wien als Preßgericht hat auf Antrag der k. k. Staatsanwaltschaft erkannt, daß der Inhalt des in dem Heft 15 der periodischen Druckschrift „Neue Bahnen" vom 1. August 1901 auf Seite 415 enthaltenen Artikels mit der Ueberschrift „Der Fluch des Mystifax" zur Gänze das Verbrechen nach § 63 St.-G., sowie das Vergehen nach § 300 St.-G. begründe, und es wird nach § 493 St.-P.-O. das Verbot der Weiterverbreitung dieser Druckschrift ausgesprochen, die von der k. k. Staatsanwaltschaft verfügte Beschlagnahme nach § 489 St.-P. und nach § 37 Pr.-G. bestätigt und auf die Vernichtung der vorfindlichen Exemplare erkannt.

Gründe.

In dem beanständeten obzitirten Artikel wird die Ehrfurcht gegen den Kaiser verletzt und werden durch Verspottungen und Entstellungen von Thatsachen die Anordnungen der Behörden herabzuwürdigen gesucht und erscheint demnach dessen Inhalt geeignet, den Thatbestand des Verbrechens nach § 63 St.-G., sowie den des Vergehens nach § 300 St.-G. zu begründen.

Wien, am 6. August 1901.

Der k. k. Präsident:
Soos.

Für alle Schichten.

Der Löwe ließ sein Volk ermahnen
Durch seinen Herold Elephant:
„Wenn zwischen meinen Unterthanen
Ein Streit von neuem ist entbrannt,
Wenn Zwei sich gar nicht mehr
vertragen:
Sie nahen meinem Throne schnell,
Am Recht zu suchen und zu klagen!
Doch ich verbiete das Duell.
Dies Machtwort gilt für alle Schichten
Des Volkes. Wer zuwiderthut,
Den werd' ich proprio ungue richten,
Wie ich es öfters schon geruht." —
Drei Tage kaum nach dem Erlasse
Erhellte dessen Dringlichkeit.
Der Panther kam in wildem Hasse
Mit der Gazelle schon in Streit.
Trotzdem der König die Duelle
Für alle Schichten streng verbot,
Schlug doch der Panther die Gazelle
Sammt deren Sekundanten tot.
Schon sann er auf den Fraß der Leichen;
Da aber sah er den Spion,
Den Luchs, verdächtig seitwärts
schleichen,
Und floh in höchster Diskretion.

Der Löwe hörte vom „Duelle"
Gerieth in Wuth (wie sich's gebührt),
Lief gleich zu der Verbrechenstelle,
Von dem Spione Luchs geführt.
Um nicht den Anblick zu verlieren,
Der nun doch zu erwarten war,
Begleitete von Säugethieren
Den König eine ganze Schaar;
Und sie begann, sich aufzustellen
Am Ort der That im Kreis umher.
Man sah die toten drei Gazellen,
Doch nirgends einen Panther mehr.
„Wer war der Gegner dieser Leichen?"
Der Löwe sprach's — zum Luchs gewandt.
„Sire", sagte der, „mit Angsterbleichen
Hab ich den Panther gleich erkannt."
„Was?" schrie der König, „mein
Verwandter?!"
Und ward im Zorne gelblichroth;
„Kein Frevler ist mein Vetter Panther!
Du selbst schlugst die Gazellen tot!
Dich werde ich als Schuld'gen richten!"
Ein Schlag, — da lag der Luchs im Blut.

* * *

Wißt Ihr vom Hof Skandalgeschichten,
Erzählt sie nicht! Ich rathe gut.

Schloß Weleslawin. F. W. v. Oesterreich.

Preßfreiheit.

Frei ist die Presse, Freund, für den, der da verspricht
Nicht die Minister anzufeinden,
Auch die Beamten nicht sammt ihren guten Freunden;
Frei ist die Presse, Freund — nur schreiben darfst du nicht.

Athen. Alexander Sutsos.

Die Jugendschriftenfrage und „die deutsch-österreichische Jugendlitteratur".

Von **Josef Stibitz.** (Deutsch-Gießhübl.)

„Wer will, daß seine Kinder einmal ein innerliches Verhältnis zur Dichtung gewinnen, wird ihnen Geschichten von dichterischem Werth in die Hand geben.

(Jugendschriften-Warte.)

Es berührt immer sehr eigenthümlich, wenn man ein Buch irgend eines Wissenszweiges in die Hand bekommt, das zu den neuesten Errungenschaften auf seinem Gebiete keine Stellung nimmt, sondern sie kurzer Hand unbeachtet läßt. Und doch gibt es in jeder Wissenschaft gewisse standard works, an denen man nicht vorübergehen darf, man mag sich zu ihnen stellen, wie man will. So ein standard work — ein in seiner Art klassisches Werk auf dem Gebiete der Jugendlitteratur — ist das Buch H. Wolgast's: „Das Elend unserer Jugendlitteratur". (Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung unserer Jugend.)

Wer heute über Jugendschriften schreiben will, der muß sich auf irgend eine Weise mit diesem Buche abfinden, das auf seinem Gebiete geradezu revolutionär gewirkt hat, indem Wolgast das ganze spezifische Jugendschriftenthum „auf dichterischem Gebiete" mit den Worten „Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein" — über den Haufen wirft und die „sogenannten" Jugendschriftsteller mit einem Storm-Zitate scharf abfertigt: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, dann darfst du nicht für die Jugend schreiben. Es ist unkünstlerisch, die Behandlung seines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder kleinen Hans als Publikum denkst."

Also Kunstwerk und Künstler, das sind die Forderungen, die Wolgast an die Jugendschrift in dichterischer Form (die schöngeistige Jugendschrift) und an den Jugendschriftsteller stellt. Damit fällt die spezifische Jugendschrift im landläufigen Sinne, deren Zweck es war, die Jugend unterhaltend zu belehren, und die geradezu in dieser Absicht geschrieben wurde. Damit fällt aber die bisher gebräuchliche Jugendschriften-Kritik, die die schöngeistige Jugendschrift zuerst dahin prüfte, ob sie diesen Zweck — die unterhaltende Belehrung — erfülle oder nicht. Und nachdem man einsehen gelernt hat, daß der Zweck der Jugendschrift in dichterischer Form nicht die unterhaltende Belehrung, sondern die ästhetische Erziehung ist, so hat der Jugendschriftenkritiker zuerst darauf zu sehen, ob die Jugendschrift den ästhetischen Forderungen Genüge leistet. Und die schöngeistige Jugendlitteratur ist daher nichts anders, als eine durch pädagogische Rücksichten bedingte Auswahl aus der schönen Litteratur.

Daraus ergeben sich denn auch die Forderungen, die man an einen Jugendschriftenkritiker zu stellen hat, und denen er nachkommen muß, wenn er von sachverständigen Leuten ernst genommen werden will.

Vor mir liegt nun ein Buch, dessen Herausgeber der Aussiger Bürgerschuldirektor und einstmalige Bezirksschulinspektor K. Moißl ist, der sich unter den deutsch-österreichischen Lehrern eines vorzüglichen Rufes als Jugendschriftenkritiker erfreut.

Es soll den Lehrern, Bücherwarten und Eltern in Deutsch-Oesterreich ein Führer sein und trägt daher den stolzen Titel „Die deutsch-österreichische Jugendlitteratur". Leiter des Buches ist K. Moißl und Mitverfasser F. Krautstengl. Daß weiters an der Spitze des Buches das Bild unseres Kaisers prangt und der Spruch: „In der Jugend ruht die Zukunft", mit dem Zusatze des Buchleiters: „So sprachst du, edler Kaiser, und dein weises Wort ist ein Programm", soll wohl nur zum Aushängeschilde dienen.

Dies Buch bringt nun auf ca. 176 Seiten wohl an ein halbes Tausend Jugendschriften kritisirend zur Sprache, und zwar dürften davon an zwei Drittel den

Jugendschriften in dichterischer Form angehören. Das Buch — (ich besitze nur den I. Band, der II. war mir noch nicht zugänglich, doch genügt dies vollkommen) — ist in fast allen deutsch-österreichischen Lehrerzeitungen vorzüglich kritisirt worden. So brachte die „Freie Schulzeitung" in Reichenberg geradezu eine verhimmelnde Kritik, worin es unter Anderem heißt, das Werk sei „in dem Gedanken zeitgemäßer Förderung (!) geschaffen worden und gehöre zu dem Gediegensten (?) was auf diesem Gebiete besteht."

Sehr lieb war mir's, daß die Verfasser gleich an der Spitze ihres Buches in der Einleitung „Was wir wollen" ihre Grundsätze oder Forderungen, nach denen sie bei der Wahl vorgegangen sind, darlegen.

Nach meinen Auseinandersetzungen dürfte es leicht einzusehen sein, daß ein verständiger Jugendschriftenkritiker, wenn er Jugendschriften in dichterischer Form vor sich hat, nicht anders kann, als die ästhetischen Forderungen als wichtigste an die Spitze zu stellen und ihnen die pädagogischen folgen zu lassen. Hören wir nun, welches die Forderungen waren, durch die sich die Verfasser des Buches „Die deutsch-österreichische Jugendlitteratur" bestimmen ließen:

„Die Grundsätze, von denen wir uns leiten lassen, sind:

1. Wir stehen auf dem österreichischen Standpunkte und werden demgemäß die vorhandenen deutschen Jugendschriften Oesterreichs der Prüfung von diesem patriotischen Gesichtspunkte aus mit aller Sorgfalt unterziehen. (Das soll ein „erster Grundsatz" sein bei der Beurtheilung von Schriften dichterischen Inhalts!)

2. Wir werden bei dieser patriotischen Haltung für unsere deutsch-österreichischen Schulbüchereien nur Bücher empfehlen, welche deutsch-österreichischen Sinn, deutsche Sitte und Lebensführung und deutsch-österreichische Gefühle nicht verletzen.

3. Wir stehen auf dem Standpunkte religiöser Duldsamkeit und werden daher bei dieser Beurtheilung jede Verletzung religiöser Gefühle wohl beachten.

4. Wir stehen auf der Warte strengster Sittlichkeit im weitesten Sinne des Wortes und werden daher jede Jugendschrift nach dieser Richtung hin, sei es bezüglich des Ausdruckes oder der damit gemeinten Sache, sei es bezüglich der Handlungen und der sittlichen Förderung strenge prüfen.

5. Auch werden wir der in der Jugendschrift niedergelegten Sprache unsere vollste Aufmerksamkeit widmen und unser Urtheil durch sie bestimmen lassen."

Die gänzliche Nichtbeachtung der wichtigsten, der ästhetischen Forderung bei der Beurtheilung von Schriften schöngeistigen Inhaltes — wie es doch zumeist die Jugendschriften sein sollen — könnte eigentlich komisch wirken, wenn die Sache nicht so ernst wäre, denn erstens gilt Herr K. Moißl, wie schon gesagt, in Schulkreisen Deutsch-Oesterreichs als eine Autorität auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage, und zweitens spielt er sich in diesem Buche auch darauf hinaus. Hier muß daher sowohl ihm, als auch den interessirenden Kreisen der Star gestochen werden.

Denn so übel es in dem Buche bestellt ist mit der Aufstellung der Grundsätze, wo der wichtigste ganz ausgelassen ward — so schlecht sieht es auch aus mit der Kritik der einzelnen Bücher. So will ich mir eine vereinzelte Stichprobe herausheben. „Unterwegs. Kleine Erzählungen von Hans Fraungruber. Fünfzig kleine Erzählungen und Gedichte, auch im Dialekt füllen das Bändchen, das der Sammlung (Dr. R. Weißenhofer's Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe) zur Zierde gereicht. In anziehender Form treten uns treffliche Lehren und wahre Lebensweisheit entgegen. (!?) Die Sprache ist edel und kindlich. Das Buch ist hiemit für die Mittelstufe empfohlen."

Nun nehme man einmal dies Büchlein in die Hand und lese das abgeschmackte Zeug, das da geboten wird und ich will wetten, daß dann jeder, der es gelesen hat, nicht dies Urtheil, sondern das Folgende unterschreiben wird, das die „Jugendschriften-Warte" bringt:

„Das Büchlein bringt fünfzig kleine Erzählungen, die meistens geradezu albern sind. Als Beispiel will ich gleich Nr. 1 aufführen, wo ein Müller an dem Tage, wo ihm ein Sohn geboren wird, einen Baum pflanzt. Der Baum wird von seinem Sohne gepflegt und bei seinem Tode von seinen Enkeln gefällt, die aus den Brettern dem Großvater einen Sarg bereiten. Also, am Todestage des Großvaters muß erst ein Baum gefällt, Bretter geschnitten werden, um dem Großvater aus den grünen Brettern einen Sarg bereiten zu können. Schade um die Druckerschwärze und das Papier."

Ich möchte hinzufügen: und solche Sachen bietet man den Kindern des Volkes der Denker?

Dann wundert es einen freilich nicht mehr, wenn K. Moißl über den sattsam bekannten Jugendschriftsteller Chr. v. Schmid folgendes Urtheil fällt: „Er ist ein Meister der Erzählungskunst. (!) Seine Geschichten wirken mächtig auf die Jugend. (Die kleinen grellbemalten Indianerbücheln auch!) Aus ihnen strömt ein reicher Quell von Menschenliebe; ein frommes, edles Herz spricht schlicht und einfach, aber in äußerst milder und anziehender Weise zur Jugend. Die herrlichsten Lehren streut Christoph Schmid ein in den Gang der Handlung (Siehe Herbart: „Schon die Absicht zu bilden, verdirbt die Kinderschrift") und versteht es, das romantische Element in warmherziger und behaglicher Weise zu verwerthen. Dabei sind seine Schriften durchweht von echter Duldsamkeit bei aller Hervorhebung seines Standpunktes."

Hören wir nun, was G. Heydner in der „Jugendschriften-Warte" sagt, der Chr. v. Schmid's Erzählungsschriften eingehend kritisirt: „Die trivialen, sich immer gleich bleibenden Vorwürfe der Schmid'schen Erzählungen, die unmotivirte Geschwätzigkeit und Rührseligkeit seiner Personen, die graubärtigen Kinder und vagen Naturschilderungen verbieten es uns, Chr. v. Schmid als einen geeigneten Jugendschriftsteller gelten zu lassen."

Und wie sagt Prof. Dr. Sepp in einem Briefe, wo er von den Märchen der Br. Grimm spricht: „Ihre Kinder- und Hausmärchen wecken Phantasie und Seelenleben der Jugend, und haben deutschen Kern — was sind dagegen die Erzählungen eines Christoph v. Schmid?"

Und wie man einerseits aus diesen Stichproben sehen kann, wie es mit der Kritik der Verfasser bestellt ist, indem sie die Hauptforderung unberücksichtigt ließen; kann man auf der andern Seite bemerken, wie sie die untergeordneten Forderungen in kleinlicher Weise hervorkehren. Oder sollte da vielleicht System dahinter stecken?

Ist es nicht geradezu albern, wenn sich Krautstengl folgendes Zaunbürgerstückel leistet, indem er den Titel des Buches „Deutschlands und Oesterreichs Reptilien" beanständet und sagt: „Es sollte stehen „Oesterreichs und Deutschlands Reptilien".*)

Und solche Kleinigkeiten kann man in Menge in dem Buche finden. Der Schulmeister hat den Kritiker totgeschlagen — und das Ergebnis war „Die deutsch-österreichische Jugendlitteratur".

Nicht verkennen will ich, daß neben der ästhetischen Forderung bei Jugendschriften noch die pädagogischen gewichtig in die Wage fallen, die ein Buch dahin prüfen, ob es der kindlichen Reife entspricht, ob es in sittlicher, religiöser Beziehung nichts Anstößiges bietet, ob es die nationale Erziehung berücksichtigt und — sagen wir — unser vaterländisches Gefühl nicht verletzt. Ueber diese Forderungen, ihre Grenzen, wird sich immer mehr oder weniger streiten lassen, doch dazu gehört eine reife Lebensanschauung und ein ehrlicher Charakter, der sich nicht durch Nebenabsichten bestechen läßt. Hier aber ist kein Platz, um diese Punkte allseitig und gründlich abzuwägen und zu behandeln. Und nun schaue man wieder, wie kleinlich und

*) Hier sei die Frage erlaubt, ob Herr Krautstengl nur die vierfüßigen Reptilien im Auge hat?

pedantisch Moißl bei der Kritik der Roseggerischen Jugendschriften vorgeht, und welche Stellen er als pädagogisch, religiös und sittlich bedenklich anführt.

„Neunjährige Bauernjungen tragen immer schon Streichhölzchen im Sack, weil sie sich doch allmählich mit dem Hauptberufe des Mannes, wie sie glauben, mit dem Tabakrauchen, bekannt zu machen trachten müssen."

„Bei der Firmung Krautpletschen fressen, das ist mir auch noch nicht passirt."

„Es war viel die Rede gewesen von einem Backenstreiche, den der Bischof den Firmlingen versetzte. Aber totgeschlagen hätte er noch keinen."

„Der Franzl geht jetzt heim auf die Alm. Da gibts Vogelfangen zu stellen."

Ja werden denn unsere Kinder rein mit Handschuhen erzogen?

Halten wir neben diese Ausstellungen, wegen welcher Moißl die Jugendschriften Rosegger's abweist, nur Einiges, was den Kindern unter Aufsicht der Erziehrr geboten wird. Das, was das Leben mit seiner aufdringlichen Wirklichkeit in Haus und Stall, in Hof und Feld mit sich bringt, sei ganz beiseite gelassen. So hören bereits sechsjährige Kinder im Vater unser „und die Frucht deines Leibes", später wird ihnen gesagt: „du sollst nicht Unkeuschheit treiben" und dann kommt das ganz überflüssige alte Testament mit seinen Geschichten, wo der Vater sein Kind schlachten will, wo der Vater sich betrinkt und vom Sohne aufgedeckt wird; die Geschichten vom „Kornwucherer" Joseph, vom „Betrüger" Jakob und dem „herrschsüchtigen Priester" Samuel — all' das und viel mehr wird den Kindern lang und breit berichtet und gelehrt — und für gut befunden.

Da hat man wieder einmal diesen gräßlichen Zwiespalt, wie er sich schon so zeitig aufthut . . .: einerseits die ängstliche Strenge — andererseits das weitgehende Nachgeben.

Und schließlich muß ja die Jugend doch hinaus ins Leben. Da glaube ich denn, daß es am besten ist, sie für dasselbe vorzubereiten. Und weil so viele Krankheitserscheinungen im Leben mitunterlaufen, da heißt es denn das beobachten, was die moderne Medizin zur Erhaltung der Gesundheit empfiehlt:

Eine langsame und vernünftige Abhärtung.

Und wer wäre imstande, diese Arbeit besser zu leisten als die Kunst, welche die Wirklichkeit durch die Form meistert — oder anders ausgedrückt, die rauhe Wirklichkeit verklärt.

Das wieder ist nur die Jugendschrift als Kunstwerk imstande, die die Kinder zu sich hinaufzieht, nicht die spezifische Jugendschrift, die sich zu den Kindern hinabläßt.

Wenn wir nach all' diesem in Kürze noch einmal das Urtheil über das Buch „Die deutsch-österreichische Jugendlitteratur" zusammenfassen, ergibt sich: vorerst die Unhaltbarkeit der Grundsätze, auf die das Buch aufgebaut ist, dann die vollständige Verständnislosigkeit der Herren Verfasser in ästhetischen Fragen und summa summarum als Ergebnis dessen, die Werthlosigkeit des Buches, das deshalb hier so streng abgewiesen ward, weil der eigentliche Leiter des Buches in deutsch-österreichischen Schulkreisen als eine Autorität im Fache der Jugendschriftenkritik gilt und sich als solche mit dem Buche auch aufspielt.

Lustloses Blühen . . .

Du streiftest den Thau von der Knospe fort,
Und achtetest kaum auf ihr Blüh'n,
Nun schau'st Du der vollen Rose Pracht,
Doch begehrst Du nicht ihr Glüh'n.

Ihre Düfte umschwelgen Dich süß und schwer
Wie ein Bitten, ein Werben, ein Fleh'n . .
Du aber hör'st nicht den Sehnsuchtsschrei
Und läßt sie einsam steh'n.

Gr.-Allersdorf. Erna Viereck.

Otto Julius Bierbaum's Lyrik.

Von **Hans Benzmann.** (Berlin.)

Die deutsche Moderne beginnt eigentlich erst mit dem Anfang der neunziger Jahre. Erst um diese Zeit findet Liliencron die volle Anerkennung der Kritik, erst jetzt treten Dichter, namentlich Lyriker auf, deren Kunst wirklich Kunst und neue Kunst ist. So lange die Forderungen der sogenannten Modernen nur ethische, soziale und ähnliche waren, solange diese Bewegung überhaupt nur Forderungen hatte und in künstlerischer Beziehung nur Theorieen verfocht, kann man von einer modernen Kunst kaum reden. Die künstlerische Persönlichkeit erst schuf, unbekümmert um die kleineren Zeitprobleme und ästhetischen Theorieen, die neue Weltanschauung und den neuen Stil und hiermit die moderne Kunst. Die Zeit vor dem Auftreten solcher Persönlichkeiten und wirklicher Poeten war eine Vorbereitungszeit.

Eine solche war das achte Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts. Dichter wie Conradi, Mackay, der junge Arno Holz, Arent, Henckell, so hochbegabt und originell sie auch im übrigen sein mögen, unterschieden sich in stilistischer Beziehung kaum von den Epigonen. Einzig und allein auch eine künstlerische Persönlichkeit war Detlev von Liliencron. Was er dichtete war: Poesie und moderne, Poesie. Seine Kunst war konservativ in ihrer Anlehnung an ältere Meister und wahrhaft neu und originell in ihrer weiterentwickelten Technik, in ihrem persönlichen und doch außerordentlich natürlichen, zeitgemäßen und doch im unzeitlichen, immanenten deutschen künstlerischen Empfinden wurzelnden Stil. Diese starke, autochthone Persönlichkeit hat den rechten Samen in die jungen Künstlerherzen gesät. Sie hat die Modernen gleichsam erst zu Dichtern gemacht.

Die bedeutendsten der modernen Lyriker, wie z. B. Richard, Dehmel, Gustav Falke und Otto Julius Bierbaum haben von Liliencron vieles gelernt. Andere, wie Karl Busse, haben grade auf Liliencron immer wieder als den echten Pfadfinder zur einer gesunden modernen Kunst hingewiesen. Freilich sind die zuerst genannten drei Poeten Persönlichkeiten für sich, Künstler in ihrer Art. Sie gingen über Liliencron hinaus, indem sie, wie namentlich Richard Dehmel, zu Verkündern einer wahrhaft modernen universalen Weltanschauung wurden oder wie hauptsächlich Gustav Falke, in feiner bewußter Weise das künstlerisch Neue, das Liliencron gab, zu veredeln suchte.

Auch Bierbaum, dessen sämmtliche bisherige lyrische Dichtungen — denn auch seine Bedeutung ist in dem zu suchen, was er als Lyriker leistete — soeben in einem Bande gesammelt erschienen sind). „Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder." Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900, Verlag der „Insel" bei Schuster und Löffler, Berlin) — auch Bierbaum ist bei aller Originalität stark von Liliencron beeinflußt worden. Das Eigenartige aber dieser dichterischen Persönlichkeit ist ihre gleichsam aus einem Kern üppig emporwuchernde Vielseitigkeit. Bierbaum besitzt einen feinen kritischen Geist, der überall das Beste aufzuspüren weiß, alles in sich aufnimmt und verarbeitet, der immer wandlungs- und entwicklungsfähig war und ist, der aber dennoch immer soviel eigne Kraft besitzt, um neben Anempfundenem Persönliches und Eigenes voll wirksam zu geben. So ist Bierbaum bei all seinem feinen Verständnis für das spezifisch Moderne, für ausländische, namentlich französische und japanische Kunst, deren Art ebenfalls die seine beeinflußt hat, ein echt deutscher Dichter geblieben: Man mag seine Kunst oft barock, oft sentimental, oft nüchtern, oft archaistisch, schwülstig und manirirt nennen — er geht entschieden in der Nachahmung älterer deutscher Dichter zu weit, — dennoch hat er ebenso oft den zarten, lieblichen Ton der Minnesänger außerordentlich echt getroffen, ebenso den innigen einfachen Ton des Mathias Claudius, vor allem aber hat er in tiefempfundenen Abendliedern die wundervollen Rhythmen des evangelischen Kirchenliedes neu belebt. So lebt durchaus deutsches Empfinden in seiner Kunst und neben dem Persönlichen ist dieses der originelle Kern, die eine

tiefe Wurzel seiner vielen Wandlungen und Entwicklungen, die eine Quelle seiner sich für den Einsichtslosen in ihren Formen oft widersprechenden, in der That aber sich gegenseitig ergänzenden und so die eine Persönlichkeit in ihrer Ganzheit voll widerspiegelnden Dichtungen. Freilich ist Bierbaum ein Kunstpoet, auch wenn er den einfachen Ton eines Claudius oft in ganzer Reinheit trifft. Er ist gewissermaßen von der ganzen älteren deutschen Kunstpoesie, auch von der, die volkstümlicher Art war, befruchtet; aber von dem Volksliede selbst nicht. Kann durch dieses ein Poet von der Art Bierbaum's überhaupt befruchtet werden? Ich bezweifle es! Eine Beeinflußung durch dieses setzt vollkommen dafür geeigneten Boden voraus, — Naivität rein lyrische Begabung. Diese rein lyrische Begabung besitzt Bierbaum nicht; er ist durch und durch Kunstpoet.

Des Dichters Entwicklung sei zunächst kurz geschildert. Bierbaum's erstes Gedichtbuch „Erlebte Gedichte" zeigt in verschiedener Beziehung Beeinflußungen durch Liliencron, daneben findet man hier schon krause Verse im Stile des Hans Sachs, feine Stimmungen, die an den deutschen Stil des Hans Thoma anknüpfen und gedankentiefe Visionen, gedichtete Gemälde nach Böcklin, Stuck und Klinger. Das nächste Buch: „Nemt Frouwe disen Kranz" ist das lyrischste Bierbaum's. Die Beeinflußung durch den deutschen Minnegesang wiegt hier vor. In den Kalenderbüchern: „Der bunte Vogel 1897 und 1899" erinnert vieles an die derbe, lehrhafte und spaßige spätmittelalterliche deutsche Renaissance- und Barockkunst, manches an Mathias Claudius. Neuerdings neigt Bierbaum wiederum einem persönlicheren Ton und einer einfachen realistischen, fast nüchternen Darstellungsweise zu. Das wirklich Erlebte tritt in den Vordergrund. Daneben wirken alle jene Beeinflußungen nach, und mit einem freien Humor und Kunstgefühl weiß der Dichter jede Form, Lied und Spruch, Ballade und Märchen, meisterhaft und wirksam zu behandeln. Leider kann man diese Entwicklung in dem neuen Bande „Irrgarten der Liebe" nicht mehr ganz verfolgen, da das reiche Material in diesem Buche von sachlichen Gesichtspunkten aus geordnet und zu neuen Gruppen zusammengestellt ist, die allerdings in sich sehr geschlossen und harmonisch wirken und in großen Zügen ebenfalls die Entwicklung des Dichters, aber nicht mehr die intime, künstlerische, widerspiegeln.

Ich möchte die nähere Beurtheilung der Gedichte, mich in meiner Darstellung der neuen Ordnung anschließend, mit der der meines Erachtens feinsten und edelsten Gedichte Bierbaums beginnen, der Abendlieder, der reinen Natur- und Stimmungsgedichte. Bierbaum hat in diesen Liedern den Ton des evangelischen Kirchenliedes, des Paul Flemming und weiter des Mathias Claudius, wie schon gesagt, in ganzer Echtheit getroffen. Diese Lieder athmen eine tiefe Ruhe, diese Rhytmen wirken beruhigend wie reine edle Musik. Wenn Bierbaum nichts weiter als diese Gedichte geschrieben hätte, er wäre durch sie einer der ersten unter den lebenden deutschen Lyrikern geworden. Inniges deutsches Empfinden hat diese Lieder geschaffen.

Abendlied.

Die Nacht ist nieder gangen,
Die schwarzen Schleier hangen
Nun über Busch und Haus.
Leis rauscht es in den Buchen,
Die letzten Winde suchen
Die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen,
Dann bleibt der Athem stehen
Der müden, müden Welt.
Nur noch ein zages Beben
Fühl' durch die Nacht ich schweben,
Auf die der Friede seine Hände hält.

Oder das folgende:

Lied in der Nacht.

Straßen hin und Straßen her
Wand're ich in der Nacht;
Bin aus Träumen dumpf und schwer
Schluchzend aufgewacht.

Thränen,
Sehnen,
Lust und Schmerz, —
Ach, wohin treibt mich mein Herz?

Ach, wohin treibt mich mein Herz?

Steht ein Haus in Grün gebaut
Draußen vor der Stadt,
Wo der Fluß mit leisem Laut
Sein Geströme hat.
Blüten
Hüten
Dicht es ein:
Dort möcht' ich zu Gaste sein.
Dort möcht' ich zu Gaste sein.

Diese Gedichte beweisen, daß gerade der Rhythmus trotz Arno Holz ein die Stimmung erzeugendes und tragendes Moment in der Lyrik ist und immer bleiben wird. Zu diesen Liedern gehören auch die farbigen, kräftig-einfachen Sommerstimmungen Bierbaum's.

Spätsommer.

Wenn das Gras der grünen Wiesen
Zeitig ist zur großen Mahd,
Wenn der Sommer seine Sense
Singen läßt durch reife Saat:
Dann soll Deine Seele Sonne,
Kraft und Frucht und Ernte sein:
Schneide ruhig Deine Aehren,
Führe Deine Garben ein!

Ebenso gehören hierzu die feinen Herbstlieder und -stimmungen. In all diesen Gedichten zeigt sich Bierbaum's Lyrik von ihrer besten Seite. Hier wirkt er durch Einfachheit groß und tief, innig und rein. Zu erwähnen wären auch hier schon die prächtigen, derben, humorvollen Weinlieder wie die köstlichen „Ein Herbstlied unter Begleitung des Faßtrichters" und „Das Neuweinlied"; aber hier klingt etwas andres voll mit herein: Bierbaum's kräftiger deutscher Humor, auf den ich später zu sprechen komme. Den Naturliedern schließen sich die Liebeslieder an. Auch hier hat Bierbaum den einfachen, innigen Ton oft echt getroffen, ebenso aber auch den kecken, übermütigen und leichtfrivolen der Franzosen und den sentimentalen, zierlichen der deutschen Minnesänger. Am natürlichsten wirkt er jedoch in den frischen, Lilieneron abgelauschten Liedern, wie z. B. in den herzerfrischenden „Alter Glückszettel", „Ich freue mich auf morgen", Geflüster im Gange" „Jeanette".

Jeanette.

Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries.
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht,
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht:
Da liegt mein Paradies.
Im allerkleinsten Hause drin,
Mit den Fensterläden grün,
Da steht mein Schatz am Bügelbrett:
Hoiho, wie sie hurtig den Bügelstahl dreht,
Gott, wie die Backen glühn.

Im weißen Röckchen steht sie da,
Ihre Bluse ist blumig bunt;
Kein Mieder schnürt, was drunter sich regt,
Sich wellenwohlig weich bewegt,
Der Brüste knospendes Rund.

Oft erinnert Bierbaum direkt an Béranger und Robert Burns. Die Minnesänger werden nachgeahmt in den zierlichen Tanzliedern. Auch unter diesen Liedern findet man solche voll feiner Poesie.

Tanzlied.

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an,
Mit Sehnen, also süße,
Daß Weinen sich mit Lachen paart:
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art.

Eine eigentümliche farbig-klangliche und mystische Wirkung geht von dem Gedichte „Die schwarze Laute" aus, das für mich trotz seines manirirten Tones eine Talentprobe ersten Ranges ist. Zu diesen Gedichten gehören auch die frischen und fröhlichen Pfingst- und Frühlingslieder, die Ritter- und Knappenlieder, von denen wohl das schönste, das prächtige „Ein Pfingstlied" ist, das also beginnt:

„Den Maien führ' ich an meiner Hand,
Den Degen an der Seiten,
Pfingstjunker bin ich zubenannt
Und will in das gelobte Land
Auf einem Schimmel reiten.

Man hat Bierbaum's Poesieen dieser Art oft mit den ähnlichen der Julius Wolf und Baumbach verglichen; aber ich meine, daß Bierbaum's Lyrik sich doch durch größere Originalität, Tiefe und Intensität der Stimmung vor der jener Dichter auszeichnet.

Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf die Lyrik Bierbaum's, die unmittelbar Erlebtes wiederspiegelt. In der bisher charakterisirten Liedpoesie erscheint die Empfindung objektivirt oder von allgemein menschlicher Art. Man findet aber in dem neuen Buche Bierbaum's auch ganze Reihen von Gedichten, in denen sich des Dichters persönlichstes Empfinden und Erleben offenbart. Diese erscheinen zumeist in der Form des freien Rhythmus. Auch in ihnen herrscht ein fröhlicher, übermüthiger Ton vor; nur dann und wann ist Schmerz, Sehnsucht und Resignation in ihnen zu Worte gekommen. Ich denke hierbei an Dichtungen wie „Epistel von meinem Glück, „Wo lauschen deine Thale", „Jenseits von Gut und Böse" und ähnliche. Eines der innigsten und tiefsten dieser Art ist das wundervolle:

Wenn wir alt sein werden.

Wenn wir alt sein werden,
Wenn der Ruhe Dämmerung
Leis in immergleichem Atemzuge uns im
Herzen haucht,
Wenn das Auge matt und milde blickt,
Kältre Farben sieht und flockigen Umriß,
Wenn der Hände Drücke,
Altersfaltenweich,
Immer abschiednehmender, zag sich fühlen,
Wenn das Hirn,
Von Erkenntnis starr, immer kälter wird,
Und der Hoffnung warmer Taubenflügelschlag
Nicht mehr linde Glücksgedankenwellen schlägt,
Wenn an Rosen-Statt
Herbstzeitlose blaßt . . . :
Sonne, Sonne!
Du auch wirst mir dann verbleichen,
Die ich kindlich und anbetend liebe.
Eine Wärme nur,
Eine Liebe nur,
Nur einen Glauben dann
Werd ich mir wahren:
Dich,
Du Traumvergangene,
Heilige.

In diesen Rhythmen offenbart sich auf das schönste Bierbaums tiefes künstlerisches Gefühl für den Klang der Worte und das Steigen und Fallen des Rhythmus; aber auch noch etwas anderes: des Dichters originelle Bildlichkeit. Viele seiner Lieder wirken musikalisch und plastisch gleich stark, fast balladenhaft abgerundet und abgeschlossen. An Stelle der Plastik bewundern wir in diesen freien Rhythmen das Bildlich-Farbige. Auch in dieser Form hat Bierbaum Naturstimmungen gedichtet, die zu dem schönsten gehören, was die Moderne überhaupt geschaffen hat. Hier erinnert er an Böcklin in dem Farbig-Visionären, wie ihn ja auch manche Bilder Böcklin's und anderer moderner Maler direkt zu lyrischen Stimmungen und Landschaftsbildern inspirirt haben. Später tritt an Stelle der freien Rhythmen der Knittelvers, den Bierbaum mit größter Virtuosität behandelt, als Ausdrucksmittel persönlichster Empfindungen und Raisonnements.

An dieser Stelle sind auch die größeren Phantasieen Bierbaum's zu betrachten, die symbolisch des Dichters Weltanschauung wiedergeben. Auch diese Visionen erscheinen zunächst in der Form des freien Rhythmus oder in rhythmisch bewegter Prosa. Hierhin gehören namentlich die Gedichte „Gottesdienst", „Sonntagsmorgen", welche in schönen, originellen, stimmungsvollen und lebendigen Symbolen die Kraft und die Schönheit der Natur im Gegensatze zum dunklen und dumpfen Kirchenglauben verherrlichen, ferner die von einer leichteren Lebensanschauung zeugenden „Sonnenblicke" und das dionysische „Sonne". Andere Gedichte athmen eine heitere resignirende Stimmung, sie sind aus Empfindungen entstanden, welche nach Leidenschaft und Kampf, nach Enttäuschungen und bitteren Lebenserfahrungen in die beruhigte Seele der Menschen einkehren. Bierbaum hat dieses stillheitere Glück der Seele, die nicht mehr hofft, wohl aber sich selbst genießt, in herzbewegenden, innigen und mannhaft kräftigen Weisen reichlich besungen (vgl. namentlich die letzten Abschnitte des Buches). Er zeigt sich in den meisten dieser Gedichte als echter Künstler: er wird selten abstrakt, sentimental, immer wirkt er

zuerst durch die Stimmung, durch das Bildliche, er bleibt fast immer konkret. Neben einer bildlichen Wirkung erzielt er mit manchen Gedichten auch eine tiefe gedankliche. Das schönste Gedicht dieser Art ist die Vision „Golgatha". Später wird Bierbaum fast zu konkret und erzielt damit oft eine gegensätzliche, unpoetische Wirkung. Aus lebendigen, gedankenvollen Stimmungs- und Weltanschauungsgedichten werden Allegorien. Doch entwickelt er sich nach dieser Richtung in merkwürdiger Konsequenz. Diese Allegorien haben nämlich andererseits etwas Urdeutsches an sich, wie ja das Sinngedicht überhaupt eine echte und edle Blüte deutschen künstlerischen Geistes, der deutschen Renaissance ist. Bierbaum erinnert in seinen Allegorien an die Meister der Holzschneidekunst, namentlich an Dürer. Solche feine und tiefe Gedichte sind „Der Vögel Vorgericht", „Meistro Tod", „Gericht", „Liebe und Tod", „Gott zeigt Adam das Paradies", dann vor allem das ganz prächtige, vom echten tiefen Humor geschaffene „Aus der Herrgottsperspektive". Oft mischt sich Balladenhaftes, Märchenhaftes, Derbspassiges und Schwankartiges in diese feine Kunst der Allegorien und Sinngedichte. Prächtige Gedichte dieser Art sind: „Christoph, Rupprecht, Nicolaus" und „Die Juli-Hexen", „Der weiße Maulwurf", welche beweisen, ein wie feines Verständnis Bierbaum für die deutsche Sagen- und Märchenwelt hat; ja er besitzt auch jenes feine Gefühl für das Mystische in der deutschen Ballade, im deutschen Märchen, das vor ihm im hohen Grade z. B. Bürger, Goethe und Heine besaßen, und das ihn wiederum als echten deutschen Poeten erscheinen läßt. Kein Wunder deshalb, daß ihn Arne Garborgs wundervolle, von tiefster und feinster Poesie durchtränkte, echt nordische Gespensterballade „Die Tanzgilde" so anzog, daß er es unternahm, das Gedicht zu übersetzen. Und seine Nachdichtung ist meisterhaft gelungen. — Bierbaum's Weltanschauung ist eine freie, durch keine grüblerische Empfindungen und abstrakte Ideen und Phantastereien beengte, sie ist emporgewachsen aus einem kräftigen, gesunden Fühlen, aus Lebenslust und Humor und tiefem Verständnis für alles Menschliche. Der Humor ist gewissermaßen das belebende Fluidum in der ganzen Bierbaum'schen Kunst. Aus diesem gesunden Humor fließen auch die geistvollen, oft derben und wiederum von deutschem Geiste erfüllten Sprüche Bierbaum's, seine Kalenderpoesieen, die man namentlich am Schlusse des Buches findet.

Diese echte und starke Poetennatur widerspricht sich nie bei aller Vielseitigkeit. Ich möchte grade die Arabesken und Schnörkeleien an der Kunst dieses Dichters nicht vermissen. Sie gerade lassen uns die Persönlichkeit persönlicher, eigner und voller erscheinen. Sie gerade zeugen von einer Kunst, die auf eine Persönlichkeit zurückzuführen ist, von einer Kunst, die Erlebnis ist, von einem Leben, das Kunst ist. Bierbaum's bizarre Art ist oft verspottet worden. Man darf aber nicht vergessen, daß gerade das Groteske, ebenso wie das Mystische, der deutschen Kunst mehr eigen ist das Formreine und Verstandesmäßige. Man darf nicht vergessen, daß grade aus grotesken und mystischen Empfindungen heraus die tiefsten und feinsten Poesieen entstanden sind, daß aus demselben Geiste heraus, der sich oft ungeberdig zeigt, auch Bierbaum's beste und eigenartigste Dichtungen geschaffen worden sind.

Träume.

Traumgott Sandmann rauscht hernieder, traute Bilder zu bereiten,
Die wie Schifflein dort im Strome wimpelbunt vorübergleiten,

Die wie holde Mädchenaugen bald aus Blüthenbüschen lächeln,
Bald ein reiner Morgenathem kühl die Stirne mir umfächeln.

Sind's Gestalten, oder Lüfte, die mich schmeichelnd rings umkosen,
Nebelspiele, oder Düfte sehnsuchtsvoller Himmelsrosen?

Rosen sind es, monderschloss'ne Kinder süßer Schlummerstunden,
Die uns freundliche Erinn'rung nächtlich-still zum Kranz gewunden,

Und der Traumgott schwebt hernieder uns're Stirne zu bekränzen
Mit den Rosen der Erinn'rung aus des Lebens schönsten Lenzen

Cllll.

Carl Graf Oberndorff.

Abenteuer im Epirus.

Von Ottokar Stauf von der March.

Wir hatten gute Fahrt — es ging so glatt,
Wie auf dem Stöckelpflaster einer Stadt,
Nur daß die Lüfte rein zu jeder Frist,
Und weit und breit zu schau'n kein Byziklist.
Italien versank im Wogenschaum
Und drohend stiegen an des Ostens Saum
Albaniens Felsgebirge auf, es war,
Als stünde der Kyklopen grimme Schaar,
Den Polyphem zu rächen, auf dem Strand,
Berghohe Felsenblöcke in der Hand.
Und als der Morgen graute, hob sich hoch
Vor uns empor aus gold'nem Fluthgewog'
Der Dichtersehnsucht überreicher Lohn,
Der frommen Wallfahrt erste Station,
Und fröhlich tänzelte die Barke zu
Der myrthumbuschten Rhede von Corfu.

O Hellas! Hellas! Deines Namens Wort
Tönt groß und hehr, ein Symphonie-Akkord,
Es ist, als ob ein Leuchten, sieghaft-still
Sich über meine Seele breiten will,
Und lichtumflossen stimmt die trunk'ne an
Der ewigen Schönheit jauchzenden Päan;
Doch ward dir erst das Glück zu Theil,
Zu wandeln dort — o Heil dir, dreimal Heil!
Der allerwunderbarste Morgentraum
Ist an Entzückungen so herrlich kaum,
Als das Gefühl, wenn du vom Bord herab
Erblickst das Eiland, das der Menschheit gab
Das göttlichste Geschenk: die Schönheit. Weit
Wird deine Brust vor Himmelsseligkeit
Und leise spricht das fromme Wort dein Mund:
Thu' ab die Schuhe, heilig ist der Grund,
Den sehnsuchtsvoll betreten will dein Fuß —
Die schöne Heimat ist's des Genius.

Ich bin ein Deutscher und ich liebe heiß
Das deutsche Land, der Erdenlande Preis,
Mein Herzblut bring' ich sonder Zaudern dar
Auf meines großen Volkes Weihaltar;
Hoch und gewaltig ragt es, mit dem Haupt
Die Sterne rührend, dicht und reichbelaubt
Sind seine Aeste und jedwedes Blatt
Erzählt von Ruhmesthaten sich nicht satt —
Von allen Völkern auf der Erden Reich
Kommt keines, keins dem deutschen Volke gleich;
Ich bin ein Deutscher und ein treuer Sohn
Des hehren Volks seit meiner Kindheit schon,
Und doch! hör' ich von Hellas, schlägt mir laut
Das Herz, gleich wie es schlug, wenn ich der Braut
Gedacht', und durch die Seele tönend bricht
Ein rosenfarb'ner Ozean voll Licht — —
Es ist das Hochgefühl, der edle Sold,
Den jeder Mensch der Hoheit willig zollt,
Und wahrlich! wer nicht dies verstehen kann,
Den schätze ich für einen schlechten Mann,
Der ist der höchsten Ehre nimmer werth,
Den ihm der Name: Deutscher hat beschceert!
Der echte, deutsche Mann, er war und ist

Hochsinnig und gerecht zu jeder Frist,
D'rum muß er heilig halten allzumal
Hellas, der Freiheit und der Schönheit Gral.

Mit Scheu den heil'gen Boden ich betrat,
Und voll Erwartung, wie vor großer That,
Doch bald verwandelte die Ehrfurcht sich
In ein Gefühl, das fast dem Eckel glich.
Wohl ist sie schön und herrlich, jene Flur,
Doch ausgemerzt aus ihr ist die Natur,
Soweit sich Europäer angebaut
(Ich meine solche, die sich protzig laut
„Gebildet" nennen und „zivilisirt") —
Das modische Gemächte spekulirt
Auch hier in Hellas, wie in aller Welt,
Wie sich ergattern ließe recht viel Geld;
D'rum wird der Rasen sorgsam ausgeputzt,
Die Palm-Platanen pudelhaft gestutzt,
Jedweder Weg pedantisch abgezirkt,
Die freie Selbstbestimmung hat verwirkt
Der Blumenflor, in Arabesken muß
Er wachsen und erblüh'n, ein Tantalus
Modernen Ungeschmacks und wehe dem,
Der höher trägt das Haupt, als es bequem
Dem Gärtner ist, der in der Blumen Reich
Gewaltig herrscht, der finstern Parze gleich.

Gepflastert ist der Weg — naturellement!
Ein Oertchen ohne Pflaster — o Eclat!
Die Häuser fünf bis sechs Stock hoch, und auch
Stillos gebaut, wie's heischt der Neuzeit Brauch,
Und durch die Zeilen jagen immerzu
Einspänner und Fiaker — comme chez nous.
Manch' Omnibus auch trottet blöd heran —
Es fehlt nur noch die holde Pferdebahn,
Des Fahrrads Bimmeln und das Kreischen, schrill
Und gell vom stinkenden Automobil
Zur völligen Kultur!

Und steigst du d'rauf
Recht wohlgemuth ein Hügelchen hinauf,
Die Seele von des Fortschritts Mißgetön
Zu reinen durch die Flucht in freie Höh'n:
Dein Auge staunend und empört gewahrt
Manch' einen Weg in Serpentinenart,
Behäbig-breit, ja gar mit Kies bedeckt
Und rechts und links mit Marken wohl besteckt,
Daß nicht das Ziel verliert der Fortschrittsmann,
Das Ziel, das nur ein Schaf verlieren kann,
Auch Bänke gibt's, je zwanzig Schritt entfernt,
Daß die Kultur das Sitzen nicht verlernt,
(Die Zahnradbahn, sie mangelt noch, allein
Schon brütet d'rob ein Aktien-Verein)
Und kommst du oben an, so leuchtet hell
Entgegen dir die Tafel: „Grand Hôtel",

Von Kellnern wimmelts rings, und Beefsteakduft
Verstänkert überall die Gottesluft;
Dort, wo auf Land und Meer die schönste Schau,
Erhebt sich ein sezessionistischer Bau,
D'rin sitzt Sir John Bull Blight of Business
Und neben ihm sechs Misses und Mistreß,
Den Bädecker vor sich, ob er wohl lehrt,
Daß diese Aussicht faktisch sehenswerth —
So findest du auf Schritt und Tritt die Spur
Der abenländ'schen Unnatur-Kultur.

Begeistert ging ich hin, hoch schlug mein Herz,
Als ich im Nachen schiffte inselwärts,
Zum Eckel war mir worden und vergällt
Die zivilisirte Gliederpuppenwelt —
Natur! Natur! so schrie gleich einem Hirsch
Zur Brunftzeit meine Seele, und zur Birsch
Auf die Natur zog ich den Pfad hindann
Nach Hellas, in Homers gepriesenen Bann — —
O eitle Müh'n! was ich voll Zorns gefloh'n,
Es grinst mich allenthalben an voll Hohn
Und hämischer Schadenfreude da und hier
In diesem gottbegnadeten Revier,
Und ach! des Chiers Sonne, sie bescheint,
Was ich zu meiden froh vermeint!
Die Larve kaum des schönen Falters ist
Zu finden noch in diesem Land zur Frist,
Dank der Kultur des Westens, immerdar
Hat sie gepflegt, was unnatürlich war . . .

Natur! Natur! wo säumst du, Himmelskind?
Wer dich erspähen will, der späht sich blind,
Der Helden Mutter und der Helden Frau'n,
Der Dichter Schwester ist verschwunden trau'n!
Ein sterblich' Aug' gewahrt die Hohe nie
Und um sie grämt sich tot die Poesie!

Enttäuscht riß ich nach dreien Tagen aus
Und floh in wilder Hast des Fortschritt's Graus
Im „Hôtel d'Angleterre et belle Venice",
Wortlos, nur als man mir die Rechnung wies,
Zweimal so lang, als der, der sie mir las.
— Sechs Schuhe, glaub' ich, war sein Mindestmaß —
Rief ich wie Krösos einst am Marterpfahl:
„O Solon! Solon!" ein- und abermal.
Ich floh die Platzmusik, die Promenad',
Das schaale Treiben auf der Esplanad',
Umstellt vom Scheußlichsten, so sich in West
Und Ost nur finden, ja nur denken läßt:
Von Her Majesty's Schein-Architektur
Und ging mit Schritten des Poseidaon
Zur Rhede, grüßte das Achilleon
Mit einem Wink der Hand und pfeilschnell flog
Die kleine Fischerbarke hin und bog

Nach kurzer Frist hinaus ins Meer
'Gen Nordwest fort, sanft blies von Südost her
Der Wind und zween Stunden nur — mein Fuß
Betrat das rauhe Bergland Epirus.

Butrinto heißt das kleine Dorf am Strand
(Buthrotum einst in klassischer Zeit genannt),
Dort ankert' ich mich fest und nahm Quartier
Bei einem Eingebor'nen, dem ich schier
Bis an den Nabel ging, trotzdem zu Gast
Bei ihm geweilt der Winter hundert fast;
Ob auch die Herberg wenig reizend war
Und derb die Kost, wie beim k. k. Aerar —
Ich war's zufrieden, lebte schlecht und recht
Zween Monde wie ein richtiger Fischerknecht
Und dacht' der kultivirten Fratzen kaum,
Und wenn, so war mir's wie ein wüster Traum,
Den ich zu bannen sprang in's Boot gemuth,
Auf daß es lustig tanze durch die Fluth.

Drei Meilen westwärts ragt ein Fels in's Meer,
Die Welle hüpft und plaudert um ihn her,
Und flüchtet gern an dieses Starken Fuß
Vor Ruderschlägen, rauher Winde Kuß —
Hier ist ihr wohl, kein Fischerboot besucht,
Kein Sturm erregt die Wasser dieser Bucht . . .
Sanft kräuselt sich die See, gleichwie Krystall
So klar, und schlägt mit süß-melodischem Schall
An's Felsgestein, daß es von Weitem klingt,
Als ob am Grunde tief ein Nixchen singt;
Und wißt ihr auch, was diese Woge rauscht?
Wohl! auf der Insel hat sie einst erlauscht
Das unbeschreiblich-sel'ge Wunderlied,
Wie von Kalypso's Bett der Dulder schied,
Voll Sehnsucht nur des Herdes Rauch zu schau'n,
Die Spur der langvermißten Heimatau'n,
Und weiter tönt's wie an Nausikaas Hand
Er Gastung bei Phäakenmahlen fand
Vom Hunde Argos auch, der seinen Herrn
Trotz Bettlerlumpen schon erkannt von fern,
Vom braven Sauhirt und der Schaffnerin
Und von des Schatzes strahlendstem Rubin:
Penelope, der vielgetreuen Frau,
Wie nach der Freier Morde, wild und rauh
Sie in Odysseus Armen sanft geruht
Erzählt melodisch dir die blaue Fluth — —
O süße Plauderwelle von Corfu,
Dem Dulder gabst, mir raubtest du die Ruh!

Der moosbewachsene Felsen ward mein Thron,
Von dem ich sah' in's Land, das Tydeus' Sohn,
Athenens Liebling, einst beherrscht, der Held,
Von dem selbst Ares sank dahin im Feld —
Hier, meint' ich, stört dich nichts in deiner Ruh',
Als daß im Rohr am Ufer ab und zu
Der Albanesen lange Flinte knallt
Und dann und wann ein Lied von kahler Höh' erschallt
Von kahler Höh', in voller Harmonie
In dieser Odysseus'schen Szenerie . . .

So saß ich denn oft Stunden dort und sah
Weit über's Meer hinaus Italia,
Von dem der Morgendunst im fernen West,
Nur einen Streifen noch erkennen läßt,
Indeß im Südost festumrissen schau'n,
Akrokeraunos Höh'n in's Dämmergrau'n,
Gleichwie ein reisiger Trupp, der unentwegt
Um seines Volkes Schatz die Wacht hegt,
Werth ist der Schatz der Wacht in tapfern Reih'n,
Es ist Dodonas altehrwürdiger Hain,
Aus dessen Eichen falbem Dämmerlicht
Der Weithindonnernde zum Menschen spricht,
Geheimnisvoll umtönt von des Kokyt'
Und Acherons erebisch-düst'rem Lied,
Und lenkt' ich dann geradeaus den Blick

Zu Amphitritens hellem Reich zurück,
Kerkyra-Corfu wie ein Feenland
Von Purpurduft umwoben vor mir stand.
Als dann das uralt heilige Wunder sich
Auf's Neu' begab — das Morgenroth verblich,
Und blendend vom beeisten Bergkoloß
Des Pantokrator sich das Licht ergoß
Des Sonnenwagens breiten Stroms und schwer
Wie gold'ne Lava auf das dunkle Meer
Und froherwacht in bräutlich-schämiger Gluth
Aus tausend Grübchen lächelte die Fluth,
Indeß des Zephyrs Anhauch zärtlich-sanft
Durch's Lorbeerbuschwerk strich am Uferrauft
Und schmeichelnd schlug an meinen Königsthron
Die Woge, gleich wie einer Harfe Ton —
Da schwellte tief' Entzücken mir die Brust,
Des größten Glückes ward ich mir bewußt,
Das je mir bieten kann der Erde Rund,
Und voller Inbrunst stammelte mein Mund:
O Herr des Lebens, strecke deine Hand
Beschirmend aus ob diesem schönen Land,
Und walte, daß es aus dem Grab ersteh'
Und gleich wie einst vorauf der Menschheit geh'!

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

[Nachdruck verboten.]

Das Ende von Kareuth.

Eine realistische Nothstandsphantasie von **F. W. von Oestéren.**

F. W. v. Oestéren.

I.

Das waren zwei furchtbare Jahre gewesen für die Bauern im Weltendorfer Kreise. Der Regen hatte den Anbau nahezu vernichtet. Das Getreide war hoch aufgeschossen, aber die Halme beugten sich nicht unter der Fülle der Aehren, die so leicht waren wie entmarkte Federkiele; die Rüben waren schmal und lang, ohne jeglichen Zuckergehalt, und die Fabriken zahlten so wenig für diese nässetriefenden Wurzeln, daß man besser that, sie dem Vieh hinzuwerfen. Und endlich die Kartoffeln, die letzte Hoffnung, das tägliche Brod der armen Leute, waren verfault, so schwarz und verschimmelt, daß selbst die Hunde die stinkenden Knollen zurückwiesen. Es war ein grenzenloses Elend gewesen. Schon hatten die Bauern, die für die Zeiten allerbitterster Noth sich mühsam ersparte Groschen zur Seite gelegt hatten, auch diese angreifen müssen, um den Winter überstehen zu können.

Und nun — — — — Dies Jahr hatte einen wolkenlosen Sommer gezeitigt, einen schwerblauen Himmel, von dem die Sonne wie Feuer herabsengte. Schon des Morgens, kaum daß sie rothglühend im Osten auferstanden war, saugte sie die wenigen Tropfen auf, die eine mildernde Nacht auf den Schollen gelassen hatte, und das Athmen wurde schwer. Die Menschen, die draußen auf den Feldern arbeiteten, erstickten fast unter diesen Gluthen; die Arme fielen ihnen zentnerschwer, unfähig ein Geräth zu halten, herab; die Kehlen waren trocken und die Lungen röchelten. Nicht selten stürzten bald hier bald dort Männer oder Weiber mitten in der Arbeit wie vom Schlage gerührt auf die Schollen hin und schliefen wie tot. An den Sonntagen brachen die Kirchenbänke fast zusammen unter der Schaar tiefgebräunter Bauernfrauen, die alle so faltenreich und sorgenvoll unter ihren bunten Kopftüchern d'reinblickten, daß sie ausnahmlos greisenalt erschienen. Und in den Gebeten stieg ein erschütternd banger Nothschrei himmelwärts: Herrgott, lass' uns nicht verschmachten und verderben! Schenk' uns ein gutes Jahr! Send' uns den Regen! — Draußen vor der Kirchenpforte standen die Männer mit schlotternden Armen und gebeugten Häuptern und starrten wortlos zur Erde. Sie gingen nicht mehr hinein zu dem Herrgott, der ihre Weiber und Kinder seit Wochen erbarmungslos zu seinen Füßen wimmern hörte. Was sie im vergangenen Jahre vergebens ersehnt, das ward ihnen heuer allzu reichlich, und was sie verflucht hatten, das erbaten jetzt ihre Weiber mit trockenen Kehlen und wunden Knieen. Aber ein Tag um den andern ging dahin, keine Wolke, kein Tropfen Regen. Ein Schrei, bald von Wuth und Empörung, bald von Angst und Flehen erpreßt, stieg täglich aus tausend Kehlen zum Unbarmherzigen auf, der dem Verderben freie Bahnen ließ. Der Juli nahte seinem Ende, die Halme blieben auf den Feldern; denn sie Alle, die bei jedem Trostworte ungläubig und knirschend die Häupter schüttelten, erhofften noch im Innersten ihrer Herzen die rettenden Fluthen. Aber der Monat ging zu Ende, der nächste brach an und brachte

nicht das ersehnte Wasser, aber eine neue entsetzliche Plage. Ein wilder Fluch durchtobte die Dörfer: die Mäuse! Eines Morgens waren sie auf den dürren Feldern erschienen, unzählbar den Boden bedeckend. Aus jeder Erdspalte kroch ein graubrauner Nager hervor, sie durchwühlten das haltlose Erdreich und nagten an den Halmen, um die Aehren zu leeren. Wo man schritt, auf jedem Feldraine, mitten auf den Karrenwegen und selbst auf den großen Landstraßen jagte man die furchtbaren Thierchen auf. Die Böschungen der Straßengräben sahen aus wie Siebe, ein kleines Loch neben dem anderen, und aus jedem lugte eine Maus heraus mit ihren kleinen schwarzen, erstaunten Aeuglein. Das war ein Zusammenbruch wie nach verlorener Schlacht. Die Bauern gingen mit schreckentstellten Gesichtern umher und wagten kaum, einander in die Augen zu schauen, aus Furcht, in Thränen oder Flüche auszubrechen. Die Weiber saßen an den Schwellen der Hütten und heulten und schrieen wie wahnsinnig. Die Felder boten einen Anblick, als hätten Heerden wilder Pferde in rasendem Laufe die Garben geknickt. An vielen Stellen sah es aus, als wären all' diese Halme gar nie wurzelfest gewesen im Erdreich, als hätte man sie noch vom vergangenen Schnitte verstreut liegen gelassen. Ganze Felder, auf denen das Getreide so hoch gestanden, daß man nicht darüber hinwegblicken konnte, lagen nun da wie brach; die Halme mit leergenagten Aehren deckten den dürren, grauen Boden, auf dem man schritt wie auf dem sonngelösten Schnee, der unter den Füßen zerrinnt. Die Mäuse! Die ganze todesbange Verzweiflung der Landleute lag in diesem Rufe. Ganze Leben voll schweißreicher Arbeit und freudenloser Mühen lagen in diesem Schreie. Dann — nachdem sie fast acht Tage lang stumpfsinnig und thatenlos den Vernichtern zugesehen, ergriff Alle ein wildes Fieber wie den Soldaten, der das Gewehr an der Wange den Feind nahen sieht. Einige zogen mit ihren Sensen auf die Felder, die Frucht, so leicht sie auch war, dem gänzlichen Verderben zu entreißen, Andere wieder eröffneten einen Kampf auf Tod und Leben gegen die kleinen Thiere, im Voraus besiegt.

Man hatte sich an Gott gewendet und der hatte sie im Stich gelassen; aber vielleicht würde die Regierung helfen! Die Gemeindevorsteher brachten ihre Bitten und Beschwerden vor; sie wurden kopfschüttelnd angehört und Abhilfe versprochen. Es wurden von den gelehrten Doktoren, die eine große Besprechung gehalten, giftgeimpfte Mäuse gebracht, giftige Pulver und Wässer an die Landleute vertheilt; aber als die weißbärtigen Herren mit den goldenen Brillen nach einem halben Monate wieder hinauskamen auf die Felder, um ihre Erfolge zu betrachten, wurden sie von höhnischen, haßerfüllten Zurufen empfangen: „Ein famoser Fraß auch, den Ihr den Mäusen gegeben habt! Viel dicker sind sie geworden!" „Das war ein Gebärmittel; jeden Tag kriegen's jetzt sechs Junge!" „Probiert's das schöne Gift doch selbst erst!" „Ihr werdet's g'scheidt davon!" „Ja, und Orden werd's kriegen!" Die Herren zuckten mit den Achseln und murrten etwas, wie „dummes Bauernpack" und sagten laut mit freundlich aufmunterndem Lächeln: „Geduld!" Doch wiederzukommen hüteten sie sich und die Mäuse fraßen weiter die Felder leer. Die Bauern, die die Garben, kaum geschnitten, eilends in die Scheuern geführt hatten, frohlockten, wenigstens dies magere Geld gesichert zu haben. Aber ihr Jubel verstummte schnell; denn die Nager waren den Früchten nachgezogen und mästeten sich nun in den Scheuern. Und nicht nur dort blieben sie; bald waren alle Häuser von den Thieren verseucht; in den Schränken fraßen sie das Brod und das Mehl, zerbissen Wäsche und Kleider; aus jeder Lade, aus den Kissen der Betten sprangen sie den Menschen entgegen. Nun versuchte man gar nicht mehr, ihnen Einhalt zu thun; es war ja umsonst. Eine dumpfe, schwere Schlaftrunkenheit hatte sich der Leute bemächtigt; mit schlenkernden Armen sahen sie dem Untergange entgegen. Als man dann im Oktober die Zuckerrüben von den Feldern nehmen wollte, zog man an den wenigen kleinen welken Blättern ein faseriges Wurzelzeug heraus, groß wie Karotte. Und dann als letzter Schlag — die Kartoffeln; kein Grün, keine Knollen. Weder für Menschen noch Thiere war für Winternahrung gesorgt. Das Elend war grenzenlos, unsagbar, als noch ein

früher Winter hereinbrach. Bereits der Oktober hatte kalte Nebel gebracht, die den halben Tag lang die Gegend einhüllten. Aber der November meldete sich mit furchtbaren Stürmen, die den Landleuten eiskalt durch die schlechtgenährten Leiber fegten. Und da — auf einmal war der Himmel stahlgrau, und es fiel herab dicht, weich, in großen Flocken, daß die Erde weiß war und unter den schweren Tritten wie wüthend knirschte. Dann wieder ein wilder, wirbelnder Nordwind, der den weißen, harten Staub wie Messerklingen in das Fleisch trieb und die Augen erblindete.

II.

Die Weihnachtstage rückten heran und im Weltendorfer Kreise sah man ihnen düster entgegen. Die Kälte war unerträglich geworden und mit ihr das Elend in rasender Schnelligkeit gestiegen. Vom Lande, von der Hauptstadt, von vielen Seiten waren Unterstützungen eingetroffen; aber was half das! Ein Körnchen Goldes und ein Meer des Elends! Sollten doch viele Tausend hungriger, halbnackter Menschen davon leben!

Im Dorfe Karenth war die Noth unbeschreiblich. Man hatte nichts mehr, wovon leben. Ein Stück nach dem anderen, war das Hausgeräthe zum Verkauf in die nächste Stadt gewandert, dann kamen die Kleider und Betten daran, bis die Familien in den schlechtgeschützten Hütten fast nackt auf Stroh lagen. Die Kinder sandte man schon lange nicht mehr in die Schule, aus Furcht, daß sie in ihren dünnen Fetzen erfrören. Denn das war nichts Seltenes mehr; hier und dort auf den Feldern, ja vor den Hütten des Dorfes, fand man solche Unglückliche, denen das Blut im Leibe erstarrt war. Das Glöckchen läutete fast ebenso oft zum Tode, wie zur Andacht. Und als nun ein altes, verkümmertes Mütterchen in ihrer eiskalten Stube tot aufgefunden worden, brach sich die bisher stumme Verzweiflung in wilden Wehrufen Bahn. Man lachte und weinte wie toll, man tobte und schrie; Flüche und Gebete stöhnten in wildem Durcheinander. Aber Gebete selten; es war schon vorgekommen, daß die Männer den Weibern mit der Faust die Gebete auf den Lippen erstickt hatten: Halt's Maul mit dem blöden Gefasel; glaubst ja eh' nicht d'ran!

Der Pfarrer war in Verzweiflung. Er las am Sonntage vor leeren Bänken die Messe, er predigte nicht mehr, weil Niemand da war, ihn anzuhören. Als er den Bauern Vorwürfe machte, lachten die ihm in's Gesicht: „Wozu denn, Hochwürden? Wo steckt denn der Herrgott?" „Ja, wenn's in der Kirchen heizen, Hochwürden, nachher schon."

„Aber", fragte der Geistliche rathlos, „warum kommen Euere Frauen nicht? Wollt Ihr die Schuld auf Euch laden, Euere Kinder als Sünder groß werden zu lassen?"

„Die Weiber dürfen nicht, Hochwürden", antwortete man ihm. „Hat's Beten uns genutzt? Und dann — zu Haus halten Einem die Weiber wenigstens noch warm." Und man lachte und spottete und vertröstete auf bessere Zeiten, während der Geistliche händeringend vor seinem Herrgott lag und ihn um Errettung aus der Noth anflehte. Er hatte an seine Vorgesetzten wildbewegte Hilfeschreie thränenden Auges geschrieben; auch dort zuckte man die Achseln. Der Staat habe ja geholfen, hieß es, das Land, die Geistlichkeit; mehr könne man nicht mehr thuen. Und so sah auch er wortlos zu, wie sich seine Gläubigen immer mehr dem Herrgott entfremdeten, der sie allzu hart züchtigte und selbst zum Verbrechen trieb. Denn die Bauern giengen jetzt stehlen, erst die Kinder und dann auch die Eltern. Oh, nicht gewaltsam! Nichts Fremdes wollten sie nehmen, nur das, was mitten in Gottes freier Natur wächst, was ja Niemand zu eigen sein konnte. Sollte man denn erfrieren, wo so viel Holz in den Wäldern und an den Straßenrändern stand, Holz genug, um ein ganzes Land zu verbrennen?! Und wenn schon der Magen leer ist, daß er nicht zu knurren aufhört, thut es doch wenigstens gut, am warmen Heerde zu sitzen und die frosterstarrten Glieder aufthauen zu lassen!

Ganze Raubzüge wurden organisirt. Nachts gingen sie in die Waldungen ihres Fürsten und hieben und sägten, daß ihnen warm wurde, und trugen davon, so viel sie eben schleppen konnten. Natürlich wurde der Waldfrevel bald ruchbar, und die Grünröcke begannen, auf die nächtlichen Diebe Jagd zu machen. Drei wurden eingefangen: ein altes Weib und drei Männer. Aber die sagten vor Gericht, daß man das ganze Dorf Karenth und noch mehr, die Leute aus den Nachbardörfern ringsum, einsperren müsse, wenn man alle Diebe fangen wolle; und sie fragten, was denn gerechter sei: zu erfrieren oder zu stehlen? Die Richter kratzten sich sehr bestürzt hinter den Ohren; aber die Karenther Diebe wurden eingesperrt — als abschreckendes Beispiel und die Leute im Weltendorfer Kreise verwarnt. Doch die Warnung fruchtete nichts; im Gegentheile. Die Leute stahlen jetzt ungescheut am lichten Tage; denn sie beneideten jene Wenigen, die nun für den ganzen harten Winter eine warme Zelle und reichlichere Nahrung gefunden hatten. Stillschweigend ließen es die Behörden geschehen. Man hätte, um dem Unfug zu steuern, den ganzen Kreis in ein großes Strafhaus verwandeln müssen; und das wäre doch zu kostspielig gewesen.

Doch in Karenth war es langsam auch mit der Nahrung zu Ende gegangen. Nichts mehr zu verkaufen, nichts mehr zu nagen. Erst zogen die Bauern ihre Leibriemen fester, um den leeren Raum zwischen Bauch und Kleidern zu verdrängen und die Weiber ahmten ihnen nach. Aber bald vermochte auch diese als Selbstlüge erdachte Gaukelei nicht über den wilden Hunger hinwegzutäuschen. Man mußte sich Fleisch schaffen, um nicht zu vergehen. Der Fleischer des Dorfes hatte seinen Laden gesperrt — um seine Waare und sein Leben bangend, seitdem ihm ein hungriger Bauer mit dem Messer in der Hand, ein Stück Fleisch vom Ladentische genommen hatte. Er hatte sein Geschäft geschlossen und war fortgezogen. So blieb denn nichts übrig, als die letzten Hausthiere zu schlachten. Der Ortsvorsteher selbst gab das Beispiel, indem er die letzte Kuh, die er noch besaß, opferte. Und das war eine Erregung, wie beim Tode eines heißgeliebten Wesens. Das ganze Dorf stürmte zu der Hütte; die Weiber schluchzten, die Männer heulten.

Der Vorsteher zuckte die Achseln, während er mühsam die Thränen zurückdrängte. „Man muß leben, Leute!“ sagte er. „Ich hab' die Mutter, die Frau und vier Kinder. Besser, keine Milch, als kein Fleisch, zumal wenn man kein Futter mehr für's Vieh hat!“

Einzelne Arme streckten sich ihm entgegen. „Gib uns auch Fleisch!“ Da aber stellte er sich vor das geschlachtete Thier, wie um es zu vertheidigen.

„Ich kann's nicht und will's nicht. Könnt Ihr meine Familie ernähren, wenn ich ihnen das Fleisch forttragen laff'?! Soll ich verhungern?!“

Und die Leute gingen mit gesenkten Häuptern davon.

Dann gab es mit einem Male im Dorfe Fleisch. Auf jedem Herde brodelte es im Topfe. Alle schlachteten nun ihr Vieh. Das waren vergnügte Dezembertage, an denen die Bauern fast ihr Elend vergaßen und aßen, wie noch nie ihn ihrem Leben. Es schien, als wollten sie die Entbehrungen der letzten Monate gut machen. Viele erkrankten im jähen Wechsel vom Hunger zum Wohlleben. In den Stuben sah es im Vergleich zu den vergangenen Tagen beinahe festlich aus; waren auch die Wände leer von Geräthen und Schränken, fehlten auch die traulichen Holzgestelle mit dem hochaufgethürmten Federzeug, so sang doch die Suppe auf dem Herde ein verheißendes Lied, so war es doch warm in der Hütte. Und so lebte man bis Weihnachten im Ueberfluß, ohne klüglich an die Entbehrungen, die an kommenden Tagen abermals drohten, zu denken. Wohl konnten sich nicht alle im Dorfe des kurzlebigen Wohlstandes erfreuen; aber doch die Meisten. Und diese waren großmüthig und leichtsinnig genug, die weniger Glücklichen Theil nehmen zu lassen. Und dann — war es wieder das schwarze Elend, doch noch hoffnungsloser und verderbenssicherer, als vordem. Nach den guten Tagen des reichlichen Genusses und der Uebersättigung war der abermalige jähe Umschwung doppelt schwer zu tragen, die Leiden tausendfach größer.

Wieder wurde eines Morgens auf freiem Felde eine Leiche aufgefunden, ein armer, verhungerter und erfrorener Knabe. Die Leute, die ihn entdeckten, jagten durch ihre Schritte eine große Schaar von Dohlen, Krähen und Raben auf; und als sich einer der Männer bückte, um den Toten aufzuheben, fuhr er entsetzt zurück. Die gefiederten schwarzen Räuber hatten dem Knaben die Augen ausgehackt und mit den spitzen Schnäbeln ganze Streifen aus den Wangen gerissen. Das war wieder ein Schrei des Entsetzens, der ganz Karenth durchbebte. Um Gotteswillen, Das war das Ende! Schlimmer konnte es nicht kommen!

Die Weihnachtstage waren trostlos. Draußen fiel der Schnee, den ein eisiger Nordwind an die Scheiben schleuderte, daß sie zersplitterten und die Mauern davor erbebten; und d'rinnen in den Hütten saßen die Leute stumm, mit vergrämten Gesichtern und die Kinder weinten thränenlos um Brod. Die schwarzen Vögel, die sich, von Kälte und Hunger getrieben, im Dorfe eingenistet hatten, krächzten mißtönend. Die Bauern hatten sie nicht ungern kommen sehen — in der Hoffnung, die Verhungerten oder Erfrorenen verspeisen zu können. Aber auch das war ihnen nicht gegönnt; das besorgten schon die überlebenden Thiere.

Am dritten Weihnachtstage herrschte im Dorfe tobender Aufruhr, der im Kleinen begonnen hatte. Zwei junge Burschen mit eingefallenen Wangen und vorquellenden Augen eilten schreiend und fluchend durch das Dorf. In den Händen schwangen sie Beile und stießen Drohungen aus, die der Sturmwind halb verschlang. Doch bald hier, bald dort öffnete sich eine Thüre und ein Bauer trat heraus. „Was gibt's? Was ist los?" „Der Grubenbauer hat noch eine Kuh!" schrieen die Burschen mit dünnen, keuchenden Stimmen. „Er muß sie theilen als Weihnachtsbescheerung." Die älteren Männer schüttelten ernst die Häupter. „Lasst es! Keine Gewaltthat!" Aber die Weiber, in deren Eingeweiden der Hunger wüthete, stimmten den Burschen bei. Mit Axt oder Messer schloß sich bald hier, bald dort ein Weib dem Zuge an und die Schaar wuchs von Hütte zu Hütte, und die Erregung riß endlich das ganze Dorf mit.

„Zum Grubenbauer!" heulten sie. „Fleisch, Fleisch!"

Das Thor wurde mit Fußtritten und Axthieben aufgesprengt, und der ganze Haufen stürmte in wildem Laufe dem Stalle zu. Der Grubenbauer trat furchtbar bleich, eine Laterne in der Hand, aus dem Zimmer.

„Was wollt Ihr?" sagte er tonlos.

„Fleisch!" „Fleisch, Du Lump!" „Wucherer!" „Hallunke!" „Blutsauger!" „Sollen wir verhungern?" schrie man ihm wirr entgegen.

„Licht! Licht!" schrien die, die vorne im Stall angelangt waren. Jemand entriß dem Bauer die Laterne und lief dem Stalle zu. Wüthend stürzte der Beraubte nach und schlug sich mit den Fäusten durch die Menge durch, die den Weg zur Thüre verlegte. Er kam schon zu spät. Einer der Burschen hatte der Kuh mit gewaltigem Hieb den Schädel zerspalten, und nun wühlten viele Hände mit Messer und Beilen im Leibe des Thieres, um irgend ein großes Stück Fleisch zu erhaschen.

Der Grubenbauer sprang schäumend auf einen der Burschen zu und packte ihn an der Kehle. „Räuber, Diebe, Mörder!" keuchte er. „Nichts bekommt Ihr, nichts! Was sollt nicht eher Ihr verhungern, als ich! Das ist meine Kuh, mein Eigen! Ich behalt's für mich!" Und er ließ von dem Burschen ab und schlug sinnlos mit beiden Fäusten auf die vielen Arme, die im Leibe der Kuh wühlten und schnitten; er schlug blindlings, ohne auf Messer und Beile zu achten. Und dann entriß er der nächsten Hand eine Axt und schwang sie drohend über seinem Haupte. „Wer mich bestiehlt", schrie er, „der ist tot!" Doch im gleichen Augenblick traf ihn am Hinterhaupte ein furchtbarer Hieb, der die Hirnschale zertrümmerte. Mit wildem Stöhnen fiel der Grubenbauer zu Boden. Wie ein Schrei kam es von hundert Lippen. Dann ward es sekundenlang todesstill und plötzlich begann, wie auf Verabredung, eine wirre, zügellose Flucht. Die Besonnensten blieben ein wenig zurück und nahmen sich große Stücke des rauchenden warmen Fleisches mit. Warum auch nicht?! Wenn man schon

gestraft werden sollte, warum noch vorher darben?! Und dann liefen auch die Letzten davon, als die Grubenbäuerin heulend dem Stalle zustürzte, um an der Leiche des Gemordeten bewußtlos hinzusinken.

Das Elend hatte seine Opfer das erste Mal zum Morde getrieben.

III.

Das Jahr hatte seine Zahl gewechselt.

In Karenth war es still, wie auf einem Friedhofe. Auch das Zügenglöckchen wurde nicht mehr geläutet, um die Verzweiflung nicht zu erhöhen. Gelegenheit, sein dünnes Stimmchen ertönen zu lassen, hätte es aber tagtäglich gehabt. Es folgte auch Niemand mehr, wie vordem, den Leichen. Lautlaus, wie Verbrecher, trug man die Toten zum Gottesacker; eilends wurden sie eingescharrt — zum größten Verdrusse der schwarzen Vögel, die beutehoffend jede Leiche geleiteten. Und kaum waren die letzten Schollen in die Grube gefallen, lief man heim, voll Angst, vielleicht gleich miteingesargt zu werden.

Kein Pferd mehr im Dorfe, kein Hund, keine Katze, Alles verkauft oder verzehrt. Selbst die Mäuse waren verschwunden — vielleicht durch die furchtbaren Fröste getötet. Es war im ganzen Dorfe von Hütte zu Hütte ein langsamer, qualvoller Todeskampf.

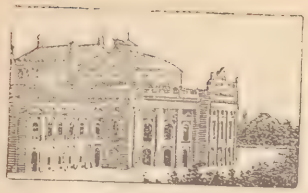
Abermals waren an den letzten Tagen des verflossenen Jahres Unterstützungen gesandt worden; aber es war so wenig, daß es wie eine Verhöhnung des bitteren Elends erschien. Man war eben nicht im Stande, mehr zu geben; der Regierung wurden weitere Beträge verweigert; denn es gab allenthalb Nothdürftige und Hungernde zu Tausenden, und in den Kassen lagen nur Schuldscheine. Die Karenther Bauern lernten nun auch den markerstarrenden Frost in ihren Hütten kennen. Der Fürst hatte damals den Befehl erlassen, den Armseligen die Abholzung des einen Forstes zu gewähren; ungestraft hatten sie die Bäume fällen dürfen. Aber die vierzehn Dörfer des Weltendorfer Kreises brauchten viel Holz, um sich zu wärmen, und so war der Forst bis auf den letzten Zweig gelichtet, ehe noch die Kälte ein wenig nachgelassen hatte. Als die Bauern dann daran gingen, die zweite Waldung zu plündern, traten ihnen die Grünröcke mit drohend erhobenen Flinten entgegen: „Nicht weiter! Wer die Axt an den ersten Baum anlegt, wird erschossen!“ Ein tobendes, wildes Heulen erwiderte dieser Drohung. Die Männer schwangen die Aexte drohend in den geballten Fäusten, die Weiber warfen sich den Hütern wüthend entgegen, um ihnen die Flinten zu entreißen und überschütteten sie mit den niedrigsten Schmähworten. Auf die Nothschreie der Landleute: „Aber wir erfrieren!“ „Wir krepieren wie wilde Hunde!“ hatte man keine andere Antwort, als die geladenen Gewehre. Und so schlichen die Karenther und all' die Anderen mit leeren Händen heim in ihre eisigen Hütten. In einer Nacht gelang es aber doch einem der Bauern, ungehört und ungesehen ein Bäumchen abzusägen. Das ermuthigte die Anderen wieder, und unter dem Schutze der Finsterniß wollten sie nun auf Holzraub ausgehen. Doch da harrte ihrer eine neue Ueberraschung. Der Frevel war bei Tagesanbruch ruchbar geworden und als Männer und Weiber aus dem Weltendorfer Kreise in großer Anzahl Nachts dem Walde nahten, sahen sie das Blitzen von Bajonetten und hörten sich angerufen: „Halt oder ich schieße!“ Militärischer Beistand war erbeten und gewährt worden, Patrouillen durchstreiften das Gehölz. Erschrocken wichen die in Hunger und Frost Verkommenden. Aber in der nachsten Nacht kamen sie wieder, zahlreicher denn je, mit Beilen und Mistgabeln, Sensen, Hacken und Sägen bewaffnet und ausgerüstet. Dem „Halt!“ der Soldaten antwortete ein höhnisches, verzweiflungstolles Lachen und Keiner wich. Einer der Soldaten gab einen Schuß ab, nur um die Angreifer zu schrecken und zu vertreiben, und in wenigen Minuten waren aus dem Forsthause alle Soldaten der Kompagnie, die Offiziere an der Spitze, herbeigeeilt. „Geht, Leute! Geht heim!“ mahnte der Hauptmann; „wir können sonst nicht anders als Euch niederschießen!“ Ein Brüllen, wie aus den Rachen blutdürstender wilder Thiere, erscholl: „Und wir sollen krepieren?“ Der Hauptmann zuckte die Achseln. „Bleibt ruhig und besonnen,

Ihr Leute! Man wird für Euch sorgen!" Aber da klang nur ein unheimlich Lachen, dann wieder ein dumpfes Murmeln und Knirschen; und plötzlich zerstob der ganze Schwarm und zerstreute sich im Walde. Der Hauptmann unterdrückte mühsam einen Schrei. „Himmelherrgott! Das wird furchtbar!" Und bekümmert sagte er zu den Offizieren, die ihn umstanden: „Aber es ist nicht unsere Schuld. Wir müssen unsere Pflicht thun." Dann gab er Befehle. Die hundert Mann sollten sich als Plänkler rings im Wald vertheilen und rücksichtslos Jeden, der beim Waldfrevel ertappt werde, ob Mann, ob Weib, einfangen und im Falle der Gegenwehr niederknallen. Es war ja nicht anders möglich!

Und nun entspann sich eine entsetzliche Schlacht. Wie Füchse, dem geringsten Geräusche lauschend, im Bestreben, das nächtliche Dunkel mit den Blicken zu durchdringen, schlichen die Soldaten durch den Tann und die Bauern und Bäuerinnen gleich ihnen. Hier ein Schluß, dem ein röchelnder Schrei folgte, dort ein wundes Wimmern, dort ein auf den Lippen erstickter Todesfluch. Es gab keine Deckung, keine Sicherheit. Auf Schritt und Tritt lief man Gefahr, auf einander zu stoßen, oder hinterrücks angefallen und niedergehauen zu werden. Und so ging es fort — eine lange Stunde. Abwechselnd Schüsse und Schreie, dann wieder eine bange Stille; wortlos, unendlich vorsichtig schlich Jeder von Baum zu Baum, um nicht dem Feinde, der vielleicht neben ihm stand, seine Nähe zu verrathen. Endlich war es ganz still; die Landleute zogen heim. Der Hauptmann wischte sich den Schweiß von der Stirne und steckte den Revolver zu sich. Der Sammelruf durchtönte den Forst. Mann für Mann wurden die Soldaten aufgerufen. Acht von ihnen und ein blutjunger Lieutenant meldeten sich nicht. Am Morgen ging man, die Leichen zu suchen. Von den Kriegern lebte Keiner mehr; alle waren furchtbar verstümmelt, von Hieben und Stichen durchquert, während von den dreiundzwanzig aufgefundenen Landleute fast die Hälfte noch athmete oder den Tod erst im Frosterstarren gefunden hatte. Von den Karenthern waren drei Männer und vier Frauen am Platze geblieben — Alle tot.

Seitdem wurde nicht mehr auf Holzraub ausgezogen, obzwar man eigentlich den Gefallenen die Ruhe und Erlösung von Leiden neidete. Man war entschlossen, sich in seiner Hütte durch Hunger und Kälte vernichten zu lassen. Es gab ja keine Rettung! Aber wenige Tage später, in der zweiten Woche des Januar, herrschte wieder große Erregung im Dorfe. An sechzig Leute, zum größeren Theile junge Burschen, zum Theil aber auch Bauern mit Weibern und Kindern, standen auf dem großen Dorfplatze, auf dem Rücken leichte Bündel oder mit leeren, schlendernden Armen. Die Burschen schrieen und sangen, als ginge es zum Erntefest, und warfen ihre Mützen in die Höhe. Erstaunt stürzten andere aus ihren Hütten, und athemlos lief der Pfarrer herbei, der treulich mit den Seinen alle Leiden und Peinen getheilt hatte. „Was soll das? Was habt Ihr vor?" Die Burschen hörten nicht auf, zu jauchzen; aber der Jubel klang falsch und gepreßt: „Fortzieh'n thun wir! In die Stadt geh'n wir, Arbeit und Brod suchen! Wir wollen nicht verhungern!" Dem Geistlichen traten Thränen in die Augen. „Und auch Ihr, Ihr Männer und Frauen?" fragte er. „Ja wir auch, Hochwürden!" entgegneten diese. Ein Entrüstungsschrei der Anderen gab diesem Entschlusse Antwort. „Feiglinge!" scholl es von allen Seiten. „Habt Ihr keinen Muth nicht, ehrlich mit uns zu krepieren?" „Wollt' Ihr Eure Felder im Stich lassen?" „Verräther!" „Schufte!" Nein, sie, alle die Anderen zogen nicht mit ihnen! Lieber sein eigenes Fleckchen Erde mit seiner Leiche düngen, lieber sich die Finger blutig beißen, als sich von seiner Scholle trennen und in der Stadt betteln gehen! „Pfui! Schande!" Und wilde Schmähungen fielen von allen Seiten auf die Elendsflüchtlinge nieder. Ein Weib spie ihrem Sohne, den sie unter den Abziehenden erblickte, in's Antlitz: „Mistbub, verfluchter!" Der Bursche wurde roth und schrie auf. Mit geballter Faust wollte er auf die Mutter losschlagen, wurde aber zurückgehalten.

(Schluß folgt.)



Aus dem Wiener Kunstleben.

(In der Hauptsache wie im letzten Hefte [S. 402] mitgetheilt wurde.)

Raimundtheater. Die amerikanische Komödie „Was die Frau will . . ." von Paul Blumenreich war kein glücklicher Griff. Es ist ein Konversationsstück ohne feinere Charakterzeichnung, arm an Handlung, dagegen reich an verbrauchten Theatereffekten; der Dialog ist recht mittelmäßig und die Dialektik wird manchmal geradezu unverständlich. Schade, daß die besten Kräfte des Raimundtheaters an dieser „Komödie" ihre Kunst verschwenden mußten. Namentlich zu nennen sind die Herren Jules und Jensen, sowie Fräulein Petri. Herr Zettke jun., sowie Fräulein Eben stellten sich in diesem Stücke zum ersten Male dem Publikum des Raimundtheaters vor. Ein abschließendes Urtheil kann vorderhand nicht gefällt werden; zunächst sei festgestellt, daß beide Personen einen recht sympathischen Eindruck machten.

Josef Schmid-Braunfels.

Die Miniaturenausstellung in der Hofbibliothek.

Die Vertreter des Ausspruchs „Wien ist eine Kunststadt", dürften in Verlegenheit kommen, wenn die aus Unkenntnis in dieser Saison hierher verirrten Fremden den Beweis für diese Behauptung verlangten. Bei uns wird im Sommer hauptsächlich (auch von den Theaterdirektoren) der Kunst gehuldigt, sich das Leben außerhalb der heißen Mauern der „Kunststadt" angenehm und bequem zu machen. Alle Theater sind geschlossen, ebenso Künstlerhaus, Sezession etc. Nur die Hofbibliothek bemüht sich, den Wiener Ruf zu retten und den armen Fremdlingen behilflich zu sein, sich auf angenehme Weise die Zeit zu vertreiben.

Die Miniaturen-Ausstellung ist wirklich fesselnd. Den Anfang macht ein höchst merkwürdiges, auf Goldgrund gemaltes byzantinisches Kräuterbuch aus dem VII. Jahrhundert. Ihm folgen griechische Bibelbilder aus dem IV. und V. Jahrhundert; Potiphar, Joseph etc. in griechischen Gewändern; dann byzantinische Gebetbücher mit der üblichen Goldverschwendung. Syrische, armenische, koptische Bibeln und Andachtsbücher, hauptsächlich mit orientalisch aussehenden Ornamenten geschmückt. Besonders originell sind ein paar derb gemalte, bunte äthiopische Christusbilder; sehr steif die irisch-angelsächsischen Bibeln. Einfach, Anfangs meist nur mit Ornamenten versehen die karolingischen Handschriften. Zum Schönsten der Ausstellung zählt jedoch die Sammlung arabischer Miniaturen aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, welche von Muhammed Deschenderedschizâdel (Constantinopel) gesammelt und Sultan Murâd III. (1752) als Geschenk dargebracht wurde. Man weiß nicht, soll man mehr die unglaubliche Feinheit der Ausführung, den Schwung und das zarte Ineinanderwogen der Linien oder die das Auge entzückende Farbenzusammenstellung bewundern. Ein Blatt übertrifft das andere; vorzüglich aufgefaßt sind auch die Thiergestalten z. B. der Löwe in 10 verschiedenen Stellungen auf dem dunkeln Grund des Mittelschildes bei dem einen Blatt; weniger gelungen die menschlichen Figuren, die man bei einigen Büchern religiösen, philosophischen und poetischen Inhalts so bei Hariris „Abu Seid von Serug" findet.

Nach den orientalischen, spinnwebzarten Ornamenten von bezauberndem Reiz sieht der deutsche, österreichische und böhmische Bücherschmuck derb und plump aus. Doch erfreut bei den deutschen Werken eine lebhafte naive Phantasie, die

unter Anderm bei den Illustrationen des Parzival, des Nibelungenliedes (XV. Jahrh.) sowie in der aus derselben Zeit stammenden Beschreibung des Concils von Constanz zur Geltung kommt. Auch Schriften über Musik existiren schon im XV. Jahrhundert in Deutschland. Die darin abgebildeten Figuren spotten mit ihrer unmenschlichen Länge und Schmalheit, mit ihren windverwehten Stellungen, großen steifen Händen und Füßen aller Anatomie. Bei den böhmischen Handschriften zeigt sich eine Vorliebe für leuchtende Farben und sorgsame Behandlung des Disteln und Akanthus darstellenden, oft schwungvollen Ornaments. Sonderbare, eckige Notenschrift zeigt das auf Befehl einer Königin hergestellte Graduale. Sehr reich ist ein ganz in Goldschrift angefertigtes Evangeliar mit vergoldetem Silberdeckel.

Die Franzosen pflegen neben den Andachtsbüchern und Bibeln noch besonders poetische und andere Litteratur: Gedichte aus dem XVI. Jahrhundert, Uebersetzungen des Seneca, Flavius (Geschichte des jüdischen Krieges), Boccaccio, Petrarca, aus dem XV. Jahrhundert: Coeur d'amours épris (König René der Gute). Die sorgsam ausgeführten, in Haltung und Ausdruck der Personen fein empfundenen und gut charakterisirten Bilder zu dem letztgenannten Werk sollen von dem berühmten Hofmaler Barthélemy de Clerc stammen. Bei einigen der französischen Bilder überrascht die vollendete Perspektive. Die vlämischen Miniaturen zeugen vom Talent ihrer Schöpfer zum Stilleben. Am Rande der Erbauungsbücher sind einzelne, manchmal wie mit Nadeln angeheftete Himmelsschlüssel, Anemonen, Palmkätzchen auf zinoberrothem oder dunklem Grund, mit großer Sorgfalt und gewissenhaftem Naturstudium gemalt.

Von chinesischen Handschriften sind nur wenige vorhanden, darunter fallen besonders die auf getrocknete Blätter applizirten Bilder auf. Die Italiener zeigen wie die Franzosen große Vorliebe für Illustrationen der Dichter. Auch Werke von Xenophon, Aristoteles, Cicero, Philostrat findet man. Die Miniaturen zu letzterem (wahrscheinlich von Attavante) zählen zu den anmuthigsten, künstlerisch-vollendetsten Kompositionen der ganzen Sammlung. Im XII. Jahrhundert einfache Ornamentik pflegend, schwingen sich die Italiener im XV. und XVI. Jahrhundert zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit des Buchschmucks auf; vor Allem prägt sich ihr Sinn für edle, harmonische Menschenformen aus, wie die schöne Frauengestalt im „Sieg des Adlers" beweist. Die Illustrationen zu diesem sollen von Giulio Clovio, dem bedeutendsten Miniator Italiens (1498—1578), stammen und sind von außerordentlicher Feinheit und Schönheit. Einige derbere von düsterer Phantasie durchdrungene, angeblich spanische Miniaturen bilden den Schluß der Ausstellung, in der man sich in die alten künstlerisch behäbigeren Zeiten denken kann, wo der mit einer noch naiven Phantasie begabte Maler weder Zeit noch Mühe sparte, um die religiösen, philosophischen und poetischen Gedanken voll Pietät in ein prächtiges, ihrer würdiges Gewand zu kleiden.

O. Landolt.

Die „Weber" in Preßburg.

Einige Stunden von Wien, im „Lande der Freiheit" — was die Presse anbelangt, so ist Ungarn thatsächlich ein Land der Freiheit — hat der hiesige Verein der kaufmännischen Handelsangestellten eine Aufführung der „Weber" veranstaltet. Es war viel guter Wille, ziemlich viel Kraft, dafür aber wenig Talent und noch weniger Maßhalten bei den Darstellern vorhanden. Sie — augenscheinlich bei Weitem Dilettanten — haben weder den Inhalt erfaßt, noch die Form beherrscht. Ihnen ist Hauptmann's Stück gar nichts Anderes, als ein sozialdemokratisches Stück, eine Verherrlichung der von der „Arbeiter Zeitung" gepredigten sozialpolitischen Ideen, ein

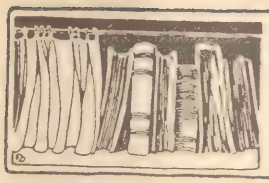
Tendenzdrama im ausgeprägtesten Wortsinne, das Hauptmann gewissermaßen der organisirten Arbeiterschaft zuliebe geschrieben hat, um ihr augenfällig zu zeigen, was für schädliche Nachtheile ein Aufstand unorganisirter Proletarier bringen kann. (Hr. St. Großmann hat dies in seinem um 20 Heller käuflichen „Gedenkblatt" zu dieser Aufführung gebührendermaßen nicht unerwähnt gelassen.) Darum: Proletarier aller Länder vereinigt Euch und abonnirt fleißig die „Arbeiter-Zeitung", denn diese ist der Born aller Weisheit, aller Gerechtigkeit und Freiheit, kurz aller Tugenden, so da auf Erden zu finden sind. Darum wurden alle irgendwie tendenziös anklingenden Stellen so voll und breit, als es nur immer anging, gesprochen oder auch hinausgeschrieen, viele nicht direkt tendenziöse mit plumper Hand verwischt (vergl. das Gebet des alten Hilse), Anderes wieder gestrichen (so zum Beispiel die charakteristische Kriecherei einzelner Weber gegen Schluß des ersten Aktes).

Was die Form anbelangt, so sind die Darsteller mit der schlesischen Mundart einerseits in erbittertem Kampfe gelegen, andererseits verwechselten sie deren gezogenen, singenden Tonfall mit Näseln, das dem Mauscheln verzweifelt ähnlich klang. Dies die Mängel. Zu loben hingegen wäre im Ganzen und Großen die Natürlichkeit, womit die meisten Darsteller ihrer Aufgabe sich entledigten. Desgleichen auch das flotte Zusammenspiel. Die Aufnahme des Stückes war eine enthusiastische, ab und zu betheiligte sich der eine oder der andere Zuschauer an den Wechselreden der Schauspieler, was gar oft von Seite eines ruheliebenden Mitzuschauers sehr ungnädig aufgenommen wurde, jedoch andererseits wieder die Zurufe „Bourgeois" zur Folge hatte. Die Herren vom Komité dürften sich allerdings nicht getroffen gefühlt haben, obwohl sie ziemlich bourgeoisliche Manieren zur Schau trugen. Oder ist das nicht etwa bourgeoismäßig, wenn man seine Verwandten, Freunde und Bekannten auf den Landungsplatz treten läßt, jedoch den anderen Theilnehmern an dem Ausfluge die Thür vor der Nase zuschlägt?

Und nun ein Wort zur Theaterzensur, die in ihres nichts durchbohrendem Gefühle die „Weber" so ungeheuer gefährlich für die von „Gott" eingesetzte Ordnung hält! Die „Weber" sind in Preßburg gegeben worden, mehrere Hundert Arbeiter, Sozialdemokraten, also Leute, denen man Alles zutraut, wie die lammfrommen Blätter meinen, haben das Stück gesehen, es mit Begeisterung aufgenommen, wurden davon mächtig ergriffen — aber (Herr Hofrath Wagner von Kremsthal staunen Sie!) in Preßburg stehen noch immer die Häuser der Herren Dreißiger, Dittriche und wie die Leutschinder sonst heißen mögen, es ist keines erstürmt, keines zerstört worden, trotz der „Aufreizung" des Pripir Moritz, des rothen Bäckers und des Jäger Schmiedes Wittig — — die Arbeiterschaft ist viel zu klug, um zu rebelliren und Gewalt anzuwenden in einer Zeit, wo die Regierungen es darauf angelegt haben, ihre Staatsangehörigen gegen sich zu revolutioniren, wo also über Kurz oder Lang der Vulkan, über dem die „besseren" Leute frisch-fromm-fröhlich tanzen in Flammen (vielleicht auch in Blut) kreißen wird.

Mich wundert, daß Graf Kielmannsegg bei seiner unglaublichen Kurzsichtigkeit ein so guter Radfahrer sein kann!

Roland Hammer.



Bücher-schau:

Friedrich Werner van Oeſtéren's „Merlin".

(Ein modernes Epos. Verlegt bei G. H. Meyer, Berlin.)

Sonnwendnachtzauber, Mond und Sternenglaſt auf dem ſchimmernden See, auf dem blaugrünen Wald, den weißen Firnen, und über all' der Pracht ein ſatter, brunſtwarmer Strom des ewigen Lebens. Vor mir auf der Fenſterbank Oeſtéren's „Merlin", vom Garten herauf einer Nachtigall ſchwermüthig jauchzendes Lied von Werden und Kommen, vom Vergehen und Wiederauferſtehen alles Deſſen, was da war, iſt und ſein wird — ſo genießt ein König.

Die Nacht war heiß; im weißen Lichte
Des Mondes und der Sterne Schaar
Erglomm' die Erde. Satan war
Aus flammenrother Erdenſchichte,
Aus ſeinem Reiche blüthenbaar
Emporgeſtiegen. Im Verzichte
Auf Racherecht war er manch' Jahr
Erdfern geblieben, und der dichte
Rauch ſeines dunklen Reiches war
Ihm Wand vor wehem Weltgeſichte.
Er harrte, daß ſich ſelbſt vernichte,
Was Gott in ſeinem Sohn gebar . . .

Mit dieſem ſchönheitſchweren Anfang verſetzt uns Oeſtéren in eine grandioſe Situation, deren Zauber ſich berauſchend auf Herz und Seele ſenkt.

Satan harrte ein Jahrtauſend lang, daß ſich ſelbſt vernichte, was Gott in ſeinem Sohn gebar. Aber er ſieht ſich bitter enttäuſcht, als er wieder zur Erde emporſteigt; denn das Kreuz macht durch die Welt den Gang. Wild läßt ſich da Satan auf's Felsgeſtein fallen und enthüllt und ſein urſprüngliches Verhältnis zu Gott:

„Er kor das Eis, ich kor die Glut."

Gott gehört das Gute und das Licht, er wählte die Wahrheit und des Lebens Leid und Pein. Satan nahm für ſich das Böſe und das Dunkel, Lüge und Liſt und des Lebens Luſt.

„So waren unſ're Looſe gleich,
Und jeder fand ein fremdes Reich;
Ich war die Kraft, die Schwäche er,
Die Welt trug nicht nach ihm Begehr; . . ."

Immer ſarkaſtiſcher wird Satan, bis er ſchließlich wild in die Worte ausbricht:

„Sein Reich ſchien fern und meines nah,
Da ward ihm bang und er brach,
Was ich beſchwor und er verſprach —"

und ſandte ſeinen Sohn in die Welt.

„Nun ſind die Looſe nicht mehr gleich;
Denn zu der Erde kam ſein Reich."

Hohnlachend reckt Satan ſich empor und ſeine Fauſt erreicht faſt die Sterne. Was Gott kann, iſt Satan nicht unmöglich; wenn Gott tief, tief herab zur Erde kam in ſeinem Sohne, Satan ſteigt empor zu den Sternen durch den ſeinigen. So entſteht Merlin, der Höllenſohn. — Groß iſt die Schilderung der Zeugungsnacht.

Hölliſch empfangen, irdiſch geboren, Vertreter der Kraft und That auf der einen, himmliſch empfangen, irdiſch geboren, paſſiver Dulder auf der anderen Seite, ſo werden Merlin und Chriſtus einander ſcharf gegenübergeſtellt. Aber Satan täuſcht

sich in seinem Sohne, in dem wohl die höllische Kraft, nicht aber die Gottesfeindschaft steckt und es kommt zum Konflikt.

„Und wenn ich dir zu danken hab'
Mein Wissen, List und Muth und Stärke,
Auch das, was ihm die Mutter gab,
Lebt noch in deinem Schöpfungswerke."

Die Mutter, bar des Himmels- und des Höllenglaubens, war ein Erdenweib mit Erdenglauben. Merlin erklärt seinem Vater und der Hölle offen den Krieg und wendet sich himmlischen Dingen zu.

So gelangt er nach vielem, vergeblichen Anstürmen wider die Macht des Vaters (Merlin's Gold, Thron, Meerfahrt) nach Kardweil und wird der Tafelrunde König Arthurs nach Klingsors Prophezeiung Führer zum Gral. Von hervorragender Schönheit ist die Liebesepisode, welche die letzte Frühlingsnacht besingt, in der Ginevra und Lanzelot unter Liedern und Blüthen in keuscher Umarmung den Tod finden.

Und weiter geht der Zug zum Gral. Aber auf halbem Wege legt Merlin die Führerschaft nieder. Warum? Das hätte vielleicht deutlicher gesagt werden können. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch noch andere Bedenken aussprechen. Es liegt ein Mißverhältnis im architektonischen Aufbau, bestehend in einer oft nicht genügend motivirten, losen Aneinanderreihung unproportionirter Episoden; ferner wirken störend die Unterbrechung der Handlung durch Schilderung und das Abschneiden des Fadens der Erzählung durch lyrische Naturbetrachtungen — so meisterhaft letztere auch sind; endlich — und hier grenzt mein Bedenken an uneingeschränktes Lob — man kann den Glanz der herrlichen Verse, ohne geblendet zu werden, nicht lange ertragen. Ich habe noch nie eine solche Meisterschaft der Sprache gefunden, ausgenommen bei dem Meister der Prosa, Maximilian Harden, und dem Dichter der „Nibelunge", Wilhelm Jordan.

Das Heer der Gralsucher geht den grausigsten Martern entgegen. Merlin, welcher dem König Arthur beim Abschied den Trost mit auf den Weg gab:

„. . . Wenn du bangest, ruf' Merlin!
Trennt auch eine ganze Erde
Mich von deines Pferdes Huf,
Wo ich immer weilen werde
Mich erreicht dein Hilferuf."

bleibt den verzweifelnd Rufenden fern und im vorletzten Kapitel sehen wir den Schuldigen Himmel und Hölle durchwandern und von Gottes und Satans Fluch zu Boden geschleudert. Erst in des Kapitels Schlußstück „Erde" kündet sich die Erlösung an, die ihm im letzten Kapitel zu Theil wird. Wunderbar schön vollendend schließt das Werk: Viviane, die Mutter Merlin's, die Ketzerin, von der im zweiten Kapitel gesagt ist:

„Man hatte sie davongejagt
Verstoßen gleich dem wilden Thiere
Als Ketzerin, weil sie gesagt,
Daß nichts im Weltall sich verliere,
Daß auch der Leib unsterblich sei,
Der Tod ihn nur im Schlummer küsse,
Daß, wenn die Schmerzenszeit vorbei
Er wieder auferstehen müsse; — —"

Viviane bringt ihm die Erlösung im altgermanischen Problem der ewigen „Wiederkehr". Himmel- und Höllenwahn, ihre Lockungen und ihre Flüche sind versunken,

„Erfassen kann ich nun, was du verkündet,
Erfassen, daß kein Untergeh'n uns droht;
Da mit dem Leben sich der Tod verbündet,
Ist — „Wiederkehr" der Welten Allgebot.
Dem Leben folgt der Tod; dem Tod das Leben —
Ein ew'ger Kampf, bei dem kein Ziel zu seh'n!
Die Erde nimmt nur, um zurückzugeben;
Was lebte — stirbt; was starb — muß aufersteh'n."

und in einem gesunden, starken Erdenglauben findet Merlin die beseligende Ruhe.

Oesteren's „Merlin" ist ein Adlerflug zur Höhe. Groß geschaut, tief gedacht, in einer wunderbar plastischen Sprache geschrieben, zeigt uns das Werk, faustverwandt, ein ergreifendes Bild der ringenden Menschheit und führt uns zu einem wahrhaft erhebenden und versöhnenden Schluß.

Friedrich Werner van Oesteren ist ein Dichter, dem ich freudig die Hände drücke.

Zürich.

Emil Uellenberg.

In seinem neuesten Werke „Wir“*) zeigt Oestéren ein völlig anderes Antlitz, so daß man die Identität mit dem Dichter des „Merlin“ nicht ohne gewisse Berechtigung in Zweifel ziehen könnte. Sind es doch zwei ganz verschiedene Menschengeister, die aus den beiden Büchern zu uns sprechen. In der tiefsinnigen Sage von Merlin der geistesgewaltige Denker, der Grübler, der Dichter voll edlen Pathos und adlerhaften Schwunges, der weltfern, in stillem Geiste den verschlungenen Räthseln des Erschaffenen nachsinnt, — hier, in den prickelnden Thiergeschichten der espritvolle Fabulist, der flotte Erzähler, in steter Begleitung des Schalks, der seine Pritsche mehr als einmal wie ein Schwert handhabt und lachenden Mundes klaffende Wunden schlägt; auch die Schellen seiner Pritsche schlagen tüchtige Beulen, so als wären es Bleikugeln. Lachend und schäckernd tollt er im dichsten Gewühl der Menschen umher, wird nicht müde, boshafte Schnurren zu erzählen und seine Umgebung mit allerhand edlen und unedlen Thierwesen zu vergleichen.

In Oestéren sind zwei Naturen gleich stark ausgeprägt: der Dichter *Kalézoyre* und der Satiriker. Und beide Naturen kommen in gleich vorzüglicher Weise zur Geltung. Man wäre in Verlegenheit, wenn man vor das Entweder — Oder gestellt würde: ob der Dichter dem Satiriker vorzuziehen sei oder umgekehrt. Dort wie hier offenbart er eine so starke energische Individualität, wie sie im deutschen Schriftthum der Gegenwart nur spärlich zu entdecken ist. Den „Merlin“ oder „Wir“ zu lesen, gewährt einen geistigen Genuß edelster Art. Die stolzen, volltönenden Rhythmen des einen Werkes mit dem von großen Gedanken gesättigten Inhalt, und die leichtfüssigen, schneidigen Verse des andern, getaucht in trefffischeren Spott, hohnlachende Ironie und ätzenden Sarkasmus wirken befreiend und kräftigend auf Geist und Gemüth. Man hat wieder einmal einen ganzen Dichter vor sich, der ein ganzer Mensch ist, einen Mann, der nicht nur etwas zu sagen hat, sondern der auch weiß, was und wie es er sagen soll. Keines von den modernen Simpflänzchen mit kleinen „halben, heimlichen“ Gefühlen, die ein gesunder Mensch nicht geschenkt haben möchte, keiner von den L'art pour l'art = Poseuren und Faiseuren, die ihre künstlerische Impotenz hinter allerhand mystagogische Formeln und Phrasen verstecken.

Er steht mitten im Leben, freien, offenen Blicks um sich schauend und die Lage der Dinge beurtheilend. In ihm lebt ein starkes sittliches Pathos, dessen Wurzeln im sozialen Gewissen gründen. Die Leser der „Neuen Bahnen“ haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, den Satiriker Oestéren in Kabinetsstücken seiner souveränen Laune kennen zu lernen**), es bedarf also keiner weiteren Darlegung über Inhalt der Form dieser reizenden Thiergeschichtchen, die zu der zumal bei uns Deutschen so reichen und mit besonderer Vorliebe gepflegten Litteratur ein neues, werthvolles Werk beisteuern.

Die Stellung des Verfassers wird sehr gut im Einleitungsgedicht „Das Fabelthier“ gekennzeichnet:

„Es waren Thier und Mensch erschaffen,
Und Jedes wußte, was es war;
Am längst zweifelten die Affen,
Doch schließlich wards selbst diesen klar.

Da sah man noch ein Wesen rennen;
Das hatte wohl der Beine vier,
Doch war es sonst nicht zu erkennen'
Das Thier sprach: „Mensch!“; Der Mensch sprach: „Thier!“.

Nachdem man das merkwürdige Ding eingefangen . .

Befiel die Schaar ein Grauen:
„Ein Wesen, gar nicht so, wie wir!“
Doch bei genauerem Beschauen
Gefiels dem Menschen und dem Thier.

Am wunderbarsten war das Eine,
Daß Jedes sagte: „Sicherlich!“
Des Wesens Gattung ist die meine;

*) Wir. Von Friedrich Werner von Oestéren. Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Dresden und Leipzig, Karl Reißner.)

**) Vgl. S. 237 „Meerpflicht“, S. 302 „Der Schutz des Volkes“, S. 342 „Valutaregulirung“ und aus S. 375 „Das Gelübde“; letzteres Gedicht wurde im „Scherer“ vom 15. Juli vom Innsbrucker Staatsanwalt Tschurtschenthaler — beschlagnahmt, während es bei uns (ebenfalls in der Nr. v. 15 Juli) nicht beanständet wurde.

(D. Schriftl.)

Es sieht genau so aus, wie ich!"

* * *

Das Räthselwesen lebt noch heute;
Es ähnelt dir und ähnelt mir,
Es trägt das Wesen aller Leute,
Und heißt bei ihnen: Fabelthier.

Und so führt er denn eine Reihe von Thieren vor, an denen — wie erwähnt — in witziger, geistvoller Weise einmal die Albernheiten, ein andermal die Schlechtigkeiten der Menschen verarbeitet werden. Da sind die Krebse, die „feudalen Ritter" mit dem „feudalen Rückwärtsgang", dann die nicht weniger kastenstolzen Thurmasseln, die „Barone Asselwitz", die ihren Sohn wegen der Heirat mit einer gemeinen Kellerassel verstoßen, der Parvenu Molch, der gegen Jedermann frech und großmäulig ist, aber wenn's zur Erprobung seines Muthes kommt, auskneift, der Tintenfisch der öffentlichen Meinung, der allenthalben seine schwarze Jauche umherspritzt und die Schmeißfliege, die jeden Ort verunreinigt, da ist schließlich der scheinheilige Rabe, der die Liguori-Moral praktizirt, sowie das liederliche Dreiblatt Hahn, Kater und Hund, welche als Agitatoren bald dieser, bald jener Faktion herumreisen u. s. f. Daneben eine Gallerie von intern-gesellschaftlichen Typen: Goldfischangler, die ihr vermorschtes Wappen renoviren möchten, Witwen von Ephesus, männliche und weibliche Tratschgemeinden 2c. 2c.

Und alles ist aus einem Guß; kernig und dabei ziselirt, beißend und doch nicht ohne herzlichen Humor, so ursprünglich und zwingend, daß auch der Hypochonder schmunzeln muß.

Man wird gut thun, den Namen Oestéren sich zu merken, denn der noch nicht 30 Jahre zählende Dichter wird uns — davon bin ich fest überzeugt — noch viel des Schönen und Werthvollen bieten.

Stauf von der March.

Beschlagnahme. Unsere vorige Nummer (15 vom 1. August) wurde wegen des Märchens von Moriz Steinhardt: **„Der Fluch des Mystikus"** von der hiesigen Staatsanwaltschaft beschlagnahmt. Die Beschlagnahme erfolgte auf Grund des § 65 (Majestätsbeleidigung) und 300. Daß wir dagegen Einspruch erhoben haben, ist selbstverständlich. Bericht hierüber folgt seinerzeit.

Rechtsverwirrung. „Die Beschäftigung mit dem Rechte stumpft ab", sagt einmal Aischynes, der als geriebener Advokat aus Erfahrung sprach. Hier ein Beweis: Der Hofopernsänger Schrötter wurde wegen einer Ohrfeige, die er seinem dienstbaren Geiste verabreichte zu **600 K.** Geldstrafe und 20 K. Schmerzensgeld verurtheilt, ein Herr Dr. Egon v. Wiedersperg hingegen infolge mehrerer Ohrfeigen (ebenfalls an ein Dienstmädchen ausgetheilt) zu 30 K. Geldstrafe. Bezüglich des geforderten Schmerzensgeldes (100 K.) wurde die Klägerin auf den Zivilrechtsweg verwiesen. Und noch einer: der „Seelenhirt" P. Kopf in Leoben, angeklagt der Verführung zur Unzucht von Schulmädchen u. zw. im Beichtstuhl und in 4 Fällen des Verbrechens überwiesen, wurde zu **sechs** Monaten schweren Kerkers verurtheilt (§ 133 des Strafgesetzes schreibt hiefür 1 bis 5 Jahre schweren Kerkers vor!),

* Nachdem die Versendung der Exemplare längst vor dem Einlangen der amtlichen Verfügung beendet worden war, durften wir annehmen, daß unsere Abnehmer in den Besitz des Blattes kommen werden, und haben demnach von einer zweiten Auflage abgesehen.
(Die Schriftl.)

während man einen galizischen Bauer, mit Namen Franz Janikowski in Jelen wegen Verleumdung zweier Richter zu **zehnmonatlicher** schwerer, mit Fasten verschärfter Kerkerstrafe verdonnerte. — Aller guten Dinge sind drei. Also noch ein Beweis: Ein Gymnasiast, Hugo Lindenthal in Ried, hatte den dummen Einfall, die beim Abendmahl empfangene Hostie heimlich in sein Taschentuch zu spucken und sich mit dieser „Heldenthat" zu brahlen. Der Gerichtshof verurtheilte den blöden Jungen zu sechs Monaten schweren Kerkers, womit das fernere Leben des nun 20jährigen Burschen, vollkommen ruinirt ist. (Der Ochsenziemer wäre besser am Platze gewesen.) Man vergleiche damit das Strafausmaß des als „ungemein gefährlich" anerkannten und bereits abgestraften Taglöhner Rudolf Ohnhäuser, der einen Kutscher ohne jeden Anlaß brutal mißhandelt hatte und bei seiner Verhaftung einen Menschen erstach, eine ganze Reihe anderer verwundete und auch in der Untersuchungshaft, sowie vor dem Schwurgerichte sich sehr rabiat und frech benahm. Diese gemeingefährliche Bestie erhielt neun Jahre schweren Kerkers, vierteljährig mit einem Fasttag verschärft. — Also ein Mensch in jenem Alter, wo man, laut Grabbe's Zeugnis, das Hirn noch im Gesäß hat, wird wegen eines Dummenjungenstreich's mit drakonischer Strenge verurtheilt und so sein ganzes ferneres Leben ruinirt, während ein Kerl, an dem kein gutes Haar ist, der erfahrungsgemäß zu Allem fähig erscheint, auf ein paar Jährchen in's Loch kommt, statt mit des Seilers Tochter Hochzeit zu halten, denn daß ihn diese Strafe bessern wird — daran können doch nur höchstens Idioten glauben! Daher der Name Justiz!

Zum Schluß noch zwei nette Geschichtchen aus dem Gerichtssaale: Ein Graf (einzelne Blätter nennen den ganzen Namen, andere hingegen nur den Anfangsbuchstaben, fügen jedoch, damit man in der Person ja nicht fehlgreife, hinzu: „der früher mit der nachmaligen Gattin Makarts verheiratet war"), wurde angeklagt, „bei offenem Fenster öffentliches Aergernis" gegeben zu haben (bei offenem Fenster öffentliches Aergernis geben, ist freilich etwas stark). In der geheim durchgeführten Verhandlung (die Männer von der Presse wußten merkwürdiger Weise genug hievon zu erzählen!) wurde der Angeklagte auf die Erklärung des Gerichtspsychiaters freigesprochen. Er sei, hieß es, „geistig nicht normal" (hoffentlich hat er nach der Verhandlung den Verstand wiedergefunden!) das zweite Geschichtchen handelt „vom heiligen Polizeimann". Ein Arbeiter, der Abends ohne Laterne auf dem Fahrrad spazieren fuhr, wurde deshalb, wie ziemlich, von einem Polizisten angehalten und aufgeschrieben. Im Wegfahren soll er, wie eine Frau dem Wachmann mittheilte, diesen einen „Bajazzo" gescholten haben. Ein vorübergehender Arbeiter, der Zeuge dieser Denunziation war, machte seinem gerechten Unmuth hierüber mit den Worten Luft: „Was verzünden S' denn? So ein Weib sollt' man verbrennen!" Dies gab dem Wachmann Anlaß, den Arbeiter „zurechtzuweisen", und ihm mit „Arretirung zu drohen", was natürlich zu einem Streite führte und mit der Anzeige der „Wachebeleidigung" endete. Die Verhandlung ist hauptsächlich deshalb von Bedeutung, weil der Richter (es war beim Bezirksgerichte Wieden) in vorzüglicher Weise den Kläger ad absurdum führte. Hier ein Bruchstück: Wachmann: Als ich ihn (den Arbeiter) zurecht wies, sagte er mir: ich bin Passant und kann mit einer Passantin reden, was ich will.

Richter: „Da hatte er doch Recht. Es ist merkwürdig, daß die meisten Amtsehrenbeleidigungen gegen die Wache vorfallen."

Wachmann: „Er hat mich dann angeschrieen." (!)

Richter: „Ja, soll er vielleicht ruhig bleiben, wenn er ohne Grund arrettirt wird ...

Wachmann: Er bezeichnete es als unwahr, daß er mich angeschrieen hat.

Richter: Das wäre doch nur eine Kritik .... — Wie man sieht, beginnen auch die Richter langsam von der Idee abzukommen, den Wachmann als sakrosankt nnd unverletzlich zu halten. Allerdings haben schon manche ihres Standes am eigenen Leibe erfahren, wie weit die Heiligkeit eines Polizisten gehen kann.

Der Karsthans.

Neues aus dem Finanzministerium. Das Finanzministerium zahlt sich ohne Zweifel von allen Ministerien am besten aus. Es denkt unablässig, wie man den Staatsbürgern tüchtig zur Ader lassen könnte, und was es ausheckt, ist mehr als einmal schon seiner Ursprünglichkeit wegen, von Werth für einen neuesten Demokrit. Im jüngsten Beitrag zu den Papieren des lachenden Philosophen — profan „Erlaß" geheißen — wird den Theaterunternehmern im üblichen Deutsch vorgeschrieben: „Die der Zensur unterliegenden Theaterstücke mit einem Begleitschreiben, welches mit 2 Kronen-Stempel zu versehen ist, den Behörden zu übermitteln." Gleichzeitig ist „für die amtliche Erledigung ein weiterer 2 Kronen-Stempel beizubringen." Somit kostet der

Spaß, z. B. den „Faust" von der Behörde zensuriren zu lassen, nur 4 Kronen der nominellen Goldwährung. Das ist zwar an sich wenig, aber als Leistung der Zensur ungemein viel; wenigstens hilft die armseligste aller staatlichen Einrichtungen den Reptilienfond aufzubessern, etwas anderes vermag sie ja doch nicht zu Wege zu bringen. Allerdings gilt auch heuzutage nicht mehr der Spruch: „Sage mir, von was und von wem du Steuern nimmst, und ich sage dir, was du für ein Staat bist", was in Anbetracht des kleinen Lottos eine sehr kitzliche Frage wäre, hingegen gilt mehr als je die ebenso kurze, als treffende Erklärung, die Scherr mit Hinsicht auf die alljährlich steigernde Steuerlast gibt: „Moderne Staatswirthschaft — Sauwirthschaft". Sela!

Igelmeier.

Der Rattenfänger von Berlin. Eine eigenartige Reklame, teils durch Waschzettel, teils durch den „Briefkasten", macht der sonst gut geleitete „Spielmann", ein seit Januar in Berlin erscheinendes, rein lyrisches Monatsblatt. Ein solcher Zettel sagt z. B. etwa: „Wer uns drei neue Abonnenten zuführt, erhält als Prämie u. s. w. Ganz wie Wertheimer: „Wer für'n Thaler kauft, kriegt für zwei gratis!" — Interessant ist der „Briefkasten." Das Blatt lebt von der Hoffnung der „Ungedruckten," die ihren Namen doch einmal im Spielmann zu finden träumen. Diese armen, modernen Sisyphusarbeiter schreiben die rührendsten, — von Lob und Schmeichelei triefenden Briefe an den „Spielmann" und — o Ironie des Schicksals! — der „Spielmann" verwendet sie mit einer höfl. Ablehnung der „Gedichte" — zu Reklamezwecken! Also **dazu** sind die „Urteile" der Ungedruckten wichtig genug!? Man höre einige Proben aus dem Briefkasten dieser „Abgelehnten": Leider noch nichts. Sie schreiben: „Von Ihrem Blatt bin ich ganz entzückt!" oder: „es freut uns, daß Sie unsern Almanach „reizend" finden." oder: „durch die Lektüre des Spielmanns bekam ich eine so hohe Idee von Ihrem künstlerischen Verständnis (sagte das Ei zur Henne!!), daß es mir thatsächlich anmaßend vorkommt, Ihnen eine Arbeit zu senden." Unter: Cand med. K. P. B. Berlin, steht zu lesen: „Leider noch nichts. Sie schreiben: „Es wird wohl kaum nöthig sein und von irgend welchem Werth, wenn auch ich, wie so viele vor mir, Ihnen versichern, daß der Spielmann eine Zierde der heutigen Sammlungen moderner Gedichte ist. Besonders läßt er sich in musikal. Beziehung nicht hoch genug preisen, da man in ihm die schönsten Texte für Liedkomposition findet." — Und nun noch eine Probe. Unter „F. A. Würzburg" steht zu lesen: „Mit den Versen ist es noch nichts; Aelter werden! Aber Dank für Ihren Brief, Sie schreiben: Vor wenig Tagen sah ich bei einem Bekannten ein Probeheft des Spielmann, das mir so gut gefiel, daß ich sofort die Zeitschrift bestellte." — — So geht es fort! Wo bleibt da die Kunst? Solche Reklame verschmähen die Odolfabrikanten und überlassen sie den Javolleuten. Ich habe schon gesagt, daß der Spielmann sonst gute Beiträge bringt, aber Verse, wie die von Rich. v. Kralik, Heft 5, Seite 211—330 sollten doch lieber ungedruckt bleiben. Man höre folgendes seitenfüllende tiefsinnige „Gedicht":

„Ostern ist nun auch vorüber,
Nun, so warte noch, mein Lieber,
Warte bis auf Himmelfahrt!
— Ach, das Warten wird mir hart."

Aber das ist noch gar nichts! Für weitere Proben fehlt hier leider der Raum. „Nur Kunst ist's was wir bringen wollen." So der stolze Ausspruch des Spielmanns. Hoffen wir, daß es ihm immer mehr ernst damit sei. Denn ein **vornehmes,** rein lyrisches Blatt ist ein Verdienst des Herausgebers, welches Anerkennung und Unterstützung verdient.

Ubg.

Der Sommerschlaf der hohen Politik, worunter die im Reichsrath vertretene verstanden sein will, ist noch nicht zu Ende, dafür aber gewährt die ungemeine Regsamkeit der niederen Staatsweisheit übergenug Stoff zur Betrachtung, zumeist heiterer Art. Nach den Ausführungen der Leute, die von der Krippe des Dispositionsfondes aus das Gras wachsen hören, hat mit dem Besuche des Kaisers im „goldenen Prag" das Zeitalter der „vollständigen Versöhnung" zwischen Tschechen und Deutschen begonnen und ging so wunderschnell vor sich, daß schon bei der Abreise des Monarchen die beiden Völker wie ein Vielliebchen anzuschauen waren. Die schwungvollen Hymnen der Leitartikler bestätigen sich heute. Deutsche und Tschechen haben einander zum Fressen gern. Beweise hiefür: In Karlsbad wurden gelegentlich des Konzertes einer tschechischen Musikkapelle die Deutschen von dem ihnen gebotenen Genuß so begeistert, daß sie die Tschechen unter dröhnenden Heilrufen emporhoben und aus Besorgnis für deren Gesundheit aus dem dunstigen Lokal liebevoll hinausbeförderten. Hingegen haben die Tschechen in Pilsen ihren Landesbrüdern einen großartigen Augenschmauß bereitet, indem sie ein Diskoswerfen auf Fensterscheiben veranstalteten. — Ja! es geht nichts über die heimliche Liebe, „von der Niemand nichts weiß".

Auch untereinander lieben sie sich bis auf's Messer. Der erste Vizepräsident des Reichsrathes und Mitglied der Deutschen Volkspartei, Prade, hat seiner Würde entsagt. Die Radikalen, auch All-Deutsche genannt, bezichtigten ihn des edlen Strebens, Minister zu werden, nicht ohne Begründung. Die nicht radikalen Zeitungen, vor Allem die „Neue Freie Presse", entrüsten sich über die „Verekelungsmethode" der Alldeutschen — ob es denn so schlecht wäre, wenn ein Deutscher Minister würde. Die „Neue Freie Presse" und deren Nachbeter erinnern sich nicht gern an den famosen Plener, der seinen Helmbusch im Reichsrathe so lange wehen und auch wedeln ließ, bis er Minister geworden war. Damals glaubte man auch: es wäre nicht von Nachtheil, so ein deutscher Minister würde — heute weiß man, daß das Ministerwerden wie das Zeitungsschreiben den Charakter verdirbt. Darum haben die Alldeutschen schon vollkommen Recht, wenn sie gegen Leute, die Minister werden wollen, die schärfste Tonart anschlagen. Das Vergnügen, einen Landsmann zum Minister zu haben, haben die Deutschen Oesterreichs seit jeher theuer bezahlt.

Auch im tschechischen Parteilager gibt es allerhand Krakehl. Die Agrarier nehmen Stellung gegen die „pflichtvergessenen" Jungtschechen, die mit ihren einstigen Todfeinden, den Alttschechen, in Verhandlung treten, um ein Kompromis wegen der in Gefahr schwebenden Mandate zu schließen. Es ist unglaublich, wie viel man in 10—12 Jahren an politischen Kuriosităten erlebt. Wie man landläufig hört, sollen die slavischen Rassen untereinander in musterhafter Solidität leben. Hier ein Beweis vom Gegentheil; Nach Berichten polnischer Blätter kam es auf dem ponischen Schlesiertage in Zakopane zu heftigen Ausfällen einzelner polnischer Redner gegen die schlesischen Czechen. Der polnische Redakteur Friedel führte unter Anderem eine Reihe von Gemeinden des Ostrau-Karwiner Bezirkes an, in denen die erdrückende Mehrzahl der Bevölkerung polnisch, dagegen die Schulen tschechisch sind. Bei der letzten Volkzählung seien *massenhaft künstliche Tschechen fabrizirt worden. Aufseher in Kohlenbergwerken drohten polnischen Arbeitern*

mit Entlassung, wenn sie sich nicht als Tschechen angeben würden. So seien in Mährisch-Ostrau allein 7000 polnische Arbeiter als Tschechen eingetragen worden. Die Tschechisirung werde auf allen Gebieten auf rücksichtslose Weise gegenüber den Polen durchgeführt. Im Allgemeinen bezeichnete das Referat die dem polnischen Element in Schlesien von Seite des Tschechenthums drohende nationale Gefahr als die weitaus größte: die Aufgabe des Kongresses sei es, allen Polen Oesterreichs zum gemeinsamen Kampfe gegen die Gefahr aufzurufen. Somit dürfte für die Deutschen eine Schonzeit anbrechen.

Sonst wird viel schmutzige Wäsche gewalkt. Die Herren Abgeordneten waschen einander mit peinlicher Sorgfalt die Köpfe. Vgl.: Der Abg. Kubik (Stojalowskipartei), ein Intimus Stojalowski's, bezichtigt diesen notorischer Inkonsequenz und geheimer Paktirung mit dem Abg. Breiter. Ohne die Mitglieder seines Klubs zu fragen, habe Stojalowski in Gemeinschaft mit dem Abg. Szajer einfach alle Mitglieder seiner Gruppe in den Südslavenklub eingeschrieben. Auch der Abg. Szajer kommt hiebei schlecht weg. Er wird einfach niedriger Handlungen gegen seine Klubgenossen beschuldigt. Das Schreiben Kubik's schließt mit einer Reihe sehr heiterer Fragen. Vor Allem wünscht Herr Kubik zu wissen, wann Pater Stojalowski ihm die „geliehenen Zehner" zurückzahlen werde. Ferner verlangt er, daß ein Akzept auf mehr als sechshundert Kronen von Stojalowski eingelöst werde und endlich die Zurückgabe eines Darlehens von hundert Kronen für Herausgabe eines Gedenkbildes vom 25. Juni 1890. Eine Reihe kleinerer Delikte Stojalowski's wird zum Schlusse quasi als Postskriptum der Oeffentlichkeit übergeben. Vor Kurzem veröffentlichte die „Berliner Nation" den Artikel eines offenbar gut unterrichteten Preßhaiducken, der die Mittheilung machte, daß der jungtschechische Abgeordnete Klofač, obzwar durch Delikte sittlicher Art schwer belastet, infolge Weisung vom Ministerium deshalb nicht verfolgt werde, weil man ihn höheren Orts zu brauchen beabsichtige. — Indeß darf man ja nicht glauben, daß diese Abgeordneten die einzigen sind, die Achillesferse oder besser: moralische Hühneraugen ihr Eigen nennen. Auch in anderen Parteien gibt es Leute, die da wissen, wo Barthel den Most holt. Da ist unter den Alldeutschen Herr Herzog, der einen Gesinnungsgenossen wegen Majestätsbeleidigung und seine Braut wegen Abtreibung der Leibesfrucht (wozu er sie bewogen!) denunzirt hat. (So schrieb wenigstens die „Arbeiter-Zeitung", ohne daß Herr Herzog dagegen protestirt hätte.) Herr Vergani von den Christlich-Sozialen ist infolge seiner Mühldorfer Obligationengeschichte weit bekannt worden. Sogar die Faktion der „Wilden" steht in dieser Beziehung nicht zurück. Abg. Prof. Steinwender hat, wie der Prozeß mit seinem Ankläger, dem wackeren Kämpen Paul v. Pacher darthut, für das „Gedenkbuch" des österr. Parlaments eine prächtige Selbstbiographie geliefert, die sich wie ein Kapitel aus dem Marquis de Sade liest. — Tu felix Austria!

Der Karsthans.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Von

Friedrich Werner v. Oesteren

sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Mayer, Berlin)

Wir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Werke

von

Emil UELLENBERG

erhältlich durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.

1896. Verlag E. Pierson Dresden.

Mitten im Leben.

1897. Verlag Ludwig Hamann. Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.

1901. Verlag E. Pierson, Dresden.

Werke von

Hanns Weber-Lutkow:

Schlummernde Seelen.

Geschichten aus Klein-Rußland 1900. Brosch. 2 K. 40 H. (2. M.) geb. 3 K. (2 M. 50 Pf.),

Die schwarze Madonna.

Geschichten aus Klein-Rußland 1901.

Oesterreichische Verlags-Anstalt Linz und Leipzig.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Chocolat

SUCHARD

Pariser Weltausstellung 1900

!! Grand Prix !!

Höchste Auszeichnung!

MUSIK- und THEATER-ZEITUNG

XIII. Jahrgang

herausgegeben von **Anna Cador**

Wien, IV/1, Mozartgasse 4

erscheint entweder zweimal monatlich oder als Doppelheft einmal im Monat.

Wasche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger

F. Derbohlaw

Wien, IX. Pramergasse 22.

Preislisten kostenfrei.

Gesunde Menschen

Ganzjähr. Bezugspreis K. 4. —. Einzelnhefte 40 H.

Monatsschrift für volksthümliche Gesundheitspflege, natürliche Heilweise und allseitige Reformen auf naturgemäßer Grundlage.

Herausgegeben und geleitet von **Rudolf Richter,**

Wien, XIX, Freihofgasse 1.

„Der Scherer"

Innsbruck-Leipzig.

Alldeutsches Kampfblatt für Freiheit in Kunst und Leben.

Ganzjährig Kr. 8 = Mk. 8.
Oesterreichische Postzeitungsliste 3493.
Deutsche Postzeitungsliste 6798.

Reicher Bilderschmuck von hervorragenden Künstlern.

Werthvolle Beiträge. Bücherschau. Kritik.

Probenummern kostenfrei.

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt"

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen **zwei** reich illustrirte, circa 50 Seiten starke Hefte: Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.—.**

!!! „Bühne und Welt" ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt"

Berlin S 42. Otto Elsner.

„Neue Bahnen".

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 = Mk. 3 = Frcs. 4. Halbjährig: K. 6 = Mk. 6 = Frcs 8. Ganzjährig: K 12 = Mk. 12 = Frcs 16.

Einzelne Hefte 60 Heller = 60 Pfennig = 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer" Innsbruck, Museumstraße.

17. Heft. 1. September. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Maurice v. Stern, Traumschloß 451
Roland Hammer, Der Verfall der deutschen Schaubühne 452
Kurt Piper, Künstlerblut 455
F. W. v. Oesterreu, Das Ende v. Karrath (Schluß) 456
Anton Renk, Giardini 456
Tim Klein, Tragik und Moral 460
Arthur v. Wallpach, Mannesmut 461
Graf Theodor Salburg Falkenstein, Gedichte mit dem Bilde des Verfassers 462
Marzel Arpad, Niedersächsische Litteraturbestrebungen 463
Ottokar Stauf v. d. March, Abenteuer im Epirus (Fortsetzung) 464
Aus dem Wiener Kunstleben 466
Bücherschau 470
Aus dem Narrenhause der Zeit 472
Feuilleton:
Manfred Wittich, Das Goethe-Bonbon 474
Osmanus, Türkisches 474
Der Karsthans, Tu felix Austria 475

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—
Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Ctms.

Mitarbeiter.

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Hans Benzmann, Berlin.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell v. Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hauke, Maderno.
Karl Maria Heidt, (†).
Karl Henckell, Zürich.
K. M. Klob, Wien.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Friedrich Werner v. Oesteren, Schloß Weleslawin.
Oskar Panizza, Paris
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler, (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck
Hermann Rollett, Baden.
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Heinrich v. Schullern, Salzburg.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stanf v. der March, Wien
Maurice Reinhold v. Stern, St Osn[illegible] o.
Irma v. Troll-Borostyani, Salzburg.
Emil Aellenberg, Zürich.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Eingelangte Bücher- und Zeitschriften.

Oskar Bach, Schlimme Kinder.
Deutsche Litteraturbilder. Herausgegeben v. Oskar Bach u. Karl M. Klob.
Hans Heinz Ewers, Der geheimnisvolle Tannhäuser.
E. G. Christaller, Zwischen Altem und Neuem
Karl Knortz, Lieder aus der Fremde.
" " Humor. Gedichte.
Deutsche Alpenzeitung, 12, 13.
Bühne und Welt, 22.
Der Freidenker, 31.
Die Gesellschaft, 3–4.
Internationale Litteraturberichte, 17.
Der Kyffhäuser, 9, 10.
Der Scherer, 16.
Deutsche Kunst- und Musik-Zeitung XXVIII, 15—16.

Von Graf
Theodor Salburg-Falkenstein
sind bisher erschienen:
Ernst Freiherr. Epos 1894.
Buch der Phantasieen. Gedichte 1900.
(Verlag v. E. Pierson, Leipzig u. Dresden.)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neue Bahnen

Traumschloß.

Ich scheuch' dich fort. Gib Raum, du lauter Troß!
Ich träum' von meinem traumversunk'nen Schloß.

Von schwarzem Gitter ist es rings bewacht:
Die güld'nen Spitzen leuchten in die Nacht

Sie leuchten durch der Büsche falben Schnee
Und blitzen bis hinunter in den See,

Wo sich der Nacken schaukelt in der Fluth,
Die, ein Geheimniß, still im Monde ruht.

O plätsch're, Welle, murmle mir im Traum!
In dein Geplätscher rauscht der Schattenbaum.

Wenn sich der Mond in Spiegelscheiben schaut,
Die kühle Nacht durch Rosenbüsche thaut,

Dann klirrt die Pforte. Leise auf dem Kies,
Gedämpft noch von des Mondes gold'nem Vließ,

St. Oswald.

Der eig'ne Schritt tönt durch den stillen Park.
Und Sehnsucht faßt mich in der Seele stark.

Mit deinen Thürmen, deinen Scheiben, blank,
Mein Schloß am See, das Heimweh macht mich krank!

Im Traum seh' ich das kühle Mondenlicht,
Das sich im Spiegel deiner Tische bricht.

Der alten Schränke mattes Ebenholz
Betastend, durch die stillen Gänge rollt's.

Und weckt mit seinem seelenlosen Strahl
Die tote Welt zu eines Traumes Qual. —

Nach Leben schluchzend bleibt dem Tod geweiht,
Was ungeboren nach Gestaltung schreit. —

Ich scheuch dich fort. Gib Raum, du lauter Troß!
Ich träum' von meinem traumversunk'nen Schloß!

Maurice v. Stern.

Der Verfall der deutschen Schaubühne

Ein altes Lied in neuer Melodie.

Von **Roland Hammer** (Wien.)

I.

Ein „garstig Lied", obgleich es des politischen Einschlags, den Goethe für einen notwendigen Bestandteil des Garstigen überhaupt zu halten scheint, völlig entbehrt. Ja, ein garstig Lied, dessen Alter ganz darnach angethan ist, seine Häßlichkeit zu verdoppeln. Schon vor 130 Jahren etwa, als die von zwölf kunstbegeisterten Senatoren von Hamburg begründete „Nationalbühne", welche ein Hort der deutschen Kunst sein wollte und es auch allem Anscheine nach geworden wäre, infolge der Indolenz des Publikums zusammenbrach, schon im Jahre 1768 schrieb der Hamburger Dramaturg die gallenbitteren Worte: „Vor Jahr und Tag bekamen hier einige gute Leute den Einfall, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse . . . Wenn jetzt das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen „Nichts" sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts, ja noch etwas Schlimmeres als Nichts. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem *sittlichen Charakter*. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten *Franzosen*. Alles, was uns von jenseits dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten, lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck . . . uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksal zu seinem Antheile erhalten hat." (Hamb. Dram. 100. Stück.)

Mehr als ein Jahrhundert ist vergangen, seit Lessing diese wuchtige Anklage gegen Indolenz und Fremdsucht schlenderte — aber geändert hat sich seither soviel wie gar nichts, und wer über den Verfall der zeitgenössischen deutschen Bühne schreiben will, der kann die Worte des tapfersten aller deutschen Ritter vom Geiste als Grundtext verwenden. Aber auch während des Zeitraumes, der zwischen Lessing und unseren Tagen liegt, stoßen wir öfter als nötig auf Aeßerungen, die sich von jener des Hamburgischen Dramaturgen nur wenig unterscheiden.

Schiller sowohl, als Goethe beklagen sich wiederholt über die Theilnahmslosigkeit, die echten Kunstwerken entgegengebracht wird, indeß man den handgreiflichsten Unsinn, zumal wenn er eine ausländische Faktur trägt, mit der größten Begeisterung aufnimmt, deren man überhaupt fähig ist. Der geniale Grabbe geißelt in seinem tollen Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" in empfindlichster Weise die Zustände der deutschen Bühne zu Anfang dieses Jahrhunderts. Desgleichen Platen in zwei musterhaften, aristophanischen Geist atmenden Komödien („Die verhängnisvolle Gabel", „der Romantische Oedipus") und so viele andere bis auf unsere Zeit herab, wo Freund M. G. Conrad, der schneidige Führer der deutschen Realisten in seinem zornflammenden Buche „Deutsche Weckrufe" (Lpzg. W. Friedrich 1890) den Schuldtragenden unbarmherzig den Text gelesen hat. Kaum jemals sind die gerechten Vorwürfe und Anklagen völlig verstummt.

Vor allem geht man den Hoftheatern zu Leibe. „Die Theater unserer Fürsten," heißt es schon in einer Flugschrift aus den 60er Jahren, „kosten enorme Summen — soll dieses Sündengeld dazu verwendet werden, nachteilige Einflüsse auf den Bildungsgang

und das Sittlichkeitsgefühl des deutschen Volkes auszuüben?" Bleiben wir hier stehen, um zu untersuchen, welche Summen heutzutage auf die Erhaltung der deutschen Hoftheater angewendet werden. Einer Notiz in reichsdeutschen Blättern zufolge — auf direkte Anfragen bei den Intendanzen wurden mir ausweichende Antworten zuteil! — steuert Kaiser Wilhelm zur Erhaltung seiner Theater nicht weniger als 2,300.000 Mk. bei (wovon 150.000 auf das Berliner Schauspielhaus und 800.000 auf die beiden Opernhäuser entfallen sollen), an zweiter Stelle steht der Prinz-Regent von Braunschweig mit 700.000 Mk., dann Kaiser Franz Josef von Oesterreich mit einer Summe von fast gleicher Höhe, etwas weniger (600.000 Mk.) widmen die Herrscher von Bayern und Sachsen u. s. f. Das wäre der glänzende Avers der Münze. Und die Kehrseite?! Darüber belehrt uns — freilich nur mit Hinsicht auf das Wiener Hofburgtheater — ein Ausweis der Wiener Wochenschrift „Die Wage", wonach das Jahr 1898/99 (NB.: Das erste Jahr der Schlenther'schen Leitung!) mit einem Defizit von rund 141.000 Gulden (!) schloß. Das Blatt bemerkt hierzu noch: „In den Vorjahren hatte das Deficit circa 90.000 fl. (!) betragen." Also der Ausfall, für welchen die neue Leitung einstehen muß, — er ist um 51.000 fl. gestiegen! Bedenkt man nun, daß die kaiserliche Subvention für das k. k. Hofburgtheater 200.000 fl. jährlich ausmacht, so beziffert sich das eigentliche Defizit der ehemals „ersten deutschen Bühne" auf 341.000 fl. oder doch (den obligaten Ausfall abgerechnet) zum mindesten auf 250.000 fl. Seit 3 Jahren sind die Abonnements um 30.000 fl. zurückgegangen und die täglichen Einnahmen betragen oft genug 300—400 fl. Welch eine Kluft zwischen Aufwand und Ergebnis! Angesichts dessen darf man wohl mit Fug und Recht zitieren: „Welch' groß' Talent war schmählich hier verthan" — wobei Talent in seiner ursprünglichen Bedeutung, als Münze, verstanden sein will.

Und die Ursachen? Mutatis mutandis die gleichen von denen schon Lessing spricht. Wenn nun solches am grünen Holz geschieht, was steht von dem dürren zu erwarten?! Wenn schon die so reichlich subventionierten Bühnen ein geradezu horrendes Defizit aufweisen — was sollen dann die Provinztheater anfangen?! Freilich haben diese einen ungleich leichteren Stand, als jene, trotzdem bei ihnen die Subvention wegfällt. Da ist z. B. die Regie bei weitem geringer und die Eintrittspreise verhältnismäßig niedrig. Im ganzen und großen „gehn" auch die Privattheater ziemlich „gut", wobei man freilich einen nicht allzu strengen künstlerischen Maßstab an ihre Leistungen anlegen darf. Sie beschränken sich zumeist darauf, der großen Menge das tägliche und wohl auch alltägliche Brod der Unterhaltung zu bieten, in allererster Linie selbstverständlich von „fremdländischer Fabrikation". Kaum ist „Charleys Tante" oder „Die Abenteuer der Lady Ursula" auf irgend einem Winkeltheater Londons oder Paris aufgetaucht — flugs sind auch schon ein paar Dutzend Direktoren deutscher Bühnen (und keineswegs der letzten!) bei der Hand und kaufen den noch brutwarmen Unsinn um Summen an, die einem das Haar zu Berg treiben. Zur Zeit einer Hungersnot kann's bei einem Bäcker nicht anders zugehen! Herr Blumenthal reist Hals über Kopf nach Paris, um dort den „Fall Clémenceau", eine Sensationsmacherei ödester Art, für sein Theater zu erwerben, das merkwürdigerweise den Namen „Lessing" führt. Rund 10.000 Mark kostet der schaale Spaß, eine Summe, wie sie manch ein deutscher Dramatiker, dessen Talent eiffelturmartig über dem des Dumas fils steht, nur nach dem Hörensagen kennt und wie sie Schiller mit allen seinen Bühnenwerken sich nicht verdient hat. Georges Ohnets psychologisch unmöglicher Rührbrei „Der Hüttenbesitzer" zieht im Triumph über die deutschen Bühnen, das tragikomische Possenwerk des Ausstattungsdramatikers Sardou „Fedora", in Frankreich so gut wie abgethan, zählt zu den ständigen Spielplanstücken unserer ersten Theater. „Der Attaché" von Meilhac, worin deutsche Diplomaten mit echt franzmännischer Frechheit direkt als Idioten und Schmutziane ersten Ranges lächerlich gemacht und der öffentlichen Verachtung preisgegeben werden, „der Herr Ministerialdirektor", wo die Regierungsbeamten als moralische Lumpenhunde hingestellt erscheinen, — derlei

Schund- und Schandstücke genießen auf deutschen Hofbühnen Gastrecht! Mit Recht, die gottbegnadeten Franzosen sind ja deren Väter, und was der dümmste Franzmann schreibt, ist oft noch immer gescheidter, als das, was der klügste Deutsche zu Tage fördert! O, würde ein Deutscher dergleichen den maßgebenden Persönlichkeiten anbieten — ich wette hundert gegen eins: man wiese dem Manne ganz energisch den Platz, wo der Zimmermann ein Loch gelassen!

So kommt es, daß aus Deutschland jahrjährlich weit über eine Viertelmillion des gesamten Bühnenhonorars an französische Dramatiker abgeführt wird — eine ganz hübsche Rekompensation für Elsaß-Lothringen! Von den übrigen drei Vierteln erhalten einen Teil die anderen fremdländischen Autoren, so daß etwas weniger als die Hälfte den Deutschen bleibt. Davon beanspruchen die Herren Schönthan, Blumenthal, Kadelburg e tutti quanti etwa zwei Drittel, der Rest gehört den Berühmtheiten Hauptmann, Sudermann, Wildenbruch 2c. Unter solchen Umständen ist es wohl begreiflich, daß die Bühnenleitungen neue, unbekannte deutsche Dramatiker nicht aufführen, denn woher sollten sie Geld zur Honorierung derselben nehmen? Die Welt ist ja stets schon verteilt, wenn der Poet herbeikommt, zumal der deutsche!

Die Zeiten, wo Franz von Dingelstedt, dazumal Direktor unseres Hofburgtheaters in einem Briefe schrieb: „Diesen französischen Afterpoeten liegt garnichts daran, wo und wie sie aufgeführt werden, auch nicht, wer sie übersetzt. Sie haben nur Sinn für die Prime und Tantième. Ich brauche sie alle nicht und halte es tief unter der Würde des Burgtheaters, wie gegen mein Gewissen als deutscher Schriftsteller, ihnen nachzulaufen", jene Zeit, in der die französische Dramatik auf einer ganz anderen Höhe stand, — ich erinnere nur an Augier — als heutzutage, ist vorüber — heute hält man es gar nicht unter der Würde des k. k. Hofburgtheaters, vom schriftstellerischen Gewissen ganz zu schweigen (ist wohl auf der Fahrt von Berlin nach Wien verloren gegangen, wie dem Peter Schlemihl der Schatten, vorausgesetzt natürlich, daß ein solches überhaupt da war), dem oder jenem gallischen Possenreißer nachzulaufen und die deutschen Autoren in der brutalsten Weise von sich zu stoßen.

Aber, wird man einwerfen, es kommen doch auch Deutsche zu Wort! Gewiß! aber nur dann, wenn sie entweder schon berühmt sind, oder wenn sie Protektion haben. Dafür zeugen einerseits Hauptmann, Sudermann. Halbe, Fulda, Philippi, Schönthan, Blumenthal u. s. f., andererseits Hofmannsthal, Schnitzler, Ebermann, Dörmann u. a. Die erstgenannten können auf Grund ihrer Berühmtheit schreiben, was sie wollen, es wird aufgeführt, unter allen Umständen, selbst wenn es noch so flach und unbedeutend wäre. Ein Beweis hiefür statt vieler ist Fulda's „Herostrat". Dieses marklose Stück, ganz im Stil des Epigonendramas gehalten, eine echte, rechte Gymnasiastenarbeit, gelangte, sozusagen noch naß, auf dem Hofburgtheater zur Aufführung und fiel gründlich durch. Wäre nicht Fulda der Verfasser gewesen, sondern der obskure Hinz oder Kunz — das Stück hätte das Licht der Rampe zuversichtlich niemals erblickt. Bei Fulda macht's die Berühmtheit, bei Hofmannsthal und Ebermann die Klique. Daß ein Dichter zur Aufführung kommt, der bereits Proben seiner Tüchtigkeit erbracht, — und das hat ja Fulda wirklich gethan — ist ganz in der Ordnung, freilich sollte man in einem solchen Falle nicht nur die Güte des Namens, sondern auch die Güte des Werkes in Betracht ziehen; daß aber Werke auf die Bühne, und noch dazu auf die des Burgtheaters kommen, deren Autoren entweder geringfügige oder gar keine litterarische Leistungen aufweisen können, das muß unter allen Umständen gerügt werden.

Man mißverstehe mich nicht: es liegt mir fern, das plötzliche, schnelle Emporkommen neuer Talente an und für sich zu tadeln, lediglich die Art und Weise, wie sie aufkommen, möchte ich bekämpfen. Ich kenne genug deutsche Schriftsteller, die mehr als ein Jahrzehnt litterarisch thätig sind und die infolge ihres Talentes — hervorragende Litteraturblätter bestätigen dies — einen guten Ruf sich erworben

haben, freilich nicht allgemein, urbi et orbi, da sie es verschmähen, zur Fahne irgend einer litterarischen oder auch politischen Klique zu schwören. Falls nun einer von diesen mit seinem Drama bei der oder jener Bühne anklopft, so kann er des Mißerfolges sicher sein, selbst wenn das Werk noch so trefflich wäre. Er erhält es ungelesen mit obligaten Ausflüchten zurück. Stelle man dagegen einen jungen Mann, um dessen Talent höchstens ein paar intime — und wohl auch: gefällige Freunde — wissen, der aber einer wohl organisirten Klique angehört — auch er reicht ein Drama ein, vielleicht ein mittelmäßiges Stück Arbeit . . . . in einigen Wochen stolziert das Werklein über die Bretter des Burgtheaters und die Klique klatscht sich die Hände müd, um einen „durchschlagenden Erfolg" zuweg zu bringen. Diese Art des Emporkommens ist es, die ich gerügt wissen möchte. Neben der Fremdsucht trägt die Klique die Hauptschuld am Verfall der deutschen Schaubühne von heute, am moralischen ebenso, wie am materiellen. Gegen die Klique vor allem muß sich der Angriff richten, die Klique muß aufs Haupt geschlagen werden, — das zumal verbürgt die Rettung unserer Schaubühne vor dem gänzlichen Verderben, das eröffnet die Aussicht auf eine neue glänzende Zukunft des deutschen Dramas. Ich und mit mir wohl so und so viele Deutsche, wir können unmöglich glauben, daß es mit der deutschen Schaubühne Matthäi am Letzten sein soll, mit jener Schaubühne, welche die größten dramatischen Schöpfungen aller Zeiten und Völker in meister- und musterhafter Art verkörpert hat!

(Weitere Artikel folgen.)

Künstlerblut.

Wer weiß, wer weiß, wie lang es währt?
Dein Flämmlein glimmert kurz und grell,
Bis dich gefällt dein eigen Schwert —
Bei Gott, 's ist wahr: du lebst so schnell!

Die blinde Gier erliegt dem Schein,
Kein and'rer ficht für dich den Streit;
Zu thürmen hast nur du allein
Den Tempel deiner Ewigkeit.

Du Aederchen im Allgehirn,
Das heiß in Liebesflammen schlägt,
Dem auf die dulderblasse Stirn
Der Schmerz sein Kainsmal geprägt.

Die Sehnsucht bleibt dein Element.
Nach goldnen Fernen ringt die Brust,
Je heißer deine Wunde brennt —
So glüh'n zusammen Schmerz und Lust.

Schöpf' aus der Erde Lust und Schmerz.
Die Schale sprengt dein höchstes Gut,
Rollt in dein durstzerquältes Herz
Die Schönheit ihre heilige Flut.

Freiburg i. B. Kurt Piper.

[Nachdruck verboten.]

Das Ende von Kareuth.

Eine realistische Nothstandsphantasie von **F. W. von Oesteren.**

(Schluß.)*)

Ein bejahrterer Bauer, der sich mit seinem Weibe und zwei halberwachsenen Kindern unter der Schaar der Abziehenden befand, kommandierte: „Vorwärts! Marsch!", und der Zug setzte sich, ohne umzusehen, ohne eine Geberde des Abschieds in Bewegung. Die Zurückbleibenden sahen ihn mit brennenden Augen und schalllos zitternden Lippen verschwinden und liefen dann, in Verzweiflung ausbrechend, in ihre Hütten.

Wenige Tage später wiederholte sich das Schauspiel; nur waren es dieses Mal Frauen und hauptsächlich junge Mädchen, die Kareuth verließen. Aber es gab noch wildere, herzbrechendere Auftritte. Als Führerin stand an der Spitze der Schaar die zwanzigjährige Tochter des Sandbrechers, die man im Dorfe die Strauchkathi nannte, ein schönes, wildes, verkommenes Geschöpf, das an den Wochentagen, statt zu arbeiten, in die nächsten Dörfer betteln und sich anbieten ging und an den Feiertagen in Kareuth ungezügelt dem Tanze und der Liebe fröhnte. Ihr war die Elendszeit des Hungerns und Frierens noch schwerer gefallen, als den Anderen, weil sie ehedem sorgloser und reichlicher genossen hatte, als diese. Und dann — in der bösen Zeit kein gutes Essen und weiches Lager mehr, kein Groschen im Sack zum Vertrinken, auch keine Küsse und Umarmungen mehr; die Burschen hatten keine Lust zur Liebe, da ihre Mägen knurrten. An dreißig Dirnen hatte sie überredet, mit ihr in die Stadt zu ziehen: dort gäbe es im Ueberfluß, was man hier entbehre, und schwer sei es gar nicht, Arbeit zu finden. Andere fünfzig Frauenzimmer, auch ältere gesetzte Bäuerinnen unter ihnen, schlossen sich den Dirnen an, die jetzt, zum Abmarsche bereit, auf dem Platze standen. Und das war wieder dasselbe falsch tönende Jauchzen und Johlen, wie vor wenigen Tagen beim Abmarsche der Burschen. Der Pfarrer stellte sich ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegen, um sie zurückzuhalten. Er sah voraus, daß fast alle diese Weiber in Sünde und Schande zugrunde gehen würden. „Was beginnt Ihr?" rief er ihnen verzweifelt zu; „auch Ihr wollt fort? Wißt Ihr denn, was Euch erwartet? Glaubt Ihr so leicht Arbeit und Brod finden zu können, wie die Männer?"

Die Strauchkathi lachte dem Geistlichen ins Gesicht:

„Oh, viel leichter, Hochwürden, wie die Männer! Wir werden dort schon nicht verhungern!"

Die Dirnen aber lachten und wiegten sich herausfordernd in den Hüften. „Oh, wir finden Arbeit, Hochwürden!" sagten einige.

„Wenn Ihr aber keine ehrliche Arbeit findet, was dann?"

„Dann?" Die Strauchkathi schlug sich auf Brust und Hüften und lachte; und die anderen Dirnen ahmten ihr nach.

Der Priester wurde todesblaß; seine Augen sprühten Flammen. „Dann — — dann seid verflucht in alle Ewigkeit und waget nie mehr, Eure befleckten Leiber hier in der Heimath zu zeigen!" Mit erhobenen Händen stand er vor den Frauen, die unter dem Fluche erbleicht waren. Dann ließ er kraftlos die Arme sinken und schritt, den Körper wie gebrochen vorgebeugt, über den Platz zur Kirche. Eine Zeit lang standen die Verfluchten stumm und reglos, als zögerten sie und dächten an Umkehr. Doch die Strauchkathi lachte höhnisch: „Auch gut, Ihr Gänse! Bleibt's nur da und freßt's Euch am Segen fett und heizt's Euch mit Gebeten warm! Ich geh'!" Da überkam es die Anderen wie Scham, und sie begannen wieder zu johlen und zu jauchzen: „Vorwärts! Vorwärts! Auszug!"

*) Vgl. Heft 16, Seite 433.

Die Grubenbäuerin, die an der Leiche ihres Mannes toll geworden war und seitdem, scheu wie das Nachtgethier, in allen dunklen Winkeln des Dorfes umherkroch, stürzte mit flatternden Haaren und weitoffenen, blutunterlaufenen Augen herbei und stieß furchtbare Schreie aus. Sie schien einen lichten Augenblick zu haben. Offenbar wußte sie, was vorging; denn sie rannte wüthend in der Schaar umher, packte bald dieses, bald jenes Weib am Arme und kreischte: „Dableiben! Dableiben!“

Ein alter Mann trat wankend an seine Tochter heran und blickte ihr wortlos, starr in die Augen. Sie senkte das Haupt. „Ich mag nicht sterben!“ schrie sie bebend. Und „Wir wollen nicht sterben!“ wiederholten Alle. Der Vater sah sein Mädchen ruhig an; dann schlug er ihm mit der Faust vor die Brust. „So geh', Du gottverlassenes Luder, und krepier'!“

Ein anderer Bauer wollte sein Weib, das sich den Elendsmüden angeschlossen, gewaltsam zurückhalten; ein Anderer suchte seine Schwester mit zärtlichen Liebkosungen zu gewinnen. Aber sie rißen sich los, als die Strauchkathi lachend ausrief: „Also sind wir's? Dann los!“, und folgten Alle ohne ein Geberde des Abschiedes, gleich Jenen, die vor ihnen das Dorf verlassen hatten.

Erst hatte der Hunger, dann hatte der Frost, mit dem Hunger vereint, die Reihen der Landleute gelichtet, und jetzt zogen Viele, dem Verderben entfliehend, fort. In Kareuth blieben nur noch gegen hundert und fünfzig Seelen zurück, sterbensbang und elendsmüd. Es ward stiller und stiller. Ein verschneites totes Dorf!

IV.

Als die Schaar der Weiber den Blicken der Zurückgebliebenen entschwunden war, flohen diese schmerzbetäubt von der Stätte des Unglücks, an der sie schon zweimal Theuere scheiden gesehen. Nur die Grubenbäuerin blieb an der Stelle zurück und sah lange, lange starren Blickes in jene Richtung, in der die Schaar entschwunden war. Sie hob die Arme und schüttelte die geballten Fäuste; ihre Lippen bebten, und abgerissene Worte entrangen sich in pfeifenden Lauten dem Munde: „Da — — da sind sie weg — — wieder — —. Grubenbauer, ich hab's gezählt — — — ja, zweiundachtzig wieder, — — — und damals — — ich hab's gezählt — — — sechsundfünfzig waren's, Grubenbauer. — — Die Bande — —! Aber ich — ich kann nichts — — nichts dafür. — — — Es sind noch, Grubenbauer, da — —, sind noch. Wart' nur, Grubenbauer, wart' —! Schnell — — schnell werd' ich's machen, damit Dir Keiner — — Keiner mehr entwischt. Die Bande! — — Mörder — die — — Sie kommen, Grubenbauer, — — kommen schon. — — Wart' nur, wart'! — — — „Dann lachte die Tolle schrill auf und verschwand mit lose schaukelnden Arme in ihre Hütte.

Alle Gebäude sahen in der bleigrauen Abendbeleuchtung schwarz aus. Nur in der Pfarre erhellte trüb flackerndes Kerzenlicht die Fenster; die anderen Häuser und Hütten blieben alle in lichtloses Schweigen gehüllt. Dies Dunkel war ja der Noth ziemender und dem Elend, das seinen Schmutz in den finstersten Winkeln zu verstecken sucht. So, ohne Lichtschein sah auch Keiner des Andern peingefurchtes Antlitz und qualentstellte Mienen. Die Bewohner der Hütten lagen auf den zerwühlten Strohlagern dahingestreckt und merkten einander nur am schweren Athemholen und am Rollen der schmerzdurchtobten Eingeweide.

Aber eine dunkle Frauengestalt, die langen Haare im Wintersturme unbedeckt schleifend, zeigte sich in den Dorfgassen. Geräuschlos dahinhuschend, halblaut irre Worte murmelnd, schlich sie von Hütte zu Hütte mit rastloser Geschäftigkeit. Bald kauerte sie in einem dunkeln Winkel nieder, bald tastete sie mit hochgestreckten Armen zu den niedrigen Strohdächern empor. Keine Hütte, an der sie unthätig vorbeiging; auch das Schulhaus und die Kirche bargen sie minutenlang. Endlich hatte sie ihren Rundgang vollendet, und es war indessen ganz dunkel geworden, eine schwarze Winternacht. Die Thurmuhr des Gotteshauses unterbrach mit neun bang verhallenden

Schlägen die Stille. Und nun begann die Gestalt ihren Gang vom Neuen; und nun lief sie in rasender Eile von Dach zu Dach, von Winkel zu Winkel. Und hinter ihren Spuren flammte es schwehlend auf. Da gellte ein Schrei durch die Nacht und wieder einer und noch einer: „Feuer! Feuer!“ Die Menschen stürzten hustend und schreckensblind aus den Hütten, die langsam ein dichter grauer Rauch umschloß, aus welchem ab und zu rothe Zünglein emporschlugen.

„Feuer! Feuer!“ Aus allen Hütten, soweit sie noch bewohnt waren, stürzten bange Menschen in die Nacht hinaus, alle den gleichen Schreckensruf auf den Lippen: „Feuer! Feuer!“ Und als sie im Freien standen und der kalte Nachthauch ihre qualmgerötheten Augen sehend machte, starrten sie fassungslos um sich und zur Kirche. Und dort: mächtig, dunkelroth leckten Flammenzungen aus den zertrümmerten Fenstern und wanden sich schlangengleich zum Thurme aufwärts. „Feuer, Feuer!“ Und dort — rechts von der Kirche ragte wieder eine grelle Säule himmelwärts und dort — dort drüben schoßen heiße Flammen empor. Allenthalb, wohin das Auge blickte, thürmten sich die vernichtenden Gluthen in furchtbarer Schnelligkeit. „Feuer! Feuer!“ Das war kein Schrei aus angstverzehrter Menschenbrust mehr; das klang wie das Brüllen aus schäumendem Meeresabgrunde, wie das Pfeifen und Heulen des entfesselten Orkanes. Halbnackt, die Hände ringend, wie Wahnsinnige die Erde stampfend, irrten die Karenther durch ihr Heimatsdorf und einten ihre ganze Verzweiflung zum tosenden Schrei: „Feuer, Feuer!“ Und allenthalb, allenthalb schlugen die Flammen höher empor; sie bogen einander die schlanken Brände wie im Kusse entgegen, sie suchten einander und flohen wieder, wichen zurück, um sich endlich in eine breite Gluthgarbe von ungeahnter Höhe zu vereinen. Der Sturmwind kam und raubte den Flammen die Speise und trug lodernde und glimmende Halme mit sich fort, sie im regellosen Reigen drehend, bald aufwärts, bald abwärts schleudernd; er fachte mit seinem wilden, kalten Hauche den Brand an und spielte mit den Gluthen und trug ihnen sprühende Funken hinweg.

Bald war im Dorfe kein Haus mehr, das nicht vom Feuer bedeckt wurde, kein Dach, das nicht tanzende Flammen krönten. „Feuer! Feuer!“ Es war auf einmal taghell geworden, man konnte weit über Karenth hinwegsehen, und auf den das Dorf angrenzenden Feldflächen schmolz mählig der Schnee. Die Gestalten der Menschen, die durch die brandverpesteten Dorfgassen dahinstürmten, sahen spuckhaft aus; bald lag eine Stelle verlassen im Schatten, bald wieder sah man beim Auflohen der Gluthen dort eine Gestalt, die über und über zu flammen schien, um gleich wieder im lichtraubenden Qualme zu versinken. Eine entsetzliche, erstickende Hitze lastete auf der Landschaft. Der Schweiß perlte den Menschen von allen Gliedern; manche warfen die letzten Hüllen von sich mit dem Angstschrei: „Ich brenne!“ — Feuer! Feuer! Händeringend, schmerzdurchbebt kam der Pfarrer in großen Schritten aus dem Kirchhause herbeigeeilt. Sein Haupt war unbedeckt, das schwarze Kleid stand gürtellos weit geöffnet. „Die Kirche brennt“, schrie er. „Rettet, Leute, rettet!“ Auf dem Platze hatte sich der Rest der Karenther Gemeinde vollzählig geschaart. Wohin sollte man denn auch?! In den Hütten gab es nichts zu retten. „Zur Kirche!“ wiederholte der Priester keuchend. „Zur Kirche, Leute! Löschen!“ Aber Keiner rührte sich vom Fleck. Der Sandbrecher, einer der elendverbißensten Bauern, brachte sogar ein höhnisches Lachen über die Lippen. „Laßt sie brennen, Hochwürden, laßt nur! Unf're Hütten thun ja auch brennen. Und dann ist's auch kein Schad', wenn der Unbarmherzige in seinem Hause verbrennt!“ Der Geistliche fuhr empört auf. „Sandbrecher, Du lästerst Gott!“ Aber die Anderen nahmen gegen ihren Seelenhirten Partei; Männer und Weiber kreischten: „Ja, verbrennen soll er! Recht hat der Sandbrecher!“ Der Priester fand dieser Erbitterung gegenüber keine Worte. Wie betäubt blieb er einen Augenblick lang stehen; dann raffte er sich mit Riesenkraft zu wahnwitziger Seelengröße auf. „So gehe ich allein löschen, und wenn es dem Herrgott so gefällt, verbrenne ich, um ihn zu retten!“ Und er wollte davoneilen;

doch ein eigenthümlich kreischender Laut hielt ihn zurück. Auch die Anderen hatten ihn vernommen — diesen triumphgellenden tollen Laut. Rothglühend vom Flammenmeere umstrahlt, einer Höllenerscheinung gleichend stand die wahnsinnige Grubenbäuerin vor dem Kirchenthore. „Brennen — — Feuer! — — Ha, ha — — Feuer! Er brennt — — der große Gott, der meinen Mann erschlug! — — Feuer — — und das ganze Elend mit — — Und sie sollen — — Alle sollen brennen und lodern, weil sie den Bauern erschlagen haben — — Löscht's doch, ihr Strolche! — Feuer, Feuer! — — Blas' doch Deine Flammen aus, Du Herrgott! — — Brennen! Siehst Du's, Grubenbauer? — — Schau', wie sie brennen! — — „Und unaufhörlich, in tausenderlei Wendungen wiederholte die Tolle ihre Gedanken. Und die Karenther hörten sie — bestürzt und betäubt, und der Priester stand mit bebender Brust und entsetzten Blicken. Dann aber wich jäh die erstarrende Betäubung, und, den Geistlichen mit sich reißend, begannen Alle gleichzeitig auf die Rasende zuzustürmen. An den Haaren, an den Armen, an den Röcken ergriffen sie die Grubenbäuerin, die noch immer sinnlos kreischend schimpfte und lästerte, und stießen sie mit Händen und Füßen. „In's Feuer mit ihr!" schrie da eine gellende Weiberstimme. „In's Feuer mit ihr! Sie soll zuerst brennen!" scholl es von allen Seiten. Man schleifte und trat die Unglückselige über die Gasse zur nächsten Hütte, die am lichtesten loderte. Der Priester warf sich den Tobenden entgegen: „Laßt sie! Schont sie! Sie ist toll!" Er wurde hinweggestoßen, und von vielen Armen geschleudert flog die Grubenbäuerin in die Flammen. Doch sie hörte nicht auf, zu schimpfen und zu lästern, bis ihr eine große Feuerzunge in's Antlitz schlug und sie fluchend niedersank. Und die Menge tanzte, heulte und tobte vor dem verkohlenden Leichnam.

Feuer, Feuer! Niemand in Karenth dachte daran, zu löschen und zu retten, und es kam noch immer nicht Hilfe. Der Geistliche hatte das schwarze Gewand von sich geworfen, weil es ihn zu ersticken drohte, und sah, gleich den Anderen, mit müßig hängenden Armen dem Verderben zu. Und noch immer keine Hilfe. Die Bauern des Weltendorfer Kreises waren wohl alle zu elend und schwach, um ihre Spritzen heranzuschleppen, und die Stadt war fern. Der Himmel war ringsum blutroth gefärbt, die Feuergarben schienen bis an ihn hinanzureichen. Der Athem der Menschen ging immer schwerer und keuchender, der Brandgeruch wurde immer unerträglicher. Die losgerissenen Funken bohrten sich in die Kleidung ein, fraßen in's Fleisch und erstickten, ätzende, schwellende Brandwunden hinterlassend. Ein kleiner Knabe warf sich schreiend zur Erde; ein brennender Strohhalm hatte ihm ein Auge versengt. Dort fing das Haar eines kleinen Mädchens Feuer, und in Schmerzen stöhnend und heulend wand sich das Kind vergehend auf der Gasse. Und da — geschah etwas Unerhörtes, Grauenhaftes. Die Mutter nahm das halbversengte Mädchen in die Arme und trug es einer brennenden Hütte zu. „Hast lang genug gefroren, armer Wurm!" sagte sie thränentoll. „Sollst es wenigstens im Sterben warm haben." Die Menschen hatten entsetzensgelähmt dem Weibe zugeschaut; dann ergriff plötzlich Alle ein wüthiger Taumel. Einer stieß den Anderen vor sich hin — immer näher an's Feuer. Ein Drängen und Schieben bewegte die Einzelnen willenlos vorwärts. Als die ersten Reihen dem Flammenherde ganz nahe gerückt waren, gewannen sie erst die Besinnung wieder. Ihre grenzenlose Angst machte sich in wilden Schreien Luft, und sie begannen, sich zu stemmen und zurückzudrängen. Aber die Leute, die hinten standen, wollten nicht mehr weichen, und so entspann sich ein schauerlicher Verzweiflungskampf. Brust an Brust mit einander ringend, ohne feind zu sein, stürzten die Paare in die Flammen, eine Reihe um die andere. Und am furchtbarsten wurde der Kampf, als die Letzten darankamen, sie, die Niemand mehr von rückwärts in's Feuer trieb. Einige versuchten zu entfliehen; aber die Nachbarn, die zu sterben gewillt waren, klammerten sich an sie, und engumschlungen sich auf der Erde wälzend, fanden sie den Weg in die Flammen. Der Priester, der abseits gestanden, war verschont geblieben; er hatte nicht den tollen Bruderkrieg mitkämpfen müssen. Aber als er alle seine Pfarrkinder heulend und

sterbend sich im Feuer wälzen sah, kniete er nieder und betete minutenlang mit noch ungekannter heißer Inbrunst. Dann warf er sich entschlossen in die Gluthen, und als ihn die sengenden Zungen umwanden, hörte er noch als letzten Ton den Hornruf der städtischen Feuerwehr, die zur Löscharbeit eintraf. Gräßlich lachend brach er zusammen.

Giardini.

Ueber meinem Haupte stehen
Rosenrothe Azaleen,
Wolken, die am Himmel gehen
Und in Abendbränden wehen:
So roth sind sie.

Die verfallenen Paläste
Träumen noch die Römerfeste,
Des Symposions heit're Gäste;
Gluth umsprüht die Mauerreste,
Von Flammen überloh't sind sie.

Und es kommt die Nacht gegangen,
Nimmt der Bäume Blüthenprangen,
Der Paläste Marmorprangen,
Stille wird's in allen Zweigen,
Immer mehr die Schatten steigen
Und die schwarzen Gärten schweigen;
Durch die Seele geht ein Bangen:
So tot sind sie.

Innsbruck. Anton Renk.

Tragik und Moral.

Studie von **Tim Klein.** (Burtenbach i. B.)

Die Wurzel des Tragischen ist das Dämonische im Sinne des letzten, untersten Grundes der menschlichen Persönlichkeit. Wohin alle Linien des empirischen Charakters zurückführen, zur letzten Motivenquelle, dort ist zugleich der geheime Ursprungsort aller Tragik.

„Ins Unbetretene, nicht zu Betretende, ans Unerbetene, nicht zu Erbittende" wird zuletzt die Betrachtung geführt. Das letzte „Warum?" verhallt ohne Antwort an den ehernen Thoren der Nothwendigkeit, — es wendet sich an einen Anonymus, der dem bewußten Subjekt selbst nur durch Ahnung bekannt, in ihm waltet. Das ganze Pandämonium, das in uns haust, ist im Grunde ein Dämon, der allen empirischen Aeußerungen als bindende Einheit zum Grunde liegt. Hierin ist die eiserne objektive Konsequenz aller Charakter beschlossen.

Jeder tragische Charakter aber ist nicht ein moralischer Fall, sondern ein psychologisches Problem, dessen Lösung nur in ihm selbst liegt. Er ist daher nicht

eigentlich moralischer Beurtheilung fähig, denn die moralische Kasuistik kann nur Anwendung finden auf den klar erkannten und umschriebenen Fall, nicht aber auf das Problem. Es liegt auch in sehr vielen Fällen gar keine moralische Verschuldung vor. Steht die „Schuld" der Antigone in irgend einem angemessenen Verhältnis zu ihrem furchtbaren Ende? Goethe hat im „Egmont" handgreiflich das Dämonische als den tragischen Paukrgen wirken lassen. Trotz aller Einwendungen gegen das Stück ist es auf mustergiltige Weise tragisch. Oder Lear? Hier die Thorheit eines heißblütigen Greises und dort der furchtbare Schiffbruch im Orkan der Leidenschaft und des Wahnsinnes. — Das Wesen der Tragödie ist verfehlt, wo es in dem moralischen Schema von Schuld und Sühne gesucht wird.

Der Bedeutung der „Handlung", der „That" oder „Unthat" beruht nun eben darin, daß der Dämon in ihr Gestalt annimmt, daß der intelligible Charakter vor unsern Augen empirisch wird. Immer deutlicher wirkt er sich aus, bis das Schicksal in der Brust als Schicksal des Daseins erfüllt ist.

Im Kerne jeder echten Tragödie steht der Prozeß zwischen Freiheit und Nothwendigkeit; der alte Prozeß zwischen Chaos und Kosmos. Nicht als ob der „tragische Held" dadurch eben tragisch würde, daß er sich gegen das außer ihm drohende moralische Gesetz verfehlte — sondern vor unsern Augen ringt die Idee des moralischen Gesetzes allererst mit der autonomen Menschennatur, die es nicht dulden möchte, aber auch nicht entbehren kann. So dämmert hinter jeder wahren Tragödie der Gipfel des Ossa, auf dessen Riesenstufen die Titanen den Himmel stürmen.

Durchaus wie eine Naturerscheinung geht das tragische Gewitter nieder — es ist unmöglich, wenn der letzte Donner verhallt ist, die überbleibende Gesellschaft wieder an den verlassenen Tisch zu laden.

Es ist eine fatale Verflachung der Tragödie, wenn sie gebannt bleibt in die, an sich schöne Rührung über den Sieg des moralischen Gesetzes; dadurch wird ihr Wesen verfälscht und ihre Wirkung nie erreicht. Der Blick in den dämonischen Untergrund der Menschenseele macht für die eigene Harmonie mit dem Weltgesetz bange: das ist die „Furcht" des Aristoteles. Die echte Wirkung der Tragödie hat nichts gemein mit der Freude, daß der Malefikant nun dem Gesetze ausgeliefert ist, sondern sie erregt die tragische Trauer, die bittre Lust, ein Mensch zu sein.

Und von dem einzelnen „Fall" hinwegschauend, erblickt der Zuschauer das Leidensbild der ganzen Menschheit: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an". Dies Gefühl allein ist tragisches „Mitleiden".

Dieses Mitleiden aber muß reichlich aufgewogen werden durch die Erhabenheit der größten Kraftentfaltung menschlichen Wollens, wie es sich verstrickt sieht in dem ehernen Kausalzusammenhang der Dinge, wie es ringt um die Durchsetzung seines eigensten (dämonischen) Wesens.

Mannesglück.

Ich weiß kein Thal so reich und mild
Als dies, darin mein Haus gebaut,
Und keiner Landschaft lichter' Bild,
Als das in meine Fenster blaut.

Burg Anger.

Nie sah im Traum ich hold're Frau
Als ich sie in mein Eh'bett trug —
Mein Weib, mein Haus, Anger und Au'
Das ist mein Glück — Glückes genug.

Arthur von Wallpach.

Gedichte

von **Graf Theodor Salburg-Falkenstein** (Leonstein a./d. Steyr).

Von der Höhe.

Es wogt und wallt das Nebelmeer
Tief unter mir im Thale,
Zu Häupten mir der Himmel hehr
Erglänzt im Herbstsonnenstrahle.

O Himmelslicht, o Lust und Pracht,
Wie sollt'st du mich durchdringen!
Wär' mir's vergönnt, in des Thales Nacht
Von dir einen Abglanz zu bringen!

Da unten das Nebelmeer verhüllt
Den Menschen die goldene Sonne,
Da ist nur ein Hoffen, ungestillt,
Ein Hoffen auf traumhafte Wonne.

Da unten ewig ein Sehnen mahnt,
Zu Besserem auserkoren,
Ein Paradieserinnern, geahnt,
Gefühlt, das lang' schon verloren.

Die düsteren Nebel verhüllen dicht
Die Thale voll Wahn und voll Klagen —
O Himmelsblume, o goldenes Licht,
Wann wirst du sie siegend verjagen?

Wann wird der Geist, der im Wahrheitsstreit
Mit allen Gewalten rechtet,
Von seinem Glanze beseelt, geweiht,
Nicht mehr verhöhnt und geächtet?

Mahnung.

Mißachte nicht des Lebens Treiben,
Das vorwärts drängt und Nichts beklagt,
Die Welt wird ewig stumm dir bleiben,
Wenn dir dein eig'nes Herz nichts sagt.

Denn was vor der Natur Gestalten
Entgegentritt dir wunderbar,
Nur deiner eig'nen Seele Walten
Macht dir die Räthsel offenbar.

Im Strom der Welt, in stillen Gründen
Erkennst du nur, was selbst du bist,
Was du nicht fühlst, kannst du nicht finden,
Weil nur im Herzen Wahrheit ist.

Und kannst du auch dein Herz nicht heben
Zu jenen Höh'n, wo leuchtend thront
Der Menschheit ideales Leben
Das selbstlos ringend selbst sich lohnt;

Dann war die Welt an dir verloren,
Ein Buch, dess' Schrift du nicht gekannt,
Dann warst vergebens du geboren
Und eitel nur ein Mensch genannt!

Auf freiem Berge, in schweigender Höh',
Umfluthet vom Herbstsonnenstrahle,
Hier steh' ich allein, das Herz voll Weh' —
Die Nebel brauen im Thale. — —

Meditation.

Meine Seele, fandest du's noch nicht?
Alles geistentflammte, hohe Streben,
Das den Frieden will den Menschen geben
Und der Liebe göttliches Gedicht,
Ruh'los macht es dich im tiefsten Leben!

Um den Frieden ist dein Loos der Streit,
Unentwegter Kampf 'gen Wahn und Lügen,
Die im Flitterkleid die Welt betrügen,
Haß wird dir zu Theil für Menschlichkeit,
Und du findest nimmer Selbstgenügen.

Durch dein ganzes friedenfernes Sein
Werden dich des Kampfes Wunden brennen:
Menschenlos ist Streit um das Erkennen,
Götterlos ist's, über allem Schein
Thronend, Wahrheitsglanz sein Eigen nennen!

Aber du, in heißer Leidenschaft,
Meine Seele, willst du schon hienieden,
Was nur Göttern eigen: Licht und Frieden,
Dann ist wohl ein Geist, titanenhaft,
Eine Schlacht dir, doch kein Sieg beschieden!

Niedersächsische Litteraturbestrebungen.

Von **Marzel Arpad.** (Hermannstadt.)

Es gab in den Ländern germanischer Zunge eine geraume Zeit, in der die deutschen Dialekte fast gleichberechtigt nebeneinander galten. Die Spaltung in eine ostgermanische und eine westgermanische Sprachengruppe, die sich durch ganz besondere Merkmale von einander unterschieden, bestand schon seit den frühesten Zeiten. Die ostgermanische Sprachengruppe, die das völlig ausgestorbene Gothische und das Altnordische umfaßte, erhielt sich in ihren jüngeren Abzweigungen, den dänischen, schwedischen, norwegischen und isländischen Idiomen, welche Sprachen das Verständigungsmittel der heutigen skandinavischen Länder bilden. Anders mit dem Westgermanischen. Dieses löste sich bald nach der Völkerwanderung in ein Niederdeutsch und Hochdeutsch auf, welch' ersteres von den Sachsen und zum Theile von den Friesen, letzteres von den Franken, Bayern und Alemannen gesprochen wurde.

Frühzeitig machte das Niederdeutsche seine eigene Wandlung durch und die einzelnen Dialekte nahmen je nach den Stämmen, von denen sie gesprochen wurden, einen sehr verschiedenartigen Charakter an. Neben dem Friesischen gelangte das Angelsächsische zu einer besonderen Geltung und wurde in der Folge zur Stammutter des Englischen. Auch das Altniederländische bildete sich im Laufe der Zeit zu einer gänzlich geschlossenen, vollgiltigen Sprache aus, die holländischen und vlämischen Volksmundarten in sich schließend. Indessen verblieb das Altniederdeutsche oder Altsächsische die Sprache des gemeinen Volkes und entwickelte sich als Neuniederdeutsch oder Plattdeutsch bei den Stämmen am Niederrhein, während es fast unverändert als altsächsisch die Volkssprache des deutschen Splitters in Siebenbürgen, der sogenannten siebenbürger „Sachsen" sich erhielt.

Erst kürzlich wurde eine Preisausschreibung für obersächsische Volksschauspiele kundgethan und da geschah es nun, daß sich bei diesem Anlasse viele, selbst sonst trefflich gebildete Männer erstaunt fragten, was man denn unter Obersächsisch im Gegensatze zu dem Niedersächsisch zu verstehen habe und wo die Grenze dieser beiden Sprachgebiete wohl liegen möge? Jene Scheidelinie verläuft nun heute von Franken durch Süddeutschland in westlicher Richtung bis in die Gegend von Köln am Rhein, und trennt das südlichere Obersächsische, soweit sich solches nicht als schwäbisch, fränkisch oder bayrisch-österreichisch kennzeichnet, von dem sich nördlich davon ausbreitenden Niedersächsischen, das als sogenanntes Plattdeutsch die Mundart des Volkes bildet.

Dort an den Rhein, wo das Niedersächsische allmählich in die obersächsischen und fränkischen Dialekte übergeht, in die Gegend des heutigen Köln, ist die alte Heimat der siebenbürger Deutschen, später erst Sachsen geheißen, zurückverlegt worden. Und thatsächlich besitzt die siebenbürgisch-sächsische Mundart mit der Volkssprache der Kölner eine unableugbare, verwandtschaftliche Aehnlichkeit. Diese niederdeutsche Litteratur ist es, die, insoweit sie für die Sachsen Siebenbürgens von Belang erscheint, hier in Betrachtung gezogen werden soll.

Die nationale Litteratur der siebenbürger Deutschen ist fast eben so alt in ihrem Bestande, als die Geschichte ihrer Ansiedlung in der neuen Heimat. Schon zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts dürften deutsche Druckereien in Siebenbürgen bestanden haben. Der älteste sächsische Verlag von G. v. Closius ist im Jahre 1684 gegründet worden und durch Nachfolger bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, während die Firma Samuel Filtsch 1826 als Entstehungsjahr zeichnet. Diese kurzen Daten dürften schon hinreichen, um das Alter einer regelrechten Litteratur bei den siebenbürger Sachsen zu kennzeichnen. Die frühesten schriftstellerischen Schöpfungen sind größtentheils zu Basel, weiters zu Wien und Berlin gedruckt worden und charakterisiren sich als kurze Gelegenheitsschriften, kirchliche Betrachtungen und ehrwürdige Belehrungen, Predigten, Aufklärungen über Ackerbau und Viehzucht, endlich

als kürzere Kalender für das Volk. Im Zeitalter der Reformation, deren neue Lehren und Grundsätze von den allzeit freiheitlich gesinnten Sachsen allgemein mit offenen Armen aufgenommen worden sind, hat auch das Schriftthum des Volkes eine größere Ausdehnung genommen. Vorerst sind es wieder geistliche Schriften und reformatorische Streitblätter, die allgemeine Verbreitung unter den Massen gefunden haben. Mit der Verallgemeinerung der Lesekunst fand auch die litterarische Produktion eine weitere Ausdehnung. Johannes Honterus (Honter), der Reformator Siebenbürgens, den die evangelischen Niedersachsen als Landesheiligen verehren, war durch zahlreiche Reden, Predigten und Abhandlungen für das deutsche Schriftthum unter den Sachsen besonders thätig. Ihm gebührt der Ruhm, die erste und älteste erhaltene Karte der von den Sachsen bewohnten Theile Siebenbürgens entworfen zu haben, die als Chorographia Transsylvaniae im Jahre 1532 zu Basel erschienen ist. Von diesem großen Manne sind auch zahlreiche Aufzeichnungen und chronikartige Schriften aus seinem Zeitalter erhalten geblieben, von denen Johannes Höchsmann ein siebenbürgisches Lebensbild aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entworfen hat. Daneben wurden die im Volksmunde kursirenden Sagen, Märchen, Mythen und Legenden von wissenschaftlich befähigten Männern eifrigst aufgezeichnet. Auf diese werthvollen Denkmale sind wir heute hauptsächlich angewiesen, um über das geistige Leben der alten Niedersachsen, ihr Denken und Fühlen Aufschluß zu erhalten. Vortreffliche Neubearbeitungen und vermehrte Sammlungen bietet uns Josef Haltrich in seinen „Deutschen Volkmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen". Es ist dies eine bemerkenswerthe, vorzüglich gelungene Arbeit, ergänzt durch eine Reihe stimmungsvoller Illustrationen, als ein wichtiger Beitrag zur niederdeutschen Volkskunde. Die hier zusammengestellten, zahlreichen fast kindlichen Märchen, in ihrer harmlosen und ungelenken Fassung, erinnern in vieler Beziehung an ähnliche altdeutsche Märchen, deren Schauplatz sich in die Gegend des Mittelrheins zurückführen läßt und die durch treffliche Sammlungen im ganzen deutschen Volke geläufig sind. So gemahnt ein Märchen an den Rattenfänger von Hameln, ein anderes hat frappante Aehnlichkeit mit der Geschichte von den vier lustigen Musikanten, ein drittes bringt dem Leser unwillkürlich den gestiefelten Kater in den Sinn — kurzum, zahlreiche Hinweise an die ehemalige Heimat dieses Volkes. Von Friedrich Müller rührt ein Bändchen siebenbürgischer Sagen her, die wieder durchwegs der neuen Heimat der Niedersachsen eigen sind. Auch von Fr. Schuller ist eine gute Sammlung aus dem Märchen- und Sagenschatze der siebenbürger Sachsen erschienen. Haltrich hat ferner eine Reihe kleiner Schriften zur Volkskunde seiner Nation verfaßt und zeichnet darin mit weiser Erkenntnis das Denken, Fühlen und Handeln des Niedersachsen, beachtet seine Vorzüge und edlen Seiten, verkennt dessenungeachtet seine Schwächen und Einseitigkeiten nicht. Das eintönige Leben des emsigen, dabei genügsam zufriedenen Landmannes mit all' seinen kleinen Freuden und Leiden, Zufällen und unbedeutenden Erscheinungen, hat in Fr. Fronius' „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen", einen feinsinnigen Bearbeiter gefunden. Die breite Behäbigkeit des Ackerbauers, seine starre Liebe zu dem Althergebrachten und Herkömmlichen, seine unüberwindliche Anhänglichkeit an die Sitten und Gebräuche der Väter, seine Liebe, seine Lust — all' das erscheint mit gesundem Verstande erfaßt und wiedergegeben. Ernst Buchholzer's Studie über die Volkspoesie der siebenbürger Sachsen ist gleichfalls eine auf diesem Gebiete hervorragende Leistung.

Auch aus späteren Epochen sind charakteristische Schriftwerke auf uns gekommen. So ist die Beschreibung des Gottesdienstes in einer evangelisch-sächsischen Kirche in Siebenbürgen aus dem Jahre 1555 (erschienen im Neudruck 1888) von besonderem Werte für den geistlichen Forscher. Auch eine Reihe von Landesgesetzen und Privilegien aus jenen frühen Zeiten ist in der Urfassung erhalten geblieben und bedeutet, abgesehen von ihrem kulturellen Werte, ein wichtiges Denkmal für die altniedersächsische Sprache. Zahlreiche landwirtschaftliche Volksschriften und Weg-

weiser werden als theurer, von den Ahneltern überkommener Schatz, in den niedersächsischen Bauernstuben bis auf den heutigen Tag aufbewahrt.

Auch im abgelaufenen Jahrhundert haben die siebenbürger Sachsen eine Reihe bedeutender Männer auf den Gebieten des Schriftthums und der wissenschaftlichen Forschung aufzuweisen, Männer, die es sich angelegen sein ließen, in ehrlichen Absichten auf ihr Volk aufklärend einzuwirken und ihm die Segnungen neuen Wissens und einer modernen Kultur zuzuführen. Da ist zunächst Stephan Ludwig Roth in erster Linie zu nennen. Dieser hervorragende Pädagoge und Volkserzieher, von schlichten Bauersleuten herstammend, hat seine Studien in Tübingen und später zu Iffertey in der Schweiz, unter der Leitung des berühmten Jugendbildners Pestalozzi genossen und versuchte dann in seinem Heimatlande die in der Fremde errungenen reichlichen Kenntnisse erfolgreich zu verwerthen. Er verfaßte eine stattliche Reihe wissenschaftlicher und belletristischer Schriften, die von seinem bedeutenden Wissen und seinen schönen und zugleich großen Absichten für seine geliebte Nation deutlich Zeugnis geben. Stephan Ludwig Roth wurde ein Opfer des Revolutionsjahres und ließ für sein Volk und seine Ueberzeugung sein thätiges, an Drangsalen, wie an Erfolgen überreiches Leben. Diesem zunächst ist Josef Bedeus v. Scharburg zu erwähnen. Dieser entwickelte durch die ganze erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine rege Thätigkeit in Schrift und Wort, um die Niedersachsen, namentlich aber die Landbewohner, die bis dahin ein dumpfes und banales Dasein gefristet hatten, einer neuen Zeit und ihren modernen Errungenschaften zu gewinnen. Seine Thätigkeit und seine Werke gehören zwei Epochen an, deren eine, die reformatorische, bis zum Revolutionsjahre reicht, während die zweite, nivellierende, von da ab bis zu seinem zehn Jahre später erfolgten Tode sich erstreckt. Das Leben dieses Mannes ist ein wichtiges Moment in der Zeitgeschichte Siebenbürgens. Bischof Georg Daniel Teutsch hat sich durch seine Thätigkeit für die Emanzipation der sächsisch-evangelischen Kirche, wie auch durch seine Forschungen in der vaterländischen Geschichte, einen geachteten Namen erworben. Das Leben Franz Gabbels, eines der regsamsten Volksschriftsteller und -Vertreter, stellt eine Reihe von großen Erfolgen für die Niedersachsen dar. In letztgenannter Hinsicht mag auch der kürzlich verstorbene Albert Arz v. Straußenburg an dieser Stelle hervorgehoben werden.

Als bedeutendsten Vertreter des heimatlichen Schriftthums erkennen die siebenbürger Sachsen ihren vielverehrten Landsmann Michael Albert an. Albert stellte sein ganzes Leben und Dichten in den Dienst seiner Nation und seine schriftstellerischen Werke sind weit über sein Heimatland hinaus bekannt und verbreitet worden. Sein historisches Schauspiel, „Die Flanderer am Alt", ist ein von den siebenbürger Deutschen viel zitirtes Werk, das in einer Reihe von erfundenen, dabei aber höchst dramatisch wirkenden Episoden, den ersten Einzug der Sachsen in Siebenbürgen und die Geschichte ihrer Niederlassung auf dem heutigen Königsboden, an der Stelle der Hermannstadt, mit lebhaft bewegter Handlung schildert. „Harteneck" ist ein Trauerspiel, „Ulrich von Hutten" ein historisches Drama; sämmtliche Schauspiele in der klassischen Schablone der fünf Akte abgefaßt. Unter dem Titel „Altes und Neues" erschien von ihm ferner eine Sammlung siebenbürgisch-sächsischer Erzählungen, die Mehrzahl von geringem litterarischen Werthe. Ein Band Gedichte, bestehend aus Romanzen, Balladen, didaktischen und Gelegenheitsdichtungen vervollständigt die Gesammtheit seiner Arbeiten.

Auf lyrischem Gebiete ist Viktor Kästner der hervorragendste Dichter der Niedersachsen. Seine Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart erscheinen infolge ihrer kraftvollen Ausdrucksweise und ihrer reinen poetischen Form als ein Muster der Dialektdichtung. Franz Herfurth's Volksliederbuch ist eine Sammlung volksthümlicher, landläufiger Lieder, in hochdeutscher Sprache abgefaßt. In sächsischer Mundart schrieb auch Ernst Thullner seine Verse. „Aus der Rokestuw, lastig Geschichten ä saksesche

Reimen“ und „Bä der Kalefok (Am Kachelofen), Geschichten uch Lidcher“, sind eine sehr beliebte und geschätzte Lektüre.

Aus sieben Jahrhunderten schreiben die siebenbürger Deutschen ihre Kultur her, und obgleich in neuester Zeit das Hochdeutsche als Schrift- und Verkehrssprache der intelligenten Elemente die Oberhand gewonnen hat, bleibt dennoch das Niedersächsische, das in zahlreichen Schriftwerken und als Verständigungsmittel des gemeinen Volkes fortlebt, die geliebte Muttersprache des niederdeutschen Volkes in den Ostkarpathen.

Abenteuer im Epirus.

Von **Ottokar Stauf von der March.**

(Fortsetzung.) *)

Doch wunderbar! ich träumte nimmermehr
Von Ithaka, die Sonne des Homer
Verjug' der Sage holde Schemen schnell
Und Größ'res trat sogleich an ihre Stell' —
Ich sah den Retter von Athen verbannt,
Verfolgt vom undankbaren Vaterland,
An diesem Felsen ankern, wo Admet',
Der Hochgesinnte, ihm entgegengeht,
Und gleich wie einem Bruder ihm gewährt
Zuflucht und starken Schutz am eig'nen Herd,
Den darum ewig die Geschichte ehrt;
Hier stand Themistokles wohl oft und sah
Sehnsüchtiger Wehmuth voll 'gen Attika,
Das er vom Joch befreit bei Salamis,
Dem er zum Ruhme neue Pfade wies,
Und das ihn freiheitsdurstig schnöd' verstieß.
Und ferner schau' ich dann ein Frauenbild
Voll Majestät hinschreiten durch's Gefild,
Sie weicht an Schönheit wohl der Rose kaum,
In ihrem Herzen aber ist nur Raum
Für Macht und Herrscherthum — fürwahr so recht
Ein Eh'gemahl für Philipp's Hochgeschlecht,
Aus ihrem Schooß erwächst von selt'ner Art
Ein Palmbaum, wie ihn nie das All' gewahrt,
Held Alexander, der im Mövenflug
Die halbe Welt an seinen Wagen schlug.
Hier saß Olympias, den Busen voll
Von ungezähmtem Haß und Rachegroll
Ob der erzwung'nen Flucht — weh! wenn dermal
Zurück sie kehrt in Pellas Königssaal!
Jäh sinkt Perdikkas' hohes Haus zu Thal!
Ein ander' Bild: wildlärmend braust ein Strom
Von Kriegern hin zur Bucht, das Ziel ist Rom,
Und Pyrrhus heißt der Ueberkühne, der
Hellleuchtend zeucht voraus dem Massenheer
Von Streitern, Ilsen, Sichelwagen und
Gleich wie sein Herz die Brust, so schlägt den Grund
Sein prächtig Leibroß stolz und hochgemuth,
Als ging's zum Fest und nicht zu Tod und Blut.

Und wieder taucht' ein neues Bild empor
Vor meinem Geist und füllte Aug' und Ohr —:
Von Waffen starrte rundum Meer und Land,
Schiffszinken schmetterten im Schlachtenbrand,
Mit Trümmern spielt die Woge nah und fern —
Auslöscht im Bruderkriege Hellas' Stern . . .

Hier war's, hier sank in's Grab von seinen Höh'n
Korinth und Sparta, Theben und Athen,
Rom's Wölfin that von hier den ersten Schritt
Zur Zwingherrschaft, die feig die Menschheit litt,
Der Städte siebzig loh'n in Flammen auf,
Des heimgegang'nen Hellas Scheiterhauf'
Und — freue dich, lakonischer Sklavenmarkt!
Der Römer Volk hat nimmer noch gekargt
Mit Menschenleben, wo es tötlich haßt;
Zweihunderttausend Menschen wird die Last
Des Sklavenjoches auf den Hals gelegt,
Doch, was nicht preiswerth, blutig weggefegt.
Und wieder hier zerfleischt im Bürgerkrieg
Sich Roma selbst — dem Cäsar bleibt der Sieg;
Das Weltreich altert, der Cäsaren Wahn
Ertränkt es wie in einem Ozean
Der schändlichsten Verbrechen, so erdacht
Jemals die Fleisch geword'ne Niedertracht,
Da tönt vom Nord der Auerhörner Stoß
Und zitternd wankt der eherne Koloß,
Ihn retten will durch einen weisen Schluß
Der Imperator Theodosius:
Gespalten wird gleich wie mit Schwertesschlag
In Ost und West das Reich, wie Nacht und Tag —
O süßer Wahn! zu retten einen Thron,

*) Vgl. S. 430.

Um den ringsher fußhohe Flammen loh'n!
Ob römischen Landen schwingen seinen Stab,
Wo längst — ach längst! es keine Römer gab!
O sendet Euer tapf'res Miethvolk nur
Hin über's Meer nach jeder fetten Flur!
Es kommt die Zeit, da hier mit roher Faust
Ein Völkerhaufe um den andern haust;
Das schöne Land, es wird in toller Hatz
Verweg'ner Banden Schlupf und Tummelplatz.

Hier holt sich der Illyrer Wein und Korn,
Vandalen reizt der Frauenschönheit Sporn,
Den Gothen freut vom blauen Südlandssee
Der Blick auf's Hochgebirg, auf Eis und Schnee,
Den Normann lockt, den Sarazenen hier
Zur Wikingsfahrt ein selig Lustrevier
Dem Slaven öffnet sich ein weites Feld
Zur Plünderung des schönsten Theils der Welt,
Und Genua's Flaggen weh'n auf jedem Pfad,
Wie würden sie verfehlen dies Gestad'?
Kreuzritter tummeln sich den Bienen gleich
Und gründen Königreich um Königreich,
Sieh! wie der Markusleu zum Sprung sich duckt,
Vor dem der Halbmond scheu zusammenzuckt —
Halloh! ihr Janitscharen, sturmwindjach,
Darauf und d'ran! Der Leu ist altersschwach,
Stürzt über ihn in dichten Schwärmen her,
Er kann nur schäumen, beißen nimmermehr!

Nun ist der Türke worden Herr im Haus
Und scheuert gründlich alle Räume aus,
So gründlich, daß vom Ister bis zum Meer
Sich eine Wüste breitet rundumher,
Die Sklavenhändler leiden bitt're Noth,
Denn unermeßlich ist das Angebot
Und größer wird es stets von Tag zu Tag,
Ob auch der Säbel nie der Ruhe pflag,
Doch fallen tausend auch — der Kampf tobt fort,
Heut' Schlachtgetümmel, morgen stiller Mord;
Aus seinem Wildschlupf zieht das Volk zu Hauf'
Und plänkelt da und dort, und ist darauf
Im Augenblick verschwunden und erscheint
Im Nu wo anders dem verhaßten Feind,
Daß mit Gespenstern er zu kämpfen meint,
So ringt Jahrhunderte der Epirot
Für seine Freiheit stark, trotz Noth und Tod,
Und Skanderbeg's und Ali's Namen glänzt
Vom Lorbeer ew'gen Ruhmes dicht bekränzt,
Doch allgemach erringt die Oberhand
Der Trug und Totenstille herrscht im Land —
Und endlich etablirt John Bull sich gar
Allhier als steifer Oberkommissar,
Das Volk zu plündern, wie er es gewohnt,
Seitdem der Ozean ihm willig frohnt.

Ob jahrelang Odysseus auch geirrt,
Zuletzt ihm doch die sel'ge Heimkehr wird,
Und hochgemuth ergreift er Pfeil und Speer,
Zu züchtigen das schurkische Freierheer,
Und so erscheint dem Volke wohl zuletzt
Der Tag, an dem es sich am Blute letzt
Der Widersacher, die verpraßt sein Gut
In tausendfacher Frevel Uebermuth
Der Armatole hebt sich jach empor,
Der Klephte greift nach Schwert und Feuerrohr,
Der Suliote jauchzt vor Kampfbegier
Und Alles eilt in's hundertjährige Schlachtrevier —
Das Maaß ist voll, der Dulder kehrt zurück,
Aus dem Getrümmer hebt sich Stück für Stück
Das alte Haus — noch ist's nicht ausgebaut,
Da werden allwärts heis're Stimmen laut,
Es weckt ja stets der Andern Appetit,
Wenn man den Nebenmenschen schmausen sieht —
Welch' ein Gedräng' und Lärm am Futtertrog,
In den nun jeglich' Vieh die Schnauze bog!
Hier war Europa's Eden einst, und jetzt
Glaubt man in Circe's Schweinstall sich versetzt!
O Jammer, den man erst am tiefsten fühlt,
Wenn uns des Südmeer's blaue Fluth umspült!

Da drängt sich wohl die Frage recht heran:
„Was habt denn Ihr für Griechenland gethan,
Daß Ihr Euch wiegt im süßen Schöpferwahn —
Ihr hättet, Ihr dies Sonnenreich befreit,
Daß es auf's Neue strahl' in Herrlichkeit?
Fragt die Geschichte nur, dort zeigt sich's klar,
Daß Euer „groß' Verdienst" nur schmählich war,
Wie Ihr in Eurem Land den Freiheitssturm
Gehemmt, weil er zermalmt so manchen Wurm,
Der in den faulenden Königskronen saß
Und baß vergnügt am Mark des Volkes fraß —
So habt Ihr da ein Gleiches angestrebt,
Seid kaum vor einem Bund zurückgebebt
Mit Horden, denen roth der Massenmord
Den Fatagan gefärbt auf Chios' Bord,
Ein ehern' Denkmal Eures Ruhms
Ist Munkatsch, wo der Held des Griechenthums,
Fürst Ypsilanti hinter Thür und Schloß
Sechs Jahre Habsburg's Gastlichkeit genoß.
Und zu Verona sprecht Ihr laut — o Graus!
Euch gegen Hellas' junge Freiheit aus!
O! Christi Worte führt Ihr stets im Mund
Und richtet Christenvölker stets zu Grund,
Sobald es Euer Vortheil heischt, stellt Ihr
Mit Christenfeinden Euch in ein Spalier

Und laßt Spitzruthenlaufen mit Geschick
Ein christlich Volk — sieh'! Großmachtspolitik!
Großmächte ja! denn nur die große Macht
Hat stets das größte Unrecht ausgedacht!

Trotz alledem und alledem, ob auch
Das Land mit Blut geröthet und der Rauch
Verbrannter Stätten wie ein Nebel liegt
Ob Griechenland — die heilige Freiheit siegt!
Sie siegt allwärts ob jeder Tyrannei,
Ob sie nun türkisch oder christlich sei!
Frei ward das Wunderland, die Segensflur,
Des Geistes Reich, die Wiege der Kultur —
Ihr kennt sie wohl, die wack're Heldenschaar
Von Suli, Pfara, Hydra und Phanar,
Und deren Hochruhm nimmer untergeht,
So lang ein Stück vom Erdenball besteht:
Odysseus, Ypsilanti, Georgakis,
Kolokotron und Mauromichalis,
Kanaris, Tombasis, den Dichter-Lord,
Papulakis, Miaulis und so fort . . .
Daß Hellas lebt, vom Bagnoring befreit,
Nur jenen Helden dank' es allezeit —
Nicht Euch, Großmächten, dumm und prahlerisch,
Die Ihr Euch Christen nennt auf jedem Wisch,
Und ruhig legt die Hände in den Schooß,
Wenn 'mal ein Christenvolk ein neues Loos
Ersehnend nach dem blanken Schwerte faßt;
Ihr seht in Ruhe zu, wenn schwer die Last
Den Hügel abermals herniederrollt
Und dem Geplagten neue Arbeit zollt . . .

Ach nein! Ihr seht nicht thatlos zu — o nein!
Ihr stellt Herrn Rhodes und Milner in die Reih'n,
Befehlet sie zu männlichem Gefecht
Für Russenknuten und für Türkenrecht!
Und wenn trotz all' der schnöden Rederei'n
Die Freiheit siegt (wie könnt' es anders sein?),
Dann schickt Ihr Euch voll Frommheit in die That,
Und macht großmüthigst im „Protektorat",
Bevormundet die längst schon Mündigen,
Und hinter'm Mäntelchen so mehr zu sündigen,
Dem Sterbenden nehmt Ihr die Fesseln ab
Und ruft ihm zu: Auf! vorwärts! lauf' im Trab!
Wenn Du nicht bald uns einhol'st, geht's Dir schlecht!
Und so der arme, fesselwunde Knecht
Doch ächzend liegen bleibt trotz allem Hohn,
Entzieht Ihr ihm die hohe Protektion
Und spendet sie dem besten Brüderpaar,
Das auf dem Balkan je zu finden war:
Dem Strolch, der an des serbischen Volkes Mark
Den Wanst sich hat gefressen voll und stark,
Um dessen stiergewaltig' Diebsgenick
Schon längst gebührt ein recht solider Strick,
Und jenem Schurken, wider den das Blut
Des neuen Warwick heischt des Himmels Wuth,
Deß' Hand vom feigen Mord der Bauern raucht,
Der seinen Glauben tauscht, wie er ihn braucht —
Zwei saub're Kunden, würdig Eurer Lieb'
Fürwahr! ein Mörder der und der ein Dieb!
Und noch ein Dritter freut sich Eurer Gunst,
Dieweil er baß versteht die schöne Kunst
Der Unterdrückung und des Freiheitsfrohns,
(Den besten Stützen — glaubt man — jedes Throns):
Der kranke Mann, der flott der Neurer Pest
Im blauen Bosporus — verschwinden läßt
(O welch' ein Neid greift an das gold'ne Herz
Europa's Staats-Eunuchen allerwärts!
O welche Lust, in der Türkei ein Mann
Zu sein, der ministrirt dem Großsultan!)
Das ist der Dritte in dem edlen Bund,
Dem voller Eintracht, die wie Katz' und Hund
Ansonsten sich gebahren, widmen ihren Schutz,
Natürlich nur zu eig'nem Fromm und Nutz',
Denn geht des Balkans Dreibund einst perdu,
Dann gibt es eine Posse, wie noch nie:
Das liebe europäische Konzert
Hat gegenseitig selber sich verzehrt;
D'rum flickt die diplomatische Pfuscherschaar
Voll Emsigkeit am Balkan immerdar,
Anstatt daß sie zerstört vom Grunde aus
Das alte, weitberüchtigte Mörderhaus . . .

Ihr aber wählet Euch ein leichter Thun:
Ihr geht nach Madagaskar, Kamerun,
Verwickelt Euch in einen Krieg beinah'
Um's Land der Zulu und der Pappua,
Am gelben Fluß vergrabt Ihr Euer Pfund
Und schutzlos geht Albanien zu Grund
Und Griechenland versinkt so nebenbei,
Der Bildung Vaterland, in Barbarei —
O stellt denn kein Gesicht im Traum Euch dar,
Was Mazedonien dem Erdkreis war!
Und was — wär' es in rechter Hand
Euch werden könnte dieses Wunderland?
Euch aber fehlt der g'rade, große Sinn,
Den Rom gezeigt der Welt von Anbeginn,
Ihr möchtet Alexanders Erben sein
Und seid dabei so klug, so klein und fein!
Und schwankt hierher und wiederum dorthin,
Besetzt Massauah bald, bald Suakin
Und hofft bei günstiger Konstellation
Mit Hilfe diplomat'scher Aktion
Befriedigt Eure Ländergier zu seh'n,
Und läßt Euch doch das Schicksal irre geh'n,

So habt Ihr zum Verlust noch Spott und Hohn
Als billige Rekompensation! . . .

Indeß ich solcherlei Gedanken mich
Ergab und Bitterkeit mein Herz beschlich,
Gesellte sich ein alter Mann vertraut
Zu mir, ein wilder, bärtiger Arnaut,
Auf seinem Rücken hing ihm, lang und schwer
Ein reputirlich' Repetirgewehr
Und in dem Ranzen klangen, den er trug,
Patronen, wohl für eine Schlacht genug,
Ein halbes Duzend Jataghane stak
Im Fächergurt bei Tschibuk und Tabak,
Und wie der Mond durch Tannenäste lacht,
So glänzte der Pistolenläufe Pracht
Durch seines Schnurbarts Enden, der ihm tief
Bis auf die nackte Brust herniederlief.
Am Blick erkannt ich ihn, am starren, der
Ein Erbtheil seines Volks von altersher,
Doch um den Mund ein menschlich-weicher Zug
Verrieth, daß seine Seele rein von Trug,
Wenn auch von Blutschuld nicht.
So war der Mann,
Mit dem ich nun ein Zwiegespräch begann.

Ich frug' ihn dies und das und ich erkannt'
Aus seiner Antwort auch sein Vaterland:
Er stand mir treu und redlich, gut und frei,
Wie Frag', so Antwort — ihm schien's einerlei;
Wir sprachen Dies und Das und wärmer ward'
Und wärmer allgemach mein Widerpart,
Er sah aus meinen Worten klipp und klar,
Daß ich den Isami gewogen war
Und als ich ob des Westlands Flitterkram,
Fortschritt genannt, in hellen Harnisch kam,
Da reicht er mir die Hand und zog hervor
Vergnügt sein langes, duftiges Jasminrohr —
Ich bot ihm Tabak und wir stopften beid',
Als wären Freunde wir seit alter Zeit,
Die Pfeifen an und schmauchten voller Lust
Die trüben Sorgen fort aus uns'rer Brust.

Ich frug ihn, ob der Weg ins Inn're schwer,
Wie lang' nach Janina zu wandern wär' —
Kopfschüttelnd sprach der Greis, als gieng's ihm nah:
„Mit fünfzig Reitern könnt' Ihr Janina
So leicht erreichen, als der Insel Port
Mit einem jener flüchtigen Segler dort."

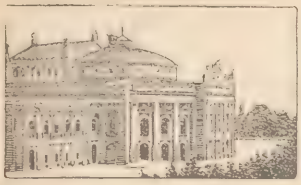
„Mit fünfzig Reitern? ei! und nicht allein?"
Frug ich erstaunt, „zu zweien oder drei'n?"
„Mit fünfzig Reitern, oder laßt es sein,
Es wäre denn, daß Euch der Weg nicht reut,
Den sonst, so lang er kann, ein Jeder scheut!"

„„Schlimm, was Du sagst. So haben hierzuland
Raubbanden wiederum die Oberhand!!""
Halb zornig, halb verächtlich sah mich an
Durch dicke Tabakswolken mein Kumpan:

„Nicht Räuber sind's! doch jeder Patriot
Schlägt, wenn es sein kann, einen Fremden tot
Denn käme wohl ein solcher zu uns her,
Wenn nicht als ein Spion, ein Emissär,
Wir wissen, daß Ihr unsrer Freiheit grollt
Und Eure Zwingherrschaft uns bringen wollt,
Jedoch umsonst mit Gold und Schmeichelkunst
Bewerbt Ihr Euch um unsre Liebesgunst!"

Und zorniger fuhr nach kurzer Frist er fort:
„Ob Türk', ob Frank' — nur ein verschied'nes Wort,
Für ein Gesindel ist's! und einerlei,
Gilt's uns — wir wollen frei sein, frei,
Versteht Ihr, Tiefgelehrte, diesen Spruch?!
Doch nein! ein siebenfach gesiegelt' Buch
Ist Euch die Freiheit — was Ihr also heißt,
Ein Körper ist es sonder Seele, Geist,
Ein Leichnam, der mit Eins in Nichts verweht,
Sobald ein frischer' Lüftchen draußen geht!
Ihr dürft nicht reden, was und und wie Ihr wollt,
Nicht deuten und nicht schreiben, was Ihr sollt,
Ob Eurem Haupte hängt allwärts ein Schwert,
Das alsogleich mit Sausen niederfährt,
Sobald der Muth die Seele hat verführt,
Zu sagen und zu thun, was sich gebührt,
Durch solchen jahrelangen Freiheitszwang
Seid Ihr an Seel' und Leib geworden krank
Und stumpf — ein jammerseliges Gemächt,
Dem Alles werthlos dünkt und schaal und schlecht,
Was nicht verheißt gedieg'nen Knechtessold,
Wie Orden, Titel, doch vor Allem: Gold!
Und nochmals Gold, von dem Ihr nimmermehr
Genüge hättet, ob auch ringsumher
Bis an die Ohren Ihr im Golde säß't
Und täglich fünfzig Zentner Goldes fräß't!

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Wiener Kunstleben.

Deutsches Volkstheater. Als Eröffnungsvorstellung: „Das lenkbare Luftschiff". Posse mit Gesang in 3 Aufzügen von E. Norini und E. Baum — —

Euch Aerzte ruf' ich endlich auf, da sonst mir keine Hilfe bleibt,
Euch Aerzte, die ihr manchem Mann manch' nützliches Rezept verschreibt,
Verbietet doch den beiden Herren Papier und Federkiel und Stift,
Und ordinirt, wenn dies nichts hilft, ein kleines Gränchen Rattengift. — —
O Stumpfsinn, Stumpfsinn, Krone du des Deutschen Volkstheaters! Stf.

Raimundtheater. Die Kouplets der alten Posse von Hopp „Doktor Faust's Hauskäppchen oder Die Herberge im Walde" sind mit aktuellen Strophen von Automobils, Zensur 2c. aufgefrischt worden. Dem ganzen Charakter, den harmlosen, nicht zu scharfen Witzen, der drastischen Komik merkt man aber doch den Geschmack des gemüthlichen Altwiener Publikums an. Trotzdem kann man das Stück nicht veraltet nennen, denn die Grundidee wird solange Stoff zu guten Szenen bieten, als Lüge, Betrug, Schmeichelei 2c. in Blüthe stehen, also vermuthlich bis zum Untergang unserer lieben, verlogenen Welt. Der Kontrast zwischen dem, was die Menschen gewöhnlich sagen und jenem, was sie denken und durch den Zauber des Käppchens gezwungen aussprechen müssen, bietet viel Anlaß zur Heiterkeit. Gespielt wurde recht gut und flott. Herr Straßmayer (Schloßinspektor Schusselmann) wirkte besonders in seiner Verkleidung als Merkur unwiderstehlich auf die Lachmuskeln. Herr Homma (Andreas Pimpernuß) zeigte sich als liebenswürdiger, ungezwungener Naturbursch. Frl. Mayerhofer, eines des besten Mitglieder der Tegernseer, welche ihren Verlust wohl schmerzlich empfinden werden, hat ihre silberhelle Stimme noch weiter ausgebildet, ihr frisches, urwüchsiges Spiel, aber auch den Dialekt beibehalten; der letztere stört übrigens in der Rolle der Dienstmagd Waltraut durchaus nicht. Von den übrigen Darstellern ist Herr Popp und Herr Gettke jun. hervorzuheben (Baron v. Rodensee und Chevalier v. Silberpappel), sowie das, die muntere kleine Stanzerl mit viel Unbefangenheit darstellende Frl. Wurm.

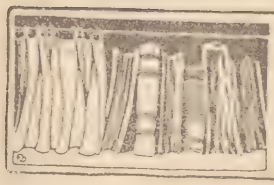
O. Landolt.

Stadttheater. Umstände sind stärker, als des Menschen Wille. Nur daraus läßt sich erklären, daß Müller-Guttenbrunn das „Geschichtsbild in 5 Akten (9 Abtheilungen) aus der Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Nero in Rom" (ein langathmiger Untertitel!): „Im Zeichen des Kreuzes" von einem Herrn Wilson Barret, Esquire, zur Aufführung bringen konnte! Nein, der Gedanke, dieses Stück über die Bretter gehen zu lassen, ist unbedingt nicht Müller-Guttenbrunn's ureigenes Besitzthum, dazu hat der Direktor des Stadttheaters, wie seine dramaturgischen Arbeiten beweisen, viel zu viel Geschmack und litterarische Bildung. Den oder die Urheber der Aufführung muß man schon anderswo suchen. Es sind dies die Luegerianer und deren Verbündete, die Zunftbrüder des wackeren Ligouri. Vor unserer Zeit hat ja ein Schuldirektor — er heißt Moser — in einer christlich-sozialen Versammlung gegen Müller-Guttenbrunn gewettert, daß er keine „christlichen" Stücke gäbe. Und so ward denn die Verchristlichung des Stadttheaters in Angriff genommen. Daß man hiebei just auf dieses Werklein traf, daran trägt die ganz abnorme Unfähigkeit der neuen Bekenner, etwas künstlerisch beurtheilen zu können, die Schuld. Sonst hätte man ein Stück wie „Im Zeichen des Kreuzes" nicht auf die Bühne bugsiren können. Ich sehe hiebei ganz vom Grundgedanken ab, der gewiß würdig ist und auch so ziemlich annehmbar durchgeführt erscheint — indeß: ein vielversprechendes Talent ist Herr Barret, Esquire, durchaus nicht. Er hilft sich schlecht und recht mit abgelegten und verschlissenen Redensarten durchs Leben; nirgendwo Kraft, Feuer, hübsche Einfälle, große Gedanken! Das plätschert so unge-

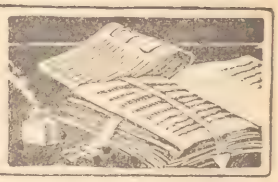
wöhnlich dahin, ohne Aufschwung, ohne Eindruck. Einzelne Gestalten, zumal die geschichtlichen, sind unrichtig gezeichnet, so z. B. Kaiser Nero. Dieser ungeheuerlichste Mensch, der je gelebt hat, war eitel, grausam, feig, ein Tyrann vom Wirbel bis zur Sohle, aber kein „Simandl", kein Pantoffelheld, als welcher er hier hingestellt wird. Dies ebensowenig, als ein Hanswurst. Er war ein Narr, aber einer in großem Stil. (Vgl. Sueton's Vitae und Tacitus' Annales.) Auch Tigellinus und Poppäa erfahren nicht die richtige Behandlung. Die Handlung ist mehr als einfach. Der Präfekt Markus lernt ein Mädchen, eine Christin, kennen, die ihm durch Weiberränke entrissen und in den Kerker geworfen wird. Sie könnte sich frei machen und mit Markus glücklich werden, wenn sie ihren Glauben abschwören würde! Sie verweigert es jedoch standhaft. Dies wirkt auf Markus so stark, daß er sich als Christ bekennt und mit ihr in Gemeinschaft zahlreicher Glaubensgenossen in der Arena den Märtyrertod stirbt. Um diesen dürftigen Kern schließt sich eine Reihe von mehr oder minder gelungenen Bildern an, die jetzt die Weltlust und Verworfenheit der Cäsarenstadt, jetzt die Weltflucht und Seelengröße der Jünger des Menschensohnes zur Darstellung bringen. Aber — und hier kann ich nicht genug Worte des entschiedensten Tadels und der rein ästhetischen Gründen entspringenden Entrüstung finden — diese Seelengröße wird an einzelnen Stellen auf Grund so brutaler, roher und abstoßender Mittel dem Zuschauer vor die Augen gerückt, daß man sich in den Arm kneipt, um sich zu vergewissern, ob man nicht vielleicht nur häßlich träume. Man stelle sich vor: ein Christenknabe, der den Schlupf seiner Glaubensbrüder trotz Geißelstreichen (die Züchtigung geht auf der Bühne vor sich!!) nicht bekennen will, wird in die Kouliſſe geschleppt und dort gefoltert. Man hört das Anziehen der Schrauben und das Angstgekreisch des Unglücklichen einmal, zweimal! Dann bringt man den Burschen herausgeschleppt und ist Zeuge seines schmerzlichen Gewinsels. Weiter: die Söldner des Tigellinus überraschen eine Christengemeinde und schlachten die Mitglieder derselben ab, so daß man zuletzt einen Haufen von Leibern vor sich liegen sieht. Und zum Schluß des Ganzen: einige Kreuzpfähle, worauf die Bekenner des neuen Glaubens — recht kläglich zu schauen — hangen, während auf dem Boden theils tote, theils noch halb lebende Christen, Männer und Frauen, Junge und Alte, kauern. Die Soldknechte führen weitere Opfer herein, man vernimmt ein Gebrüll und aus dem Käfig stürzt sich ein . . . (man denke!) ein Löwenthier auf die Menge. — Das ist doch ein echt englisches Beafsteak, halbroh, blutig! In England und in Amerika, wo man längst das ästhetische Gefühl verloren hat und den Realismus in der Darstellung des Sensationellen auf die Spitze treibt, mögen derlei Stücke Bewunderung erwecken und Triumpfe bringen; daran, daß sie ebenso geschmacklos sind, als sie verrohend wirken, wird nicht das Mindeste geändert. Es wäre sehr traurig, wenn es nicht Stücke gäbe, die in edler und erhabener Form die frohe Botschaft aus Galiläerland verherrlichen würden. Mit Stücken, wie es das vorliegende ist, wird man nicht viel ausrichten, weder für die christliche Kunst, noch auch für die Erbauung des christlichen Publikums. Aber an diesem Mißgriff ist — ich bemerke es nochmals ausdrücklich — Müller-Guttenbrunn nicht Schuld. Vielleicht entschließt er sich dazu, die Brutalitäten zu tilgen, um so das Stück des Herrn Esquire genießbar zu machen. Die Darstellung war im Ganzen nicht übel. An allererster Stelle ist hier zu nennen die Debutantin Frl. Bedekovics als Christenmädchen Mercia. Begabt mit angenehmem Organ und einfachem, aber ausdrucksvollem Spiel, verspricht sie eine gute Kraft des Stadttheaters zu werden. Ihr Partner, Herr Benke (Markus) verfügt über eine hübsche Erscheinung, zumal jedoch über eine prachtvolle Stimme. Hoffentlich gewinnt er die Herrschaft über sich selbst. Von den übrigen seien erwähnt der treffliche Herr Pohler als Favius (Vorsteher der Christengemeinde), Herr Schmidt (Titus) als Abgesandter der galiläischen Christen, Herr Novak (Nero), Herr Brünngger als weinseliger Patrizier Glabrio und Fr. Lanius als römische Mondaine Dacia. Einförmig wie immer war und sprach Fr. Körner als Berenice. Was man von ihr hört, hat mit dem Deutschen nur geringe Aehnlichkeit und tropft eintönig und leblos nieder. Vgl.: „Er — sprecht — wie — ein — Chrest!" Stk.

Von den übrigen Theatern spielt neben dem „Jantschtheater" im Prater nur die „Hofoper". Doch schon kündigt das Burgtheater seine Rückkehr aus der Sommerfrische an, von der Herr Schlenther u. A. artige Sachen von Blumenthal und von Fulda mitbringt, während Herr Bukovics einen Bahr, einen Nadelburg und — tres faciunt collegium — einen Buchbinder — verspricht!!

„Lerne, o Geliebter, lerne nach des Pöbels Pfeife tanzen,
Und verehre tief im Staube den Geschmack der Intendanzen!



Bücher-schau:



Theodor Salburg-Falkenstein.

(Ernst Freiherr. — Buch der Phantasieen. — Beide Verlag E. Pierson, Dresden.)

„Wär's noch vergönnt ein Heldenlied zu singen?" — So beginnt Robert Hamerling seinen „Ahasver in Rom". Sehr richtig hat der Grazer Dichter schon zu seiner Zeit erkannt, daß unsere Leserwelt, welcher das Verständnis für Poesie immer mehr und mehr abhanden kommt, am allerwenigsten dazu gestimmt ist, sich in die ernsten Gesänge eines gedankenreichen epischen Gedichtes zu versenken. Aber Hamerling beseitigt in der Einleitung zu seinem „Ahasver" die in ihm aufsteigenden Zweifel dadurch, daß er auf das Pikante, das Sinnenreizende in seinem Epos hinweist und sich auf diese Weise die Gunst des Publikums zu erringen hofft. Er will „pikant sein, wie Eure Lieblingsdichter an der Seine".

Theodor Salburg-Falkenstein kann in seiner großangelegten Dichtung „Ernst Freiherr" wohl nicht auf die Gunst des großen Publikums, wohl aber auf jene aller ernsteren Naturen rechnen. Wer das Buch in dem Glauben zur Hand nimmt, ein Handlungsepos zu finden, der wird sich enttäuscht sehen, denn der Dichter schildert nichts Anderes, als das Ringen einer tiefveranlagten Seele, eines grübelnden, vom Wissensdurst gequälten Menschen mit den Dämonen unseres heutigen materiellen Lebens. Da nun Jeder, dem das Leben mehr bedeutet als die Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes, vor Allem jeder schöpferische Geist ähnliche Stürme durchgemacht hat, oder mitten im Kampfe mit seinen Leidenschaften und seiner nüchternen Umgebung stehend, noch täglich durchmacht, so wird er im „Ernst Freiherr", dem Helden der Salburg'schen Dichtung, vielleicht etwas in's Groteske getrieben, aber in einzelnen Zügen doch deutlich erkennbar, sein eigenes Spiegelbild begrüßen und dem Dichter daher im Geiste herzlich die Hand drücken. Freilich ist diese Sympathie theilweise auf das Urbild zurückzuführen, welches Salburg bei der Komposition seines Werkes unbedingt vorgeschwebt hat und das jedem Deutschen an's Herz gewachsen ist, Goethe's Faust. Schon dadurch, daß Salburg den einzelnen Gesängen seines Gedichtes stets ein Motto aus dem Riesenwerke des großen Weimarer's voranstellt, verräth er, wie nahe ihn der Geist der Faustdichtung während des Schaffens umschwebt hat. Nicht nur in Aeußerlichkeiten der Gestalten und deren Handlungen, wie beispielsweise in jener des Hugo, der dem Helden zum Mephistopheles wird, in der Adele, die der Freiherr durch Hugo's Verführung zum gefallenen Gretchen macht, erkennen wir Einflüsse der Goethe'schen Dichtung, sondern wir begegnen solchen den Ideen nach auf Schritt und Tritt. Salburg's Werk ist vom Anfang bis zum Ende eine Gedankendichtung. Die Handlung tritt völlig zurück, sie wird förmlich überwuchert von stellenweise tief ergreifenden philosophisch-lyrischen Ergüssen. Aus diesem Umstande erklärt es sich, daß uns Salburg etwas schuldig geblieben, das wir in einem größeren Epos zu finden gewohnt sind. Die Plastik der Schilderung der Szenerie, in der sich die Handlung abspielt. Aber er ersetzt diesen Mangel durch die psychologische Vertiefung der Charaktere, vornehmlich jenes seines „Freiherrn". — Gänzlich im Abstrakten verliert sich der letzte Abschnitt der Dichtung „Sonnenaufgang" betitelt. Hier hat sich der Held aus seinen Wirrnissen befreit und zu einer reinen, geläuterten Weltanschauung aufgeschwungen. Er ist zur Ueberzeugung gelangt, daß nur aus Irren und Vergehen ein großer, glücklicher Mensch hervorgehen kann und leise läßt der

Dichter die Hoffnung durchschimmern, daß die Menschheit in ihrer Gesammtheit gleich seinem Helden durch Irrthum zur Wahrheit gelangen werde.

In allen Theilen verräth „Ernst Freiherr" einen bedeutenden Sprach- und Formkünstler. Sein Dichter scheint nicht geschlossenen Auges an den Großen unserer Litteratur vorübergegangen zu sein. Er hat von ihnen gelernt und zwar im besten Sinne. Ohne sie in Form und Ton sklavisch nachzubilden, sucht er ihren Idealismus in seiner Gesammtheit zu erfassen, um auf dieser Grundlage eigenhändig weiterzubauen. — Die Sprache seiner Dichtung sinkt niemals, wie dies bei umfangreichen Versdichtungen leider häufig der Fall ist, zu gereimter Prosa herab; sie hält sich immer auf der Höhe, welche die Bedeutung der Situation erfordert, artet aber auch niemals in ungeheuerliche Wortkombinationen oder pomphaften Schwulst aus.

Nur der erste Theil des Werkes liegt uns vor. Man kann darauf gespannt sein, wie der Dichter seinen „Freiherrn" sich weiter entwickeln läßt.

Wie aus dem Eingangsgedichte seines lyrischen Buches, „Buch der Phantasien" hervorgeht, hat sich Salburg selbst aus den Wirnissen und Bedrückungen des irdischen Lebens in das Reich seiner „ersten Geliebten", der Poesie, gerettet. Er hat also ein Ideal gefunden, das ihm das Leben „des Lebens werth" erscheinen läßt, das ihn den krassen Realismus unserer Zeit vergessen macht. Wohl ihm!

Der erste Theil des „Buches der Phantasien", „Gegenwart" betitelt, enthält durchaus dem Epos ähnliche Gedankendichtung. Echt lyrisch muthet uns hingegen der nächste Abschnitt „Vergangenheit" an. Hier befreit sich der Dichter wenigstens für eine Zeit von seinem Wissensdrange und läßt allein sein Herz sprechen, in warmempfundenen, zuweilen innig-zarten, dann wieder jubelnden Liebesliedern. Aber seine Liebe ist unglücklich! Sie muß es sein, denn ein einsamer, nach Wahrheit strebender Grübelgeist wird auch stets einsam durch's Leben wallen. Die sonnigen, leichtlebigen Kinder der Welt können ihn nicht begreifen. Der folgende Theil des Gedichtbuches, „Heimkehr", steht nicht auf gleicher Höhe mit den vorhergehenden. Wohl gelingt es dem Dichter zuweilen eine feine Naturstimmung, durch den Zauber der Heimat in ihrem Reize erhöht, zu erfassen und im zarten Liede festzuhalten, aber im Allgemeinen scheint hier das Wollen stärker, als das Können. Zu der künstlerischen Höhe des ersten Theiles erheben sich hingegen wieder jene Gedichte, welche unter „Weiterwandern" zusammengefaßt erscheinen. Salburg ist da wieder in seinem Element: er kann betrachten, philosophiren. Die Gedichte „Vision", „In der Dorfkirche" und das darauffolgende (unbetitelte) geben glänzend Zeugnis für die ausgesprochene Begabung des Dichters für Gedankenlyrik.

In seinem „Ernst Freiherr" gab uns Salburg seine Welt und Lebensanschauung. In seinem „Buch der Phantasien" gibt er uns noch mehr als das; er enthüllt uns sein innerstes Wesen und Empfinden, er gibt uns sein Herzblut. Beides sind Werke einer zwar ruhelosen, aber sonnentrunkenen, schönheitsglühenden Seele; eines Streiters für Wahrheit und Geistesfreiheit. Salburg hängt, wie er in dem Gedichte „Oesterreich" gesteht, an den Traditionen seines Adels. Aber er wünscht auch sehnlichst das Wohl des Volkes in seinem geliebten deutschen Oesterreich. Wären in unserem Vaterlande alle politischen und geistigen Führer eines Sinnes mit dem Dichter, dann dürfte uns um die Zukunft nicht bange werden, denn Salburg hat auf sein Banner den herrlichen Spruch geschrieben: Per aspera ad astra!

Wien. Karl Maria Klob.

E. A. Fabarius. Die allgemeine weibliche Dienstpflicht. Ein Vorschlag und Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. Essen, Bädecker. 46 Seiten, 8°. M. 1.20.

Die vorliegende Schrift verdient die weiteste Verbreitung. Denn sie versucht die Frauenfrage auf eine sehr vernünftige Weise zu lösen. Der Verfasser sieht die großen Mängel der heutigen Ausbildung der weiblichen Jugend und erblickt in einer gänzlichen Umgestaltung derselben das Heil. Er schlägt nach Muster der allgemeinen Dienstpflicht der Männer einen einjährigen Kursus aller achtzehnjährigen Mädchen vor, in welchem sie Alles lernen sollen, was sie später im Hauswesen nöthig haben. Sie sollen in diesen „Mädchenstiftungen" hauswirthschaftliche Fortbildung haben, körperliche Beschäftigung und Liebesdienst für Frieden und Krieg. An diese Mädchenstifte erster Ordnung sollen sich solche zweiter Ordnung anreihen, welche weibliche Fachbildung treiben und zwar in vier Gruppen, für wirthschaftliche Berufe, für Handarbeit- und Handelsberufe, für Künstlerberufe, für Diakoniedienst. Neben dieser zweiten Stufe sollen noch Mädchenhochstifte eingerichtet werden, welche die Seminar- und Universitätsbildung geben sollen. Die zweite und dritte Stufe wäre freiwillig, die erste obligatorisch und unentgeltlich. Man kann nicht leugnen, daß dieser Vorschlag wert ist, in ernstliche Betrachtung gezogen zu werden. Der Staat geht heute noch immer von der ganz veralteten Ansicht aus, daß die Ausbildung des Mannes wichtiger wäre und ihn daher mehr beschäftigen müsse, als die der Frau. In Zukunft aber wird er der weiblichen Jugend dieselbe sorgfältige Erziehung garantiren, respektive verschaffen müssen, wie sie heute nur der junge Mann hat. Nur muß die Ausbildung des Mädchens naturgemäß anders sein, als die des Knaben. Nicht die sogenannte Emanzipation nach dem Wunsche der Sozialisten ist das Ideal der Zukunft; denn sie vermischt den Unterschied des Geschlechts. Vielmehr soll beim Weib gerade das Ewig-Weibliche mehr noch als heut ausgebildet werden. Unsere Mädchen sind oft genug allzu männisch. Daher sollte die Regierung statt die übertriebene geistige Ausbildung der jungen Damen auf Universitäten zu begünstigen, lieber die natürlichen Instinkte des Weibes auszubilden suchen durch solche Fachschulen, wie sie der Verfasser angibt. Ich würde noch vorschlagen, daß jedes junge Mädchen, nachdem es einen vorbereitenden Kursus in allgemein weiblichen Fächern (zu denen ich auch besonders Erziehungslehre rechne) durchgemacht hat, verschiedene Stationen durchmachen müßte, z. B. einige Zeit in einem Hospital, in einer Schule, in einer Familie als Ersatz der Hausfrau. Erst ein Mädchen, das alle Stationen mit Erfolg hinter sich hätte, dürfte zur Ehe zugelassen werden, müßte dafür aber auch eventuell, wenn sie arm, aber tüchtig ist, vom Staate mit einer entsprechenden Aussteuer versehen werden. Das wäre die beste Lösung der Frauenfrage.

Lüttich. Dr. Grävell.

Anna Weber. Ein Schauspiel in zwei Akten nach einer Novelle des Paul Heyse von Hermann Mayerhofer. Dresden u. Leipzig, E. Pierson, 1900.

In einem kurzen Vorworte bemerkt der Verfasser, daß das Stück keine Dramatisirung im üblichen Sinne sei, sondern die selbstständige dramatische Ausgestaltung eines in der Novelle „Der Väter Sünde, der Kinder Fluch" erzählten Nebenmotivs, womit er den freundlichen Leser zu nachsichtigem Vergleiche einladet. Mir ist die Novelle Heyse's nicht bekannt geworden, so daß ich nicht in der Lage bin, diesen Vergleich zu ziehen. Interessant müßte er sein und auch lohnend, denn es ist keine Frage, daß wir in dem Drama des Verfassers ein gediegenes und vollwerthiges Stück Arbeit vor uns haben. Scharfe Umfassung, plastische Ausgestaltung der Charaktere, knappe und charakteristische Diktion, sorgfältige, man kann sagen einwandsfreie Motivirung, es ist das Alles vorhanden; ja, ich würde das Drama uneingeschränkt loben, wenn nicht das Grundmotiv einen herben Nachgeschmack in mir zurückließe. Daß ein Mädchen das Höchste gibt, was es geben kann, um seinen Geliebten zu retten — es mag vorkommen, ich habe keine Erfahrung darüber, auch habe ich volles Mitleid mit der Aermsten, die nachher dem Wahnsinn verfällt, als sie sieht, daß sie noch dazu teuflischerweise betrogen wurde und nachdem sie entsetzliche Rache an ihrem Frevler genommen, — aber etwas Unangenehmes, ich kann mir nicht helfen, bleibt nach der Betrachtung dieses Charakters doch in mir zurück.

Bremen. Henri Gartelmann.

Auf freien Bahnen. Roman in 2 Bänden von R. v. Gottschall. Jena, Hermann Costenoble.

Gottschall behandelt in dieser neuesten Veröffentlichung die Frauenfrage, die weibliche Freiheit in gutem und bösem Sinne. „Glückauf in der neuen Welt, wo längst die Frauen die freien Bahnen wandeln! Doch auch die alte Welt wird sich ermannen. Noch sind wir Kämpferinnen und Viele unterliegen und tragen schwere Wunden davon; aber wir werden einst Siegerinnen sein, soweit es

unser gutes Recht gilt — — —“ ruft zum Schlusse die begeisterte Führerin der Frauenbewegung aus. Stilblüten, wie: zartweiße Blüten mit weißen (selbstverständlich!) Sternen; am Hang des Waldhanges; hörbarer Hufschlag auf weichem Rasen; ein Wetterhahn, der nicht fortfliegen kann; eine Nase, die nicht zu wissen schien, wo sie enden solle; ein gelangweilt aussehender Kirchthurm, ein schläfriger Zeiger u. a. m. sind eines Gottschall unwürdig. Die Auslassung der schönen Lebedame Valeska von Landolin über die Folgen eines Verhältnisses (auf Seite 148), und die Aeußerung des Kritikers Kreuzmaier über die Bilder des modernen Malers Bannert (auf Seite 154) übergehe ich mit Stillschweigen. Um rohe Menschen zu charakterisiren, muß man ihnen nicht gerade rohe Worte in den Mund legen.

Olmütz. Othmar Kleinschmied.

Zeitschriften. Frühling. Moderne Flugblätter. Herausg. Paul Leppin, Prag.

Neuland. Monatsblätter für deutsche Dichtung. Herausg. Rich. O. Koppin u. Georg Kowalczyk, Großlichterfelde.

Stimmen der Gegenwart. Monatsschrift für moderne Litteratur und Kritik. Herausg. Max Beyer u. Martin Boelitz. Eberswalde, Verlag S. Dyk.

„Frühling“ und „Neuland“: schüchterne Gehversuche; Zweck: nicht vorhanden. Ich kenne nicht Leppin, nicht Koppin, auch nicht Kowalczyk. Das Bedürfnis nach solchen „Kunstblättern“ existirt hoffentlich nur in den Köpfen der Herausgeber, deren väterlicherseits verdienter Mammon ihnen scheinbar gestattet, sich „gedruckt“ zu sehen. Das mir vorliegende Aprilheft des „Frühling“ ist Rainer Maria Rilke gewidmet und enthält eine mehr überflüssige als interessante Selbst-Bibliographie des jungen, talentvollen Prager Dichters, ferner einige mittelmäßige Gedichte und eine gute Skizze. Ich kenne Besseres von Rilke. „Neuland“ (2. Heft, 16 S.) bringt vorne und hinten eine redaktionelle Schwärmerei an Jacobowski. In den Zwischenraum theilen sich (neben bekannten Gedichten von Jacobowski und Geucke) hauptsächlich wieder die Herausgeber. Ungleich ernster zu nehmen sind die „Stimmen der Gegenwart“. Hier fühlt man, daß man wieder auf geweihtem Boden steht, den ein ernstes Streben der Jugend gedüngt hat. Das Juniheft bringt neben dem Bilde von Arno Holz eine, wie mir scheint, gerechte Charakteristik dieses mit Recht und mit Unrecht viel angefeindeten Dichters aus der Feder Kurt Holms. Unter den lyrischen Beiträgen fand ich manches Gute, manches Hoffnungsvolle. Einzig die Kritik läßt viel zu wünschen übrig. Kritisiren ist eine Kunst, welche nicht Zwanzigjährigen in die tastenden Hände gelegt werden sollte.

Zürich. Dr. Emil Uellenberg.

Abgott Mann Schauspiel in 3 Akten von Maxi Sontoneff. E. Pierson, Dresden und Leipzig.

Vor allem sei zugegeben, daß das Schauspiel fesselt, durchaus von der ersten bis zur letzten Seite. Der nervöse Bühnenkünstler, der die Weiber nur so nimmt und wegwirft, ist gut, sehr gut sogar, wenn es schließlich auch unverständlich bleibt, daß er bei der ihm zur Verfügung stehenden Auswahl die hysterische Alte an sich hängt. Mir speziell wäre die Olga Ballstädt lieber, übrigens die sympathischeste Figur des Stückes. Die Tragik des jungen, in ihrer Erstlingsliebe roh betrogenen, trotz ihres Falles rein gebliebenen Mädchens. Die anderen Gestalten sind dem Verfasser (oder der Verfasserin?) nicht so gut gelungen. Ganz verzeichnet ist Mirra, die Frau des Sängers und ebenso unzureichend ist die Lösung. Aber interessant liest sich dieser „Abgott Mann“, das ist sicher.

Iglau. Josef Trübswasser.

Katholisch — nicht politisch! Mit überlegenem Nasenrümpfen beurtheilt der moderne Mitteleuropäer den alt-indischen Kastensozialismus. Auch mauch' ein Oesterreicher pocht auf die herrlichen, freisinnigen Artikel unserer erhabenen Staatsgrundgesetze, nach denen ja alle Bürger untereinander gleich sind. Solchen optimistischen Käuzen war nun in den allerjüngsten Tagen vollauf Gelegenheit geboten, sich eingehend darüber aufzuklären, welche der beiden Staatsordnungen die aufrichtigere ist. Die indischen Kastengesetze werden den dortigen Landeskindern gleich vom Augenblicke der Geburt eingeprägt und sind streng umschriebene, aber auch *giltige* Gesetze. Von unseren sogenannten Staatsgrundgesetzen und deren Anhängseln befindet sich nur ein einziger Paragraph in dauernder, wenn auch kühner Handhabung, der wunderbare § 14! Dafür aber stehen die ungeschriebenen Kastengesetze bei uns gewaltig in Kraft. Gar manche sonst sehr „hohe" Behörde macht vor diesem ungesetzlichen Popanz eine so tiefe Verbeugung, daß auch mancher Partikel des sogenannten „gemeinen" Rechtes nolens volens gleich mitgebeugt wird. Sehen wir diesmal von den Vorrechten der Militärkaste ab (bei den alten Egytern — gegen uns Barbaren staud. gerade die Soldatenklasse nicht in besonderem Ansehen, von Vorrechten ganz zu schweigen), so haben wir noch vollauf genug, wenn wir uns mit den Kastenvorrechten unserer Feudalen und deren vielgetreuen Bundesgenossen, den Klerikalen beschäftigen. Gerade diese mächtigen und einflußreichen Stände werden von unseren Polizeigewaltigen wie Küchlein von der Mutter Henne beschützt, damt ihnen, diesen „Stützen" des österreichischen Staates, ja keine Unbill widerfahre. Und trotzdem sind diese beiden „Staaten im Staate" nicht zufrieden! Sie veranstalten an einer dem Gottesdienste gewidmeten Stätte ihre Hetz- und Agitationsreden. Und wie unparteiisch und gleichmäßig werden da alle Bürger von dem Gesetze behandelt. In der Kirche von *Leitmeritz* darf der Prediger ungestört die Ehefrauen mit von einem Haß gegen Andersgläubige glühenden Fanatismus gegen ihre eigenen Gatten aufhetzen, sie sogar zum Verlassen des Mannes aneifern. Damit ist keine „Einrichtung einer vom Staate anerkannten, d. i. der katholischen Kirche" in unehrerbietiger Weise besprochen. Obwohl ja sonst das Sakrament der Ehe als ein wichtiger Bestandtheil der katholischen Religion gilt und vom Hetzklerus die staatliche Zivilttrauung als minderwerthig gegen die kirchliche Verbindung erklärt wird. Obwohl nun der Schwur vor dem Altar die Gattin bindet, im Glück und im Leid bis zum Tod bei ihrem Manne auszuharren, empfiehlt doch wieder der Ligouri-Mann von Leitmeritz den Frauen, „lieber das Tischtuch entzweizuschneiden." Warum? Ja warum! Alles nur deswegen, weil die Los von Rom-Bewegung in Nordböhmen der katholischen Hierarchie ein Abbröckeln ihrer beinahe unumschränkten Herrschaft befürchten läßt. Darum das „tiefreligiöse Bedürfnis", durch Haß und Zwietracht zwischen Mann und Weib diesem Verfall einen Damm entgegenzusetzen. Trotzdem hat man noch nicht gehört, daß diese der „Ehe als Bestandtheil der katholischen, also einer im Staate anerkannten Kirche" gewiß nicht förderliche Besprechung seitens eines Hetzpfaffen den Staatsanwalt von Leitmeritz zum Schutze der katholischen Kirchen-Gesetze veranlaßt hätte. Wir können solches von dem Manne auch nicht verlangen. Das wäre ja ein Harikiri, ein Selbstmord, wenn er es thäte. Die Katholikentage sind ja „nicht-politischer" Natur und werden von hochmögenden Persönlichkeiten des Hochadels besucht, sie erfreuen sich weiter schriftlicher Begrüßungen von Seite höchststehender Damen und beginnen und enden mit loyalen Hochrufen, wenn auch inzwischen einige Entgleisungen aus dem „nichtpolitischen" Gebiete vorkommen, wenn auch dem römischen Pontifex „nicht-politisch" die Ergebenheitsgefühle der „bedrängten" Katholiken Oesterreichs zu Füßen gelegt werden, das ist Alles nicht politisch, aber katholisch, daher nicht antastbar, darum liebevolle Nachsicht und ausgiebiger Schutz durch die Bajonnette der Gendarmen-Aufgebote. — Schwups gibt es aber ein anderes Bild, wenn eine radikale Versammlung aus der misera plebs stattfindet. Der Regierungsvertreter ist bis in die Fingerspitzen nervös, ist es ja gewiß keine angenehme Aufgabe, die er da „lösen" soll. Das Geschrei der mächtigen Pfaffenpartei über den ungenügenden Polizeischutz darf nicht außer Acht gelassen werden, auf der anderen Seite diese äußerst unangenehmen Redner — alldeutsche Reichsrathsabgeordnete — die durch

die bloße Aneinanderreihung von geschichtlichen Thatsachen zu so wenig schmeichelhaften Ergebnissen für die Alleinseeligmacher kommen. Zwischen diesen zwei Mühlsteinen bekommt der arme Vertreter der Regierung endlich das Gefühl, daß sein Kopf selbst ein Mühlstein in dieser Verwirrung der Begriffe ist. Erklärlich, daß er das „Lösen" seiner schweren Aufgabe mit dem „Auflösen" der Versammlung verwechselt. Bringt ihm ja die Verwechslung im Falle der Interpellation im Reichsrathe, die gewöhnlich unbeantwortet bleibt, eine Beförderung und damit den Beleg dafür, daß es ganz politisch ist, wenn man „katholisch" ist. Murner der Jüngere.

Pommer'sche Gänsebrüste. Pommern hat in der Neuzeit Glück mit der Weltgeschichte. Zuerst Konitz und nun Gumbinnen. Zwei Fälle, nach denen sich anderer Länder Ehrgeiz alle Zehn lecken würde. Und noch dazu: ein „Fall" geheimnisvoll oder wenigstens dunkler als der andere. Nicht minder unklar erscheint — wenigstens dem Auge des unweisen Thebauers — die Urtheilsschöpfung in beiden Prozessen. Zumal dessen, der dem Städtchen Gumbinnen einen journalistischen Lorbeerkranz von „selten schöner" Ueppigkeit bescheert hat! Man greift unwillkürlich an den Kopf und reibt die Augen, um sich aus dem vermeintlichen Traume zu helfen. Da wird ein Mensch zum Tode verurtheilt, den man nicht einmal bedingt des Verbrechens überführen kann, dessen man ihn bezichtigt! Was gegen ihn spricht — das pendelt völlig in der Luft und könnte höchstens zu einigen Kalauern ausreichen, wenn das Ganze nicht so verdammt am Halse kitzlig wäre. Der Mensch — in seiner höheren Charge: Unteroffizier bei einem Reiterregimente WILHELMS II. — soll seinen Vorgesetzten (übrigens einen patenten Leutschinder) meuchlings erschossen haben — das ist das Ganze, nicht mehr, nicht minder. Wie er das zu Stande gebracht hat — darüber schweigt auch des Staatsanwalts Höflichkeit oder kann wenigstens doch keine plausible Auskunft geben. Es liegt gar nichts vor, nicht einmal ein Schimmer von einem Indizienbeweise. Der angebliche Mörder kann sich über das Charakterbild, welches die Aussagen der Zeugen von ihm entwerfen, nicht beklagen, auch das von ihm gelieferte Alibi erscheint nicht zu verwerfen — und trotzdem, trotz alledem wird dieser Mann zum Tode verurtheilt! Schon der Gang des Prozesses hat ganz absonderliche Blüthen der in Schwang befindlichen Juristerei zu Tage gefördert — so wurde ein Hauptgewicht auf die Beantwortung von Fragen, wie z. B. wie lange das Beisammensein einzelner Personen dauerte, wo diese und jene Person sich um die und die Zeit aufhielt, wie lange solch' ein Aufenthalt dauerte u. s. f., Fragen, deren Beantwortung ohne Zweifel selbst jedem der Herren Richter trotz aller Gelehrtheit reichliche Schweißtropfen gekostet hätte, und in den allermeisten Fällen wohl, wenn nicht direkt, so doch erheblich falsch gewesen wäre, denn wer kann sich nach so und so vielen Wochen genau erinnern, wo er am so und so vielten, um so und so viel Uhr gewesen sei, mit wem er zusammentraf und wie lange er sich dort aufgehalten habe. Wer kann dergleichen Fragen frischweg und ohne Furcht vor etwaiger Richtigstellung beantworten?! Er trete vor und werfe den ersten Stein nach dem „Mörder". Reizt schon dieses Frag- und Antwortspiel zum Widerspruch, wie erst der schwachmattische Hinweis von einer Seite, der man dergleichen am allerwenigsten zutrauen sollte. Der Angeklagte soll nämlich einigemale verlegen geworden sein, dann wieder abwechselnd roth und blaß u. Ae. Und das half mit an seinem Schaffott zimmern. Schade, daß die Sache gar so trauriger Natur ist, denn sonst könnte man sein Zwerchfell angenehm erschüttern. Das Heiterste ist, daß die Rhadamanthusse von Gumbinnen sofort nach der Verurtheilung des „Mörders" (noch dazu an einem Rittmeister — o Frechheit!) ein Gnadengesuch an IHN abgesendet haben. Sie scheinen also von der Schuld des Angeklagten doch nicht so überzeugt zu sein, als es nach dem Urtheil den Anschein hat. Oder sollten sie so weichherzig sein, so christlich, den schwarzen Bösewicht der Gnade anzuempfehlen, weil es im Reich allgemach Mode wird, recht ostentativ den Christen herauszukehren. Das macht ja „oben", wo man wieder einmal christlich-germanischen Hokuspokus treibt, ein gutes Auge. Nun sei's wie immer: die pommerischen Gänsebrüste werden dadurch nicht besser, als sie schon sind.

Igelmeier.

O welche Lust, Soldat zu sein! Zumal unter unserem gegenwärtigen Kriegsminister! Nachdem der Schachzug gegen die Militärpensionisten scheiterte*), rächte sich der Kriegsminister an dem charakterfesten Präsidenten des Vereines, Feldzeugmeister Kober, der zugleich auch Präsident des Militär-Kasinovereines war, dadurch, daß er die Kasinovereine beorderte, die Statuten abzuändern, so daß nunmehr die Präsidenten dieser Vereinigungen ernannt und nicht, wie früher, von den Mitgliedern gewählt werden. Eine feine, der wie im Dienstreglement I. Theil

*) Pester Blätter wissen zu berichten, daß auf das offene Schreiben des Feldzeugmeisters, worin dieser den Kriegsminister aufforderte, seine Beschwerden gegen ihn bezw. den Verein der pensionirter Offiziere und Militärbeamten offen darzulegen, der Kriegsminister gegen den Feldzeugmeister das ehrenräthliche Verfahren habe einleiten lassen. — Das ist bequem und billig nie honorowo, ale zdrowo! D. Verf.

gefordert wird: „ritterlichen Gesinnung“ würdige Rache — ja, es ist eine Lust, Soldat zu sein, wenn man einen Kriegsminister hat, dessen väterliche Fürsorge sich sogar bis auf das Präsidium der Kasinovereine erstreckt. Kein Wunder, daß er bei solcher Kleinarbeit Dinge von weitreichender Bedeutung übersieht, wie sie dem Offizierskorps keineswegs zur Ehre gereichen. Man denke nur an den „Fall“ des Rittmeisters Baron v. Erlangen, über den ein Mann von gewiß ehrenhafter Gesinnung, der Hauptmann-Auditor Skala, in einer Militärzeitschrift nach sorgsamer Erwägung des Für und Wider urtheilte: daß, wenn (man bemerke: die hypothetische Wortfügung!) das in den Zeitungen über das Renkontre des tapferen Rittmeisters mit dem greisen Bauer Gemeldete (und nicht widerlegte!) wahr wäre, der Rittmeister unfehlbar kassirt würde. Man denke daran und erinnere sich, daß der erwähnte Hauptmann-Auditor wegen seiner ganz und gar leidenschaftslosen, bloß hypothetischen Ausführungen kassirt wurde, während über die Angelegenheit des neuen Makkabäers üppiges Gras wuchs. Ja, wenn man sich um Kasinovereine kümmern und ihnen lammfromme Präsidenten suchen muß, dann findet man freilich nicht die nöthige Zeit zu anderen, wichtigeren Dingen!*)

Volker.

Stehler und Hehler. Die Geschichte ist in Wien passirt. Eine Weibsperson stahl einem alten Ehepaare Staatsobligationen im Betrage von 3200 Kronen [wobei zu bemerken ist, daß sie, um den Verdacht von sich zu lenken (!!) 3 Obligationen zu je 100 Kronen verbrannte (!)], des Diebstahls angeklagt, verantwortete sie sich dahin, sie habe nur deshalb gestohlen, um „Setzgeld für die Lotterie zu haben“. Falls sie gewonnen hätte (und sie hätte es gewiß), würde sie alles ersetzt haben. Thatsächlich spielte sie mit einer Leidenschaft und Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, verdoppelte und verdreifachte ihre Einsätze, bis das gesammte gestohlene Geld im Rachen des „Moloch's Lotto verschwunden war. Das Weib erhielt für diese selbstlose Fütterung des Staatssäckels 2 Jahre schweren Kerkers. Ein gutes Sprüchlein sagt: Der Hehler ist so gut wie der Stehler, d. h. der Hehler hat vor dem Diebe nichts voraus. Das Gesetz (sogar unser auf Krücken hinstolperndes Gesetz!) kennt auch Strafen für den Hehler, aber in diesem Falle wurde der betreffende Paragraph nicht angewendet. Warum? Erstens ist der große Charlatan, Staat genannt, der Hehler. Zweitens handelt es sich um eine Einrichtung, die zwar anerkanntermaßen die Schande des habsburgischen Reiches ist, die aber die Einnahme des erwähnten Charlatans in erheblicher Weise vermehrt. Darum hat man den Hehler hübsch in Ruhe gelassen und ihn nicht zur Wiedererstattung verhalten, wie es in Ordnung wäre, wenn wir dergleichen kennen würden.

*) Vgl. S. 314 dieser Zeitschrift.

Der junge Mann mit Namen Levi. Vor Kurzem war Giesenkirchen (um das Oertchen auf der Landkarte zu entdecken, muß man gute Augen haben, vorausgesetzt übrigens, daß auch die Karte gut ist), also vor Kurzem war Giesenkirchen Gelegenheit geboten, seinen „Patriotismus“ in glänzendster Weise zu bewähren. Kam da nämlich ein junger Mensch aus China zurück zu den Fleischtöpfen der Heimat, worüber die „Rheydter Zeitung“, auch ein „patriotisches“ Lokal-Intelligenz-Blättchen, schreibt: „Der junge Mann, mit Namen Levi, war gestern auf dem hiesigen Bahnhofe angekommen und von seiner Mutter empfangen worden. An der Grenze der Gemeinde Giesenkirchen stand ein festlich bekränzter Wagen für ihn bereit. Vorher aber wurde er noch vom Bürgermeister des Ortes begrüßt und zu seiner Heimkehr beglückwünscht. In Giesenkirchen hatten viele Häuser Flaggen- und Guirlandenschmuck angelegt und „Alles war auf den Beinen“, um den jungen Soldaten zu bewillkommnen, der unter Vorantritt einer Musikkapelle und gefolgt von einem Zuge seiner Freunde durch die Hauptstraße fuhr. In dem Saale eines Giesenkirchener Gasthofes wurde dann seine Heimkehr noch ganz besonders gefeiert. Einige Giesenkirchener Wirthe versicherten, die „beste Kirmeß“ brächte häufig nicht einen so großen Wirthshausbesuch, wie der gestrige Empfang des jungen Chinakriegers.“ Fast könnte man glauben, man hätte eine Verulkung des „Simplicissimus“ vor sich. Boshafter hätte selbst der den chinesischen Freudenrummel nicht persifliren können. Hiezu bemerkt der Berliner „Thürmer“ sarkastisch: „Heil Dir, Du hast das Vaterland gerettet, der Völker heiligste Güter gewahrt! Ein Denkmal in Deiner Vaterstadt ist Dir sicher. Und mit Rührung und patriotischer Ergriffenheit werden noch ferne Geschlechter die schlichte, aber überzeugende Inschrift: lesen: Dem jungen Mann mit Namen Levi. Aber, aber — eine schwere Sorge beschleicht des begeisterten Patrioten Herz: Was bleibt nach alledem für den Grafen Waldersee übrig?!“ — Meiner Ansicht nach: eine Rede Kaiser Wilhelm's und der Allerhöchste Befehl, daß Fürst Waldersee als der erste aller Feldherren, so da gelebt haben, anzusehen sei, ausgenommen natürlich Seine Majestät.

Simplicius.

Feuilleton.

Das Goethe-Bonbon.

Ein Beitrag zur Goethe-Philologie.

Bekanntlich hat sich bei uns in Deutschland, dem Lande der gründlichsten Gründlichkeit, die Wissenschaft von deutscher Litteratur mit der rührendsten Hingebung der allerkleinsten und winzigsten Ereignisse und Dinge bemächtigt, welche mit dem äußeren und inneren Leben unserer großen Dichter und Denker in irgend welcher, wenn zuweilen auch noch so ferner Beziehung stehen. In ganz hervorragender Weise ist dies in Bezug auf Goethe der Fall. Die Litteratur über ihn bildet ganz allein schon jetzt eine ganz respektable Bibliothek. Wir haben Lebensbeschreibungen von fast allen Personen, die irgendwie einmal mit Goethe zu thun hatten, von seinen sämmtlichen Lehrern und Verwandten, Freunden und Feinden, Schreibern und Dienern, vornehmlich von allen den Frauen und Jungfrauen, die er geliebt hat oder die ihn einmal mehr oder minder geliebt haben. Im Jubiläumsjahre zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages allein erschienen Hunderte von Aufsätzen und Broschüren, wurden Hunderte von Reden gehalten über: „Goethe und die Frauen", „Goethe und die Liebe", „Goethe und die Juden", „Goethe und der Sport", „Goethe und die Ansichtspostkarten" u. s. w. u. s. w.

Wenn alles liebt, kann Karl allein nicht hassen!

Darum will auch ich die Goethelitteratur und Goethephilologie um einen würdigen Beitrag vermehren und die Geschichte von meinem Goethebonbon erzählen. Von meinem Goethebonbon sage ich; aber eigentlich war es nicht mein, sondern meiner Mutter: mein wurde es aber durch das „Recht der Annexion", und deshalb darf ich es wohl mein nennen. Oder will man die Korrekturen der Karte von Mitteleuropa, die 1866 vorgenommen worden sind, anfechten oder etwa gar rückgängig machen? Jedenfalls kann ich eidlich versichern, daß ich mein Goethebonbon mir einverleibt habe in succum et sanguinem (in Saft und Blut), so daß eine Aenderung dieses Besitzstandes ganz außer dem Bereiche des Möglichen liegt.

Zu Nutz und Frommen der Goethe-Philologie und ihrer Hohenpriester will ich die Geschichte von meinem Goethebonbon der staunenden Mitwelt und Nachwelt ausführlich und wahrheitsgemäß berichten; das glaube ich der Wissenschaft, das glaube ich Goethe — und mir selber schuldig zu sein.

* * *

In der Ritterstraße zu Weimar betrieb mein Großvater mütterlicher Seite, der alte Riese, einen Tuchhandel. Es war am Ende der zwanziger Jahre, als eines schönen Tages vor dem Laden ein Wagen hielt und aus ihm zwei Männer, Goethe und der Großherzog Karl August, ausstiegen und in den Tuchladen eintraten, um Einkäufe oder Bestellungen zu machen. Mein Großvater war Bruder der beiden Herren, denn er war, wie jene, auch Freimaurer und einer der Würdenträger der weimarschen Loge. Er lieferte den Tuchbedarf für den Hof, war mit dem Salzverschleiß für das Herzogthum betraut und erfreute sich auch sonst als solider Geschäftsmann und wackerer Bürger allgemeiner Achtung.

Als der Besuch Goethe's und Karl August's im Riese'schen Laden, den ich eben erwähnte, stattfand, standen in einem Winkel scheu und neugierig, zugleich die beiden ihnen bekannten vornehmen Herren betrachtend, zwei kleinwinzige Mädchen, Zwillingstöchterchen des Kauf- und Handelsherren Riese; von denen die eine später meine Mutter ward.

Die Herren kamen wahrscheinlich eben von der Tafel, denn Goethe, welcher die beiden „Butzerl" bemerkte, griff in seine Tasche und gab den Kindern einige Näschereien vom Nachtische der herzoglichen Tafel.

Darunter befand sich auch mein Goethebonbon, welches allein von allen Stücken der Goethe'schen Süßigkeitsspende an jene kleinen Mädchen sich lange, lange Jahre hindurch noch gerettet hat. Wer weiß, welche Ueberwindungen es meiner Mutter und Tante gekostet haben mag, diesen kostbaren Goetheschatz ihre Jugend hindurch pietätsvoll vor allen Fremden und selbst etwa zu unternehmenden Attentaten zu retten. Aber es ward gerettet, Jahrzehnte lang. —

Soweit ich mich in meine früheste Jugend zurückerinnern kann, war es Brauch in meinem Elternhause, daß nach des Tages Mühen irgend ein bedeutendes Dichterwerk der Weltlitteratur vom Vater vorgelesen wurde. So lernte ich die Bibel, Homer, die Nibelungen, Shakespeare, Cervantes Grimm's Märchen, vor allem aber die von den Eltern hochgeschätzten Dichtungen Goethe's sehr früh kennen und lieben.

Nach jeder Goethe-Vorlesung nahm dann unsere gute Mutter aus ihrem Schranke aus einem verschließbaren Kästchen, das ihre wenigen und bescheidenen Schmucksachen enthielt, jenes berühmte Bonbon, das ihr einst, vor vielen Jahren, der Dichter des Werther, Götz und Faust höchst eigenhändig geschenkt hatte.

Ich sehe noch heute ganz deutlich das altmodisch gemusterte Buntpapierstückchen, in das die theuere „Goethe-Reliquie" eingewickelt war, noch heute klingt mir die Stimme meiner Mutter in den Ohren und die Worte, mit denen sie uns jedesmal stolzfeierlich den Vorgang der Goethe'schen Schenkung schilderte. Nicht ohne Betrübniß denke ich daran, — denn weder das Papier, noch dessen süßer Inhalt lebt mehr, und — schrecklich zu sagen! — durch meine Schuld!

Eines schönen Tages nämlich hatten unsere Eltern das Haus verlassen und mich nebst meinem ein paar Jahre jüngeren Bruder, der später Apotheker ward, in die Dienste des Sultans trat und in Konstantinopel auf räthselhafte, unheimliche Weise verschwunden ist, allein daheim gelassen. Bald waren wir des Spielens überdrüssig, Langeweile plagte uns und fachte in uns den kindlichen Abenteurer- und Entdeckertrieb an. Alle Gemächer, und alle Schränke, Kisten und Kasten wurden durchstöbert, wie das ja Kinder so gern thun. Dabei geriethen wir auch auf jenes kostbare Kästchen. Es war nicht verschlossen — oder steckte das Schlüsselchen? Kurz wir konnten Einblick nehmen und faßten die günstige Gelegenheit beim Schopfe. Nachdem wir das nach der Sitte älterer Zeit mit Aquarellen geschmückte Stammbuch der Mutter aus ihrer Mädchenzeit, ein paar Ringe und Broschen und ähnliche Raritäten gemustert hatten, fiel uns auch das Goethebonbon in die Hände.

Lange Zeit spielten wir harmlos und immerhin voll achtungsvoller Scheu damit, packten es aus seiner Buntpapierhülle aus — und wieder ein — und wieder aus: und das Ende vom Liede war, daß der Naschtrieb unserer Ureltern-Ahnin Eva im Paradies auch bei uns erwachte und wir die Geschichte des Sündenfalls mit dem Paradiesapfel in neuer Inszenirung aufführten. Brüderlich theilten wir uns in das Goethebonbon und — verzehrten es, nicht ohne daß uns bei den Gedanken an die muthmaßlichen Folgen das Gewissen schlug.

Der Frevel war geschehen und nicht wieder gut zu machen!

Das Schicksal hatte seinen Lauf! Die übrig gebliebene Hülle ward gefunden und unsere ruchlose That offenkundig.

Ich sehe noch jetzt das verstörte Gesicht meiner guten Mutter vor mir, noch klingen mir in den Ohren die Worte ihres sonst nur mild und freundlich redenden Mundes, mit denen sie unserem später heimkehrenden Vater entgegentrat: „Vater, die Buben haben mir meine Goethe-Bonbon aufgefressen."

Wir konnten aus dem derbvolksthümlichen Ausdruck, dessen sich unsere sonst immer gemessen und edel sich ausdrückende Mutter bediente, ihre hochgradige Entrüstung über unser pietätsloses Verfahren mit der Goethereliquie ermessen. Es wird wohl auch eine Strafexekution erfolgt sein, doch weiß ich das nicht mehr genau.

Thatsache ist: *ich habe einmal ein Goethebonbon gehabt!* Es war mir ja auch zugedacht zu späterem Besitz, da meine Liebe zu dem Weimarer Dichterfürsten schon in meiner Frühjugend sehr stark ausgeprägt war. Mein kindlicher Unverstand und kindlicher „roher Materialismus" hat mich um diesen Schatz gebracht! Ich *habe* ihn nicht mehr! Unwiederbringlich ist er dahin!

Oft habe ich mir ob unserer Naschhaftigkeit bittere Vorwürfe gemacht; aber das nutzt ja nichts mehr! Hin ist hin! Immer habe ich mich dann aber wieder mit zweierlei getröstet: mit den Worten, die uns unser Vater sagte, wenn wir nach einem dummen Streich Reu und Leid machten: „Es gibt nichts Dümmeres als Reue! *Besser machen, nicht wieder thun*, das ist die beste Reue!" Der andere Trost ist weniger moralischer Natur. Es ist der erhebende und erhabene Gedanke: Ein Stück von Goethe — wenn auch nur ein halbes Bonbon von seiner Hand, — ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. Ich habe eine, wenn auch auf weiten Umwegen und in homöopathischer Verdünnung hergestellte intimste Beziehung mit dem Dichter des Faust! Ach wie schade, daß man etwas, was man gegessen hat, nicht auch stolz zeigen und damit prunken und prahlen kann! — — —

Zu diesen Tröstungen meiner kindlichen Philosophie kam später ein anderer wirksamerer Trost. In meinem Bücherbrett stehen die 30—40 Bände der sämmtlichen Werke Goethes: eine ganze Nieder-

lage, eine ganze Fabrik von herrlichen Bonbons aller Art! Es bedarf nur eines Griffes und ich kann in vollen Zügen die unendliche Süßigkeit Goethescher Dichtung, das feinste Aroma duftigster und tiefster Gedanken einschlürfen!

Aber so oft ich im Goethehaus zu Frankfurt, in Weimar, an verschiedenen, dem Goethekultus gewidmeten Orten und anderwärts Reliquien aller Art — oft genug ebenso nichtiger Art — zu Gesicht bekomme, beschleicht mich immer wieder ein Gefühl der selbstanklägerischen Reue: „Siehst du," sage ich mir, „dummer Kerl, du könntest nun, wenn du einst nicht so naschhaft gewesen wärest, auch eine Goethereliquie besitzen zu Erb' und ewigem Lehen, um die dich ein Goethemuseum beneiden würde!"

Nun, vielleicht findet mein selig verflossenes Goethebonbon später noch seinen Düntzer, und wenn irgendwo in einem Litteraturkalender ein solcher meinen Namen findet, schreibt er vielleicht, ja wahrscheinlich am Rande dazu: „Das war der Mann, der einst ein Goethebonbon besessen — und gegessen hat!"

Ich rufe mit dem sterbenden Faust beseligt aus:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Leipzig. Manfred Wittich.

Türkisches.

Amerikanisch-englische Streitfragen.

Mag eu're Eifersucht noch stärker wachsen!
Was kümmert's uns? O lasset uns in Ruh'!
Rings alle Welt schaut mit Vergnügen zu
Dem hitz'gen Hahnenkampf der Angelsachsen.

Die Belohnung.

Prunkt nur! Prunkt mit hohen Dingen,
Zeigt die dekorirten Brüste!
Wo ist Jemand, der nicht wüßte
Von den dreißig Silberlingen?

Die gestrengen Richter.

O wie prüft ihr so genau, was der Tote that und sprach!
Jeden tollen Kinderstreich, jeder Thorheit spürt ihr nach!
Geldverschwendung, Mummenschanz, Größenwahn Sarkasmus, Spott,
Lachen, Baumuth, Grausamkeit wägt ihr bis zum letzten Lot!
Ist denn eines Menschen Hirn gegen jeden Wahn gefeit?
O seht an die ganze Welt: Ist denn jeder Fürst gescheit?

Der Leichenredner.

Würdig hast am Sarkophage
Du zu reden dich bestrebt;
Doch ich glaub', dein Herr und Meister
Korrigierte das Koncept!
Und mit Recht, denn Trauerreden
Nützen einem Toten nicht;
Nützen dem lebend'gen Schaffen,
Ist des Redners erste Pflicht.

Gegenfrage.

Schwört euch einer: „Jemand sei verrückt", trotzdem er ihn nie sah,
Achtet den Schwur, doch fragt: „Bist du denn selbst nicht ein Thor?

Die Sonnung.

Schau, wie Pfau und Truthahn steigen
Und gebläht den Schweifschmuck zeigen!
Dem Federvieh thut's wohl, scheint heiß
Die Gnadensonn' ihm auf den Steiß.

Wahl.

Lieber ist mir ein Mann auch mit zwei Dritteln Verrücktheit,
Als gar Mancher, der pocht auf sieben Sechstel Gescheidheit.

Neue Mode.

Nicht nur wutgestrafte Knechte
Liegen nach Barbaren-Brauch
Vor dem Herrn; zur Mode plötzlich
Wird das Kriechen, und ergötzlich
In den Sälen, Stuben, Kammern,
Rutscht nun Alles auf dem Bauch.

Der Totenbote.

Mitleidleer und schonungslos behandelt
Hat man dich, du starke Ajasseele!
Grollend, finster bist du fortgewandelt,
Weltverachtend bis zur Todesschwelle.
Doch, daß du dich freust, betrübter Schatten,
Wenn du liest, mit welcher Pompbereitung
Deine Totengräber dich bestatten,
Bringt ein Bote unter Merkur's Leitung
Dir die neu'ste „Allgemeine Zeitung!"

Osmanus.

In Böhmen rüstet man voll Eifers zu den Landtagswahlen, auf die ja unsere Volks-Versöhner so ungeheuerliche Hoffnungen setzen. Wenn nur nicht ein Hagel dazwischenkommt. Bei der Expansion der Tschechen ist an ein friedliches Zusammenleben beider Volksstämme nicht zu denken, es wäre denn, daß die Freizügigkeit vom tschechischen ins deutsche Gebiet (und auch umgekehrt) aufgehoben würde, oder falls an die Freizügigkeit Bedingungen geknüpft werden, wie sie der Tscheche Havlicek im Jahre 1849 formulirte:

1. Daß Jemand nur dahin ziehen dürfe, wo man ihn aufnehmen will.
2. Daß er sich nach Jenen richten müsse, die bereits dort wohnen; Einwanderer müssen die Sprache sprechen, die in ihrer neuen Heimat gesprochen wird und sie müssen sich den Gebräuchen fügen, die dort heimisch sind.

Das sagte ein Tscheche, der, was Nationalismus anbetrifft, unter seinen Gesinnungsgenossen einer der Ersten war. Ich glaube, man könnte es mit seinem Vorschlage probiren — schaden dürfte es auf keinen Fall! Jedenfalls läßt er sich mehr diskutiren, als das himmelblaue Geschwätz vom Versöhnen.

Während auf der einen Seite frisch-fröhlich an der Vereinigung der Nationen herumgekleistert wird, sind die Raben, die leider noch immer um den Kyffhäuser flattern, redlich bemüht, den fluchwürdigsten Hader, den Religionshaß, aufzuschüren und zwischen Familienmitgliedern Zwietracht zu säen. Gelegentlich des „Katholikentages" in Leitmeritz — fast zu gleicher Zeit gab es auch in Olmütz solch' ein Konzilium, das die Weltgeschichte auf dem Kopfe tanzend vorführt — belehrte ein Diener der streitbaren Kirche seine Zuhörer, die in das Gotteshaus kommen, um sich erbauen, sie hätten das Recht, ihren nichtrömisch oder gar (anathema!) widerrömisch gesinnten Familiengenossen die Ehegemeinschaft zu schmälern, eventuell zu entziehen, und ihnen solange zuzusetzen, bis diese in sich gingen und romfromm würden, wie sich's geziemt und wie es der hochheilige Moralist Ligouri wünscht — ad majorem Dei gloriam! Das ist bezeichnend für die Zustände in Oesterreich und liefert einen Kommentar zu den Worten des Kaisers, die derselbe zu einem Kaplan, der für den Bau einer neuen Kirche ihn anbettelte, gesprochen hat, bezw. haben soll: „Unsere katholische Religion wird schrecklich verfolgt, aber dagegen muß gekämpft werden." Wie man sieht, kämpft der ermunterte „man" dagegen in patenter Weise. Nun, es wird sich, meine ich, auch zu dieser Hacke ein Stiel finden.

Freilich, Herr v. Körber läßt als Symbol seines vollständigen Triumphes vor dem Parlamentsgebäude ein Paar von Rossebändigern aufstellen — die Abgeordneten werden es hoffentlich nicht als Anzüglichkeit auffassen. Der Karsthans.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: Ottokar Stauf von der March, verantwortlicher Schriftleiter: Hans Czermak, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Von

Friedrich Werner v. Oesteren

sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin.

Wir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Bei Cäsar Schmidt in Zürich erschien:

Die „öffentliche Meinung" von Wien

(Wiener Pressgeschichten).

Documente zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts von

SEVERUS VERAX.

Preis K. 1.40.

. . . Die Broschüre hat einen **kulturhistorischen Werth**, es ist in seiner Art ein **klassisches Werk** . . . Der Verf[illegible] ragender kritischer Kraft und Schärfe, sittlicher Inte[illegible]

Der „Freidenker", Millwaukee V. S. A

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger

F. Derbohlaw

Wien, IX. Pramergasse 22.

Preislisten kostenfrei.

Dramen

von Josef Hafner

und Oskar Weilhart.

Keine Sühne 1897.

Der Frauenkongress 1898. Verlag E. Pierson, Dresden.

Die brotlose Kunst 1899. Verlag G. & P. Mayer, Berlin.

Das Märchen vom neuen Leben 1899.

Das neue Dorf 1901. (Oesterr. Verlagsanstalt.)

Von Josef Hafner in früher erschienen:

Spiritismus oder Philosophie 1891.

Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895.

(Verlag W. Friedrich, Leipzig.)

Werke

von

Emil UELLENBERG

erhältlich durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.

1896. Verlag E. Pierson Dresden.

Mitten im Leben.

1897. Verlag Ludwig Hermann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.

1901. Verlag E. Pierson, Dresden.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Ad. SCHUSTERMANN, Zeitungs-Nachrichten-Bureau

BERLIN O., Blumenstrass 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !

Referenzen zu Diensten. — Prospecte u. Zeitungslisten gratis und franco.

CHOCOLAT SUCHARD

Paris 1900

Grand Prix

Höchste Auszeichnung!

„Der Scherer“

Innsbruck-Leipzig.

Alldeutsches Kampfblatt für Freiheit in Kunst und Leben.

Ganzjährig Kr. 8 = Mk. 8.
Oesterreichische Postzeitungsliste 3493.
Deutsche Postzeitungsliste 6798.

Reicher Bilderschmuck von hervorragenden Künstlern.

Werthvolle Beiträge. Bücherschau. Kritik.

Probenummern kostenfrei.

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt“

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen **zwei** reich illustrirte, circa 50 Seiten starke Hefte; Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.—.**

!!! „Bühne und Welt“ ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt“

Berlin S 42. Otto Elsner.

„Neue Bahnen“.

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 = Mk. 3 = Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 = Mk. 6 = Frcs 8. Ganzjährig: K. 12 = Mk. 12 = Frcs 16.

Einzelne Hefte 60 Heller = 60 Pfennig = 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: **Verwaltung** der „Neuen Bahnen“, Wien, VIII/1. Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer“ Innsbruck, Museumstraße.

18. u. 19. Heft. 1. October. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Urtheil 483
M. G. Conrad, Zu Wilhelm Raabe's Siebzigstem 485
Heinrich Pudor, Philologisches Kunststudium 486
Friedrich Adler, Joaquin Maria Bartrina 490
Oskar Panizza, Der Goldregen 491
Detlev Freiherr von Liliencron, Waldschnepfenjagd 496
Meta v. Salis-Marschlins, Neue Gedichte 496
Emil Nellenberg, Dem modernen Pharisäer 499
Josef Schmidt-Braunfels, Abendzauber . . 499
Emil Nellenberg, Ernst Ziel 500
Ernst Ziel, „mit dem Bilde des Verfassers" Von heute 502
Ernst Ziel, Moderne Xenien 505
Roland Hammer, Der Verfall der deutschen Schaubühne 506
Felix Dahn, Bei Bechlarn 508
Theodor v. Sosnosky, Der Fall Schnitzler . 508
Ottokar Stauf v. d. March, Abenteuer im Epirus (Fortsetzung) 515
Hans Weber-Lutkow, Der Handschuhmacher 519
F. W. v. Oesteren, Schnepfenstrich 519
Volker zu Alzey, Ohm Pauls Abschied . 520
Aus dem Wiener Kunstleben 521
Bücherschau 524
Aus dem Narrenhause der Zeit 526
Feuilleton:
Autorität v. Multatuli 528
Tu felix Austria, v. Karsthans 529
Unsere Einspruchsverhandlung 550

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—
Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Ctms.

Bezugs-Einladung. Mit 1. October beginnt ein neues Bezugs-Vierteljahr für die „Neuen Bahnen". Wir ersuchen unsere Leser und Freunde um gefl. Erneuerung des Bezugsrechtes und Weiterempfehlung der „Neuen Bahnen."

Die Verwaltung.

Unsere Mitarbeiter:

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Hans Benzmann, Berlin.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell v. Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Haufe, Maderno.
Karl Maria Heidt, (†).
Karl Henckell, Zürich.
K. M. Klob, Wien.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Friedrich Werner v. Oestéren, Schloß Weleslawin.
Oskar Panizza, Paris
Hepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler, (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck
Hermann Rollett, Baden.
Benno Rüttenauer, Mannheim
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Heinrich v. Schullern, Salzburg.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf v. der March, Wien.
Maurice Reinhold v. Stern, St Oswald.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Emil Uellenberg, Zürich.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Ernst Ziel's Werke

Litterarische Reliefs. IV. Bde. 1885/95.
Ed. Wartig's Verlag, Leipzig.

Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts.
1901. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Ausgewählte Gedichte. Mit Bildnis.
1901. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

! Soeben erschienen Neuausgabe !

Im Sommersturm

von Arthur von Wallpach.
Eigenverlag.
Zu beziehen durch den Verlag des „Scherer" **Innsbruck, Museumstraße 16.**
Preis der Volksausgabe geh. **K. 1.50 = M. 1.25.**
Desgleichen:

Sonnenlieder.

Demnächst erscheint:

Jahresringe.

Neue Bahnen

Pr. I. 212/1.
9.

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Das k. k. Landesgericht Wien als Preßgericht hat heute unter dem Vorsitze des k. k. Landesgerichts-Vicepräsidenten Hofrath Dr. Ritter v. Holzinger, im Beisein der Votanten k. k. Landesgerichtsrath Dr. Thanner, k. k. Landesgerichtsrath Ritter v. Schubert als Richter und des Auskultanten Rösch als Schriftführer:

über den Einspruch des Ottokar Stauf von der March, Herausgebers und Verlegers und des Hans Czermak, verantwortlichen Schriftleiters der periodischen Druckschrift „Neue Bahnen" gegen das Erkenntnis des k. k. Landesgerichtes Wien als Preßgericht vom 6. August 1901 Pr. $\frac{\text{XXIII. 212/1}}{3}$ in der gemäß § 493 St.-P.-O. am 16. September 1901 gehaltenen öffentlichen Sitzung nach Anhörung des k. k. Staatsanwaltes, Oberlandesgerichtsrathes Dr. Bobies und des Dr. Viktor Moser als Vertreter des den Einspruch Erhebenden zu Recht erkannt:

Dem von Ottokar Stauf v. d. March und Hans Czermak, vertreten durch Dr. Viktor Moser rechtzeitig erhobenen Einspruche gegen das Erkenntnis des k. k. Landesgerichtes Wien als Preßgericht vom 6. August 1901 Pr. $\frac{\text{XXIII. 212/1}}{3}$ womit erkannt wurde: daß der Inhalt des im 15. Hefte der periodischen Druckschrift: „Neue Bahnen" vom 1. August 1901 enthaltenen Artikel mit der Aufschrift: „Der Fluch des Mystifax" zur Gänze den Thatbestand des Verbrechens gegen § 63 St.-G., sowie das Vergehen gegen § 300 St.-G. begründe, daher nach § 493 St.-R.-O. das Verbot der Weiter-

verbreitung dieser Druckschrift ausgesprochen und gemäß § 37 Pr. Ges. die Vernichtung der saisirten Exemplare verfügt wurde, wird nicht stattgegeben, soweit der Inhalt des Artikels den Thatbestand des Verbrechens gegen § 63 St.-G. begründet, hingegen stattgegeben hinsichtlich des Vergehens § 300. St.-G.

Begründung.

„In dem Märchen, „Der Fluch des Mystifax" werden in leicht erkennbarer Weise die innerpolitischen Zustände Oesterreichs innerhalb der letzten Jahre, die einzelnen Phasen des Sprachenstreites dargestellt. Der „allverehrte König Arbago" des Märchens ist als ein hilfloser unschlüssiger, alter Mann von minderer Urtheilskraft hingestellt, der von einem seiner Völker verflucht wird. In seiner Hilflosigkeit willigt er ein, daß der Seher Mystifax die Völker zur Stummheit verflucht, alle Völker werden mundtodt gemacht und auf diese Weise wird der Frieden im Innern des Reiches wieder hergestellt. Unter dieser Gestalt des „Königs Arbago" wird der Monarch in das Märchen eingeführt. Daß darin eine Ehrfurchtverletzung gegen den Kaiser liegt, steht über jeden Zweifel. Es liegt somit der Thatbestand des Verbrechens gegen § 63 St.-G. vor, weil die Absicht in dem ganzen Artikel, die Person des Kaisers zu schmähen und herabzuwürdigen, am Tage liegt.

Daher wurde dem Einspruche nicht stattgegeben. Was jedoch das Vergehen § 300 St.-G. betrifft, so wird allerdings „eine Anordnung einer Behörde," die Sprachenverordnungen unter dem Ministerpräsidenten Grafen Badeni durch Verspottung und Entstellung von Thatsachen herabzuwürdigen gesucht; doch handelt es sich gegenwärtig um eine nicht mehr bestehende Anordnung einer Behörde, weil die genannten Sprachenverordnungen bereits aufgehoben sind und eine derartige, nicht mehr bestehende Anordnung einer Behörde genießt nicht den Rechtsschutz des § 300 St.-G., daher war diesbezüglich dem Einspruche stattzugeben.

Wien, am 16. September 1901.

Der Vorsitzende: **Holzinger m. p.**

Schriftführer: **Rösch m. p.**

L. S.

Collationirt, dem Originale gleichlautend.
Vom k. k. Landesgerichte in Strafsachen.
Wien, am 24. September 1901.

Berch.

Zu Wilhelm Raabe's Siebzigstem!

Die Sentimentalen singen:
Ist das die selige Erntezeit,
Das Fest der Feste im Leben?
Der Frühling, der Sommer so weit, so weit,
Die Jugend schon fern eine Ewigkeit —
Ueber den Feldern ein seufzendes Beben!

Die Allzeitvergnügten springen:
Gewiß ist's selige Erntezeit
Und Fest der Feste im Leben:
Die Fülle des Segens dehnt sich so breit!
Du schaffender Säemann, wie blütenbeschneit
Im Weißhaar — leuchtet dein Streben

Als Frühglanz nicht mit einemmal
Dem rüstigen Volke der Jungen?
Der Orden, der Titel helleuchtende Zahl
Wirft güldenen Glanz übers Jubelmahl —
Wie herrlich ist Alles gelungen!

Der Gefeierte spricht:
Nennt wie ihrs wollt, Ihr lieben Leut' —
Ich that mein Werk, thut's Eure!
Meine Garben zu zählen spart Euch die Müh'!
Daß Euch wie mir die Ernte erblüh',
Wünsch ich, der Euch nun so Theure!

— — — — und denkt bei sich:
So ein Siebziger ist eigentlich fürchterlich!
Wer heute mir schwindelt, sei morgen gehenkt
Und dann in ein feines Büchlein versenkt.
Ich dien' meiner Kunst und dem Volksthum
Und pfeife auf eitlen Nachruhm.

Zeitlebens hab' ich nichts Bess'res gethan:
Frow Wahrheit mögen sie stehen lan!

München. Michael Georg Conrad.

Philologisches Kunststudium?

Von **Heinrich Pudor** (Oetzsch.)

Man kann dieses Zeitalter das der Technik mit ebensoviel Recht nennen, als man es das des Verkehrs genannt hat. Und erstere Bezeichnung trifft zu, nicht nur insofern die technischen Wissenschaften besonders große Fortschritte machten, bedeutende technische Erfindungen gemacht wurden, die technologische Erziehung eine hervorragend gute wurde und die technischen Errungenschaften in der That unserem modernen Großstadtleben den Stempel aufdrücken, sondern auch indem das technische Princip auf Kunst, Wissenschaft und das gesammte Leben bestimmt wirkte.

Das technische ist ein formales Prinzip und unsere gesammte Bildung ist eine wesentlich formale geworden. Technik und Form herrschen selbst da einseitig, wo Phantasie und Gefühl maßgebend sein sollte, selbst in der Kunst und die Kunstwissenschaft ist heute geradezu zu einem Zweige der Philologie geworden; die Methode, die sie befolgt, ist die philologische, und die Art, wie sie die Kunstwerke zerlegt und zergliedert, beschreibt und analysirt, ist philologisch. Das Psychologische in der Natur eines Künstlers und in den Kunstwerken wurde von wenigen Kunsthistorikern berücksichtigt. Lermolieff allein deutet es hin und wieder an. Dieser bedeutende Kunsthistoriker vergaß auch nicht das Prinzip der örtlichen Individualität und der klimatischen Bedingtheit. Im übrigen muß die Kunstgeschichte als Entwicklungsgeschichte der Empfindungen erst noch geschrieben werden. Heute ist sie eine Art Diplomatik, d. h. Handschriftenkunde. Man versucht das Handschriftliche des Künstlers festzustellen, man studiert die Kunstwerke in Bezug auf Technik und Form, nicht in Bezug auf Empfindung. Man gibt eine philologische Bilderbeschreibung, nicht aber Psychologie, nicht Philosophie. Die Kunstwerke sind für die Kunsthistoriker im Grunde genommen antiquarische Raritäten, die bestimmt sein wollen — als Seelen-Abdrücke; als verdichtete Empfindungen, als Niederschläge des Gemütes und Temperamentes existiren sie nicht für sie. Daher kommen auch die schweren Irrtümer und schwankenden Urteile in Bezug auf den Wert der Kunstwerke, wie letzthin bezüglich der „Sixtinischen Madonna". Dieses Werk, eines der bedeutendsten Kunstwerke aller Zeiten, bringt eine Stärke und Tiefe, eine Hoheit und Reinheit der Empfindung zum Ausdruck, wie sie himmlisch, nicht irdisch ist. . . .

Das technische, das formale Prinzip ist in der Kunst wichtig, aber nicht primär, sondern sekundär. Denn die Technik ist Mittel. Der Zweck ist die Empfindung, die vermittelst der Form dargestellt wird. Wir haben hier die alte und ewig neue Verwechslung von Zweck und Mittel, von Inhalt und Form vor uns. Der Zweck des Kunstwerkes ist zugleich der Inhalt desselben, nemlich die Empfindung. Das Mittel des Kunstwerkes ist zugleich die Form desselben, nemlich die Art der technischen Darstellung. Die philologischen Kunsthistoriker verfuhren unlogisch, indem sie das Mittel, nemlich die Form obenanstellten und die Kunstwerke fast einseitig in Bezug auf Technik und Form studirten und bestimmten. In dieser Beziehung erinnerten sie geradezu an Naturaliensammler; die letzteren fragen natürlich nicht darnach, ob ein Insekt schön ist und was es psychologisch ausdrückt, sie „bestimmen" es lediglich, ordnen es ein in Klassen und Geschlechter, beschreiben es, stecken es an die Nadel und stellen es aus. Nicht viel anders verfuhren die Kunsthistoriker. Ob es eine Gemme, eine Topfscherbe, ein Büstenfragment oder eine Wandmalerei war, immer wurde es mit der philologischen Brille nach dem gleichen doktrinären Prinzip beguckt, bestimmt, eingeordnet, beschrieben und ausgestellt. Die Archäologen verfuhren dabei am pedantischesten, die Kunsthistoriker verdienen vielleicht den größeren Tadel.

Wer an einer Universität Kunstgeschichte studirt hat, kennt dieses philologische Kunststudium aus Erfahrung. Es ist, zumal in den kunsthistorischen Seminaren der Universitäten, das trockenste, phantasiearmste Studium, das sich denken läßt. Man

denkt garnicht daran, auch nach dem Empfindungswert eines Kunstwerkes zu fragen. Man sollte denken, Kunst ist etwas, was mit Begeisterung, Phantasie, Herz zu thun hat, aber man friert, wenn man eine solche kunsthistorische Vorlesung hört. Man sammelt die technischen Merkmale, beschreibt das Kunstwerk nach dem, was es darstellt, behandelt den Künstler biographisch, ordnet ihn in die Geschichte ein, das ist Alles. Der Doktrinarismus, der das formale Prinzip vergöttert, hat auch die Kunsthistorik entgeistigt und zu einer Buchstabenwissenschaft gemacht. Die Ausnahme, welche Jacob Burckhardt's „Kultur der Renaissance" darstellt, bestätigt nur die Regel. Die trockenen Pedanten aber haben auf diesem Gebiete wie Refrigeratoren gewirkt; man fühlt sich in die Glacialperiode versetzt, wenn man ihren Erläuterungen folgt. Man glaubt Anatomieprofessoren vor sich zu sehen, die es mit Leichnamen zu thun haben, nicht mit Kunstwerken, in denen die Seele eines Künstlers lebt. Wenn schon in der Philologie selbst häufig das formale Prinzip zu sehr in den Vordergrund gestellt wurde und man über die Fragen der Satzbildung, der Wortlehre vieles, was den Inhalt und Geist betraf, vergaß, so beging man durch Einführung dieses philologischen Prinzipes in die Kunstgeschichte, einen um so größeren Fehler. Gewiß kann die Kunsthistorik die Philologie nicht entbehren, aber die letztere ist nur ein Hilfsmittel der ersteren. Und die Psychologie ist nicht nur auch ein Hilfsmittel der Kunsthistorik, als sogar ein viel wichtigeres, denn sie betrifft den Inhalt, nicht die Form des Kunstwerkes. Warum will man bei den Kunstwerken nur die formale Seite studieren? Ist etwa die Kunst nicht angebetet worden zu allen Zeiten deshalb, weil sie alles, was göttlich im Menschen ist, zur Darstellung bringt? Nicht der Leib aber, sondern die Seele, die fühlt, ist das Göttliche im Menschen. Fast muß der Kunsthistoriker heute fürchten, unwissenschaftlich zu werden, wenn er von Begeisterung erfaßt wird, Phantasie zeigt und Empfindungswärme beibringt und die Kunstwerke solchergestalt betrachtet. Und in der Litteratur und Litteraturgeschichte kommt diese philologische Strömung zu besonders charakteristischem Ausdruck: Hier war der Buchstabe handgreiflich da, und je mehr die Litteratur geschrieben und gedruckt, gesehen und gelesen, je weniger sie gesprochen und gehört wurde, desto mehr ließ sie das Klangliche und eigentlich Charakteristische, nämlich die Empfindung vermöge des klingenden Wortes auszudrücken, hintenanstehen. Und die Litteraturgeschichte hielt sich an Stil, Wortbildung, Wortverbindung, als wären es Dinge an sich, nicht aber Kunstmittel; sie dachte nicht daran, eine Entwicklungsgeschichte der Empfindungen an der Hand der Litteratur zu schreiben; Litteratur, das war ihr eine Grammatik, nicht eine Schatzkammer der Empfindungen oder gar ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Sitten.

Aber nicht nur in der Archaeologie, Litteraturgeschichte und Kunsthistorik, sondern auch in der Kunstaesthetik war das formale Prinzip maßgebend. An die schöne Form, nicht an die Empfindung hielt man sich. Man sagte, die Kunst ist das Schöne, das Schöne ist etwas Formales, und machte sich nun eine Kunstaesthetik zurecht, die wie eine mathematische Formenlehre anmuthete. Es war, als ob man der Kunst den Rock auszog und nun nicht etwa den Körper, sondern den Rock studierte. Diese Art der Kunstaesthetik wurde sogar in die am meisten sensitive Kunst, in die Musik eingeführt, und was Vischer in der Kunstaesthetik war, das war Hanslick in der Musikaesthetik. Ja, in die Kunst und das Kunststudium selbst drang dieses philologische Prinzip ein und auf den Akademien wurde das formale Prinzip fast einseitig berücksichtigt. Daher das Arbeiten nach dem Abguß in der Zeichnung und Plastik und das Copieren in der Malerei. Wie vergiftet ist unser gesammtes Kunstleben durch diese philologische Methode!

Es gibt in der modernen Kunst ein markantes Beispiel als Frucht dieses philologischen Kunststudiums. Der Mann heißt Klinger. Als Künstler im Allgemeinen und als Maler im Besonderen verkörpert er das schlimmste Mißverständniß in Bezug auf Kunst, das möglich ist. Er ist Archoelge, Philologe, Historiker, Mathematiker — alles andere, nur nicht Künstler.

Es ist bezeichnend, daß die Vergötterung, die man seinem „Christus im Olymp„ entgegenbrachte, genau in dieselbe Zeit fiel, als man die „Sixtinische Madonna" aufgab. Aber wenn die Not am größten, ist uns Gott am nächsten, und das künstlerische Gewissen des Menschen muß gerade jetzt bald erwachen. Es zeigt sich nemlich, daß die Künstler selbst, je mehr sie die Kunst als Sensation aus dem Auge verlieren und als Form vergöttern, desto unfähiger werden zur künstlerischen Darstellung überhaupt. Die Formen, der Empfindung und des inneren Lebens beraubt, werden zu Schemen und die Kunst hört bald überhaupt auf. So war es zur Zeit der italienischen Spätrenaissance und der spätrömischen Kunst. Klassizismus bedeutet nicht nur Verfall der Kunst, sondern auch bevorstehendes, gänzliches Stillstehen der künstlerischen Produktion. Denn die Kunst hat nur Sinn, so weit sie Empfindungen darstellt. Sie ist dargestellte Empfindung. Künstler sein heißt, seine Empfindung darstellen „können."

Die Kunstaesthetik ist darnach die Lehre von der Objektivirung der Empfindungen vermöge des künstlerischen Ausdrucksmittels. Die Kunsthistorik ist somit die geschichtliche Darstellung der in der Kunst objektivirten Empfindungen. Das Biographische, das Philologische sind nur Hilfsmittel der Kunsthistorik. Vor allem muß der Kunsthistoriker darstellen, welcher Art die Empfindung ist, die der Künstler in einem Werke dargestellt hat, welche Empfindung im Allgemeinen bei demselben vorherrschend ist, welches Temperament er repräsentirt, in welcher charakteristischen Weise er die Empfindungen, um die es ihm zu thun ist, darstellt, ob er sie rein darstellt oder verhüllt und verschleiert und ob er mit der Empfindung kämpft. Die Frage des persönlichen Charakters wird von großer Bedeutung sein wie der Grad und die relative Wärme der Empfindung, die nationale Bedingtheit dieser Empfindung, die klimatische und die zeitgeschichtliche. In der Malerei die Art, wie die Naturbetrachtung vermöge der Farbe auf das Auge wirkt und solchergestalt das sinnliche Gefühl erregt, wie dieses wiederum in Beziehung zu dem gesammten Empfindungszustand des betreffenden Menschen tritt, und wie der Maler nun dies Alles, wie er es subjectiv und individuell erfahren, darstellt, — in der Plastik ebenso bezüglich der Form, in der Zeichnung bezüglich der Linie und bezüglich Licht und Schatten, in der Musik ebenso bezüglich des Tones, wie er vom Ohre aufgenommen wird — alle diese Fragen müssen in die Kunsthistorik einbezogen werden, und über Manches, wie z. B. über die Farbe als sinnliches Erregungsmittel bei Titian könnte man einen Band für sich schreiben.

Ueberblicken wir von dem angegebenen Standpunkte aus die griechische Plastik, so zeigt sich, um nur flüchtig zu skizziren, daß in der alten Zeit die Empfindung vorhanden war, aber sie wagte sich noch nicht hervor, sie wird unterdrückt, sie ist noch starr, noch gleichsam gefroren. (Dasselbe wiederholt sich in der byzantischen Periode der italienischen Malerei, ähnliches in den Anfängen der romanischen Baukunst.) Die aeginetischen Skulpturen zeigen noch immer das Starre der archaischen Empfindungen, aber schon gemildert, die Befreiung bereitet sich schon vor. Bei den Parthenonskulptnren ist die Empfindung frei, wenngleich noch maßvoll, Inhalt und Form deckt sich hier, wir haben hier schöne Empfindung, es ist die Blüthezeit der griechischen Plastik. Bei den olympischen Skulpturen wird die Empfindung zügellos, leidenschaftlich, fast gewaltthätig, sie tritt mehr auf die Oberfläche, das Technische wird vollständig beherrscht. Sogleich bereitet sich nun auch der Verfall vor, die Technik wird Selbstzweck, die Empfindung hat sich verflüchtigt: die spätrömischen Skulpturen. Die archaischen Künstler empfanden, aber „konnten" noch nicht, die spätrömischen Künstler „konnten", aber empfanden nicht mehr. Dasselbe wiederholt sich im Entwicklungsgange jedes Künstlers und auf allen Gebieten der Kunst und zu allen Zeiten. Es ist geradezu das Schema der Kunstentwicklung. In der Baukunst entsprechen den archaischen Skulpturen etwa die Pyramiden, in der Musik

die Kompositionen der altniederländischen Kontrapunktiker. Die Entwicklung der neueren Baukunst vom romanischen zum Spätrenaissance- und Barock-Stile zeigt Aehnliches.

Man könnte auch die Kunstgeschichte als eine Geschichte der Temperamente behandeln und beantworten, welches Temperament in einer Periode, in einem bestimmten Volke, in einem bestimmten Künstler, unter einem bestimmten Klima, in einer bestimmten Periode eines und desselben Künstlers und endlich in einem bestimmten Werke zum Ausdruck kommt.

Ferner ist vor allem zu berücksichtigen, ob die Empfindung veredelt ist, wie stark, wie tief und weit sie ist, ob Schmerzempfindungen, oder Lustempfindungen vorherrschen, wie weit die Empfindungen vorherrschen, wie weit die Empfindungen sinnlich und geschlechtlich verursacht oder affiziert sind, ob die Empfindungen schroff und jähe wechseln oder sich allmählich verändern, inwieweit der Künstler sein Empfindungsleben entwickelt und verfeinert hat etc. etc. Damit bekommen wir ein bestimmtes Maß, nach dem wir den Wert eines Kunstwerkes messen können und derartige kontrastirende Urteile, wie bezüglich der sixtinischen Madonna, wie sie in der Kunstwissenschaft täglich vorkommen, werden unmöglich werden. Nehmen wir ein Beispiel: Rubens eingeordnet in die Kunsthistorik als Entwicklungsgeschichte der Empfindungen. Bei *Rubens* ist die Empfindung frei, unverhüllt, etwas gewaltthätig, fast brutal, gesundsinnlich, fast grobsinnlich, die Lustempfindungen überwiegen bedeutend, die Empfindung ist stark und weit, aber nicht sehr tief und einseitig, sich immer in derselben Weise wiederholend. Wonne, Freude, Glück, Wollust, im Allgemeinen Lebenslust stellen seine Werke dar. Was das Temperament betrifft, ist er eine Mischung des Phlegmatikers und Sanguinikers. Als Charakter zeigt er sich nachgiebig, er kämpft und ringt nicht, er genießt, ohne sich Skrupel zu machen.

Man braucht nicht zu verlangen, daß die Kunsthistorik *lediglich* eine Entwicklungsgeschichte der Empfindungen geben solle, aber sie sollte versuchen *auch* eine solche zu geben: Und sie soll vor allem aufhören, die Kunst fast nur philologisch zu behandeln, ebenso wie sie, was das Historische betrifft, mehr Beiträge zur Kulturgeschichte geben und bei der Beurteilung eines Kunstwerkes oder eines Künstlers das Psychologische und Philosophische mit in Betracht ziehen sollte. Auch ein Buch, welches die Philosophie großer Künstler aus ihren Werken ablest, und die Kunstgeschichte als Geschichte der Philosophie der Künstler auffaßt, wäre erst noch zu schreiben. Dasselbe gilt von einer Geschichte der Künstlerphantasie, die ebenfalls in die Kunsthistorik einbezogen werden muß, und von der Kunstgeschichte als Sittengeschichte. Eine solche Kunsthistorik würde die Menschen *bilden* und *bereichern*, sie an der Hand der Kunstwerke zu feinsinnlichen, phantasiebegabten, vielleicht sogar zu edleren Menschen machen. Was nützt die heutige trockene philologische Kunsthistorik der Menschheit? Ein bischen mehr Wissen gibt sie ihr, das ist alles, aber das ist nicht genug, man lese, was Kant über den Wert des Wissens sagt, nachdem er Rousseau gelesen.

Nur so kann die Kunsthistorik engere Beziehung zum Leben bekommen und in gutem Sinne populär werden. Zur Zeit der alten Griechen und der italienischen Frührenaissance war die Kunst *Eigentum des Volkes* und lebte in jedem Mitglied des Volkes. Der Mensch bildete sich nach dem Kunstideal; Kunst und Leben waren eng verschmolzen. Heute ist die Kunst dem Volke entfremdet, die großen Massen sind geradezu kunstunfähig, und die Kunsthistorik hilft diese Kluft nur vertiefen, anstatt sie zu überbrücken. Fichte hat gesagt, daß überhaupt nichts Großes in der Welt ohne Enthusiasmus möglich sei, Rousseau hat gewissermassen den Kreuzestod dafür gelitten, daß er der Menschheit die Fähigkeit, zu empfinden, zurückgeben wollte. Aber pedantische deutsche Gelehrte vergessen immer wieder, daß das Gefühl allein schöpferisch ist, daß die Kunst nicht ein Rechenexempel oder ein technisches Bravourstück, sondern eine Schöpfung des Gefühls ist. Die sixtinische Madonna ist von ihrem Throne gestürzt, wir können so etwas nicht mehr nachfühlen. Vielleicht wird die Venus von Milo bald folgen. Und nur die philologischen Arbeiten nach

dem Stile des Klinger'schen Christus im Olymp werden angebetet werden. Wie versteht man dann ein Werk, wie die Michelangelo'schen Sklaven? Ja, ich erinnere mich, daß der Universitätsprofessor nicht genug daran zu tadeln fand, daß er überhaupt die michelangeleske Plastik als übertrieben, verschroben und geschmacklos bezeichnete. Und doch ist gerade Michelangelo mit seiner Kraft, Größe und Weite des Gefühls ein Prometheus der Kunst, ein wahrhaftiger Gott der Kunst, dem man knieend nahen muß, bei dem die größte Leidenschaft immer noch klassisch bleibt und nichts barock wird. In seinen Sklaven hat er gewissermassen sein künstlerisches Testament gegeben, sie sind eine Offenbarung, ein Evangelium der menschlichen Leidenschaft. Aber mit Messen und stückweisem Unterdielupenehmen kommt man einem solchen Werke nicht näher. Es verlangt Hingabe und Empfänglichkeit, vielleicht sogar Ehrfurcht. Man muß es empfinden, wenn man es verstehen will. Man muß selbst glühen können, wenn man diese Gluth der Leidenschaft verstehen will. Alle Achtung vor der Gewissenhaftigkeit, dem Fleiß, der Ausdauer, der Gründlichkeit, dem Spürsinn der deutschen Gelehrten, aber ein bischen sehr viel mehr Schießpulver könnte ihnen nicht schaden. Sie leiden zu selten an Geburtswehen, es giebt zu wenig Gewitterköpfe unter ihnen, sie haben nicht den Muth zu empfinden; sie denken, man kann nur wissenschaftlich sein, wenn man kühl bis an's Herz hinan ist. Auf diese Weise wird allerdings die ganze Wissenschaft schließlich zur Mathematik werden und je mehr die technischen Wissenschaften emporblühen, desto schneller werden die meditativen Wissenschaften dahinsiechen oder immer mehr philologisch und historisch werden. Aber auf die Dauer wird sich das der Mensch nicht gefallen lassen. Er dürstet schon heute nach Sensationen. Und er wird einst verlangen, daß man sie ihm giebt, die psychologische Kunstwissenschaft, an Stelle der mathematischen und philologischen . . .

Schon heute giebt es Menschen, welche noch Phantasiehunger haben, welche noch nach Offenbarungen dürsten, welche noch in Verzückung und in Begeisterung verfallen können, welche nicht bloß „wissen", sondern auch empfinden wollen, und es wird schließlich Frage der Selbsterhaltung für die Kunstwissenschaft werden, ob sie nach der philologischen oder mehr nach der psychologischen Richtung hin sich weiterentwickeln will.

Joaquin Maria Bartrina.*)

Neulich fiel mir ein zu fragen
Einen Mann, der blind geboren:
Haltet mich für keinen Thoren —
Was ist roth? Wollt ihr mir's sagen?

Gerne sag' ich, wie ich's meine,
Ob ich auch das Roth nicht schaute:
Roth ist mir der Duft der Raute
Und ein Schluck von herbem Weine.

Roth, wie wenn ich Disteln träte,
Wenn mich trockne Glut versengte,
Oder wenn ins Ohr sich drängte
Mächtig Schmettern der Trompete.

Ich vernahm's und traumverloren
Sinn' ich über'm Wort des Blinden —
Seltsam! für wieviel Empfinden
Bin ich selber blind geboren!

Aus dem Spanischen v. Friedrich Adler.

*) Ein jung gestorbener spanischer Dichter, der nur ein Gedichtbuch „Algo" geschrieben.

Der Goldregen.

Von **Oskar Panizza** (Paris.)

Wenn's Zehn-Mark-Stückl regnet,
Und Zwanzig-Mark-Stückl schneibt,
Na bitt' i unsern Herrgott,
Daß 's Wetter so bleibt.
Altbayerischer Vierzeiler.

Es war an einem Samstag Nachmittag und es regnete, — daß ich genau bin, es *hatte* so gegen 3 Uhr etwas geregnet und der Boden war sozusagen wieder trocken. — Ich wohne an einem großen Platz, in der Mitte ein Springbrunnen und ringsum eine Masse Metzger-, Krämer-, Melber-, Schuster-, Schneider-, Charkutier-Läden u. dgl. Am Samstag Nachmittag schleppen die Dienstmädel all' das Zinngeschirr und das Zeug auf die Straße und putzen es und scheuern und fegen; und das giebt ein Gemantsch und Gequatsch, und ein Spritzen und Schimpfen, und Gekicher und Zoten-Erzählen .... mir macht das Ding Spaß, und so wird sich Niemand wundern, wenn ich sage, ich ging an jenem Nachmittag ganz langsam über diesen Springbrunnenplatz, um in einem nahegelegenen Kaffee bei einer Schale warmem Cichoriwasser das Abendblatt zu lesen. Wie ich aus dem Haus trete, fällt mir ein sonderbarer Schwefel-Geruch auf; ich denk' aber an nichts weiter, und gehe fort. Eben auf dem Platz angekommen, bemerke ich, daß der ganze Horizont mit einer grieselig-gelben Schicht überzogen ist. In der Mitte des Platzes angelangt, höre ich einige raschelnde, springende, abplatzende Punkte auf meinen Stiefeln, als wenn's kieselte; gleichzeitig hör' ich etwas Aehnliches auf meinem Filzhut herumtrommeln. Ich schau hinauf: ist diese ganze gelbe Schicht, von der ich eben sprach, uns bis auf Häuserhöhe nachgerückt; und wie ich den Boden betrachte, sammeln sich da kleine, gelbe, erbsengroße grieselige, halb ausgehöhlte Körner, und in der ganzen Luft liegt ein Schwaden so brenzlichen Gestankes, als wenn die Hölle ihre Läden geöffnet hätte, so daß ich und mehrere Passanten sofort die Schnupftücher zogen und hustend sich das Ding vom Leibe hielten. Jetzt noch ein Moment — und plötzlich stürzte dieser kitt-gelbe Körnerregen, mit einem solchen Hagelschlag nieder, daß alle Leute mit einem gilftigen Schrei in die Häuser entwichen und der große Platz mit einemmale leer war. Die Zinngeschirre, die den Häusern entlang aufgestellt waren, gaben, als wären sie mit Stimmgabeln geschlagen, einen einzigen, sehr hohen langgedehnten pfeifenden Ton, wie etwa das Pikkolo von sich, als hätten sich eine Million Kanarienvögel versprochen, einen übermenschlich hohen Flageolett-Ton durch gegenseitiges Ablösen eine Stunde hindurch auszuhalten; und Dutzende von Menschen die den naiven Gedanken gehabt, einen Regenschirm aufzuspannen, kamen vollständig zerschlissen, mit nacktem Eisengestell und blutender Wange herübergestürzt, um in einem Hausthor Schutz zu suchen. Ich selbst hatte mich unter eine sehr dicke Eiche geflüchtet, die an dem Beginn einer dicken Allee stand, die eben von diesem Springbrunnplatz ihren Anfang nahm. Aber schneller, als ich dies niederschreiben kann, waren sämmtliche Blätter und kleinere Zweige heruntergeschmettert und lagen vor mir am Boden, während das gelbe Höllengezinsel mir die Hutkrämpe durchschlug, wie Salz in den Nacken pfiff und selbst die rikoschirten Körner mir noch, wie Schrote, das Gesicht verletzten. Jetzt riß ich auch aus, und lief quer über die Straße, in das nächste Haus. —

„Jessas Maria!" — kam eben ein Frauenzimmer mit nackten Armen und aufgeschürztem Rock schreiend vom hinter'n Hof her, — „Die Welt geht unter! Unser Pfarrer hat's fei letzten Samstag g'sagt, es passirt noch die Woch' was. Ihr Leut! Ihr Leut!" Dann schlug sie vor Entsetzen ihre bläulich-verspoorten Hände zusammen und fügte in einem gezwungenen breiten Hochdeutsch hinzu, als hätte sie's dem Pfarrer nachgesprochen: „Das Bärdärben kommät über uns, und die Drangsal värnichtät uns!" —

„„Sie dumme Gans!"" — rief in diesem Moment ein älterer Herr, der am Mund blutete, und vor Aufregung über das Geschehene selbst am ganzen Leib zitterte — „„thun Sie auch noch die Leut' konfus machen, und aus'm Häusel bringen; wo e so schon a Jeds halber narrisch is. Gehen's nauf, Sie Heulmaierin, und legen's Ihna in Ihr Bett, wen S' nix Besser's wissen!"" — Ich schaute jetzt um mich: in der That standen da etwa zwei Dutzend Leute im Hausflur, alle mit bleichen Gesichtern, einige ihre blauen Flecken an den nackten Armen betrachtend, andere Bluttupfen abwischend, andere mit starem Augen und gelb-reflektirender Gesichtshaut hinaus auf den Platz schauend, wo die schwefelgelben Schrote noch immer herabsausten. Der akustische Reflex von den Dächern klang geradezu unerhört, wie Kindergeschrei und Gänsequixen. Drüben, auf der Westseite an der gegenüberliegenden Häuserreihe, sahen wir jetzt, wie an einigen

Fenstern die Fensterspliter herausgenommen und hinunter geworfen wurden auf die Straße; andere die Rouleaux herabließen, oder die Läden zuzumachen sich bemühten, und überall kreidebleiche, entsetzte Gesichter. — „Es scheint ein athmosphärischer Niederschlag zu sein," — sagte in unserem Hausflur ein Herr, — „der, vielleicht meteorischer Natur, aufgelockert in hohen Regionen schwebte und durch eine plötzliche Kälteströmung condensirt und niedergerissen wurde." — Einige von den Weibsleuten schüttelten jetzt aus ihren Röcken und Aermeln einige der seltsamen Körner, hoben sie auf, und zeigten sie herum. Es waren erbsengroße, an einigen Stellen glänzende, an anderen matte, grieselige, ausgelöcherte, unregelmäßige Kügelchen, die sich im Volumen oft um's Doppelte übertrafen und die ganz entschieden einen metallischen Charakter hatten; sie waren auffallend schwer im Verhältnis zu ihrer Kleinheit; daher auch die ausgerissenen Wangen, durchlöcherten Hüte, glatt abgezogenen Regenschirme und entlaubten Bäume; die ganze Allee lag fast draußen am Boden; indessen wanderten die Kügelchen von Hand zu Hand, sie waren nicht kalt, wie viele erwartet haben mochten, sondern leicht abgekühlt; laulicht; auffallend war, daß einzelne deutlich abgeplattet waren, was nur durch Aufschlagen entstanden sein konnte; das Metall mußte also sehr weich, oder beim Herabfallen noch in lockerer Fügung gewesen sein; man wog wiederum die Schrotchen, von denen einzelne wie Weckchen eingebogen waren, in der Hand, und dann schaute man sich gegenseitig an; jetzt nahm ein Herr sein Taschenmesser heraus und zerschnitt, nachdem er an dem kleinen Ding einige Mal ausgerutscht war, mit einiger Mühe aber doch quer durch eines der Körner, wobei die Masse sich ziemlich nachgiebig erwiesen hatte; eine glatte, glänzende gleichmäßig feingekörnte Schnittfläche kam zu Tag. In diesem Moment hörte ich — ich hörte es nicht, aber ich fühlte es, ich wußte es — schlug Jedem von uns fast laut und vernehmlich das Herz, und Jeder hatte nur einen Gedanken, nur ein Wort auf der Zunge; und Keiner sprach es aus; Keiner wollte diese Blamage auf sich nehmen, diesen horrenden Gedanken zu äußern und jeder glotzte nur mit einer scheusäligen, weißaugigen Gier auf den Westen- oder Hemdknopf seines vis-à-vis, nur um sich und seinen fürchterlichen Instinkt nicht zu verrathen.

Jetzt kam aber was ganz Neues! Draußen hatte das Gehagel merklich nachgelassen. Es war wirklich lichter geworden, das Gekreisch von den Dächern wich einem milden Klirren. Ueber den Platz drangen einige weibliche Stimmen, in denen etwas Aufseufzendes, Erlösendes lag. — Währenddem schossen zwei Bäckerjungen in weißen Schürzen, hemdärmelig jeder ein Holzschaff auf dem Kopfe, an unserer Hausthüre vorüber. Ich hörte, wie drei, vier von den Schroten bollernd in ihren Zuber fielen. Sie hatten gut ihren Kopf schützen; denn dem Einen, hatte ich bemerkt, war die Oberlippe ziemlich in der Mitte gespalten und das Blut lief ihm in's Maul und herunter auf die Brust und auf die Schürze. Und Einer von ihnen hatte zum Andern gesagt: „Mei Lieber, desmal geht's uns an!" — Ich schaute zurück in den Hausflur: die Männer alle mit fieberhaften Augen und kurzathmigem Röcheln: und hinten die Weibsleut', die Hände zwischen „den Schurz gepreßt, schauten wie Rehgaisen heraus, ängstlich und neugierig. — In diesem Augenblick hörte ich ein „He da!" Ein Herr neben mir hatte es gesagt. Ich folgte seinem Blick. Es entstand ein Gedränge. Wir öffneten das Thor das nur halbflüglich offen war, nun ganz. Die Menge quoll heraus. Und nun erblickten wir drüben, am andern Ende des Platzes, quer über den Springbrunnen hinüber, einfach etwas Unerhörtes: Beim Kaufmann Hasselbeck kamen Hausmägde, Knechte, Lehrbuben, das ganze Hausgesinde mit Kesseln, Butten, Zubern, Kochtöpfen und anderen Tragmitteln aus dem Haus heraus und schöpften mit beiden Händen das gelbe Zeug, das jetzt etwa zwei Centimeter dick den Boden bedeckte, in ihre Geschirre; dabei entstand ein fürchterliches, gellendes Geschrei; einige schienen von nachfolgenden Metallschloßen getroffen, schwer verwundet zu Boden zu stürzen, und blieben, die Hände über den Kopf gelegt, eine Zeit lang, wie betäubt sitzen. Herr Hasselbeck stand unter dem Hauseingang und schrie und kommandirte mit heftiger Gestikulation auf den Platz hinaus. Diese Szene war, wie ich vermuthe, vom ganzen Platz aus gesehen worden, da plötzlich fast sämmtliche Hausthüren sich öffneten und mit einer Mischung von Lauten, die ich nicht definiren kann, halb Pfeifen halb Jauchzen, die Menschen wie Hyänen herausstürzten und sich um die gelben Haufen hermachten Die Einen hatten zwei Hüte auf, die Andern ein Sophakissen umgebunden, die Dritten sich mit Handschuhen und Pelzkappen bewaffnet, wieder Andere einen Shawl umgehüllt, die Weibsleute einfach den obersten Rock bis über den Kopf gezogen; und nun gaufte und grapste Alles, was nur Hände hatte, in die Taschen, in die Schürzen, in Nähkörbchen, in Tischschubladen; einige waren so ungeschickt und hatten irdene Schüsseln mit heraus gebracht; wenn diese von einer Schloße getroffen waren, platzten sie auseinander, und der Dreck lag am Boden. Ein

Hilfen, ein Schreien drang über den Platz, unbeschreiblich. Es war nicht nur Aufregung. Ein „Ai!" — ein „Ui!" — ein „Aitsch!" — im höchsten Diskant über den ganzen Platz gezetert, zeigte, daß die Leute trotz der Umhüllung von den Schloßen verletzt wurden. Wir selbst waren durch einen Sturm der schreienden Hausbewohner von hinten her aus unserem Thor gejagt worden, und Jeder schützte sich nun, wie er konnte. Ich lief die Südseite der Häuser entlang, drückte den Hut in's Gesicht und die Hände in die Taschen. Uebrigens fielen die Körner jetzt immer seltener. Hinten im Westen brach die Sonne durch; und wie schnurgerade Blitze sausten die goldenen Körner durch die Luft. Auf dem Boden alles gelb und glitzernd. Man meinte, das Zeug müsse schmelzen. Aber es schmolz nicht. Man meinte immer, es müsse, wie nach einem Hagel gehen. Aber die Körner wurden härter und kälter. Und die Sohlen schmerzten beim Gehen. — Ja, jetzt wußte freilich Jeder, woran er war. Und nur mitleidig hörte man eine Frau baarhäuptig über den Platz eilen, die fortwährend halb schluchzend wimmerte: „Ihr Leut', Ihr Leut', was soll das wer'n, wenn das Geld unter die Leut' kommt!" Sie hatte zwei Kinder auf den Armen, rechts und links Eines, beide vom übergestülpten Rock zugedeckt; sie selbst war baarhäuptig, und einige der Schrote hatten ihr buchstäblich die Kopfhaut gespalten; es schien eine Arbeitsfrau zu sein, die bei diesem elementaren Ereignis, welches ihr das Weltende dünken mußte, nichts Wichtigeres thun zu müssen glaubte, als ihre Kleinen nach Haus zu bringen. Sie hatte keine Zeit, selbst etwas von dem Gold aufzulesen. Sie lief nur in ihrem dünnwandigen, abgewetzten Rock auf und ab, und rief ununterbrochen im Klageton: „Ihr Leut', Ihr Leut', was soll das wer'n, wenn das Geld unter die Leut' kommt!" — Jetzt fielen fast keine Schloßen mehr. Die Hausfrauen und feinen Damen erschienen eben und schauten mit verwunderten Augen auf das Treiben. Auch sie hatten jetzt das bessere Theil erwählt. Sie schickten ihre Dienstmädchen herunter, und ließen holen, was noch zu holen war. Mein Gott, es war noch viel da. Und im weißen Schürzchen, mit aufgestrüpelten Aermeln, ein Körbchen oder eine Schüssel in der Hand, kamen die Zöfchen und Küchenmädchen herunter. Inzwischen war das Gedränge auf dem Platz enorm gewachsen; und Alles kehrte und wetzte am Boden herum. Da waren einige Kerle in rothen Schlipsen und rothen Taschentüchern, die scharrten und stopften in die Taschen, was das Zeug halten wollte.

„Sie dummes Luder!" — sprach Einer dieser Roth-Geschlipsten zu einem feinen, eben herzutretenden Dienstmädchen, — „Sie werden doch nicht für Andere sammeln. Geht Ihnen denn noch kein Licht auf? Jetzt ist's Zeit, für sich zu sorgen!" — „„Ach Gott"", antwortete diese, fast eingeschüchtert, „„die gnädige Frau hat mich doch herunter geschickt!"" „Was, „Gnädige", glotzte der Sozi das zarte Mädchen an, „scharren Sie für sich zusammen, was 's Zeug hält, dann brauchen Sie keine Gnädige!" — „„Ach Gott," rief das arme Ding, „„meine Herrschaft schaut doch von oben zu!""

Ich war noch in diese Betrachtungen versunken, als plötzlich eine neue Bewegung durch die Massen ging: vom Thore her, welches den Springbrunn-Platz gegen die innere Stadt abschloß, hörte man schweres Rädergerassel mit Kommando-Rufen. Und gleich darauf erschien Militär, zunächst Artillerie mit einigen vierspännig bespannten Geschützen, ein, zwei Bataillone Infanterie, einige Stabs-Offiziere, Auditeure, berittene Gensdarmen, der Polizeidirektor, mehrere Würdenträger und zuletzt kam der König mit großem Gefolge. Alles in prunkenden, gestickten Uniformen. Obwohl die Gier, einzusammeln, diese Tausende von Menschen auf diesem Platz einzig beseelte, hielt doch Alles, angesichts der geräuschvollen, neuen Ankömmlinge inne und wartete, was nun geschehen solle. Ein weißbetreßter Offizier zu Pferd zog eine Rolle hervor und verkündete nach vorausgegangenem Trommelschlag mit strenger Stimme eine lange Litanei; was — konnte ich nicht vernehmen. Aber ein klirrendes Johlen und Pfeifen, welches die Verlesung des Schriftstückes begleitete, ließ mich vermuthen, daß es auf Beschränkung der Sammel-Lust dieses goldenen Himmelsbrodes abgesehen war. Und in der That hörte ich bald darauf von einigen aus dem Gedränge herauskommenden Menschen das Wort weitergeben: „Der König verlangt die Hälfte für sich!" — Nun machte sich auch bald die Wirkung der gegebenen Ordre geltend. Die Infanterie ging mit quergehaltenem Gewehr langsam vor und schob die gröhlende, pfeifende, fluchende Masse vor sich her. Hinten, auf dem freigewordenen Raum, sah man Diener und Lakaien, in des Königs Uniform in Sieben und Körben auffammeln, was noch zu holen war. Die Körner wurden dort herumgereicht. Auch der König ließ sich welche geben. Herren in Zivilkleidung, wie es schien eidlich bestellte Chemiker, zogen kleine Fläschchen mit einem wäss'rigen Inhalt heraus und prüften die Substanzen. Alle Offiziere drängten sich herum und beobachteten: Schließlich wurde den Herren vom Gefolge, wie auch dem König, die Probe in einem gläsernen Röhrchen hinaufgereicht. Die Sache schien

entschieden zu sein. Es war Gold. — Ein Mensch neben mir, in blauer Blouse, die Hände in den Hosentaschen, der der ganzen Prozedur zugesehen, lachte jetzt höhnisch auf: „Jessas, das wissen mer scho lang, daß 's Gold ist; scho vor 'er Stund' war der Sandelbeck, der Tandler aus der Gruftgassen mit sei'm Flascherl da und hat's g'sagt!" — Allein die zurückgestaute Menge hatte sich bald ein neues Terrain erobert. Ein gewandter Junge, anscheinend ein Schlosserlehrling, hatte soeben, wie man vom Platz aus sehen konnte, das letzte Drittel einer Dachrinne eines der Häuser erklommen, und mußte in wenigen Augenblicken das Dach selbst erreichen. Mit einem einzigen, gellenden Schrei hatte die Masse Menschen plötzlich die neue Sammelquelle entdeckt. Jetzt stürzte Alles in die Häuser zurück, wer am Platz wohnte und bald, sah man, öffneten sich die Mezzanin-Wohnungen und Dachlucken und strümpfig stiegen schmale Menschen heraus, um sich langsam und vorsichtig der gefährlichen Rinne zu nähern. Das Gerinsel war natürlich meist von den glatten Ziegeln zurückgeprallt und bis zum Dachrand hinabgekollert. Einige Unvorsichtige bekamen das Uebergewicht und stürzten hinab auf's Trottoir. Aber in der ungeheuren Aufregung und bei dem entsetzlichen Lärm hörte Niemand und paßte auf solche Kleinigkeiten auf. — Der Himmel war jetzt immer heller geworden. Aber hoch oben, sah man, schwebten noch große Massen dieses citronengelben Wolkenstoffs. Und konnten sich jeden Moment entladen. Darauf schienen die Meisten auch zu warten. — Der König mit seinem Gefolge hielt hoch zu Pferd unbeweglich auf seinem zuerst eingenommenen Platz, seine Proviantwägen füllten sich allmählig mit den gelbglitzernden Schroten. Aber ein vorsichtiger Beobachter konnte jetzt schon entdecken, daß eine trübe Wolke des Mißmuths sich auf all' diese Gesichter zu legen begann. Der König war in vollem Ornat, die Krone auf dem Haupt. Alle Uniformen glitzerten von Gold- und Ordens-Dekorationen. Und dieses viele gelbe Metall, diese vielen gelben Tressen, die höchstwerthigen Dekorationen alle in gelb, schämten sich auf einmal vor dem in Ueberfluß vom Himmel Gefallenen und wurden gemein. Und die Menge, die schon die Taschen voll und nichts mehr zum Sammeln hatte, stand umher und belächelte spöttisch die über und über mit Gelb betreßten Herrschaften.

Doch nun trat ein ganz neues Moment in Szene: Von der langen Allee her, entgegengesetzt der Stadt, kamen mit einemmal drei, vier Getreidebauern pleine Carrière hereingefahren; ihre Rosse waren mit Blut bedeckt; in den Halftern stacken die Goldkörner wie hineinkrustirt; die Bauern selbst im Gesicht theilweise schwer verwundet, hatten Säcke übergebunden; und der Vorderste, ein stämmiger Bursch, rief, gerade als er auf den Platz hereingestürmt kam, mit lauter Stimme: „Hint' bei Dingolsheim liegt des gäl Zeug schuhhoch auf der Straßen!" — Auf diesen Ruf hin ließ die Menge die Wagen und Getreidesäcke, die sie bereits aufgeschnitten hatten, in der Meinung sie seien mit dem Goldstoff gefüllt, gehen und stürmte in der angegebenen Richtung fort. Das militärische Aufgebot, und die Anführer und Würdenträger waren über die Meldung nicht wenig überrascht, winkten die Bauern herzu, konferirten und gestikulirten. Inzwischen kamen neue Menschenmassen, wie es schien aus anderen Stadtheilen, wo der Goldhagel nicht oder nur gering niedergegangen war, hereingefluthet, Körbchen und Schüsseln im Arm, und begannen aufzulesen, was noch zu holen war. Und es lag überall noch der gelbe Stoff herum. Manche zogen Fläschchen mit Königswasser aus der Westentasche und prüften zunächst die Körner. Alle schienen befriedigt. — Jetzt begann vom Himmel wieder, wie vor zwei Stunden, jener verdächtige, zitronengelbe Schwaden sich herabzusenken, der das erstemal die entsetzlichen gelben Schloßen zur Folge gehabt hatte. — Ich dachte an Deckung, und ging wie zufällig, da die vollständig zerfetzte Allee keinen Schutz mehr bot, gegen das andere Ende des Platzes, welches der Stadt abgewandt war, und wo eine große Bauhütte, die eine Seite ganz offen, genügend Schutz und Raum gewährte. Dort angekommen bemerkte ich mit nicht geringer Verwunderung eine Gruppe kleiner, untersetzter, etwas nachlässig gekleideter Leute, die offenbar alle zusammengehörten und sich verstanden, und von denen nicht ein Einziger an dem aufgeregten Trubel sich zu betheiligen schien. Mir kam plötzlich ein lächerlicher Gedanke: ich meinte, die Leute hätten das ganze Ding in Szene gesetzt, und beobachteten von einem geschützten Ort aus, wie Feuerwerker, ob alles programmäßig ablaufe; so apathisch, ruhig, gleichgültig standen diese Menschen da. Sie waren sich alle so egal, aus ein und derselben Masse gemacht, ja, ihr Kleiderschnitt stimmte zusammen; da mußten die Gedanken auch gleichgerichtet gewesen sein. Ihre Köpfe saßen tief in den Schultern, die Beine kurz und wackelig, der Oberkörper wuchtig, breit; Grauköpfe und Graubärte. Die Lippen fleischig und um- und um ausrasirt; Nase pointirt; Augen klein und vigilant; angenehm-schnarrige Organe: Die Rocktaillen saßen etwa 1 Schuh tiefer, als die Körpertaillen. Die Schöße lang, glänzend und abgerieben; schiefes Stiefelwerk, breitgeschwollene

Hände: die ganze Erscheinung humoristisch! — Und Folgendes etwa konnte ich vernehmen:

„Lassen S' es geh'n! Lassen S' es geh'n! Erinnern Se sich gefälligst, was ich Ihnen gesagt habe: Das Silber geht noch höher!" — „„Gott, wie reden Se daher? Was helft mich das Silber? Mer brauche neue Metallicher!"" * Nu, haben Se neue Metallicher? * — „„Ob mer haben neue Mettallicher?! Mer haben das Platin, mer haben . . . . . — * Krause, sehen Se mal nach, wie Platin steht? * — ** Platin steht 2039 das Kilo ** — „Gott, meine Herren, es helft Ihne nix, wann Se des Platin so eruff-treibe. Es gibteres nit genug!" —, Platin genuch, um en Mond drauß zu mache, und Ihren dumme Kopp dazu!' — * Ka Beleidichung! S' Gered' is umasonst! Mer muß sich entschließe. Ich habe 50 Pud Platin bei meim Schwager Salamon in Odessa liche. Ich gäb's um zwatausend un sechzig. — „„Ich näm's; ich näm's."" — „Gott, wie de Leut' kreische. In Paris hem se scho vor sechzig Johr Münze aus Platin gemacht; ham's widder aufstecke müsse; das Zeug war zu schwar; da könnt' mer sich alle Woche neie Hosetasch' mache lasse müsse!" — * Gott, wie Se redde! Schaue Se doch de Misemaschin' an! Wie das Zeug vom Himmel runner droppt. Mer brauche neie Metallicher, wie ich Ihne gesagt hab! * — „Herr Goldstein!" — „Gehesemerewegg mit Ihrem Herr, Goldstein, Ich bin ka Herr Goldstein mehr; Ich will nix mehr wisse von Gold!— „Na, also Herr Silberstein! Was maane Se zum Rhodium?" — ‚Was man ich zum Rhodium?' — Was waß ich vom Rhodium? — „Es is a silberichs Metallich; is rar und gibteres doch genug; is zach; is so schwar wie Silber; wird nix oxydirt von der Luft . . . . . ." — ‚Herr Frank! wisse Sie was von Rhodium? Werd Rhodium gehandelt?' — „„Rhodium können Sie in Rußland kaufen, so viel Sie wollen!"" — ‚Hawe Sie ä Notirung?' — „„Rhodium stand vorige Woche 390 das Pfund."" — Gott, die werde doch in Petersburg noch nix von dem Gold-G'schlamaßl da wisse?!' — „„I wo!"" — ‚Also meine Herrn, wer sich betheiligen will: Zwa n halbe Million Goldbarre verkauf ich in Petersburg à tout prix; und Rhodium werd ufgekauft, was zu hawe ist.' — (Ein depeschen-bote kommt. Alles stürzt zu Herrn Nathansohn, an den das Telegramm gerichtet ist; fahren mit einem Gekreisch auseinander). „Kochem-Meschore: In Frankfort wisse se nix von der ganze Misemaschine! es Silber steht um de alte Preis!" — ‚He, Depesche-Jingelche, eile Se sich, da hawe Se a Zehn-Markstück, schicke Se mer die Depesch ab, aber aß dringend aß möglich!' — „„Kaafe Se Herr Goldstein was Se kaafe können. Berufe Se sich aach uf mein Schwacher, Feitel Stern in de Eschenheimer Gaß!"" — ‚Hawe Se kei Angst, Herr Cohn, es wird alles recht; es kriegt Jeder sei Sach!' — „„Meine Herrn, mir habe da noch 5, 6 Platin-Metalle, es Iridium, es Ruthenium, es Palladium; die Sache gehn eruf, wie es helle Feuer. Und wie steht's mit em Molybdän, mit em Wolfram"" — ‚Es Ruthenium is zu grau, da wird sich nix mache lasse! Und es Wolfram, da gibteres zu viel. Des is so gemein, wie Kobolt oder Nickel — „„Ei, da wird halt mit Silber legirt. Die Dinger sein alle kostbar! — Gott, wer hat das voraus sehn können! Was e Tag! Was e Tag!"" — * Gott, Herr Nathansohn, schaue Se nur Ihr Bübche an, wie des in dem Zeug rumwühl! * — „„Moritz, pfui, Gassebub willste den Dreck liecke lasse!"" — „Vatter, des ist doch Gold! Schau doch, wie de Leut grapse!" — „Pfui, naseweiser Bursch schmeiß den Dreck hin, es gibt kei Gold mehr; Gold is Dreck; siehste net, daß der ganz Himmel voll is?!" —

In der That, der Himmel hatte sich jetzt wieder zitronengelb herabgesenkt. Viele flüchteten schon in die Häuser. Ich kehrte auf den großen Platz zurück. Die Leute schauten sich mit großen gläsernen Augen an. Von Dingolsheim kehrten gruppenweise die Menschen zurück, die Taschen und Kappen bis zum Platzen gefüllt. Und vom Himmel herunter schienen neue Massen zu drohen. Vor den Wirthshäusern lagen die Leute besoffen; andere gröhlten und schrieen: jetzt gehe eine neue Zeit an, das goldene Zeitalter sei zurückgekommen. Auf der anderen Seite sah ich Weiber und Arbeiter heftig gestikulirend aus einzelnen Läden herausstürzen; ich erkundigte mich, was Neues los sei: Die Laden-Inhaber, hieß es, nehmen weder 10- noch 20-Markstücke mehr an; sie verkauften nur gegen Silber. Eine fürchterliche Angst bemächtigt sich jetzt Aller. Das Militär hatte den Platz wieder freigegeben, und ordnete sich eben zum Einrücken. Oben an einem Laternenpfosten war eine Königliche Bekanntmachung angeschlagen, des Inhalts, der König werde mit den Ministern angesichts des unerhörten, elementaren Ereignisses und des reichen göttlichen Segens, der vom Himmel geflossen, sofort berathen, was zum Wohl seines geliebten Volkes zu thun sei der Preis für das Gold werde heute Abend noch im Rathhaus zu erfahren sein. — Das Militär zog mit klingendem Spiel ab und bald lag der Platz still und verwaist da.

Nur eine letzte Gruppe kam ganz hinten nach. Es waren die Grauköpfe. Und kurzbeinig stolpernd, mit den schlappernden, langen Rockflügeln humpelten sie daher und im Chor gröhlten sie mit heiserer Stimme, sich gegenseitig vergewissernd und sich gegenseitig bestimmend: „Iridium zwahundert und einunddreißig; — Antimon hundert und sechzig; — Rhodium zwahundert und zwanndzwanzig; — Palladium achthundert gradaus; — Molybdän siwehundert und in die sechzig; — Wolfram neinhundert und siveneverzig; — Silber tausend und in die sibzig; und Platin zwatausend, zwahundert und achzig!“

Waldschnepfenjagd.

Vor Tagesanbruch ging ich einst zu Busch
Den scheuen Vogel zu erlegen, der
Im Frühlingswanderzug nach ferner Küste
Geheimnißvoll durch unsre Wälder zieht.
Bald stand ich schußbereit am Holzesrande,
Zu Füßen, jagdgierzitternd, saß der Hund.
In schwerem Dunste lag die feuchte Wiese
Und drüber weg, trotz Dämmerung und Nebel
Sah deutlich ich's, bog sich ein Kranz von Tannen.
Scheu zwitscherten, doch klang es noch aus Träumen
Vereinzelt', Vogelstimmen, und es brach
Wie flüsternd durch die kahlen, schwarzen Aeste
Ein kurzer kühler Windstoß, der, ein Läufer,
Den Sonnenaufgang eilig pflegt zu künden,
Da sah zwei Menschen ich am Tannensaum.
Im Jagdrock er, die Büchse umgehangen,
Den Hut ein wenig auf das Ohr geschoben.
Das Mädchen eingeschmiegt in dichte Pelze,
Ein weißes Tüchelchen um Kopf und Schulter.
Es lagen ihre Händchen in der seinen.
Aus Nebelthoren zog die Siegersonne: —
Und von des Mädchens Schönheit wie berauscht,
Nahm schnell er ihr das weiße Tuch vom Haupte.
Das schwer, in goldenrothen, breiten Strömen,
Das ungebundne Haar sie ganz umfloß.
Wie halb ertappt auf unerlaubten Wegen,
Fand ich mich bald in anderen Gehegen.

Detlev Freiherr von Liliencron.

„Neue Gedichte“.

Der demokratisch-mediokrisirende Zug unserer Zeit sorgt dafür daß Alles was leichtverständlich, wohlfeil und auf die derberen Sinne wirkend ist, Alles was nach unten deutet und nach unten zieht alsbald seine Herolde findet. Man denke an die (Pseudo-)Volksdichter — Ambrosius, Negri, Renner, Baldauf — denen ich in keiner Weise zu nahe treten will, die aber kein vorurtheilsfreier Richter als mehr gelten lassen kann, als Tagesblätter- und Zeitschriften-Resonanzen, oder etwa als brave „höhere“ Töchter und Söhne, denen der Litteraturlehrer die bekannte Aufgabe stellt, in gewissen Metren zu dichten. Wenn man will: Dichter aus dem Volk, aber eben solche, die als Volk zu empfinden verlernt haben oder, schlimmer, verlernen wollen, um als Halbgebildete die Sprache zu gebrauchen, an welcher die zahlreichen Halbgebildeten Wohlgefallen finden, weil sie gemein-vertraut ist. Oder man denke an die modernen Erotiker, die der durch jahrtausendlange Kulturarbeit erreichten Vergeistigung der Liebe einen Faustschlag versetzen und wieder als brünstige Thiere wiehern, wenn sie nicht gar am anderen Ende der Skala in's Reich der Perversität etc. ausschweifen.

Entgegen diesen Richtungen möchte ich heute in einem Blatte von jugendfrischen Bestrebungen von einer Dichterin sprechen, deren feine Eigenart bisher fast umsonst unter den Zeitgenossen zum Ausdruck kam.

Im Frühling 1900 erschien bei Pierson in Dresden ein Band „Neue Gedichte" von Hedwig Kym, einem Kinde der vornehmer Schriftstellerei recht wenig zugewandten Schweiz. Ein Bändchen Gedichte und eine Zeitdichtung „Die Jungfrau" die früher herausgegeben worden, übergehe ich hier raumeshalber. Aus den neuen Gedichten tritt uns als Quintessenz eine Persönlichkeit entgegen, der es gelang, mitten im unsteten Wogen und Brausen der Tagesströmungen durch Selbstzucht zur durchgebildeten, harmonisch im Leben stehenden Frau heranzureifen. Und trotz der hochentwickelten Geistigkeit singt und klingt und webt und schafft es in ihren Gedichten viel wald- und wiesenfrischer als wir es bei den „Naturalisten" gewöhnt sind und bringt uns wieder einmal die alte, wurzelechte Thatsache in Erinnerung, daß die veredelte Natur eines Menschen in alle Ewigkeit mit der verkünstelten so wenig gemein hat, als mit der rohen.

Einen besonderen Werth haben die „Stanzen" und die angeblichen Uebersetzungen aus dem Neu-Griechischen. Letztere: „Sonnenlied" und „Seele" sind stellenweise von einem geradezu berückenden Zauber, worin Bild und Wort, Exoterisches und Esoterisches sich durchdringen und verschmelzen. Man höre:

(S. 204.)

Und sieh' der Himmel röthet sich! Es blühen
Die Silberwolken langsam im Erglühen
Zu Rosen auf und ob der hehren Pracht
Auf's neue öffnet sich das Aug' der Nacht,
Die Lider zucken schmerzhaft lichtgeblendet,
Und düster noch ihr Blick sich abwärts wendet;
Da steigt die Sonn' empor in milder Glut
Und saugt vom Herzen ihr das schwere Blut,
Und wandelt es in seinem tiefsten Grunde
Zu eitel Licht in einziger Sekunde.
Und sieh! schon schreitet die erlöste Nacht
Einher als lichter Tag ... Hast du's bedacht,
Daß deine großen warmen Sonnenaugen
Die düstre Nacht von meinem Herzen saugen?

Oder die Eingangsstrophen 1 und 3 aus „Seele":

(S. 225.)

Laß ab mich zu berauschen, Seele, die
Mit eines Bergstroms starker Melodie
Rauscht meines Lebens steilen Weg entlang,
Halb drohend, halb bezaubernd; daß bald bang
Das Herz mir klopft und daß es bald entzückt
Sich wie im Traum ob seinen Wellen bückt:
Laß ab mich zu berauschen, starke Seele,
Daß mir nicht schwindelt, daß mein Fuß nicht fehle.

Wir steigen abwärts ... und wie weit vom Meer'
Ich strauchle, du versiegst, wer weiß, es, wer?
Du merkst mich nicht, betäubt vom eignen Ich,
Weißt nicht, wie oft die Sehnsucht mich beschlich
In deiner Fluten wundersames Weiß
Mich aufzulösen, zu vergehen leis
In deiner Seele stolzen Melodieen,
Der Wandermüh' um's ferne Ziel zu fliehen.

Die „Stanzen" hinwieder muthen wie die sonnensüßen Früchte eines an hohem Ort gepflanzten Baumes an, wie Krystallisationen der mit zuckenden Lebenspulsen gemachten Erfahrungen. Vergleiche und Bilder sind dem intimsten Naturleben abgelauscht. Da blaut der Himmel wie ein Feld von Lein — fernehin träumt der geliebte Mohn — bis in die Dornen fühlt das Herz sich erblühen — der Regenbogen streichelt den rissigen Rand der Felsenfurchen — die weißen Lilien sind heiligenscheingekrönte Seelen Büßender u. s. w. Ein Beispiel:

(S. 133.)

Horch was die Ulmen rauschen hier im Düstern,
Zu ihrem jungen unerfahrnen Schoß:
„Wachs höher als wir himmelwärts," hör's flüstern:
„O wurzle tiefer in der Erde Schooß!
Ein neu Geschlecht sproßt auf, wir alten Rüstern
Sind müd wie 's unsere und kräftelos;
Den deinem werde Höh'res offenbar!
Wachs ihm voran, breit aus die Aeste, schaare
Es unter dich, mach es nach Größe lüstern."

Aber auch in den übrigen Abtheilungen findet sich Schönes und Erhebendes. Da ist XIX die Meereshymne (S. 181):

Am felsigen Strand, wo aus den wetterschiefen,
Sturmfrohen, öden knorrigen Oliven
Die Sonne lockt manch silberzartes Blatt,
Das von der blauen Ferne reinsten Tiefen
Den farbenduft'gen Schmelz geborget hat,
Wie preist dich, Meer, ein Herz, das müd und matt
Umsonst sich sehnte in der heim'schen Stadt
Nach Offenbarung, wo die Geister schliefen,
Die laut und leis von dir schon nach mir riefen.
Meer, Meer, auf dieser Felsenruhestatt,
Als ob mich deine Zauber überliefen,
Wie treibt mein knorrig Herz schon Blatt um Blatt,
Wie lernt's vom Glück der blauen Ferne triefen.

Erotik nach berühmten Mustern und Schlüpfrigkeiten fehlen hier wie dort. Nichtsdestoweniger wie viel Glut und Wärme auf dem Standpunkt, zu dem Hedwig Kym emporgestiegen! Allein in Charlotte Corday liegt mehr elementare Kraft und Thatfähigkeit als in sämmtlichen frauenrechtlerisch gefärbten Böhlau und Reuteriana. (Gabriele R.) Wen ergreift nicht der einfache Schluß (S. 125):

Und die ein Kind am Weg des Lebens saß,
Wächst seltsam über alles ird'sche Maß!

Und wie viel Güte und Größe athmet das vorwurfsvolle Gedicht an den berühmten Mann der dankbar zu sein vergißt (S. 46/47)! Welche Verständnißinnigkeit die drei Sinnbilder (S. 12), das Lied an den Großvater (S. 3/4), Im Vorübergehen (S. 22), Einer Sterbenden (S. 34), Die Harfe (S. 120/21)!

Doch anstatt manchem anderen wähle ich zum Schluß noch den Fliederbusch, wünschend daß da und dort jemand Willen und Zeit zusammennehme, um sich eingehender mit dem Büchlein zu befreunden.

Ich glaubte dich vergessen . . . tief im Grunde
Des Herzens — dämmerferner Insel gleich —
In der Erinnerung blitzender Sekunde,
Nun schwammst du mir vorbei, gleich ferner Kunde
Aus meinem langverschollnen Jugendreich,
Und tauchtest unter im Gewühl der Stunde.

Da sah ich eine alte Gegend wieder
Und sann, was mir so fremd geworden war
An ihr? Und plötzlich, horch! aus blüh'ndem Flieder
Vernehm' ich eines deiner Lieblingslieder,
Wird mir als nähm' ich auch dein Antlitz wahr,
Als naschten deine Lippen blüh'nden Flieder.

Und siehe! aus den Wellen des Vergessen
Um deines Wesens reinen Zauber quillt
Die Jugend auf, die ich mit dir besessen,
Die Jugend, wie du selber unvergessen;
Ach, wer vergäße seiner Heimat Bild:
Den Fliederbusch davon das Herz gegessen? (S. 65.)

Marschlins. Meta v. Salis-Marschlins.

Dem modernen Pharisäer.

Du schläfst in Ruh', dein Gewissen ist rein,
Du liegst vor Altären und Kerzen;
Du trägst den Herrn des Himmels im Mund,
Den Herrn der Hölle im Herzen.

Du nahst mir kriechend nur ums Geschäft
Mit ekelsüßen Manieren.
Bleib mir vom Leib, ich könnte die Macht
Über meine Fäuste verlieren!

Bleib' mir vom Leib, du heiliger Hund,
Und komm mir nicht über die Schwelle;
Schad', daß ich nicht an den Satan glaub',
Du wärst ein Fraß für die Hölle.

Die Strafe, die ich dir zudiktier',
Die trifft dich schon hier auf Erden:
Du wirst von jedem rechten Mann
Wie Kot gemieden werden.

Deine Ruh' wird zum Sturm, dein Gewissen erwacht,
Die Strafe brennt dir im Herzen,
Du wirst noch winseln, du feiger Hund,
Vor Altären und vor Kerzen.

Zürich. Emil Uellenberg.

Abendzauber.

Wenn des Abends dunkle Locken
Auf die Fluren niederwallen
Und die Töne ferner Glocken
Mit dem Abendwind verhallen,
Wenn der Nachtigallen Lieder
Wohllautsklänge mich bethören,
Tönt mir's in der Seele wieder
Wie Gesang von Engelschören.

Zitternd sinkt der Sternenschleier
Nieder mit den gold'nen Träumen
Und zur holden Abendfeier
Harft der Nachthauch in den Bäumen.
Heimlich raunt er seine Weise
Durch die Kronen alter Rüstern
Und mir ist's als hört ich leise
Eine liebe Stimme flüstern.

Auf den Pfad will ich Dir thauen
Duftiger Lieder reichen Fülle,
Sinnend Dir ins Auge schauen,
Traumgewobne Dämmerhülle.
Lauschen will ich wie die Quellen
Deines ew'gen Zaubers rinnen,
Bis des Traumes goldne Wellen
Führen meinen Geist von hinnen.

Wien. Josef Schmidt-Braunfels

Ernst Ziel.

Von **Emil Aellenberg** (Zürich).

Wer kennt ihn nicht, den prächtigen Alten mit dem kühnen Löwenhaupte und dem ewig jungschlagenden Herzen voller Schönheit und Jugendkraft und Menschenliebe? Uns Jungen hat man — mit Recht und mit Unrecht — häufig vorgeworfen, wir hätten keine Scheu, keine Achtung mehr vor dem Alter. Gewiß oft mit Recht und es möge allen diesen Pflichtvergessenen so ergehen, wie dem Schwätzer in der folgenden Keller-Anekdote. Der große Zürcher Poet saß einst — es war in seinen letzten Lebensjahren — mit einigen Freunden in einer Wirtschaft beim Frühschoppen. Unmittelbar hinter ihm führten grüne Studenten ein Litteraturgeschwätz und einer rühmte sich, er könne nur noch Goethe lesen, Schiller habe keine Lebenstiefe gehabt und seine hohle Rhetorik sei nicht zum Aushalten. Schwapp — hatte der Redner eine im Gesicht. Der greise Gottfried Keller war so „schlagfertig" gewesen. Es gab natürlich Skandal und die jungen Herrchen zogen erst die Hörner ein, als sie hörten, daß hier ein großer Dichter in der Verteidigung eines noch größeren ein gerechtes Strafgericht vollzogen habe. So erzählt uns soeben im Berner Bund (Sonntagsblatt) J. V. Widmann. Aber auch mit Unrecht wird häufig der Vorwurf erhoben, denn:

„Wenn grauem Haar der Sinn d'rauf steht
Die Jugend zu bedrücken,
So heg' ich keine Pietät
Vor Runzeln und Perrücken." (W. Jensen.)

Nein, keine Tyrannen! Aber vor dem Alter, wie es Th. Fontane verkörperte, und wie es unser Ernst Ziel noch recht lange verkörpern möge, vor dem Alter, welches sich nicht kalt und einsam thronend zurückzieht, sondern uns Junge in unserm Streben versteht und mit uns geht, vor dem haben wir nicht nur Scheu und Achtung, dem bringen wir Liebe und Hochachtung entgegen.

Ernst Ziel, der am 5. Mai dieses Jahres sein sechzigstes Lebensjahr vollendete, hat uns bei dieser Gelegenheit eine Auswahl seiner Gedichte geschenkt, die er seit 1867 veröffentlichte, also ein ganzes Menschenalter in Gedichten, zugleich in der vorliegenden Ausgabe das festlegend, was von seiner bisher erschienenen Lyrik für die litterarhistorische Kritik maßgebend sein soll. Manches hat dem strengen Selbkritikerblick weichen müssen, manches Neue ist hinzugekommen. Ernst Ziel hat sozusagen keine eigentlichen Lieder geschrieben; das Stimmungsbild liegt ihm ganz fern, seine Stärke ist die lyrische Erzählung und die didaktische Poesie. Auf diesem Gebiete hat er Stücke von bleibender Schönheit und ganze Kapitel voller Weisheit und Erfahrung geschaffen. Das ganze Buch ist das reife Werk eines feinsinnigen Denkers. Pessimistisch zumeist ist seine Weltanschauung, doch sein Pessimismus hat nichts Schwächliches, nichts Greisenhaftes an sich, sondern eine große, mannhafte Persönlichkeit steht mit ihrer ganzen Ehrlichkeit und Wahrheit dahinter. Servilismus und Byzantinismus sind Ziel ein Greuel, Banausen- und Pfaffentum reizen ihn immer wieder zum Kampf. Wie er hier die Waffen zu führen versteht, beweisen die folgenden Strophen:

„Brüder, macht die Geister endlich frei,
Frei von dunkeln Dogmen und Mirakeln!
Predigt, daß trotz Bibel und Geschrei,
Wie gewitzte Pfaffen auch orakeln,
Wie verschmitzte Junker auch spektakeln,
Kein geoffenbartes Wissen sei!

Religion ist nicht, was Unnatur
Grübelnd nach vergilbten Mönchsrezepten
Auferzog auf der Sophistik Flur;
Religion ist nicht, was die Adepten
Listig durch Jahrhunderte verschleppten,
Religion ist Menschenliebe nur.

Ach das Evangelium, ihr wißt,
Wurde längst ein Theologen-Babel.
Wirket, daß es werde, was es ist,
Eine schlichte, wahrheitstiefe Fabel,
Eine hohe, göttliche Parabel —
Wirkt es, — und mit Christen bin ich Christ.

Wer es noch nicht kennt, der lese das „Glaubensbekenntnis“; es steht am Anfange der Canzonen und enthält viel des Hohen und Schönen. Am liebsten möchte ich die schönste Stelle daraus hierhersetzen, aber der Raum verbietet es. Nur ein Citat sei noch gestattet, es ist die Schlußstrophe eines Gedichtes und mir so aus der Seele gesprochen, als ob ich sie selbst geschrieben hätte:

„Von Schuld und Schmerz kannst du gesunden —:
Die Menschheit umfange mit Bruderarmen
Und lasse die Schwachen, Enterbten und Wunden
Ruhsam an deiner Brust erwarmen!
Der Menschheit dien' all deine Tage
Mit liebeatmendem Erbarmen!
Dann kannst du, wie dich das Schicksal trage,
Niemals verarmen!“

Viel Weisheit, Erfahrung und feines Verständnis, auch mancher Peitschenhieb auf moderne Schwächen und Albernheiten liegt in Ernst Ziels Sprüchen und Xenien. Leider für meinen Geschmack störend wirkt hier vielfach die allzukünstliche Reimtechnik und Kunstform á la Friedrich Bodenstedt, ein syrupsüßes Gift, welches die deutsche Litteratur immer noch nicht ganz ausgeschieden hat. Das ist aber natürlich Geschmacksache und hat mit dem Inhalte der Sprüche nichts zu thun, der ja schließlich die Hauptsache ist. Kurz und treffend sind auch die Ziel'schen Randglossen zur Litteratur, die uns hinüberleiten zu einem anderen, größeren Werke Ernst Ziels, zu den „Litterarischen Reliefs“.

Dem Reliefportrait in der Dreistellung von Portrait, Büste und Reliefportrait der bildenden Kunst, stellt Ziel seine Dichterportraits in der anderen Kunst des Portraitierens, der durch das Wort, gegenüber und bietet uns so in einer Form, welche sich zwischen das rein belletristische Charakterportrait und die streng wissenschaftliche Monographie schiebt, in 4 Bänden eine stattliche Reihe litterarhistorischer Essays, die in ihrer Frische und Objektivität ihresgleichen suchen dürften. Welche Fülle von Sachkenntnis und Belesenheit, welch' ein Reichtum an Verständnis und Erfahrung, welch' ein liebevolles Sichvertiefen und Eindringen in das innerste Wesen der behandelten Dichter steckt in diesen wertvollen Aufsätzen! Man mag herausgreifen, was man will, sei es nun „Freiligrath“ oder „Keller“, „Freytag“ oder „Hamerling“ u. s. w., überall werden wir gefesselt durch Ziels eigenartiges Vermögen uns hinauf zu führen auf die Höhe, von der ausschauend uns das richtige Verständnis aufgeht für die Vorzüge und Mängel, Stärken und Schwächen der betreffenden Dichter. Es ist ein Genuß, dem Verfasser zu folgen, zumal man bei jedem Schritt mehr und mehr fühlt, daß man sich seiner Führung ohne Bedenken anvertrauen darf; nur in seinem Urteil über Wilhelm Jordan war ich nicht ganz mit Ziel einverstanden. Und dann noch eines — man fühlt auch, daß nicht ein Schulmeister — und das ist, Gott sei's geklagt, wahrhaftig eine Seltenheit in unserer verschulmeisterten Litteratur, — trockenen Tones seine alleinseligmachende, erborgte Weisheit dozierend, vor uns steht, sondern der warmblütige Dichter, der berufene Richter mit dem kunstbegeisterten edlen Herzen.

Hoffen wir, daß Ernst Ziel die Reihe seiner „Litterarischen Reliefs“ noch nicht abgeschlossen hat, und wünschen wir ihm von Herzen, was er in seinem „Gebet“ für sich erbittet:

„O laß, mein Gott, so lang ich Odem habe,
So lang im Haupt mir wohnt ein Hochgedanke,
Mein Blut in jugendlicher Frische wallen! . . . . .“

Mit solchem Wunsche will auch ich für heute Abschied nehmen von unser'm jungen Alten:

Jugendfrische allzeit an Leib und Seele bis ins höchste Alter!

Von heute.

Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts von **Ernst Ziel** (Cannstadt).

Wir stehen am Abgrunde des Barbarismus, weil wir das humanistische Ideal unserer Väter verrathen haben. Daher die selbstsüchtige, aufschwunglose Stimmung der Zeit!

Wir stehen am Abgrunde des Barbarismus, weil wir an die Stelle des Ideals eine nüchterne Utilitätsanbetung gesetzt haben. Daher das beängstigende Schwanken aller ethischen und moralischen Fundamente!

Wir stehen am Abgrunde des Barbarismus, weil die Utilitätsanbetung ihren zügellosen Bruder am Arm führt: den Sensualismus. Daher unser Versunkensein in ein banales Genußleben!

Die Diagnose der großen Krankheit des absterbenden Jahrhunderts läßt sich mit zwei Worten stellen: unsere sittliche Kraft ist defekt, unser Intellekt überreizt.

*

Solon verordnete, jeder Bürger, der in wichtigen Fragen des Staatslebens parteilos bleibe, sei mit harter Strafe zu belegen, gegenüber dem Murmelthierschlafe unserer Philister sollte man das Gesetz heute erneuern.

*

Unsere Rechtspflege leidet an dem Uebergewicht des juristischen über das moralische Recht, der Deduktion über die Demonstration, der Gesetzlichkeit über die Gerechtigkeit.

*

Beleidigungen gegen eine Majestät sollten behandelt werden, wie Beleidigung gegen jede bürgerliche Existenz. Vor allem aber sollte dem Angeklagten, wie in jedem anderen derartigen Prozesse, das Recht des Wahrheitsbeweises zugebilligt werden. So lange dies nicht der Fall ist und somit dem Angeklagten ein geringeres Rechts-

maaß zuerkannt wird, als dem Kläger, eben so lange kann in einem Majestäts-beleidigungsprozesse nichts anderes erblickt werden, als ein gesetzlich sanktionirtes Attentat auf das öffentliche Rechtsgefühl und somit auf die öffentliche Sittlichkeit.

*

„Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," lautet der Fluch Jehovas. Wie? Die Arbeit ein Fluch? Man kann den Sozialdemokraten nicht verargen, wenn sie sagen: Da habt ihr euren Bourgeois-Gott.

*

Wir abenteuern jenseits der Meere und strebern daheim. Wie wohl thäte unserer modernen Leichtfertigkeit ein Tropfen antiker Strenge!

*

Von Oder, Elbe und Weser kam der dunkle Ares, der uns Macht und Einheit brachte. An Donau, Rhein und Neckar wird der leuchtende Helios aufstehen, um Licht und Freiheit zu bringen.

*

Moloch Krieg verschlingt unsere Söhne regimenterweise. Der Kannibale frißt in der Regel nur einzelne Opfer. Das ist der Unterschied zwischen Zivilisation und Barbarei.

*

Das Wesen gewisser Priesterreligionen —: eine trübe Mischung von Resignation und Exaltation, von Weltflucht und Weltherrschaftsgelüsten, von Apathie und Raserei, ein Tröpflein Tiefsinn und ein Ozean Unsinn.

*

Gedämpft fühlen, gedämpft denken, gedämpft leben — das ist das Christentum gewisser Christen, eine Religion für Pfarrerstöchter.

*

„Hier ist die Schädelstätte der Wahrheit," sollte als Inschrift über dem Eingange zu jedem modernen Salon steh'n.

*

Es ist leicht, mit ihnen fertig zu werden, beschönige ihre Laster, so werden sie deiner Lüste schonen.

*

„Nicht auffallen!" das eine Wort ist es ja eben, von dem alles Unheil kommt, das Wort der Charakterlosigkeit. In allen Dingen, nicht bloß der Tracht, sondern auch im Trachten, ist dieses feige Wort der Totengräber eurer Selbstständigkeit und die Hebamme der ödesten Gleichmacherei, der plattesten Lüge.

*

Wer seine Kinder herzt und seine Güter mehrt, zu der übrigen Schöpfung aber sagt: „was gehst du mich an?" den liebt Frau Allewelt: „er ist wirklich ein prächtiger Mensch!" wer aber über der Sache der Menschheit den Geburtstag seiner Frau vergißt, den kann sie nicht ausstehn: „er hat kein Herz!"

*

Was wir heute „Bildung" nennen, das ist in der Regel nichts weiter, als Enzyklopädie: eine Reihe von netten Artikeln über allerlei Wissenswerthes, sauber gebunden in den Saffian der Konvenienz und den Kordnan der Gedankenlosigkeit.

*

Wer Armenhäuser und Krippen gründen hilft, aber das ausbeutende Kapital gutheißt, der gleicht einem beschränkten Arzte, der das Fieber bekämpft, aber das Geschwür im Leibe des Kranken schwären und jauchen läßt.

Wer die Bollwerke der Bevorrechteten niederreißen hilft, aber die Armenpflege als eine quantité négligeable betrachtet, der ist wie der einsichtsvolle Chirurg, der die Eiterbeule herausschneidet und mit dem Uebel zugleich das Symptom beseitigte.

Der Eine ist ein Dilettant des Herzens, der Andere ein Systematiker der Vernunft.

Der Reiche predigt dem Armen immer und immer Entsagung — weil er immer und immer satt ist.

*

Die Kunst ist anarchisch geworden: Die Musik soll reden, das Wort Musik sein; die Farben in der Malerei sollen als Töne, die Töne in der Musik als Farben empfunden werden, malerische Motive nimmt die Architektonik, architektonische sogar die Dichtkunst in Anspruch. Man glaubt in einem ästhetischen Narrenhause zu wandeln, wo alle Sinne ihre Funktionen vertauscht haben.

*

Gewisse Journale von heute nehmen ihren Geist von der Oberflächlichkeit, ihr Gefühl von der Sentimentalität, ihren Geschmack von der Mode, ihre Moral von der Prüderie, ihre Energie von der Furcht vor der Konkurrenz. Die Trivialität macht sie — die Mittelmäßigkeit liest sie.

*

Schon die bloßen Namen unserer höheren humanistischen Schulen sind bezeichnend für den Geist, der in ihnen wohnt: nicht etwa Comenius-, Pestalozzi- oder Diesterweg-Gymnasien haben wir. Gott bewahre! wir haben Kaiser Wilhelms-, König Karls- und sogar Prinz Heinrich-Gymnasien u. s. f. Ich schlage vor: Die nächst zu erbauende Kaserne nennen wir: Lessing-Kaserne.

*

Charaktere vermag eine Schule, die zum höheren Ruhme der monarchischen Idee unaufhörlich den Hut in der Hand hält und täglich die Fahne der Unterthänigkeit schwenkt, natürlich weder vor-, noch auszubilden. Und so leiden wir folgerichtig in Deutschland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr Mangel an festen Naturen und selbstständigen Köpfen, wie an Thaten der Tüchtigkeit.

*

Das Denken der Frauen ist im Durchschnitt defekt und kapriziös — sie beginnen nicht mit dem Anfang und enden nicht mit dem Ende — sie denken und reden aus der Mitte heraus.

*

Was ist im Vergleich mit der großen sozialen Frage — die Frauenfrage? Wenn man so wie so bis an den Hals im Wasser liegt, braucht man — keinen Regenschirm; die ökonomische Befreiung der Männer wird eine Befreiung sein einschließlich der Frauen.

*

Die Frau ist ihrer Natur nach konservativ. Sie ist unkritisch gefangen im Gegebenen und Konkreten —: große und mächtige Persönlichkeiten sind ihr faßlicher als große und mächtige Ideen. Der Staat der Macht, weil er bereits besteht, imponirt ihr mehr als der Staat der Gerechtigkeit, weil er nur in unseren Wünschen vorhanden ist und wir ihn erst zu erringen haben. Bei einem Ansturm auf das Kapitol der Macht wären unsere Frauen nichts — ich wette — als die berühmten kapitolinischen Gänse.

*

Weibliche Mängel sind männliche Verschuldungen. Und die Sühne? die Korrektur? Laßt uns unausgesetzt arbeiten an Einem: an der intellektuellen Hebung des Weibes, vor allem an der Erweiterung ihres sozialen Horizontes!

*

Der Tag, sollte er jemals kommen, an dem der göttliche Instinkt des Weibes untergegangen sein wird in dem kalkulirenden Schematismus einer ausschließlich männlichen Kulturepoche — es wird zugleich der Tag sein, an dem die Korruption des Menschengeschlechtes auf ihrem Höhepunkt angelangt ist.

Moderne Xenien.

Von **Ernst Ziel** (Cannstadt).

Nein, dichten ist nicht skandieren,
Und macht ihr in metrischen Bahnen
Euch auch als Renner breit,
Es bleibt nur ein lyrisches Zahnen,
Wofern ihr in Herzen und Nieren
Nicht tüchtige Männer seid.

Streber im Rathhaus und im Finanzhaus,
Streber am Theetisch und im Tanzhaus,
Streber im Staat und auf dem Parkett,
Machen heut' einander wett:
Jene küssen dem Büttel den Kantschu,
Diese küssen den Fräuleins den Handschuh.

Schier räthselhafte Preßzustände!
Wäscht eine Hand die andre sonder Ende,
Und sind doch lauter unsaubre Hände.

„Die Menschen sind gut; du darfst sie lieben,
Sie lieben und auf sie bauen" —
So steht an des Lebens Eingang geschrieben,
Am Ausgang aber steht zu lesen:
„Unter Dreien ist Einer ein Schurke gewesen,
Und dem Zweiten war leider nicht zu trauen."

Zwei Geschlechter machen heute
Karrière in unserm Staat,
Ehrenfeste liebe Leute,
Trinken Bier und spielen Skat.
Und sie heißen kurz und schlicht:
Duckedich und Denkenicht.

Die Presse? für Riesen schuf sie ein Gott —
Nun trieben Knirpse mit ihr Spott.
Sie ist verberlinert und verwienert,
Sie schachert und liebedienert.

Der Salon? Der ist ein Ort
Wo man feiner Sitte huldigt,
Wo man jedes wahre Wort
Hinterdrein entschuldigt.

Die kein Despot in Ketten geschlagen,
Mit ihnen darfst du wetten und wagen,
Doch die bis zu seinen Sandalen sich bücken,
Hab Acht! sie spinnen Kabalen und Tücken.

Mit Pedanten und Philosophen
Lockst du keinen Hund vom Ofen,
Aber, weißt du, mit Schelmen und Schälken
Kannst du des Teufels Kühe melken.

Ihre Wohlerzogenheit
Ist im Grunde nur Verlogenheit.

O Barbablanca, Barbarossa,
Die ganze Zeit gieng nach Canossa!
Ob ihr Europa schier durchlauft —
O Barbarossa, Barbablanka,
Von Ritzebüttel bis Salamanca,
Sind wir an Luther und Papst verkauft.

Frömmelnde Leisetreter
Und Paternosterbeter,
Die werden oft schlimme Missethäter.
Aber aus Schelmenzungen,
Blitzkerlen und Teufelsjungen
Sind Gott die besten Menschen gelungen.

Spuckt heut' ein König an die Wand.
Will sie morgen sein benannt:
Königswand.

Der Verfall der deutschen Schaubühne.

Von **Roland Hammer.** (Wien.)

II.*)

Gelegentlich der Feier von Shakespeare's 300. Geburtstag (im April 1864) hat Adolf Stahr, der tüchtige Kritiker und Essayist, in der Berliner „National-Zeitung" eine Reihe von Briefen veröffentlicht, worin er sich, an diese Feier anknüpfend, über den trostlosen Zustand der deutschen Bühne in scharfer Weise ausließ und die kategorische Forderung stellte, daß die Leitung der Theater „befähigten Dichtern" anvertraut werden solle, ja: müsse, wenn man nicht Alles auf's Spiel setzen wolle.

So gut dies auch gemeint ist, so undurchführbar und nutzlos ist es. Weder der wirkliche Genius, noch ein Aesthetiker, welcher auf der Höhe wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung steht, werden sich jemals hergeben, die unerquickliche Leitung einer Bühne zu übernehmen und falls dies doch einmal stattfindet, wird die Amtsführung gewiß von nicht allzulanger Dauer sein. Ein Hinweis auf Goethe, der gewissermassen als Wiederlegung dessen zu gelten hätte, ist hier durchaus nicht am Platze, weil Verhältnisse solcher Art, wie sie dazumal in Weimar sich vorfanden, wohl kaum jemals wieder erscheinen werden. Uebrigens spricht die durch den „Hund des Aubry" herbeigeführte Niederlegung der Direktion von Goethes Seite genügend für meine Behauptung. Die Leitung der Bühnen würde also unfehlbar mittelmäßigen Talenten anheimfallen müssen, selbst wenn Protektions-Einflüsse nicht vorlägen. Das wäre aber auch das Schlimmste! Der mittelmäßige Mensch, zumal wenn er sich zu den Dichtern zählt, ist von Haus aus der geschworene Feind jedes ihn auch nur um einige Zoll überragenden „Kollegen" und wird sich keine Gelegenheit entgehen lassen, seine instinktmässige Mißgunst zu bethätigen. Mit dem Stahr'schen Vorschlage ist es also nichts, dagegen bringt der Verfasser der bereits erwähnten Flugschrift „Die wahren Ursachen vom Verfall der deutschen Theater" folgenden Plan zur Sprache:

„Es ist eine ästhetische Behörde zu gründen," welche Sorge zu tragen hat, daß die Bühren ihre hohe Aufgabe erfüllen. Diese Behörde wird „Ober-Intendantur der deutschen Theater" genannt. Die näheren Bestimmungen hiefür sind: „Alle neuen, zur Aufführung bestimmten Dramen sind zur Prüfung an diese Behörde einzusenden. Die Namen der Verfasser sind für eine bestimmte Zeitdauer zurückzuhalten, damit sich das Urtheil ganz unbefangen kundgebe. (Eine ganz vorzügliche, übrigens beim französischen Theater des XVIII. Jahrhunderts ständig geübte Einführung, die ihren Zweck vollkommen erfüllen würde — freilich die „Parnassiens" wären nicht sehr entzückt, denn wie leicht könnte es da geschehen, daß man ein oder das andere Stück ablehnen würde, weil man es an und für sich, und nicht, wie es heute der Fall ist, nach dem Namen des Verfassers beurtheilt!) „Ohne Genehmigung dieser Ober-Intendantur darf keine Bühne eine neue dramatische Darstellung zur Aufführung bringen. Wird die Aufführung eines eingereichten Dramas von der Ober-Intendantur verweigert, so sind Gründe für die Ablehnung anzugeben. Es findet keine Appellation statt. Der Dichter kann nur durch den Druck seines Werkes an die Kritik appelliren; derselbe ist befugt, in solchem Falle die Entscheidungsgründe der Ober-Intendantur seiner Dichtung beizufügen. Die Ober-Intendantur muß alljährlich eine Uebersicht über ihre Thätigkeit in die Oeffentlichkeit gelangen lassen, da sie derselben verantwortlich ist. Es versteht sich, daß jedes Theater in allem Uebrigen seine selbstständige Leitung behält."

Jeder Vorurtheilsfreie wird eingestehen, daß solch' eine Institution unfehlbar zum Heil der Bühne ausschlagen müßte. Die Frage, ob dergleichen überhaupt durchführbar wäre, kommt hiebei gar nicht in Betracht, so gut, wie die Zensur trotz des

*) Vgl. S. 452.

bekannten Artikels des Staatsgrundgesetzes wieder in Schwang gekommen ist, könnte ja auch die gewünschte „Ober-Intendantur der deutschen Theater" eingerichtet werden. Es gehört bloß ein guter Wille dazu. Der Kostenpunkt wäre auch kein Hindernis, wo man für Staatszuchthengste (Matchbox — 187.000 fl.!) Summen übrig hat, die ein Vermögen darstellen, dort wird wohl auch 'mal etwas zur Reformirung der Bühne abfallen! Uebrigens, was derzeit gezahlt wird, um das Defizit z. B. beim Burgtheater zu decken, könnte so weit ersprießlicher verausgabt werden. Endlich und schließlich brauchte ja besagte Institution vorläufig nur provisorisch, zur Probe errichtet werden. Es wird ohnehin mit großer Vorliebe experimentirt — warum nicht auch 'mal auf diesem Gebiete?! Vielleicht gelingt hier, was anderswo gänzlich versagt.

Wie sich von selbst versteht, müßte die höchste Theaterbehörde vor allem den Stücken deutscher Autoren ihr Augenmerk zuwenden. Es fehlt nicht nur unseren Bühnen, sondern auch unserer Litteratur an nationalen Dramen, d. h. an deutschen, volksechten Stücken, worunter also nicht etwa Stücke politisch-nationalen Inhalts verstanden sein wollen, wie der und jener „weise Thebaner" am Ende gar vermuthen könnte. Was wir auf der heutigen Bühne an Neuheiten sehen und hören, ist durchaus undeutsch, nicht Fleisch von unserem Fleische, nicht Bein von unserem Beine, französische Leichtfertigkeit, italienische Spiegelfechterei, englische Seichtheit, — kurzum fast alle fremdländischen Arten und Unarten wirbeln da durcheinander, so daß unsere Theater den Eindruck von ständigen Weltausstellungsbühnen machen.

Man sagt allen Ernstes: „Die Kunst ist international". Wenn nun dies der Fall wäre, so besäßen andere Völker, — ich nenne nur die Franzosen —, überhaupt keine Kunst, denn alles, was sie auf diesem Gebiete bisher geschaffen haben, ist spezifisch französisch, von den Troubadours und Trouvères angefangen über Rabelais Racine, Voltaire und Musset bis auf Maupassant, Daudet, Zola und die jüngsten Sterne herab. Und als die Franzosen das stolze Wort: „Wir marschieren an der Spitze der Zivilisation" münzten, haben sie sich diese Zivilisation ganz gewiß nicht als eine internationale gedacht, sondern als eine französische, oder doch vom französischen Geiste durchtränkte. Nein! Die wahre, große Kunst ist nicht international, nur die Scheinkunst, die subtile Kunst der Dekadenz ist es. Jegliche Kunst, die den Namen Kunst verdient, ist spezifisch national und jeder wahrhafte Künstler ein hervorragender Typus seiner Nation. Man nenne doch einen Franzosen, der französischer wäre, als Rabelais, Viktor Hugo, Watteau, einen Italiener, italienischer als Dante, Raffael, da Vinci, einen Spanier, spanischer als Cervantes, Lope de Vega, Velasquez —?! Spricht aus Shakspeare und Lord Byron nicht der Vollblut-Engländer genau so, wie aus Goethe, Wagner und Dürer der Deutsche, aus Mieckiewicz Puschkin und Smetana der Slave zu vernehmen ist?! Und sind diese Alle nicht leuchtende Zierden der Welt-Kultur, eben weil sie national und nicht waschlappig-international waren?

Die Bewahrung, die Pflege der nationalen Eigenart — das muß sich die zu errichtende „Ober-Intendantur der deutschen Theater" als ihre erste und wichtigste Pflicht aufstellen. Nur rassechte Kunstwerke überdauern Zeiten und Völker. Was die Griechen auch Großes geschaffen in Politik, Staatsverfassung, Religion — alles ist vergangen, fast spurlos vergangen, aber ihre nationalen Künstler, Dichter und Schriftsteller leben noch heute, nach Jahrhunderten fort und vermögen auf empfängliche Naturen noch heute so voll und frisch zu wirken, wie ehedem. Nur aus nationalem Empfinden, aus nationaler Artung hervorgegangene Kunstwerke werden vom Adel der Unsterblichkeit geweiht, als Leitsterne am Himmel der Menschheit strahlen.

(Weitere Artikel folgen.)

Bei Bechlarn.

Walddunkle Donauberge
Schau'n träumend in das Land;
Hier rud're sacht, mein Herge,
Der Ort hält mich gebannt.

Hier ragt ein Horst von Aaren,
Der Ostmark alte Wehr:
Die gute Bechelaren
Des edlen Rüdiger.

Mir ist, durch ihre Rüstern
Und alten Eichen dort
Rauscht trauervolles Flüstern,
Wie Nibelungenwort.

Das klagt: „O Zeit des Ruhmes,
O Sieg im Völkerstreit,
O Zeit des Heldentumes,
Wie bist du weit — wie weit!

Da war zu stolz, zu weichen
Mein Volk der Ueberzahl:
Hell von Germanenstreichen
Scholl König Etzels Saal!

Wie scheuchte doch in Scharen
Oft meiner Söhne Speer
Der Hunnen und Avaren
Raubgierig-wimmelnd Heer!

Und — mußten sie erliegen —
Ruhmvoller war ihr Fall
Als ihrer Feinde Siegen: — —
Wohin, wohin das all'?

Wir alten Donauberge
Steh'n trauerschwer und bang:
Wir schau'n den Sieg der Zwerge: —
Wie lange noch — wie lang?

Breslau. Felix Dahn.

Der Fall Schnitzler*).

Eine unbefangene Betrachtung von **Theodor von Sosnosky**.

Bücher haben ihre Schicksale. Eine Novelle, die der Tagespresse einer Weltstadt Anlaß zu leidenschaftlichen Leitartikeln gibt, das ist ein Schicksal, das einem belletristischen Buche noch kaum je widerfahren sein dürfte.

Dieser außerordentliche Fall hat sich jüngst in Wien ereignet und das Buch, das sich dieses Ausnahms-Schicksals rühmen darf, ist Arthur Schnitzler's Novelle „Lieutenant Gustl" (Berlin, S. Fischer). Sie hat für ihren Autor die bedeutsame Folge gehabt, daß er von einem militärischen Ehrenrate seiner militärischen Charge (als k. k. Landwehr-Oberarzt in der Evidenz) entkleidet wurde.

Die liberale Presse sah hierin einen Uebergriff des ihr verhaßten „Militarismus" und benützte die schöne Gelegenheit, gegen ihn zu Felde zu ziehen, dabei vielleicht von der süßen Hoffnung erfüllt, den „Fall Schnitzler" zu einer Haupt- und Staatsaktion und neuen Auflage der „Affaire Dreyfus" aufzubauschen, was ihr in Anbetracht der bevorstehenden Sauergurkenzeit sicherlich doppelt willkommen gewesen wäre. Die antiliberale Presse dagegen wetterte gegen die liberale und „jüdische" Frechheit, die sich an der Ehre der Armee vergreife und pries den Beschluß des Ehrenrats als einen durchaus gerechten Akt der Abwehr derartiger armeefeindlicher Tendenzen.

Eine unbefangene, objektive Beurteilung und Erörterung dieses Falles hätte man in der gesammten Wiener Tagespresse vergebens gesucht.

---

*) Wir müssen vorausschicken, daß wir mit einzelnen Behauptungen und Folgerungen dieses Artikels nicht einverstanden sind und wir werden auch an den betreffenden Stellen unseren Einwand zur Geltung bringen. Trotzdem gewähren wir der Arbeit sehr gerne Raum in unserem Blatte, da sie — entgegen den über diesen Gegenstand veröffentlichten Aufsätzen — mit Unbefangenheit und Fachkenntnis an ihre Aufgabe herantritt. Die Schriftleitung.

Unter solchen Umständen ist es daher keineswegs überflüssig, wenn im Folgenden der Versuch gemacht werden soll, ihn sine ira et studio zu prüfen, wozu jetzt, wo sich die Wogen der Empörung ein wenig geglättet haben, die beste Gelegenheit ist. Daß dies eingehender geschehen wird als es sonst bei einer Bücherbesprechung üblich ist, wird durch die außerordentliche Seltenheit des Falles und die bedeutsame soziale Frage, die er aufrollt, vollauf gerechtfertigt.

Zunächst gilt es einmal festzustellen, was denn der Inhalt der inkriminirten Erzählung ist. Es handelt sich darin um Folgendes:

Lieutenant Gustel, ein junger Offizier vom Durchschnittstypus, geräth nach einem Konzert im Gedränge der Garderobe mit einem Bäckermeister in einen kurzen Wortwechsel, wird von diesem „dummer Bub" geschimpft und gewaltsam daran verhindert, zur Tilgung dieser Insulte den Säbel zu ziehen. Merkwürdigerweise hört und sieht niemand Etwas von dieser Szene. Dennoch fühlt der Lieutenant die Verpflichtung, sich das Leben zu nehmen, denn der Gedanke an die ungetilgte Beschimpfung, die ihm angethan worden, ist ihm unerträglich; daß der Bäcker ihm zugeflüstert hat, er wolle über die Sache schweigen, kann daran nichts ändern, denn er will seine Ehre nicht von der Gnade dieses Menschen abhängig machen, und es genügt ihm schon, daß ein einziger Mensch von seinem Unglück weiß, um so nicht weiter leben zu wollen. Er ist also fest entschlossen, sich zu töten. In seiner Aufregung irrt er durch die nächtlichen Straßen bis in den Prater hinunter, verbringt daselbst den Rest der Nacht auf einer Bank und tritt am frühen Morgen den Heimweg an, um sich zu Hause zu erschießen. Vorher sucht er aber, trotz seiner Aufregung hungrig geworden, sein Kaffeehaus auf, um zu frühstücken. Hier erfährt er, daß der Bäckermeister, der gleich ihm ein Stammgast dieses Kaffees ist, in der Nacht vom Schlage getroffen worden und gestorben ist. Der Tod dieses Mannes, des Einzigen, der von dem Mackel auf seiner Ehre gewußt hat, gibt ihm das Leben wieder. Niemand auf der Welt weiß es jetzt, also darf er am Leben bleiben.

Das ist in Kürze der unläugbar interessante Vorwurf. Die wahrhaft brillante Technik, mit der ihn der Autor ausgeführt hat, verleiht der Novelle noch einen ganz besondern Reiz; er erzählt sie nämlich nicht in objektiver Form, legt sie auch nicht nach der veralteten, unnatürlichen Manier dem Lieutenant in den Mund oder in die Feder, sondern gibt sie so, wie sie sich in dessen Seele abspielt, und zwar in der aphoristischen, nicht auf schönen Satzbau u. s. w. bedachten Weise, in der man eben zu denken pflegt. Statt z. B. zu schreiben: Der Lieutenant fragte sich, wie lang es denn noch dauern solle, und zog seine Uhr zu Rate, schreibt er also: „Wie lang wird es denn noch dauern?" Ich muß auf die Uhr schauen . . . schickt sich wahrscheinlich nicht . . . aber wer sieht's denn?" diese neu- und eigenartge Darstellungsform, die für größere Erzählungen wohl kaum durchführbar wäre, wirkt in dieser kurzen Geschichte aber ganz außerordentlich.

Daß die Seelenkämpfe des jungen Mannes mit virtuoser Freiheit wiedergegeben sind, kann bei Schnitzler nicht wundern; sie sind ebenso fein und sorgfältig als die dem Text der Buchausgabe beigegebenen Illustrationen von M. Coschell plump und nachläßig.

Ueber diesen großen Vorzügen der Arbeit, die abzuläugnen nur völliger Unverstand oder blindwütige Parteilichkeit im Stande ist, und die sie zu einer der besten des Autors stempeln, darf man aber nicht vergessen, daß sie auf bedenklich schwachen Füßen steht, daß die Prämissen, auf denen die Erzählung aufgebaut ist, nichts weniger als sicher und fest sind: daß ein Wortwechsel in einer Garderobe, wo Mann an Mann gedrängt nach seinen Ueberkleidern langt, völlig unbemerkt bleiben soll, ist sehr, sehr unwahrscheinlich, und noch unwahrscheinlicher wird die Sache, wenn man glauben soll, der Bäckermeister habe den Säbelgriff des Lieutenants so fest gehalten, daß dieser von seiner Waffe nicht Gebrauch machen konnte. Eine derartige

Szene kann doch nicht unbemerkt bleiben! Auf dieser Unwahrscheinlichkeit beruht aber die ganze Handlung, sie steht und fällt mit ihr.

Es fragt sich nun: was ist es, das diese Erzählung in den Augen des militärischen Ehrenrats zu einem so schweren Vergehen gegen die Offiziersehre macht, daß er sich veranlaßt fühlte, ihren Autor der Offizierscharge zu entkleiden?

Wie es scheint, ist es die Handlungsweise des Lieutenants Gustel; wenigstens schreibt die „Reichswehr" darüber: „Wo lebt denn ein so jämmerliches, charakterloses Subjekt, ein so widerlicher Ignorant und Zyniker wie dieser Lieutenant Gustl?" Nun, ich denke, die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach: überall lebt er, wo es Offiziere gibt! Das soll durchaus nicht etwa eine Herabsetzung des Offiziersstandes sein, das ist nur die Wahrheit und keineswegs eine Schande für diesen, denn dieser Lieutenant Gustl ist weit davon entfernt, ein „jämmerliches Subjekt" zu sein, sondern ist nicht mehr und nicht weniger als ein Durchschnittstypus, ein Mensch wie er im Zivil und Militär in ungezählten Exemplaren zu treffen ist; ja er ist sogar ein sympathischer, zum mindesten nicht antipathischer Mensch; freilich ist er ein leichtsinniger Patron, der ziemlich gedankenlos in den Tag hineinlebt, keine Bedenken trägt, arge Schulden zu machen, und dessen Horizont nicht viel über den Dienst und die Weiber hinausreicht; aber ich denke, ebendasselbe läßt sich mit vollster Sicherheit und Berechtigung von hunderten von jungen Männern im Allgemeinen und von jungen Offizieren im Besonderen behaupten. Es wir aber niemand einfallen über diese unfertigen, unausgereiften Menschen, aus denen noch tüchtige Männer werden können, wenn sie die Zeit und das Leben einmal in ihre harte Schule genommen hat, den Stab zu brechen und sie als eine Schande ihres Standes in Acht und Bann zu thun. Es ist also auch nicht der geringste Grund dafür da, diesen Lieutenant Gustl deshalb ein „jämmerliches Subjekt" zu nennen. Es ist um so weniger Grund, als dieser junge, leichtsinnige Durchschnittsmensch von dem Moment an, da ihn das Unglück ereilt, bei aller Banalität zu einer gewissen tragischen Größe heranwächst, die nicht nur unser Mitleid, sondern unsere vollste Hochschätzung erweckt. Man denke nur: ein junger, lebenslustiger Mensch sieht sich urplötzlich mitten in seinem Jugendglück vor die Alternative gestellt, entweder mit einem Mackel auf seiner Ehre weiter zu leben oder sich zu töten, und ohne sich lange zu besinnen, entschließt er sich, seinem Leben ein Ende zu machen. Darin liegt doch ein gewisser Heroismus, denn man muß sich dabei vor Augen halten, daß der Selbstmord in diesem Falle nicht den einzigen Notausgang bedeutet, der den Verbrecher oder Spieler vor Schande und Elend bewahrt, sondern nur ein freiwilliges Opfer auf dem Altar eines überspannten, ungerechten Ehrbegriffes. Lieutenant Gustl hat nicht wie der Defraudant oder Spieler eine Schuld zu sühnen, denn er hat nichts verbrochen; es war nichts anderes als ein unglücklicher Zufall, der auf seine Standesehre einen Mackel geworfen hat; seine allgemein menschliche Ehre bleibt unberührt; auch wenn er des Kaisers Rock ausziehen müßte, würde niemand, auch kein Offizier, Bedenken tragen können, ihm die Hand zu reichen. *) Dennoch zieht er den Tod vor. Man sollte nun meinen, ein solcher Mann sei kein „jämmerliches Subjekt" wie die „Reichswehr" schreibt, sondern eher ein Held. Warum also der Schimpf? Offenbar nur darum, weil der Lieutenant seinen Entschluß nicht ausgeführt, weil er sich nicht getötet hat. Nun, ich denke, an seiner Stelle hätte unter tausenden von Offizieren kaum Einer anders gehandelt. Warum auch? der Einzige, der von dem Mackel auf seiner Standesehre gewußt hat, ist tot, und damit ist für ihn jeder hinreichende Grund entfallen, sich das Leben zu nehmen. Ich höre entrüstet einwenden, für den Ehrenmann müsse es gleichgiltig sein, ob die Verletzung seiner Ehre der Welt bekannt sei oder nicht; es genüge, daß er sich vor sich selber schämen müsse, um daraus die letzten Konsequenzen zu ziehen. Wer dies nicht thut, sei eben ein Feigling. Ganz schön,

*) ? ! (Die Schriftleitung.)

das trifft aber doch nur dann zu, wenn eine wirkliche Schuld vorliegt, wenn der Betreffende selber seine Ehre befleckt hat. Der Defraudant, der Vaterlandsverräter, der Meineidige haben dies gethan, sie sind in ihren eigenen Augen Verbrecher, gleich viel, ob die Welt es weiß oder nicht. Der Fall des Lieutenants Gustl liegt aber ganz anders. Seine Menschenehre bleibt unberührt, sie kommt gar nicht in Frage, denn er hat sich nichts zu schulden kommen lassen; seine Standesehre ist aber vollständig gewahrt, wenn niemand den Makel sieht, den ein böser Zufall ihr zugefügt hat. Nur ein Mann von hypertrophisch feinem, ja krankhaftem Ehrgefühl würde sich an Lieutenant Gustls Stelle anders benommen, d. h. sich erschossen haben. Jedenfalls hat niemand das Recht, diesen zu tadeln, daß er dies nicht gethan hat und seinem jugendlichen Lebensdrange gefolgt ist.

Und trotz alledem soll dieser arme Lieutenant Gustl ein „herzloses, jämmerliches Subjekt" sein!? Da muß sich doch die Frage aufdrängen, ob es denn wirklich der Ehrenkodex des Offiziersstandes verlangt, daß ein ihm Angehörender sich das Leben nehme, wenn er — ohne eigene Schuld — das wehrlose Opfer eines brutalen Angriffs wird. Angenommen z. B. ein Offizier würde nächtlicher Weile an einem einsamen Orte von einer Schaar angetrunkener Burschen überfallen und trotz aller Gegenwehr wörtlich und thätlich aufs schwerste insultirt. Soll sich der ganz schuldlose Mann, weil ihm dieses Mißgeschick widerfahren ist, töten müssen? Das wäre doch heilloser Wahnsinn, der jedes Fünkchens Vernunft entbehrte. Ein Gesetz oder auch nur ein gesellschaftliches Herkommen, das einen solchen Frevel erheischt, das nicht nur einem Unschuldigen das Todesurteil spricht, sondern alle, die ihm nahestehen, ins Unglück stürzt, ein solches Gesetz oder Herkommen kann es doch gar nicht geben! Und wenn es eines gäbe, dann wäre es dümmer und schlimmer als die mittelalterlichen „Gottesurteile" unseligen Angedenkens, und die es in Ehren halten, lüden damit eine ungeheuere Schuld auf sich. Es ist ja wahrlich schon thöricht und hart genug, wenn der arme Teufel, den ein ähnliches Schicksal ohne seine Schuld ereilt hat, den Rock des Kaisers ablegen muß und dadurch in seiner Existenz bedroht, vielleicht vernichtet wird; zu verlangen, daß er auch das Leben von sich werfe, das hieße denn doch nichts anderes als einen Mord begehen, sich auf das geistige und moralische Niveau der alten Moloch-Priester herabdrücken, die ihre Mitmenschen unbedenklich dem Götzen opferten, dem sie dienten. Daß dieses unmenschliche Gesetz, wenn es überhaupt vorhanden sein sollte,*) keineswegs immer zur Anwendung gekommen ist, dafür spricht ein Präzedenzfall, der eine welthistorische Persönlichkeit betrifft.

Als Feldzeugmeister Baron Haynau, der berüchtigte Alba Ungarns, im Jahre 1852 die Weltausstellung in London besuchte, wurde er vom Publikum, das seinen Namen erfahren hatte, wörtlich und sogar thätlich grob insultirt. Es fiel ihm deshalb aber nicht ein, sich zu töten und auch niemand Anderer dürfte erwartet haben, daß er dies thun müsse. Wenn aber eine so schwere Beschimpfung — er wurde mit Straßenkot beworfen und an seinem langen Schnurrbart gezerrt — einen General, dessen Namen, zumal damals, aller Welt geläufig war, nicht an seiner Ehre schädigen und zum Selbstmord zwingen konnte: wie soll es dann die weit geringfügigere Beleidigung, die dem unbekannten simpeln Lieutenant Gustl widerfahren ist?

Aus alldem geht wohl zur Genüge hervor, daß die Handlung der Novelle, das Verhalten des Lieutenants Gustl, auch nicht den geringsten Anlaß bietet, darin eine Verhöhnung und Beleidigung des Offiziersstandes zu sehen.

Das Urtheil des Ehrenrats ruft daher den Anschein schweren Unrechts hervor, um so mehr, als es unläugbar einen hemmenden Eingriff in die Freiheit der Kunst darstellt.

*) Im Sinne der Ausführungen der „Reichswehr" scheint es denn doch vorhanden zu sein.
(Die Schriftleitung.)

Und dennoch! dieses Urteil ist, wenn man es auch nicht zu billigen braucht, begreiflich, ja, es läßt sich sogar vollkommen rechtfertigen. Das klingt nach dem bisher Gesagten befremdend, ja unverständlich. Es ist aber durchaus begründet und berechtigt. Wenn die „Reichswehr" schreibt: „Es gibt keinen Offizier, der die famose ‚Studie' Schnitzlers gelesen hat und der dabei nicht den subjektiven Eindruck einer Verhöhnung jener Ansichten und Satzungen empfangen hätte, die dem Offizier nun einmal sakrosankt sind", so ist diese Behauptung zwar zu allgemein und parteilich stilisirt, aber sie dürfte im Großen Ganzen den Nagel auf den Kopf treffen. Thatsächlich wird nicht nur die Mehrzahl der Offiziere, sondern fast jeder Freund der Armee — und im entgegengesetzten Sinne wohl auch jeder Feind — bei oder nach der Lektüre dieser Novelle die Empfindung haben, das hat Einer geschrieben, der die Offiziere nicht leiden kann: Ich selber, der ich dem hochinteressanten Vorwurf und der brillanten Technik der Novelle unbedenklich die höchste Anerkennung zolle, muß gestehen, daß mich die Lektüre erbittert und erregt hat, da ich darin eine deutliche Feindseligkeit gegen den Offiziersstand herausfühlte.

Woher aber dieser Eindruck, da — wie im Vorausgegangenen eingehend erörtert worden, — doch weder die Handlungsweise, noch die Persönlichkeit des Lieutenants auch nur den geringsten Anlaß hiezu bietet? Die bequemste Antwort auf diese Frage wäre: „C'est le ton qui fait la musique . . ." Aber sie wäre doch zu vag, und keinesfalls würde dieser allgemeine Empfindungs-Eindruck zu einem so harten Urteil berechtigen. Rückt man der Erzählung aber näher an den Leib, so wird man nach sorgfältiger Prüfung einige Stellen entdecken, die unverkennbar verraten, daß der Autor ein Mann ist, der dem Offiziersstande nichts weniger als freundlich gesinnt ist. So erfährt man, daß Gustl nur darum zum Militär gekommen, weil er auf dem Gymnasium nicht gut gethan hat, was der Autor wohl nicht nur für diesen besondern Fall gemeint, sondern auf die Gesammtheit der Offiziere bezogen hat. Oder sollte er damit nicht haben sagen wollen, daß in der Regel nur der Offizier werde, der zu nichts anderem tauge? Er wird es vielleicht in Abrede stellen und beweisen kann man es ihm nicht. Es gibt aber noch viel deutlichere Stellen: da heißt es einmal: „. . . Die Frau von meinem Hauptmann, das wär' ja doch keine anständige Frau . . . ich könnt' schwören: der Libitzky und der Wermutek und der schäbige Stellvertreter, der hat sie auch gehabt . . . aber die Frau Mannheimer . . . ja das wär' was anders, das wär' doch auch ein Umgang gewesen, das hätt' einen beinah' zu einem andern Menschen gemacht — da hätt' man doch noch einen anderen Schliff gekriegt . . ." Man beachte nur: „die unanständige Offiziersfrau und die hochanständige Frau Mannheimer als typische Gegensätze. Sapienti sat! Der Autor wird dagegen vermutlich einwenden, es gäbe unzweifelhaft unanständige Offiziersfrauen und anständige Jüdinnen, es liege somit gar keine Bosheit vor. Das Erste läßt sich nicht bestreiten, aber das Zweite zum mindesten bezweifeln, denn warum ist die unanständige Frau ganz ohne Zwang gerade die Gattin eines Offiziers und die anständige eine Jüdin? Da liegt denn doch die Antwort sehr nahe: weil der Autor allem Anscheine nach den Offiziersstand nicht leiden kann und selbst ein Jude ist, — das ist übrigens noch bei weitem nicht das Schlimmste das liegt in folgender Stelle: „. . . am liebsten möchten sie (die Sozialisten) gleich's ganze Militär abschaffen; aber wer ihnen dann helfen möcht', wenn die Chinesen über sie kommen, daran denken sie nicht." Ich frage, welcher österreichische Lieutenant mit fünf hellen Sinnen wird einen solchen Unsinn denken, wie er da Lieutenant Gustl in die Seele gelegt worden ist? Daß Oesterreich jemals von China überfallen werde, ist ja völlig undenkbar, schon aus rein geographischen Gründen. Schnitzler ist auch ein viel zu feiner Kopf, um ernstlich zu glauben, daß ein Offizier solchen Nonsens denke; warum also imputirt er ihm — gegen alle psychologische Wahrscheinlichkeit — seinem Lieutenant Gustl? Offenbar doch nur, um die Zwecklosigkeit des Militärs darzuthun, es als eine lächerliche Institution zu

verspotten, die das Reich gegen Kriege schützen soll, die nie kommen. Jemand, dem ich diese schwer belastende Stelle vorhielt, erwiderte darauf, der Autor habe nicht mit Absicht, sondern ganz zufällig gerade Chinesen angeführt, weil eben zur Zeit, als er seine Novelle schrieb, sich die chinesischen Wirren abspielten. Da sei ihm das Wort sozusagen in die Feder geflossen. Mag sein! dann hat er jedenfalls recht gedankenlos drauf los geschrieben und einem österreichischen Offizier einen Gedanken imputirt, den ein solcher nicht gehabt haben kann. In keinem Falle vermag diese harmlose Deutung der Stelle die andere gravirende Deutung zu widerlegen, denn die liegt näher und niemand kann den, der sich an sie hält, zwingen, sich der ersten anzuschließen; es sei denn, daß der Autor selber feierlich die Erklärung abgegeben hätte, daß ihm jede armeefeindliche Tendenz fern gelegen sei.

Das hat er aber nicht gethan. Er hat die Aufforderung, sich zu rechtfertigen, die ihm vom Ehrenrat zugegangen war, vielmehr völlig ignorirt. Und darin, nicht in der Novelle, dürfte der eigentliche Grund für das Urteil des Ehrenrats zu suchen sein.

Zur Not würde jene Stelle, die einzige, wo der Autor sterblich ist, ja ausgereicht haben, darauf eine Anklage zu begründen; aber man dürfte kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß sie mit seiner Verurteilung thatsächlich nichts zu thun gehabt hat; die Annahme ist um so wahrscheinlicher, als sie in der mit dem Urteil des Ehrenrats sympathisierenden Presse nirgends erwähnt, offenbar von ihm ganz übersehen worden ist.

Dieses Uebersehen war aber ein bedauerlicher Fehler des Ehrenrats, denn wenn er jene Stelle durch die ihm nahestehende Presse öffentlich angenagelt und als das Substrat seines Verdikts bezeichnet hätte, so wäre der Vorwurf der Ungerechtigkeit von Seiten der liberalen Presse im Voraus erstickt oder doch sehr erschwert worden. Da er dies nicht that, gab er ihr den Anschein der Berechtigung für ihre Anklagen.

Aber nur so weit es die Novelle betraf; ganz anders liegen die Dinge, was den Autor selber anbelangt. Da konnte von einem Unrecht keine Rede sein, denn da lag dessen Schuld offen zu Tage. Der Ehrenrat hätte darum sehr wohl daran gethan, wenn er in seinem Verdikt hierauf das Hauptgewicht gelegt, wenn er durch die ihm nahestehende Presse dies in den Vordergrund gestellt hätte. Er hat das zwar nicht gethan, aber dennoch kann nicht daran gezweifelt werden, daß das entscheidende Moment bei seinem Urteil nicht die Novelle, sondern das Verhalten des Autors gewesen ist. Daß er auf eine gehässige, wie es heißt in beleidigendem Tone gehaltene Besprechung*) seines Buches nicht durch eine Forderung reagirt hat, was ihm vom Ehrenrat zum Vorwurf gemacht worden ist, das darf ihm billiger Weise nicht verübelt werden, und der diesbezügliche Teil der Begründung des ehrenrätlichen Urteils muß als ein arger Mißgriff bezeichnet werden, der nur aus der völligen Unkenntnis der litterarischen Verhältnisse hervorgehen konnte. Wohin sollte es denn führen, wenn ein Schriftsteller jeden beleidigenden Angriff von Seiten der Kritik mit einer Forderung beantworten müßte? Bei der beispiellosen Verrohung des öffentlichen Tones, der heutzutage Mode ist, bei der üblichen Sucht, persönlich zu beleidigen und verdächtigen, hätte mancher Autor das zweifelhafte Vergnügen, sich jede Woche mit einem andern Rezensenten zu schlagen und die Litteraturkritik sänke damit auf das Niveau des Fechtbodens herab. In diesem Teil thut die Anklage dem Verhalten Schnitzlers also sicher Unrecht. Dadurch jedoch, daß er die Aufforderung, sich zu rechtfertigen einfach ignorirte, hat er sein eigenes Verdammungsurteil gesprochen, denn er hat damit nicht nur seine Pflicht als Landwehrarzt grob verletzt; als welcher er dem Ehrenrathe Rechenschaft schuldig ist, er hat damit das Offizierskorps schwer beleidigt; und schlimmer als das: er hat damit der Vermutung, er sei ein Gegner des Militärs, nur neue Nahrung gegeben; qui tacet, consentire

*) In der „Reichswehr". (Die Schriftleitung.)

videtur. Eine Rechtfertigung seinerseits war um so mehr und in seinem eigensten Interesse geboten, als er schon durch sein Theaterstück „Freiwild" vor einigen Jahren in militärischen Kreisen Mißfallen und Unwillen erweckt hat. Unter solchen Umständen kann es wahrlich nicht Wunder nehmen und darf er sich gewiß nicht beklagen, wenn der Ehrenrat sein anmaßendes Ignoriren und vielsagendes Schweigen als eine Bestätigung des Verdachtes angesehen und ihm den Säbel und Rock nahm, die er so wenig respektirt hat.

Die Logik dieses Vorgehens ist sehr einfach: Wenn er schweigt, so ist es ihm offenbar gleichgiltig, *was* das Offizierskorps von ihm denkt. Ist dies der Fall, dann ist er zweifellos wirklich ein Gegner des Militärs, sonst müßte ihm sehr daran gelegen sein, diesen Verdacht zu zerstören. Sein Verhalten ist übrigens unbegreiflich, denn wenn er ein Gegner des Militärs ist, dann muß man es — gelinde gesagt — als sehr sonderbar bezeichnen, daß er den von ihm mißachteten Rock nicht längst schon *freiwillig* abgelegt hat; es hat ihn doch *nichts* daran gehindert, denn *seine Militärzeit ist schon seit einer Reihe von Jahren abgelaufen*; daß er seine Charge dennoch beibehalten hat, ist sein *freier Wille* gewesen.*) Man kann der „Reichswehr" daher nicht Unrecht geben, wenn sie höhnend schreibt: „Warum mußte er so viele Jahre lang Landwehr-Oberarzt in der Reserve bleiben, trotzdem ihn kein Mensch dazu zwingen konnte? Weil sich der Federhut und der Offizierssäbel mitunter doch ganz hübsch machen? Ja, dann ist eine Annehmlichkeit wohl auch einer Rücksicht wert . . . Der Schriftsteller Arthur Schnitzler gefiel sich außerordentlich mit Sturmhut und Schleppsäbel und der Oberarzt in der Evidenz der Landwehr Dr. Arthur Schnitzler gefiel sich nicht minder gut im Rüstzeug des liberalen Kämpen, der den Offiziersehrbegriff auf seine Stahlfeder spießt. Und das ist um *eine* Eitelkeit zu viel, um die Eitelkeit des Schleppsäbels und Sturmhuts. Die hat der Offiziers-Ehrenrat amputirt." So hat Schnitzler zum Schaden auch noch den Spott. Aber er hat es nicht anders gewollt; nun muß er sein Schicksal tragen; es ist hart aber nicht unverdient. Mag sein, daß er und seine Parteigenossen verächtlich sagen, das Urteil könne für ihn gleichgiltig sein; ich bezweifle doch, daß es ihm gleichgiltig wird, wenn ihm jemand den Gruß versagt, seine Hand nicht nimmt oder ihn sonstwie insultirt und dazu hat jeder das Recht, der sich an das Urteil des Ehrenrats hält. Dieses Damoklesschwert hängt von nun an immer über seinem Haupte . . . .

Ein Gutes aber könnte dieser böse Fall doch haben: vielleicht wird man in der k. und k. Armee mit der Ernennung der Reserveoffiziere doch endlich vorsichtiger! Es wäre die höchste Zeit. Der Fall Schnitzler lenkt die Aufmerksamkeit abermals auf diesen dunkeln Punkt.

*) **Hierin vermögen wir dem Herrn Verfasser *nicht* beizustimmen. Mehr als einmal geschieht es, daß man die Offizierscharge, für die man nicht die mindeste Vorliebe hat (die etwa vorhandene Vorliebe wird einem gelegentlich der Waffenübungen gründlich ausgetrieben), aus Trägheit (um sich die Schreibereien zu ersparen) beibehält, ohne auch nur daran zu denken. Was die „Reichswehr" vom Federnhute und Säbel sagt, verträgt wegen seiner Albernheit keine Entgegnung. Wir wissen nicht, ob Schnitzler auf „Schleppsäbel und Sturmhut" eitel ist, können aber bei dem unläugbaren Geist, wie er aus seinen Büchern spricht (oft ein Geist, der uns durchaus nicht gefällt, und den wir bekämpfen) unmöglich glauben, daß er so — sagen wir: befangen sein könnte, an Dingen, gegen die er absichtliche Angriffe richtet (woran nicht zu zweifeln ist), Gefallen zu finden und es als höchste Wonne ansehen sollte, mit wallendem Federhute und scheppernden Säbel zu prunken.** (Die Schriftleitung.)

Abenteuer im Epirus.

Von **Ottokar Stauf v. d. March.**

(Fortsetzung.)*)

„Das Geld ist Euer Gott, vor dem ihr bebt,
Zu dem Ihr flehend Eure Hände hebt,
Auf den Ihr hofft, an den Ihr brünstig glaubt
Und den Ihr liebt, wie der Vernunft beraubt,
Für den Ihr unbedenklich Alles wagt,
Wovor der Helden Größter schaudernd zagt:
Gewissen, Ehre, Tugend, Rechtlichkeit,
Blutsfreundschaft, Liebe — Alles wird geweiht
Dem giftgeschwollnen Drachen als Tribut,
Daß er für seine Opferer Wunder thut,
Sie reich macht und vor Allen hochgeehrt,
Daß keiner ihren Lüsten fürder mehrt!
Den wer da reich ist in der Franken Land,
Der ist gefeit vor des Gesetzes Hand,
Uebt' er Verbrechen auch soviel wie Sand
Am Meer — er ist der Herr, vor dessen Blick
Das Volk zur Erde sinkt und das Genick
Hinstreckt, begierig auf den Hochgenuß,
Den ihm gewährt ein Tritt von seinem Fuß,
Wer Gold besitzt, ist mächt'ger als des Lands
Beherrscher in des Fürstentugend Glanz!
Und so er weiß zu wuchern mit dem Pfund,
Ist bald die Majestät sein Kettenhund,
In dessen Diensten sie sich heiser bellt,
Und arme Teufel fest am Wammse hällt,
Auf daß gemächlich jener Räubersmann
Ohn' Scheu vor Widerstand sie plündern kann;
D'rum jagt ein Jeglicher voll wilder Wuth,
Gleichwie im Fieber nur nach Gold und Gut,
Denn dies verbürgt ihm Macht, und Macht allein
Besitzt der Weisen vielgesuchten Stein,
Der Koth in Gold, ein Körnchen Meeressand
Verwandelt flugs in einen Diamant.

„Und dieser Wahnsinn treibt Euch hier und dort
Zum Einzelmorde und zum Massenmord,
Und weil das eig'ne Land die hündische Gier
Nicht stillen kann, so segelt schleunigst Ihr
In Anderer Geheg' und überzieht,
Soweit nur Euer Luchsenauge sieht,
Das Weltall rings gleich einem Heuschreckschwarm
Und frißt es rattenkahl und frißt es arm
Und wenn der Eigner deß' sich redlich wehrt
In seine Brust das Eisen blitzend fährt,
Und macht den Unbequemen still und stumm,
Wie's heischt der Habsucht Evangelium;
Erhebt sich dann das Volk, der Knechtschaft Loos
Zu wenden, läßt Ihr flugs die Bestie los
Des feigen Kriegs mit Dumdum und Lyddit,
Wo tausend fallen wie beim Ernteschnitt:
Entsetzlich sind die Leiber anzuschau'n,
Als hätt' ein ungeschickter Fleischer traun!
In ihren Reih'n gehaust, und tiefes Grau'n
Erfaßt das Herz des Kriegsgewohnten und
Des Ingrimm Bechers trinkt er bis zum Grund
Und schwört den Franken Feindschaft bis zum Tod,
Und fürchterlicher denn als je aufloht
Des Krieges Fackel — ein willkomm'ner Spaß
Für Euch! dem Durste nach Gewinn gibt das
Des Rechtes Schein und Heer dringt ein um Heer
Gleich einem sturmemporgewühlten Meer,
Und mordet, sengt und brennt, um nebenbei
Zu rauben auch die Henne sammt dem Ei.
„Und solches Thun in Einem Rothwelsch heißt:
‚Wir pflanzen Bildung, Sitte, Fortschritt, Geist,
Kurzum Zivilisation, Kultur
Und Christenthum in nebelferner Flur
Zu Gottes und zu unsr'er Ehre an,
Und freudig zieht das Volk die schöne Bahn
Der Zukunft, ein'ge Selbstsüchtige bloß,
Sie trotzen diesem segensvollen Loos,
Doch sie auch werden beugen, eh' man's glaubt,
Der hehren Macht des Fortschritts still ihr Haupt!'
So tönt der feilen Schreiber Jubelchor
Einschmeichelnd in des Europäers Ohr
Und fromm schürzt mit des Mönchleins Scapulier
Das goldne Kalb die fette Lende hier
Und singt voll Brunst: Herr Gott, dich loben wir! —
So werden die, Barbaren kultivirt,
Mit Feuer und mit Stahl zivilisirt,
Und allenthalben waltet froh und frei
Der dekretirten Christen Heuchelei.

„Falsch seid Ihr, falsch bis tief ins Mark hinein,
Die Erben jenes Brudermörders Kain,
An Euch ist alles Lug und Trug und Schein
Und Phrase, Leib und Seele gleicherweis'
Wetteifern um der Frechheit Ehrenpreis,
Der Odem selbst — es ist, als hauchte Dir
Der Ruch von einem halbverfaulten Thier
In's Angesicht, und gleichwie der wird krank,
Der lang geathmet solchen Aases Stank,
So wird das Volk auch, das mit Euch verkehrt,
Von allerhand Gebresten bald versehrt,

*) Vgl. S. 430 und 466.

Die reichlich dem Barbaren-Pathenkind
Darbietet die Kultur zum Angebind'.
Seht Euch am Balkan um! der Vladyka,
Seit ihn das Prinzchen von Italia
Gemacht zum Schwiegervater — zeigt er nicht
Ein kultivirt-blasirtes Angesicht?
Und Serbiens junger Gospodar, er ist
So listig, wie ein Frank' und trägt zur Frist
Den Zwicker, wie ein jüdischer Journalist,
Und der Bulgare Ferdinandchen weiß
Die Feinde abzuthun um jeden Preis
Und zieht die Steuerschraube an mit Fleiß
Und der Rumäne wechselt früh und spat,
Gleich wie sein Hemde den Ministerrath,
Der Moslem selbst ist nicht mehr unbefleckt
Von dem, was Ihr Kultur nennt, angesteckt,
Darum geschieht ihm auch nach vollen Recht,
Wenn er verjagt wird oder frohnt als Knecht,
Dies Land jedoch: Albanien, Epirus,
Von Joniens Meer bis an des Ossa Fuß,
Der Helden Land — O sag' es doch den Herrn
In goldgesticktem Rock mit Kreuz und Stern! —
Dies Land ist noch nicht reif zu Agonie
Durch Steuerdruck, Pofitgier, Despotie,
Zeitungsgewäsch, Betrug, Angeberei,
Durch Junker, Pfaffen und durch Polizei,
Behaltet all' den Segen der Kultur
Zu allereigenstem Gebrauche nur
Ein rechtes Volk schlägt sich durchs Leben schon
Auch ohne die Zivilisation!

„Ob Türk', ob Frank' — es gilt uns einerlei!
Wir wollen und wir müssen frei sein, frei,
Gleich wie auf unsern Felsenhöhn der Aar,
Wir wollen frei sein jetzt und immerdar
Und wehe dem, der uns'ern Heimathherd
Bedroht, so lang noch der Arnaut ein Schwert
Erschwingt, ja eine Hand nur schlimmstenfalls
Besitzt, dem Hund zu fahren an den Hals,
Der ihm dem Brosam Freiheit rauben will —
Der Frechling wird auf immer stumm und still!
Versucht es nur und kommt, daß Ihr belehrt,
Ihr Ueberklugen, dann nach Hause kehrt
(Gesetzt, daß Euch die Heimkunft je vergönnt,
Für alle Fälle denkt ans Testament!)
Wie stark ein Volk ist, das fürs Heimathland
Zum Freiheitskampfe hebt die nervige, Hand
Und was ein solches Volk im Stande ist,
Wenn Jemand, es zu knebeln sich vermißt!

„Ein Erisapfel ist Iskanders Reich
Seit langer Zeit für jeden Frankenscheich,
Und Mißtrau'n äugen alle, wenn hieher
Ein Königsbruder blickt von ungefähr,
Ein Jeder zittert, daß Höchst-Er am End'
Ein Stück des Balkanlands verschlingen könnt',
Und Jeder glaubt, nur es sei ausersehn
Das Ganze aufzufressen sonder Weh'n,
D'rum wagt es keiner, ob ihn gierig auch
Der Hunger kneipt und zwackt in seinem Bauch,
Den Apfel anzuschneiden und er harrt
Und späht verschämt nach seinem Widerpart,
Und wünscht ihm herzlich tollen Wagemuth,
Der Andern brächte reiches Beutegut —
Weh' aber dem, der sich bethören läßt
Und eine einzige Schleuße keck durchstößt!
Es hält der losgebrochnen Wogen Lauf
Kein diplomatisches Geschreibsel auf,
Und dieses Krieges Fackel setzt in Brand
In einem Nu das ganze Abendland
Und alle Majestäten, klein und groß,
Sie stürzen auf einander brüllend los
Wie hungernd Raubgethier, dem man zur Lust
Der Gaffer vorwarf eine Fleischeskrust',
Und Eure hochgepriesene Kultur
Schmückt ihren Pfad mit breiter, blutiger Spur . . .

„D'rum rath' ich Euch: Kehrt um von diesen Strand!
Es ist ein rauhes, unwirthbares Land
Für Eure zarten Nerven und es bringt
Euch Schmach, bedingt und unbedingt;
Un dir auch rath' ich, Herr, (zwar du erscheinst
Von andrer Art und gut klingt, was du meinst, —
Wer aber kann ins Herz des Menschen schau'n,
Vor allem aber einen Franken trau'n!)
Dir rath' ich: meide dieses Land, denn leicht
Wirst du von einer Kugel hier erreicht!
Ein Wink, er ruft den Fischer dir heran,
Und nach der Insel bringt dich schnell sein Kahn!"

Er grüßt' und ging. Sein Arsenal erklang
Wie er von Fels zu Fels herniedersprang,
Ich sah ihm nach, bis er verschwand im Rohr
Und in der Brust stieg jählings mir empor
Ein Wehgefühl, das mir dem Odem nahm,
So weh, so heiß, so brennend, gleich wie Scham!
Das ich zu meiner Schande, meinem Leid
Nicht anders zu benemen weiß als — Neid!
Ja! neiderfüllt sah ich dem „Wilden" nach
Und fühle dreifach des Jahrhunderts Schmach!

Was stolz mir nennen Fortschritt und Kultur,
Ein beutegierig Raubthier ist es nur,
Das uns erbarmungslose Feinde macht
Und gegen uns die halbe Welt entfacht
Zu fürchterlichem Krieg. Sie seh'n nur Gier
Nach Land und Gold und wahrlich! haben wir

Je anders sie belehrt? nein! dort und hier,
In Indien, auf Cuba, in Transvaal
Hat Durst nach Gold und Land uns allzumal
Geführt und unser stolzes Bannerwort
‚Kultur' bedeutet Plünderung und Mord
Für alle Landeswohner, welche nicht
Gutwillig zinsen einem wüsten Wicht,
Deß' Börse ausgekernt ward bis zum Grund
Von dem berühmten und beliebten Bund
Von Weibern, Wein und Spiel — in fremden Gut
Will er sich schöpfen neuen Lebensmuth;
Und was der Einzelmensch erhofft, die das will
Auch jeder Staat und mehr noch, die da still
Im Trosse rührig sind, des Mammon Stamm,
Der überall, dank den allerhöchsten Herrn,
Die sie behängen rings und o wie gern!
Mit Titeln, hoher Orden Kreuz und Stern
Und gar zum Ritter schlagen und Baron,
So daß es schließlich wird zum gröbsten Hohn,
Ein Adliger zu sein, ein Kompagnon
Somit des edlen Herrn von Lindenluft,
Der noch vor Kurzem hieß: Schmul Afterduft;
Die Börseriche, die allüberall
Vergnüglich mit im Spiele sind, im Fall
Gold zu ergaunern ist, sie hetzen daß
Zum Fortschrittskriege und zum Völkerhaß,
Bis den gekrönten Blödling sie bestrickt,
Daß er Armeen zum neuen „Kreuzzug" schickt,
Aus deren Noth und Herzensblut und Schweiß
Herr Nathan Rothschild Gold zu münzen weiß —
So gieugs und geht es allwärts, allemal;
In Indien, in Cuba und Transvaal
Verspritzten Tausende in wilder Wuth
Auf fremden Strand ihr Herzensblut
Wofür? weshalb? ach einzig, daß Profit
D'raus schlüge der und jener Mammonit,
Der still behaglich sitzt im sichern Haus
Und lachend rechnet die Perzente aus,
Die ihm der Krieg gebracht und spekulirt,
Was ihm ein weiterer wohl tragen wird.

Das nennen sie Kulturmission und Krieg
Um heilige Güter, nennen's Menschheitssieg,
So sie mit Uebermacht und bess'rer Wehr
Verwüstet und zerstäubt ein feindlich Heer,
Vernichtet und mit Blut getränkt die Flur — —
Welch' wunderbare Früchte der Kultur!
Welch hoher Zweck! und welch' ein hehres Ziel!
Dagegen ist nur blödes Kinderspiel,
Was Buddha, Zerdusicht, Jesus, Kongfutse
Gethan, Leitsterne auf des Lebens See;
Schwarmgeister! Thoren! mehr als Mohammed
Und Jesus gilt ja heut' die „Chartered." — —
Ihr ziehet aus, Zivilisation
Zu säen, Gesittung, Bildung, Religion
Und Wissenschaft, doch nicht der Geist allein
Der „armen Wilden" soll befruchtet sein,
Auch seiner Leiblichkeit werd' Himmelsheil
Und Paradiesesglück zum sel'gen Theil,
So predigen die Offiziösen laut
Da fragt wohl Mancher: wenn Ihr so vertraut
Mit dem seid, was dem Volke wirklich frommt,
Auf daß zu Wohlstand und zum Heil es kommt —:
Was zieht Ihr erst in ferne Zonen aus,
Statt zu bestellen Euer eig'nes Haus?!
Wie!? oder steht dort wirklich Alles gut,
Daß Euch mit Recht des Weltbeglückers Gluth
Zu den „Barbaren" treibt? O zeigt mir nur
Von Volkswohlstand, von Bildung und Kultur
Und echtem Christenthum doch eine Spur
Und wahrlich! Euer Streben findet dann
Auf diesem Erdtheil keinen treuer'n Mann
Denn mich! Beweist mir, daß der Missionär
Bei Euch daheim ganz überflüssig wär',
Daß Eure benedeite Zivilisation
Bei Licht besehen keine Syphilisation,
Der Wohlstand keines Zeitungsviehs Gewäsch,
Die Bildung kein philisterhaft Gedresch,
Kurzum! daß die gepriesene Kultur
Nicht bloß, wie Mancher höhnt, ein Kult der Hur'!

(Schluß folgt.)

Der Handschuhmacher.

Von Hans Weber-Lutkow.

Wie die Blumen auf meinem Tische wunderbar duften! Rosen und Vergißmeinnicht, lichtrot und hellblau, der Liebe und der Treue Blüten, ein ganzes Lebensglück in Blumengestalt! Der Lindenbaum vor dem Fenster rauscht leise und wie bewegliches Silber fließt und zittert das Sonnenlicht über die lichtgrünen Blätter.

Aber was liegt da auf dem Tische? Ein Blatt mit schwarzem Rande? Eine Todesanzeige? Wer nur mag gestorben sein? „Johannes König, bürgerlicher Handschuhmacher, 51 Jahre alt . . .“ Was soll mir diese Nachricht? Ich habe ja diesen Johannes König niemals gekannt und meinen Bedarf nicht bei ihm gedeckt. Auch die Namen der Leidtragenden sind mir fremd, die Gasse, in welcher der Tote gewohnt hat, habe ich niemals betreten, mit Handschuhmachern niemals verkehrt. Was sollen mir deshalb diese schwarzen Buchstaben und Zeichen, die vom Leben und vom Tode und von dem bitteren Schmerze sprechen?

Die Rosen duften und der Frühling leuchtet in die Stube. Hinweg mit dieser häßlichen Karte! in den Papierkorb! Doch die Finger krampfen sich zusammen und scheuen zurück, als sollten sie ein gottloses Werk verrichten. Es muß doch ein ganz besonderer Sinn in dieser Anzeige stecken. Oder sollte sich Jemand einen schlechten Witz erlaubt haben? Nein, — „Empfang der heiligen Sterbesakramente — tiefgebeugt vom Schmerze — es hat dem Herrn gefallen . . .“ Mit solchen Worten treibt man keinen Spott. „Buchdruckerei Felix Gipf.“ Wer kennt den Drucker nicht? Er ist ein ernster Mann, der keine mutwilligen Späße treibt.

Wie doch diese Buchstaben schimmern und flirren — wie sie mich martern, als hätte sie ein böser Feind mir zur Qual zusammengesetzt. Wer mag nur dieser Johannes König sein, der mir erst so spät, nachdem er gestorben, ein Lebenszeichen sendet? Vielleicht habe ich ihn oft in den Straßen der Stadt begegnet, vielleicht alle Tage, vielleicht mehrmals im Tage. Ja, ja, da ging manchmal ein Mann mühsam, langsam an mir vorüber, mit vergrämten greisenhaften Zügen, in abgetragenen Kleidern. Er wird es wol gewesen sein, das Sterben war ihm ja ins Antlitz gegraben. Wie er mich manchmal merkwürdig, gutmütig lächelnd ansah, als wäre ich sein Freund, als wäre ich arm und alt wie er.

Wie? am 27. um drei Uhr nachmittags findet das Begräbnis statt? das ist ja jetzt, — eben jetzt! Und ruft da nicht verhallendes Glockengeläute wie von fernen unbekannten Türmen? Jetzt wird er zu Grabe getragen, eben jetzt, durch fremde Gassen, die im Sonnenlicht strahlen, bewegt sich der Zug. Die Kirchenfahnen flattern, das hohe Kreuz ragt zum Himmel, der einfache Leichenwagen mit dem schwarzen Holzsarg, auf dem kein Kranz liegt, rasselt über das Pflaster. Und all' die Leidtragenden folgen, die ich nicht kenne, schwarz gekleidet, Gebetbuch und Taschentuch in der Hand, mit rotgeweinten Augen. Endlich verliert sich der Wagen mit dem Sarg irgendwo in der blauen Ferne und darin liegt der alte, müde Mann in seinen abgetragenen Kleidern, der mir, wenn ich ihn begegnete, so gutmütig zugelächelt hat . . .

Aber wer klopft da an die Scheiben, dass sie zittern und klirren?

Dort steht er, ganz vom Sonnenlicht umflossen, von zarten Frühlingsgrün umgeben, der alte, freundliche Mann mit dem wachsbleichen Antlitz und den starrenden Augen, in dem grauen, abgetragenen Rock und nickt und nickt und mit den dickknochigen Fingern klopft und klopft er an die Scheiben, daß sie zittern und klirren.

„Sie sind Herr Johannes König?“ schreie ich ihn an.

Er greift mit der Hand nach dem Kopfe, als wollte er grüßen, aber er hat keinen Hut und die helle Nachmittagssonne spiegelt sich in seinem silbergrauen Haar.

Und wieder klopft und klopft er, die Fenster klirren und zittern, ich schreie um Hilfe, aber Niemand hört mich, Niemand hilft mir . . .

Die Scheiben klirren zertrümmert zu Boden. Er streckt die toten Hände durch die zerschlagenen Fenster! die Finger dieser Hände sind lang, dünn, bleich wie Wachs, von feinen schwarzen Adern durchzogen, die Nägel sind blau und glänzend, an einem der toten Finger prangt ein großer Siegelring. Und die bleichen toten Hände winken und winken und eine unangenehme Kälte verbreitet sich in der Stube.

„Was willst du? Was willst du?" schreie ich entsetzt.

Er sagt kein Wort, aber die Fenster öffnen sich wie von selbst und plötzlich steht er in der Stube, gebückt, arm, greisenhaft. Keine Falte bewegt sich in dem ernsten, ruhigen Antlitz, die Lippen und über dem Gebiß eingeschrumpft, die Augen starr, glanzlos, tot. In langen sicheren Schritten kommt er auf mich zu. Entsetzt greife ich nach dem Blumenstrauß und werfe ihn auf den unwillkommenen Gast, — aber Rosen und Vergißmeinnicht gleiten an seinem grauen Haar, an seinen abgetragenen Kleidern herab. Seine Blicke bohren sich wie Pfeile in meine Brust, er bleibt stehen und reicht mir die vom Sonnenlicht umflossene bleiche Hand.

„Wer bist du? Wer bist du?" rufe ich und schwere Angst legt sich auf mein Herz.

Er lächelt. „Du? Was heißt das," spricht er ruhig, „du und ich gehen wie erlöschende Lichter langsam zur Neige und bald gibt es weder du noch ich, sondern nur eine große Einheit in Nacht und Schweigen."

Dieser Handschuhmacher und ich sind also Eins, — ganz dieselbe Person oder überhaupt keine Person? O wie das schmerzt! So hab' ich meine schöne goldene Jugend umsonst gelebt. Umsonst gelernt, gestrebt, gewirkt und geschaffen! Wie er gutmütig und doch so häßlich grinst dieser — Handschuhmacher und bejahend mit dem Kopfe nickt!

Es wird kalt. Die Sonne sinkt rasch, die Dämmerung rinnt grau und nüchtern. Was will dieses kleine frierende Kind, das den Lilienkranz im goldblonden Haar, nur mit kurzem Hemdchen bekleidet, die kleinen Hände faltet und betet? O dieses niedliche weiße Hündchen, das zum Antlitz des Kindes emporspringt und ihm die bleichen Wangen leckt! Wie blickt sein Auge treu und liebevoll! O wie das Kind friert und wie ich friere! Wie der Winterwind pfeift und scharf wie ein Messer in meine Ohren schneidet. Finster wird es, so finster! Ich sehe nichts mehr. Und aus dem tiefen Dunkel streckt sich mir eine tote, wachsbleiche Hand entgegen, die Hand des unheimlichen Gastes, wie um die meine zu drücken, wie um mich zu führen. Heiteres Mädchengelächter und Gekicher erschallt plötzlich und verstummt mit Einem Male. Die Hand legt sich eisig kalt auf meine Stirne. Niemals noch war es auf Erden so finster.

Und ihr meine Vergißmeinnicht und Rosen wo seid ihr . . .?

Schnepfenstrich.

Obzwar der Uhu scheuer Weise
Das Licht der Sonne ständig mied,
Galt er dennoch im Vogelkreise
Für ehrenhaft und höchst solid.
Mein Gott! die Sonnenstrahlen taugen
Mit ihrem grellen scharfen Licht
Für solche schwache, kranke Augen,
Wie sie der Uhu hatte, nicht!
So war der Uhu dran gebunden,
Nur auszufliegen, wenn genaht
Das Dunkel kam der Dämmerstunden,
Was er denn auch — recht ungern — that.
Dies brachte just in Frühlingstagen
Gar viel Anstößiges mit sich.
Da hörte man den Uhu klagen:
»Oh, dieser böse Schnepfenstrich!

Ich seh' bei diesen dichten Nebeln
Kaum mehr als e i n e n Schritt vom Leib;
Die Schnepfen mit den langen Schnäbeln
Benützen Das zum Zeitvertreib!
Sie kitzeln mit den Schnabelspitzen,
Sie rufen und sie locken mich.
Sie wollen mir das Blut erhitzen!
Oh, welche Schmach — der Schnepfenstrich!
Ach, daß mich meine Augen zwingen,
Im Dämmerschein nur auszugeh'n!
Es will mir fast die Brust zerspringen
Vor Schmach, das Schnepfenvolk zu seh'n!
Gott Lob, daß ich im Herzen trage
Die Tugendlehre treu und fest!« —
Die Vögel glaubten seiner Klage,
Bedauerten sein Sehgebrest.

Es pflegen Heil'ge ohne »Schein«
Zumeist Scheinheil'ge nur zu sein.
Oh, wenn die Vögel einst entdecken,
Wie gut dem Uhu Schnepfen schmecken!!

Schloß Weleslawin.

F. W. v. Oestéren.

Ohm Pauls Abschied.

Am Steven steht der „Gelderland“
Besiegt, doch nicht entehrt,
Ein Greis, die Blicke unverwandt
Der Heimath zugekehrt.

Und wie die Küste nebelfahl
Verschwand im Abendschein,
Hat er zum letzten-, letztenmal
Gegrüsst die Heimat sein.

„Leb' wohl, leb' wohl, du trauter Grund,
Getränkt mit edlem Blut,
Du Gräberfeld, darin zur Stund,
Ein Volk von Helden ruht.

Der Völkerfreiheit Weihaltar,
Des Völkerglück's Pannier,
Leb' wohl, leb' wohl auf immerdar,
Nie kehr' ich heim zu Dir!

Mein Lebenswerk trat Stück für Stück
Das Schicksal in den Koth,
Und meines Volkes blühend' Glück,
Es schuf uns Todesnoth.

Wie einstens Assur brach bei Nacht
In Judas frommes Thal,
So fiel des Mammons Söldnerwacht
Auf uns in Ueberzahl.

Und unser Heimathland, es dampft'
Gar bald von Blut hochauf,
Und auf der Saat, in Grund gestampft,
Liegt Leichenhauf um- hauf'.

Wir waren einst ein glücklich' Volk,
Das glücklichste der Welt,
Nun hat der Blitz aus düstrer Wolk'
Zur Erde uns gefällt.

Wir hassten Unrecht, liebten Gott
Und thaten unsere Pflicht,
Und dennoch wurden wir zum Spott
Durch einen Höllenwicht.

Und kein's der Völker rief da „Halt“
Als der Bedrückten Hort,
Die Fürsten sahen stumpf und kalt
Den frechen Freiheitsmord.

Sie waren neutral — Gottes Lohn
Auf sie herabgefleht!
Heil, heil, sie gaben Albion
Neutrales Kriegsgeräth.

So naht das Ende denn heran
Der freien Bauernschaft,
Und wieder stirbt auf sandigem Plan
Ein Theil germanischer Kraft.

Ich zieh' nun aus, von Haus zu Haus
Der Mächtigen zu geh'n,
Und für mein Volk im letzten Strauss
Nochmals um Recht zu fleh'n

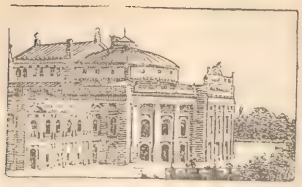
Es ist kein Menschengeist so kalt,
Kein Menschenherz so hart,
Das nicht von uns'res Weh's Gewalt
Zutiefst erschüttert ward.“

Die Woge rauscht, die Winde weh'n
Fahr' wohl, o Heldengreis,
Dein Name wird nicht untergeh'n,
Nicht deiner Recken Preis.

Sobald ein Volk 'gen Tyrannei
Erhebt den blanken Stahl,
So ruft's zu Zeugen auch herbei
Die Helden von Transvaal:

Waai hoog nou in ons helder lug
Transvaalse vrijheidsvlag!
Ons vijande is weggevlug,
Ons blink 'n blijer dag!

Wien. Volker zu Alzey.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Burgtheater. Herr Schlenther hat den neuen Abschnitt seines traurigen Lebenswerkes; die weiland erste deutsche Bühne vollends zu ruiniren, mit Schillers Demetrius und mit der Vorführung einer neuen Tragödin begonnen, die er sich allem Anschein nach als Ersatz für die Wolter (??) denkt. Fr. Mondthal besitzt eine Reihe von Vorzügen, die sie als tüchtige Künstlerin erkennen lassen, indeß ist es wohl zweifelhaft, ob sie für die Thronfolge paßt. Ihr Talent scheint mir keinen allzu großen Umfang zu besitzen, auch die Spannkraft läßt zu wünschen übrig. Dafür ist sehr viel Eifer, Strebsamkeit und Verständniß vorhanden. Vgl. deren Elisabeth in Maria Stuart. Es wäre Unrecht, schon jetzt ein abschließendes Urtheil zu geben, wie es der größte Theil der Wiener Presse gethan hat, der vor lauter Vergleichen (eine und so ziemlich die einzige Stärke dieser Kritiker) nicht weiß, wo er im Tadel anzufangen und zu endigen hat.*) Wilbrandts Rührei „Die Tochter des Herrn Fabricius" gab den neuverpflichteten Mitgliedern Gregori und Baumgartner Gelegenheit, sich zu zeigen. Für Gregoris wurzelständiges Talent paßt der Fabrikant Rolf von vornherein nicht im Geringsten. Baumgartner als Diener Demler zeigt Anlage zum Chargenspieler. Herr Sonnenthal (Fabricius) entfesselte bei seinem Auftreten die Klaque und mit ihr die Gallerie zu einer erstaunlichen Klatschleistung. Mehr scheint er nicht beabsichtigt zu haben.

Volker zu Alzey.

Hofoper. Die Aufführung der neu inszenirten und studirten „Carmen" bewies, daß Herr Mahler zwar über ein nicht unbedeutendes musikalisches Verständnis verfügt, dabei jedoch ein ganz bedeutender Pedant ist, der oft genug kalt ist, o so kalt wie kaum ein Frosch sein kann. Gewiß, er hat in der Bizet'schen Oper manche Partieen herausgearbeitet, die sonst verloren gingen, er hat von den Chören manch' eine Schicht Staubes weggeblasen, aber, — aber „zum Teufel ist der Spiritus!" die Mahler'sche Habanera hat gar nichts Südliches an sich, sie ist eine biderbe langsame (und auch etwas langweilige) — wir sagen nur Engländerin. Herr Bertram als Eskamillo hielt sich wacker, bis auf das ungenießbare, weil ausgetiftelte Kampflied, aber vielleicht ist letzteres auf Herrn Mahlers Rechnung zu setzen. Von den übrigen nenne ich Frau Forster, die tadellos sang und mimte — tadellos, wie immer. Ueber Frau Gutheil-Schoders Carmen will ich nicht sprechen, ich müßte sonst — nun sagen wir: ungalant werden. — Gelegentlich der vernewerten Tannhäuser-Vorstellung hat Herr Mahler die einigermaßen heroische Idee gehabt, eine neue Venus zu kreiren, die sich beim Publikum auf Zeit und Ewigkeit sozusagen behaupten müßte. Und sein Auge fiel auf Frau Gutheil-Schoder, deren Stimme zu dergleichen Aufgaben weder ausreicht, noch auch überhaupt Schmelz besitzt, vom Uebrigen ganz abgesehen. Herr Mahler greift in letzter Zeit öfter daneben, als erlaubt ist. Sollte vielleicht die Krankheit — — —?! War die Venus ungenießbar, so entschädigten hiefür in reichlichster Weise Herr Winkelmann als Tannhäuser und Herr Demuth als Wolfram. — Das Vorspiel des Nibelungencyklus das „Rheingold" brachte eine Reihe von im Ganzen und Großen nicht glücklicher Veränderungen in der Besetzung. Neben Herr Demuth (Wotan) Schmedes (Loge) Breuer (Mime), und der Rheintöchtern (Elizza, Pohlner und Kusmitsch,) die alle Vorzügliches bieten, kam Frau Hilgermann als sympatische Fricka, Herr Bertram (Donner) trefflich und theilweise auch Herr Beck (aus Pest) als Alberich zur Geltung (die Finchszene fiel etwas matt aus); die seit einiger Zeit unvermeidliche Frau Gutheil-Schoder war als Freia nicht weniger unverdaulich wie ansonsten. Der erste Tag: „Die Wolküre" brachte ein auf Verpflichtung abzielendes Gastspiel der Frau Förster-Lauterer als Sieglinde. Sie besitzt eine zarte, süße, ungemein biegsame Stimme — aber damit ist es noch keineswegs gethan; Frauen vom Schlage einer Sieglinde brauchen weit mehr, das aber mangelt ihr allem Anscheine nach ganz und gar. Interessant war die Stellvertretung, die Frau Sedlmair für das er-

*) Wie weit das führen kann, beweist Max Kalbeck, der in seinem Bericht folgendes schrieb: „Hätte Frau Mondthal das Feuer eines Kainz, so wäre sie eine große Künstlerin". — Ja, hätte Herr Kalbeck Räder, so wär' er kein Kalbeck, sondern ein Omnibus.

D. V.

krankte Frl. v. Mildenburg übernahm. Ihre Walküre zeugte von tüchtigem Bestreben, konnte aber die Gewalt nicht erreichen, mit der Frl. v. Mildenburg an ihre Aufgabe herantritt. — Als Faust sang Herr Slezak zum erstenmal in der Eigenschaft eines Mitgliedes der Oper, voll Gluth, Schwung und mit metallreiner Stimme! Die Mimik ließ allerdings noch manches zu wünschen übrig. Frl. Kurz als Gretchen zeigte etwas — wie der Franzose sagen würde: Charme und war stimmlich besser disponirt denn sonst. Sie war ganz nett, wie Freund Bahr sagen würde, an Fr. Forster durfte man sich freilich nicht erinnern. P.

Deutsches Volkstheater. Herr v. Bukovics ist wenn auch just kein Kirchenlicht, was Verständnis der dramatischen Kunst anbelangt, so doch immerhin ein Faiseur, ein „Macher", wie man ihn suchen muß. Da hat er das Stück eines Herrn Maximilian Braun „Die Puppengräfin" zur Aufführung angenommen. Die Zensur fand kein Haar in der Suppe und die erste Neuheit des deutschen Volkstheaters wurde für einen Sabbath angesetzt. — (Herr v Bukovics gibt Erstaufführungen grundsätzlich nur an diesem hochehrwürdigen Tage zum Besten.) — Da erschienen urplötzlich die üblichen knallrothen Plakate, womit Abänderungen in der Vorstellung angezeigt werden. Die Puppengräfin sollte sich aber weder an diesem, noch überhaupt an einem anderen Sabbath vor dem Parterre von Börsenrittern in ihrer ganzen körperlichen und seelischen Nacktheit entpuppen: die Direktion beschloß von einer Aufführung des Werkes Abstand zu nehmen, da bei der Generalprobe die Anwesenden den Eindruck bekommen hätten, daß die Situationen (!) des Werkes in der gegenwärtigen Fassung für das Publikum des Deutschen Volkstheaters zu **heikel** (!!) sind! So kurz die Begründung auch erscheint, so vielsagend ist sie:

1.) Die Zensur, sonst so ungeheuer mimosenhaft, hat nicht das geringste Bedenken moralischer Art gegen das Stück. — Herr v. Bukovics, sonst so ungeheuer abgehärtet — vgl. die „Pariserin" u. Ae. — findet es: zu heikel für sein Publikum!

2.) Herr v. Bukovics, ein Feinschmecker in der Wahl seine Stücke, scheut sonst keine Mittel, um das Lustsamste, das Kitzelndste in puncto sexti an sich zu bringen, — jetzt aber, jetzt erschrickt er und hält sich die Puppengräfin mittelst der Konventionalstrafe vom Leibe.

3.) Für das Publikum, infolge der zahlreichen französischen Fein- und Gemeinheiten, die es angehört, gesehen, ja vielleicht auch gefühlt hat, hieb-, stich- und kugelfest, als trüge es ein wahrhaftiges Büffelkoller, für dasselbige Publikum sind die Situationen urplötzlich zu heikel!! — Dazwischenhin läuft noch die Frage: Wie kommt es denn, daß man erst bei der Hauptprobe, also kurze Zeit vor der Aufführung, die Heiklichkeit oder Ekligkeit dieses Stückes erkannt hat? Das Alles gibt zu denken. Aber die Sache wird wahrscheinlich nicht so arg sein, als sie aussieht. Daß die Zensur kein Haar in der dramatischen Frivolitätentunke des Herrn Braun gefunden hat, glaube ich vollkommen; das bringt unsere Zensur schon zuwegen: bei Stücken, die gar nichts Frivoles an sich haben, bedenkliche Mienen zu machen, während sie notorischen Schweinereien gegenüber mit keiner Wimper zuckt; hingegen kann ich nicht glauben, daß Herr v. Bukovics die Puppengräfin für allzu frech in puncto sexti gehalten hat. Und ich tröste mich mit der Hoffnung, daß ich in ein paar Monaten, wenn die gekitzelte Neugier des p. t. Publikums im Zenith sich befinden wird, die anmuthige Puppengräfin an einem schönen Sabbaoth denn doch sehen werde. Herr v. Bukovics ist ein gar fürtrefflicher Menschenfischer. — Die Aufführung von Björnson's „Das Fallissement", — dem älteren Geschlechte aus dem Stadttheater bekannt, ließ mehr zu wünschen übrig als billigerweise nach den Ferien zugestanden werden kann. Der Souffleur verdiente die goldene Medaille, er hat sich redlich angestrengt. Mit den Neuverpflichteten scheint es nicht recht klappen zu wollen. So entwickelte Frau Leithner als Frau Tjälde ein Unverständnis ihrer Rolle, das leider ans Unglaubliche grenzt, und das aus dem Konservatorium geschlüpfte Frl. Medelsky, eine Schwester der Burgtheaterschauspielerin, mimte die Anna Birkmaier (Pfarrer v. Kirchfeld) mit einer Unfertigkeit in Sprache und Geberde, die einerseits zum Mitleid mit ihr rührte, andererseits zu derber Abfertigung der Direktion reizt, die das sehr bescheidene Talent augenscheinlich durch eine aufdringliche Beschäftigung zu Grunde richten wird. Herr v. Bukovics will eben Herrn Schlenther den Rang ablaufen. Warum sollte er nicht auch eine Medelsky haben? — Die erste wirkliche Neuheit war das vieraktige „Maskenspiel: König Harlekin von Rudolf Lothar. Lothar ist ein guter witziger Journalist und Feuilletonist, aber kein Dichter, was hier nothwendig erscheint. Die Pfeile, die er gegen das Gottesgnadenthum abschießt, mögen von noch so trefflichem Material und noch so gut gezielt sein — das sind sie ohne Zweifel — lassen doch Manches zu wünschen übrig. Dergleichen Arbeiten verlangen Anmuth in Form und Inhalt. Man denke an Fulda's Talisman. Lothar mangelt dies voll-

kommen. Die Aufführung vermochte das Stück in keiner Weise zu heben. Stk.

Raimundtheater. „Der sanfte Heinrich" hat in seinem Charakter und seinen Schicksalen auffallende Aehnlichkeit mit jenem passiven Helden in Benedix „Ein Lustspiel", der ohne recht zu wissen und zu wollen auf einmal mit drei Bräuten versehen ist, deren zwei glücklicherweise zu Gunsten der geliebten dritten sich verflüchtigen. Auch die andern Gestalten des Schwankes gleichen den schon Jahrzehnte lang gebrauchten Marionetten deutscher Lustspiel-Fabriksmarke. Die heiratstolle Witwe, die zwei munteren Liebhaber, die sich nur durch ihren Stand und ihr Aeußeres von einander unterscheiden, der kecke und der schüchterne Backfisch, (letzterer mit Strickstrumpf) sind fast so typisch, wie in alten Zeiten Pierrot, Harlekin und Kolombine oder im Wurstltheater der Jud' und der Karnickel. Wirklich gelungen, und nicht gewöhnlich, obwohl dem Leben abgelauscht, ist nur der Papa Wenzel Ammer, welcher mit größter Konsequenz dem Nützlichkeitsprinzip huldigt, die in die Töchter verliebten Zimmerherren zum Kästenschieben gebraucht, dafür ihren Cognac austrinkt und ihre Zigarren raucht, übrig gebliebenen Schinken in Papier gewickelt mitnimmt u. Aehnl. Er gibt zu, daß er „schmutzig" ist, fügt aber mit Stolz hinzu: „Aus Ueberzeugung". Diese köstliche Figur, von Herrn Jules ganz ausgezeichnet dargestellt, rief eine Lachsalve um die andere hervor. Auch heitere Situationen gibt es genug, manche sind recht hübsch ausgedacht, im 2. Akt häufen sie sich allerdings in einer die Wahrscheinlichkeit stark verletzenden Weise; da wird mit dem in Lustspielen so beliebten „Ins Nebenzimmer schmuggeln und dort ertappt werden" schon Mißbrauch getrieben. Zum Schluß reißen die angeknüpften Fäden ab, neue spinnen sich an, welche den „sanften Heinrich" gewaltsam in den Mittelpunkt des Interesses ziehen. Die Lösung ist etwas erzwungen und matt. Die Palme der Darstellung gebührt außer dem bereits erwähnten Herrn Jules Herrn Straßmayer, der die Rolle eines reichen, zu einer Köchin, oder vielmehr deren Produkten in Liebe entbrannten Junggesellen sehr gut zur Geltung brachte. Auch die Köchin (Fr. Anatour), der sanfte Heinrich (Hr. Lackner), dessen Wäscherin (Frl. Lichten) und die beiden Liebhaber (Hr. Homma und Hr. Jensen) spielten recht natürlich und frisch. Die übrigen Damen aber haben das so freigebig vertheilte Lachen und Weinen wohl gar zu unglaubhaft übertrieben. O. Landolt.

„Korporal Stöhr" v. Ph. Langmann. Langmann ist ein „scharfäugiger Beobachter der Welt der „Kleinen" und ein guter Dolmetsch ihres Willens und Fühlens. Er kann dramatisch gestalten — aber es ist ihm verwehrt: zu packen, mit sich zu reißen, mögen die Darsteller (wie es bei dieser Aufführung der Fall war) sich auch noch so viel Mühe geben. Der Inhalt des Stückes ist nicht neu —: der in einer anderen Umgebung zum Manne gereifte Idealmensch kommt in das enge, dumpfe, von moralischen Miasmen geschwängerte Milieu seines Vaterhauses zurück und versucht die Insassen desselben nach seinen Ideen umzuformen, was natürlich nicht ohne verschiedene Zusammenstöße abgeht, die zum Theil von recht traurigen Folgen begleitet sind. Schließlich triumphirt die Tugend auf der ganzen Linie, wenigstens in der grauen Theorie und unter den Seinen. Ein solides Stück Arbeit, aber ohne tieferen Gehalt. Fein und künstlerisch geschaute und wiedergegebene Szenen, daneben jedoch viel Doktrinizismus und dramatische Dürftigkeit. Die Langmann'sche Sprache — ein seltsames Gemisch von brünnerischer und schlesischer Mundart — ist auch nicht sonderlich leicht verdaulich. Die Darsteller wendeten nicht wenig Mühe auf, das Stück so sehr als möglich herauszuarbeiten. Balajthy als „Korporal" Stöhr, Fr. Anatour als Mutter Stöhr und Jules als Schopf boten Vortreffliches, selbst Frl. Hetsey (Therese Schopf), die sonst so blutarme, entwickelte Feuer. Auch der Herren Straßmeyer (Bauer Bausbart) und Jensen (Franz Hieblinger) sei nicht vergessen. Das Publikum zeigte sich sehr liebenswürdig und kargte nicht mit dem Beifall, so daß Herr Langmann mehr als einmal die schneeweiße Hemdbrust sammt dito Halsbinde zeigen durfte. Stk.

Josefstädter Theater. Der litterarische Abend im Josefstädter-Theater bot außer einem kurzen Schwank „Die Hasenpfote" von Hans Brennert, welcher Dank der trefflichen Darstellung (namentlich des Direktors Jarno) seine Wirkung übte, ein Lustspiel (Les Jobards) von Guinon und Denier. Dieses Lustspiel würde eigentlich eher den Titel verdienen, welchen „Die Hasenpfote" führt: Tragikomödie. Das Stück ist fein ausgearbeitet, erregt Spannung, besitzt eine gute Charakteristik und fließende amüsante Konversation. Da man aber am Ende des 2. Aktes schon zur Genüge weiß, wie man daran ist, könnte der 3. wegbleiben. Er bereichert allerdings die Charakterzeichnung der Personen um einige Striche, wirft aber einen Schatten auf den seiner Ehre so edelmännisch Alles, Braut und Vermögen opfernden

Helden. Auch liegt eine große Unwahrscheinlichkeit darin, daß dieser Held (Henri Bonardel) sich soweit demüthigen wird, seine Zuflucht gerade zu Herrn Gallois zu nehmen, den Vater seiner gewesenen Braut, welcher er wie diese als überpraktische, den reinen Ehrbegriff fernstehende Menschen mißachten gelernt hat. Und just an dem Tag kommt Henri, Herrn Gallois um eine Stelle zu bitten, wo Alina sich neuerdings, und zwar mit seinem falschen Freunde, verlobt. Und er nimmt von seinem einstmaligen Schwiegervater in spe nicht nur die Stellung an, sondern geht auch auf dessen Bedingung ein, Herrn Gallois' Nichte Noemie, die er nicht liebt, zu heirathen. Wenn auch das Alles durch das Zureden seiner Mutter motivirt wird, schwächt es doch den Eindruck ab, den Henri's Charakter Anfangs macht. — Oder wollen die Autoren das traurige Faktum beleuchten, daß der edle, aufopfernde Ehrenmann in die Lage kommen kann, Unterstützung beim praktischen Egoisten zu suchen? Jedenfalls ist das Stück anregend und wurde gut gespielt. Hervorzuheben ist Fr. Furlani, welche Mme. Bonardel edel und sympathisch darstellte, Herr Nerz, welcher den Henri im Ganzen gut gab, nur in den Liebesszenen hätte wärmer sein können, Herr Sachs als Gallois, und last not least Herr Direktor Jarno, der sich als geistreicher, sehr gewandter Salonspieler zeigt, der den Konversationston weg hat wie nicht bald Einer. L.

Bücher-schau:

Susi Wallner.

In der Schriftstellerwelt Oberösterreichs hat sich Susi Wallner durch ihre Novelle „Die alte Stiege" *) und durch ihre „Hallstätter Märchen" **) eine geachtete Stellung erkämpft. Susi Wallner ist eine feine Beobachterin, die den Dingen ihr Ansichsein, ihre persönliche Seite abzugewinnen weiß. Dazu bedarf es bekanntlich nicht nur eines offenen, klaren Auges, sondern auch eines warmen Herzens. Nur dem liebenden Gemüth eröffnet sich die Seele der Welt.

In der Novelle, die ihren Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht, tritt die subjektive Gefühlsbetonung allerdings wohl noch stärker hervor, als es für die künstlerischen Zwecke gut ist. Die Dichterin identifizirt sich noch allzusehr mit ihren Gestalten, deren Meinungen und Schicksalen und tritt nicht diskret genug hinter ihr Werk zurück. Dadurch gewinnt ihre Darstellung den Anschein des Parteiischen selbst da, wo ihr die Thatsachen Recht geben. Ein didaktischer, ja beinahe agitatorischer Zug macht sich in Folge dessen bemerkbar und beeinträchtigt die reine künstlerische Wirkung.

Bei der Lektüre dieser interessanten Novelle, die vom Talent der Verfasserin beredtes Zeugniß ablegt, ist es mir wieder recht klar geworden, daß der Künstler nicht von vorgefaßten Meinungen ausgehen darf, sondern die Natur selbst reden lassen soll. Je weniger die bewußte Doktrin hervorleuchtet, um so wirksamer wird das Kunstwerk für Recht und Wahrheit plaidiren.

Susi Wallner ist eine feurige Vorkämpferin der Rechte ihres Geschlechtes und eine strenge Richterin gegenüber der Männerwelt und ihrer brutalen Instinkte. Ihr Urtheil begründet sich aber offenbar nicht nur auf erfahrungsmäßiger Erkenntniß, deren Merkmal die Leidenschaftslosigkeit ist und die nur zögernd verallgemeinert, sondern vorwiegend auf vorgefaßten Meinungen, die aus übereilter Generalisirung hervorgehen und zu übereilter Generalisirung führen.

So ergibt es sich, daß auf die Heldin als Trägerin des tendenziösen Gedankens allzu viel Licht und umgekehrt auf den „Helden" allzuviel Schatten gehäuft wird. Die „Marieles" sind nicht so namenlos gut und unschuldig, und die „Juliusse" nicht so namenlos roh, dumm und herzlos, wie man uns hier glauben machen möchte. Die Natur ist eine wunderbare Retoucheurin, sie weiß Licht und Schatten zu vertheilen und die versöhnende Notwendigkeit in dem feinsten Uebergange siegreich hervortreten zu lassen. Sie verallgemeinert nicht, wenn sie auch im Einzelnen das allgemeine Gesetz sich behaupten läßt. So vertheilt sie auch die Schuld mit so bewundernswerter Unparteilichkeit, daß jede Einzelhandlung durch die Totalität der Bedingungen entlastet wird und sich dadurch auf das Maaß des allgemein Menschlichen reduzirt.

*) Leipzig, Literarische Anstalt (August Schulze.)
**) Wiener Verlag (Buchhandlung L. Rosner. — Sep. Eto.)

In diesem Licht betrachtet, klärt sich das Dunkle und versöhnt sich das Gegensätzliche in der Erkenntniß der allgemeinen Schuld und der Einheit alles Lebens.

Susi Wallner besitzt eine bedeutende Darstellungskraft und Lebendigkeit des Ausdrucks. Wenn das Lebende unter ihren Händen bisweilen die starren Formen der Maske annimmt, so belebt sie dafür die „stummen" und „toten" Dinge, die sich unter ihren Berührungen in blühendes Leben verwandeln. Alle Dinge reden bei Susi Wallner ihre besondere Sprache und zeigen uns ein persönliches Profil. Es ist, als wenn die Dichterin ihr Ohr gegen die Menschen und ihren Lärm verschlossen habe, um desto liebevoller den Regungen der stummen Kreatur und der unbelebten Dinge zu lauschen. Es deutet dies aber nur auf die Zartheit und Empfindlichkeit einer einsamen und verwundeten Seele, die, einmal an der Erkenntniß der Unabänderlichkeit erstarkt, heiter und unbefangen ins Menschenleben zurückkehren und dasselbe heiter und unbefangen gestalten lernen wird

Davon legen schon die „Hallstätter Märchen" Zeugniß ab, in denen sich die Romantik der Allbelebung in sehr erfreulicher Weise mit gesundem Humor zu mischen beginnt, wie beispielsweise in der „Schenkin von Windegg".

Eigenartig ist auch in diesen „Märchen" die Art der Naturschilderung. Die Dinge werden nicht eigentlich beschrieben, sondern sozusagen aus ihrer eigenen Persönlichkeit heraus entwickelt, in die sich diejenige des Dichters intuitiv versenkt. Dadurch gewinnen die Schilderungen eine ungemeine Lebendigkeit und Bewegung, was sich natürlich auch im Stil ausprägt.

Bei größere Ruhe und Objektivität, die sich aus der Zurückdrängung alles Lehrhaften und bewußt Agitatorischen ergeben werden, kann Susi Wallner, Dank der Lebhaftigkeit und Eigenart ihres Geistes, in der Zukunft gewiß noch Bedeutendes leisten.

St. Oswald.

Maurice v. Stern.

Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts. Von Ernst Ziel — Leipzig, H. Hanssel.

Nur wenige werden Ziels „Moderne Xenien" (ebenfalls bei H. Hanssel erschienen) nicht kennen, jenes Buch, das man unzweifelhaft als das beste bezeichnen darf, so am Ende des XIX. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Spruchdichtung erschienen ist. Es zeigt, daß sein Verfasser nicht nur ein Mann von Geist, sondern auch ein Mensch von Charakter, von scharfem Verstande und tiefem Gemüth ist, wozu noch ein gerüttelt Maß sozialen Verständnisses und politischen Gewissens kommt. Bei ihm hat Kopf und Herz gleichen Schritt gehalten mit der Zeit und mit der Entwicklung der Dinge, so daß das, was er, der Sechzigjährige, geschrieben hat, ungleich packender und jugendfrischer erscheint, als manch' ein Werk des in der Vollkraft seiner Jahre stehenden Schriftsteller-Nachwuchses. Noch stärker zeigt sich dies im vorliegenden Buche. Es ist eine Lust, sich in die lichtvollen, von einer festgefugten Weltanschauung, einem idealen Drange nach Freiheit getragenen Gedanken zu versenken. Es ist, als athmete man wieder einmal Alpenluft, so erfrischend und herzstärkend wirkt das neueste Werk des wackeren Kämpen, das uns Jungen als ein seltenes Muster von Freimuth und Frohmuth in dieser Zeit gelten kann. Glücklich derjenige, der solche Güter sich bewahrt! — Begreiflicherweise ist es wenigstens für einen gewissenhaften Kritiker außerordentlich schwierig, der Leserschaft von einer Sammlung von Aphorismen ein richtiges Bild zu geben und ich glaube darum am besten zu thun, wenn ich anstatt über das Werk zu sprechen, dieses selbst sprechen lasse, allerdings nur in Auswahl, aber schon diese beschränkte Auswahl dürfte dem Leser überzeugen, daß ich vollkommen im Rechte bin, wenn ich sage: Ziels Buch ist ein Schmuckkästchen von des köstlichsten Geschmeides, o ein kunstgeübter Meister geschaffen hat.

Stauf von der March.

Des Sittenmeisters Aergernisse. Eine Komödie in drei Akten von Friedrich Dukmeyer München 1901, Staegmeyr.

Gegen das Drama „Einer für alle", durch das mir der Verfasser von früher her bekannt ist, bedeutet das vorliegende Werk einen erfreulichen Fortschritt; man sieht es, daß der Dichter energisch an sich arbeitet, um den höchsten künstlerischen Forderungen gerecht zu werden. Die Diktion ist durchgehends eine dichtere und zugleich farbenreichere geworden, nur hier und da gleitet sie noch ein wenig aus, wie z. B. II. 1., wo der alte bärbeißige und vierschrötige Zensor belehrend von Plato und Vernunft und Sinnenlust und Licht des Geistes redet, was doch wohl zum Wesen dieses Mannes nicht ganz als passend erscheint. Die Charaktere sind im Uebrigen sehr schön herausgemeißelt das Ganze zeugt sowohl von eingehenden Milieustudien — das Stück spielt im alten Rom — als auch von bemerkenswertem Kombinationstalent. Der Titel des Stückes erscheint als nicht ganz passend, denn die

„Aergernisse" des „Sittenmeisters" als solchen bilden nur einen unerheblichen Teil des Ganzen und keineswegs dessen Pointe. Der wesentlichste Einwand dürfte wohl der sein, daß der eigentliche Schluß fehlt. Dadurch, daß das Stück mit der merkwürdigen Heirat des alten Sittenmeisters schließt, wird aus der Charakteristik der in Betracht kommenden Hausgenossen ein nicht unerheblicher Teil herausgeschnitten.

Bremen. Henri Gürtelmann.

E. Doepler d. J. und Dr. Ranisch, Walhall, die Götterwelt der Germanen. Martin Oldenbourg, Berlin. 64 Seiten. Großquart. 1900. M. 20.

Dieses prächtig ausgestattete nationale Prachtwerk ist vor Allem für die Jugend bestimmt. Den Text verfaßte Ranisch in Osnabrück, die bunten, im Dreifarbensystem hergestellten 50 Illustrationen Professor Doepler. Professor Heusler hat dem Unternehmen in einem Vorworte das Geleite gegeben. Die Ausstattung muß man unbedingt loben. Die Bilder selbst aber verdienen weniger Lob. Sie sind allzu oft banal und entbehren der Kraft und des dichterischen Schwunges. Sie widersprechen auch oft genug dem Text: so z. B. heißt es, daß die Germanen beim Herumfahren des Götterbildes der Nerthus demselben Verehrung gezollt haben, auf dem Bilde aber stehen sie blos neugierig da mit verschränkten Armen. Bei der Götterdämmerung reicht der Rachen des Fenriswolfes von der Erde bis zum Himmel: auf den Bildern ist er aber — ebenso wie die Midgardschlange — sehr harmlos dargestellt. Der Text steht leider noch immer auf dem meiner Ansicht nach veralteten Standpunkt, Alles auf einen „Naturmythus" zurückzuführen. Ich glaube vielmehr, daß das geistig sittliche Verhältnis des Menschen zu höheren Mächten ursprünglich symbolisch dargestellt wurde. Ich gebe ein Beispiel. Der Verfasser deutet den Mythus von Odin's Hängen am Baum („kaum ein anderer Mythus ist so schwer zu deuten, als dieser!") als das Wehen des Windes in den Bäumen, nach späteren Annahmen soll er dann als Kriegsgefangener aufgehängt und durch einen Speerstich dem Kriegsgott, d. h. sich selbst geweiht worden sein. Ich glaube vielmehr, daß Odin ein Adept, ein Exopt, ein Osiris, ein „Vollender" war, der seine Weisheit durch Askese erlangte. Dies wird in allen alten Religionen — von den Aegyptern bis zu den Gnostikern — dadurch ausgedrückt, daß der Prüfling auf ein Kreuz (einen Baum) gelegt oder gehängt wird. Auf dem Kreuze in Extase versunken, während mehrerer Tage, und mit dem Speer verwundet, so daß sein Blut fließt, erreicht er durch Anstrengung seines Geistes im Jenseits die Initiation. Zeichen derselben ist das Tau (oder Kreuz), das bei den Germanen als „Hammer" Thor's figurirt. Odin war ein Erneuerer der alten Weisheit, wie Zaratustra u. A., der dann nach seinem Tode als Gott verehrt wird und sogar über Tau gestellt wurde. Unsere Religion war nicht Naturmythus, sondern Geistesmythe. Dr. Grävell.

Republikanischer Sir-Roger. Madame la belle France wirbelt im tollsten „Sir-Roger", den je normannische Matrosen getanzt, um den Selbstherrscher aller Reußen. Russische Fahnen, russische Volkshymne, stürmische Ovationen, Toaste, Reden, Winken mit Taschentüchern, mit Hüten, Glockengeläute, Bisquit, Champagner, Bücklinge rechts und links, oben und unten, vorn und hinten u. s. f. u. s. f. — kurz, Frankreich stellt sich auf den Kopf und zappelt mit den Füßen, wenn es S. M. l'Empereur verlangen würde. Der monarchistische Taumellolch ist, wie es scheint, üppig ins Kraut geschossen. Schade, daß die alten, die wirklichen Republikaner von anno 1789 diese unglaubliche Wettkriecherei um den Zar nicht mit ansehen können. Und erst die Pariser von anno 1813 und 1815, die in Hülle und Fülle erfuhren, wie die Nagaika der Kosakenhorden schmeckt! Nun ist alles vergessen und die Nachfahren des Mirabeau, Danton und Vergniaud drängen sich ehrfürchtig um den verkörperten Despotismus, ihm die Hände zu schlecken. O flesh, flesh, how art thou fishi fied — o Fleisch, Fleisch, wie bist du verfischt worden! doch was thuts! Monsieur le maire von Rheims, auch so ein „weiser Thebaner," der nicht weiter sieht, als sein Riechorgan reicht, verdolmetscht die Wünsche und Gefühle der Bevölkerung, die von Dankbarkeit für den Urheber der Haager Konferenz, der den Grundstein zum Weltfrieden gelegt habe. Ob mit Einschluß des südafrikanischen Krieges und Held Kitcheners infamen Proklamationen oder nur

mit Ausschluß des Konzerts der europäischen Mächte in China wurde freilich nicht gesagt. Boileau hat doch Recht:

Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire

(Ein Thor find't allemal noch einen größeren Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.)

Der Karsthans.

Anarchistische Berühmtheiten. Kaum war die erste Kunde von dem Mordanfall auf Max Kinley nach Europa gedrungen, als auch schon die „Oeffentliche Meinung" sich mit aller Gier ihrer berauschenden Sensationshascherei hingab. Auch unsere reichsten Blätter enthüllten dabei ihre unglaubliche Knauserei, daß sie auch in den Hauptpunkten des Weltlebens nicht einmal Berichterstatter haben. Die Einzelheiten des tragischen Ereignisses wurden vom Waschzettel eines Londoner Korrespondenzbureau kritiklos nachgedruckt, trotzdem auch diese „Kabeltelegramme aus Amerika" von Unsinnigkeiten erdacht in — England, das that der Sache keinen Abbruch, das geduldige Lesepublikum läßt sich das bieten, warum also nicht? Nachdem auf diese Art der Berichterstattung nichts zu verbösern erübrigte, warf man sich mit umso größerer Verve auf das so ergiebige der Anarchisten-Riecherei, da konnte man dem lieben Publiko wieder einmal ein angenehmes Gruseln beibringen und gleichzeitig unsere hohe Stufe in der Polizei-Kultur vor Augen bringen im grausigen Gegensatz hierzu das „grausige, wilde Amerika", wo z. B. über Paterson, dem bekannten Anarchistennester zu lesen war, daß dort eigene Versuchsateliers für Attentate, ein Theater mit Vorführungen und Experimenten für anarchistische Dynamitmordthaten bestehe. Aus der zuerst bescheidenen Anarchistengemeinde wurde flugs die Gemeindevertretung der „Anarchistenstadt" und es fehlt nicht viel, so hätten wir vielleicht noch den Unionstaat Illinois als Anarchistenstaat aufgetischt bekommen. So stumpfsinnig eine derartige Sensationsmacherei auch ist, so ist sie ja harmlos im Gegensatze zu der anderen „Richtung" in der Anarchistenkunde unserer so „wissensreichen" Wiener Presse. Wir meinen die künstliche Aufzucht von anarchistischen Berühmtheiten. Wer kannte früher eine Emma Goldmann? Heute ist der Name dieser verrückten gemeinschädlichen Frauensperson jedem „gebildeten" Zeitungsleser so geläufig, wie der der Barrissons oder des Dreyfuß. Vor Monatsfrist eine unbekannte Null, wird heute eine eingehende Beschreibung der Spitzen-Unterröcke und des sonstigen Luxus der „vor Jahren in Wien wohnhaft gewesenen" Anarchistin Goldmann zu theil! Präsident Mac Kinley, dessen Wirken gewiß für tausende unschuldiger europäischer Arbeiter unsägliches Elend verursachte, dessen Förderung des großkapitalistischen Trustunwesens gewiß auch etliche seiner amerikanischen „Mitbürger" dem Untergange weihte, dieser Mann hat aber andererseits sein ganzes Wirken in den Dienst seines Staatsbundes gestellt. Er als Lenker eines der größten gegenwärtigen Staaten wußte, *was er wollte*, was man ja gewiß nicht von allen anderen Staatenlenkern behaupten kann. Der Name dieses verdienstvollen Mannes einer großen Nation wird nun in einem Athem mit einer Emma Goldmann genannt, deren Ursprung sich sehr leicht in jene von Elend und Geistesspekulation beherrschten Schichten des polnisch-jüdischen Proletariats verfolgen läßt. Keiner unserer „Macher" der „öffentlichen Meinung" kam auch nur einen Augenblick zur Besinnung, auf die wirklichen Ursachen des Gedeihens der anarchistischen Sektirer und deren Mordbübereien einzugehen. Das Geschrei nach Polizei, deren Allmacht hier Unzulänglichkeit wird, ist eben auch Stumpfsinn. Auch eine Unmasse von Polizisten wird keine Garantie bieten gegen neue wahnwitzige Ausbrüche des anarchistischen Verbrecherthums, das Fazit wird sein eine größere Einschränkung der Bewegungsfreiheit der unbemittelten Bevölkerungskreise und das Emporblühen des Lockspitzelthums. Für vom Elend und Mordtrieb irregeleitete Fanatiker, die mit dem Leben abgeschlossen haben, wird aber die Eitelkeit ein Gloriole darin finden, daß ihr Name zu einem geschichtlichen wird und — neue Wahnwitzige zum Nacheifern anspornt. Die Hebung der Erkenntnis der Pflicht und des Rechtsbewußtseins, diese langwierige Geduldarbeit, dem mit unseren jetzigen Polizeipraktiken geradezu entgegenarbeitet wird, das *allein* ist im Stande die Scheuslichkeiten des Anarchismus zum Versiegen zu bringen. Bei uns werden Anarchisten zu Berühmtheiten *gemacht*, das ist auch theils Wahnwitz, theils Verbrechen, wie der Anarchismus selbst.

Murner d. J.

Feuilleton.

Autorität.

Siebente Geschichte.*)

Krates war sehr stark. Er knickte Brustwehren von Baumstämmen mit Daumen und Mittelfinger um und konnte dreizehn Feinde mit einem Streich erschlagen. Wenn er hustete, gerieth die Luft infolge Zusammenpressung in Brand und der Mond schüttelte sich, so Krates nur an Bewegung dachte.

Wegen all' dieser Verdienste wurde Krates König. Und er starb, nachdem er einige Zeit König gewesen war.

Doch der kleine Krates, sein Söhnchen, hatte die englische Krankheit gehabt, was ihn aber nicht abhielt, König sein zu wollen nach seinem Vater, der so stark gewesen war.

Er setzte sich auf einen Stuhl, den er Thron nannte und rief: „Ich bin König!"

„„Warum bist du König?"" fragte das Volk, das noch dumm war und keinen Begriff von Erbfolge hatte.

„Nun, weil meine Mutter in einer Hütte mit dem alten Krates gewohnt hat, der nun tot ist." (Eigentlich sagte er Palais, aber es war eine Hütte.)

Das Volk begriff die Logik nicht und wenn Krates II. rief: „Komm!" dann lief jeder weg. Wenn er sagte: „Geh!" dann kam man hart an ihn herangelaufen. Kurzum die Autorität war nicht da und Krates II. war zu dumm, um seinen Willen mit Hilfe eines entgegengesetzten Befehles durchzusetzen.

Im Oppositionsblatt jener Tage stand Folgendes zu lesen:

„Warum, o Krates Nr. 2, der du krummbeinig und unbesonnen bist, warum nimmst du den Platz auf dem Stuhle des Mannes ein, der vor zwanzig Jahren in einer Hütte wohnte mit der Frau, die dich geboren hat? Steh' auf und mache Platz und sage nicht: Geh! oder: Komm! als wärst du der echte alte Krates, der König! Wo sind die Bollwerke von Eichenstämmen, die du mit deinem Finger umgeknickt hast der Mond schüttelt sich nicht, ob du auch gleich ans Bersten des Weltalls denkest. Du kannst keinen Floh totschlagen und es ist nirgends Brand, wenn du niesest. Steh' auf und mache Platz für einen anderen, der all diese nützlichen Dinge versteht!"

So sprach die Opposition.

Krates hätte wahrscheinlich aufstehen müssen von dem Stuhl, den er Thron nannte, wenn nicht eine alte Amme also zum Volke gesprochen hätte:

„Höre mich, o Volk, denn ich war die Amme des kleinen Krates, als er noch viel kleiner war wie jetzt! Als er geboren wurde, hat sich sein Vater mit Oel gesalbt und siehe da! es fiel ein Tropfen der Salbe auf das Haupt meines kleinen Pfleglings. Es ist darum unnöthig, daß er Mauern umknicke, und auch ist es nicht nöthig, daß der Mond sich schüttele, noch daß er Brand anfache durch Husten. Ich sage Euch . . ."

Doch die beredte Amme brauchte nicht zu vollenden. Die Schlußfolgerung war so mühlos zu ziehen, daß alles Volk — die Redaktion des Oppositionsblattes am lautesten — wie aus einer Kehle ausrief:

„Es lebe der Gesalbte des Herrn!"

Und Krates blieb sitzen auf dem Stuhl, den er Thron nannte.

Und er ist darauf sitzen geblieben, bis auf den heutigen Tag.

Multatuli.

*) Aus „Multatuli Werke" Her. v. W. Spohr (Verlag Bruns in München).

Mach dir mit Gottes Schutze
Des Predigers Wort zu nutze. Hariri.

Die Landtags-Wahlvorbereitung und böhmische Wahlverleitung und gräuliche Wahlbestreitung ist bereits von hoher Bedeutung und füllt tagtäglich zwei Drittel jeglicher Zeitung, in jedem Dörfchen und Städtchen gibt's Kandidaten und Kandidätchen mit weichen und derben Pfötchen wie Perlen am Rosenkranzfädchen, die in langmächtigen Reden einander befehden und für alle Schäden der Gesellschaft und des Staates ein Mittelchen wissen, ein sehr probates und vermittelst ihres Rathes und Redeschwalles schlimmstenfalles alles kuriren können, Alles, nur nicht den urewigen Dalles, die sich reißen, das Volk zu vertreten und energisch auszujäten das Unkraut aus allen Beeten (hauptsächlich bei diversen Foten) und alles zu flicken, zu löthen, was da ging aus den Näthen für eine kleine handvoll Moneten, zu deutsch: für nur 20 Kronen Diäten.

Gleich wie auf einem Kehrichthaufen die Fraktionsungeziefer durcheinander laufen, um schließlich Orden sich zu erkaufen, Titel- und Adelsprädikate durch ihrer Worte leere Suade, die das Krumme ausschreit als gerade und zum Pfauenaug macht die Made. Die Klerikalen z. B. schüren und suchen zu rühren und zu verführen mit tausend Liebesschwüren und locken mit goldig-glänzendem Singen den Bauern in ihre Schlingen, wie die Lurlei bei Bingen die Schiffer mit zaubrischen Dingen, sie exhumiren, um zu profitiren und zu floriren zu Gottes größerer Ehre die urältesten Reaktionäre, sie kämpfen mit Hirtenbrief-Wehre, mit Enzykliken, Bannstrahlen, Ligourimoralen und künftigen höllischen Qualen für die Erlangung der Schule, vorläufig das ultima thule all ihrer Wünsche und schönen Begierden, die zu den herlichsten Zierden gereichen dem Staate für immerdar, wie sondern Zweifel allen ist klar und schon zu Zeiten Melchisedechs war. „Alles, worauf du richtest den Blick, ist unter aller Kritik," so predigt die würdige Klique, es wächst das Elend, die Plag' von Tag zu Tag; ehdem war die Welt ein blühender Hag, ein wahres Schlaraffenland, wo gebratene Ferkel herumgerannt und Wein in den Brunnen stand, jetzt ist sie bei einem Haar eine zweite Sahara fürwahr, das macht, weil ganz sie des „Glaubens" baar, verfallen der Freimaurerschaar, mißachtet so Kutte als wie Talar und fleißig nachlauft der luthrischen Nachtmahr. Den Klerikalen zur Seiten die Großgrundbesitzer reiten, die Ritter ohn' Furcht und Tadel, mit „Ferd, Hund und Madel", gerüstet bis auf die letzten falschen Wadel; den Herrn Feudalen folgen als Hundejungen und Bügelhalter die Christlich-Sozialen (ein Trößchen von temperirten Klerikalen), an ihrer Spitze von Wien der Herr Bürgermeister, der täglich dreister wird und dreister, als Gebieter aller unsauberen Geister. Vom Zelte nebenan flattert die „königlich böhmische Landesfahn' mit dem steigenden Leu — hu hu! Dort sitzen in traulicher Ruh' die alten und jungen Tschechen, Vladyken und Lechen, und berathen und besprechen und verhandeln kompromißeln und dengeln und düsseln, um ('s ist rein zum Teufelholen) die Deutschen recht zu versohlen. — —

Bald hätt' ich in meiner Predigtmessen die Landsleute vergessen: die lieben Deutschen — leider reimt sich auf diese nur: peitschen; ja peitschen mit Recht sollte man dies Geschlecht, das vollkommen mir zecht und um eine winzige Kleinigkeit erhebt einen Troerstreit und sich verzehrt in Uneinigkeit — zu jederzeit — Volksverräther schallts hier, Volks-

verräther schallts dort, Volksverräther an jeglichem Ort, wen er reizt, daß es anders sich schneuzt, als des Oberbonzen Belieben allerhuldreichst hat vorgeschrieben.

So ist denn im vieltheuren Oesterreich die Hatz an allen Ecken gleich, wie vor Jahren geblieben, als diese Makame noch ungeschrieben; ein anderer wird es euch nächstens schildern in ernsteren Bildern, ein Mann von reifer politischer Erfahrung, edel, treu und deutsch in Wort und Gebahrung, den ich bisher stellvertreten — es wird Euch Freidank besser berathen, bereden, als je es vermocht mit allem Glanz und seiner Worte duftigstem Kranz.

Der Karsthans.

Unsere Einspruchsverhandlung.

Die Verhandlung über den Einspruch, welchen im Namen des Herausgebers und des verantwortlichen Schriftleiters der „Neuen Bahnen" Herr Dr. Victor Moser gegen Beschlagnahme des 15. Heftes erhoben hatte, fand unter dem Vorsitze des Hofrathes Holzinger von Janaburg Montag den 16. September statt. Nach Verlesung des beschlagnahmten Artikels „Der Fluch des Mystifax," durch den laut Erkenntnis das Verbrechen nach § 63 (Majestätsbeleidigung) und das Vergehen nach § 300 (Herabwürdigung behördlicher Anordnungen) begangen wurde, nahm der Staatsanwalt Dr. Bobies das Wort zur Begründung der Beschlagnahme: Der erwähnte Artikel, über **dessen literarischen Werth zu urtheilen er nicht berufen sei, persiflire** in Form einer durchsichtigen Allegorie die Sprachenkämpfe in Oesterreich. Neben Badeni (Nidebar) und Untho (Thun) erscheine auch der Kaiser unter dem Namen Arbago redend und handelnd eingeführt Da dieser ausdrücklich als schwach und hilflos dargestellt werde, verletze dies die Ehrfurcht gegen dessen Majestät, wie denn auch andererseits durch Verspottung der Badeni-Thun'schen Erlässe versucht wird, Anordnungen der Behörden herabzuwürdigen. Auf Grund dessen ersucht der Staatsanwalt um Verweisung des erhobenen Einspruchs.

Die hierauf folgende Entgegnung unseres Vertreters, des Herrn Dr. Victor Moser, führte eine bunte Reihe von markanten Bildern aus der Praktizirung der österr. Preßbestimmungen vor. Wohl sei die Zensur offiziell abgeschafft, aber das Hinterpförtchen stehe allezeit zu ihrer Verfügung. Art. XIII. des Staatsgrundgesetzes bestimmt: „Jedermann hat das Recht, seiner Ansicht in Wort und Schrift Ausdruck zu geben", aber gleich darauf kommt die Einschränkung „innerhalb der gesetzlichen Schranken", wodurch die gewährleistete freie Meinungsäußerung ziemlich illusorisch wird. Der beschlagnahmte Artikel schildert geschichtliche Thatsachen, von denen sich nicht wegdisputiren läßt. Er bezweckt das Elend und die Gefahr zu schildern, welche die leichtfertig heraufbeschworenen Sprachenkämpfe im Gefolge haben. Von einer Herabwürdigung oder einer Majestätsbeleidigung könne nicht die Rede sein. König Arbago wird allenthalben als guter, weiser und gerechter Herrscher geschildert, der stets auf Abhilfe denkt, den Kampf zwischen seinen Völkern tief erschüttert, so daß er Alles daran setzt, um seinem Reiche den verlorenen Frieden wiederzugeben. Der Staatsanwalt mache sich die Sache sehr leicht, indem er den erhobenen Vorwurf als Majestätsbeleidigung schlechtweg mit Verletzung der Ehrfurcht begründet. Der Staatsanwalt müsse sagen, wieso die Ehrfurcht gegen den Kaiser verletzt wurde, er müsse beweisen, daß die Absicht vorliege, die Ehrfurcht zu verletzen, den nach § 1 St.-G.-B. und Kassationsentscheidung vom 22./12. 1879, Z. 10.684, sei bei Beurtheilung eines Verbrechens vor allem ein böser Vorsatz maßgebend. Ein solcher könne aber in diesem Falle weder behauptet, noch bewiesen werden. Redner stellt die Bitte, dem Einspruch stattzugeben und die Beschlagnahme aufzuheben. — Nach kurzer Beratung verkündigte der Vorsitzende das Urtheil.

Gegen dieses Urtheil haben wir sofort den Rekurs an das Oberlandsgericht ergriffen.

(Die Schriftleitung.)

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.

Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Von

Friedrich Werner v. Oesteren

sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin)

Vir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Werke

von

Emil UELLENBERG

erhältlich durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen
1901. Verlag E. Pierson Dresden.

Werke von

Hanns

Weber-Lutkow:

Schlummernde Seelen.
Geschichten aus Klein-Rußland 1900. Brosch. 2 K. 40 H. (2. M.) geb. 3 K. (2 M. 50 Pf.),

Die schwarze Madonna.
Geschichten aus Klein-Rußland 1901.

Oesterreichische Verlags-Anstalt Linz und Leipzig.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Von Graf

Theodor Salburg-Falkenstein

sind bisher erschienen:

Ernst Freiherr. Epos 1894.
Buch der Phantasieen. Gedichte 1900.
(Verlag v. E. Pierson, Leipzig u. Dresden.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche

Kunst- und Musik-Zeitung.

mit musikalischen Beilagen.

Eigenth. u. Herausgeb.: Wiener Musik-Verlagsanst.
Wien, I., Johannesgasse 19.
XVIII. Jahrgang. — Erscheint jeden 10. und 25. im Monat.

Bezugspreis: Ganzjährig K. 6. = Mk. 6. = Frcs. 12.

Eine vornehm gehaltene musikalische Kunst-Zeitschrift von größten Interesse für Jeden der die Verhältnisse und Lage der österreichischen Tonkunst und des allgemeinen Kunstlebens kennen lernen will.

Dramen

von Josef Hafner

und Oskar Weilhart.

Keine Sühne 1897.
Der Frauenkongreß 1898. (Verlag E. Pierson, Dresden.)
Die brotlose Kunst 1899. (Verlag G. H. Mayer, Berlin
Das Märchen vom neuen Leben 1899.
Das neue Dorf 1901. (Oesterr. Verlagsanstalt.)

Von Josef Hafner ist früher erschienen:

Spiritismus oder Philosophie 1894.
Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895.
(Verlag W. Friedrich, Leipzig.)

Bei Cäsar Schmidt in Zürich erschien:

Die „öffentliche Meinung" von Wien

(Wiener Pressgeschichten).

Documente zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts von

SEVERUS VERAX.

— Preis K. 1.40. —

. . . Die Broschüre hat einen **kulturhistorischen Werth**, es ist in seiner Art ein **klassisches Werk** . . . Der Verfasser erweist sich als ein Mann von hervorragender kritischer Kraft und Schärfe, sittlicher Integrität und muthvoller Initiative.
Der „Freidenker", Milwaukee V. S. A.

„Neue Bahnen“

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von

Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 — Mk. 3 — Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 — Mk. 6 — Frcs. 8. Ganzjährig: K. 12 — Mk. 12 — Frcs. 16.

Einzelne Hefte 60 Heller — 60 Pfennig — 80 Cts.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen“, Wien VIII/1, Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer“, Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer“

Innsbruck-Leipzig.

Alldeutsches Kampfblatt für Freiheit in Kunst und Leben.

Ganzjährig Kr. 8 = Mk. 8.
Oesterreichische Postzeitungsliste 3493.
Deutsche Postzeitungsliste 6798.

Reicher Bilderschmuck von hervorragenden Künstlern.

Werthvolle Beiträge. Bücherschau. Kritik.

Probenummern kostenfrei.

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt“

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen **zwei** reich illustrirte, circa 50 Seiten starke Hefte; Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.—.**

!!! „Bühne und Welt“ ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt“

Berlin S 42. Otto Elsner.

Deutsche Alpenzeitung

München.

Verlag Kastner & Lossen

Königl. Hofbuchdruckerei

München, Finkenstrasse 2.

Telephon Nr. 1603.

Kein Alpinist, kein Freund der Natur versäume es, sich eine Probenummer der seit 1. Mai regelmäßig erscheinenden, groß angelegten „Deutschen Alpenzeitung“ senden zu lassen.

Probenummern gratis und franko.

Das Abonnement kann mit jeder Nummer beginnen.

Auf Wunsch Nachsendung der erschienenen Nummern.

Anläßlich der General-Versammlung des D.-Oe. Alpenvereines in Meran ist eine prachtvoll ausgestattete Festschrift erschienen. Preis 50 Pf. excl. Porto.

Preis 30 Pf. excl. Porto. Erscheint wöchentlich.

20 Heft. 15. October. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Josef Stibitz, Bauernbegräbniß 531
Die richterliche Prüfung 532
Karl Henckell, Erscheinung 535
Mathieu Schwann, Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur 535
Gustav Schüler, Sonntagslied 540
G. Christaller, Ein rother Schwarzer . . . 541
Karl Pröll, Neugeboren 545
Karl Bleibtreu, Ueber die Heine-Frage . . 546
Denksprüche von Moscherosch 548
Ottokar Stauf v. d. March, Abenteuer im Epirus (Schluß) 549
Roland Hammer, Der Verfall der deutschen Schaubühne (III.) 551
Aus dem Wiener Kunstleben 554
Bücherschau 557
Aus dem Narrenhause der Zeit 559
Feuilleton:
Ein Gespräch von M. v. Najmájer . . 561
Tu felix Austria, v. Karsthans 562

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—
Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Ctms.

Unsere Mitarbeiter:

Friedrich Adler, Prag.
Ernst Bark, Madrid.
Hans Benzmann, Berlin.
Leo Berg, Berlin.
Karl Bleibtreu, Berlin.
Ernst Brausewetter, Berlin.
Gertrud Gräfin Bülow v. Dennewitz, Dresden.
E. G. Christaller, Ottenhausen.
M. G. Conrad, München.
Felix Dahn, Breslau.
Otto Ernst, Hamburg.
Konrad Ettel, Wien.
Gustav Falke, Hamburg.
Johannes Fastenrath, Köln.
Ludwig Fuld, Mainz.
Henri Gartelmann, Bremen.
Harald Graevell v. Jostenoode, Brüssel.
Marie Eugenie delle Grazie, Wien.
Martin Greif, München.
Kurt Grottewitz, Kalkberge.
Josef Hafner, Wien.
Ewald Hanfe, Maderno.
Karl Maria Heidt, (†).
Karl Henckell, Zürich.
K. M. Klob, Wien.
Otto v. Leixner, Berlin.
Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona.
Maria Antoinette v. Markovics, Berlin.
Marie v. Najmájer, Wien.
Richard Nordhausen, Berlin.
Friedrich Werner v. Oestéren, Schloß Weleslawin.
Oskar Panizza, Paris
Sepp v. Paumgartten, Wien.
Adolf Pichler, (†).
Karl Pröll, Berlin.
Alberta v. Puttkamer, Straßburg.
Ernst v. Rauscher, Klagenfurt.
Anton Renk, Innsbruck
Hermann Rollett, Baden.
Benno Rüttenauer, Mannheim.
Theodor Graf Salburg-Falkenstein, Leonstein.
Meta v. Salis-Marschlins, Marschlins.
Josef Schmid-Braunfels, Wien.
Heinrich v. Schullern, Salzburg.
Matthieu Schwann, Soden.
Ottokar Stauf v. der March, Wien
Maurice Reinhold v. Stern, St. Oswald.
Irma v. Troll-Borostyáni, Salzburg.
Emil Aellenberg, Zürich.
Arthur v. Wallpach, Innsbruck.
Hans Weber-Lutkow, Wildshut.
Oskar Weilhart, Tarsdorf.
Bodo Wildberg, Dresden.
J. L. Windholz, Mähr.-Ostrau.
Manfred Wittich, Leipzig.
Friedrich Fürst Wrede, Salzburg.
Ernst Ziel, Kannstadt.

Von **Christaller** erscheint im Oktober d. J.:

Prostitution des Geistes.

Satirischer Roman.

Ca. 20 Bogen, 8°, 3 M.

Zu beziehen nur vom Verfasser, **Christaller**, Ottenhausen in Würtemberg.

Frei gegen Bestellung auf Postanweisung.

Ernst Ziel's Werke

Litterarische Reliefs. IV. Bde. 1885/95.
Ed. Wartig's Verlag, Leipzig.

Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts.
1901. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Ausgewählte Gedichte. Mit Bildnis.
1901. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Neue Bahnen

Bauernbegräbnis.

Vom Berge her aus heiserer Bauernkehle
Ertönt ein Lied in heller Sommerluft,
Und von den Feldern zieht ein herber Duft
Als wie von Kränzen und von Lichtgeschwele.

Ein Bauernzug. Von harter Hand gehoben
Schwebt hoch ein Sarg im hellsten Sonnenglanz.
Drauf legte Liebe manchen grünen Kranz,
Aus Erdenluft und Erdenleid gewoben.

Breit wölbt der Himmel sich und sonnentrunken,
Und Lerchen schmettern über reifem Korn —
Die Musik kreischt, gar traurig klingt das Horn,
Und an dem Sarge glüh'n die Sonnenfunken.

Vom Kirchlein her dringt nun in vollen Tönen
Der Glocke tiefer, weher Sterbeklang;
Das schwillt empor in übermächtigem Drang
Wie einer starken Seele Heimwehsehnen.

Und wie die Bauern sich zum Grabe schieben,
Da drängt ein Weib sich aus der Menge vor.
Von Aehren hält sie einen Kranz empor,
D'rein steht von harter Müh und Noth geschrieben.

Den wirft sie auf den schlichten Sarg im Grabe,
Den Kranz, der nie der Fürsten Gräber schmückt,
Den Kranz der Arbeit — auf dem Feld gepflückt —
Dem toten Pflüger eine letzte Gabe.

Und senkt wie müde dann die harten Hände,
Die Bauern um und um, sie sehn sie nicht.
Sie gehen müde heim im Abendlicht —
Sie aber schreitet segnend in's Gelände.

Deutsch-Gießhübel. **Josef Stibitz.**

Die „richterliche Prüfung“.*)

Allen Klagen über Preßunrecht und Konfiskationswillkür begegnen die Vertheidiger des objektiven Verfahrens immer mit demselben Einwand: daß Konfiskationen doch der „richterlichen Prüfung“ und Rechtsprechung unterstehen. Ist schon die Devotion, mit der der Oesterreicher richterliche Urtheile betrachtet — als ob es Orakel wären und nicht Ansichten sterblicher und sehr fehlbarer Menschen —, an sich kindisch genug, so wird der Respekt zum reinen Hohn, wo es sich um ein richterliches Verfahren von der Qualität des bei der Prüfung der Konfiskationen thätigen handelt. Und doch wird die Fabel von der richterlichen „Prüfung“ gern geglaubt, die Bestätigung der Beschlagnahme oder die Zurückweisung des Einspruches als Beweis der Berechtigung der staatsanwaltlichen Konfiskation ausgegeben. Insbesondere die Herren Justizminister treiben diesen Scherz sehr weit. Als Graf Schönborn Justizminister war, erledigte er alle Klagen über Konfiskationswillkürlichkeiten mit dem Hinweis auf das gerichtliche Verfahren. Entweder: es war noch nicht beendigt, so war er nicht berechtigt, dem richterlichen Spruch vorzugreifen, oder: die Konfiskation war schon bestätigt, der Einspruch abgewiesen, so hatte er nicht das Recht, den richterlichen Spruch zu kritisiren. Als man einst den Grafen Gleispach wegen einer aufsehenerregenden Konfiskation — der eines Wahlaufrufes — zur Rede stellte, gab er zur Antwort, die Rechtfertigung der Konfiskation liege darin, daß das Landesgericht in dem Inhalt der Druckschrift den Thatbestand des Verbrechens der öffentlichen Ruhe „erkannt“ habe. Das Geschrei über die Immunisirung von Konfiskationen hat dieselbe Quelle: immer verlangt man für die Verbotserkenntnisse die Achtung, die den gerichtlichen Urtheilen zu zollen sei. Nun ist aber zum Verständniß der Thatsache, daß die Presse in Oesterreich der schrankenlosen Willkür der Konfiskationen schutzlos ausgeliefert ist, nichts so entscheidend als gerade diese richtige Einschätzung dieser angeblichen gerichtlichen Prüfung, als die Erkenntniß von ihrer absoluten Nichtigkeit, von ihrem hohlen, rein formalistischen Charakter. Wir haben uns allezeit redlich bemüht, den Nimbus dieses gerichtlichen Verfahrens auf sein Nichts zurückzuführen; da die Sache aber zur Beurtheilung des gegenwärtigen Unrechtszustandes von ausschlaggebender Bedeutung ist, so soll sie einmal gleichsam systematisch betrachtet werden.

Gegenüber den Konfiskationen haben die Gerichte dreierlei Funktionen: sie haben die Konfiskationen zu bestätigen (§ 489); auf Antrag des Staatsanwalts haben sie die vorliegende strafbare Handlung zu „erkennen“, und auf Anrufung der Partei haben sie über den Einspruch zu entscheiden. Jede Konfiskation bedarf von amtswegen der gerichtlichen Bestätigung; wird diese Bestätigung versagt, so erlischt die Konfiskation und muß aufgehoben werden. Dem Staatsanwalt steht wohl das Recht zu, die Konfiskation auszusprechen, aber ihre Aufrechthaltung setzt voraus, daß das zuständige Gericht sie für berechtigt — was weniger ist als gerechtfertigt — erklärt. Anderswo, zum Beispiel in Deutschland und in Ungarn, kann der Staatsanwalt die Konfiskation nur beantragen — so wie er die Verhängung der Untersuchungshaft beantragen kann —, verfügen kann sie nur das Gericht. Bei uns kann sie der Staatsanwalt vollziehen — dem Gericht steht aber die Prüfung zu, ob zu der Konfiskation ein zureichender Anlaß vorliegt. Der Charakter dieses zur Bestätigung strebenden Prüfungsrechtes ist allerdings durch die Praxis ganz und gar verwischt worden. Da die Konfiskation nicht mehr der Akt ist, der die subjektive Verfolgung einleitet, aus ihr eigentlich erfließt, sondern da sie die Verfolgung selbst ist, die dann nur in dem objektiven Verbotserkenntniß eine rein äußerliche Rechtfertigung erhält, werden die Konfiskationen nicht mehr derart „bestätigt“, daß zur Konfiskation der genügende Grund gegeben war, sondern gleich erledigt: daß sie gerechtfertigt sind, weil in dem Inhalt der oder jener strafbare Thatbestand enthalten ist. Die Bestätigung der Konfiskation im Sinne des § 489 der Strafprozeßordnung ist nicht mehr als der Ausspruch, daß der Verdacht einer strafbaren Handlung vorliegt; das Verbotserkenntniß aber ist das Urtheil, daß die strafbare Handlung begangen ist. Nun werden die Konfiskationen in Oesterreich ganz ausnahmslos nicht mehr „bestätigt“, sondern über den Inhalt wird sofort das Verbotserkenntniß erlassen; das Bestätigungsverfahren über die Zulässigkeit der Konfiskation ist also in der Praxis einfach verschwunden, in den Ausspruch über die strafbare Qualität des

*) Kurz nach dem Urtheil in unserer Einspruchsverhandlung ist in der hiesigen „Arbeiter-Zeitung“ nachfolgender Artikel erschienen, der einen so vortrefflichen Beitrag zur Handhabung unseres Preßgesetzes gibt, daß wir nicht umhin können, denselben wortwörtlich zu Nutz und Frommen unserer Leser zum Abdruck zu bringen. Zur Beruhigung ängstlicher Gemüther bemerken wir ausdrücklich, daß besagter Artikel nicht beschlagnahmt worden ist. (Vgl. „Arbeiter-Ztg.“ v. 28. Sept.).

Die Schriftleitung.

Inhalts aufgegangen. Aus dieser — wie gesagt ganz ausnahmslosen — Praxis kann man also ermessen, wieviel Werth jener gesetzlichen Bestimmung zukommt: das Gericht hat die Bestätigung oder Aufhebung der Beschlagnahme auszusprechen. Der Werth einer nichtigen Formalität.

Wie steht es nun mit dem sogenannten Verbotserkenntniß? Der Staatsanwalt kann (§ 493 St.-P.-O.) im „öffentlichen Interesse" begehren, daß das Gericht darüber erkenne, ob der Inhalt einer Druckschrift eine strafbare Handlung begründe. Das Verbot der weiteren Verbreitung der Druckschrift und die Vernichtung der saisirten Exemplare ist dann die Folge. Ueber das Verhältniß der Konfiskationen zu den Verbotserkenntnissen gibt es keine Statistik — wenigstens theilt das Justizministerium nichts aus ihr mit — aber nach unserer sehr aufmerksamen Betrachtung der österreichischen Preßverhältnisse wagen wir die Behauptung, daß auch nicht einem Perzent der Konfiskationen die gerichtliche Zustimmung versagt bleibt. Der Fall, daß einer Konfiskation die Bestätigung verweigert, dem Antrage des Staatsanwaltes auf Erlassung des Verbotserkenntnisses nicht zugestimmt wird, ist ein so rarer, daß sein Vorkommen geradezu Aufsehen erregt. Wir sind überzeugt, daß er sich im Jahre in ganz Oesterreich nicht fünfmal wiederholt — obwohl die Konfiskationsernte manche Jahre so gut gerathen ist, daß die verfügten Beschlagnahmen in die Tausende gehen. Die Auffassung, daß das Gericht den Anträgen der Staatsanwälte willfahren müsse, der Erklärung, daß ein strafbarer Inhalt vorliege, nicht entweichen könne, ist so eingewurzelt, daß auch die Justizminister die wuchernde Preßwillkür den Staatsanwälten zur Last legen, die die Konfiskationen verüben, nicht den Gerichten, die ihnen entgegentreten sollten. Graf Gleispach meinte einmal ganz naiv, den Gerichten falle ja keine Schuld zur Last. Der Staatsanwalt sollte es sich überlegen, bevor er die Konfiskation ausspreche; hat er sie aber ausgesprochen, so bleibe dem Gerichte nichts übrig, als anzuerkennen, daß ein strafbarer Inhalt vorliege. Dieser Anschauung gibt die Praxis vollends recht. Die „Fällung" des Verbotserkenntnisses ist praktisch nichts mehr als die Erledigung einer Formalität — in Wien ist es die Ausfüllung eines Blanketts. In der Provinz plagt man sich noch, zu dem Verbotserkenntniß Gründe beizustellen; man thut wenigstens so, als ob man's begründete, warum denn der Inhalt diese oder jene strafbare Handlung enthalten solle. In Wien ist man über derlei Gewissensanwandlungen längst hinaus. Das Gericht erkennt, daß der Inhalt des Artikels das Verbrechen nach § 63 St.-G. „begründe", und als „Gründe" gibt es an, daß durch den Artikel die Ehrfurcht gegen den Kaiser verletzt werde — was freilich nicht der Grund, sondern der Inhalt jenes Verbrechens ist. Das Wiener Landesgericht wird sich nie vergessen, anzugeben, welches Organ der Regierung geschmäht sein soll, welche Verordnung herabgewürdigt worden ist: ein Organ, eine Verordnung, das ist alles, was es als „Grund" angibt. Man begreift also: so weit das Gericht zur Prüfung der Konfiskationen von amtswegen berufen ist, ist seine „gerichtliche Prüfung" ein Hohn auf die Grundsätze aller logischen Rechtssprechung. Erfolgt doch die Fällung des objektiven Erkenntnisses in geheimer Sitzung, die betroffene Zeitung wird also gar nicht gehört: das sagt wohl genug! Nur weil die Kenntniß unseres Preßelends so wenig verbreitet ist, kann die Dreistigkeit gewagt werden, ein Verbotserkenntniß als richterliches Urtheil auszugeben! Wir haben keine richterliche Prüfung, sondern eine richterliche Bestätigung.

Bleibt also als der einzige Schutz vor ungerechtfertigten Konfiskationen das Einspruchsverfahren. Gegen die „objektive" Einschreitung des Gerichtes kann von jedem „Betheiligten" — aus der Verschwommenheit dieser Ausdrücke ist schon zu erkennen, wie wenig der Gesetzgeber daran gedacht hat, daß das objektive Verfahren keine vereinzelte Ausnahme, sondern die durchgängige Norm werden wird! — von jedem „Betheiligten" kann also der Einspruch erhoben werden, über den das Gericht in öffentlicher Sitzung nach Anhörung des Staatsanwaltes und dieses des den Einspruch Erhebenden entscheidet. Daß Einspruchsrecht nichts werth sein wird, haben kluge Leute sofort gewußt. Im Einspruchsverfahren wird nicht wie sonst im gerichtlichen Verfahren über den Antrag eines Anklägers verhandelt, sondern über ein gerichtliches Erkenntniß: ein Widerspruch so krasser Art, daß man gar nicht begreifen kann, wie die Gesetzgebung auf eine solche Abgeschmacktheit verfallen konnte. Und dabei sitzt im Einspruchsverfahren dasselbe Gericht — wenn auch nicht gerade dieselben Personen —, von dem das Verbotserkenntniß ausgegangen ist, über eine gegen sein eigenes Erkenntniß erhobene Einwendung zu Gericht! Darauf ist schon im Jahre 1868 im Abgeordnetenhause aufmerksam gemacht worden, und die Erfahrung seither hat bestätigt, daß dieser Widerspruch das Institut des Einspruches umbringen muß. Aber daß es so kommen wird, wie es gekommen ist: daß nämlich das Einspruchsverfahren auch formell zur vollständigen Bedeutungslosigkeit herabsinken wird, daß die Zeitungen überhaupt verzichten werden, sich

ihres „Rechtes" auf Einspruch zu bedienen: das hatte sich bei der Einführung dieses Verfahrens niemand gedacht. In einer im Jahre 1871 erschienenen Studie meinte Wahlberg, durch die Einspruchsverhandlung werde erst gefördert werden, was verhindert werden soll: die Verbreitung des strafbaren Artikels, der vor versammeltem Publikum verlesen wird, das Schwergewicht der Verhandlungen werde in den Zeitungsberichten über sie ruhen, die Plaidoyers werden zum Fenster hinausgehalten werden; das heißt, man stellte sich eine Einspruchsverhandlung als ein Ereigniß vor, das von der Theilnahme eines großen Publikums begleitet sein werde. Und was ist die Einspruchsverhandlung heute? Als jüngst Herr v. Spens auf die Interpellationen wegen Konfiskationen die Pauschalantwort ertheilte, meinte er mit einem Anflug von Tadel und Erstaunen, daß wegen der meisten Konfiskationen gar kein Einspruch erhoben worden ist. So ist es nämlich: den Zeitungen steht es nicht dafür, an den Einspruch auch nur die Kosten eines Vertreters zu wagen; so werthlos hat sich dieses „gerichtliche" Verfahren erwiesen, daß es der gründlichsten Verachtung anheimgefallen ist.

Wer dieses Einspruchsverfahren ganz genau kennen lernen wollte, der müßte an einem der berühmten Waschtage ins Landesgericht kommen und betrachten, wie Herr v. Holzinger da „arbeitet". Preßdelikte — das sind die Vergehen nach § 24 P.-G., Art. VII und VIII der Strafgesetznovelle — und die Verhandlungen über Einsprüche gehören in Wien ausschließlich zur Kompetenz des Herrn Vizepräsidenten des Strafgerichtes; das Ausnahmsunrecht für die Presse zu verwalten, kann niemand berufener sein als der ehemalige Vorsitzende der Ausnahmsgerichte. Selbstverständlich kann sich der Preßsenat nicht jeden Tag strapazieren; die Einsprüche müssen also warten, bis „Waschtag" ist, bis ein solches Quantum von Preßverhandlungen zusammenkommt, daß ein Verhandlungstag halbwegs ausgefüllt ist. Oft muß man mit dem Einspruch — mit dem Einspruch gegen eine Konfiskation, also im Wesen mit einer Besitzstörungsklage — Monate warten; wir hatten Montag, am 15. September, die Einspruchsverhandlung über eine Konfiskation vom 5. August!*) Das versammelte Publikum repräsentirt der Saaldiener; selbst die ausdauerndsten Besucher der Gerichtssäle verirren sich nicht in diese „öffentliche Sitzung" und niemand lauscht den Verhandlungen, deren Resultat mit mathematischer Gewißheit von vornherein feststeht. Wie Herr v. Holzinger es „begründet", daß dem Einspruch nicht stattgegeben wird, haben wir unseren Lesern oft und ausführlich erzählt. Er hat einen Universal„grund": das Wort zweifellos. Wenn etwas schon absolut nicht zutrifft, offenkundig nicht stimmt: im Jargon der Begründungen ist es dann „zweifellos". Es ist zweifellos, daß dies oder jenes eine Schmähung ist, zweifellos, daß dadurch zu Haß und Verachtung (Herr v. Holzinger sagt auch: oder Verachtung; das ist ihm nämlich alles eins!) aufgereizt wird, es ist zweifellos, daß dadurch die Ehrfurcht verletzt wird — kurz was zu beweisen, zu begründen ist, das ist ihm eben — zweifellos. Wohl hat Herr v. Holzinger auch schon Konfiskationen aufgehoben — freilich bestätigt sie dann das Oberlandesgericht, dessen merkwürdiger Thätigkeit gelegentlich ein besonderes Wort gewidmet werden muß —, aber das hatte immer ganz eigene Ursachen. Konfiskationen werden aufgehoben, wenn der Skandal, den sie verursacht haben, zu arg war, oder wenn sie formell verfehlt waren. Aber wenn sich der Einspruch gegen die materielle Strafbarkeit richtet, so ist jede Minute Zeit, die man an ihn wendet, verlorene Mühe. Das natürlich nicht bloß in Wien, sondern in ganz Oesterreich. Die Grauslichkeit unseres Preßelends besteht ja ganz eigentlich darin, daß die unhaltbarsten, lächerlichsten, muthwilligsten, frivolsten Konfiskationen die richterliche Bestätigung allen Grades, bis zur Abweisung des Einspruchs also, unbedingt finden.

*) Ueber die am 6. August erfolgte Beschlagnahme unseres 15. Heftes (vom 1. August wurde am 24. September verhandelt. D. Schriftl. d. N. B.

Erscheinung.

Auf einmal stand er neben mir. Von wannen —
Das weiss ich nicht und nicht, wie jetzt er kam.
Auf seinem Antlitz lief ein leiser Gram
In Furchen hin, die rätselhaft verrannen.
Ich sah: er wollte mich nicht schreckhaft bannen,
War wie ein Freund, der bei der Hand mich nahm,
Ein sanftes Lächeln spielte wundersam
Um seinen Mund. Die Augen ruhend sannen.
Er sprach: Ich bin der Sohn der Lebensspur,
Die Du von Anfang bis hieher gezogen,
Gezeugt aus Wolkenschwarz und Goldazur.
Des Lenzes Leuchten hat mich überflogen,
All Deiner Thränen Thau hab' ich gesogen —
Aus Licht und Schatten bin Dein Selbst ich nur . . .

Zürich. Karl Henckell.

Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur.

Von **Matien Schwann** (Soden am Taunus).

Unter dem Titel, den ich heute wähle, erschien kürzlich bei Eugen Diederichs (Leipzig) ein Buch von Eugen Heinrich Schmitt. Das Buch ist nicht gut geschrieben. Die Hast eines vollen Herzens überbrodelt gar häufig die Klarheit der Sprache. Dann wieder erscheinen Sätze von einer Länge und Durcheinanderwirbelung der Beziehungen und Worte, daß man einen Ariadne-Faden nötig hätte, sich aus den labyrinthischen Windungen heraus zu finden. Aber — trotzdem, und sogar trotz des noch viel schwerer wiegenden Mangels, daß das Buch in seinen einzelnen Themen noch lange nicht durchgedacht ist, erscheint es mir bedeutungsvoll genug, ihm eine volle Aufmerksamkeit zu widmen. Die monistische Weltanschauung ringt in ihm nach Ausdruck und Sprache und praktischer Ausgestaltung. Das Auge will eins werden mit dem Lichte, das es erfüllt, die Einheit der Natur, die Einheit des Menschenwesens, nicht mehr begriffen als eine Komposition von Leib und Seele, taucht auf und möchte sich behaupten in unserem Bewußtsein, wenn nur die — Sprache nicht wäre, die doch ihre ganze bisherige Entwicklung unter dem Lichtstrahl des Dualismus, der Trennung von Subjekt und Objekt, von Ich und Welt, von Leib und Seele nahm.

Der natürlichen, nicht reflektierten Anschauung war diese Trennung noch nicht möglich, denn Arzt und Priester waren ehedem dieselbe Person. Die Gesundheit des Geistes erschien dem kindlich urteilenden Menschen unmöglich ohne die Gesundheit des Körpers. Darum hatte der Priester zugleich für die Gesundheit beider, des Leibes wie des Geistes, für die Gesundheit des ganzen Menschen zu sorgen. Heute

haben wir Theologen und praktische Aerzte, und die praktischen Aerzte sind keine Priester mehr und die Theologen keine Aerzte. Die Mediziner lesen vielleicht noch die „Diätetik der Seele“ des trefflichen Feuchtersleben, bemühen sich aber in ihrer Praxis kaum mehr um die Ausbildung dieser Seite ihres hohen Berufes. Eine Menge medizinischer Handwerker, eine große Zahl ganz vortrefflicher Techniker, aber eine ganz kleine Zahl wirklicher Künstler, denen der alte Priesterberuf noch zum ärztlichen Berufe gehört, so sieht's da heute aus. Und das ist nur ein Gebiet; auf allen andern Gebieten menschlicher Bethätigung ist es damit nicht besser bestellt. Ueberall Trennung des Menschen in Leib und Seele und überall dann auch ebenso die Trennung der Berufe in dieser oder jener Richtung. Von hier aus gesehen, behält das Wort meines Lehrers, des trefflichen Anton Birlinger, recht: „Sie hoffen, daß es einmal besser wird? Lieber junger Freund, so lange die medizinischen und juristischen Hörsäle an den Universitäten überfüllt, die philosophischen aber leer sind, solange dieses Brodstudium Mode bleibt und des spätern Fortkommens halber Mode bleiben *muß*, so lange ist's mit dem Besserwerden nichts. Tüchtig, fast sicher in einem Berufe werden, um alsdann die hier erlangte Tüchtigkeit und Sicherheit dem *menschlichen* Berufe zuzuführen, das wäre etwas. Aber den Menschen hingeben, um Jurist, Doktor der Medizin, kurz ein Ettikettirter und Fachmann zu werden, das ist allemal nichts und wird allemal nichts.

Und doch — nur eine Stimme der Sehnsucht erklang mir da, der Sehnsucht, „daß es einmal besser werden möge.“ Und diese Stimme, noch schüchtern und verzagt, kam aus dem Innersten des Menschen, sie kam aus der gleichen Vorahnung einer kommenden, notwendigen Welt, die die Stimme Tolstoj's zu einer so mächtigen und starken machte, daß sie nunmehr schon auf der ganzen Erde vernommen wird und die Ohren der Zukunftslauscher erreicht. Eine ganz mächtige Resonanz findet diese Stimme Tolstoj's in dem Buche Schmitt's und darum ist mir dieses Buch so bedeutsam, denn es handelt von einem Menschen, der wieder einmal *lebt*, was er denkt und zwar in größtem Maßstabe lebt und denkt, und diese Einheit, die Tolstoj als ganz gewaltigen *Charakter* erscheinen läßt, ist eine so erhebende, so wohlthuende und stärkende Erscheinung in unserer zielschwankenden Zeit, daß es gewiß die Mühe lohnt, ihr eine gründliche Betrachtung zu widmen.

Wer aber die kulturelle Bedeutung Tolstoj's erkennen will, hat sich mit ihm über seinen Gottbegriff zu verständigen, und dazu soll Schmitt mir den Weg weisen. „Das Bewußtsein vom allumfassenden, unendlichen, universellen Leben unterscheidet den Menschen vom Tiere“, sagt Schnitt. „Der Mensch allein erfaßt daher universelle Gesetze, die ihm die Erkenntnis der sinnlichen Dinge erst ermöglichen; der Mensch allein hat eine Theorie. Der Mensch der alten Welt aber kann dies allumfassende universelle Leben nur als *äußerlichen* Gegenstand, sich selbst nur als endlich-sinnliches Ding im Kreise dieser Unendlichkeit erfassen. Die allumfassende Lebenseinheit findet ihre Darstellung in menschenähnlich, äußerlich an die Dinge herantretenden, dieselben äußerlich willkürlich regulirenden Personen, in Göttern oder in einem Gotte, der in solcher äußerlicher Machtbeziehung zu der Welt der Dinge stehend, die Gestalt eines himmlischen Potentaten und Gewaltherrschers, die *Gestalt eines Fürsten der Welt*, ganz nach dem Muster irdischer Herrscher annimmt.' Auch in Beziehung zu seinen Mitmenschen vermag, dieser Stufe der Erkenntnis gemäß, der Mensch sich nur in einem äußerlichen, entfremdenden Verhältnis zu fassen, im Verhältnis des im rohen Kampfe um's Dasein sich den andern gegenüber erhaltenden, klügeren, raffinierten Tieres. Die höhere Wahrheit der ursprünglichen Wesens- und Lebensgemeinschaft fehlte auch dem Menschen dieser Stufe nicht, doch konnte er, da er sie aus seinem Wesen unmöglich begreifen konnte, sie nur als das *äußerliche Gebot* des universellen, des göttlichen Wesens verstehen. Die große Wendung im menschlichen Selbstbewußtsein tritt ein, die Lösung des Problems der von Sokrates geforderten Selbsterkenntnis, wenn der Mensch erkennt, daß seine individuelle Geistes-

thätigkeit eine ureigene Thätigkeit nicht eines bloß endlich begrenzten Dinges irgend welcher Art, sondern eine ureigene Weise der Bethätigung des Alllebens in seiner Allheit, also selbst unendliche Regung und Bewegung, ureigener Himmelsstrahl ist, eins mit der allumfassenden göttlichen Bethätigung, mit dem Alllichte, mit dem Urquell, dem Vater. So hat schon in künstlerischer genialer Anschauung, ohne wissenschaftliche Ausführung dieses höchsten, welterlösenden Gedankens, sozusagen mit einem unteilbaren Lichtblicke Christus sein individuelles Leben in diesem universalen, das heißt göttlichen Wesen und Ursprung geschaut und sich selbst himmlischer Natur und als allbegreifendes „Licht der Welt“ und eins mit dem Urquell des Geisteslichtes, dem Vater. So zeigt ihn seine tiefste Offenbarung, das Johannisevangelium das „Gnostikerevangelium“. Und er hat kein Monopol aus dieser seiner beseligenden Allanschauung machen wollen, sondern darin das Brot des Himmels und den Trunk gesehen, der ins Leben führt und seinen Schülern gesagt, daß sie auch Götter und auch dieses Licht der Welt seien.“ Schmitt führt nun weiter aus, wie diese unzweifelhaft große und gewaltige Anschauung sich doch nur ganz wenig durchzusetzen vermochte. Die Welt war noch nicht reif. Man hielt an dem Götzendienst der Fürsten dieser Welt fest, warf sich vor Christus wie vor einem äußerlichen Herrn in den Staub; die antike Anschauung gewann die Oberhand und machte aus ihm ein Götzenbild, einen Gott ganz im alten Sinne, „nur noch entsetzlicher als Baal und Moloch“, einen grausamen Weltenrichter, „der im Stande ist, die Mehrzahl der armen schwachen Menschen zu ewigen Höllenqualen zu verdammen.“

Und nun die geschichtliche Folgerung, vorab einmal die Etablierung der westlichen und östlichen, der römischen und griechischen Kirche! Der Riß zwischen ihnen! Schmitt erklärt ihn und zeigt uns seine natürliche Ursache. Vater — Sohn — heiliger Geist — die Dreieinigkeit bildet hier, wie dort die Grundlage. Aber wie sie verstanden werden, wie sie zu einander in Beziehung stehen, das folgt hier wie dort aus der gesellschaftlichen Ordnung und der aus ihr hervorgegangenen Anschauung. Im Osten der Vater, der patriarchalisch erfaßte äußerliche Gewaltherrscher. Der innerliche Herrscher, Christus, der König der Seelen, der Hohepriester, findet Verkörperung in der Priesterschaft, die den Pakt eingeht mit dem Prinzip der alten Welt, der rohen, äußerlichen Gewalt, die sich dieser unterordnet, so daß im Cäsaropapismus der griechischen Kirche der „Cäsar“ alles und der „Papa“ fast nichts mehr bedeutet. Der unumschränkte Selbstherrscher verschlingt alle die Hoheit und Heiligkeit, „die in der Idee Christi vom Gottmenschen lag“; in „einem versteinerten Symbole“ wird diese Idee gewissermaßen zum kulturellen Tode verdammt. Die dritte Person, der heilige Geist, der von Christus verheißene Tröster, „das Symbol einer Zukunft, wo der Gottmensch in der Gemeinde wirklich lebendig werden soll“, ist in der ganzen christlichen Welt, wie Tolstoj richtig bemerkt, „stets nur als ein wesenloser Schatten gefaßt worden, wie denn diese Zukunft für die Bekenner des geschichtlichen Pseudo-Christentums nur eine sehr wesenlose Ahnung sein dürfte, deren geistesklares, lebendiges Erwachen eben die Auflösung der wiederspruchsvollen Uebergangsgestalt und ihrer ganzen halbbarbarischen Kultur bedeuten konnte. An diesen Schleier der Zukunft rührten nur die Ketzer zum Entsetzen der Gewalthaber und ihrer rechtgläubigen Priester.“ Nun gesellt sich Tolstoj zu ihnen; er tritt ein in die Reihe der Wiclef, Hus, Luther und Zwingli; Rußland bereitet sich zum Empfange seiner „Reformation“. Und diese Reformation übt bereits ihre Rückwirkungen aus: sie schüttelt die Geister wach in der ganzen Welt.

Ob der Geist der Wahrheit bloß vom Vater oder vom Vater und Sohne zugleich ausgehe — eine sonderbare Frage. Und doch, diese sonderbare Frage entfesselte den Streit und die Spaltung zwischen römischer und griechischer Kirche. Eine „scheinbar sinnlose Nichtigkeit“ riß die ganze christliche Welt in zwei Teile. „Aber an diese scheinbar sinnlosen Worte hat man sich beiderseits so krampfhaft angeklammert, weil

ihre Formeln Symbole des ganzen kulturellen Lebens und seiner Gegensätze sind, wie sie sich im Osten und im Westen der christlichen Welt darstellen."

„Während die griechische, die östliche Welt sich noch eng an die patriarchalische Weltanschauung des antiken Menschen anlehnt, und im himmlischen Symbole der Gewaltherrschaft, im Vater die unbedingte Hauptperson sieht, von der allein der Geist ausgeht, der die Gemeinde, die Kultur, die Welt durchdringen soll, der heilige göttliche Gemeingeist, der nur in dieser äußerlich erfaßten Gestalt der himmlischen Autokraten seinen Urquell finden soll, so forderte die westliche Welt die Gleichberechtigung des neuen, des zweiten, später in die Welt getretenen Prinzips, des Prinzips der Verinnerlichung, Vergeistigung, des Prinzips der geistigen, innerlichen Lenkung der Ordnung des Alls und der Menschheit mit diesem Prinzip naiv äußerlicher, in der Form äußerer Gewaltherrschaft sich darstellenden Prinzips der alten Welt. In der kulturellen Anwendung dieses Grundsatzes kann das daher nur den Sinn haben, daß die prinzipiell innerliche, die geistliche, die priesterliche Macht gleichen Rang und gleiche Macht zu beanspruchen hat in der Schaffung des Gemeingeistes, wie die wesentlich äußerliche, weltliche Macht des himmlischen oder des vom Himmel geweihten Gewaltherrn."

Bis hierher wollen wir mit Schmitt gehen. Der Ausblick ist eröffnet in die Grundursache des ungeheueren Ringens zwischen Staat und Kirche im Abendland. Eine jugendlich naive Gewaltanschauung (Kaiser-Königtum) ringt gegen die Gleichberechtigung der geistlichen Macht und diese gegen die Gleichberechtigung jener. Der Kern dieses geistlichen Machtbewußtseins ist das Selbstbewußtsein und Selbstbestimmungsrecht des Individuums, des Einzelnen; dieses poltert und pocht da herum, denn das ist die zweite Aussicht und mit ihr wird der Kampf der Reformatoren gegen das Papsttum notwendig.

In der ahnenden Anerkennung des „Sohnes", als Mitschöpfers des „Geistes" drängt die menschliche Individualität zu ihrem Rechte. Die Anerkennung des „filius" schließt eine Papstkirche und ein Papsttum prinzipiell aus. Berief sich die lateinische Kirche gegenüber der äußerlichen Gewaltherrschaft des östlichen Cäsaropapismus auf den „filius", so mußte sie gewärtig sein, daß das erwachte menschliche Bewußtsein einmal komme und sich auf den gleichen „filius" als Mitschöpfer des Geistes gegen das das Bewußtsein knechtende Papsttum berufe. Das Selbstpriestertum, das Gottmenschentum jedes Menschen, wie Luther es im ersten genialen Anlauf wieder proklamirte, strich die Papstkirche prinzipiell aus und zwar mit Berufung auf das gleiche Prinzip, mit dem diese Papstkirche ehedem dem ausschließlichen weltlichen Machthabertum entgegengetreten war.

Der Mensch als „Gottmensch" ist Mitschöpfer des Geistes, das heißt: wenn der Mensch nicht hilft, bleibt der „Geist" ungeboren im Allsein hängen und kommt nicht zur Wirkung. Die Kluft bleibt zwischen Ewigkeit und Zeit, Unendlichkeit und Erscheinung, „Gott" und Mensch und keine Brücke führt hinüber. Dort ein räthselhaftes Walten, hier keine Erkenntnis, dort ein wunderbares, unlösbares Etwas, hier ein staunender, erschrockener Mensch, der schließlich vor dem Anerkannten der Naturgewalten in die Kniee bricht und anbetet und opfert. Nur der Mensch, das „Denkwesen", vermag die Vermittlung zu bilden, der Mensch, der sich aufrafft und über das staunende Thier hinaus zur Flamme des Prometheus greift, zum Lichte, zur Fackel der Erkenntnis, nur der Mensch, der an der Geburt des Geistes sich beteiligt und ihn in sich selbst und durch die erlangte Vernunfterkenntnis in's Leben hinaus und zur Wirkung führt. Der Blitze schleudernde Jupiter ist für uns undenkbar, seitdem wir den Blitzableiter haben, und die menschliche Erkenntnis den feurigen Pfeilen des „Gottes" Ziel und Richtung zu weisen vermochte, so daß wir anthropomorphistisch sagen könnten: „Du lieber Zeus, wirf deine Blitze nur weiter; aber nicht deine göttliche Willkür wird das Ziel bestimmen, sondern wir werden sie genau dahin lenken, wohin wir wollen!"

Des Menschen Auge sieht heute im Kern genau das, was es vom Anfang sah; das Trio *eines* allumfassenden Lebens, den Menschen in diesem, aus ihm hervorgegangen und von ihm getragen, und diesen Menschen nun wieder dazu getrieben, jenes Allleben, in dem er selbst steht, aus dem er kam, mit seiner Erkenntnis zu durchdringen, und zu durchleuchten, die *vernünftige Geistigkeit* zu schaffen, jenes Allleben also, das in uns wirkt, durch die menschliche Erkenntnis zu seiner eigenen Anschauung und Erkenntnis zu führen. Der Mensch selber ist der Mittler, der filius und die von ihm geschaffene Erkenntnis und Vernunftanschauung stellt sich als der Tröster dar, den Christus den Menschen versprach.

Der Mensch als Mittler! Von dieser Mittellinie her und zu ihr hin müssen sich die Ausblicke von selbst klären. In dem Buche Schmitt's spielen nämlich Bezeichnungen, wie „rein, sinnlich — tierisch — roh sinnlich u. s. w. noch eine große Rolle, Ausdrücke, die, einem Extrem entnommen, einem andern Extrem reiner Geistigkeit u. s. w. entgegengesetzt werden; damit aber wird die Lebenseinheit, die er in seiner Erkenntnis erstrebt, stets wieder zerrissen und zu einer Lebenszweiheit, zu einem Zwiespalt des Lebens, zu einer Anlehnung an „Gott und Satan" hingeführt. Was aber hat der Aggregatszustand eines Stoffes an sich für einen Vorrang vor einem andern Aggregatzustande? Dampf, Wasser, Eis sind dasselbe, nur in andern Zuständen, und wir werden nicht sagen, das feste, formgebende Eis sei „rohsinnlich" im Gegensatz zum „rein geistigen" Dampf. Wohl aber werden wir sagen, daß in der Wirkung des Flüchtigen und Flüchtigsten auf Festes und Kompaktes und umgekehrt alle Bewegung, alles Leben besteht. Dort das Bestreben alles zu durchdringen und zu erfüllen, hier das Bestreben der „Trägheit", der „Schwere" des „Zusammenhaltens", des „Widerstandes".

Tolstoj's Lehre nun will eine „Erkenntnis durch die Einsicht der Vernunft", nicht aber ein Glaube an Bilder sein. Er sagt daher: „Sowie der Mensch zu vernünftigem Bewußtsein geboren ist, leuchtet ihm kraft dieses Bewußtseins ein, daß er seine Wohlfahrt erstrebe. Und indem dies vernünftige Bewußtsein geboren wird in seinem abgesonderten Sein, so scheint es ihm, daß dieses Streben nach Wohlsein auf dieses abgesonderte Sein bezogen ist. Aber dasselbe vernünftige Bewußtsein, demgemäß er sich selbst als abgesondertes Wesen erscheint, welches die eigene Wohlfahrt erstrebt, zeigt ihm, daß diese abgesonderte Existenz unvereinbar ist mit dem Streben nach Wohlfahrt und Leben, welches er mit demselben verbindet. Er sieht ein, daß dies abgesonderte Wesen weder das Wohlsein genießen, noch leben kann. Was also bildet das wahre Leben? fragt er sich selbst und er nimmt wahr, daß das wahre Leben weder in ihm selbst, noch in den Wesen, die ihn umgeben, sich befinde, sondern einzig in dem, was nach Wohlfahrt strebt. Und, nachdem er dies entdeckt, hört der Mensch auf, sein eigenes, abgesondertes und sterbliches körperliches Wesen als sein Selbst zu betrachten, sondern betrachtet als sein Selbst dasjenige Wesen, welches untrennbar von den andern, geistig und daher auch unsterblich sich ihm durch sein vernünftiges Selbstbewußtsein enthüllt. Dies ist die Geburt des neuen geistigen Wesens im Menschen . . . . das Streben nach der allgemeinen Wohlfahrt ist es, welches allem das Leben gibt, was existirt, und das ist es, was wir *Gott* nennen. So daß das Wesen, welches sich dem Menschen in seinem Bewußtsein offenbart, welches in ihm auflebt, welches allem, was existirt, das Leben gibt, — Gott ist."

Nun meint Schmitt, die christliche Lehre, wie sie Tolstoj darstellt, könne aber nicht den Sinn haben, daß das Ziel unseres Strebens das Wohlsein all der andern Menschen als eben solcher tierischer Individuen sei, als welche sie alle der in der alten heidnischen, oder was dasselbe ist, modern wissenschaftlichen Weltanschauung befangene Mensch selbst auffasse. Gewiß nicht! Allein die thierische, die leibliche Seite gehört zum Menschen; er kann sie nicht ausziehen, ohne daß er damit sofort die Fähigkeit verlöre, — Mittler zu sein, und eben *darum* und gerade *weil* er als

Mittler dasteht in der Natur, gehört auch die Sorge für die leibliche Wohlfahrt mit zu dieser allgemeinen Wohlfahrt. Es ist nicht so, wie Schmitt meint, daß die Förderung der materiellen, sinnlichen Existenz der andern Wesen höchstens als Mittel in Betracht kommen könne für das eigentliche Ziel, sondern sie muß unbedingt und unweigerlich in Betracht gezogen werden, denn nur kümmerlich blüht der Baum und kümmerliche Früchte trägt er, dem man die notwendige Nahrung vorenthält und der hungernde Mensch wird es gar bald aufstecken, „Mensch" zu sein.

Wenn Tolstoj dann aber trotzdem hervorhebt, daß das Prinzip des Gemeinwohles eigentlich ein höchst bedenkliches Prinzip sei, weil alle solche Moral, die die Folgen in der Außenwelt und den Nutzen abwägt, notwendig dahin führen müsse, schlechte Mittel zur Herbeiführung guter Zwecke zu gestatten, weil der große Nutzen für die Allgemeinheit doch den kleineren Schaden, der den Einzelnen treffe, weit aufzuwiegen scheine, und daß auf Grund dieses Prinzips des Wohles der größeren Gemeinschaft Kaiphas die Verurteilung das Christus durchgesetzt habe; wenn Tolstoj dies betont, so hat er damit vollkommen recht. Denn eine Warnungstafel ist es, die den einseitigen Mißverstand dieses Wortes vom Gemeinwohl verhüten soll, indem sie uns anzeigt und daran erinnert, daß auch die reinste Absicht nicht sicher ist vor falscher Auslegung und einer erbärmlichen Ausbeutung durch die Niedertracht, daß eben auch hier ein Gemeinwohl nicht identisch ist mit dem Wohl einer machthabenden Majorität, sondern Gemeinwohl nur besteht und bestehen kann in dem Wohle Aller, also auch dem Wohle der Minorität, also auch dem Wohle des Einzelnen. Nur dort, wo diese Harmonie des Einzelnen mit der Gesammtheit besteht, oder immer wieder gesucht wird, kann von einem Gemeinwohle die Rede sein, und nirgendwo anders. Darum ist es aber auch notwendig, daß der Einzelne zu Wort, Sprache und Bewußtsein gelange, damit er sagen kann, was ihm fehlt. Und gerade darum ist es ebenso notwendig, die Menschen allmählig dieser ängstlichen Sorge um das „Niedere", dieser ausschließlichen Furcht um ihre rein vegetative Existenz zu entziehen, damit ihr Blick, den eben dieses „Niedere" heute noch so furchtbar im Banne hält, frei werde für das „Höhere", und dieses Höhere ist eben das Leben, das allumfassende Leben, das Tolstoj Gott nennt, das nach seiner Wohlfahrt in Allen und in jedem Einzelnen Strebende und Suchende.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Sonntagslied.

Seele, meine müde Seele,
Angstbeladne, werde still.
Spähe wie die Taube Noah,
Ob das Wasser weichen will.

Ob der Oelbaum wieder grün wird,
Ob der Friedensbogen strahlt,
Ob sich wieder Gottes Himmel
Tröstlich in den Wassern malt.

Ach, solange Sterne schimmern
Und ein Veilchen schüchtern zagt,
Kannst du dir das Leben zimmern,
Das getrost ein Morgen wagt.

Beeh i. P.

Ob du tausend Sonnenstrahlen
Oder einen einzigen hast,
Ei, so ist der volle Himmel
Immer doch bei dir zu Gast.

Doch du mußt die Menschen lassen.
Sieh sie nicht. Geh deinen Weg.
Geh, wenns möglich, nicht durch Gassen,
Geh am Waldessaum den Steg.

Fühle dich ein Mensch der Erde,
Der der Stunde Zweck verleiht.
Und du baust dir ohne Kirche
Deinen Winkel Ewigkeit.

Gustav Schüler.

Ein rother Schwarzer.*)

Von G. Christaller.

Die Sonne sank schon hinter die hohen Berge. In's gluterfüllte kleine Wiesenthal strömten kühlere Lüfte von den waldigen Höhen herab, zur Freude der Bauern, die gewaltig bei der Heuernte schwitzten. Unermüdlich hatten sie gegabelt, gerecht, gehäuft und luden nun die Heuwagen hoch und höher.

Nah dem Bach arbeitete ein junges Ehepaar. Die Frau hielt inne und spähte unter der vorgehaltenen Hand in die Ferne, dorthin, wo die weiße Landstraße bei einer Biegung des Thals sich verlor.

„Weib, schaff!" mahnte gelassen die Stimme des Ehemanns. Man merkte es ihm an, dem rothen Heiner, daß er von seiner Frau Gehorsam gewöhnt war.

Sogleich machte die Frau sich wieder an die Arbeit, nicht ohne dann und wann ein klein wenig nach jener Richtung umzuschauen.

„Jetzt aber kommet se!"

Eine Staubwolke erhob sich in der Ferne, dahinter gleich eine zweite.

„Witt helfa zieha?" spottete gutmütig der Bauer, „Sonnawirts Gäul werdet scho alloin fertig."

Als die nun langsamer fahrenden Wagen nahe waren, da und dort von den neugierig näher gekommenen Bauern achtungsvoll begrüßt, hörten auch Heiner und seine Frau einen Augenblick auf zu arbeiten, um den Einzug des jungen Pfarrers Oskar Moser zu betrachten der im ersten zweisitzigen Wagen sammt seiner Schwester neben dem dicken Sonnenwirth eingezwängt saß. Ihm gegenüber, auf einem nicht vorhandenen Rücksitz, drückte sich gar noch der Schullehrer, in keineswegs beneidenswerthem Gedränge zwischen dem neuen Vorgesetzten und den flatternden Zügeln.

„Der muaß aber fromm sein!" meinte die Heiners-Ev bewundernd, „fast wie der Heiland sieht er aus."

„Jo, mager gnuag ischt er," lachte der Heiner. „Wart no: in 6 oder 7 Jährle, wann er hie abgrast hot und auf die nächst Weid zieht, — was er no für Fett angesetzt hot."

„Und sein' Frau! so a netts jungs Dingele!"

„Papp, des ischt doch koi Frau, des ischt jo fascht a Kind, kaum konfirmirt; wird schätzwohl sei Schwester sei'!"

Der Wagen hatte sie jetzt erreicht. Der Pfarrer grüßte sehr leutselig und die Ev knickste lebhaft, während der Heiner ruhig stolz den Strohhut zog, wie vor einem Gleichen; war er doch kein dummer Bauer wie die andern, sondern weit gereist; auch ein Pionier der Kultur, wie der Pfarrer, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, er, der Sozialdemokrat dieses abgelegenen Hinterwalddorfes.

Im zweiten Wagen, einem gewöhnlichen Leiterwagen, standen dichtgedrängt, an die Seiten angelehnt, die Gemeinderäthe, in langschössigen, dunkelblauen Röcken, uralte, stattliche in Ehren ergraute und ergrünte Zylinder auf den Köpfen.

Die Wagen fuhren weiter. Eine Wendung des Thals und der Straße — und der Pfarrer hatte plötzlich ganz nahe den Schauplatz seines künftigen Wirkens vor sich.

Ein mittelalterlich romantischer Anblick!

Ins Thal herein schiebt sich, die seitlichen Höhenzüge auseinanderdrängend, ein mäßig abfallender Bergrücken, rundum durch eine alte Mauer befestigt, auf welcher die ärmlichen Häuschen des Dorfs Markrode ruhen. In Gartenterassen, einstigen Befestigungswerken, steigt der Berg aufwärts, bis zum stattlichen Schloß Markrode, das hinten von einer riesigen unzerstörbar dicken Mauer überragt wird, einem Zeugen frühen Mittelalters.

---

*) Eingangskapitel eines demnächst im Oktober erscheinenden Romanes „Prostitution des Geistes." (Vergleiche das Inserat in dieser Nummer.)

Unterhalb der Dorfmauer, wo im Thal ein halbes Dutzend neuere stattliche Bürgerhäuser stehen, ein paar Mühlen, ein paar Wirthshäuser und das Rathaus, machten die Wagen Halt. Man stieg ab, allen voran der Schullehrer, der mit erhobenem Arm den versammelten Schulkindern entgegenstürzte, um den Begrüßungschoral zu dirigieren. Bei den Schülern befand sich auch der Unterlehrer, ein stutzerhafter rosiger junger Mann mit goldener Brille, der dem neuen Vorgesetzten eine ungeheuer devote Verbeugung machte. Hinter der Schuljugend aber, den Berg hinauf, stand und hockte ein Publikum, über das der Pfarrer erschrack.

„Welch ein Gesindel!" sagte er leise zu seiner Schwester. Verbundene Köpfe und Hälse, krumme Rücken, lahme Beine in Menge. Sonst aber sahen die Leute nicht schlecht genährt aus.

Der Gesang war jetzt zu Ende und Alles wandte sich erwartungsvoll dem Schultheißen zu, einem sehr stattlichen, fast riesigen Mann. Schon vorher hatte dieser eine gewaltige Unruhe gezeigt, jetzt aber zitterte und bebte er. Er sollte eine Rede halten und hatte den Anfang völlig vergessen.. Der dicke Sonnenwirth lächelte höhnisch und blickte triumphierend zu den Gemeinderäten, als wollte er sagen: Da, den habt ihr mir bei der Schultheißenwahl vorgezogen, ihr Esel! jetzt habt ihr die Schand; freßt nur eure Suppe aus! Von den Gemeinderäthen grinsten nur wenige, die meisten wußten die Schwulität ihres Oberhauptes lebhaft zu würdigen. Endlich auf einen flehenden Blick des Ortsgewaltigen erbarmte sich der Schullehrer, dem die zweite Rede übertragen war; er übernahm den ehrenvollen Vortritt und sprach einige hübsche warme ehrliche Worte der Begrüßung. Der Schultheiß wischte sich den Angstschweiß ab und fand glücklich in seiner Hosentasche die Rede, welche ihm irgend ein Schreiber der Nachbarschaft für einen kleinen Obolus angefertigt hatte. Als aber der Lehrer fertig war, da wiederholte sich die vorige Szene, das Zittern und Beben des Hünen. Schon wollte auch der Pfarrer sich seiner erbarmen und begann mit klarer Stimme, die bis zu den Heuwiesen drang: „Meine lieben Markrodener . . ." als der Schultheiß mit dem Muth der Verzweiflung dazwischen fuhr, — denn gar nicht zu reden, wäre eine zu große Schande gewesen.

„Verehrter Herr Pfarrer!" unterbrach er ihn, „nachdem Ihnen durch allerhöchste . . . Entschließung vom . . . vom . . ." (um das hochwichtige Datum ja nicht zu fälschen, guckte er in den Hut, in welchem sein Zettel lag,) „. . . vom 1. Juni d. J. . . ." (er las: „de J") „die Pfarrei Markrode allergnädigst übertragen worden ist, . . . begrüße . . . begrüße ich Sie hiemit . . . und . . . hiemit im Namen der bürgerlichen Kollegien. Möge Ihnen . . der bürgerlichen Kollegien und der ganzen Gemeinde. Möge . . . und ich wünsche Ihnen . . . und daß es dem Herrn Pfarrer recht gnat bei uns gfallt."

Das Letzte war in der Verzweiflung extemporirt. Die Rede war zwar noch nicht zu Ende, wie man aus dem andauernden Zittern und Schwitzen des Redners ersah, dem Pfarrer aber schien es genug des grausamen Spiels; er bot dem Braven die Hand:

„Ich dank' Ihnen, lieber Herr Schultheiß, für die freundlichen Worte, die mich sehr gefreut haben, weil ich ihnen anspüre, daß Ihr Wunsch aus einem treuen ehrlichen Herzen kommt . . ."

„Ja, Herr Pfarrer!" bestätigte der Schultheiß treuherzig mit Nachdruck, in lebhaftem Dankgefühl. Er hatte seine Haltung wiedergewonnen und strahlte wie ein Sieger, der den Lorbeer empfängt. Seine starken breiten Hände drückten die kleine des Pfarrers allzusehr.

„Ich danke zugleich auch den Herren Gemeinderäten, die trotz den reichlichen Geschäften der Jahreszeit sichs nicht verdrießen liessen, mich schon am fernen Bahnhof zu empfangen. Und ich danke besonders dem Herrn Lehrern und auch euch Schulkindern für die schöne Probe eures Könnens, mit der ich erfreut worden bin. Nun ich will heute nicht viel Worte machen und nicht Versprechungen geben, nicht Hoff-

nungen äußern, deren Erfüllung den künftigen Tagen vorbehalten ist. Nur eins will ich sagen: wir wollen gegenseitig uns mit gutem Vertrauen entgegenkommen und mit Aufrichtigkeit . . ." (hier ging ein Schatten über sein Gesicht) „mit all der Aufrichtigkeit, die nur möglich ist in dieser schlimmen wahrheitsfeindlichen Welt". (Das klang wie ein Seufzer.) „Ihr kennt ja das Wort der Bibel: Dem Aufrichtigen läßt Gott es gelingen. So laßt uns aufrichtig sein, damit es uns mit Gottes Hilfe gelinge."

Er sprach unvorbereitet; gewisse Nebengedanken hatten ihn etwas verwirrt und die Rede war ihm ins Peinliche geraten. Immer wieder dies Wort „aufrichtig", das ihm ganz bitter im Munde wurde. So hatte er hastig Schluß gemacht, einen Schluß, dessen banale Pastoralität ihm widerwärtig war. Er kämpfte den Ekel nieder und sprach lächelnd zum Abschied noch ein paar freundliche Worte mit den Männern besonders mit dem Sonnenwirth, dem reichsten und mächtigsten Mann des Dorfs, der auf sein stattliches dem Rathaus gegenüberliegendes Anwesen zeigte und den Pfarrer zu fleißigem Besuch desselben einlud, nicht ohne den früheren Pfarrer lebhaft herauszustreichen, der ein fleißiger Gast und trefflicher Gesellschafter gewesen sei. Mit dem Sonnenwirth ging auch der unverheiratete Lehrgehilfe zum Abendessen weg, nachdem er wieder seinen eigenthümlichen, tiefen, energischen Bückling gemacht hatte, der an das Zusammenschnappen eines Taschenmessers erinnerte.

Der freundliche Oberlehrer bot sich den Pfarrleuten als Wegweiser an und führte sie, nicht links auf der Fahrstraße, welche dicht an der Mauer hin aufwärts führt, sondern auf der sogenannten Kirchenstaffel empor, welche rechts an der Mauer angebaut ist und diese zwischen Kirche und Pfarrhaus durchschneidet.

Im Pfarrhaus oben stand schon vergnügt grinsend die rothhaarige Mariann bereit, ein Schulkind der obersten Klasse, das der Sonnenwirth dem Pfarrer unterwegs zur Beihilfe im Haushalt empfohlen hatte; sie war nämlich aus einer armen kinderreichen Familie, deren Unterstützung für die Gemeindekasse sehr erleichtert wurde, wenn auf diese Weise ein kleiner Nebenverdienst ins Haus kam. Das kleine Ding schien recht aufgeweckt, in dem sommersprossigen Mausgesichtchen funkelten ein paar pfiffige bewegliche Aeuglein. Ein bischen schmutzig schien sie auch zu sein, trotz des sabbatlichen Gewandes; — na, man nimmt halt, was es gibt.

Das Haus gefiel recht gut; besonders Aennchen, des langen Zwanges müde, entlud sich in lauten Ausrufen des Entzückens über Alles. Das Wohnzimmer bot eine Ueberraschung: da war der vorausgesandte Hausrath schon aufgestellt und fast Alles fix und fertig, selbst Blumen prangten in fremden Vasen.

„Ei, was für ein liebenswürdiger Mensch hat das gethan?"

Der Schullehrer stand so strahlend daneben, daß man seine Antwort nicht abzuwarten brauchte.

„Sie? Das war schön von Ihnen. Danke! Wissen Sie, was mich heute von all' dem Neuen am meisten gefreut hat? das ist Ihr liebes Gesicht." Er drückte ihm die Hand. „Auf gutes Einvernehmen! Na, das brauchen wir nicht erst zu wünschen und zu hoffen, das steht schon fest. Aber eins drauf trinken wollen wir; wir haben auch Hunger, gelt Aennchen? und Sie bleiben gleich bei uns! — Doch, doch!" bestimmte er, da der Lehrer bescheiden ablehnen wollte. „Da Sie nun einmal als vertrauenswürdiger Mann durchschaut sind, müssen Sie's auch tragen, daß ich gleich die nöthigsten Informationen aus Ihnen herausquetsche, die man in neuer Umgebung nie früh genug haben kann."

Bald schob die Mariann stolz mit ihrem ersten Auftrag als Pfarrmagd ab, um in der „Sonne" das Nöthige zu holen. Aennchen lief glücklich nochmals alle Räume ab, in denen sie fortan als Hausherrin gebieten sollte, und die zwei Männer besprachen sich über allerlei Amts- und Dorfangelegenheiten. Vor Allem über die Spitalgesellschaft da unten; ob denn die Gemeinde so arm und heruntergekommen sei? Die Tüchtigen waren ja allerdings auf den Wiesen beschäftigt, aber dennoch, so viel — der Pfarrer verschluckte das Wort „Gesindel".

Nun ja, arm sei die Gemeinde schon, sagte der Lehrer, das meiste Land gehöre der Gutsherrschaft, und Pachtgüter seien eben nicht wie eigene. Aber so schlimm, wie es scheine, sei die Armuth doch nicht. Er lächelte mit Hintergedanken. Der vorige Pfarrer, ein reicher Mann, habe die Leute verwöhnt! es sei ganz gut, wenn das jetzt anders werde.

Es klopfte, und herein kam mit dem horchenden Gang eines beinahe Blinden ein schlechtgekleidetes, sonderbares Mannsbild, klein und krumm vor Alter, mit spärlichen weißen Haaren, beständig zugekniffenen Augen und sehr zerfurchtem, unzufriedenem Gesicht. Dumm war er sichtlich nicht. Er sprach sehr hastig und abgehackt leidenschaftlich.

„Sie erlauben, Herr Pfarrer . . ., mein Name ist Storr, ja, . . . Friedrich Storr. Sie werden . .

„Ah Storr, der mir das Gedicht geschickt hat?"

„Jawohl, ja, Herr Pfarrer, . . . der bin ich." Er strahlte und horchte mit ganzer Kraft und aufgerissenen Augen nach Lob oder Portemonaiklang oder beidem.

Moser war enttäuscht. Er hatte hinter dem Gedicht, das er gleich nach seiner Ernennung vor ein paar Wochen erhalten hatte und das für ein Bauerndorf erstaunlich gut war, einen ehrenfesten Bürger als Verfasser gedacht, nicht diesen herabgekommenen Bettler. Beinahe mit Erröthen dachte er an die artigen Worte, die er damals geantwortet hatte.

„So, das sind Sie? Ich war überrascht, in einem kleinen Dorf solche Gewandtheit im Ausdruck zu finden. Sie müssen recht schöne Gaben haben, die Ihnen doch einen guten Platz in der Welt hätten verschaffen müssen?"

„O Herr Pfarrer, . . ich hab halt viel Unglück gehabt im Leben, . . . ja viel Unglück . . . und jetzt bin ich alt, . . . gesund schon, . . . aber ich seh' halt nimmer recht, und von der kleinen Pension als quieszirter Nachtwächter kann ich halt nicht leben. 122 Mark! das wird der Herr Pfarrer selber sagen. Und als Orgeltreter hab ich noch 30 Mark, . . . aber davon kann ich nicht leben. Und is ist auch sonst recht viel Armuth hier . . ., ja, . . . und da möcht ich Ihnen die Armen hier recht ans Herz legen, weil Sie jetzt unser Seelsorger sind."

Moser wechselte mit dem Lehrer einen Blick; „aha!" und sagte dann: „Ja, ja, lieber Storr, es wird mir natürlich immer ein Vergnügen sein, wenn ich für Sie oder sonst jemand etwas thun kann. Nur scheint es mir, daß Sie vielleicht in einem kleinen Irrthum sind." Storr zuckte und horchte auf. „Sie sagen Seelsorger und meinen Leibsorger. Das Erste ist richtiger. Das Geistliche ist mein Gebiet. Wer sich da arm fühlt, der soll zu mir kommen; wer nach Erkenntnis strebt, nach Veredlung seines Gemüths, für den bin ich da. Wer unter einer Last innerlich leidet, im Gewissen oder wie es sei, dem will ich zur Freiheit helfen. Ich wünsche recht viel solche Leute hier zu finden, mehr als man leider gewöhnlich in der Welt findet. Aber wenn euer Leib krank ist, müßt ihr zum Arzt gehen, das versteh' ich nicht. Und wenn ihr Geld braucht, so müßt ihr euch eurer Gutsherrschaft anbieten oder einem Fabrikanten und solchen Leuten, ich kann da leider nichts thun. Im übrigen werde ich als Mitvorsitzender der Armenbehörde für alles, was nöthig ist, sorgen; denn ich weiß wohl, daß Mancher, der gern was Rechtes arbeiten möchte, nichts findet, weil unsere sozialen Ordnungen leider gottsträflich schlecht sind. Die großen Herren haben eben zu wenig Zeit übrig neben ihren Menschenmordübungen und Länderräubereien."

Donnerwetter! dachte Storr, der ist nicht übel! Vorher hatte der Alte bereits betrübt den Kopf hängen lassen, bei den letzten Worten aber erhob er ihn freudiggrinsend, während der Lehrer ein erschrockenes Gesicht machte. Storr war ja selbst ein Virtuos des Schimpfens über Gott und alle Welt und freute sich des vornehmen Kollegen, von dem sich recht gut verwendbare neue Brocken aufschnappen ließen.

„Im Uebrigen, lieber Storr, genug für heute; es ist mein erster Tag hier. Haben sich ein bischen sehr beeilt!" setzte er lächelnd hinzu. „Na, ich begreife ja."

„Das war recht," sagte der Schullehrer, als Storr fort war, „daß Sie gleich deutsch gesprochen haben. Es geht ihm gar nicht so schlecht. Was er gesagt hat, ist ja alles wahr; aber wieviel er sonst Einkommen hat, das weiß nur Gott und vielleicht das Postamt. Er ist ein ganz virtuoser Bettler, besitzt zum Beispiel einen Gothaischen Kalender und brandschatzt mit Bettelgedichten alle möglichen Herrschaften."

„Nicht schlecht!" lachte der Pfarrer.

„Sie werden noch manchen Bettelbrief zur Begutachtung erhalten; aber nicht alle üben diese Vorsicht."

„Was ist's denn mit dem Unglück, das er gehabt haben will?"

Etwas zögernd kam die Antwort: „Er war in seiner Jugend Lehrer, aber nur ganz kurz. Er soll — Sachen gemacht haben, durch die er seinen Dienst verlor."

„So, so. Schade um die schöne Begabung. Ja, so Sachen gehören auch zu deren, die unsre Hochweisen nicht zu behandeln verstehen. Und was gehört nicht dazu?"

Man ging heute zeitig zu Bett. Aennchen voll Glück und Ergebenheit gegen Gott und ihren Bruder, dem sie es verdankte, so jung schon eine Herrin zu sein und selbstständig im Hause walten zu können. Sie gelobte auch Gott alles Gute in ihrem Nachtgebetchen und bat ihn, ihre heimliche Hoffnung hier zu erfüllen, daß sie gewürdigt würde, ihren ungläubigen Bruder zur Frömmigkeit zurückzuführen, zu ihrem und ihres tiefbekümmerten Vaters Christenglauben.

Oskar Moser aber saß in seinem Zimmer am Fenster, ohne Licht, die Arme auf die Brüstung gestemmt und schaute hinaus. Dunkle, hohe, kaum erkennbare Wältermassen rechts und links, die sich vorn einander zu nähern schienen, und oben ein kleines Stück bedeckten sternlosen Himmels. Im Dorfe unten — das obere konnte er nicht sehen — die meisten Fenster dunkel, nur in den Wirthshäusern noch Licht.

Da liegen sie nach des Tages Last und Hitze im totengleichen Schlaf, diese kleinen, wenig entthierten Geister. Was thu' nur ich bei ihnen, durch Welten von ihnen getrennt! Griechisch verständen sie ebensogut als mich. Und ich, wie soll ich sie verstehen?

Welch' eine tolle erzdumme Welt! Verrückte und Hausdampfe können auf deinen Thronen sitzen, und wie mancher kluge und gerechte Mann mag hinterm Ladentisch stehen, an der Waage: hier was für zehn Pfennige und dort was für fünfe. Protzen messen das Gold mit Scheffeln und ersäufen in Sekt ihr bischen Geist und Menschenwürde, während erlesenen Geistern die Sorge ums Brot ihre besten Offenbarungen verkümmert. Kein Mensch an seinem Platz! Wer was Rechtes zu sagen hätte, predigt tauben Ohren. Dann kommt ihr mit Hungers Macht und prostituirt ihn nach eurem Willen. Mich auch! mich auch! ihr Hunde!! . . . Schäm ich mich? Nein, ich schimpfe, ich fluche euch! . . . Nein, so hoch ehr' ich euch nicht. Ich verachte dich, niederträchtige dumme Welt. Schlage mich durch, wie ich kann, durch dies sinnlos schale Dasein. Auf meinem dunklen krummen Weg. Keinen Stern am Himmel, nicht einen. Keinen Zweck und kein Ziel.

Neugeboren.

Ein maienfrisches Volk wir brauchen,
Im vollen Trieb und Blüthenstand,
Das bringt, wenn Sommergluthen hauchen,
Die reife Frucht dem Vaterland.

Ein Frühlingswunder in dem Wolken
Der deutschen Mannesseele wohnt,
So treffen sich des Ackers Schollen
Und Himmelsglanz am Horizont.

Laß welkes Laub, du Eiche, fahren
Und schmerzende Erinnerung!
Die Deutschen Oesterreichs Dulder waren,
Sie blühen wieder maienjung!

Berlin. Kar Pröll.

Ueber die Heine-Frage.

Von **Karl Bleibtreu.** (Berlin.)

Da wir in nichts mit unsrer Meinung hinterm Berge halten wollen, so sei hier das Bekenntniß abgelegt, daß wir von allem über das literarische Judenthum Gesagten einzig Heine ausnehmen und uns in keiner Hinsicht der antisemitischen Heine-Verunglimpfung anschließen. Man begreift, warum das Judenthum in diesem Punkte besondere Empfindlichkeit zeigt, denn Heine ist thatsächlich die einzige geniale Erscheinung, die seit den Tage des Aegypters Moses dies auserwählte Volk jemals hervorbrachte. Denn selbst Lassalle und Marx, wie wir sie heut überschauen, haben zwar einer welthistorischen Bewegung Propaganda gemacht, aber keineswegs den Anstoß gegeben, wie die produktiven Arier St. Simon und Fourière, und ihre „Größe" beruht auf rabbinerhaften Spitzfindigkeiten und äußerlichen Blendern. Heine aber einen „Bordelldichter" schimpfen, zeugt von grober Unwissenheit und naivem Ungeschmack, abgesehen davon, daß sogenannte moralische Maßstäbe nicht zur Kunstbeurtheilung ausreichen und für des Dichters Persönlichkeit das Wort des Theologen Hagenbach gilt: Wenn wir geniale Geister beurtheilen, müssen wir beobachten, ob unser Verständniß auch genüge, und ob sie bei all ihrem Fühlen nicht in den erhabensten Tugenden uns überlegen seien. Sobald wir diesen Standpunkt festhalten, stimmt ja allerdings Dühring's scheinbar so sinnlose These, daß man große Dichter nach ihrem Charakter, besonders ihrer Wahrheitsliebe beurtheilen müsse; dann aber wird sogar Heine mit Ehren bestehen können, der trotz vieler häßlichen Züge im Ganzen doch nur gegen die „zahlungsfähige Moral" des Philisteriums gefrevelt und sonst manches Edlere, sogar Heldenmuth im Leiden bethätigt hat. Uebrigens benahm sich bei seinen Lebzeiten das Judenthum wenig anständig gegen seinen heutigen Nationalheros und das Gemeinste, was je über ihn geschrieben wurde, stammt vom Pariser Mitjuden Weill. Auch nährte Heine, ähnlich wie Lassalle und Marx, eine innerliche Animosität gegen seine Rasse, und nur vollkommene Verleumdung kann die Thatsache vertuschen, daß ihn, ähnlich wie den wirklich „patriotischen" Lassalle, warme Liebe für deutsches Wesen erfüllte. Daß sein ehrliches Bestreben, ein guter Deutscher zu sein, sich dabei nicht mit den damaligen elenden politisch-sozialen Zuständen einverstanden erklärte, mögen sogenannte Konservative ihm zu ewigem Verbrechen anrechnen. Wir Unbefangenen aber verkennen nicht, daß sein zorniger Spott auf den „deutschen Michel" nur dem wirklich Faulen und Morschen galt. Zu Ehrenrettung und Mohrenwäsche Heine's haben wir weder Zeit noch Lust. Aber daß er deutsch fühlte und dichtete, liegt so klar zu Tage, daß Dühring's unbestechliche Wahrheitsliebe sich zu der Behauptung verstieg, Heine müsse irgendwoher germanisches Blut in den Adern gehabt haben. Daß sein Behagen an witziger Schweinerei, sein Witzeln à tout prix den Juden verriethen, bedeutet nicht viel, da sein Zynismus nie seicht und frivol wirkt wie der echtjüdische. Auch seine Reminiszenzen an die Romantiker, die man ihm als bloße Kopirung auslegen will, gingen über natürliche Anregung nicht hinaus, zumal seine Dichterkraft unvergleichlich höher stand, als die seiner lyrischen Vorgänger und Mitbewerber. Am Ende hat ja Goethe, welchen und das Volkslied Heine zur Basis nahm, selber den Volkston adoptirt und nachgeahmt. Wohl aber sei eingeräumt, daß selbst diesem einzigbedeutenden Judengeist das äußerste und reinste Merkzeichen des Genies abging: selbstschöpferische Originalität. Was als specifisch Heine'sch gilt, das bunte Durcheinander von Scherz und Ernst, entnahm er einfach Byrons „Don Juan" und das Byronische suchte er überhaupt sich anzupassen, den Trieb seiner Rasse zur Aneignung und Ausbeutung also nicht verleugnend. Bis wohin jüdischer Größenwahn sich übrigens versteigt, bewies uns die Entrüstung gewisser Juden über einen sonst ganz panegyrischen Heine-Aufsatz des Theologen Hernack, weil dieser — offenbar von Bleibtreu'schen Auslassungen beeinflußt — ehrlich gestand, daß Heine, der genialste Jude, neben dem Germanen Byron doch nur ein Knirps sei. Ja gewiß, geradeso wie der gefeierte Spinoza nur ein rabbinerhafter Abguß des großen Urbilds Giordano Bruno. Auch Heine's Formen, die er in Vers und

Prosa mit einer allerdings undeutschen Leichtigkeit beherrschte und so aller jüdischen Schmöcke feuilletonistischer Stammvater wurde, entbehren im Grunde jener Originalität, die man ihm zuerkannte. Sein gefällig hin und her springender Prosastil hat in Sterne und Thümmel sein empfindsam-ironisches Vorbild. Was ihn also als Lyriker und Prosaisten so ungewöhnlich erhebt, hat mit formaler Künstelei, wie sie den Juden zu Gebote steht, blutwenig zu thun. Nein, es ist ganz allein sein Gedankenreichthum gewesen, was auch seinem Gefühlsleben Fülle und Schwung, eine dem jüdischen Naturell fremde tiefe Leidenschaft (nicht zu verwechseln mit hysterischer Leidenschaftlichkeit) verlieh. Daß heißt: das Deutsche in ihm hat diesen Juden zu einem so echten und in gewissem beschränkten Sinne großen Dichter gemacht, daß nur einseitige Verblendung eines Treitschke und Dühring hier bloß „Mache" wittert. Daß aber selbst eine so außerordentliche Dichterkraft, an reinpoetischem Gehalt vielleicht die feinste unter den Neueren, immer nur in lyrischer Stimmung stecken blieb und jeder Gestaltungsgabe entbehrte, gerade dies ist ein Beweis, wie unendlich tief die jüdische Rasse unter der arischen steht: die stärkste ideale Begabung, die das Judenthum je erzeugen konnte, nimmt sich neben den arischen Dramatikern und Epikern schwächlich und verkrüppelt aus. Was aber dieses unverkennbaren Juden Größe ausmacht, das ist — wir wiederholen es — sein spezifisch Deutsches, sein kühner idealistischer Seelenflug. Nur hierin beruht seine Verwandtschaft mit Goethe.

Wie bezeichnend, daß englischen Goethebewunderern, wie Carlyle, absolut nichts von „objektiver" Realistik und sauberer Kleinkunst in Goethe auffällt, sondern nur der gedankliche Wurf, das eminent Subjektive — nicht die Fülle der Gesichte, die sich in ihrer heimischen Literatur viel reicher aufdrängt, sondern der Ideen. Das deutsche „gebildete" Philisterthum aber hat aus Goethe nur das Gift gesogen, seine schlechtere und nichts weniger als vorbildliche Seite — zwei Seelen wohnten, ach! in seiner Brust — dem vulgären Bedürfniß des Allzumenschlichen angepaßt. Wie man ästhetisch aus Goethe herauslas, was er weder konnte, noch wollte, so hat man seinen Lebenswandel als Ideal aufgestellt, weil er sich praktisch duckte und den Kampf gegen die Welt als störend für egoistischen Selbstgenuß verwarf. Seine Aussprüche wettern heroisch gegen unschädliche Kleingeisterei des Spießbürgerthums, sein eigenes Verhalten aber schmeichelte dem viel gefährlicheren Philisterthum der „höheren" Gesellschaft Seien wir doch ehrlich! Hätte sich Goethe als Exzellenz-Staatsminister nicht dem Würdebegriff des vornehmen und sonstigen Pöbels nähergerückt, dürften wir lange auf seine Vergötterung warten! Aber nicht wer dem öden Schein des konventionellen Milieu schmeichelt, ist Realist, er entspricht vielmehr Goethe's Definition des Philisters „von Furcht und Hoffnung angefüllt." Sondern, wer das wahre Sein der Realität sucht, wie jeder geniale Mensch, der allein ist Realist und deshalb jeder Geniale revolutionär. Des Alltags „Sorge" hauchte Faust-Goethen an, eines seiner Augen wenigstens erblindete: Dies trübe blinde Auge ist deutscher Philister Sonne und Wonne. Doch das andre Auge blieb sonnenhaft, voll „dämonischer Magie" und strahlt uns vor durch die Jahrhunderte. Sein äußerlicher Künstekult, sein angebliches Heidenthum, seine sentimentale Sinnlichkeit, worauf alle Lumpenhunde ihre Emanzipation des Fleisches gründen — das verwestе als sein sterblich Theil. Aber der Geist-Mensch, der universal angelegte Großdeutsche, er bleibt ewig, Faustens unsterblich Theil.

Seien wir aber darüber klar, daß diese reflektive Idealität, unser deutsches Erbtheil, auch im Juden Heine so kräftig lebte, daß seine kosmopolitische (übrigens damals echtdeutsche) Fremdthümelei zuletzt in fast bornirte Abneigung gegen das geliebte Ausland und zumal die vergötterten Franzosen sich umwandelte, weil er das Vermissen unserer nationalen Eigenthümlichkeit nicht ertragen konnte. Maßlose Geringschätzung besonders der modernen französischen Litteratur, die sonst allem jüdischen Litteratenthum als Ideal vorschwebt, trug er als einzigen Gewinn seiner Pariser Matratzengruft davon, in der er nach „Deutschland, du meine ferne Liebe" stöhnte und das herrlichste nationale Auferstehungslied „Deutschland ist noch ein kleines Kind, doch die Sonne ist seine Amme" aus innerstem Herzen sang. Statt des albernen Gebelfers chauvinistischer Bratenbarden über

Heine's Vaterlandslosigkeit, könnte man vielleicht umgekehrt gerade in Heine's Unfähigkeit, andere Völker zu würdigen, etwas Undeutsches erkennen!

Wir verweilten so lange bei Heine zu bestimmtem Zweck. Die Heine-Hetze halten wir nämlich für einen groben taktischen Fehler, da die Juden sich vor allen Unparteilichen nur mit ihm herausreden können, wenn man ihnen Unfähigkeit zu höherem geistigen Schaffen vorwirft. Heine darf als Beweis gelten, das Genialität einerseits in ihrem Ewig-Menschlichen nationale Schranken überspringt, andererseits nationale Besonderheit typisch ausprägt; denn thatsächlich ist er zwar in Vielem ein typischer Jude, als Dichter aber ein typischer Deutscher gewesen, mit geringer Begabung für äußerlich realistische Gestaltung, aber voll Ideenfülle und Gefühlstiefe. Man thut der antisemitischen Sache also einen schlechten Dienst, ganz abgesehen von der pöbelhaften Ungerechtigkeit, wenn man diesen im Kern unjüdischen Poeten schlechtweg als Judentyp auffaßt; denn wir gehen so weit, zu behaupten, daß die Juden selber innerlich gar kein Verständniß für ihr angebliches Idol besitzen, nur seine Witzelei und gelegentliche Schweinerei sowie die formale Eleganz an ihm bewundern. Nie vergeß' ich, wie einst ein Jude mir leuchtenden Auges den göttlichen Sänger pries und als Beleg zitirte — was glaubt man wohl? das berüchtigte Schweinegedicht „In einem P — pott kam er geschwommen"! Nur Anfälle hysterischer Heuchelei im „Buch der Lieder" finden ein gerührtes Echo im Busen schöngeistiger Semitinnen, dagegen das Echte, hinreißend Frische, herzerquikend Natürliche, verinnerlicht Gemüthliche und manchmal sogar Gewaltige in Heine's Gedankenlyrik spricht nicht umsonst zu arischen Gemüthern.

Mit der heut regierenden Juden-Moderne aber hat Heine nicht das Mindeste zu schaffen, er würde sie mit blutigem Spott verfolgen und ihre Nichtigkeit aufdecken, er, der das Nibelungenlied und sogar den „verrückten" Grabbe so urdeutsch begriff. Das siegreiche litterarische Judenthum des Salonrealismus dürfte Heine ebensowenig unnützlich im Munde führen wie Goethe. Was macht denn die spielerischen Verirrungen des Olympiers, die marmorschönen Antikisirungen, Allegorieen, glatten Schönredereien, all diesen schulmeisterlichen Abfall vom germanischen Lebensernst seiner Jugendepoche unter Shakespeare's Einfluß, die nur im „Faust" I. Theil die unzerstörbare Urkraft seiner Grundlage einheitlich bewahrte, uns immer noch lieb und werth? Was erhebt uns über den kauderwelschen Wust von Abgeschmacktheit, Geziertheit, Geheimnißthuerei, wo Jeder bis zum Bedienten herab auf gleichen gewählten Sprach-Stelzen wandelt, in „Wilhelm Meister" und den „Wahlverwandschaften," welche — sagen wir es geradezu! — für heutige Anforderung dilettantischen Arbeiten ein Hauptschreihals der Berliner Moderne für Vorbilder realistischer Darstellung ausgab und logischerweise dann auch Heyse als großen Realisten feierte? Diese grünen Jungen bringen das Unglaublichste fertig, um Goethe für sich mit Beschlag zu belegen. Doch das Goethe und wirklich Goetheische, das auch verfehltere Schöpfungen verklärt, kam unsrer Moderne ja völlig abhanden: die weite Ideenperspektive. Bis nicht wieder der Sturm und Drang erwacht, aus dem einst Goethes Prometheusfragment geboren, wird deutsche Dichtung gefesselt bleiben durch litterarisches Hebräer-Schmockthum.

Denksprüche.

Von Moscherosch.

Kommt Dir in's Haus ein fremder Gast,
Gib's ihm so gut, als Du es hast;
So er ein Ehrenmann von Blut,
Nimmt er mit Ruh' und Brod für gut!
Doch so ein Unflat er geboren,
So wär' auch Käs' und Brot verloren.

Nur aus der Welt,
Wer nicht hat Geld!
Denn sonder Geld
Schafft man nichts in der Welt,
Und ob dir schon ein' Dirn' gefällt,
So schweig' nur still, hast du kein Geld.

Abenteuer im Epirus.

Von Ottokar Stauf v. d. March.

(Schluß.*)

Ihr kehrt vor fremden Thüren fleißig auf,
Indeß vor Euren steigt der Mist zu Hauf,
Der Wahehe wird gründlich „kultivirt"
Indeß Eu'r Volk alltäglich mehr verthiert,
Und während Ihr in fremden Zonen Land
Und Gold erwerbt, geht fiebernd Hand in Hand
Daheim die Armuth mit der Noth einher
Und wächst von Stund' zu Stunde immer mehr!
Was schweift Ihr also in die Fern' hinaus,
Wenn Arbeit rings in Massen liegt zu Haus? —
O Heuchler, die Ihr seid! Euch kümmert nichts
Verbreitung des gepries'nen Sonnenlichts:
Zivilisation, Kultur — Ihr wollt
Alleinzig Gold, nur Gold und aber: Gold
Und Land und Sklaven, die geduldig bau'n
Für Eure Trägheit jene fetten Au'n!

So that's Europas Christenmensch von je!
Schlag' die Geschichte auf und miß die See
Von Blut und Thränen, welche Christenmacht,
Dereinstens über blühende Lande bracht',
Und wie vor Zeiten der verruchte Trug
Des Montezuma Reich in Trümmer schlug,
Mit dreister, unerhörter Barbarei
Des Inca heilig' Land in Wüstenei
Verwandelt und des menschlichen Geschlechts
Lehrherrn: den Hindu jedes Menschenrechts
Beraubt — gleichwie voralters die Kultur
Des Christenthums in Gier nach Mammon nur
Und Ländersucht bestand, so ist's auch heut!
Geändert haben d'ran nicht einen Deut
Die rollenden Jahrhunderte. Wir ziehn
Nach Algier, Madagascar, Suakin,
Massauah, China, Kuba und Transvaal
Aus Gier nach Gold und Macht wie dazumal
Und rühmen uns zivilisatorischer Macht,
Wenn nur recht viele Menschen umgebracht,
Einmal durch Alkohol und Opium,
Ein andermal durch Lyddit und Dum-Dum,
Dann krächzt der feile, feige Zeitungswicht
Sein froschmolluskenhaftes Lobgedicht
Auf die Kultur aus vollem Hals hinaus
Und schreit das Mörderheer als Helden aus
Und jubelt wie besessen weit und breit:
Fürwahr! Wir stehen auf der Höh' der Zeit!

Ja! auf der Höh' der Zeit, wenn dieser Drang
Nach Macht und Mammon, dieser Ueberschwang
An Herzensroheit, Frechheitshaß und Neid,
Der uns zum Popanz macht der Menschlichkeit,
Erhaben ist, was nimmerdar ein Mann,
Der ehrlich denkt und handelt, glauben kann.
Allorts, in Ost und West, in Süd und Nord
Harrt unser Feindschaft, späht nach uns der Mord:
Es sind ja die „Barbaren" eingedenk,
Daß immer nur ein Danaergeschenk
Der „Christen" Gabe war und ihr Gewerb
Des freien Volkes gründlicher Verderb!
Der Pest gleich, fliehen unsere Kultur
Die freigebornen Kinder der Natur,
Sie sehn die edlen Frucht, die sie trägt,
Das falsche Gold, das haufenweis' sie prägt,
Und wissen, daß der Honig, den der Welt
Ihr bietet, ein verzehrend' Gift enthält,
Daß die gepriesene Humanität
In Wahrheit lediglich: Brutalität,
Die umsomehr der Achtung Euch beraubt
Weil Ihr allein zivilisirt Euch glaubt!

O kommen wird der Tag, da Euch ans Ohr
Wie Donner schlagen wird der Rachechor,
Die süße Hoffnung deß', der da besiegt
Und röchelnd unter Euren Rossen liegt,
Um sich der Stammgenossen blutige Schaar,
Die auf des Vaterlandes Weihaltar
Für ihres Volkes Freiheit fiel — er sieht
Der Fremden Frevel, hört ihr Siegeslied,
Und wie es still mit ihm zu Ende geht,
Klingt brünstig aus sein lallend' Sterbgebet
In die verworren-laute Finsternis
Im Vers: Exoriare aliquis
Ultor ex nostris ossibus, — daß doch
Aus unseren Gebeinen einst annoch
Ein Rächer uns ersteh'! — Das wilde Wort
Reißt seine fliehende Seele mit sich fort — —
Fahr' wohl, Getreuer, der du saukst im Strauß,
Im höchsten, herrlichsten für Herd und Haus
,Gen Despotie und Frevelmuth — dein Fleh'n
Wird nicht verhallen in die Lüfte Weh'n
Mit diamantnem Griffel schreibt den Fluch
Der Cherub der Gerechtigkeit ins Buch
Des flammenden Zornes und der blutigen Schuld,
Und ist erschöpft des Himmels Strafgeduld,
Dann wird erfüllt, was Du im Tod erfleht:
Ein Rächer dir und deinem Volk ersteht,
Der Unterdrücker, der es einst besiegt

*) Vgl. S. 430, 466 und 515.

Und eingejocht, todwund am Boden liegt . . .
Sieh' hin! das Volk von Peru, Mexico
Ward von den Mammonspfaffen Pizarro
Und Cortez einst zertreten — nirgendwo
Hat schändlicher ein Sieger und ein Christ
Gehaust als der Hispanier zur Frist,
Aus Goldgier drang er in die Gräber ein,
Entriß den Mumien das Schmuckgestein
Und wühlte in vergangener Alter Staub,
Begierig stets nach neuem Leichenraub —
Da hat des Unterdrückten Mund gewiß
Gefleht! Exoriare aliquis . . .
Und sieh! der Ahnen wilder Frevelmuth
Er ward gesühnt in ihrer Enkel Blut;
Wo ist Hispaniens Uebermacht, für die
Zur Rüste ging dereinst die Sonne nie?!
Ein Bettler ist das Reich, elender noch
Als Peru je gewesen unter'm Joch.
Und wie Hispanien der Rache Strahl
Getroffen, also traf er auch zumal
Carthago, Rom, Byzanz, Napoleon
Und warf sie niederwärts vom Weltenthron,
Zu rächen die verruchte Felonie
Die an der Menschheit ihre Despotie
Beging, und kommen wird der hehre Tag,
Wo auch Britannien erzittern mag.

Vier Wunden trägt die Menschheit, wie vordem
Des Zimmermannes Sohn von Bethlehem,
Als ihn der orthodoxe Pfaffenmob
Laut jauchzend auf dem Galgenholz erhob;
Vier Wunden, tief und klaffend allzumal
Schlug Englands Soldknecht mit dem Räuberstahl
Dem Leib des Weltmessias: Menschlichkeit —:
Das arme Irland nennt die Eine sich,
Egypten, Indien die andern beid'
Die größte aber, gleich dem Lanzenstich
Des Römers in des Menschensohnes Herz,
Die jeder Edle fühlt als eignen Schmerz,
Das ist 'gen jenes Heldenvolk der Krieg,
In welchem Uebermacht erfocht den Sieg —:
Das Burenvolk, ohn' Heim nun und ohn' Haus,
Mit dem des Erdballs Helden sterben aus.
Doch kommen wird der Tag, wo niedersteigt
Vom Kreuz und ihre blutigen Male zeigt
Die Menschlichkeit, dann, England wahre dich!
Schwach ist der Heerschild, den der Börserich
Zum Schutze vorhält, sei er auch von Gold
Und Diamant, sein Banner hat entrollt
Der Weltmessias und die Stunde schlug,
Wo du gezüchtigt wirst für deinen Trug
Und deine Niedertracht und wo dein Thron
In Trümmer krachend bricht, o Albion —
Ha! welche in Tag! fürwahr die Menschheit mag
Ihn feiern als den größten Feiertag:
Es weckt dein unbeweinter Untergang
Der Auferstehungsglocken Siegesklang.

Und wie es England einst ergeht, wird auch
Ergehn es Jedem, der nach britt'schem Brauch
Die fremden Völker baß zivilisirt
(Ich sagte besser wahrlich: füsilirt)
Dann wacht die Rache auf! und die „Kultur"
Die Krupp und Mauser als Entfettungskur
Der üppigen Menschheit sich erspekulirt,
(Sie haben d'ran auch trefflich profitirt!)
Die wir dermal getragen froh hinaus,
Sie kehrt nun wiederum in unser Haus
Zurück und zahlt uns heim mit Zinseszins,
Was uns're Gier verbrochen frevlen Sinn's
An fremder Hab und Leib, um unser Gut
Zu mehren durch das Gold, d'ran Schweiß und Blut
Der Fremden klebt — weh! wenn vom Sehnenstrang
Des Aufruhrs Brandpfeil schwirrt mit schrillem Klang!
Der Feuerfunke ist ein flinker Wicht,
Schnellfüßiger war selbst der Pelide nicht —
Und Ihr, Ihr habt nicht nur im Orient
Das Volk versklavt, nein! auch im Occident!
Und dieser Sklav', der lang in Rache brennt,
Erbarmen weniger denn sein Bruder kennt!

Nur einen Funken braucht's in's Pulverfaß
Und donnernd bricht in Flammen aus der Haß
Der Sklaven, dort der farbigen und hier
Der weißen und ein einzig Kampfrevier
Ist diese Erde und der Schluß ein Meer
Von Leichen, Blut und Trümmern ringsumher,
Die reichen Fluren ohne Gras und Halm,
Und statt der stolzen Städte: Schutt und Qualm
Und Elend allerorten, Hunger, Pest,
In Süd und Norden, wie in Ost und West —
Ha! seht doch, Ihr Herolde der Kultur
Von ihrem Siegeszug die hehre Spur,
Und Ihr, die Ihr euch Jünger Jesu heißt
Seht doch der Nächstenliebe milden Geist!
Das Christenthum und die Kultur, von der
Mit vollem Mund Ihr predigt, sind sie mehr
Als Masken, Flitter, um ein Volk bequem
Zu bringen um der Freiheit Diadem?!

O großer Gott! wie lang, wie lange noch
Soll auf uns lasten dieses schwere Joch?
Wann wirst du müd', zu hören, wie entweiht
Dein Name wird von der Dreifaltigkeit:
Pfaff, Börsenmensch und Fürst, wann wirst dein Strahl
Die blutige Fabelungestalt zu Thal?
O sieh' uns, Starker, wie wir brünstig knie'n,

Zu dir die Hände flehend strecken hin:
O wend' das Loos zum Guten oder Bösen,
Gib Freiheit oder Tod, nur woll' erlösen
Vom Uebel uns, das wuchernd in der Welt
Ein Uebel zeugt um's And're, wie im Feld
Ein Busch Flachsseide immer weiter greift,
Bis daß nicht Weizen mehr, nur Unkraut reift.
O reiß' den Heuchlern ab den Maskenstaat,
Und reute ihre üppige Frevelsaat
Mit Stumpf und Stiel aus, räche die Kultur
An dem Gesindel, das nach Mammon nur
Erpicht ist unter diesem Feldgeschrei,
Und mache Jesu heil'ge Lehre frei
Vom Joch der herschbegierigen Klerisei,
Zeig' dich als Gott des Zornes wiederum
Und schlag' in Trümmer all das Lotterthum,
Das zur Beschönigung der Niedertracht
Dich zum Patron der wilden Gräuel macht.

Auf meiner Stirn das zornige Roth der Scham
Für dieses Kain-Jahrhundert, also nahm
Ich Abschied rings mit wehmutsvollem Gruß — —
Mein Abenteuer dies im Epirus.

Der Verfall der deutschen Schaubühne.

Von **Roland Hammer.** (Wien.)

III.*)

Wir wären nun bei den materiellen, den realen Ursachen des Verfalls angelangt. Hören wir vor Allem, was ein Fachmann darüber sagt. (M. B. Lontzky, Direktor der Budapester Orpheum-Gesellschaft, in seiner Flugschrift „Unsere Bühnen". Selbstverlag 1885.) „Das heutige Wien", meint er, „zählt eine Million Einwohner, vor 40 Jahren (1845) nicht die Hälfte, und doch waren damals die Theater, selbst in den heißesten Sommermonaten nicht geschlossen, ja sehr häufig war auf den Zetteln zu lesen: ‚Logen und Sperrsitze sind vergriffen' — wie muß der Fremde jetzt erstaunen, wenn er im Sommer nach Wien kommt und nur ein Theater geöffnet findet: das Fürsttheater im Prater." Gewissermaßen als Entschuldigung hiefür sagt man: ‚die Theaterlust hat abgenommen'. „Dem ist aber nicht so, es kann sogar das Gegentheil behauptet werden. Das deutsche Volk in Oesterreich liebt das Theater noch weit mehr (als früher), aber es ist ihm versagt, seinem Vergnügen nachzugehen." Und warum? „Man vergißt", antwortet der Verfasser, „daß der besitzende Theil weitaus kleiner ist, als der verdienende und dieser so abnorme Preise, wie sie festgesetzt sind, nicht bezahlen kann." Da hätten wir also einen und jedenfalls den hervorragendsten Grund —: die Theaterpreise sind viel zu hoch.

Vergleichen wir nun einmal die Preise für schauspielerische Darbietungen in verschiedenen Zeiten. Ich sehe dabei von jenen des altgriechischen Theaters natürlich ganz ab, wo eine Karte für 3 Spieltage 1 ganze Drachme, d. i. etwa 78 Pfennige (!!!) kostete, welcher Betrag für bedürftige Bürger der athenischen Republik übrigens aus der Staatskasse (!) bezahlt wurde. Derlei ist in einem modernen Staate wenn auch nicht just unmöglich, so doch undurchführbar, denn der moderne Staat braucht Alles eher, als die Kunst, ausgenommen vielleicht die bildende Kunst, weil sie sinnfällig wirkt und zur Verherrlichung der um den Staat oder eigentlich die Dynastie verdienten Persönlichkeiten geeignet ist. Mir liegt ein Theaterzettel aus dem Jahre 1786 vor, nach welchem 1 ganze Loge 8 fl. rheinisch (etwa

*) Vgl. S. 452 u. 506.

9 Mark), ein Parquettsitz 1 fl. rheinisch (ca 1 Mark), ein Platz im Parterre 9 Batzen (36 kr.) und auf der Gallerie 6 Batzen (24 kr.) kostete. Mein Gewährsmann veröffentlicht nun einen Tarif aus dem Jahre 1839 (der seinerzeit im Josefstädter Theater im Gebrauch war), wonach sich die Loge auf 6 fl. Konventionsmünze (ca. 12 Mk.), der Sperrsitz auf 40 kr., der Eintritt ins Parterre auf 30 kr. und in die Gallerie auf 20 kr. stellen. Gegenwärtig aber zahlt man für eine Loge durchschnittlich 10 fl., für einen Parquettsitz 3 fl., für einen Platz im Parterre 50 kr. und auf der Gallerie beinahe ebensoviel. Also um fast ein Drittel erscheinen alle Preise gesteigert! Freilich gegen die Zeit von 1872, wo der Taumelloch der „Gründer" so üppig ins Kraut schoß, ist der gegenwärtige Tarif — im Jargon der Auslagefenster geredet: ‚staunend-selten-billig!' (dazumal kostete z. B. eine Loge nicht weniger als 18 fl.!) — doch in jenen Tagen florirte trotz der enormen Preise das Theater, das Geld lag ja sozusagen auf der Gasse und man brauchte sich darnach nur zu bücken. Heute ist es damit wesentlich anders und wenn auch die Theaterpreise bei weitem nicht mehr so hoch sind als zur Schwindelzeit — für die Gegenwart sind sie noch viel zu hoch!

Gewiß bedingen die Zeitverhältnisse höhere Preise, als z. B. in den 40er Jahren oder gar gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts, aber es ist durchaus nicht nöthig, die vernünftige Grenze zu überschreiten. Das hängt — abgesehen von den hohen Gagen, worauf ich noch zurückkommen werde — mit der unglückseligen Sucht, mit dem Streben zusammen, allsogleich so viel als immer nur möglich herauszuschlagen, mit jener Sucht, worunter auch der Bücherverkauf so sehr leidet. Der Verleger, der heutzutage ein Werk übernimmt, stellt den Preis desselben so hoch, daß die Aussicht, es verkaufen zu können, von vornherein gering ist. Der Verleger will eben nichts riskiren, alle Ausgaben sollen im Handumdrehen wieder eingebracht werden und ein hübscher Profit noch dazu. Ebenso gehen die Theaterlenker vor.

Und ebensowenig wie man Bücher kauft, werden auch die Theater in zufriedenstellender Weise besucht. Man darf es auch gar nicht verlangen. Die besten Theaterbesucher stellt erfahrungsgemäß der Mittelstand, und wie ein vernünftiges Staatswesen auf die Bauern sich stützt, so muß das Theater seinen Schwerpunkt in der Mittelklasse suchen. Die Theaterlust der sogenannten „besseren Stände" ist vergleichsweise gering und hat vielfach andere Beweggründe. Wie kann aber der Subalternbeamte, der kleine Bürger, der Geschäftsmann mit seiner Familie ins Theater gehen, wenn das Vergnügen einiger Stunden fast den vierten Theil des monatlichen Einkommens für sich beansprucht! Nehmen wir an, die Familie besteht aus 4 Köpfen und begnügt sich mit Sitzen der IV. Gallerie in der 1. Reihe, also mit Plätzen, die gewiß nicht im mindesten die Bezeichnung anspruchsvoll verdienen. Den Platz zu 1 fl. 25 kr. gerechnet, stellt sich das Vergnügen eines Abends auf 5 fl., wozu noch die unumgänglichen Auslagen, wie z. B. Garderobe, Tramway u. Ae. angerechnet werden müssen, von der Vormerkgebühr ganz abgesehen. Bei wöchentlich einmaligem Besuch des Theaters beläuft sich die Ausgabe auf 260 fl. im Jahre, d. i. mehr als ein Fünftel des angesetzten Monatseinkommens (1200 fl.) — wer wird aber unter den obwaltenden Umständen (Steuern, Miethzins, übermäßig-hohe Lebensmittelpreise 2c.) den Muth haben, ein Fünftel seines Einkommens dem Theater zu widmen?! Wer darf dies ohne Gewissensbisse thun?!

Um diesem Mißstande abzuhelfen, hat der alte Hexenmeister Laube Nachmittagsvorstellungen zu ermäßigten Preisen eingeführt. Der Besuch derselben lieferte den schlagendsten Beweis dafür, daß die Theaterlust durchaus nicht im Abnehmen sei, denn „jede Vorstellung war ausverkauft und das Erträgnis derselben betrug im Spieljahre 1877/78 nachweisbar 40.000 fl." Angesichts dieses Umstandes beeilten sich die anderen Bühnen, Gleiches zu thun — ganz gewiß nicht zum Schaden der Kasse. Der Andrang des Publikums zu den Vorstellungen mit ermäßigten Preisen ist ein Zeichen dafür, daß man die Gelegenheit, ins Theater zu gehen, mit Leiden-

schaft ergreift, wofern die Preise für dieses Vergnügen auch nur einigermaßen annehmbar sind. Mir ist es schon mehr als einmal begegnet, daß ich zu Nachmittagsvorstellungen trotz rechtzeitiger Vorsorge keine Karten erhalten konnte. Und eine Umfrage in meinem Bekanntenkreise belehrte mich, daß es Anderen nicht besser gegangen ist. Darum: die Preise herabgesetzt und man wird über leere Häuser kaum jemals zu klagen haben, wofern die Leitung nur halbwegs gut ist. Die Nachmittagsvorstellungen zu ermäßigten Preisen, so wie sie praktizirt werden: gewissermaßen als Lückenbüßer, damit es nicht heiße, man thue nichts für die Plebs, sie haben mehr Mängel als Vorzüge aufzuweisen, man spielt (wenigstens war dies bei uns eine geraume Zeit hindurch thatsächlich der Fall) die Stücke in aller Eile herunter, äußerlich wie innerlich ohne jede Natürlichkeit, ohne Leben. Werden nun die Preise für alle Vorstellungen in gleicher Weise so niedrig als möglich bestimmt, so fällt selbstverständlich die Schranke zwischen den beiden Arten der Vorstellungen und Schauspieler, wie Regie, werden sich bemüßigt sehen, die Nachmittagsvorstellungen genau so gut herauszubringen, als die Abendvorstellungen, was auf den Besuch jedenfalls nur vortheilhaft wirken kann. Es wird dann auch nicht vorkommen, daß Schauspieler von Ruf — das erzählt man von Girardi — sich geradezu weigern, in Nachmittagsvorstellungen mitzuwirken.

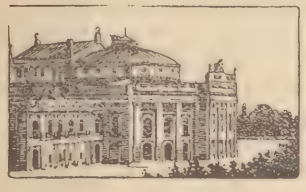
Also aber- und abermals Regulirung der Preise, auf daß die Kunst Allgemeingut werde! — Was aber thut man? Man erhöht die Preise! Die Hofräthe, welche die Aufgabe haben, das Burgtheater völlig auf den Hund zu bringen, dekretiren die Erhöhung der Eintrittspreise. Und der Herr Direktor Schlenther ist damit vollkommen zufrieden! Wie das schon in Oesterreich gang und gäbe ist, trifft diese Steigerung des Zolls für geistige Unterhaltung vor Allem und verhältnißmäßig ausgiebig Plätze niederer Kategorie, also gerade jenes Publikum, das zum Theaterbesuch anerkanntermaßen weitaus das stärkste und treueste Kontingent stellt. Um aber den „Schnitt" so vollkommen und ausgiebig als immer nur möglich zu gestalten, hat man — geistreich wie die Verwaltungsleute in Oesterreich schon von jeher gewesen sind — nach Petersburger Muster (der äußere Minister Graf Goluchowski dürfte daraus „herzliche Beziehungen" zu Rußland konstatiren) eine allerdings nicht „gebührenfreie" Vormerkung auf Grund von Postanweisungen eingeführt, welche Vormerkung indeß — da zeigt sich so recht deutlich die diplomatische Findigkeit! — nicht für die angekündigte Vorstellung, sondern für den Tag, so daß bei etwaiger Abänderung (welche natürlich „thunlichst hinangehalten wird", wenigstens auf dem Papier!) keinerlei Ersatzansprüche erhoben werden können.

Wenn ein Privattheater sein Publikum unter die Presse legt, um so viel als möglich herauszuschinden, so wird man dies zwar unanständig, aber in Hinsicht auf die etwa in Aussicht stehenden sieben mageren Kühe begreiflich finden, wenn hingegen ein k. k. Hofburgtheater, das eine jährliche Subvention aus der Privatkasse des Kaisers im Betrage von rund 400.000 Kronen bezieht, seine Einnahmen auf eine so schmutzige und in ihren Konsequenzen alberne Weise zu steigern sucht, dann muß man sich von der Wirthschaft in der Verwaltung eine ganz merkwürdige Vorstellung machen.

Ist schon die Festsetzung von zweierlei Preisen — bei Erstaufführungen und Gastspielen berühmter Darsteller höher als bei gewöhnlichen Spielabenden — eine Dummheit von nicht geringer Qualität gewesen (zu verdanken ist sie Schlenther's Regiment), die in keiner Hinsicht die Einnahmen steigerte, so hat die erwähnte Erhöhung der Preise so ziemlich das Gegentheil von dem, was man hiemit beabsichtigte, zu Wege gebracht. Es gibt jetzt, so behauptet Rudolf Lothar in seinem Buche, „Das Wiener Burgtheater", Tages-Einnahmen von 300—400 fl. (!!) und die im Voranschlage mit 1400—1500 fl. eingestellten Durchschnitts-Einnahmen sind auf 1000 fl. gesunken!

Angesichts dessen ist man fast versucht zu glauben, daß die administrative Leitung des Burgtheaters vorsätzlich Alles aufwendet, um das Burgtheater in den Grund zu bohren. Der größte Feind, der erbittertste Gegner könnte nicht planvoller zu Werke gehen, als die Herren Wetschl und Schlenther es thun, oder sollte es doch bloß leidige — sagen wir: Kurzsichtigkeit sein?!

(Weitere Artikel folgen.)



Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofoper. Fr. Förster-Lauterer als Sulamith in Goldmark's „Die Königin von Saba" zu hören, war der Mühe werth, die man beim Kassaschalter hat, um eine Karte zu bekommen. Der Mangel der Mittelstimme, deutsch: „mezzavoce" — er wurde einstimmig festgestellt — fällt ja hier gar nicht ins Gewicht und so entfaltete sich denn die Kunst der von Hamburg übernommenen Künstlerin in wahrhaft entzückender Weise. Ich werde wohl noch Gelegenheit finden, an einer anderen Stelle auf diese schätzenswerthe Akquisition des Näheren zurückzukommen. Neben Fr. Förster zeichnete sich Demuth und Schrödter besonders aus. Als Mignon täuschte die erwähnte Künstlerin die gehegten Erwartungen, wenigstens in den ersten zwei Akten, erst im dritten kam die süße, innige Art ihrer Auffassung zur Geltung und mit ihr verbreitete sich der Goethe'sche Zauber, welcher diese Gestalt umschwebt. Hrn. Schrödter's Stimme funkelte und blitzte in schönstem Feuer.

P.

Burgtheater. Daß Herr Schlenther das ihm in einer sehr unvorsichtigen Stunde anvertraute Burgtheater so ziel- und planlos als immer nur möglich „leitet", ohne Einsicht, Umsicht und Rücksicht, von der Ueberlegung ganz zu schweigen — beweist die Aufführung von Frl M. E. delle Grazie's Stück „Der Schatten". Dieses Drama gehört zu jenen Werken, deren Held, wenn nicht ausschließlich, so doch zumal der Gedanke ist, d. h. die sich im Banne des Gedankens, der Idee κατ' ἐξοχήν bewegen und mit dem Drama zumeist den Namen, genauer: die Form gemeinsam haben. Gelegentlich der vorbereiteten Charakteristik von delle Grazie's hochbedeutsamem, dichterischen Schaffen wird sich Gelegenheit bieten, auf dieses jüngste Werk der genialen Frau näher einzugehen — hier muß der Leser mit einigen kurzen, mehr die Aufführung selbst betreffenden Bemerkungen vorlieb nehmen. „Der Schatten" ist trotz einzelner dramatischer Szenen von packender Wirkung — für die dramatische Begabung der Dichterin spricht deren gewaltiges, im Deutschen Volkstheater aufgeführtes Stück „Schlagende Wetter"*) ein lyrisch-episches Werk. Ich erinnere mich nicht, im Laufe der letzten Jahre eine so formschöne, von hohen Gedanken gesättigte Dichtung gelesen zu haben. Solch' ein Werk bedarf nun der liebevollen Vertiefung, der Muße, wenn es so recht wirken soll. Hiezu ist aber das Theater des Herrn Schlenther nicht der richtige Ort, vor Allem wehren dem die Dimensionen des Hauses. Anerkanntermaßen akustisch schlecht gebaut, läßt es intime Wirkungen nicht, oder wenn, so doch nur in verstümmelter Form aufkommen. Und just „Der Schatten" hat die Fähigkeit, intim zu wirken, kann er diese Wirkung nicht ausüben, so geht der Hauptreiz der Dichtung verloren. Ein Theater für intime Wirkungen — ja das fehlt uns. Ein weiterer Grund, daß das Stück keinen solchen Erfolg hatte, wie es ihn verdiente, liegt in der systematisch betriebenen Verderbung des Theaterpublikums überhaupt und der Burgtheaterbesucher im Besonderen. Vor einer Hörerschaar aufgeführt, die Dichterwerke zu genießen versteht, müßte delle Grazie's Werk außerordentlich wirken. Wenn dies im Burgtheater nicht der Fall war — wenigstens nicht so, wie z. B. bei einem Schönthan-Kadelburg'schen Schmarrn — so ist Herr Schlenther hiefür verantwortlich. Die Darstellung bemühte sich redlich um das Stück, zumal Kainz und Heine. Ersterer (Ernst Werner) hielt sich so frei von Mannertheit, wie dies bei ihm nur selten der Fall ist. In den Schlußszenen des dritten Aufzuges, dem Umschlag des ganzen Stückes, wirkte er mit geradezu hin-

*) Besprechung im 1. Hefte, Seite 19.

reißender Gewalt. Uebrigens sind diese Auftritte schon von Natur aus äußerst wirksam. Herr Heine als Schatten entledigte sich seiner keineswegs leichten Aufgabe in anerkennenswerther Weise. Nach Frl. delle Grazie's poetischer Glanzleistung kam — Blumenthal mit einem seiner „Lustspiele" zu Wort! Wenn Einer über die unglaubliche Stillosigkeit und Jammerfältigkeit — so in der Direktion des Burgtheaters herrscht, sich lustig machen wollte — er könnte es selbst nicht hohnvoller erfinden: nach Grazie's künstlerischer That — — Blumenthal's dilettantischen Quark: „Fee Caprice!" Ja dilettantisch! Vordem hat Blumenthal wenigstens einigermaßen Witz gezeigt, nun aber, nun scheint ihm sogar das eine Grämchen abhanden gekommen zu sein. Hr. Schlenther hat es aber — so scheint's — nicht gefunden. Ein Stück wie „Fee Caprice" auf dem Burgtheater aufzuführen, bedeutet eine geistige Bankerotterklärung — nichts mehr und nichts weniger! — In „König Ottokar's Glück und Ende" spielte Hr. Schmidt vom Deutschen Landestheater in Prag seine 3. Antrittsrolle. Hr. Schmidt, Hunne von Gestalt, kräftig, doch nicht grobgebaut, verkörperte Ottokar vorzüglich, in Haltung und Geberde ebensowohl wie in der Sprache Wir haben in ihm wieder einmal einen echten, rechten „Helden", kein pathetisches Heulweib, wie es manch' einer unserer gefeierten Mimen zeitlebens gewesen ist. Schmidt weiß die Rolle mit Zügen auszustatten, die wir im Leben finden. Er rückt uns die „Helden" menschlich näher und verzichtet somit auf die kalte Darstellung des Heldenschemas, wie dies nachgerade zur Vorschrift geworden ist. Neben Schmidt zeichnete sich Hr. Devrient aus. Sein Zawisch von Falkenstein ist eine prachtvolle Leistung. Fr. Bleibtreu-Römpler spielte die stolze, herrschsüchtige Kunigunde v. Massowien lebenswahr. In den episodistischen Rollen thaten sich Hr. und Fr. Treßler hervor. Ersterer als „Schweizer Soldat", Letztere als Kammerzofe Margarethen's. Diese selbst (Margarethe v. Oesterreich), von Fr. Mondthal dargestellt, war etwas farblos und anämisch. Rudolf von Habsburg „mimte" Hr. Sonnenthal. Er sprach diesmal nicht aus dem Bauche, sondern aus einem sehr tief gelegenen Keller heraus. Dazu seine Maske — § 63 des Strafgesetzes, bezw. § 64! Stf.

Deutsches Volkstheater. „Schon Herodot liebt es, Fälle zu erzählen, welche zeigen, wie kein Mensch seinem Schicksale entgeht Das weiß auch der Kyklop bei Homer, der zu seinem Vater Poseidon fleht": (folgt Zitat) — so beginnt der neue Wiener Lessing, Hr. Bahr, seine 6½ Feuilletonspalten lange Kritik über Capus' Komödie „Das Glück" (La Veine), mit der der gute Fridolin-Bukovics seine „Lämmlein weiß wie Schnee" an einem der üblichen Première-Abenden abgefüttert hat. An den Vater Poseidon schließt Hr. Bahr einen Ausflug ins Mythologische, zu Zeus, den Moiren, der Tyche, Adrasteia und Nemesis, kommt dann auf Lukians Totengespräche zu reden, springt von da in den geliebten Orient, zitirt mehr als ein Dutzend Verse aus Calderon und schließt die langmächtige Einleitung zum Verständnisse des Hr. Capus mit einem Satze seines Vorbildes Goethe. Wie possierlich Hr. Bahr doch sein kann, wenn er es nicht sein will! Bei der Beurtheilung einer Capus'schen Nichtigkeit die halbe Litteraturgeschichte zu mobilisiren! Aber Hr. Bahr thut es einmal nicht anders — Dank seiner Gründlichkeit — und wenn er für Klimts Medizin den alten Thukydides u. A. in die Waffen ruft, so ist es nur recht und billig, für den eigentlichen Kollegen ähnliches zu thun. Monsieur Capus mag sich sehr geschmeichelt fühlen bei der Defilirung, die ihm zu Ehren Hr. Bahr verfügt hat. Capus ist ein unheimlich fingerfertiger, mit den besten französischen Salben geschmierter dramatischer Komponist, der da weiß, was er für Patronen zu wählen hat, um dem Geschmack und Ungeschmack seiner lieben Mitpariser zu entsprechen. Der Kern der Komödie ist der: Ein junger Rechtsanwalt wird durch das Glück zu einem Fettauge auf der Suppe des Lebens, gibt seiner bisherigen Geliebten den Abschied und nimmt sie nach einigem Hin und Her wieder zu sich, jedoch nicht ohne die Aussicht, das erneuerte Verhältnis mit einem Trauungsschein tarifmäßig zu frankiren. Wäre der aus Capus' feuilletonistischen Schnurrpfeifereien bekannte Dialog nicht, könnte man ab und zu selig entschlafen. Und wegen solch' eines Quarks bemüht Hr. Bahr ein Dutzend Personen aus Mythologie und Litteratur! 6½ Spalten für den dramatischen Jongleur Capus — da bleibt für echte Künstler freilich kein Raum übrig.

Roland Hammer.

Hanna Jagert. Komödie in 3 Akten von Otto Erich Hartleben. Kein Schabbes ohne Erstaufführung. Hr. v. Bukovics ist ein Krösus; er kann sich's leisten. Selbst auf die Gefahr hin, eine Niederlage um die andere zu erleben. Die kluge Hanna des Hr. Hartleben hat kein Glück gehabt; der 1. Akt ging ohne Unfall vorüber, der zweite jedoch erkältete das Publikum, der Schluß wurde ziemlich eindeutig abgelehnt. Es ist auch kein Schaden d'rum! Solch' ein dramatischer Quark kann uns füglicherweise gestohlen bleiben. Hr. Hartleben berichtet — ich sage: berichtet, so undramatisch ist das Ganze — mit wenig Witz, aber dafür desto mehr Weitläufigkeit, wie aus der Tochter

eines Poliers nach und nach eine tüchtige Konfektionärin der „Liebe" wird. Zuerst Geliebte eines Schriftsetzers, dann „Freundin" eines Industriellen, endlich Maitresse eines Barons — schade, daß das Stück hier zu Ende ist, doch Frl. Jagert läßt weitere „Entwicklungen" vermuthen, trotzdem, daß ihr wahrscheinlich als Belohnung ihres steten Vorwärtsstrebens der Myrthe holdes Reis winkt. Es würde sich der Mühe nicht lohnen, über diese „Komödie" noch mehr zu schreiben. — Otto Erich, kehre zurück zum Ulk, Alles verziehen!

Henrik Ipse.

Raimundtheater. Von Karl Bleibtreu gelangt im Dezember ein Stück am Raimundtheater zur Aufführung „Die Freimaurer", das er eine Tragödie nennt. Soeben erschien von Bleibtreu eine ultramoderne Offizierskomödie „Die Edelsten der Nation". Bleibtreu's Drama „Zorndorf", an das sich wegen des etwas heikeln Stoffes bisher keine Bühne heranwagte, obschon die sonstigen Pariser Zotan dankbare Aufnahme finden, wird endlich im Frühjahr zur Aufführung in Kiel gelangen — warum? weil ein Schriftsteller dort ein Theater übernahm, was dem Theaterwesen ja stets litterarisch zum Heile gereicht. Nur muß man dabei nicht an Leute wie Schlenther denken, der mit jeder Koterie paktirt, derart, daß er sogar seinen Beschimpfer Bahr noch lieber unterthänigst zur Aufführung bringt, als daß er je einem Bleibtreu die Thore des einst vornehmen Burgtheaters öffnet.

Josefstädter Theater. Im Schwank „Busch und Reichenbach" von H. Lee und W. Meyer-Förster ist das Merkwürdigste die Gestalt der im Leben, wie im Drama gleich selten vorkommenden, liebevollen Schwiegermutter. Fr. Busch (Gattin des Inhabers der Konfektionärsfirma Busch und Reichenbach) vergöttert ihren Schwiegersohn, den schönen Reichenbach; sie nennt ihn „mein Liebling" und strickt ihm Socken; auch setzt sie unbegrenztes Vertrauen in seinen Charakter; dafür entschädigt sie sich an ihrem pantoffelheldischen Gatten, und als der Schein gegen den schönen Reichenbach ist, macht Fr. Busch ihren Gatten als bösen Dämon für alles verantwortlich. Um sich aus der Schlinge zu ziehen, behauptet dieser, es sei nur die große Nervosität des Schwiegersohns Schuld. Um diese zu konstatiren, wird er in eine Kaltwasserheilanstalt gebracht und natürlich, obwohl ganz gesund, gleich dort behalten. Die Mißhandlungen, welche er von einem einstmaligen Rhinozeroswärter, nunmehrigem Badediener, sowie von einer neu erfundenen elektrischen Eisdouche zu erdulden hat, bestimmen ihn, zu fliehen; auch hat ihn große Angst für den Ruf der Firma erfaßt, da der tschechische Zuschneider Wymetal aus Eifersucht das Kostüm für eine japanische Prinzessin zu verderben droht. Reichenbach entwischt und Alles ist gerettet. Die sehr chargirten Rollen des Ehepaares Busch wurden von Herrn Maran und Fr. Pohl-Meiser gut charakterisirt, besonders die letztere spielte scharf und markant. Hr. Sachs (Reichenbach) und Hr. Guttmann (Wymetal) gehören zu jenen Komikern, die immer heitern und befriedigen, jedoch selten überraschen. — Auch die Nebenrollen waren im Allgemeinen gut herausgearbeitet. L. — „Letzte Nacht" v. R. Wilde spiegelt die Stimmung wieder, die einen in den denkbar glücklichsten Verhältnissen lebenden Menschen in der Nacht vor dem Zweikampfe überkommt. Der Verf. versteht es auf schlichte, jeder Effekthascherei ferne Art ein ergreifendes Bild solch' einer Nacht zu zeichnen. Der junge Mann, Gatte eines geliebten Weibes und Vater eines reizenden Kindes, soll sein Leben und das Glück der Seinen dem tückischen Zufall ausliefern, weil er im Klub ein anrüchiges Weibsbild als ein solches bezeichnet hat, wodurch der dzt. Ritter der Dirne sich „beleidigt" fühlt. Das sauber und liebevoll ausgearbeitete Stückchen wurde zumal vom Direktor Jarno (Heinz Grothow) ebenso diskret als einfach gespielt. Auch die kleine Spielmann (Ludwig, dessen Kind) wurde ihrer Aufgabe vollkommen gerecht, während Frl. Liesenberg (Ilse Grothow) in manch einer Beziehung zu wünschen übrig ließ. Der folgende Schwank von B. Jacobson „Familiensouper" dramatisirt nicht unglücklich einen hübschen Einfall. Ein zum Souper geladenes Balletmädchen dirigirt ihre ganze Familie in die Wohnung des Liebhabers. Die sonst harmlose, aber heitere Geschichte wurde von den Betheiligten flott gespielt. Der nächste Schwank „Teremtette" von O. Berti bot Herrn Jarno als Sándor Gelegenheit, sein bedeutendes Talent zum Charakterisiren zu zeigen. Ich hege mehr als je die Ueberzeugung, daß Jarno weit bedeutender denn der gefeierte Girardi ist. Den Beschluß des Abends bildete eine aus dem Französischen des Georges Courteline übersetzte „Burleske" „Ein ruhiges Heim" (Les Boulingrin.) Als litterarisches Kuriosum betrachtet — es erinnert lebhaft an die Entremeses, die Facetien u. a. zu Beginn der Entwicklung des Dramas — hat es gewiß einen ganz hübschen Liebhaberwerth, in anderer Hinsicht aber ist es durchaus werthlos und lohnt sich nicht der Mühe, auch nur einen Finger

darum zu rühren Wenn das wie aus einem Roman von Dickens herausgeschnittene Ehepaar Boulengrin (von Hr. Maran und Fr. Pohl-Meiser vorzüglich dargestellt) Hr. v. Rillette's (Lechner), der sie als Idioten verachtet und glaubt, auf ihre Kosten famos leben zu können, in jeder erdenklichen Weise malträtirt: mit Händen nnd Füßen, mit Pistolen und veritablem Feuer u. a. m., so liegt uns solch ein „Humor" doch viel zu fern, um uns auch nur ein schwaches Lächeln abgewinnen zu können. Hr. Bahr mag immerhin von „genialischer Tollheit" reden, er mag Daumier und Molière ins Feld rufen — es wird Niemand überzeugen, der mit seinen eigenen Augen sieht und selbst empfindet; daß drgl. „Klownspäße", wie Jemand ganz richtig sich äußerte, auf die moderne Bühne gehören. „Klownspäße", schreibt Herr Bahr in seiner Kritik, „ja mein Lieber, wissen Sie, wer der Klown gewesen ist, der solche Späße zuerst gemacht hat? — „Molière!" Hr. Bahr ist kostbar, wenn er glaubt, mit dem Wort: „Molière!" jeden Einwand niedergeknallt zu haben. Zum Glück gibt es noch Leute, die einerseits nicht Götzendiener sind, andererseits aber den Molière auch kennen, mindestens ebensogut als der durch Namen verblüffende Hermann Bahr. Molière's derartige Klownspäße sind ebensowenig genießbar und verdaulich als die des Courteline, übrigens beruht Molière's Hauptstärke (lassen Sie sich das gesagt sein, Hr. Bahr, wenn Sie es noch nicht wissen sollten!) durchaus nicht auf derartigen Klownspäßen!

Roland Hammer.

Bücher-schau:

Lebensfreude. Religiöse Reden für Denkende und Suchende, von Fr. Steudel. Bremen, Gustav Winter 1901.

Im allgemeinen hat allerdings der Lehrzwang, den die Kirchen ausüben, die Ehrlichkeit der Kirchendiener suspekt gemacht. All diese Tausende, welche (wohlgemerkt!) lang ehe sie eigene Ueberzeugung haben konnten, für ihren Beruf bestimmt wurden, sollten aus eigenem Denken sämmtlich auf dieselben vor fast 4 Jahrhunderten bis ins Einzelste ausgetiftelten Anschauungen gekommen sein, welche die Kirchen noch heutzutage gepredigt haben wollen? Sonst pflegt man die Erfahrung zu machen: so viel Köpfe so viel Sinne. Wem es schwer fällt, die Theologen in diesem Punkt als Ausnahmsmenschen anzusehen, — und es fällt Vielen schwer! — dem bleibt nichts übrig, als zu argwöhnen, daß viele Geistliche ihre eigene Meinung hinter der befohlenen verbergen, oder gar überhaupt ihre eigene Meinung nicht durch Selbstdenken errungen haben, sintemal ihnen ja schon eine fertig von oben hergeschenkt wurde. Es gibt aber auch einige wenige Kanzeln in Deutschland, deren Inhaber solchen Argwohn nicht erregen, weil sie nicht beauftragt sind, eine bestimmte Normallehre als wahr hinzustellen, sondern ihre eigene Ueberzeugung zu vertreten. In dieser glücklichen Lage ist der Verfasser des obigen Büchleins, der weiland in Württemberg abgesetzte Pfarrer und jetzige Pastor an St. Remberti in Bremen, Friedr. Steudel. Man merkts auch wohl diesen Reden an, daß sie nicht phonographirt sondern original sind. Sie atmen ein Christentum, das von allem Veralteten, heute nicht mehr Möglichen gereinigt ist, und die Sprache zeigt die durchsichtige Klarheit dessen, der nicht nur denken kann, sondern auch darf.

Christaller.

Sündige Rechte. Drei Einakter von Albert Hieber. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Diese drei Nichtigkeiten schwelgen in unwahren, gezwungenen Situationen, die Charakteristik der handelnden Personen ist gequält und blutrünstig, kurz, das Ganze ist ein Beweis dafür, was heute alles gedruckt werden kann. Der Verfasser scheint nicht einmal des Deutschen recht mächtig zu sein: „Euren Bewegungen wißt ihr einen so bezwingenden Reiz zu verleihen, daß ihr einen gefangen hält . ." „Werde eine Hetäre der vornehmen Welt und halte dir wegen meiner einen flaumbärtigen Künstler für deine Launen." „Dein Andenken wäre nicht so beschmutzt geworden." U. s. w. dem letzten Einakter ist ein „Harfenlied" in Noten beigedruckt, Gott sei Dank, daß ich es nie werde hören müssen!

Götz.

Das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn. (G. Freytag & Berndt, Wien VII/1.) Der bestbekannte Prof. Hickmann hat die volkswirthschaftlichen Ver-

hältnisse der beiden Reichshälften zahlenmäßig dargestellt, um auf Grund dieses Elaborates zum Schlusse zu kommen, daß im Gegensatze zu der gegenwärtig feststehenden Quote 65·4% (Oesterreich) und 34·6% (Ungarn) eine solche von 61·8% und 38·7% als Durchschnitt zu gelten habe. Die Veröffentlichung muß als unentbehrliches Quellenbuch für alle Lehrer und Studierende, Abgeordnete und Handelspolitiker bezeichnet werden.

Olmütz. Othmar Kleinschmied.

Passion der Liebe. Roman von Oskar Mysing. (Otto Mora.) Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach. Sep.-Cto.

Seite 88: „Sie lagen auf dem Rasen hingestreckt, am Fuß einer Platane, sich umschlungen haltend. — Sie hatte seinen Kopf an ihre Brust, ihre Schulter gepreßt, damit sie jeden Atem jede Bewegung von ihm in sich einsöge. — Von Zeit zu Zeit wortlose Küsse. — Ein Stammeln, ebenso sinnlos wie bedeutungsvoll für sie Beide. — „Nein — nicht so — aber halt! Warte doch —" — „Lizzie! Einziggeliebte —!" "Herbert —." Sie hielten sich umklammert. Lange sprachen sie kein Wort miteinander, man hörte nur ihren Atem gehen, Seufzer der Liebe, ein Stöhnen pressen. — Sie rangen förmlich mit einander, nur um sich zu fühlen — „O, du thust mir weh—". „Ich liebe dich — nur dich —!" „Ah —". „Hast du nichts gehört, da drüben? Nein —?" — Sie richtete den Kopf auf, verwirrt, rot, die Haare in Unordnung. „Nein, nichts — laß nur — komm". „Habe mich lieb, recht lieb!" „Ich liebe dich — liebe dich wahnsinnig —" „Küsse mich noch einmal so, — ja, so — weißt du — und dann ganz langsam, — ganz langsam — Ah! Noch einen Moment so —" Er preßte sie an sich, sich hineinwühlend in ihr Haar, ihr Gesicht — diesen fiebernden weißen Frauenkörper bis in alle Nerven, alle Muskeln fühlend — „O du, — du —". „Nicht doch, das Haar —" „Komm, lege die Arme so um mich — so —". „Möchtest du sterben jetzt?" fragte sie auf einmal den Kopf aufrichtend, und ihm das Haar aus der Stirn streichend, mit einem Lächeln, so müde, so satt von Glück. Er antwortete nicht. Es entstand eine lange Pause zwischen ihnen. In der Einsamkeit des sonnenbeschienenen Waldes hörten sie ihr Blut schlagen, fühlten sie den pochenden Fieberrausch bis in die kleinste Ader ihres Leibes — „Lizzie". Er hatte sich aufgerichtet und sah sie an. „Was denn, Lieber?" „Du siehst also, daß es sein muß —" murmelte er leise, ohne das Auge abzuwenden. — Wie zwei glühende Stahlspitzen trafen sich ihre Blicke. „Ja —" antwortete sie dann leise, aber deutlich, den Kopf wieder zu Boden senkend. Sie sah noch, wie er ebenfalls den Blick wegwandte. — Als ob sie beide noch einen eigenen Willen hätten! „Wann? —" fragte er dann ebenso leise — „Morgen —" antwortete sie — u. s. w."

Herr, erlaube mir, in die Säue zu fahren!

Zürich. Dr. Emil Uellenberg.

Dr. K. Feyerabend, Katholizismus und Protestantismus als Fortschrittsmächte. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens) Stuttgart Belser 1898. 76 S. 8° M. 1 20.

Das Schriftchen, angeregt durch den Federkrieg, der sich an Professor Schells Vorgehen knüpfte, ist sehr lesenswert. Es ist trefflich geschrieben, ohne Gehässigkeit und Ueberhebung und gibt eine ziemlich gute Statistik über einige hierher gehörige Punkte die die oberflächlichen Behauptungen namentlich des Jesuitenpaters Hammerstein richtig stellen. Jeder gute Katholik kann nur mit aufrichtigem Bedauern sehen, in welch' oberflächlicher Weise manche Apologeten die Dinge verdrehen, um eine Ansicht zu stützen, die sie schon vorher gefaßt hatten. „Gott schütze mich vor meinen Freunden!" kann man da auch ausrufen. Sie schaden mehr als sie nützen. So sollte man namentlich auf dem Gebiete der Feststellung einer Moralstatistik sehr vorsichtig sein, da hier natürlich ein objektives Urteil sehr schwer ist, da so viel von Umständen, Stärke der Versuchung u. s. w. abhängt. Man kann Moral und Immoralität nicht gut durch Zahlen allein feststellen. Ein langer Aufenthalt im betreffenden Lande gibt allein einen Maßstab. Die apologetischen Werke Hammersteins leiden nur zu sehr an solchem Mangel und schädigen dadurch den Eindruck bei Unbefangenen. Feyerabend irrt dagegen, wenn er (auf S. 36) einen Gegensatz zwischen evangelischem und katholischem Lebensideale aufstellt. Sein katholisches Ideal ist ein Zerrbild, das sich durch jedes Handbuch der Moral widerlegen läßt. Daß aber die Mönche „die Theilnahme an nutzbringender Kulturarbeit" keineswegs „stolz vernachlässigt", sondern im Gegentheil recht lebhaft zum Segen unseres Vaterlandes betätigt haben, könnte er aus der Geschichte wissen.

Lüttich Harald Grävell.

Rast, Drama in 3 Aufzügen von Eberhard Buchner. Berlin, Hermann Walther, 1901.

„Rast" heißt die Dichtung Buchners und würde doch treffender „Unrast" genannt sein. Ich sage Dichtung, nicht Drama, wie es der Verfasser gethan hat, da ich die bei vielen neueren Dichtern zu wenig beachteten Grenzlinien zwischen Drama, Epik und lyrischer Dichtung aufrecht zu erhalten wünschte. Alles Verschwimmende ist ein Zeichen der

Dekadenz und kann unter anderem auch durch strengere Beachtung der Grenzlinien wieder eingedämmt werden. Der Dichter, von der Lehre Nietzsches beeinflußt, daß sich der starke Mensch von Allem loslösen muß, scheint noch jung zu sein, denn der Gedankengang ist nicht klar dargelegt, wie die ganze Handlung (?) nichts Dramatisches an sich hat, sondern vielmehr an eine Märchendichtung erinnert. Ihr Hauptreiz liegt daher im Stimmungsgehalt und in der poetischen Schönheit der Sprache. Nur eine Floskel ist aber nach meinem Sinne: die Anmerkung auf S. 43, nachdem „das Weib" geredet hat „(Schwere Pause, man spürt die gewaltsamen Gedanken, die sich in die Nacht hinausringen)."

Deutsch-Gießhübel. Josef Stibitz.

Beschlagnahme. Unser letztes Doppelheft (Nr. 18 19 vom 1. Oktober) wurde von Seite der hiesigen Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt. Als Grund hiefür gibt die Beschlagnahme-Verfügung eine Stelle an in dem vom k. k. Landesgerichte verfaßten und auf der 1. und 2. Seite des erwähnten Heftes veröffentlichten Urtheile in der Einspruchsverhandlung vom 16. September wegen Beschlagnahme des 15. Heftes (v. 1. August.) Das übliche Erkenntnis von Seite des k. k. Landesgerichtes, womit die neuerliche Beschlagnahme bestätigt wird, ist bis zur Stunde, wo Dieses in die Presse geht, nicht erfolgt. Wir wissen also noch nicht, auf Grund welches §-es des österr. Strafgesetzes eine Stelle in einem gerichtlichen Urtheil beschlagnahmt werden kann, das in öffentlicher, Jedermann zugänglicher Sitzung gefällt wurde. (Die Schriftleitung.)

Lasset die Schwarzen zu uns kommen! In Oesterreich ist ihrer das Himmelreich. Ganz hirnerweichend sind die Klagen unserer Frommen über die argen Bedrückungen, welche die Klosterleute in Spanien und Frankreich zu erdulden haben. Es ist empörend, daß die „armen Brüder" nun plötzlich das Land der Kastanien verlassen sollen, in welchen sie eine jahrhundertlange ersprießliche Thätigkeit mit Eifer und viel Liebe (à la Ligouri) ausübten und auch Frankreichs Boden ist neuerdings durch unangenehme Gesetze nicht mehr für fromme Brüder und Schwestern so gastlich. Dort wo sie mit dem Gelübde der Armuth es so trefflich zu vereinbaren verstanden, daß sie Geld, Liegenschaften, Fabriken und Werkstätten von ungeheurem Werthe als tüchtige Vermittler zwischen himmlischen Verheißungen und irdischen Genüssen in ihr Eigenthum brachten. Doch auch für diese „Armen mit Gelübde" wurden die Zeiten schwer, neugierige Steuerbehörden und gewerbliche Inspektoren beunruhigten die armen Brüder und Schwestern in ihrer erwerbreichen Beschaulichkeit. So schüttelu sie denn nach einem hohen Ausspruche — den Staub von ihren Pantoffeln und verlassen als echte Internationale die Stätte ihrer bisherigen Thätigkeit. Doch wohin sollen sie sich wenden? Belgiens Bischöfe und Mönche machten ihren armen Brüdern solche Vorschläge, daß sie verzichteten, dorthin ihre Schritte zu lenken. Zum Glück für sie existirt ja doch noch eine liebevolle Heimstätte für allerlei abgetakelte Herrlichkeiten: das liebe Oesterreich. So erleben wir jetzt das schöne Geschehniß, daß sich in Niederösterreich und Steiermark etliche der französischen Kongregationen niederlassen. Um passende Grundstücke zu erwerben, müssen sie jetzt wohl ein gutes Stück aufwenden, aber ihre gewohnte segensreiche Praxis wird ihnen dies mit Zinseszinsen wieder einbringen. Liebevoller Aufnahme können sie ja sicher sein und für uns Oesterreicher ist es ja doch höchst nothwendig, daß wir noch katholischer werden. Darum unseren Herzensgruß den lieben Gästen. Die Amerikaner erwehren sich der Einwanderung fleißiger chinesischer Kuli's, die Engländer erschweren die Festsetzung weiterer russischer Juden in London; nur wir in Oesterreich öffnen unsere Arme — kommt zu uns alle, die ihr mühselig und beladen seid. — Vgl. Gottfried Keller:

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus ist Profoß,
Die Dummheit folgt als Bettelroß:
Sie kommen, die Loyoliten!

Murner d. J.

Ehe = Konkubinat. Das geschah in Düsseldorf im Jahre des Heils 1901 auf Anordnung eines katholischen Kaplans: Eine im dortigen St.-Josef-Krankenhause unheilbar darniederliegende Arbeitersfrau wünschte vor ihrem Tode ihren Mann noch einmal zu sehen. Als dieser vorsprach wurde ihm von einer Barmherzigen Schwester mitgetheilt, er dürfe nicht zu seiner Frau vorgelassen werden, da der Hochw. Herr Kaplan dies verboten habe, weil die Trauung der Eheleute bloß eine bürgerliche sei. Trotz des Dazwischentretens der Polizei und Vorzeigung der Trauungspapiere, womit er sich als Ehegatte auswies, wurde der Mann abgewiesen. Die brave barmherzige Schwester verwehrte den Eintritt, obgleich sie wußte, daß die Sterbende in ihrer Todesnoth sehnsüchtig nach ihrem Lebensgefährten schrie. Erst einige Stunden später erhielt der Mann — er heißt Faßbender — Einlaß mit dem Bemerken, nun könne er seine Frau sehen, sie sei schon tot. — So weit die Thatsache, die der „hochw." Herr in einer Zuschrift an das Düsseldorfer ultramontane Hetzblatt nicht nur nicht leugnet, sondern sogar auch wie folgt rechtfertigt:" Trenung der beiden Konkubinarier (!) ist unerläßliche Bedingung für die Erlaubnis der Spendung der Sterbesakramente, — ist das Konkubinat öffentlich (!!) so muß vor Spendung der Sterbesakramente die Trennung vollzogen werden (!!) Wenn die Frau später nach dem „Manne" verlangt haben sollte, so wäre dies im Interesse der Frau jedenfalls (??!) zu bedauern (!!) u. s. f. Es ist unnöthig, mehr von dem Salm dieses Menschen, der den Schimpfnamen: „Pfaff" redlich, wie selten Einer, verdient, abzudrucken. Das verstehen die Ultramontanen unter Toleranz, Nächstenliebe, Barmherzigkeit, christliche Denkart und wie die Sprenkeln sonst noch heißen, womit man die vertrauensseligen Vögel einfängt. Das wollen Jünger jenes Mannes sein, der da sprach: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen" und „wer eins von diesen geringsten Geboten nicht achtet und die Menschen Anderes lehret, der wird der Geringste im Himmelreich genannt werden." So weit haben wir es im Zeitalter der Aufklärung und der Humanität — wie die Zeitungsleute phantasiren, so weit haben wir es gebracht, daß ein simples Kapläncheu die Ehe ein Konkubinat nennt, sobald sie nicht kirchlich oder genauer katholisch eingesegnet ist!! Die Kranken, die das Unglück haben, in ein katholisches Krankenhaus zu kommen, werden von den Ihren abgeschlossen, sobald diese Andersgläubige sind! Und die Ehe (auch die bürgerliche) sowohl, als die freie Selbstbestimmung sind staatlich gewährleistet und geschützt! Sonst, wenn irgend ein Betrunkener über IHN ein dummes Wort rülpst, ist die heilige Hermandad allsogleich beim Zeug und der Staatsanwalt flicht für den „Majestätsbeleidiger" einen meisterlichen Rattenschwanz zusammen, lang und fest genug, um halb Deutschland damit zu henken. Hier aber, hier schweigt sich des Staatsanwaltes Höflichkeit gar gründlich aus. Gibt es denn wirklich keinen Paragraphen, auf Grund dessen man dem unverschämten und herzlosen Patron im Priestergewande an den Leib rücken und ein Exempel statuiren könnte, damit den Pharisäern der Odem ausgeht. Ein Königreich für einen Staatsanwalt!

Der Karsthans.

Vandalismus. Im Vergleiche zu anderen Städten hat Wien eine sehr geringe Anzahl von öffentlichen Anlagen und Gärten, die übrigens noch durch die unselige Profitgier immer mehr eingeengt wird. Jeden Augenblick fällt ein Theil dieses nnd jenes grünen Fleckchens. Alles wird zu Stein, wo der moderne Profitschnapperer seinen vermaledeiten Fuß hinsetzt, heute der Boden, morgen die Herzen. Und wenn man sich je einmal herabläßt, der Natur in der modernen Schundwirthschaft ein Plätzchen zu gewähren, so legt man ein Rasenfleckchen von höchstens 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite an, pflanzt ein paar haardünne Büschelchen hinein und umhegt die „Anlage" mit einigen Bäumchen von Zündhölzchen, so daß das Ganze wie ein Kinderspielzeug aussieht. Das sind die neuen öffentlichen Gärten. Von den alten bestehen zwar noch die meisten, aber sie werden allgemach dezimirt und reduzirt, bis eines Tages die erwähnten kindlichen Rasenfleckchen übrig bleiben. Erst jüngst hat ein Architekt in seinem Vortrage empfohlen, den Stadtpark, einen der schönsten Parks, die Wien besitzt, sowie die Anlage am Maria-Theresienplatz, dann jene vor der Votivkirche und vor dem Rathhause zu — Rampenanlagen für die städtische Untergrundbahn zu benützen. Der unglaubliche Wahnwitz, der aus dieser „Empfehlung" spricht, wird allgemach zur Methode; wofern der moderne Verkehrsfex nicht vor jeder Nasenlänge, die er knieweich zurücklegt, eine Tramway oder sonst ein Wunderwerk des menschlichen Geistes stehen hat, so fühlt er sich wie unter Barbaren und tremolirt von Kulturfeindlichkeit und ähnlichem Stuß. Gott besser's.

Der Karsthans.

Feuilleton.

Ein Gespräch.

Wer da spendet für Vereine,
Steht im Leben nicht alleine:
Viele wird er kommen sehen,
Allen soll er Rede stehen,
Wie, weßhalb ihm Antheil wecke,
Dieser und nicht andre Zwecke?
Vielen scheine ja: das Heil
Liege grad' im Gegentheil?

Also auch der hochgeschätzte
Herr, der jüngst zu mir sich setzte.
„Wertheste! ich komm' zu Ihnen",
Spricht er, „weil Sie nicht erschienen
Im Verein, wo doch Kollegen
Sich zu unterstützen pflegen.
Allen spendet Ihre Hand,
Nur nicht unserem Verband." —

„„Ach, Verehrter! Wie Sie wissen,
Bin für Frauen ich beflissen,
Die allein im Leben stehen,
Unbeschützt zum Kampfe gehen;
Bin ihr Anwalt und ihr Ritter,
Denn gar Viele leiden bitter:
Diese rechtlos, geistig tot,
Jene durch des Lebens Noth.""

Er d'rauf: „Noth ist ja gemeinsam:
Viele Männer hungern einsam!
Dennoch spenden, die es haben,
Auch den Frauen gerne Gaben —"
„„O gewiß!"" so ruf' ich heiter:
Wenn sie hübsch sind — und so weiter!
Das war menschlich allezeit;
Doch es ist nicht Menschlichkeit.

„„Mein Gebiet ist groß — und Sorgen
Bringt fast jeder neue Morgen.
Denken Sie! die gymnasiale
Schule — höher'n Wissens Schale
Für die Mädchen — soll verlieren
Jetzt ihr Heim und vegetiren —""
Dem Besuch — ich werd's gewahr,
Sträubt sich auf dem Haupt das Haar.

Hastig rückt er auf dem Stuhle.
„Gymnasiale Mädchenschule!"
Ruft er, seine Pulse pochen;
„Sagen Sie! wer wird dann kochen?!"
„„Sie verzeih'n!"" ich mußte lachen;
„Wer soll speisen all' die Sachen,
Die der Mädchen Ueberzahl
Kocht zu einem Riesenmal?

„„Wird die Kochkunst wohl sie laben,
Wenn sie nichts zu essen haben?!
Kann sie ihrem innern Leben
Halt und Zweck und Richtung geben?!
Doch — wozu noch dies bereden?
Zahlen überzeugen Jeden.
Tausende, die unvermählt,
Werden jährlich ja gezählt."

Freundlich blickt jetzt mein Genüber.
„Zahlen", sagt er, „sprechen trüber,
Als das Leben selbst, das heiter
Alles ausgleicht — und so weiter."
„„Ja! Sie lieben Türkensitten,
D'rum für Türken stets gestritten
Haben Sie in Politik!"" —
Mein Genüber senkt den Blick.

„„Ueber die Verschiedenheiten
Des Geschmacks kann Niemand streiten"",
Fahr' ich fort, und Niemals Allen
Hat ein Ausgleich je gefallen.
Haben Sie auch nichts dagegen,
Ist er Vielen ungelegen,
So auch mir — und frisch voran
Kämpf' ich denn, so gut ich kann."

Wien.

Marie v. Najmájer.

Tu felix Austria!

Das wichtigste Resultat der Landtagswahlen in Böhmen am Sonnabend (12. Oktober 1901):

Jungtschechen 54, Alldeutsche 22,

das ergibt gegen früher ein Mehr:

bei den Jungtschechen von 15, bei den Alldeutschen von 17.

Wer Augen hat, zu sehen, und Ohren hat, zu hören, der kann sich vorstellen, wie die Verhältnisse in Böhmen beschaffen sind und was es mit der gelegentlich der Kaiserreise nach Prag urbi et orbi ausposaunten „Versöhnung" für ein Bewandtnis hat. Zumal daß die Partei der Alldeutschen von 5 Mann auf 22 verstärkt worden ist und vielleicht noch verstärkt werden wird (in 28 Bezirken ist die Wahl zur Stunde noch nicht entschieden!). Bemerkenswerth erscheint auch, daß Dr. Fournier, einer der Hauptleute der deutsch-fortschrittlichen Partei in Karlsbad, mit mehr als 1000 Stimmen hinter dem alldeutschen Kandidaten zurückblieb. Dies, wie noch die Thatsache, daß die Fortschrittlichen in der Wahlkampagne 7 Sitze verloren haben, zeigt deutlich genug den Stand in rebus bohemicis!

Die Wähler sind satt des „halben, heimlichen Empfindens" und wählen — radikal, alldeutsch. Der Einwand, daß verschiedene Gründe mitgewirkt haben mögen, fällt nicht ins Gewicht — ganz gewiß ist der treibende Grund allgemeiner Natur, nicht persönlicher, d. h. materieller, denn die alldeutsche Partei ist viel zu schwach, um sich nach berühmten Mustern mittels Wahlwürstel und ditto Bier ein Uebergewicht zu verschaffen. Die Wähler sind zumindest mit der Politik des Zuwartens, Abwartens und auch Aufwartens, wie sie zumal von fortschrittlicher Seite virtuos gehandhabt wurde, fertig, „des trock'nen Tons nun satt" und wünschen Leben in die Bude. Ein bedeutsames Zeichen! Caveant Consules, ne quid detrimenti capiat res publica! Wenn es nationale Begeisterung bezw. nationales Bewußtsein nicht ist, das sie alldeutsche Kandidaten wählen heißt, so ist es gewiß die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen und die Hoffnung, daß eine radikale Partei in dieser Hinsicht die stickige Luft mit ihren Donnerwettern reinigen werde. Das mag Exzellenz Herr von Koerber — in sein Merkbüchlein schreiben, denn das, vor allem das ist die Moral, die sich aus den Wahlen ziehen läßt! —

Der deutschen Partei aber möchte ich folgenden heilweißsagenden Satz des alten Kämpen Johannes Scherr, der da genau wußte, wo Barthel den Most holt, mit auf den Weg geben:

„Wenn die Deutschen in Oesterreich klug und auf ihre Zukunft bedacht wären, würden sie das nachgerade lächerlich gewordene verfassungsparteiliche Spiel endlich aufgeben und sich einfach und resolut als nationale Partei organisiren und ausspielen. Ebendort, im „Sommertagebuch (1872) des weiland Dr. gastrosoph. Jeremia Sauerampfer" findet er für die Ausgleichspolitik ein glückliches Wort — hier: „Ein solcher Mondochse ist mir noch nie vorgekommen. Aber laßt die Ausgleicherei nur ihre Wege wandeln. Sie ist das Scheidewasser, das ein unnatürlich zusammengeleimtes Staatsgebilde in seine natürlichen Theile zerlegt." Das Ende solcher naturlos-mittelalterlicher Leimwerke naht überhaupt heran. Ich hätte es nicht zu glauben vermocht; jetzt aber weiß ich: die Schaffung des Nationalstaats ist die große Aufgabe und Arbeit des XX. Jahrhunderts. Die Zentripedalkraft der nationalen Elemente ist unwiderstehlich!" — Sela!

Der Karsthans.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: Ottokar Stauf von der March, verantwortlicher Schriftleiter: Hans Czermak, beide in Wien.

Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Von
Friedrich Werner v. Oesteren
sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin)

Wir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Werke
von
Emil UELLENBERG
erhältlich
durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson. Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hermann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.
1901. Verlag E. Pierson. Dresden.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Ad. SCHUSTERMANN, Zeitungs-Nachrichten-Bureau
BERLIN O., Blumenstrass 80/81.
! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !
Referenzen zu Diensten. — Prospecte u. Zeitungslisten gratis und franco.

CHOCOLAT SUCHARD
Paris 1900
Grand Prix
Höchste Auszeichnung!

Von Graf
Theodor Salburg-Falkenstein
sind bisher erschienen:
Ernst Freiherr. Epos 1894.
Buch der Phantasieen. Gedichte 1900.
(Verlag v. E. Pierson, Leipzig u. Dresden.)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche
Kunst- und Musik-Zeitung.
mit musikalischen Beilagen.
Eigenth. u. Herausgeb.: Wiener Musik-Verlagsanst.
Wien, I., Johannesgasse 19.
XVIII. Jahrgang. — Erscheint jeden 10. und 25. im Monat.
Bezugspreis: Ganzjährig K. 6. = Mk. 6. = Frcs. 12.
Eine vornehm gehaltene musikalische Kunst-Zeitschrift von größten Interesse für Jeden der die Verhältnisse und Lage der österreichischen Tonkunst und des allgemeinen Kunstlebens kennen lernen will.

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX. Pramergasse 22.
Preislisten kostenfrei.

Gesunde Menschen
Ganzjähr. Bezugspreis K. 4.—. Einzelnhefte 40 H.
Monatsschrift für volksthümliche Gesundheitspflege, natürliche Heilweise und allseitige Reformen auf naturgemäßer Grundlage.
Herausgegeben und geleitet von **Rudolf Richter,**
Wien, XIX, Freihofgasse 1.

„Neue Bahnen“

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von

Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 — Mk. 3 — Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 — Mk. 6 — Frcs. 8. Ganzjährig: K. 12 — Mk. 12 — Frcs. 16.

Einzelne Hefte 60 Heller — 60 Pfennig — 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen“, Wien VIII/1, Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer“, Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer“

Innsbruck-Leipzig.

Alldeutsches Kampfblatt für Freiheit in Kunst und Leben.

Ganzjährig Kr. 8 = Mk. 8.
Oesterreichische Postzeitungsliste 3493.
Deutsche Postzeitungsliste 6798.

Reicher Bilderschmuck von hervorragenden Künstlern.

Werthvolle Beiträge. Bücherschau. Kritik.

Probenummern kostenfrei.

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt“

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen **zwei** reich illustrirte, circa 50 Seiten starke Hefte; Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.—.**

!!! „Bühne und Welt“ ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt“

Berlin S 42. Otto Elsner.

Deutsche Alpenzeitung

München.

Verlag Kastner & Lossen

Königl. Hofbuchdruckerei

München, Finkenstrasse 2.

Telephon Nr. 1603.

Kein Alpinist, kein Freund der Natur versäume es, sich eine Probenummer der seit 1. Mai regelmäßig erscheinenden, groß angelegten „Deutschen Alpenzeitung“ senden zu lassen.

Probenummern gratis und franko.

Das Abonnement kann mit jeder Nummer beginnen.

Auf Wunsch Nachsendung der erschienenen Nummern.

Anläßlich der General-Versammlung des D.-Oe. Alpenvereines in Meran ist eine prachtvoll ausgestattete Festschrift erschienen. Preis 50 Pf. excl. Porto.

Preis 30 Pf. excl. Porto. Erscheint wöchentlich.

21 Heft. 1. November. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 10.

Inhalts-Verzeichnis:

Erkenntniß (Beschlagnahme) 563
Moriz Steinhardt, Der Bazillus 564
Erna Viereck, Meine Rose 565
Roland Hammer, Der Verfall der deutschen Schaubühne (IV.) 566
Mathieu Schwann, Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur (Schluß) . 570
Marie Eugenie delle Grazie, Dichtungen (mit dem Bilde der Dichterin)
Begegnung 574
Pompeji 576
Tiberius (mit Bild) 577
Stauf v. d. March, M. E. delle Grazie
Wilhelm Scholler, Berliner Brief 585
Aus dem Wiener Kunstleben 586
Bücherschau 589
Aus dem Narrenhause der Zeit 591
Tu felix Austria! v. Freidank 593
Unsere Einspruchsverhandlung (Urtheil) . . 594

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—
Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Ctms.

Zur freundlichen Beachtung!

Wir ersuchen die verehrlichen Abnehmer, die mit **dem Bezugspreise noch im Rückstande sind,** um **Begleichung desselben,** da wir sonst genöthigt wären, die weitere **Zusendung einzustellen!** Die Verwaltung der **„Neuen Bahnen".**

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

M. v. Najmájer, Neue Gedichte.
„ Gurret-ül-Eyn.
„ Johannisfeuer.
E. G. Christaller, Zwischen Altem und Neuem.
E. v. Kupffer, Doppelliebe.
Lehmann-Rußbüldt, Weckruf.
Gustav Schüler, Gedichte.
M. E. delle Grazie, Der Schatten.
L. v. Kobell, J. V. v. Scheffel und seine Familie.
Jubiläums-Jahrbuch des Scheffelbundes.
Max Preis, Jugendernte.
Leo Berg, Henrik Ibsen.
Fried. Benz, Blut der Nächte.
Harold Arjuna, Die 10 Gebote des Germanen.
Paul Schmidt, Kaiser Otto III.
Stefan Zweig, Silberne Saiten.
Wernitz, Betrachtungen über Werth der Kulturentwicklung.
G. Freytag, Der Weltverkehr.
F. W. v. Oestéren, Domitian.
Henrik Sienkiewicz, Um's liebe Brod.
Weichardt, Das Schloß des Tiberius.
M. Blank, Am Hochzeitsmorgen.
Deutsche Alpenzeitung, 20/21.
Bühne und Welt, IV. 1, 2.
Die Fackel, 82, 83.
Der Freidenker, 40, 41.
Die Gesellschaft, IV. 1.
Internationale Litteraturberichte, 21.
Der Kyffhäuser, 14.
Die Lyra, 2.
Magazin für Litteratur, 41.
Der Scherer, 20.
Der Türmer, IV. 1.

Dichtungen
von
Marie Eugenie delle Grazie.

Gedichte: 1882. 3. Auflage 1895.
Hermann. Epos. 1883. 2. Auflage 1884.
Saul. Trauerspiel. 1885.
Die Zigeunerin. Erzählung. 1884.
— Verlag K. Konegen, Wien. —
Italische Vignetten. Gedichte. 1892.
Der Rebell Bozi. Erzählung. 1893.
Robespierre. Mod. Ep. II. 1894.
Der Schatten. Dr. 1900 2. Aufl. 1901.
— Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig. —
Schlagende Wetter. 1899. 2. Aufl. 1900.
— Wiener Verlag. —

Von **Christaller** erscheint im Oktober d. J.:

Prostitution des Geistes.

Satirischer Roman.

Ca. 20 Bogen, 8°, 3 M.

Zu beziehen nur vom Verfasser, **Christaller,** Ottenhausen in Württemberg.

Frei gegen Bestellung auf Postanweisung.

Ernst Ziel's Werke

Litterarische Reliefs. IV. Bde. 1885/95.
Ed. Wartig's Verlag, Leipzig.

Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts.
1901. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Ausgewählte Gedichte. Mit Bildnis.
1901. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

! Soeben erschienen Neuausgabe !

Im Sommersturm

von Arthur von Wallpach.
Eigenverlag.
Zu beziehen durch den Verlag des „Scherer" **Innsbruck, Museumstraße 16.**
Preis der Volksausgabe geh. **K. 1.50 = M. 1.25.**
Desgleichen:
Sonnenlieder.
Demnächst erscheint:
Jahresringe.

Neue Bahnen

Pr. XXIII. 274/1
3.

Das k. k. Landesgericht zu Wien in Strafsachen.

Das k. k. Landes- als Preßgericht Wien hat auf Antrag der k. k. Staatsanwaltschaft die von derselben verfügte Beschlagnahme des Heftes 18/19 der period. Druckschrift „Neue Bahnen" vom 1. Oktober, Jahrgang 1901, nach § 849 St.-P.-G. zu bestätigen gefunden, weil der Inhalt der in derselben auf Seite 484 enthaltenen Begründung in der Stelle von: „Der allverehrte" bis: „ . . . Märchen eingeführt" einen wesentlichen Theil des mit hiergerichtlichem Erkenntnisse vom 6. August 1901, resp. 16. September 1901 $\frac{\text{Pr. I. } 212/1}{9}$ verbotenen Artikels: „Der Fluch des Mystifax" in Nr. 15 der periodischen Druckschrift „Neue Bahnen" vom 1. August 1901 reproduzirt, resp. veröffentlicht und weil sonach der Inhalt obiger Stelle geeignet ist, den Thatbestand des Vergehens nach § 24 P.-G. zu begründen.

Wien, am 12. Oktober 1901.

Der k. k. Präsident:
Hoos.

Der Bazillus.

Sozialhygienisches von **Moriz Steinhardt** (Berlin).

In Berlin tagte jüngst ein Kongreß, der von hohen und höchsten Herrschaften bemuttert wurde und auf dem sogar ein Prinz herzoglichen Geblüts als Erster das Wort ergriff.

Es handelte sich um den Bazillus, den Zivil-Bazillus und den Militär-Bazillus — also etwas ungemein Wichtiges. Und die Menschheit harrte in Bangen und lauschte aufmerksam den mannigfachen Reden. Und es wurde eine ganze Reihe von Heilarten namhaft gemacht, die geeignet wären, den Bazillus mausetot zu machen, so daß die Boshaften meinten, es gebe schon dreimal so viel Arten, die Bazillen zu verfolgen, als Bazillen selbst.

Aber nicht nur das Heilverfahren wurde besprochen, sondern auch der Klimawechsel, der neben der Heilart eine große Rolle für die Wiederherstellung des Erkrankten spiele. Sodann die Fürsorge für seine Familie als äußerst wichtiger Faktor, der nicht von der Rechnung gestrichen werden dürfe. Zum Schluß wurde noch der Nothwendigkeit Erwähnung gethan, daß der Genesene einem Berufe zugeführt werde, der die mit so vielen Kosten verbundene und endlich erlangte Heilung nicht am Ende in Frage stelle. Kranken- und Invaliditäts-Kassen sollen Hand in Hand gehen, die Privat-Wohlthätigkeits-Anstalten werden um ihr Scherflein gebeten, vielleicht auch Sammlungen veranstaltet. An den armen Teufel Staat, der ohnedies so viele Lasten trägt, wie kein Steinesel, kann man ja schlechterdings nicht herantreten. — Mit einem Wort: die Frage wurde auf dem Papiere geradezu glänzend gelöst.

Wir hatten das Vergnügen, uns bisher ganz unbekannte Größen kennen zu lernen. Durchwegs gewandte Redner, gelehrte Herren. Nur einig waren sie nicht. Der eine wollte Höhen-Klima, der andere Thales-Luft, der dritte meinte, nur südliche Wärme sei dem Kranken dringend zu empfehlen. Ein anderer hingegen schwärmte für die Seeluft. Man schwankte einmal zwischen Norderney und Nizza, ein andermal zwischen Scheveningen und Sorrent. Viele schlugen sogar die Wüste Sahara als Stätte vor, wo nach ihrer Praxis die meisten Patienten gesundeten.

Unwillkürlich fallen mir da die Worte unseres Altmeisters Goethe ein: „Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen, man durchstudirt die groß' und kleine Welt, um es am Ende geh'n zu lassen, wie's Gott gefällt." Bravo, Herr Geheimrath! Zu Ihrer Zeit gab es wahrscheinlich noch keine Lungen-Tuberkulose, keinen Militär- und Zivilisten-Bazillus und keine medizinischen Kongresse! Das war noch die „gute alte Zeit". Damals gab es auch keine „Fragen", deren es jetzt mehr als Antworten gibt.

Wir leben aber im glücklichen Zeitalter des raschen regen Geistes, des Fortschrittes und der Kultur — kurz, wir stehen auf der Höhe der Zeit!

„Wir werden es ganz gewiß noch herausbringen, diesen vertrackten „Bazillus" zu vernichten" — verlaßt Euch darauf.

Arme, bedauernswerthe Herren, die solch' eine Aufgabe auf sich nehmen! Nicht an ihnen liegt es, das Mittel zur Vernichtung des verheerenden Würgers zu beschaffen, nein! das liegt ja ganz außer ihrem Bereiche.

In der Entstehung, sagen sie, muß der Bazillus vernichtet werden, dort, wo dem Keime der Eintritt in den menschlichen Körper ermöglicht ist. Der Körper muß gegen das Eindringen des Bazillus geschützt werden. Nur in dem für ihre verheerenden Wirkungen geeigneten Organismus können sich die Schädlinge mit Erfolg niederlassen; kräftige und gut genährte Individuen sind mehr oder weniger gegen diese zerstörungbringende Invasion immunisirt.

Ja, man muß das Uebel bei der Wurzel und nicht beim Kopfe fassen. Die medizinische und philantropische Welt soll nicht blos für die Vermehrung der Lungenheilstätten eintreten, sie muß vielmehr trachten, daß die Zahl dieser Stätten im Laufe der Jahrzehnte abnehme.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, mein allerdurchlauchtigster Prinz und Ihr Herren Ober- und Ueber-Medizinalräthe, wollen Sie doch einmal das Studium der Kliniken und Lungenheilstätten für eine kurze Zeit unterbrechen und sich in den Geist der Lösung der „brennenden" sozialen Frage vertiefen.

Mögen die Herren doch einmal unsere großen Fabriken, die Warenhäuser und Kanzleien mit ihrem geehrten Besuche beehren, aber nicht den Reichthum der an der Eingangspforte in Frack, Klaque und Lack stehenden Herren Chefs und Fabrikanten bewundern und sie zu den großartigen Erfolgen beglückwünschen. Nein, sie mögen einmal so einen in der Ecke stehenden Arbeiter durch eine Ansprache auszeichnen, ihn fragen, wie es um sein Befinden stehe, was er an Wochenlohn erhalte, wie viel Stunden er täglich arbeite, was er an Steuern zahle und wie viel Kinder er von seinem Hungerlohne zu ernähren habe. Sie mögen sich die Wohnung des Heloten ansehen und auf die sanitären Maßnahmen prüfen.

Oder so ein „Herr" Handlungsgehilfe möge einmal mit einer Ansprache beehrt und um sein Los befragt werden, da würden der Herr Prinz und der Herr geheime Medizinalrath die richtigen Bazillenstudien machen, wie dergleichen in allen Handbüchern der Anatomie, Pathologie und Therapie nicht aufzufinden sind.

Zwölf Stunden Arbeitszeit und noch mehr, der „Gehalt" derart, daß kaum das Nothwendigste bestritten werden kann. Kündigungsfrist oft nur 24 Stunden, so daß der Gedanke an die jäh' eintreten könnende Brodlosigkeit einen nervösen Zustand, die tiefste leibliche und seelische Depression hervorruft.

Mangelhafte Ernährung des Körpers, Ueberanstrengung, außergewöhnliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Arbeitskraft sind geradezu geeignet dem „Bazillus" ein arbeitsreiches Feld zu bieten, so daß dieser seine Thätigkeit nach Herzenslust beginnen kann.

Dort, Ihr Herren vom Kongreß, sitzt der „Bazillus", der echte und läßt nicht mehr locker, bis er seine Arbeit vollendet hat.

Ihr seid nicht nur berufen, sondern auch auserwählt, die Noth der Menschheit zu lindern, aber theoretische Mittel, wie die Euren, Berathungen über Kurorte, in denen der Aufenthalt von einigen Tagen mehr kostet, als der Bazillenbesitzer schier in einem Jahre erwerben kann, dergleichen hat keinen Pfifferling Werth. Tretet offen vor, deckt die himmelschreienden Mißverhältnisse, die Brutstätte der Bazillen furchtlos auf, erhebt Eure Stimme laut und vernehmlich gegen die Profitwuth der sogenannten „Brodgeber" und arbeitet zäh und unverdrossen allenthalben darauf hin, daß eine Verbesserung sozialer Art in Angriff genommen werde und eine der anderen folge. Nur so kann eine Zeit kommen, wo der „Bazillus" nur mehr in Märchen leben wird. Dann werden die medizinischen Fragen von selbst sich lösen und die Kongresse werden zu den Seltenheiten zählen.

Meine Rose.

In meinem Kranze glüht es purpurroth
Du neigst Dein Haupt und stehst sie staunend an,
Die eine Blüthe, keiner Andern gleich,
An Perlenthau und Farbe, überreich.

Die Blüthe hast Du selber ja gepflückt,
Mein Herzblut gab die tiefe rothe Pracht
Der Perlenthau sind Thränen, heiß und schwer,
Und Du — und Du? Du kennst die Ros' nicht mehr!

Gr.-Allersdorf. Erna Viereck.

Der Verfall der deutschen Schaubühne.

Von **Roland Hammer.**

IV.*)

Man wirft ein, es wäre unmöglich die derzeit geltenden Preise herabzusetzen, weil die geradezu horrenden Gehaltsansprüche des Künstlerpersonals einen moralischen Zwang ausüben, welchem man nachgeben müsse. Diese Entschuldigung ist aber nur wenig stichhaltig — allerdings die Forderungen unserer Größen streifen fast ans Unerhörte, ja man kann fast sagen: Unverschämte, wer aber trägt denn die Schuld daran? Niemand anders, als die Direktoren selbst, sie haben sich redlich bestrebt, die Gagen hinaufzuschrauben, indem einer dem andern diesen und jenen Künstler wegfischen wollte. Sie stellten und stellen ein förmliches Wettrennen an, um sich des begehrenswerthen Mimen zu versichern und überbieten einander in Gagesätzen. Wer wird nun dem so heiß Umworbenen einen Vorwurf daraus machen, wenn er dem Meistanbote folgt? So kommt es denn, daß man von fabelhaften Gehalten liest: Kainz z. B. bezieht 18.000 fl. jährlich, während sein Ruhegehalt sich auf 6000 fl. und der Witwengehalt seiner Gattin sich auf 3000 beläuft, die Primaballerina der Hofoper erhält jährlich 12.000 fl. ohne Spielhonorar, welches 70—100 fl. beträgt u. s. f.

Freilich liegt die Gefahr nahe, daß solch ein im Aufstreich engagirter Künstler bez. Künstlerin zu guterletzt sich selbst so hoch zu schätzen beginnt, wie es kein Theaterdirektor thun würde. Vgl. den Tenoristen Giulio Perotti, der für acht Monate nicht mehr als 30.000 fl. Gage und den — Orden der Eisernen Krone forderte oder die Catalani, die gelegentlich eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes beim Marquis Buckingham demselben eine Rechnung auf 1700 Sovereigns (350.000 Mk.) in die Hand drückte, für das „Absingen von 17 Liedern" u. s. f.**) Wie lächerlich nehmen sich gegen die heute gang und gäben Gagen von 8 bis 20.000 fl. jene des verflossenen Jahrhunderts aus, wo die zu ihrer Zeit berühmte Boex 1000 fl. und die Primadonnen Margherita Soliola und Rosana Santinelli je 6000 Mk. Jahrgehalt bezogen, ganz zu schweigen von den Gagen des XVI. Jahrhunderts, wo der gefeierte Pergamin vom Landgrafen Moritz von Kassel die dazumal als außerordentlich bezeichnete Summe von jährlichen 250 fl. (!) erhielt. Freilich hatte das Geld in jenen Tagen einen bedeutend größeren Werth als heute.

Während aber der eine Theil der Schauspieler heutzutage eine Gage bezieht, die ihnen nicht nur ein behagliches, sondern auch ein luxuriöses Leben sichert und mit der ein paar Familien prächtig auskommen, nagt der andere thatsächlich am Hungertuch. Oder heißt das nicht am Hungertuche nagen, wenn ein Orchestermitglied des „k. k. Hofburgtheaters" monatlichen „Gehalt" von 75 Kronen und 74 Hellern bezieht? Oder wenn Schauspielerinnen, wie dies im Oktober 1899 der Fall war, ohne Gagen, nur mit zehnmal monatlich garantirtem Spielhonorar von 6—10 fl. (!) verpflichtet sind? Wie unglaublich trostlos die Verhältnisse sind, lehrt ein Blick auf das sogenannte „Avancement" der ‚Damen vom Ballet.' Mit der Vorrückung ist nämlich eine Erhöhung der Monatsgage um ganze 10 (sage zehn Kronen) verbunden! Damit aber diese enorme Mehrbelastung ja nicht das Budget allzusehr in Anspruch nehme, hat man neue „Einführungen" getroffen. Seit Jänner dieses Jahres werden den Balletdamen keine Theaterwagen beigestellt. Sie müssen also zu Fuß gehen oder den Wagen selbst bezahlen, nur wenn hie und da einer dieser Wagen übrig bleibt und nicht von einflußreichen Funktionären mit Beschlag belegt wird, dürfen die Ballerinen allenfalls wieder einmal fahren. Nicht genug daran! In neuerer

*) Vgl. S. 452, 506 und 551.

**) Vgl. den Artikel „Lorbeeren und Gold" von Ottokar Stauf v. d. March in „Bühne und Welt", I. Jahrg., 2. Maiheft.

Zeit verschwinden vom Theaterzettel zahlreiche Rollen, deren Träger bisher mit Namen angeführt waren. Mit dieser Streichung der Namensnennung verliert jedes Balletmitglied eine jedesmalige Zulage von vier Kronen! Weiter! Nachdem eine Tänzerin dem Hofopernballete seit ihren Kinderjahren angehört hat und es endlich in reiferen Jahren zu einer Monatsgage von 80 Kronen gebracht hat, wird sie aus den Quadrillen ausgemustert und unter die Figurantinnen eingereiht. Damit ist eine Reduktion der sauer erworbenen Monatsgage um 20 Kronen verbunden. In vielen Fällen wird die Figurantin jedoch verhalten, aushilfsweise wieder tanzen zu müssen. Das sind doch Zustände zu denen man nur Pfui! sagen kann.*)

Bleibt wohl Angesichts dessen den armen Teufeln etwas anderes übrig, als sich mit dem „Ausnähen von Hutleder" das Bischen zu verschaffen, das ihnen zur Fristung des Lebens fehlt, oder nach Schluß der Vorstellung in die Nachtkaffees zu eilen, um dort für einen Pappenstiel bis in den grauenden Morgen hinein zu spielen oder endlich sich preiszugeben! Einzelne Theaterdirektoren rechnen ja geradezu damit! Ist es doch vorgekommen, daß einer von diesen Seelenverkäufern (ich brauche seinen Namen nicht erst zu nennen, er ist bekannt genug und hat auch längere Zeit hindurch in einem Wiener Vorstadttheater die Rolle einer Bordellmutter gespielt) es ist vorgekommen, daß solch ein Kerl einer Schauspielerin, die ihm wegen der schmählichen Entlohnung (10 fl. monatlich) Vorstellungen machte, kaltblütig sagte: „Du hast ein hübsches Gesicht und dein Mittelstück wird auch nicht schlecht sein. Verdien' dir 'was damit."

Wer vor einigen Jahren in Ischl im Hôtel „zum Kreuz" verkehrte, erinnert sich wohl des sogenannten „Menscherltisches" an dem jedes weibliche Mitglied des Ischler Sommertheaters, das „verschämte Arbeit" treiben wollte, seinen Stammplatz hatte. Nach der Abend-Vorstellung fanden die, so das Glück hatten, in einem jungen Nichtsthuer und alten Roué das „Feuer der Liebe" zu entzünden, auf ihrem Platze eine Zimmernummer des betreffenden Kunstfreundes. Auf dessen Kosten durfte die Betreffende soupiren, um sodann das Zimmer aufzusuchen, wo sie ihre Dankbarkeit in natura abzustatten hatte. — Daß diese Zuhälterei jemals bestraft worden wäre, davon hat man nichts gehört. Frau Justiz versteht sich aufs Blindekuhspiel! Sie erwischt meist diejenigen, die sie erwischen will.

Auf diese Weise wird Schauspielerin allgemach gleichbedeutend mit Dirne und das alte Vorurtheil gegen diesen Stand erhält neue Nahrung. Wenn man seine Tochter zur Bühne gehen läßt, so ist das ebenso, als wenn man sie in ein Bordell gäbe. Dies wird — Dank den ausbeuterischen Direktoren vom Schlage des vorhin

*) In welcher geradezu schmutzigen Art und Weise bei den k. k. Hoftheatern „Ersparnisse" gemacht werden, dafür genüge nachfolgendes Beispiel: In Grillparzer's „Weh' dem, der lügt" haben vier Bühnenarbeiter ein Boot zu transportiren. Hiefür wurde ihnen bisher ein Honorar von vier Kronen ausbezahlt. Bei der letzten Aufführung erhielten die Arbeiter jedoch nur zwei Kronen ausbezahlt. Auf die erhobene Beschwerde hin wurde festgestellt, daß im Rapporte die ausgeworfenen vier Kronen von dem neuen Rechnungsrevidenten auf zwei Kronen reduzirt worden waren. Angesichts der Stimmungsberichte, welche über die glänzenden Einnahmen der Hoftheater zusammengemünchhaust werden, erscheint dieses stetige Abdrücken an den Gebühren des technischen Personals, also ganz gewiß armer Teufel, jedenfalls höchst befremdend. Wenn bei einem k. k. Institut so schmachvoll ausgebeutet wird, wenn dergleichen am grünen Holze geschieht, was steht dann am dürren zu erwarten? Aber man glaube nicht, daß dies nur im verlumpten Oesterreich möglich ist. In Spree-Athen sieht es in dieser Hinsicht nicht viel anders aus. Vgl. folgende Zeitungsnachricht: „Im April wurden 46 Choristinnen und Chorsänger für das Berliner Neue königliche Opernheater (Kroll) engagirt. Den betreffenden Chormitgliedern war durch Vertrag für die Zeit vom 1. Mai bis zum 1. August eine Monatsgage von 120 Mark zugesichert worden. Die Intendantur behielt sich in dem Vertrage das Recht vor, binnen drei Wochen vom 1. Mai an, also spätestens bis zum 21. Mai, durch eingeschriebenen Brief die Entlassung zu bewirken, machte aber von dieser Befugniß keinen Gebrauch. Die Engagirten leisteten die kontraktlich nicht einmal vorgesehenen Proben und spielten seit dem 1 Mai. Am 31. Mai aber ließ der Hilfsregisseur Braunschweig alle Sechsundvierzig nach der Vorstellung auf der Bühne zusammenkommen und eröffnete ihnen im Namen der Generalintendantur daß diese durch den schlechten Geschäftsgang genöthigt sei, das ganze

erwähnten — nach und nach Ueberzeugung werden, wenn sie es nicht schon zum größten Theile ist. Kein Wunder, daß talentirte Mädchen von Charakter selbst abgeschreckt werden, sich der Bühne zu widmen und daß entweder Durchschnittstalente, von denen zwölf ein Dutzend machen oder gar nur Geschöpfe dortselbst ihr Wesen treiben, deren oft problematische Fähigkeiten sich zumeist in horizontaler Lage offenbaren. — — Dies die Kehrseite der Münze.

Dadurch nun, daß die Bühnenleiter einander überboten, haben sie die Künstler, die ehmals überglücklich waren, wenn sie ein Engagement überhaupt fanden, ein Engagement in welchem ihre Bezüge kaum den zehnten Theil der gegenwärtigen Sätze betrugen, gewöhnt, Forderungen zu stellen, die ohne erhebliche Steigerung des Budgets unerschwinglich sind. Das mußte naturgemäß wieder die Eintrittspreise steigern, was eine weitere Steigerung: jene des Pachtschillings zur Folge hatte. Der Aufschlag der Eintrittspreise wirkte ungünstig auf den Besuch und begünstigte die Entstehung der Chantants, Tingl-Tangls und wie die „Vergnügungs-Etablissements" sonst noch heißen mögen. In diesen waren die Preise niedrig und man bekam neben zahlreichen Vorträgen auch kleine Possen u. s. f. zu sehen — wenn auch keine besondere, so doch immerhin eine Vergnügung, die nach und nach den mit irdischen Gütern nicht Gesegneten, denen sich die Theater verschlossen, diese entbehrlich machte, freilich auf Kosten des Geschmacks.

Schließlich bemächtigten sich die zahlreichen Geselligkeitsvereine des „Theaterspielens" und schufen sich ihren „Hausbedarf" an dramatischer Unterhaltung selbst. Heute ist fast kein Verein zu finden, der nicht von Zeit zu Zeit mimte und so nicht nur dem Theater, sondern auch der Schauspielkunst Abbruch thun würde. Wie viele junge Leute werden durch das freigebig-gespendete Lob von Seite der Freunde und Verwandten, durch eine Anerkennung, die zumeist nicht im Mindesten gerechtfertigt, erscheint, in die Region der Eitelkeit und Anmaßung hineingehetzt. Im Glauben an ihre (imaginäre) Künstlerschaft entfremden sie sich ihrem Berufe, brechen endlich mit demselben und vermehren so das Schauspieler-Proletariat, das über die Wintermonate darbt und den Sommer hindurch hungert.

So gut wie die Theaterleiter an der Verschlechterung des Geschmacks im Publikum ihr redlich Theil haben, ebenso tragen sie am materiellen Verfall der Bühne die Schuld. Einerseits das Haschen nach leichter Kost, andererseits der Wettbewerb, einander die schauspielerischen Kräfte abzujagen, beiderseits aber die Sucht, recht große Geschäfte zu machen, brachte die gegenwärtige deutsche Bühne in Verfall

---

Personal am letzten Juni zu entlassen. Gestützt auf ihren Vertrag fragten nun die Damen und Herren, wie es denn mit der Gage für den Monat Juli stehe. Wenn die Generalintendantur nicht spielen läßt, so sei es doch wohl selbstverständlich, daß sie trotzdem die Gage zahlen müsse. Herr Braunschweig aber erwiederte, daß davon keine Rede (!) sein könne, und als man sich damit nicht zufrieden geben wollte, erklärte er, daß er nur Beamter sei und das auszuführen habe, was die Generalintendantur ihm auftrage. Nach einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung verließen die Enttäuschten die Bühne und beauftragten gemeinschaftlich einen Rechtsanwalt, ihre Ansprüche gerichtlich geltend zu machen." Nicht weniger „nett" ist auch die Geschichte mit der von Lautenschläger erfundenen „Drehbühne", worüber er selbst einem Ausfratschler gegenüber Nachstehendes mitgetheilt hat: „Nicht viel später, als sich hier (München) Direktor Mahler für meine „Drehbühne" begeistert hatte, erschien eine von Herrn Bennier konstruirte „Drehbühne" im Wiener Hofoperntheater. Ich richtete, als ich von dem Plagiat hörte, an den Exzellenzherrn Plappart eine Beschwerde des Inhalts, mein System sei in Oesterreich-Ungarn patentirt und die Konstruktion des Herrn Bennier sei ein Eingriff in meine Urheberrechte. Der Herr Generalintendant schrieb mir einen liebenswürdigen Brief, in welchem es hieß, die Sache sei eine ganz andere als in München, doch anerkenne er meine Bedeutung für die Bühnentechnik und sei bereit, in irgend einer ihm anzudeutenden Form mir eine moralische Genugthuung zu gewähren. Ich gab mich zufrieden und bat, diese Form vielleicht in irgend einer Auszeichnung zu finden. (Ein sonderbares Begehren!) Diese meine Interpretation wurde von der Wiener Intendanz abgelehnt. Dr. Rosenthal in München ist mit meiner Prozeßsache vertraut. Und ich hoffe, in nicht allzu langer Zeit die Entscheidung der Gerichte herbeizuführen. Ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich von der Beschwerde und dem Prozesse Umgang genommen hätte, falls man anstandshalber seinerzeit eine höfliche Anfrage wegen Benützung meiner Arbeit aus Wien an mich gerichtet hätte." (D. Verf.)

und wird sie noch tiefer sinken machen. Kein Vernünftiger wird wollen, daß die Theaterdirektoren bloß auf ideale Aufgaben ihre Kräfte aufwenden — gewiß, sie sollen verdienen, sie müssen verdienen und reichlich verdienen, aber sie dürfen volksthümlich gesprochen: nicht über die Stränge hau'n. Und das thun sie in redlichster Weise. Mit einem Raffinement sondergleichen vertheuern sie dem Volke das Bischen geistigen Bedarf, den es noch besitzt, und verfälschen denselben, wo es nur angeht.

Wenn eine Reform des Theaters von Erfolg begleitet sein soll, so muß sie vor Allem hier einsetzen. Die Gagen müßten herabgedrückt werden, die Eintrittspreise erniedrigt und die Gesundung der Theaterverhältnisse wäre eingeleitet. Allerdings ist dies eine Aufgabe, deren Durchführung außerordentlich schwierig erscheint, weil sie hundertfachen Hindernissen begegnen wird. Unmöglich aber ist sie nicht, sobald nur der Wille dazu sich vorfindet und ein wenig Korpsgeist. Es ist ja gar nicht nöthig, Alles auf einmal umzustürzen, vielmehr wäre es angezeigt, diese Reform schrittweise durchzuführen, wobei die in einem der ersten Artikel erwähnte „Ober-Intendantur der deutschen Theater" fördernd eingreifen könnte.

Auch der schon mehrfach kolportirte Gedanke von der Verstaatlichung der Theater wäre hier einer eingehenden Erörterung zu unterziehen; unter Umständen gäbe die Verwirklichung desselben das beste Mittel an die Hand, zur Gesundung der gegenwärtigen Theater-Verhältnisse beizutragen.

Daß unter den Verhältnissen, wie sie heute an der Tagesordnung sind, die deutsche Bühne je weiter, desto mehr in Verfall geräth, wird wohl Niemand in Abrede stellen, der auf gesunden Menschenverstand Anspruch erhebt. Wenn aber ein Institut, das berufen ist, dem Volke geistigen Bedarf zu bieten, auf der schiefen Ebene sich befindet, so erscheint damit auch die Ehre des betreffenden Volkes in Gefahr, denn die Kunst, zumal die der Schaubühne, ist eine Ehrensache der Allgemeinheit. Ich bin weit davon entfernt, das Theater als eine „moralische Anstalt" zu betrachten, — das Theater soll Vergnügen und Unterhaltung bereiten u. zw. durch Darstellung von Charakteren, zu belehren und zurecht zu weisen ist ein Nebenzweck, der allerdings nicht zu niedrig angeschlagen werden darf. Schiller behält vollkommen Recht, wenn er diesbezüglich sagt: „So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als toter Buchstab, und uralte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze" und „die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt." Dem gewaltigen moralischen Eindruck, den z. B. die letzte Szene von „Kabale und Liebe" hervorruft, in welcher den schuftigen Wurm und dessen Kameraden, den Präsidenten, die Rache ereilt, vermag sich wohl kaum ein Zuschauer zu entziehen. Auch wenn die Moral nur ein Nebenzweck der Bühne ist, so bleibt diese doch immer „eine sehr wichtige Angelegenheit", wie Goethe einmal zu Eckermann geäußert hat, „der man nicht genug Aufmerksamkeit widmen kann." Wenn aber diese sehr wichtige Angelegenheit, diese Ehrensache in ein Stadium tritt, in welchem sie unfehlbar versumpfen muß, dann darf nicht gesäumt werden, alle Mittel anzuwenden, die dem steuern könnten —:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles setzt an ihre Ehre.

(Weitere Artikel folgen.)

Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur.

Von **Mathieu Schwann** (Soden am Taunus).

(Schluß.)*)

Hier stehen wir nun vor dem Unnennbaren, dem Unsagbaren Goethes, das wohl der Liebe und der Empfindung, der „Anschauung" zugänglich ist, unzugänglich aber dem Verstande und der Erklärung, so daß Tolstoj sagen kann: „Sage mir, was das Leben ist, und ich will dir sagen, was Gott ist." Der Wendungen über dieses sogenannte Letzte gibt es unzählige, denn ganz der gleiche Sinn liegt zum Beispiel, richtig verstanden, in dem Ausspruche Kant's: „Gebt mir Materie, und ich will eine Welt daraus schaffen!", oder in dem Spruche Bölsche's: „Gott ist Staub und Staub ist Gott," der sich schon bei Schopenhauer ähnlich findet. Schmitt nennt dieses eine, Alles umfließende Leben, diese „schöpferische Urmacht" Vernunft. Und das ist nicht gut, da Vernunft der Reflexion und Abstraktion entstammt und die Erscheinung zur Voraussetzung hat. Er will auch nicht mit der „naturalistischen" Erkenntnis gehen, die im Endlich-Sinnlichen die Grundlage zu sehen glaubt, aus welchem sich im äußerlich mechanischen Ausbau Geist und Gedanke, das seiner Natur nach schlechthin Unendliche, aufbauen soll. Und auch hier ist seine Bezeichnung nicht gut. „Geist" — ja, so kann man dieses Unendliche, das mit seinen Schwingungen überall in den Erscheinungen aufleuchtet, allenfalls nennen, aber Gedanke ist und bleibt Produkt, Erzeugnis des denkenden Gehirns und setzt den formgebenden Intellekt voraus. Schopenhauers blinder Wille, der in Allem waltet, der sich im Intellekt die Fackel entzündet, die seine Wege beleuchtet, erscheint mir als die ungleich treffendere Bezeichnung. Doch, so weit ich sehe, ist das, was Plato den Sokrates zur Erklärung des Eris sagen läßt, die für uns verständlichste Auslegung und Darstellung dieses wunderbaren Problems, das die Einen Gott nennen, die Andern „Nicht-Gott", das die Einen schön und gut nennen, von dem die Andern dagegen meinen, es sei weder schön noch gut. — Also häßlich und schlecht? — kam da die Frage zurück. Und Sokrates erwiderte: „Ist denn das, was nicht gut und schön ist, notwendig häßlich und schlecht? Gibt es nicht ein Mittelding zwischen weise und unwissend? Gibt es z. B. nicht oftmals eine richtige Meinung von einem Dinge, die dennoch der Angabe eines Grundes nicht fähig ist? Weisheit ist das nicht, da sie der Begründung entbehrt, noch ist es Unwissenheit, denn was den wahren Bestand der Sache trifft, kann doch nicht Unwissenheit genannt werden".

Und so erscheint mir der Zustand alles Lebens, bevor es in die Reflexion und vernünftige Anschauung des Menschen eintritt: Geistig durchsonnt, aber noch kein Gedanke, das Richtige, den wahren Bestand der Sache treffend (siehe das Nest des Vogels, die Zelle der Biene und alle die wunderbare „Zweckmäßigkeit" im Leben der ohne Intellekt schaffenden Natur), und dennoch nicht Weisheit, Wille zum Ziel, und doch das Ziel nicht wissend, wohl aber aus dem Komplex seiner Regungen heraus danach strebend, eine Absicht und eine Zweckerfüllung ohne das Bewußtsein einer solchen. Und als letztes und höchstes Ziel alles Lebens: Selbsterkenntnis, Wiederspiegelung all seiner Regungen in der Anschauung der Vernunft. Vernunft also nicht am Anfang stehend, sondern auf der Höhe, dagegen Geist und aus ihrem Wille zur Vernunft am Anfang aller organischen Bildung. Darum auch hier wieder der Mensch als höchste Lebenskristallisirung auf Erden, Mittler zwischen dem ihn selbst erzeugenden Allleben und der aus ihm hervorgehenden und durch ihn erzeugten Erkenntnis der Vernunft. So erscheint mir das Verhältnis des Menschen zu Welt und Allnatur.

Und weil es mir so erscheint, weil ich einerseits die menschliche Natur gefesselt sehe an das sinnliche und leibliche Leben, weil ich den Menschen andererseits getragen sehe von jenem Willen der Allnatur zur Selbstanschauung und Selbsterkenntnis,

*) Vgl. Seite 535.

darum trenne ich nicht und reiße auch nicht auseinander und vermag auch mit Schmitt die Folgerung nicht zu ziehen, daß der Mensch „in jedem Augenblick bereit" sein werde, „seinem Sinnenleben in allem Reichtum der Schönheit zu entsagen und sein leibliches Wohlsein und Leben hinzugeben für die überkönigliche Hoheit des Geistes und sein ungetrübtes Himmelreich, mit dem er in sich licht seine Brüder und Schwestern zu erleuchten sucht." Im Gegenteil geht meine höchste ideale Forderung dahin, daß der Mensch fort und fort den Versuch mache und immer wieder erneue, sein sinnliches und leibliches Leben zum Träger dieser Geisteshoheit und Geistesschönheit zu machen, in ihm das leibhaftige Abbild jenes Alllebens zu schaffen, das sein Inneres mit den Flutwellen lichtvoller Erkenntnis durchrauscht.

Der Mensch kann und soll und darf auf sein Sinnenleben nicht verzichten, denn still steht das Geistesleben, versucht er es nur damit, und auf weite Abwege und zu den tollsten, aberwitzigsten Wahnbildungen gerät er, läßt er im Stich, was die Natur ihm nun einmal als Unterlage seines ganzen Lebens mit auf den Weg gab, seinen „weisen Leib," wie Nietzsche ihn nennt.

Von hier aus, wo der Mensch mir als Mittler erscheint, schließe ich die Unterwertigkeit und Unterschätzung des Sinnlichen aus, wie sie namentlich in Schmitts Darlegungen über die Tolstoj'schen Ideen zur Kunst zum Ausdruck gelangt. Nimmt er mit Schelling und Hegel an, daß alle künstlerische Darstellung als Darstellung der Idee in der Form, des Geistigen und Universalen im Sinnlichen erscheine, und betont er alsdann, daß das Sinnliche hier nur als Mittel diene, um uns in jene Sphäre des Geistigen in der Form des ästhetischen Gefühles hinüber zu leiten, so sage ich: dieses Nur ist eben falsch. Das Sinnliche mag Mittel des Geistigen zur Formgestaltung sein, aber eben dadurch, daß es Mittel ist, erscheint es auch als Notwendigkeit, als ein Berechtigtes, Gebotenes und für die Existenz des Geistigen Nötiges; das heißt also: das Geistige ist vom Sinnlichen ebenso bedingt, wie das Sinnliche vom Geistigen bedingt erscheint. Und darum hat das Sinnliche nicht nur gleiche Berechtigung neben dem Geistigen, sondern es muß auch verlangen, von diesem als gleichberechtigt, als Eins mit jenem anerkannt zu werden, und zwar anerkannt auch in den Bedingungen seines Wesens, die eben sinnliche, leibliche, „materielle" sind.

Wendet sich nun Tolstoj mit seiner Anklage gegen die moderne Kunst, daß sie die Grundanschauungen einer rohen, primitiveren Kultur zu verherrlichen und zu befestigen suche, damit notwendig dem Stillstande und dem Rückschritte diene und anstatt zur Veredelung vielmehr zur Verwilderung und Verrohung der Gemüter führe und so direkt schädlich wirke, so hat er damit noch keineswegs Unrecht, blicken wir auf die vielen Erzeugnisse des heutigen Kunstgeschmackes hin, die den Charakter der Waare offen oder versteckt an sich tragen. Aber er übersieht dabei doch namentlich eins und zwar ein Gewaltiges, was wir gerade auf diesem Wege gewonnen. Abgesehen von der großen Erleichterung der heutigen technischen Ausbildung auf allen Gebieten, die auch in der Kunst gar Manchen zum Erproben seiner Fähigkeiten und zum Schaffen führt, der für Kunst und zwar für große Kunst keineswegs genügend veranlagt und berufen erscheint, gewannen wir doch eine weit höhere Wertung des Lebens an sich auf diesem Pfade, wir gelangten zur Erhebung des Sinnlichen aus dem Unflat mönchischer Verbannung, in den man es hinabgestoßen hatte; die große Erlösung des Menschenbewußtseins von dem Richterspruche memento mori kam zu Stande, den eine finstere Zeit uns beständig vor Augen hielt, und hell und jubelnd erklang Goethe's mächtiger Lebensruf memento vivere und weckte den Widerhall. Das Sinnliche mußte sich erst einmal wieder seine Gleichberechtigung im Menschenbewußtsein zurückerobern. Damit gewann es eine weit höhere Bedeutung für unsere Erkenntnis, als es sie ehedem besaß, und daß es sie gewann, ist insofern ein ungeheurer Fortschritt, als mit dieser neuen Wertschätzung das sinnliche Leben eben die Fähigkeit errang, einer weit höheren Geistigkeit als lebendiger Träger dienen zu

können. Folgert Schmitt nun, daß die Philosophie und die Wissenschaft des Zeitalters von den Bahnen der christlichen Idee abgelenkt worden sei, so mag er damit recht haben, hält er sich an diese oder jene Einzelerscheinung. Verallgemeinern aber darf er das nicht, denn niemals wäre eine so tiefe und neue, so an den genialen Urgedanken Christi zurückdringende Auffassung des Christentums möglich geworden ohne diesen Gang der Philosophie, Wissenschaft, Kunst in den „Naturalismus" hinein, einen Gang, den Tolstoj selbst nicht nur mitgemacht hat, sondern der geradezu Vorbedingung seiner späteren Entwicklung war. Und so sehe ich in der Erscheinung Tolstoj's absolut nicht den Antipoden Nietzsche's, wie Schmitt es thut, auch keinen Gegensatz zu dieser modernen Philosophie und Wissenschaft, sondern ich sehe in Tolstoj die logische Kontinuität dieser Wissenschaft und Kunst selbst, die von dem, was sich da Christentum nennt und nannte, ablenkte, jedoch hinlenkte und hintrieb und aus innerstem Wahrheitsleben zurückdrängte zu der Urfrage des Christentums nicht nur, sondern aller Religion: Was ist die Welt? Was ist der Mensch? Was ist das Leben?

Nein, sage ich, diese Kunst mag vielfach noch in der Darstellung des „Sinnlichen" hängen bleiben, eine größere Reinheit des Blickes für dieses Sinnliche errangen wir uns deshalb doch. Wenn mir Häckel z. B. von Eizellen und Samentierchen, von Zeugung, und Befruchtung spricht, wenn Bölsche von dem Liebesleben in der Natur erzählt, so habe ich eben nicht mehr die Empfindung eines nur Sinnlichen, eines roh Sinnlichen, eines Unreinen gar, sondern die Spiegelung einer ungeheuren, gewaltigen Schönheit leuchtet in mir auf. Und das ist eine so große Errungenschaft des Einheitsdenkens, der Einheitsdarstellung und Einheitsanschauung, die die „grobe Sinnlichkeit" eben nicht mehr im Gegensatz zum „rein Geistigen" zu erblicken vermag, die über diesen Gegensatz hinauskam und hinaus zu kommen versucht und an der Einheit alles Seienden festzuhalten bestrebt ist, daß, einmal in die Blickweite dieser Zone eingedrungen, wohl schwerlich ein Mensch sich rückwärts sehnen wird in eine Zeit, da all dieses Leben gespalten und zerrissen vor unsern Augen stand, gespalten in Gut und Böse, da selbst das höchste Geistige, wie es in dem ernsten Willen und Sehnen aller Wahrheitsucher zu Tage trat, der unreinen, befleckten Ausdeutung nicht zu entgehen vermochte.

Aus der Zweiheitsanschauung, wie sie von den Menschen festgehalten wurde und meist noch bis heute festgehalten wird, konnte und mußte die Zwietracht hervorgehen. Aus der Einheitsanschauung der Welt, des Lebens muß die Eintracht geboren werden. Und das ist das ungeheuere Verdienst Tolstoj's, daß er diese Einheitsanschauung mit genialem Willen hinüberführte auf das Gebiet, wo Mensch zum Menschen steht, auf das Gebiet der Ethik, des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Liebe. Die goldene Brücke dieser Erkenntnis, welche in mächtigem Bogen die zwischen zwei Welten und Weltanschauungen klaffende Kluft überspannt, ist im Bau begriffen, und schon gibt es Menschen, die zum jenseitigen Ufer hinübergelangten und uns von seinen Schönheiten erzählen.

„So wie man Jesus zu einem heidnischen Gotte und entsetzlichen Weltrichter gemacht hatte und zu einem völlig ausnahmsweisen Wunderwesen, so hatte sich auch der Gedanke festgesetzt, daß der Mensch überhaupt ein ähnliches Zauberwesen sein könne, um ähnliche Unmenschlichkeiten (die freilich gegen das Dekretiren ewiger Qualen Kleinigkeiten bleiben) kraft einer ähnlichen phantastischen Herrlichkeit begehen zu können, mit deren Zumutung man den milden Jesus so entsetzlich lästerte. Nicht bloß die Hexen und Zauberer, die solche Rasenden verbrannten, auch sie selbst galten und gelten sich noch heute für solche verzauberte, für solche Wunderwesen. Die wunderbare Eigenschaft aber, die sie über alle die gemeine Menschheit erhebt, äußert sich darin, daß sie diese Menschen zu Handlungen befähigt, von denen sie sich mit Schauder und Ekel abwenden würden, wenn sie sich nicht besessen glaubten von der Zauberkraft ihres Adels, ihres Amtes, ihrer hohen oder niedrigeren, doch jedenfalls über dem gewöhnlichen Menschentum erhabenen Stellung, die sich denn auch von den

Geboten einfacher Menschlichkeit dispensirte. Man hat geglaubt, die Hauptsache abgethan zu haben, als man diejenige Seite des mittelalterlichen Zauber- und Hexenglaubens, die sich auf solche angebliche Ausüber der schwarzen Magie bezog, beseitigte, was allerdings eine verdienstvolle Sache war.

Aber man hat den verderblicheren Teil dieses Zauberglaubens bestehen lassen, denn während man die Missethaten der Zauberer der einen Sorte sittlich verdammte, diente und dient der Zauberglaube an diese Zauberer und Medizinmänner moderner Sorte, die man gesellschaftliche, staatliche und kirchliche Würdenträger, Könige, Generäle, Bischöfe u. dgl. nennt, dazu, ihre Missethaten mit einem Glorienscheine zu umgeben und die große Menge der Menschen durch solche Meinung in der bedenklichsten Weise zu demoralisiren."

Das ist die kühne Sprache der Reformatoren, der Menschen, die sich der Menschenwürde erinnern und sie in's Gedächtnis aller zurückzuführen suchen, um da dem Unwesen, das mit Amt und Würden getrieben wird, wieder einmal zu steuern. „Denn weil wir alle gleich Priester sind", rief Martin Luther in seinem Sendschreiben an den christlichen Adel, und immer wieder dröhnt solche Mahnung auf: Sucht ihr einen Adel, so sucht ihn in der Veredelung zum Menschen; sucht ihr eine Würde, so sucht sie in dem leuchtenden Vernunftgedanken er göttlichen Würde des Menschen. Nirgenwo anders sind dieser Adel und diese Würde zu finden, als dort, in der Erfüllung des Menschenberufes, des Berufes, ein Mittler zu sein zwischen dem Alleben der Natur und seiner ihm durch eure Erkenntnis zu vermittelnden Selbsterkenntnis, zu der alles Leben als zu seinem letzten und höchsten Ziele drängt. Und kein anderes Mittel dazu gibt es, als eigene Tüchtigkeit, denn: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch."

Die mächtige Verkörperung des Menschengedankens ist es, die die Blicke aller auf Tolstoj hinrichtet. Wäre es nicht so, das Leuchten dieser großen Persönlichkeit würde die Augen der Suchenden nicht mit dem Strahl der Begeisterung erfüllen und es würde das Auge der „Zauberer" nicht irritiren. Rußland trat mit ihm in Sicht für die menschliche Kulturwelt, und es wird nicht ausbleiben, daß dieses zur Menschheit strebende Rußland seine tiefe Rückwirkung auf die Kulturwelt des Westens ausübt.

„Bisher," sagte Schopenhauer, „haben die Philosophen sich viel Mühe gegeben, die Freiheit des Willens zu lehren: ich aber werde die Allmacht des Willens lehren." Und er hat recht: ist ein Willensstrahl mächtig, so müßte der eine Allwille, der alles erfüllt und mit seinem Streben durchdringt, der dem Stein vor unseren Füßen seine Schwerkraft gibt und im Gedanken unseres Hauptes in die Weite strebt und mit Aetherkraft dahin fliegt, allmächtig sein. Das Kunststück könnte und müßte dann aber auch diesem Allwillen gelingen, sich im menschlichen Intellekt das Werkzeug seiner Erkenntnis zu schaffen. Und der Erkenntnis wird die Anerkennung folgen. Höre ich den freudigen Bekennermut eines Tolstoj, den das Leben durch alle Tiefen und über alle Höhen führte, der am Abgrund des Selbstmordes dahin wandelte und aus dem Tiefsten sich emporrang zur leuchtenden Höhe, der dankbaren Anerkennung des Lebens und des menschlichen Berufes; höre ich den Jubel der Tausende und Millionen, die diesem einen Menschen heute in Zuversicht danken, so reißt's mich aus allem Kleinmut und ich sehe die Zeit, da der Wille und seine Allmacht lehrt, da es für ein Menschenauge nur mehr eine Welt, eine Menschheit, eine Eintracht und friedfertige Schaffenslust geben wird. Möge die Sehnsucht nach der Menschenheimat unsere Schritte dahin beflügeln: Empor zu ihrer Höhe sehe ich die Menschheit streben, und auf alle einzelnen Niederungsphasen sendet diese morgenleuchtende Schönheit schon ihren beglückenden Strahl.

Dichtungen

von **Marie Eugenie delle Grazie** (Wien.)

Begegnung.

Zwischen Gräbern schritt ich jüngst dahin —
Golden war der Tag und hell mein Sinn

Und von Lebenskraft mein Herz so voll,
Dass es plötzlich mich beschlich wie Groll

Wider ihn, der heimlich mit uns ringt,
Bis er grinsend in den Staub uns zwingt,

Und auf unsern Lippen, bleich und stumm,
Nichts zurücklässt, als ein bang: „warum?“

Tausend Blüten nickten um mich her,
Trunken war die Luft und sonnenschwer;

All' der Kelche, all' der Kräuter Hauch
Stieg dem Leben auf, ein Opferrauch,

Und berauschte mich, dass ich den Tod
Kannt und kecken Muts zum Kampf entbot.

In der Einsamkeit, die ich gestört,
Starb mein Ruf hin, einsam, ungehört.

Da — just wollt' ich wenden mich zum Geh'n,
Sah ich einen Priester vor mir steh'n.

Schlicht fiel in die Stirne ihm das Haar,
Lang zur Erde nieder sein Talar.

Und aus Augen, d'rin ein Rätsel schlief,
Sah er an mich — seltsam gross und tief.

Um die Lippen aber zuckte leis'
Ihm ein Lächeln — mild und weltenweis'.

„Es wird Abend, und der Tag war schwül —"
Sprach er. Mich durchschauerte es kühl;

Denn sein Aug', erst glänzend nach und rein,
Wuchs mir plötzlich in die Seel' hinein,

Schwarz wie ein Gewitterhimmel, leer
Wie die Nacht, und dennoch rätselschwer.

„Willst du ruh'n, mein Kind, ruh' hier dich aus!"
„Nein", rief ich, „noch hab' ich ein Zuhaus!"

Wieder nickte er, und lachte leis',
Wie er flüsterte: „Ich weiss — ich weiss . .!"

„Ei, und was bringt euch her,?" frug ich leicht.
„Nur ein Leben, das gemach erbleicht!"

„Bringt ihr Tröstung ihm?" — „Ich glaube — ja —
Da das Schlimmste ihm bereits geschah!"

„Wohl der Tod?" frug ich, von Grau'n durchbebt —
„Nein, ein Leben, das sich überlebt!"

„War's ein Greis?" sprach ich. Er lachte still:
„Nein, — ein Thor nur, der nicht sterben will!"

Und von eines leeren Grabes Rand
Brach er eine Blum' mir, und — verschwand . . .

Pompeji.

Vor uns her
Trottet der Führer: schwatzend
Und wiederkauend, ein kläglich-drolliger Staarmatz,
Den Noth und Hunger Weisheit gelehrt!
Ich aber —
Ich lausch' ihm nicht: was sollen mir Namen, wo
Das Schicksal riesengroß sich eingezeichnet,
Und lapidar der Tod
Sein schwarzes „Amen!" schrieb in's blühende Leben?

Sein ist
Noch heut' Pompeji — und wenn auch
Dem Licht gegeben — sein ist's
Und seine Medusenzüge trägt's,
Die herzbeklemmenden, wahnsinnstarren,
Die fürchterlichen Züge des Todes!

Ihr habt ihm's
Vom Herzen geraubt und dem Schooß der Verwesung entrissen,
Mit wüthender Neugier habt ihr's
Emporgehoben und sein Riesenwerk
In eurer Sprache getauft,
Und seine Riesenthat
Mit euren Spaten besudelt —
Ihr Thoren — ihr Pygmäen — und er litt's!

Er litt es und spie euch wie zum Hohn
Noch Euresgleichen herauf:
Vermorschte Kadaver und
Entflieh'nde, die um eines Schrittes Breite
Wie Bestien gekämpft;
Vergessene Götter,
Gestürzte Altäre
Und das, worum ihr noch heute kämpft
Und mordet, und im Schweiß eures Angesichtes
Euch mühen werdet durch alle Zeiten — Brot . . .

Ihr aber,
Ihr trippelt nun durch seine Ruinen,
Und staunt,
Und schaudert,
Und fühlt nur Ein's nicht: seinen göttlichen Hohn!
Und deutet nur Ein's euch nicht: das trauernde Mahnen
Der holden Natur, darein ihr dies Zerrbild gestellt,
Die mütterlich
Den Tod euch verhüllt und über
Die Schrecken der Tiefe die schimmernden Meere gespannt,
Mit liebreichem Sonnen-Antlitz
Euren kindischen Hochmuth schaut
Und herübergrüßt wie versöhnend
Mit dem grünen Sorrent und dem prächt'gen Camaldoli!

Tiberius.

1.

Still lag das Meer; die Höh', die wir erklommen
Erstrahlte in des Abends satter Gluth
Und durch die Lüfte kam ein Hauch geschwommen,
Geheimnisvoll erregend Hirn und Blut —
Narzissenduft . . . und vor mir die Ruinen
Tiber's, d'rin Haß und Wollust einst gehaust,
Vom letzten Glanz des Tages mild beschienen,
Vom Donnergruß des Meer's wie einst umbraust.
Noch leuchtet bunt der Mosaik der Fliesen,
Noch hebt sich hier und dort ein Säulenstumpf
Zerschmettert, einem hingestürzten Riesen
Vergleichbar; doch die Luft geht schwül und dumpf,
Beklemmend — und ein räthselhaftes Grauen
Beschlich mit einem Mal mir Herz und Sinn,
Als gält's, ein Fürchterliches hier zu schauen,
Als trät' der Schrecken plötzlich vor mich hin,
Und lachte gell und schüttelte die Locken,
Und säh' mich an, medusenhaft und stier,
Daß in den Adern mir die Pulse stocken — —
„Da bin ich, Menschlein, — nun, du riefst nach mir!"
Doch still blieb es um mich; und träumend lenkte
Die Schritte ich der Felsenbrüstung zu:
Schon war die Sonn' erloschen, Dämm'rung senkte
Sich flaumig auf der Wogen glatte Ruh';
Geräuschlos strich die Möve hin und wieder,
Und kühl umwehte mich des Abends Hauch,
Aus einer Barke klangen Fischerlieder,
Fern kräuselte sich eines Dampfers Rauch . . .
Da hört' ich hinter mir ein seltsam Rufen —
So spöttisch-hell . . . scheu ging mein Blick umher —
Dann wandt' ich mich — und vor mir, auf den Stufen
Der Eremitenklause stand — Tiber!

2.

„Ich habe dich erwartet!" und hernieder
Schritt lächelnd er und griff nach meiner Hand —
Entsetzen fuhr mir lähmend durch die Glieder,
Und Aug' in Aug' hielt ihm mein Grauen stand.
„Was schüttelt dich die Angst in meiner Nähe?
Ich bin nur Einer aus der Riesenzahl!"
Und freundlich grinste er — mir war, als sähe
Ich dieses Grinsen nicht zum ersten Mal...
„Du siehst ich kreuz' nicht unhold deine Wege,
Sonst hätt' ich deiner dort geharrt, wo schwül
Die Zauber der Vergangenheit noch rege —
Doch hier ist's frei, — und menschennah' — und kühl —
Nicht hat Tiberius das Licht zu scheuen,
So lang ein Menschlein noch im Staube kreucht!
Nichts bleibt ihm zu beweinen, zu bereuen

Als etwa . . . doch, tritt hieher! Sieh' mir däucht,
An jener Stelle wär' einst Blut geflossen!
Ein holder Knabe war's: blondlockig, keck . . .
Auf jedem Pfad blüht's hier von Purpur-Rosen
Um mich — sieh dorthin nur! Welch' schöner Fleck!"
Mein Herz stand stille! nur ein dumpfes Brausen
Und Hämmern dröhnte quälend mir im Ohr
Sein Auge letzte sich an meinem Grausen,
Dann nickte er; hob meine Hand empor
Und sprach: „Ihr habt das Kreuz auf euch genommen,
Und schändet, mordet, haßt und schwelgt nicht mehr —
Ihr? Haha! und dürft nun schaudern kommen
Und aufseufzen: „Hier wüthete Tiber!"
Ihr? Hahaha! und von den Felsen gellte
Und sprang fein Hohngelächter schrill zurück:
Es war, als ob ein Stein daran zerschellte,
Ein spitzer Stein abbröckelnd Stück für Stück . . .
„O wie ich euch veracht'! Wie ich euch immer
Verachtet habe!" und sein Augenpaar
Durchflog ein irres, grünliches Geflimmer,
Im Winde flatterte das nächt'ge Haar. —
„Ihr seid — dieselben noch! noch ist die Lüge
Ein Gottesdienst und Dünkel der Altar —
Einfraß in euer Hirn, in eure Züge
Sich ihrer Nothzucht Schandmal! Nichts ist wahr
Am Menschen, als die Frechheit, ihr zu dienen!
Verdammt ihr noch den blutigen Tiber,
Deß Gräuel diese traurigen Ruinen
Erzählen, ragend über Land und Meer —
Dann wißt: er floh hieher, um nicht zu scheinen,
Was er nie war! Der bess're Mensch hat hier
Gehaust, gewüthet . . . einer eurer „Reinen"
Warf hier die Maske ab und ward — ein Thier!
Und wälzte sich wie ihr im geilen Bade
Der Lust — nur zeigte er auch seinen Schmutz —
Und haßte, würgte, ohne Wahl und Gnade —
Nur bat er nicht wie ihr um Gottes Schutz
Dazu! Nur heuchelte er nicht Erbarmen,
Wo schadenfroh sein Herz auflachte — nur
Zwang er sich nicht, den Gegner zu umarmen,
Wenn er den Tod ihm wünschte, und Natur
Zu leugnen, wenn sie ihre Bestientatzen
In's Fleisch ihm grub mit wollüstigem Schmerz —
Ihr zeigt stets weiche Hände, glatte Fratzen —
Die Tigerkrallen wuchsen euch in's — Herz!
Ich war Tiber und hatt' den Muth, es bleiben
Zu wollen! Dies allein ist's, was uns trennt —
Ich war ein adlig Thier . . . mein Schwelgen, Treiben
Vermacht' ich euch, daß ihr einst schaudern könn't
Und — mir nach-wüthen in geheimen Stunden,
Wenn euch kein And'rer sieht, als euer Gott . . . .
Ich neid' ihm nicht das Volk, das er gefunden!"
Und wieder grinste er, — satan'schen Spott

Und Hohn im tigerhaften Angesichte;
Dann wies er siegreich über Land und Meer
Und rief: „Er lebt nicht nur in der Geschichte,
In jeder Menschenbrust lacht ein Tiber!“

Das Schloß des Tiberius auf Capri.

(Mit Erlaubnis des Verlages dem Prachtwerke „Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri“, dargestellt von C. Weichardt, Verlag von K. F. Köhler in Leipzig, entnommen).*)

*) Vgl. „Bücherschau“, Seite 590.

M. E. delle Grazie.

Das jüngere Dichtergeschlecht Deutsch-Oesterreichs ist an wirklich bedeutenden Dichterinnen durchaus nicht reich, dafür aber gehören die wenigen zu den Zierden des deutschen Schrifttums. Dies gilt vor allem und uneingeschränkt von der Dichterin, deren Bild dieses Heft schmückt. Als ich — es mögen nun fünf Jahre her sein — ihr „modernes Epos" „Robespierre" vornahm, war mir der Name M. E. delle Grazie nur vom Hörensagen bekannt, mit einemmal ward er mir lieb und vertraut und mit Spannung verfolge ich seither die künstlerische Entwicklung dieser genialen Frau. Ich möchte das ausdrücklich festgestellt wissen, da die Dichtung von weiblicher Seite — ich bekenne es offen und bin (angesichts solcher Werke) bekehrt — meinem Geschmacke nicht ganz zusagte. Der kraftvolle Ton, der aus dem Schaffen dieser Dichterin entgegenklingt, der gluthenathmende Hauch, der aus ihren Rhythmen weht, das Majestätische und dabei doch Dionysische des Gedankens, die reine Ebenmäßigkeit in der Form — das Alles hat mich mit der Dichtung der Frauen versöhnt und sie achten gelehrt. So habe ich denn kürzlich Fr. Marie Najmajer's Dichtungen, zumal das Epos „Gurret ül Eyn" gelesen und Stunden des reinsten, edelsten Genusses durchlebt, wie ich sie mir nicht schöner hätte ersinnen können.

M. E. delle Grazie's Künstlerschaft ist im steten Aufsteigen begriffen.

Seit den „Gedichten" (1881), die sie im 17. Lebensjahre erscheinen ließ und die sich besonders durch die Gluth der Phantasie auszeichnen, und dem Heldengedichte „Hermann" (1883), dessen Naturschilderungen reich an Stimmungspoesie sind, hat sich ihre Begabung in jeder Hinsicht entfaltet und die schönsten Früchte gezeitigt. Zu diesen rechne ich das bereits erwähnte Epos „Robespierre" (1894, zwei Bände, bei Breitkopf & Härtel, Leipzig). Schon die Wahl des Stoffes zeugt davon, daß die Dichterin Hohes, Gewaltiges anstrebt. Noch mehr spricht dafür die eigenartige Auffassung, die sie von Robespierre kundgibt. Ihr ist der Vielgeschmähte weder eine blutgierige Bestie, noch ein himmelblauer Phantast, noch auch ein mit der sogenannten moral insanity behaftetes Individuum, sondern ein Typus der Menschheit, der nach Wahrheit, Freiheit und Wohlfahrt ewig ringenden und ihr Ziel niemals erreichenden Menschheit.

Die schmutzige Kruste Deines Ich's, o Volk,
Nicht scheu'n, um das Erhabene an Dir
Zu retten und in Deinem Dienste stark
Und unentwegt zu kämpfen und zu leiden,
Sei meiner Liebe Ziel und Heldenthum —

das ist die Aufgabe, die er seinem Leben gestellt hat. Und ist gleichzeitig seine tragische Schuld. Wenn er seinen Traum vom Heraufführen der allgemeinen Glückseligkeit verwirklichen will, dann muß er alle Gegner seiner Idee unbedenklich opfern.

Wer über seine Zeit und ihre Form
Hinausstrebt, fordert mehr, als sich unblutig
Erfüllen kann,

wie sein Freund Saint-Just in richtiger Erkenntnis der Dinge sagt. Indeß lehnt sich sein Inneres gegen die kalte Erbarmungslosigkeit auf, doch:

Wer Millionen glücklich machen will,
Muß Tausende schlachten können.

Der eherne Glaube an sich, an seine große Sendung, die Liebe zur Allgemeinheit geht schließlich auf Saint-Just's Theorieen ein, gegen sein Ich, von da ab lebt er im Zwiespalt mit sich selbst. Aber noch ist sein Wille stärker, seine felsenfeste Ueberzeugung siegt im Ringen und nichts kann ihm widerstehen. Er sieht Marat, die Scheelsucht fallen, schickt Danton, den Zorn, auf's Blutgerüst und räumt unter den Tollhäuslern, die theils aus Privathaß, theils aus Habgier morden: den Montagnards auf und steigt höher und höher; gleich wie jede neue Gottheit, wenn sie zur

Macht gekommen, das blutbefleckte Kleid des Märtyrerthums triumphirend abwirft und sich hinsetzt:

„ . . . . . breit
Im Purpurkleide weltzerfleischender
Gewalt in jene hallende Arena,
Die Weltgeschichte heißt, und blickt hinab
Auf jene, die da leiden, die da fallen
Durch seine Macht, und kennt das Stigma nicht
Auf ihrer Stirn, weil von der eig'nen Stirn
Schon längst die Kron' es ihm hinweggebrannt!"

So auch Robespierre —: er vergöttlicht seine Schuld in der Feier des „höchsten Wesens". Damit hat er aber dem Volke nicht einen neuen Lebensinhalt, sondern nur eine neue Form geschenkt. Und das getäuschte, des Blutes satte Volk verlangt seinen Tod. Robespierre fällt als das Opfer seines eigenen Götzen; an der Seite des Sterbenden steht Napoleon, der das alte Elend wieder heraufführt, das Robespierre für alle Zeiten bannen wollte. Mit seinem Freunde geht auch Saint-Just in den Tod, von der Höhe des Blutgerüstes stolz herablächelnd, wie Einer, „dem nachfolgen nicht sterben, sondern wiederkommen heißt".

Hinter Robespierre und Saint-Just schreiten Danton und Marat an uns vorüber. Der Eine ist die über die Dämme getretene, wild hinbrausende Volkskraft, der Andere ein Typus der feigen, widerwärtigen, Alles begeifernden Schmarotzerseelen, die durch ihre Mithilfe die edelsten Regungen besudeln und jegliches Streben der Würde entäußern. Während Robespierre aus idealem Drange, Saint-Just aus Verachtung mordet, schlachtet Danton im Rausch der brutalen Kraft und Marat aus Feigheit und Neid — die Einen aus Erkenntnis, die Andern aus Wahnwitz:

In Wahnwitz und Erkenntnis theilen sich
Der Menschheit Pfade, um im sumpfigen
Moraste der Vergeblichkeit sich wieder
Zu treffen . . . . . .

Alles Ringen ist vergeblich. Aus dem Blute, das für die Ideale vergossen wird, erstehen, gleich wie aus Medeas Drachensaat, eherne Männer und mit ihnen das uraltewige Elend der Menschheit. Alles dient dazu, daß die Gattung weiterbestehe —

O glaube nicht, die Götter zu versöhnen
Fließt Blut, es fließt so oft die Menschheit krankt,
Und nur die Gattung fordert ihre Opfer!
Propheten, Welterlöser, Heilande,
Und Märtyrer — sieh', keiner brachte ihr
Erkenntnis oder frostige Ernücht'rung,
Nein, jedem dankt sie einen neuen Wahn,
Um ungestört ihr Dasein fortzuspinnen —
So schafft Natur für Jene, die sie wahnlos
Belauschen!

Nur der Mensch, der kein Ideal kennt, keinem dient, wird keiner Gottheit Opfer bringen, nur wer sich niemals von der Natur abwendet, sich niemals gegen sie empört, der verfällt in keine Schuld — das ist der Kern dieser Dichtung, in der die moderne Weltanschauung den gewaltigsten dichterischen Ausdruck gefunden hat.

Die Form des Epos ist der Blankvers, der reimlose fünffüßige Jambus, den die Dichterin mit einer heutzutage seltenen Meisterschaft zu handhaben weiß. Aber nicht nur einschmeichelnder Wohlklang ist in diese Verse gebannt, sondern auch wundersame, lebensvolle Plastik. Wir lesen nicht von dem, was geschieht, wir sehen es sich vor uns zum Greifen klar abspielen. Zuerst das lusttolle Hofleben in Versailles in seinem Fieberrausch der unumschränkten Macht, seinem verschnörkelten Thun und Treiben, seinem Glanze und seiner inneren Hohlheit — wir lauschen dem Plätschern der Springbrunnen in den verschnittenen Bosketts, wir athmen den entnervenden Duft der Jasminsträucher, wir hören das Rauschen der lang nachschleppenden Seidenroben . . . Alles fiebert nach Genuß und schwelgt im Taumel der Gewalt — après

nous le déluge! Und plötzlich, jäh, unvermittelt, steht vor uns die Vorstadt von Saint Antoine. Elend, Hunger, Verzweiflung, hier dumpfes Hinbrüten, dort wilde Empörung, kein Brod in der Tischlade und die Büttel des Steuerpächters vor der Thüre, kein Erbarmen, kein Recht; geboren werden, leben und sterben als Sklave, als Lastthier, damit es in Trianon, Saint Honoré und Saint Germain hoch hergehen könne. Kurz darauf rüttelt der Föhn an den Mauern der Bastille, sie fällt und der lang getretene Mensch rast als blutlechzende Bestie durch die Hallen. Dann lodert ein grelles Nordlicht auf, in dessen Widerschein Paris wie in ein Blutmeer getaucht erscheint. Hier zumal ist die Schilderung von furchtbarer Gewalt und erschütternder Wirkung. Es gibt nur sehr wenig Dichtungen, die mit Grazie's „Robespierre" darin wetteifern könnten. Das ist echte, große Poesie, titanenhaft im Ausdruck, wie im Eindruck. Das ist ein kräftigendes, heilsames Bad für die Seelen Aller, die nach Kraft und Größe, nach Schönheit und Gemüth in der Kunst suchen. Man denke nicht, daß die beiden letzteren Eigenschaften hier keinen Raum zur Entfaltung finden! Wer es bezweifelt, der lese jenen Gesang, in dem die Dichterin den Abschied Ludwig XVI. von den Seinen schildert. Oder den Gesang „L'Être suprême", behandelnd die Feier des höchsten Wesens. Ein berauschendes Bild, das vor uns entrollt wird. Rings Blumen und Blüthen, Freude und Friede, das jauchzende Volk in Festgewanden den Hohepriester, Robespierre, begeistert umwogend, der, in eine schwarz-weiße Toga gekleidet, einen Strauß von Rosen und Kornähren auf dem Altare der neuen Gottheit aufopfert...

Zehn Jahre hat Marie Eugenie delle Grazie an diesem Epos gearbeitet, aber die Arbeit trug unserem Schriftthum eine herrliche Frucht: ein Dichterwerk, das sich mit den besten in eine Reihe stellen darf.

Neben „Robespierre" ist für die Eigenart unserer Mitarbeiterin die zwei Jahre vorher (1892) erschienene Gedichtsammlung: „Italische Vignetten" (ebenfalls bei Breitkopf & Härtel) von Wichtigkeit. Sie umfaßt eine Reihe von Bildern aus dem Süden, Schilderungen von Land und Leuten. Ein altes Thema, wird man sagen — ja! gewiß, aber die Kunst der Dichterin weiß den alten Motiven neue, überraschende Seiten abzugewinnen. Eine italische Landschaft von ihr gemalt, hat mit dem gang und gäben, zum Ueberdruß aufgetischten Gepinsel der vielen Italienfahrer nicht das Mindeste zu schaffen — sie malt mit dem Pinsel eines Salvator Rosa. Und sie reißt den Leser stets mit sich fort, einmal durch die großartige Schilderung, das Ueberquellen der Empfindung und die bacchische Freude an der Schönheit des Geschauten, dann wieder durch farbenglühende Gesichte, in denen sie Menschen aus versunkenen Geschlechtern heraufbeschwört, Uebermenschen, Riesen im Wollen und Vollbringen, Dämonen, die kein Bedenken, keine Schwäche kannten, so es galt, sich auszuleben. Nero, Poppäa, Tiberius, Lucretia Borgia, sie wandeln an uns vorüber, nicht wie bloße Schemen der Einbildungskraft, sondern als Menschen in kraftstrotzender Lebensfülle, mit pulsenden Adern . . .

Daß eine so geartete Dichternatur, die in allen ihren Fibern glüht und lodert, auch dramatisch sich bethätigt hat, ist selbstverständlich. Das Trauerspiel „Saul" (1884, bei R. Konegen in Wien), dessen Held als eine Art Vorläufer des „Robespierre" sich darstellt, fesselt besonders durch seine Charakteristik und seine schwungvolle Sprache. Weit bedeutender und in dramatischer Hinsicht schlagkräftiger ist das soziale Trauerspiel „Schlagende Wetter" (1899), von dem im 1. Hefte dieser Zeitschrift, gelegentlich der Aufführung am „Deutschen Volkstheater" des Ausführlicheren die Rede war. Ueber das letzte dramatische Werk, zugleich das jüngste ihres Schaffens, „Der Schatten" (1901) wird an anderer Stelle gehandelt werden.

In Prosa liegen von M. E. delle Grazie zwei Bücher vor: „Die Zigeunerin" (1884), eine Erzählung aus der ungarischen Haide, deren Hauptreiz in der stimmungsvollen Schilderung der Pußten und deren Bewohner, als da sind: Zigeuner, Betyaren und Pandouren, liegt. Dann „Der Rebell" (1893), ein Schmuckstück der

zeitgenössischen Erzählkunst, schlicht und einfach in der Erfindung, dafür aber meisterlich in der Charakterzeichnung und voller Leidenschaft in Sprache und Schilderung.

Schon der kurze Ueberblick über das künstlerische Schaffen der Dichterin dürfte genügen, um sich ein Bild vom genialen Künstlerthum zu entwerfen, über das M. E. delle Grazie in fast überreichem Maße gebietet. Und es kann kein Zweifel obwalten: sie nimmt unter dem jüngeren Geschlechte der deutsch-österreichischen Dichterschaft eine der ersten Stellen ein und überragt einen großen Theil der männlichen Litteraten, die in irrem Stammeln und wirrem Stottern (sie nennen es Stimmungsmalerei) das Ideal der Kunst erblickt. Bei Marie Eugenie delle Grazie ist Kraft, Blut und Schwung, Ideenfülle und Formschönheit — kurz All' das, was man von Götter, Zeiten und Völker überdauernden Prometheus-Kunst fordert, in wundersamer Harmonie vereint, aus der unserem Schriftthum noch viel des Herrlichen erstehen wird.

Wien, im Herbste 1901.

Stauf von der March.

Berliner Brief.

Es war im Spätherbste des Jahres 1892, als Heinrich Hart in seiner Berliner Zeitung, — ich glaube es war die „Tägliche Rundschau" — sich nachstehendes Urtheil, wahrscheinlich nicht zum allgemeinen Wohlgefallen der Hauptstädter, gestattete:

„Wie die Kunst in London keine Heimstätte gefunden hat, so scheint sie auch in Berlin mehr und mehr sich fremd zu fühlen; wer weiß, wie bald schon sie der Weltstadt, der alle Individualitäten abschleifenden, alle Innerlichkeit verflauenden Weltstadt, den Rücken dreht und die Theater dem Kostümschneider, Dekorationsmaler und Balletmeister überläßt."

Das klang wie eine Prophezeiung. Wie ich glaube, sind wir nach fast vollendeten neun Jahren in der Lage, zu sagen, ob Hart's Verheißungen eingetroffen sind, ob also die Großstadt jede Individualität so gründlich abgeschliffen hat, daß die Kunst es vorgezogen, Berlin zu räumen. Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir mit einem übrigens recht zögernden „Nein" antworten. Zu dem, was Hart geahnt, ist es noch nicht gekommen, aber — — — eine eigentliche Heimstätte hat die Kunst hier nicht gefunden; sie fristet im Theater, wie im Kunstsalon ein ziemlich verstecktes Dasein. Das größere Publikum hat wenig Sinn, weder für litterarische Aufführungen, gute Bilder, noch für eine einigermaßen künstlerische Gestaltung der eigenen, nothwendigsten Dinge. Angewandte Kunst existirt wohl in Berlin, aber noch weit davon entfernt zu einem Gemeingute zu werden. Man hat vielmehr die Neigung alles über einen Leisten und noch dazu über einen ergiebig geschmacklosen, zu schlagen. Eintönigkeit und Geschmacklosigkeit verfolgen in Berlin geradezu das künstlerische Empfinden mit tausend Hetzpeitschen. Abgesehen von dem monotonen Façadenstil der Wohnhäuser, welche im Westen straßenweise emporwachsen, ist auch die innere Ausstattung dieser vornehmen Mietspaläste eine gleichartige und unkünstlerische. Nicht etwa als ob man mit pekuniären Mitteln sparte. Wohl wird auf praktische Raumeintheilung mehr wie genug Technik verwendet und mit Platz gegeizt, aber in der Ausschmückung tritt ein überladenes, überreiches Protzenthum zum Vorschein, daß nicht nur künstlerischen Fühlens, sondern auch jeder Eigenart entbehrt. Vom pompösen Stiegenhaus angefangen bis zur Plafondverzierung des Badezimmers ist alles Schablone. Ein Haus gleicht dem andern so, daß die verehrlichen Mieter sich wahrhaftig oft den Kopf zerbrechen müßten, ob sie sich auch wirklich in ihren Räumen befänden, wenn nicht der unselige Krimskrams, den man Ausstattung nennt, sie davon überzeugen würde.

Die leidige „schmücke dein Heim-Kunst“ ist dabei am stärksten vertreten. Billig und dabei in die Augen springend, selbstverständlich auch nicht gerade indezent sind die Gegenstände, welche man als Dutzendware in den Bazars der Leipzigerstraße kauft.

Eine Ausnahme von der Unzahl dieser Kitschhandlungen bildet eigentlich nur die Kunsthandlung von Keller u. Reiner, die einige Räume dem Kunsthandwerke gewidmet hat, ähnlich wie es die „vereinigten Kunstwerkstätten“ in München ausschließlich thun. Daraus haben sicherlich mehr wie einige Kunstfreunde der Leitung einen Vorwurf gemacht. Das sind dann Leute, die nur Bilder, höchstens noch Plastik sehen wollen. Ich habe sogar von Keller u. Reiner, als von einer besseren Möbelhandlung sprechen hören. Nach meiner Ansicht übersehen diese Mäcene der „Kunst in ihren höchsten Zielen“ ein Moment, das gerade für Berlin von Interesse ist. Denn gerade kunstgewerbliche Gegenstände — meinetwegen mögen es die allerbanalsten Hausgeräthe sein, wenn nur berufene Künstlerhand ihnen Schönheit der Form und der Farbe gegeben hat — können den Geschmack eines Zeitalters, dessen soziale Verhältnisse, wie die des unseren geartet sind, für die Kunst im eigentlichen Sinne, empfänglich machen. Erst dadurch, daß man eine Generation auch im häuslichen Leben wieder an Schönheit gewöhnt, wird man im Stande sein, eine folgende Generation zu wirklichem Kunstsinne zu erziehen. Darum finde ich es auch als ein besonderes Verdienst der genannten Kunsthandlung, das in künstlerischer Beziehung noch recht unentwickelte, — von einer Degeneration kann in dem jugendlichen Berlin schwerlich die Rede sein — und innerlich immer mehr verflauende Publikum der wachsenden Millionenstadt zu lehren, was schön ist und was den ästhetischen Ansprüchen einer entwickelten Kultur entspricht. Denn daß Kulturvölker Schönheitssinn auch in Gebrauchsgegenständen bekunden, beweisen — auch den Berlinern — längst verflossene Epochen der Antike. Zudem bietet die übrige Ausstellung, welche für die, sich nicht mehr veredlungsbedürftig dünkenden Berliner Kunstfreunde, wöchentlich neue Kollektionen von Kunstwerken nationaler und internationaler Schulen bietet, einen ganz guten Ausgleich. Läuft auch in der gewerblichen Abtheilung, besonders im Entrée, das mir ja offen gestanden für andenkenlüsterne Fremdlinge eingerichtet zu sein scheint, irgendwo bei näherer Betrachtung eine kleine Unkunst unter, so haben die Kunstsäle durchwegs ein Ueberniveau eingehalten, zumeist mit Werken der neuesten Richtungen.

Zur Zeit ist in dem großen Parterresaale eine Ausstellung japanischer Künstler veranstaltet, die wohl nicht reichhaltig genug ist, und auch nicht so systematisch zusammengestellt, als daß man einen vollständigen Ueberblick über die derzeitigen japanischen Kunstleistungen bekommen könnte. Sie ist aber immerhin derartig in ihrem Arrangement, — auch das Kunsthandwerk ist vertreten — um in uns einen historischen Rückblick auf unsere eigene Kunst und deren Beeinflussung durch die Japaner zu erwecken. In den achtziger Jahren, wo Barock und Renaissance noch herrschten, ist der japanische Einfluß zum ersten Male bemerkbar. Eine Reihe von Künstlern und Kunstkennern, unter ihnen auch Dr. Georg Hirth aus München, verstanden es, das deutsche Empfinden für japanischen Naturalismus in der Stilistik zu erwecken. Man bewunderte die Einfachheit und Klarheit nicht weniger, als das Naturstudium, das den Schöpfungen der Asiaten aufgeprägt war. Man fand hauptsächlich in der Manier der Flächenbehandlung neue Anregung. Im Plakat, in der Ornamentik und im Holzschnitt begann man die Japaner zu schätzen. Man fing an mit wenigeren darstellenden Mitteln zu arbeiten. Im Illustrationswesen hat der Japanismus Grund und Boden gefaßt. Künstler wie Th. Heine und wie die meisten Mitarbeiter der Jugend und des Simplizissimus haben sich unter japanischem Einfluß zu einer schroffen Eigenart entwickelt.

Bei Keller u. Reiner stellt G. Ogata das Bildnis einer Frau dar. Auf der grellweißen Seide ist die Figur in ein Paar Strichen plastisch und anatomisch richtig in der Bewegung aufgefaßt. Das Meiste und auch das Beste in ihrer

Originalität leisten jedoch die Thiermaler. Kako Morita's „Affen und Wistaria" sind bei aller Peinlichkeit der Ausführung von einer immens übersichtlichen und deutlichen Fernwirkung. Ein eigenes und fremdanmuthiges Sujet sind Karpfen, in kühnen Sprüngen das Wasser theilend. Man gewinnt den Eindruck in ein Aquarium zu sehen. Der Fisch schneidet das Wasser und — — Kunho Yoshida versucht, die dadurch im Wasser hervorgerufene Strömung festzuhalten. Landschaftliches ist spärlich vertreten und trotz einiger sehr weichen Regen- und Nebelstimmungen scheint mir die japanische Seide besser geeignet für illustrativ wirkende Vorwürfe. Kunstgewerbe dagegen ist sehr reich und überprächtig vorhanden. Besonders sind plastische Thierdarstellungen in Bronze von einer diffizilen Ausarbeitung des Einzelnen, ohne daß dem Ganzen hiedurch geschadet würde. Strenge Naturbeobachtung zeichnet auch diese Arbeiten aus.

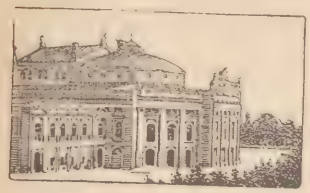
Man kann also Herrn Hart in seinen Behauptungen, was die bildenden Künste anlangt, nicht völlig recht geben. Eher noch, wenn er behauptet, die Theater würden mehr und mehr dem Schneider, dem Dekorationsmaler und dem Balletmeister weichen. Wenigstens haben Theater mit solchen Darbietungen verhältnismäßig den besten Besuch und — was noch schlimmer — sie finden das meiste Verständnis bei den geistig und körperlich erschlafften Großstadtmenschen. Premieren von litterarischen Werken lehnt man entweder kurzer Hand ab, oder spendet gerade so viel Beifall, um sie noch ein paar Aufführungen erleben zu lassen. Aber nach der Erstaufführung ist das Interesse zum größten Theile verflogen. Ernste dramatische Leistungen hat die begonnene Saison noch wenige gebracht. Paul Lindau's Schauspiel „Nacht und Morgen" hatte einen Applauserfolg zu verzeichnen. Der dramatisirte Kriminalroman ist jedoch keineswegs von einer tieferen litterarischen Bedeutung. Max Halbe's „Haus Rosenhagen" ist nur für Berlin eine Novität, kann also nicht zu den litterarischen Ereignissen gezählt werden, obwohl es eine mehr als freundliche Aufnahme fand. „Der Marquis von Keith" ist demnach das einzige, ernstzunehmende Stück, das den Berlinern der Oktober bescherte. Es war in jeder Beziehung ein recht interessanter Abend, welchen die Direktion des Residenztheaters unter dem Titel eines „litterarischen Abends" bot. Ein interessanter Autor mit einem interessanten Werke, eine interessante Darstellung, und ein noch weit interessanteres Zuschauerpublikum! Ein Mißverständnis folgte dem andern. Es war zum Totlachen. War der Dichter ironisch, so glaubte der Schauspieler, er wäre tragisch, und das Publikum freute sich über das Mißlingen der Wirkung, die nach seiner Meinung der Dichter beabsichtigt hatte. Stellte sich Wedekind auf den Kopf, so glaubte man, er stände auf den Füßen, stand er dagegen so, wie es die Regel verlangt, so entsetzte man sich über die verrückte Haltung.

Das Stück an und für sich ist allerdings kein Schauspiel. Der Verfasser bezeichnet es auch richtiger mit dem Untertitel „Münchner Szenen". Wedekind fehlt es daran, eine einheitliche Komposition zu schaffen, er folgt seiner Laune und die geht in Sprüngen und Ueberschlagen mit ihm durch. Auch die Charaktere sind manchmal unbeholfen. Das satirische Element dagegen, ein Sarkasmus von einer schmerzenden Bitterkeit, und ein grotesker Hohn, mit dem der Simplizissimusdichter auch sich selbst nicht verschont, geben dem „Marquis von Keith" das Merkmal einer hochbeachtenswerthen litterarischen Leistung.

Der Held des Stückes, ein Marquis, der gar kein Marquis ist, ein Phantast, der am Spitzbuben und Hochstaplerthum hart vorbeistreift, betrügt die Münchner Spießbürger eine Zeitlang. Ein Sujet, das von anderen leicht ernst genommen wird. Frank Wedekind ist in seinen Helden nicht so verliebt, daß er ihm nicht auch „ein's anhängt". Der Marquis ist halb Napoleon, halb ein Tölpel, im ganzen eine Spottgeburt der bitteren Weltanschauung des Dichters. Trotz seiner Gaunerhaftigkeit und Immoralität bringt den Zigeuner das biedere Philisterthum zum Fall. Die Mittelmäßigkeit der Masse siegt über die Dreistigkeit des Einzelnen. Der Immoralist ist nicht gemein und niederträchtig genug um der Niedertracht der Durchschnittskerle

Schach zu halten. Das weiß Der von Keith genau, als er dem jungen Kasimir die Lehre mit auf die Reise gibt: „Das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral. Ich bin noch nicht so weit, das Geschäft zu machen, aber ich müßte nicht der Marquis von Keith sein, wenn ich es mir entgehen ließe!“ Gespielt wurde das Stück mit einer derartigen Gefühllosigkeit, die wehe thut. Die Schauspieler thaten wirklich noch das Ihrige, um die Verständnislosigkeit des Publikums zu unterstützen, Armer Wedekind! Es war ein tragikomischer Abend. Hoffentlich erlebt Johannes Schlaf, dessen „Bann“ man im Berliner Theater geben wird, eine würdigere Auferstehung!

Berlin. W. Schöller.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofoper. „Der Wildschütz“ vermittelte uns die nähere Bekanntschaft des aus Frankfurt gelandeten Herrn Mantler, und zwar als Schulmeister Baculus. Er hat ein ganz bärenmäßiges Baßorgan, aber von unreiner Färbung und treibt damit nicht ungerne Mißbrauch, wie übrigens auch in Bewegung und Geberde. Frau Förster-Lauterer sang die Soubrettenpartie der Baronin mit all' den musikalischen Artigkeiten, deren sie fähig ist. In der „Afrikanerin“ gab Herr Beck, der vor Kurzem als Alberich auftrat, den Nelusco. Er besitzt unleugbare Vorzüge, wie zum Beispiel eine ansprechende Höhe der Stimme, eine gut musikalische Art zu singen, indeß etwas gar so Besonderes ist an ihm nicht zu entdecken. P.

Deutsches Volkstheater. „Der neue Simson“ von K. Karlweis. Herr Karlweis ist zwar ein sehr geringfügiger Dramatiker, dafür aber ein ungemein findiger Kopf. Er versteht wie's gemacht wird. Was ihm an Talent abgeht — und es geht ihm so ziemlich Alles ab — ersetzt er durch Routine, untermischt mit etwas Bosheit, und zwar von der Art, die etwas Rachsüchtiges an sich hat. Er pfuscht gern ins Soziale und Politische, obzwar er durch und durch ein heidenmäßiger Philister ist und Alles vom einseitigen Standpunkt des biederen Abderiten auffaßt. Sein Kampf gegen Korruption in Politik und Leben wird von keiner großen Idee getragen, überall grinst der behäbige Philister, der Duzendmensch mit der verkrüppelten Seele und den verkrüppelten Sinnen hervor, der Alle und Alles verdächtigt und bespöttelt, was über seinen Hausverstand hinausgeht und dessen gibt es teufelsmäßig viel. Das ist auch der Grund, weshalb ihn die Mehrheit das Publikums nicht auspfeift, wie er es verdienen würde. Das ist das „Zuckerl“, von dem Bahr in seiner liebeathmenden Besprechung spricht — das und nichts anderes. Nicht die geschickte Art und Weise ist es, auch nicht so sehr das, was er sagt (rechte Linsenwahrheiten!), sondern zumal der Versuch, höhere Bestrebungen ins Lächerliche zu ziehen und zu verschimpfiren. Wer ein feines Gehör besitzt, der wird bei Anhörung eines Karlweis'schen Stückes nicht allzulange auf Beweise hiefür warten müssen. Wenn eine die Korruption bekämpfende Partei als aus Lumpenhunden und unter der Kanone schlechten Kerlen besteh nd geschildert wird, wenn deren Haupt, der einzige Ehrliche nicht mehr und nicht weniger als ein Schöps ist — so merkt man doch wohl die eigentliche Absicht des Herrn „Dichters“. Er will die Reformbestrebungen „auf heißem Wege“ der allgemeinen Lächerlichkeit und der Verächtlichkeit preisgeben. „Ihr sollt nicht immer sagen; Ihr seid schlecht!“ perorirt er salbungsvoll, „Ihr sollt sagen: Seien wir gut, seien wir Menschen.“ Bezeichnend für den merkwürdigen Gedankengang des Herrn Karlweis ist die Erscheinung, daß er sich mit dieser altehrwürdigen Phrase an die Reformer wendet, nicht an diejenigen, denen die Vorwürfe der Reformer gelten. Oder glaubt er am Ende, eine Reform sei nicht nöthig, oder wenn: so werde die eben angeführte Phrase vom „Gutsein“ und der „Menschwerdung“ ausreichen? Dann ist er entweder ein sehr — naiver Mensch, der seine Erfahrungen aus „Tausend und eine Nacht“ schöpft, oder ein sehr — kluger Mensch, der da genau weiß, wo der liberale Barthel seit jeher den Most geholt hat. Ob man ihm unter solchen Umständen folgen kann, überlasse ich dem Urtheil des Lesers. Zu all' dem kommt noch der schroffe, persönliche Ton, den er gegen seine Gegner

anschlägt, ja, er unternimmt es à la Aristophanes, den Schuldigen karrikirt auf die Bühne zu bringen und dort zu zausen. So hat er in durchsichtiger Weise den Herausgeber der „Fackel", den unter allen Umständen achtungswerthen Karl Kraus als halbwüchsigen, dummen, aufgeblasenen Jungen abgeschildert, der aus bloßem Vergnügen am gesellschaftlichen Mist in diesem gräbt und räth ihm sein Blatt anstatt „Die Knute" lieber „Der Gestank" zu nennen. Wenn man schon einen Gegner an den Pranger stellt, so muß man es mit aristophanischem Witz, aristophanischer Grazie thun, Herr Karlweis, aber nicht mit Witzelei und Plumpheit! Falls Sie glauben, mit dem „Humor" der konzessionirten Sonntagshumoristen der „Neuen Freien Presse" und dem Grobianismus der Scharff'schen „Sonn- und Montagszeitung" den Herausgeber der „Fackel" zur größeren Ehre des Liberalismus und der Südbahn mausetot zu schlagen, so sind Sie auf einem sehr soliden Holzweg. „Ackermann's Buberl von Sohn", wie Bahr die Karrikatur seines Freundes und Mitstrebenden auf Kraus zärtlich nennt (man fühlt die Genugthuung deutlich heraus, die Bahr empfunden hat, als er dies niederschrieb), wird vom Schauplatze ebenso spurlos verschwinden, wie die anderen Stücke des Herrn Karlweis verschwunden sind, während die Arbeit, die Kraus verrichtet, trotz der nach Bahr „stupiden Phrasen" über die Einen „Tiefe Erbitterung" erfaßt, dauern wird. Daran vermag Herr Bukovics ebensowenig als Herr Bahr zu ändern. Stf.

Stadttheater. „Der Millionenbauer", Volksstück in 4 Akten von Max Kretzer. Das aus einem Romane des Verfassers herausgeschnittene verwienerte Volksstück stellt sich die alte, aber stets dankbare Aufgabe, einfache, natürliche Menschen, die da reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und handeln, wie es ihr Herz gebietet, in Gegensatz zu setzen zu gebildeten (d. h. gesellschaftlich gebildeten), konventionellen Leuten, die anders reden, als sie denken und anders handeln, als sie reden; die alte Geschichte: der reichgewordene „Bauer" verheirathet über Zureden seiner Frau die älteste Tochter an einen Baron, der mehr als doppelt so viel Tausender Schulden hat als Buchstaben in seinem kavaliermäßigen Namen. Der Vater des Barons, ist gegen die Verbindung mit den „gemeinen Plebejern", da aber die Gläubiger dem Herrn Sohn den Strick um den Hals legen, so bittet er im Namen seines Stammhalters nicht nur um die Hand der Plebejerin sondern auch gleich um den kleinen Vorschuß von 20.000 Gulden auf das Heirathsgut, um ein paar dringende Spielschulden des freiherrlichen Aufwands zu tilgen. (Mit dem Charakter des alten Soldaten zusammengehalten, zumal mit seinem späteren resoluten Auftreten ist die Bitte um Vorschuß nicht recht glaubhaft und gibt dem Stück ein sehr schwaches Rückgrat.) Nach der Hochzeit sucht die hochmüthige Sippe den derben, aber grundehrlichen und braven Kirchweger abzustoßen, dies und die noblen Passionen des Schwiegersohn's, natürlich auf Kosten der Mitgift (Spiel, Weiber etc.) rufen einen heftigen Zusammenprall zwischen Beiden hervor, der infolge eines beleidigenden Briefes von Seite des Millionenbauers tragisch zu enden droht. Dank der jungen Baronin und der Nachgiebigkeit des „Plebejers" geht die Sache mit allgemeiner Versöhnung aus. Das Stück hat hübsche Einzelheiten, ist ergötzlich und wurde ungemein flott gespielt. Fröden verstand es den Titelhelden, den Millionenbauer bis ins Kleinste vortrefflich zu charakterisiren, wie er sich überhaupt als denkender und feiner Künstler erweist. Neben ihm that sich Fr. v. Rettich-Pirk (Frau Kirchweger) hervor. Von den übrigen nenne ich vor Allen das dreiblätterige Kleeblatt Horak, Rakowitsch und Zwerenz („Spezi's" des Millionenbauers) sodann das naive Liebespärchen Frl. Nicoletti (Anna) und Hr. Rauch (Pepi, Kirchwegers Neffe), das die heitere Stimmung des sehr gut besuchten Hauses noch beträchtlich erhöhte. Landolt

Kürzlich fand die 50. Aufführung des Sensationsdramas „Im Zeichen des Kreuzes" bei ausverkauftem Hause statt. Es gab sehr viel Beifall, Kränze und Blumen, und Fräulein Dolcini, die bekanntlich Urheberrechte auf das Stück geltend gemacht hatte, erschien zum ersten Male am Theaterzettel und auf der Bühne, um für den gespendeten Beifall zu danken. Man würde der Dame die energische Vertheidigung ihres Rechtes nicht ansehen. Alle Achtung! J. S. B.

Raimundtheater. Herr Viktor Léon hat vordem die Wiener Bühnen (Dank seiner Allerweltsverbindungen) in einem Maße unsicher gemacht, daß schon der Gedanke, die Sicherheitsbehörde anzurufen, erwogen wurde. Seit einiger Zeit sah und hörte man von Herrn Léon nichts — offenbar bildete sich sein Talent in der Stille. Die Folge dieser Bildung ist „Die Choristin", Volksstück in 3 Akten. Es ist die alte Geschichte, die so vielen Dramatikern neu zu sein scheint, die Historie von der Theatergredl. Elserl, der weibliche Benjamin eines ehrsamen Briefträger-Ehepaares, wird trotz ihrer „blutigen" Anfängerschaft von einem Theater-

agenten an ein größeres Theater verpflichtet, vorerst freilich nur als Choristin. Hr. Denk — so heißt der englische Agent — hat Absichten und wie es scheint (seine Ausdrücke lassen wenigstens ganz gut zwei Deutungen zu): nicht sonderlich tugendhafte, im 2. Akt aber entpuppt sich diese häßliche Raupe zu einem voll Sittlichkeit blendenden Falter. Er verschafft seinem Schützling die Rolle des Orlofsky in der „Fledermaus", aber Frl. Elserl zeigt nun klar, daß ihr Können nur in der Einbildung besteht. Sie fällt durch, glaubt jedoch diesen Durchfall dem liebesgirrenden Tauber von einem Theateragenten zuschreiben zu sollen und geht mit einem Baron „soupiren". Hierauf ditto mit einem alten Grafen. Die Familie — den kreuzbraven Vater ausgenommen — läßt sich's auf Grund ihrer nunmehrigen Thätigkeit wohlergehen; als aber der alte Briefträger von Amtswegen seiner Tochter einen dicken Geldbrief einhändigt, kommt die Reue rekommandirt-versichert, die Holde bessert sich postwendend-pneumatisch und deklarirt ihre gründliche Umkehr durch die Heirath mit dem lieben Agenten, der nun (mit Karl Moor zu reden) „dort anbetet, wo Andere geschwelgt haben." Die Charaktere sind nach Schablonen zurechtgestutzt, ausgenommen den Theateragenten. Ein äußerst gemüthvoller, edler Mensch, ein herzlicher Kerl, der seinen Beruf mit einem helleuchtenden Glorienscheine krönt. Und auch ein hochanständiger Mensch, ja zugleich mit dem alten Briefträger der anständigste unter Allen, die Herr Léon vorbeidefiliren läßt. Ein Ausbund von Selbstlosigkeit und Edelsinn, so aufdringlich, so tendenziös, daß man eine Absicht merkt. Die gleiche Absicht, die in der Gegenüberstellung der „hochanständigen Frau Mannheiner" und der „unanständigen Hauptmannsgattin" in Schnitzler's „Lieutenant Gustl"*) sich kundgibt. Der Witz und Humor des Hrn. Léon erinnert an alte Jahrgänge der „Fliegenden". Gespielt wurde sehr gut, wie es ein besseres Stück verdient hätte. Hr. Jules als Briefträger und gesinnungstüchtiger Vater, Hr. Jensen als Theateragent, Hr. Lackner als Tschau-Baron, Fr Anatour als Garderobierin Molefka (eine nahe Verwandte der Landesberg'schen Figur: Frau Holefka, der „keuschesten aller Garderobierinnen" in Scharf's „Sonn- und Montagszeitung"). Dann Frl. Rucker als Briefträgersgattin, und Fr. Hetsey, Frl. Reingruber, vor Allen aber Fr. Großmüller als deren Töchter. — Zum Schluß erlaube ich mir im Namen aller Theatergredln an Hrn. Léon die Bitte zu stellen, er möge die Adresse des superfeinen Theateragenten, der ihm als Modell zu seinem Hrn. Denk gestanden hat, in der Schriftleitung dieses Blattes hinterlegen, zu Nutz und Fromm Aller, die noch an die Menschheit glauben.

Volker zu Alzey.

*) Vgl. den Artikel „Der Fall Schnitzler" von Th. v. Sosnosky, S. 512.

Die „Großstadtluft", einer der lustigsten Schwänke der Firma Blumenthal-Kadelburg, hat jüngst an der Raimundbühne seine Auferstehung gefeiert. Da die Muse des Herrn Blumenthal zur Kunst in gar keinen verwandtschaftlichen Beziehungen steht, ist über das Stück selbst an dieser Stelle kein Wort zu verlieren. Nur die vortreffliche Darstellung verdient lobend hervorgehoben zu werden; besonders Herr Jules war ein so prächtiger Dr. Crusius, daß man beinahe darauf hätte vergessen können, daß Herr Tyrolt diese Rolle einst zu seinen besten Leistungen zählte.

J. S.-B.

Theater in der Josefstadt. (Gastspiel der Fr. Kopacsi) „Auch so Eine!" (Maison Tamponin) Vaudeville in 3 Akten vom Blum und Toché. Musik von Charles Weinberger. Das Singspiel, ein Erbstück nach dem innen und außen verschnörkelten Rococo ist mehr oder minder ein Befähigungsnachweis für die dramatische Unfähigkeit irgend eines oder mehrerer ruhm- oder eigentlich: tantièmenlüsternen „Dichter". Solch' ein Singspiel-Fabrikant hat es sehr leicht, so er ein fixiger Mensch ist. Er schreibt hin, was ihm just einfällt, ob es nun zusammenstimmt oder nicht — gleichgiltig, streut ein paar Witze ein, die schon zur Zeit des Demokrit von Abdera zum eisernen Bestande der atheniischen Stammtische gehört haben, dichtet Gesangseinlagen, die in Bezug auf Naivität der Erfindung und Armseligkeit des Ausdruckes als wahre Muster von Unpoesie gelten können; vor Allem paprizirt er dieses dünne Wassersüppchen mit einer tüchtigen Handvoll Kantharidin, daß den modernen Assyriern und Assyrierinnen das Wasser im Munde zusammenläuft. Ist die dramatische Tunke fertig, kommt ein Herr „Komponist" und träufelt echte Margarinbutter eigener Fechsung darüber, damit das Gebräu doch einigermaßen leichter durch die Kehle gleite. Die Herren Blum und Toché haben sich genau an dieses altbewährte Rezept gehalten und Herrn Weinberger läßt sich ebenfalls nicht der Vorwurf machen, daß er sich gar zu viel abstrapezirt habe. Frau Kopacsi blendete durch ihre zahlreichen äußeren Reize, wie z. B. Gesicht, Gestalt, Spiel und Toilette (das Fremdwort paßt hier ganz besonders). Ihre Stimme, obwohl gar nicht um-

fangreich, ja sogar ziemlich eng umschrieben, ist frisch und einschmeichelnd, zumal als Singstimme, im Dialog macht sich ein ziemlich starker magyarischer Anklang bemerkbar, dessen sie sich auch bewußt zu sein scheint, da sie dann so langsam spricht, gleichsam als ob sie die Worte sich vorher im Geiste vergegenwärtigen würde. Daß Frau Kopacsi außerordentlich gefeiert wurde und unter den gewidmeten Kränzen und Blumen schier versank ist mit Hinsicht auf den operettenhaften Geschmack der Wiener selbstverständlich. Von den Darstellern verdient zumal Frau Pohl-Meiser (Melanie Tamponin) hervorgehoben zu werden. Sie ist eine der flottesten, temperamentvollsten Schauspielerinnen, nicht ohne starke künstlerische Gestaltungskraft. Herr Maran gab den altväterischen Tamponin, der seinen Konkurrenten überall, auch bei der Tänzerin (Tremelli-Kopacsi) niederkonkurriren will, in etwas grobkomischer aber charakteristischer Weise. — An und für sich ist das Stück harmlos und genügt, schon infolge seiner allerdings nicht sonderlich geistreichen Situationen, ein paar müßige Stunden totzuschlagen. Es war darum durchaus nicht nothwendig, es mit einigen Schamlosigkeiten auszustatten, die nicht so sehr „pikant", als vielmehr gemein sind. Das Kouplet z. B., das Frau Pohl-Meiser zu singen hat, läßt sich unbedenklich in die Kategorie des Ordinären einreihen. Nicht allein, daß der Text — als dessen (mit Verlaub!) „geistiger" Urheber Herr Otto Eisenschitz gilt — schäbig ist, muß die Darstellerin jetzt mit den Händen, dann mit den Füßen allerlei mehr pornographische als choreographische Bewegungen machen, damit nur ja kein Zweifel obwalte, wovon die Rede geht! O Herr Hofrath Wagner Ritter von Kremsthal, unser Theaterzensor, ist unleugbar ein Mann von Geschmack, mehr: ein Mann von politischem Scharfblick. Das Fulda'sche „Ihr bleibt ein König auch in Unterhosen" strich er resolut weg, die Frechheiten des Vaudevilles — es sind nicht die ersten — ließ er stehen! Entsittlicht können und dürfen, ja sollen die Leute werden, so viel in ihre Haut gehen mag. Davon läßt sich doch nur profitiren Es lebe der Gedankenbüttel!

Roland Hammer.

Bücher-schau:

Maria von Magdala, Drama in fünf Akten von Paul Heyse. Verlag von W. Hertz, Berlin 1899. (Erstmalig aufgeführt am Bremer Stadttheater den 12. Oktober 1901).

Es ist ein „rhetorisches" Stück. Alle Personen sind, neben ihren sonstigen Qualitäten, glänzende Redner, die, sobald sie auf der Bühne erscheinen, aus einem Körnchen Stoff einen langen, wohlgesetzten Diskurs zu machen wissen. Der Form nach enthält das Drama füglich keine Zukunft, nicht einmal Gegenwart, nur abgelebte Vergangenheit: die Helden Corneilles und Racines konnten das auch schon. Aber auch von der Diktion ganz abgesehen, gemahnt das Stück in Hinsicht seiner Form an alte und älteste Zeiten: Monologe müssen herhalten, Situationen und seelische Vorgänge zu „erklären", unwahrscheinlichste Zufälle eintreten, nur damit die Handlung nicht aufgehalten werde. Ueberhaupt scheint der Dichter auf die Handlung sein Hauptabsehen gerichtet zu haben, denn sonst hätte er sich die ganzen beiden letzten Akte sparen können: neue Charakterseiten der handelnden Personen treten in denselben fast keine hinzu, sodaß dieser Theil des Dramas denn auch recht matt erscheint. Die unsichtbare Axe, um die der sichtbare Theil des Dramas sich wälzt, ist Jesus von Nazareth; er erscheint in den Berichten der auftretenden Personen als der Wundermann, der Lahme und Sieche heilt, von dessen Gestalt eine magische Kraft ausströmt und dessen Aussprüche die Zuhörer zu unmittelbarer Begeisterung entflammen. Der Dichter geht hier im Stoffe sichtlich unter, er bleibt nicht über demselben. Die Heldin des Stückes, Maria von Magdala, ist das Weib, von dem erzählt wird, daß sie Jesus mit Oel salbte, da er mit seinen Jüngern zu Tische saß, zugleich die Ehebrecherin, über die Jesus den Spruch fällt: „Wer sich frei fühlt von aller Schuld ꝛc. (der im Stücke von irgend einem hinterbracht wird, nachdem das „Volk" dreimal Miene gemacht hat, die Aermste zu steinigen, sodaß diese Szene trostlos kalt erscheint) und die Geliebte des Judas Iscarioth; in ihrem Charakter viel Konstruktion, viel Mache, viel auf Sensation berechnete „Dichtung". Als die wirkungs-

vollste Figur des Stückes erscheint demnach Judas Ischarioth, dieser ist in der That eine prächtige Leistung, und er verdient, wenn man eben von den formellen Mängeln absieht, die dem ganzen Stücke und somit auch der Darstellung dieses Charakters anhaften, rückhaltloses Lob. Ein glühender Patriot, angefüllt mit verzehrendem Eifer für die Befreiung seines Volkes von dem unwürdigen Joche der Fremdherrschaft, der Wechsler einer, die Jesus schimpflich aus dem Tempel trieb, der dann aber, bezwungen von dem Strahl seines Auges und der Verheißung, er werde Israel erlösen, Geschäft und alles verließ und sein eifriger Anhänger wurde, bis dann der Zweifel in ihm aufstieg, ob Jesus die Erlösung Israels auch in dem Sinne gemeint hatte, wie er, bis er sehen mußte, daß seine Geliebte sich ihm ab- und Jesu zuwandte, bis er sogar, o Entsetzen! hören mußte, daß seine schlimmsten Widersacher, die Feinde seines Volkes, die römischen Gewalthaber, sich auf Jesu eigene Worte beriefen, da sie ihm mitleidig spöttelnd rieten, von seinem Eifer abzulassen und seine Feinde, die Römer, zu lieben, der dann, von Scham über seine Vertrauensseligkeit erfüllt, seinen bisherigen Meister als den Verräther seiner heiligsten Sache, der Sache seines Volkes, kennen lernte, der geopfert werden müsse, der den Hohenpriestern das Geld, das sie ihm für seinen Dienst boten, verächtlich vor die Füße warf, und schließlich, als doch die Reue ihn anwandelte und selbst ein Streich des Volkes gegen ihn zu befürchten stand, sich zu gut hielt, um der blöden Menge, die er stets verachtet, als Zielscheibe ihrer Rachsucht zu dienen und so, allzeit für sich selbst gelebt habend, auch sein eigener Richter sein wollte! Bravo. Das heißt Muskel und Nerven bringen in die Skelett-Gestalt des überlieferten Judas-Charakters. Auch die übrigen Figuren, unter denen besonders der Hohepriester Cajaphas und Aulus Flavius, der Neffe des Pontius Pilatus, hervortreten, können als wohlgelungen bezeichnet werden. — Die Inszenirung unter der Leitung des Herrn Direktor Erdmann-Jesnitzer war eine vortreffliche; unter den Darstellern sind insbesondere Frau Friedhoff und Herr Mischke als die Vertreter der Hauptrollen rühmend zu erwähnen; das Publikum nahm das Stück, namentlich nach den ersten drei Akten, freundlich auf.

Bremen. Henri Gartelmann.

Der gekreuzigte Tannhäuser. Von Hanns Heinz Ewers. Verlag von C. Messer & Cie., Berlin.

Irre ich nicht, so war es Litteraturpabstaspirant Adolf Bartels, der irgendwo einmal erklärte, er würde Bücher direkt schweinischen Inhaltes überhaupt nicht mehr erwähnen, da man ja doch nur das Gegentheil erreiche von dem, was man wolle. Er hat nicht ganz Unrecht und er hätte sogar sehr Recht, wenn alle Kritiker ebenso handeln würden. Ich werde in Zukunft derartige, elende Machwerke mit kurzen Worten an den Pranger der Schund- und Schandlitteratur stellen, um wenigstens dazu beizutragen, daß anständige Leute nicht auf solche rein subjektive Schweinereien modernseinwollender Halweltpoetaster hereinfallen, die im vorliegenden Falle, um das Maß der Geschmacklosigkeit voll zu machen, noch obendrein mit dem Bilde ihres Verfassers „geschmückt" sind.

Zürich. Emil Uellenberg.

Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Dargestellt von C. Weichardt, Druck von C. Grumbach Leipzig, Autotypien von Prof. D. Aarland (Photomechanische Abtheilung der königl. Kunstakademie zu Leipzig) und von der Kunstanstalt Meißenbach, Riffarth und Comp. Verlag von K. F. Koehler in Leipzig. Geb. 10 Mk.

Die Ueberfluthung des Büchermarktes mi Bildwerken, welche aus alten, zu anderen Zwecken entstandenen Klichés zusammengestellt und mit einem mehr oder minder gezwungenen verbindenden Texte versehen werden, läßt uns ein Werk freudig begrüßen, welches aus Einem Gedanken entsprossen, diesem Gedanken einheitlich mit Zuhilfenahme der neuesten technischen Mittel schönheitstrunkenen Ausdruck verleiht. Dieser Grundgedanke ist in der Einleitung präzisirt: „Die Schönheit Capri's ist unzählbar oft dargestellt worden, aber nie hat man versucht, die gewaltigen Bauten, die sich einst mit dieser Schönheit verbanden zu gegenseitiger Verherrlichung bildlich darzustellen, obgleich es für einen Maler nahe liegen mußte, diese Felsschroffen mit phantastischen Schlössern zu schmücken, mochten sie nun echt sein, oder nicht. Es wird wohl kaum einen mit Phantasie begabten Capribesucher geben, der zwischen den Ruinen der Tiberiusvilla sitzend, nicht ausruft: „Wie schön mag es gewesen sein, als hier noch ein Schloß stand und die Pfacht kaiserlicher Horhaltung sich über die Insel verbreitete." Wenn nun hier einmal ein Architekt wagt, das vor Augen zu führen, was so mancher als entschwundene Herrlichkeit entbehrt hat, was so mancher, versunken in die Reste einstiger Schönheit, mit geistigem Auge sah oder zu sehen wünschte, so wird wohl der Beschauer auch mit der Darstellungs- und der Ausdrucksweise des Architekten zufrieden sein müssen und nicht die Arbeit eines Malers verlangen." — An der Spitze

des Werkes prangt der Wunderbau des Schlosses Tiberius (Villa Jovis), dann folgen: Die Insel Capri, das Kloster „La Certosa", der östliche Strand mit dem Arco naturale, das Thor im mittleren Faraglionifelsen, der heutige Hafen von Capri, ein Theil der Südküste im Alterthum, das Schloß des Augustus, die heutige Stadt Capri, die Augusteische Palastanlage, ein Theil der Ostküste mit dem Schloß des Tiber und dem Leuchtthurm, die Villa Jovis von Osten, die Ruine der Villa Jovis und den Schluß bilden die Ansichten der prachtvollen Villa Jovis und deren Ruinen. „Die Freude, die der Autor an der Darstellung der Caprischlösser hatte, fand einen Ausdruck in dem beigegebenen reichen Buchschmuck an Titelköpfen und Randleisten. Dieselben sind unter seiner Anleitung von seinen Schülern an der königl. Kunstakademie zu Leipzig gezeichnet, freie Kompositionen im Sinne griechischer und römischer Ornamentik, entsprechend der durch Rom beeinflußten griechischen Kultur der Insel zur Zeit des Tiberius." — Der Text berichtet über die geologische Entwicklung und Beschaffenheit der Insel, deren Geschichte und Bevölkerung und verweilt mit Vorliebe bei Augustus und Tiberius. Scharfsinnig werden aus spärlichen Andeutungen Suetons über die letzten Lebensjahre des Augustus' Schlüsse gezogen, historische Notizen umwerthet, sozusagen übersetzt in's Architektonische. Aus der Form und aus mächtigen Substruktionen werden Schlüsse gezogen, nicht nur auf die Konfiguration, sondern auch auf die Höhe der Bauten und aus Cyklopenmauern schießen Blüthen zierlicher Formen empor. Schließlich werden die Bauten, deren Spuren kaum zu erkennen sind, bis in's Detail beschrieben. Der Stil des Textes ist edel, klar und geht ebenso der Phrase, wie der Extase sorgfältig aus dem Wege. Alles in Allem ist dieses Prachtwerk eine werthvolle Bereicherung der Litteratur und trotz prachtvoller Ausstattung durch den geringen Preis von 10 Mk. den weitesten Kreisen zugänglich. Dr. M.

„Satisfaktion!" Noch nie war der Bannkreis des Wiener Rathhausthurmes von so reichlicher Genugthuung erfüllt, als in den letzten Tagen. Der Abgesandte eines „Ritters" und ebenso „ritterliche" Geforderte konnten sich nicht einigen, welcher Grad von Genugthuung der geeignetste sei. Während die Sekundanten des Herausforderers der Ansicht huldigten, daß das nöthige Maß von Genugthuung am ehesten durch das Blut unseres Bürgermeisters zu erreichen sei, sah es dieser schon als genügende Genugthuung an, wenn er als geistvolle Variation seines Heldenwortes „Lieber feig als dumm!" nunmehr erkläre „für eine solche Dummheit schon zu alt zu sein!" In dreitägiger Heldenpose wartete ein Held auf den anderen, ob dieser nicht komme und *ihm* Abbitte leiste und als dies nicht der Fall, ja als sogar der harmlose Vize-Rumormeister Neumayer auf den Mensurboden zitirt worden war, aber mit umso größerer Berechtigung auf sein „Greisenthum" verwies, da ging Lueger mit Verachtung jeder Lebensgefahr um die Rathhausecke zum Staatsanwalt und verschaffte sich *seine* Genugthuung durch eine Anzeige gegen seinen lebensgefährlichen Gegner. Obwohl alle besonnenen Leute der Ansicht sind, daß die kriminalistische Untersuchung dieser Heldengeschichte wahrscheinlich eine große Aehnlichkeit mit dem Ausgange des berühmten Hornberger Schießens haben wird, so war doch durch das Ganze, das mit der Verweigerung der Bezahlung der Wassergebühren begann, so viel erreicht, daß die große Oeffentlichkeit über den eigentlichen Kern hinweggetäuscht wurde. Daß es bei uns einfach bereits eine „Norm" geworden ist, *gesetzlich gar nicht festgesetzte Steuern auch mit den härtesten Gewaltmitteln einzutreiben*, darüber regte sich niemand auf. Wohl noch nie wurde das Duell durch eine zur Farce ausgewachsene Herausforderung als das charakterisirt, wozu es heute geworden ist. Von einer wirklichen Genugthuung für einen verletzten Ehrbegriff keine Spur! Der alte germanische Zweikampf, der von beiden Gegnern als Gottesgericht aufgefaßt und mit Einsetzung des Lebens bis zum Ende ausgefochten wurde, ist auch in der materialistischen Gegenwart nur mehr sehr schwer, wenn überhaupt möglich. Höchst selten gibt es Ehrenhändel, denen ein geistiger Bodensatz von Werth zu Grunde liegt und wo die Vertretung desselben die Ursache des Kampfes von Männern ist, wie z. B. vor nicht gar langer Zeit ein Schriftsteller einen bekannten Soldaten- und Leuteschinder, einen Rittmeister in scharfer Weise in seinem Blatte zurechtwies und

sodann für seine Worte einstehend, mit dem Säbel in der Faust dem Brüsewitz ein Denkzeichen gab, daß es doch nicht gar so ungefährlich ist, auf Grund von Standesvorrechten zum Verächter jeglichen Rechtsgefühles zu avanciren. — In einem anderen Falle der letzten Tage kam das gewöhnliche Motiv unserer Duelle zur Geltung. Ein Offizier — also unzweifelhaft ein Ehrenmann — findet es mit seiner Ehre vereinbar, mit dem Weibe eines Bekannten Ehebruch zu treiben In der Welt der Nichtsthuer ist ja das „Liebes"leben das Um und Auf der Menschen und während das Konkubinat der unteren Stände als ehrlos gilt, geben die oberen Stände ein glänzendes Beispiel von Ordnung und Ehrbarkeit durch ihre — Ehebrüche. Dieser Offizier wird ertappt und nun ist natürlich eine Herausforderung zum Zweikampf das einzige Mittel, die nothwendige Genugthuung zu finden, d. i. die Hausehre des Betroffenen wieder herzustellen. Der Kobold Zufall läßt die Pistolen erst nach wiederholtem Versagen sich entladen, ganz zufällig wird der schuldige Theil, der Ehebrecher, getödtet. Man kann es tragisch finden, wenn ein junger in voller Lebenskraft stehender Mann sein Verbrechen gleich mit dem größten Einsatz, seinem Leben bezahlen muß, aber seinerseits war die Sache nach den Vorschriften des Ehrenkodex gesühnt. Was that aber der andere „ritterliche" Theil? Der in seiner Hausehre so schwer beleidigte Mann der ja auch mit dem Einsatze seines Lebens sich „Genugthuung" verschaffen wollte, der also soeben noch dem Tode ins Antlitz geschaut, der findet es nach der Tötung seines Gegners als das Beste: einfach zu verduften, um den gesetzlichen Folgen seiner Handlung zu entschlüpfen.*) Die ganze Kraßheit des Falles ist aber damit bezeichnet, daß in einem solchen Falle nur dem „Zivilisten" die Härte des Gesetzes fühlbar würde. Wäre umgekehrt der betrogene Ehemann statt des „liebenden" Offiziers in den Sand gestreckt worden, so wäre dem wenig und nichts geschehen — Beispiele sind vorhanden. Das soll Genugthuung sein, Wiederherstellung der verletzten Ehre! Da haben uns die „wilden" germanischen Völker den Beweis geliefert, daß ihr natürliches Empfinden keine so wahnwitzigen Verdrehungen des Ehrbegriffes kannte. Das ehebrecherische Weib verfiel der härtesten Strafe und Verachtung. Kam es zu einem Zweikampf, dann waren es immer Gründe sehr ernster Natur, die einen solchen herbeiführten. Bei uns aber, du lieber Himmel, der Herr Bürgermeister beleidigt und verschanzt sich hinter Alter und Gesetz. Ehebrecherische Modedamen betrachten es als amüsante Abwechslung, wenn ihr Buhler und ihr gehörnter Ehemann sich mit den Mordwaffen gegenüberstehen, sie verlieren dabei auf keinen Fall. Nimmt das Duell einen ernsten Ausgang dann leben sie entweder umso ungenirter mit ihrem „Liebling" oder erhalten von ihrem „gehörnten Siegfried" noch eine Alimentation. Ehebruch + Duell = Satisfaktion!

Murner der Jüngere.

*) Mittlerweile hat sich Herr Löwenfeld auf Grund eines G„eleitsbriefes" dem Gerichte gestellt. (Die Schriftl.)

Die Chinesen von Berlin. Die Zeremoniäre befanden sich in heller Aufregung, die chinesischen ebensowohl als die deutschen. Prinz Tschun, der „Sühneprinz", war zwar glücklich in Basel angelangt, aber von dort nicht wegzubringen. Vielleicht hatte sich in seiner Heimat der Wind in einer Weise gedreht, daß seine Landsleute die Deutschen, trotz Wilhelm und Waldersee, nun doch wieder „scheel ansehen" können. Auch die von den Laufburschen der Weltgeschichte, vulgo Diplomaten genannt, zurecht gelegte Sühnung mochte daran mitschuldig sein. Prinz Tschun soll nämlich das „zehntausendjährige Drachengesicht", wie der chinesische Kaiser offiziell genannt wird, höher bewerthen als Kaiser Wilhelm II. und verweigerte demnach demselben mit eben denselben Zeremonien zu huldigen, d. i. zu dreimal mit der Stirne die Erde berühren und sich alsdann neunmal zu verbeugen. Der Chinese glaubte, auch mit drei Verbeugungen sein Auskommen zu finden. (Er schien demnach allen Ernstes der Meinung zu sein, er befände sich nicht mehr in China). Er weigerte sich standhaft — eia! ein standhafter Prinz! — dem Kaiser Wilhelm chinesisch zu kommen, was die deutschen Staatsmänner für unerläßlich halten. Möglich, daß er befürchtete, den Nachahmungstrieb der Berliner zu wecken — wer weiß es denn, ob solch' eine Zeremonie nicht am Ende gar (schon aus ästhetischen Gründen!) von da ab in den offiziellen Kodex der Hof-Sitten aufgenommen wird und die frumben Teuttschen dann nur mehr in chinesischer Weise ihrem Kaiser huldigen müssen? Wer weiß es? Rabbi Akiba ist in solchen Fällen überzeugt und die Aussichten deuten darauf hin, daß die theoretische Byzantinerei auch in Praxis umgesetzt werden könnte. Sich dreimal „um die Erd' hau'n" und neun Verbeugungen oder aber nur drei Verbeugungen — das ist die weltbewegende Frage, die den Hamlet Deutschlandso lang in Athem hielt, um schließlich recht philiströs zu endigen. Prinz Tschun verlas nach tiefer Verbeugung vor dem „ernsten, fast strengen Kaiser" den auf gelber Seide niedergeschriebenen Brief seines Herrn Nach Verdolmetschung der Ab-

bitte, „laß der Kaiser mit energischer Stimme seine Kundgebung ab. Er war während des ganzen Aktes sitzen geblieben. Der Prinz verließ rückwärts schreitend den Saal. Von jetzt an wurde der Prinz als solcher behandelt. Als er den Palast verließ, präsentirte die Wache unter den Klängen der Musik und begleitet von einer Schwadron Leibgarde-Husaren, wurde der Prinz in seine Wohnung geleitet. Schließlich erhielt der Sühneprinz auch noch einen Orden ...

Wenn Alle untreu werden,
Dir bleibt die Dummheit treu.

Iglmeier.

Der neueste Bahr-Stil. Seit die Réjane hier ist, hat Herr Bahr sich einen wundersamen Stil beigelegt, der ihm offenbar sehr neu und fein vorkommt, obwohl er eigentlich ziemlich verschlissen ist und einen über die Möglichkeit plumpen Eindruck macht. Vgl.: „Auch hier wird uns l'amour régénarateux gezeigt, stark genug um zu refaire une virginité" u. s. f., halb französisch, halb deutsch, ein getreues Abbild von Bahr's litterarisch-künstlerischem Wesen. Weder Fisch, noch Fleisch, weder Mann, noch Weib — ein dameret, der aus Lust zur jonglerie, die ihm zur zweiten Natur geworden, als ein vollendeter danseur de corde vor uns steht, abondant en quincailleries und dem die Sprache wirklich nur deshalb gegeben wurde, um ca cher seine pensées — so ein Schwarbeler, wie Scherr sagen würde und vermaledeiter Halbfranzos'.

Iglmeier.

Herr von Körber hat bei der Eröffnung des Parlaments eine schöne Rede gehalten, die beinahe wie ein Programm aussah. Die Presse der verschiedensten Parteischattirungen ist darob außer Rand und Band gerathen und schlägt Purzelbäume vor Freude. Und in der That ist eine solche Rede in Oesterreich ein Ereignis. Unsere verflossenen hochadeligen Ministerpräsidenten, die mit echt feudaler Verachtung auf die misera plebs des Abgeordnetenhauses hinabzublicken geruhten, haben so etwas nie für nothwendig befunden. Obwohl sich also Herr von Körber recht gut eingeführt hatte, so wäre es ihm doch beinahe nicht gelungen, das Haus zu bewegen, in die Berathung des Budgets einzugehen. Aber der Herr Vetter von der Lilie hat durch freundschaftliche Verhandlungen mit den einzelnen Abgeordneten die Dringlichkeitsanträge, die den Weg zur Tagesordnung verrammelten, hinweggeräumt und der Herr Ministerpräsident konnte sein angeblich schon vorbereitetes Entlassungsgesuch vor der Hand wieder ad acta legen. Auf wie lange freilich, das weiß kein Mensch. Aber wir in Oesterreich sind ja schon froh, wenn wir von der Hand in den Mund leben können.

Freidank.

Pr. I. 212/1. 12.

Unsere Einspruchsverhandlung.

(Das Urtheil des k. k. Oberlandesgerichtes.)

Das k. k. Oberlandesgericht in Wien hat in nicht öffentlicher Sitzung nach Anhörung der k. k. Oberstaatsanwaltschaft unter Zurückweisung der Beschwerde des Einspruchswerbers Herrn Ottokar Stauf v. d. March als Herausgeber und Herr Hans Czermak als Redakteur der Zeitschrift „Neue Bahnen" das Einspruchserkenntnis des k. k. Landesgerichtes Wien vom 16. September 19 1 Pr. I. 212/1 9 betreffend den im Hefte 15 vom 1. August 1901 der „Neue Bahnen" enthaltenen Artikel „Der Fluch des Mystifax" zu bestätigen beschlossen.

Gründe:

Die Ausführungen der Beschwerde erscheinen nicht geeignet, die zutreffende Begründung des angefochtenen Erkenntnisses zu erschüttern, denn wenn auch nicht in jedem einzelnen Satze des incriminirten Artikels für sich allein die Absicht der Ehrfurchtsverletzung verkörpert ist, so ist diese Absicht doch nach dem Zusammenhange des Artikels unverkennbar, in welchem dem Monarchen zugemuthet wird, daß er seine Völker der Macht des Fluches überlassen wolle, und daß er sich mit Hintansetzung jeder konstitutionellen Gesinnung von den Ministern weg an einen geistlichen Rathgeber wende.

Hievon werden Sie mit dem Bedeuten verständigt, daß ein weiteres Rechtsmittel gegen diese Entscheidung nach dem Gesetze ausgeschlossen ist.

Wien, am 11. Oktober 1901.

Der k. k. Präsident:
Hoos.

Berichtigungen.

Im Heft Nummer 20 ist zu berichtigen beziehungsweise nachzutragen:
Seite 549 („Abenteuer im Epirus") 2. Spalte 1. Vers: Freiheitshaß anstatt: Frechheitshaß.
Seite 555 („Burgtheater") 1. Spalte Zeile 15: Gräuchen statt Grämchen, ebendort Zeile 23: Hüne statt Hunne.
Seite 556 („Raimundtheater") Zeile 4: Tragikomödie statt Tragödie.
In der Studie über Ernst Ziel (Heft 18/19 Seite 500 ff) sind aus Versehen die Angaben betreffend den Verlag der Ziel'schen Werke fortgeblieben: Die „Ausgewählten Gedichte" mit dem Bilde E. Ziel's erschienen im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. Die „Litt. Reliefs" bei E. Wartig in Leipzig.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Von

Friedrich Werner v. Oesterreich

sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin)

Wir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Werke

von

Emil UELLENBERG

erhältlich durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson. Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.
1901. Verlag E. Pierson. Dresden.

Von Graf

Theodor Salburg-Falkenstein

sind bisher erschienen:

Ernst Freiherr. Epos 1894.
Buch der Phantasieen. Gedichte 1900.
(Verlag v. E. Pierson, Leipzig u. Dresden.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche

Kunst- und Musik-Zeitung.

mit musikalischen Beilagen.

Eigenth. u. Herausgeb.: Wiener Musik-Verlagsanst.
Wien, I., Johannesgasse 19.
XVIII. Jahrgang. — Erscheint jeden 10. und 25. im Monat.

Bezugspreis: Ganzjährig K. 6. = Mk. 6. = Frcs. 12.

Eine vornehm gehaltene musikalische Kunst-Zeitschrift von größten Interesse für Jeden der die Verhältnisse und Lage der österreichischen Tonkunst und des allgemeinen Kunstlebens kennen lernen will.

Dramen
von Josef Hafner
und Oskar Weilhart.

Keine Sühne 1897.
Der Frauenkongreß 1898. (Verlag E. Pierson, Dresden.)
Die brotlose Kunst 1899. (Verlag G. H. Mayer, Berlin
Das Märchen vom neuen Leben 1899
Das neue Dorf 1901. (Oesterr. Verlagsanstalt.)

Von **Josef Hafner** ist früher erschienen:

Spiritismus oder Philosophie 1894.
Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895.
(Verlag W. Friedrich, Leipzig.)

Bei Cäsar Schmidt in Zürich erschien:

Die „öffentliche Meinung" von Wien

(Wiener Pressgeschichten).

Documente zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts von

SEVERUS VERAX.

Preis K. 1.40.

. . . Die Broschüre hat einen **kulturhistorischen Werth**, es ist in seiner Art ein **klassisches Werk** . . . Der Verfasser erweist sich als ein Mann von hervorragender kritischer Kraft und Schärfe, sittlicher Integrität und muthvoller Initiative.
Der „**Freidenker**", Millwaukee V. S. A.

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger

F. Derbohlaw

Wien, IX. Pramergasse 22.
Preislisten kostenfrei.

„Neue Bahnen“

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von

Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeitereignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 — Mk. 3 — Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 — Mk. 6 — Frcs. 8. Ganzjährig: K. 12 — Mk. 12 — Frcs. 16.

Einzelne Hefte 60 Heller — 60 Pfennig — 80 Cts.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkunft.

Probe hefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferner durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen“, Wien VIII/1, Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer“, Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer“

Innsbruck-Leipzig.

Alldeutsches Kampfblatt für Freiheit in Kunst und Leben.

Ganzjährig Kr. 8.— = Mk. 8.

Oesterreichische Postzeitungsliste 3493.

Deutsche Postzeitungsliste 6798.

Reicher Bilderschmuck von hervorragenden Künstlern.

Werthvolle Beiträge. Bücherschau. Kritik.

Probenummern kostenfrei

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt“

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen **zwei** reich illustrirte, circa 50 Seiten starke Hefte: Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.—.**

!!! „Bühne und Welt“ ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt“

Berlin S 42. Otto Elsner.

Deutsche Alpenzeitung

München.

Verlag Kastner & Lossen

Königl. Hofbuchdruckerei

München, Finkenstrasse 2.

Telephon Nr. 1603.

Kein Alpinist, kein Freund der Natur versäume es, sich eine Probenummer der seit 1. Mai regelmäßig erscheinenden, groß angelegten „Deutschen Alpenzeitung“ senden zu lassen.

Probenummern gratis und franko.

Das Abonnement kann mit jeder Nummer beginnen.

Auf Wunsch Nachsendung der erschienenen Nummern.

Anläßlich der General-Versammlung des D.-Oe. Alpenvereines in Meran ist eine prachtvoll ausgestattete Festschrift erschienen. Preis 50 Pf. excl. Porto.

Preis 30 Pf. excl. Porto. Erscheint wöchentlich.

22. Heft. 15. November. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

Karl Bleibtreu, Le Revenant 595
Michael Georg Conrad, Vom Nationalbewußtsein 596
Arthur v. Wallpach, Stachelreime 597
Irma v. Troll-Borostyáni, Erziehungsresultate 598
Jaroslav Vrchlický, Duo (übersetzt von F. Adler) 602
Roland Hammer, Der Verfall der deutschen Schaubühne (V.) 603
Maurice v. Stern, Waldseebild 605
Theodor v. Sosnosky, Ein Abend im Verein der Friedensfreunde 606
Fr. Törnsee, Mimicry (?) 609
Manfred Wittich, Ein neuer Band Multatuli 609
Emil Uellenberg, Die Adresse 612
Hans Benzmann, Gedichte (mit dem Bilde des Verfassers) 613
Stefan Zweig, Hans Benzmann 614
Aus dem Wiener Kunstleben 617
Bücherschau 621
Aus dem Narrenhause der Zeit 623
Tu felix Austria! v. Freidank 626

☞ Erscheint jeden 1. und 15. des Monats. ☜

Bezugspreis: vierteljährig K 3.— = Mk. 3.— = Frcs. 4.—
Einzelne Hefte 60 H. = 60 Pf. = 80 Ctms.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

W. Berndt, der neue deutsche Zolltarif.
L. Kurowski, Menschenbilder 2 Bde.
Dr. Kalmus, Geisteskrankheiten.
U. Barth, Friedr. v. Wöhler.
Dr. Immendörfer, Speise und Trank im deutschen Mittelalter.
Kath. Abraham-Rieve, Frauenliebe.
Anna Dix, Im Sonnenglanz
Fischer, Wandlungen — Freunde.
Bodo Wildberg, Höhenluft
" Helldunkle Lieder.
Freytag, Landtagswahlkarte von Böhmen.
W. Oehmisch, Vom Leben und vom Lieben.
L. Geiger, Göthe's Leben und Werke.
J. Brochet, Nemesis.
H Gartelmann, Der Sturz der Metaphysik.
" Dramatik.
H. Gartelmann, Zur Dramatik.
H. v. Schullern, Die Aerzte.
B. Björnson, Absalon's Haar.
Das Blutbuch von Transvaal.
Arkadien 7
Stimmen der Gegenwart, 10
Bühne und Welt, 3.
Die Fackel, 84.
Der Freidenker, 42, 43.
Die Gesellschaft, 2, 3.
Internationale Litteraturberichte, 22.
Der Kyffhäuser, 15
Die Lyra, 3.
Der Scherer, 21.
Der Türmer, 2.

SECESSION
Eröffnung Mitte November. . . .

HIRSCHLER, I. Plankengasse 7.
Anfangs Dezember l. J. gelangen die **Antiquitäten, Juwelen** und **Bilder** a. d. Lager der Firma **Wilh. Loew** zur **Auktion.** Auskünfte durch die Kunsthandlung **Hirschler,** I. Plankengasse 7.

Dichtungen
von
Marie Eugenie delle Grazie.
Gedichte. 1882. 3. Auflage 1895.
Hermann. Epos. 1883. 2. Auflage 1884.
Saul. Trauerspiel. 1885.
Die Zigeunerin. Erzählung. 1884.
— Verlag K. Konegen, Wien. —
Italische Vignetten. Gedichte. 1892.
Der Rebell Bozi. Erzählung. 1893.
Robespierre. Mod. Ep. II. 1894.
Der Schatten. Dr. 1900 2. Aufl. 1901.
— Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig. —
Schlagende Wetter. 1899. 2. Aufl. 1900.
— Wiener Verlag. —

! Soeben erschienen Neuausgabe !
Im Sommersturm
von Arthur von Wallpach.
Eigenverlag.
Zu beziehen durch den Verlag des „Scherer"
Innsbruck, Museumstraße 16.
Preis der Volksausgabe geh. **K. 1.50 = M. 1.25**
Desgleichen:
Sonnenlieder.
Demnächst erscheint:
Jahresringe.

Ernst Ziel's Werke
Litterarische Reliefs. IV. Bde. 1885/95.
Ed. Wartig's Verlag, Leipzig.
Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts.
1901. Verlag H. Haessel, Leipzig.
Ausgewählte Gedichte. Mit Bildnis.
1901. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Von **Christaller** erschien im Oktober d. J.:
Prostitution des Geistes.
Satirischer Roman.
Ca. 20 Bogen, 8°, 3 M.
Zu beziehen nur vom Verfasser, **Christaller,** Ottenhausen in Württemberg.
Frei gegen Bestellung auf Postanweisung.

6. Jahrg. **„Freie Deutsche Schule"** 6. Jahrg.
Politisches Schul-, volksthümliches Erziehungs- und Unterrichtsblatt.
Herausgeber und Schriftleiter: **Rudolf Rehling,** Wien, 19/3, Bloschgasse 1.
Erscheint am 1. und 15. jeden Monates mindestens 8 Seiten stark. — Bezugspreis: Jährlich 6 Kr. = 6 Mk.; halbjährig 3 Kr. = 3 Mk. im Vorhineln.
Das Blatt tritt für die Verdeutschung des gesammten Erziehungswesens und Volkslebens, für Sprachreinheit und Lebensführung im Sinne des modernen Volksgeistes ein, eignet sich daher für Familien und völkische Vereine.
Die weite Verbreitung des Blattes in der Ostmark und im deutschen Reiche empfiehlt dasselbe für Ankündigungen.
(Die viermal gespaltene Kleinzeile 16 H. = 16 Pf.)
Bestellungen, Ankündigungen und Geldsendungen sind an die Verwaltung: **R. Rehling,** Wien, 19/3, Bloschgasse 1 zu richten
Vertretung für das deutsche Reich: Bredt's Verlag zu Leipzig.
Deutsche, fördert Eure Presse!

Der Gesammtauflage dieses Heftes 22 der „Neuen Bahnen" liegt ein Prospekt der Zeitschrift „Das Freie Wort" bei.

Neue Bahnen

Le Revenant.

Wo der Leib in Staubatomen Erde, Waſſer, Luft durchſchwebt,
Auferſteht das gleiche Weſen, das in neuer Hülle lebt.

Als er ſtarb in wilder Fremde, jung, ein Sänger und ein Held,
Trauerte an ſeiner Leiche alle Schönheit einer Welt.

Hatt' er nicht genug durchlitten dieſen ird'ſchen Aufenthalt?
Warum iſt er neugeboren glücklos und in Knechtsgeſtalt?

Noch erſchallt wie Kampfpoſaune die Fanfare ſeines Ruhms,
Und ſein Name iſt die Loſung jedes Freiheitsheldenthums.

Das war er! Was iſt er heute! Ein Gefangener, ein Knecht!
Iſt ein Stern in Nacht verſunken! Ein Enterbter ohne Recht!

Hingemeuchelt in der Blüthe von der Thoren Lug und Trug!
Weggeſchleudert alle Schätze, die er mit ins Leben trug!

Höre ihn, o Doppelgänger, der in blauem Dämmerſchein
Ueber ihm zu Häupten flattert! Er iſt dein und du biſt ſein.

Rette ihn aus dieſen Sümpfen, dieſem dumpfen Nebelqualm
An die Sonne, auf die Höhen, auf der Weihe ſtille Alm!

Reiße ihn aus dieſen Netzen öder Kleinheitshinterliſt!
Laß ihn Alpengröße athmen, wohnen, wo der Adler iſt!

Doch er weiß, es iſt beſchloſſen, zu erproben ſeinen Stolz,
Daß er tief zu Boden ſtürze unter all das Krüppelholz.

Nie fliegt er wie Donnerwolke vor der Weltbefreiung her,
Nie ertönt er wie Drommete vor dem Nibelungenheer.

Für die Flüge ſeiner Seele iſt zu feige und zu ſchlecht,
Wo im Käfig er verfangen, dies armſelige Geſchlecht.

Dieſes Leben iſt verloren, iſt wie Spreu im Wind verweht ..
Bis es, neuer Hülle würdig, als ſein Rächer auferſteht.

Berlin.

Karl Bleibtreu.

Vom Nationalbewußtsein.

Von **Michael Georg Conrad** (München).

„Ruere in servitium".

Eines von den berühmten Worten des Tacitus: „Sie eiferten ihre Knechtschaft zu zeigen". Das trifft, trotz aller Kaiser- und Reichsherrlichkeit, heute noch einen, wie es scheint, unausrottbaren Charakterzug der Deutschen: Dienstbeflissenheit und Knechtschaftsbedürfnis.

Nach innen: Servilismus, Byzantinismus. Ein großer Theil dieser knechtischen Gesinnung ist völlig freiwillig, sie scheint als Vererbung schon im Blute zu liegen. Namentlich bei dem zu Geld und geschäftlicher Machtstellung gelangten Bürgerthum. So lange eine solche Emporkömmlings-Jammerseele z. B. nicht mit dem Hofe durch irgend einen Titel oder Orden oder ein Ehrenämtchen verbunden ist — oft thut's schon eine Komité-Stellung in einem Wohlthätigkeits-Bazar oder Armenball! — glaubt dieselbe überhaupt nicht zu existiren. Hoffentlich ersteht uns noch der Satiriker, der uns eine bürgerliche Scheißkerliade in unsterblichen Versen schreibt.

Nach außen: Blinde Verehrung alles Fremden.

Immer und überall: Mangel eines mannhaften Selbst- und Nationalbewußtseins.

Mannhaftes Selbstbewußtsein in erster Linie; denn ein Haufe von charakterlosen, verknechteten, sozial und wirthschaftlich unfreien Menschen gibt keine Nation und erzeugt kein Nationalbewußtsein.

Die Franzosen brauchen sich nur irgend einen kolossalen Jux zu leisten, z. B. sich einen Eiffelthurm zu bauen und eine sogenannte Weltausstellung drumherum und ganz Deutschland ist hingerissen von Bewunderung, und wenn es die Zeit und das Taschengeld erlaubt, fährt man hinüber, um sich das neue Wunder anzuschauen.

Was die Franzosen groß gemacht hat und trotz aller verlorenen Schlachten groß erhalten wird: das Kühne, Revolutionäre ihres Geistes, das unerschütterliche Vertrauen in ihre Eigenart und Kraft, das unverwüstliche Nationalbewußtsein, ihr stolzer, vornehmer Charakter — das wird sich unter Hunderten kaum ein Einziger zu Gemüthe geführt haben, von den Hunderttausenden, die im Sommer 1889 zur Jahrhundertfeier der Revolution aus Deutschland nach Paris wallfahrteten.

Wir haben uns jahrhundertelang die nationale Charakterlosigkeit und Verschwommenheit im eigenen Hause als weltbürgerlichen Idealismus aufschwatzen lassen; wir haben unserer internationalen Liebedienerei das dogmatische Mäntelchen, eine echte deutsche Bedientenjacke, von unserer „weltgeschichtlichen Kultur-Mission" umgehängt.

Auch die Franzosen haben der Welt verkündigt, daß sie an der „Spitze der Zivilisation marschiren"; allein, sie waren klug und charaktervoll genug, sich diese Zivilisation niemals als eine internationale oder allgemein menschliche vorzustellen, sondern als eine französische oder wenigstens vom französischen Geiste durchtränkte.

Neulich schrieb ein Berliner Publizist: „So lange einem Deutschen sein Bewußtsein erlaubt, stärker das Bedürfnis der Dienstwilligkeit gegen fremde Nationen als das seiner eigenen Würde zu empfinden, so lange ist dieses Nationalbewußtsein als Kraft im Kampfe ums nationale Dasein keinen Pfifferling werth."

Nur hat der Schreiber, der das Richtige getroffen, beizufügen vergessen, daß nur ein in der Luft der geistigen, künstlerischen und sozialen Freiheit athmendes und freudig schaffendes Volk sich zur Höhe eines gesunden Nationalbewußtseins aufzuschwingen vermag. Nationale Würde ist nicht denkbar, so lange nicht die persönliche Würde im höchsten Preis und Schutze steht. Die nationale Würde ist eine Maske, eine Lüge, wenn nicht der geringste Mann der Nation in Ehren sein Stück Brot verdienen und in Freiheit genießen darf. Wo die Reaktion an allen Ecken und Enden über ein Volk hereinbricht; wo jeder gesinnungstüchtige Mann verfehmt wird, wenn er sich nicht der von oben jeweils diktirten Ansicht in Fragen der Politik, des Glaubens, des Rechts knechtisch unterwirft; wo der freie Schriftsteller, der freie

Künstler, der Ritter vom Geiste in seiner Ehre und in seinem Lebensstand bedroht wird, wenn er sich nicht zum Speichellecker der Gewalthabenden erniedrigt und sich zu den Lakaien der sogenannten öffentlichen Meinung auf den Duzfuß stellt; wo das Recht gebeugt und als grober Unfug Alles gebrandmarkt wird, was sich als ehrliche Ueberzeugung und freie Aussprache nicht in den Rahmen des alleinseligmachenden Servilismus fügt: da ist es mit der Hebung des Nationalbewußtseins übel bestellt.

Und so lang ihr Prämien auf knechtische Gesinnungen setzt und den Mann vergewaltigt, daß er euch das Opfer seines Verstandes, seiner Ueberzeugung und seiner Würde bringe, so lange werdet ihr kein nationalbewußtes Volk haben, das im Kampfe der Nationen furchtlos und stolz seinen Mann stellt und die höchsten Siege der Menschheit erficht, sondern nur eine Summe von Nackenbeugern und Werkzeugsnaturen, die der Geist Gottes hinwegbläst, wenn er sich im Sturmwind der Zukunft sein Heldenvolk erwählt.

Es klingt, wie ein Gotteswort, was der alte große König Fritz im Sterben als sein Letztes gesprochen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen".

Stachelreime.

Sprüche von **Arthur von Wallpach.** (Innsbruck.)

Neid.

Ein rechter Kerl, der etwas kann,
Freut sich ob jedem ganzen Mann;
Nur die Strebegeister, die hohlen, schlauen
Fürchten, man werde ihr Nichts durchschauen.

Weg zum Erfolg.

Willst du gewinnen den Beifall der Meisten,
Schlag' deine Schuh' über fremde Leisten.

Viel Feind', viel Ehr'.

Wer keine Widersacher hat,
Der ist kein Geisterneuer.
Unwidersprochen bleiben nur
Stumpfsinnige Wiederkäuer.

Ausgestorbene Völker.

Verstorbene Völker sind heut' noch zu finden,
Es kann wohl die Sprache — das Blut n i e verschwinden!

Partei.

Um Parteien handelt sich's nicht so sehr,
Als um den Muth der Bekenner —
Die Feigen rathen und klügeln stets —
Thaten vollbringen die Männer.

Hoffen und Harren.

Wer die Hoffnung erwählt als Braut,
Wird zu Sankt Nimmerleins Tag getraut.

Loos.

Seht, wie sie feiglings niederfallen
Und der Metze Glücksrad über sie jagt —
Es seufzt: „So ist mir das Loos gefallen" —
Wer dem Schicksal nicht mannhaft zu trotzen wagt.

Ueberzeugte.

Wer Geschäft treibt mit Glauben und Poesie,
Dem mangelt's an Ueberredung nie.

Den Schwarzen.

Und ob ihr alle Fenster dicht
Verhängt, um Nacht zu machen —
Es werden in's strahlende Morgenlicht
Schreiend die Kinder erwachen!

Entrüstete.

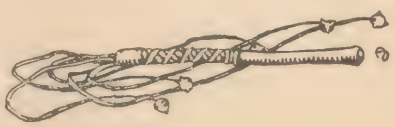
Ihr staunt, daß man Goethe mit Koth beschmiß?
Lebt er heute, ihr thätet es selber gewiß.

Beflaggung.

Mit deutschen Farben schmückt das Haus
Ihr heut' und schwarzgelb morgen?
Steckt lieber Wetterfähnchen aus,
So seid ihr frei der Sorgen.

Ungereimtes.

Mit Recht den Reim der Modedichter haßt,
Weil er so schlecht für „Ungereimtes" paßt.



Erziehungsziele.

Von Irma von **Troll-Borostyáni** (Salzburg).

Unsere Zeit ist eine Zeit der Widersprüche.

Neben den energischen Bestrebungen der kirchlichen Parteien, verlorenen Einfluß und verlorene Macht zurückzugewinnen, sehen wir die aus den Errungenschaften der Naturwissenschaft geschöpfte materialistische Weltanschauung in den Kreisen der Gebildeten immer größere Verbreitung gewinnen. Neben dem leidenschaftlichen Kampfe der verschiedenen Nationen und Nationchen um ihre künstlich aufgebauschten Sonderinteressen verbreitet sich in der Stille ein kosmopolitischer Geist, der auf die Fortschritte der Kultur für die menschliche Gesellschaft als Einheitsbegriff gerichtet ist. Gegenüber dem selbstverherrlichenden Glauben der Völker und Staaten an ihre eigene Kraft und Vortrefflichkeit, erhebt ein dunkler Pessimismus sein düsteres Antlitz und führt laute Klage über die Leiden und Krankheiten des sozialen Organismus, die nach Abhilfe und Heilung schreien. Während eine Vereinigung begeisterter Menschheitsfreunde das Evangelium des ewigen Friedens verkündet und den Oelzweig an die Stelle der zu blutigem Kampfe winkenden Kriegerfahnen setzen möchte, starren die Völker in Erz und Eisen und ihre Regierungen weisen unablässig auf das Gespenst eines drohenden Krieges hin, um neue Steuern und Abgaben zu erzielen zur Vermehrung des Heeres, zu neuen Rüstungen und Kanonen. Und so vernehmlich tönt das Kampfgetöse all der einander befehdenden politischen, kirchlichen und sozialen Parteien an unser Ohr, daß selbst Taube es hören können.

Hier wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf einen minder ohrenfälligen Kampf moderner Gegensätze richten, der, wenn auch von Manchen weniger beachtet, doch mit großem Rechte zahllose Geister bewegt und einen kräftigen Gährungsstoff in das soziale Leben wirft.

Dies ist der Kampf um die Jugend, d. h. um die Entwickelungsbahnen, in welche die heranwachsende Generation durch den Einfluß der ihr zutheil werdenden Erziehung und Bildung geleitet werden soll.

Wie es in der Natur keinen Stillstand gibt, sondern nur Weiterentwickelung oder Rückbildung, so auch im Leben des staatlichen Organismus. Die Bedingungen für die weitere vor- oder rückschreitende Entwickelung des menschlichen Gemeinwesens liegen jedoch vorzugsweise, ja ausschließlich immer in den neuen Generationen. Der Bestand der Zukunft ist von der Zusammensetzung und der Art der Heranbildung der neuen Geschlechter abhängig. Sowie wir die Erben unserer Vorfahren sind, ebenso wirken das Wissen und Können, welches wir auf unsere Nachkommen übertragen, entscheidend auf den Entwickelungsprozeß der Menschheit. Die moralische und intellektuelle Befähigung der heranwachsenden Generationen, den großen Kulturaufgaben der Gesellschaft gerecht zu werden, ist für eine glückliche Lösung derselben von höchster Bedeutung.

Hieraus ergibt sich folgerichtig die Anerkennung der hohen Wichtigkeit der Beschaffenheit der Jugenderziehung, die Verpflichtung der Gesellschaft, ihre ganze Kraft für eine möglichst günstige Jugenderziehung einzusetzen, d. h. für Schaffung der bestmöglichen Bedingungen zur fortschrittlichen Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft.

In unseren modernen Kulturstaaten ist der Prozentsatz ihrer Glieder, welchem eine sie zu tüchtigen Menschen und Staatsbürgern heranbildende Erziehung zutheil wird, noch ein erschreckend geringer. Die Dreieinigkeit in der Erziehung, moralische, intellektuelle und körperliche Erziehung liegt für die breiten Volksschichten noch sehr im Argen.

Noch gibt es Leute, welche den Einfluß der Erziehung auf die Charakterentwickelung für gering achten, welche behaupten, die natürliche Anlage lasse sich durch nichts umgestalten in einem gut veranlagten Kinde müsse sich, auch wenn dasselbe

schlecht erzogen werde, der gute Keim entwickeln und aus einer bösen Anlage könne nie und nimmer ein guter Mensch hervorgehen, denn sobald derselbe zu selbstständigem Denken und Handeln gelange, würde sich dieses, allen erziehlichen Einflüssen zum Trotze, nach der natürlichen, angeborenen Neigung richten. Andere betrachten jedes neugeborene Kind gleichsam wie ein unbeschriebenes Blatt Papier, welchem erst die Umstände, in welchen es auferzogen wird, und endlich seine ganze Lebenslaufbahn — mit einem modernen Worte, sein milieu — die verschiedenen Zeichen, will sagen den verschiedenen Charakter aufdrückt.

Die Wahrheit liegt, wie so oft, zwischen beiden Anschauungen in der Mitte. Indem der Mensch eben das Produkt beider Faktoren ist: seiner ihm angeborenen Anlagen und seiner Erziehung, nämlich der äußeren Einflüsse. Und die tägliche Erfahrung gibt Zeugnis von der unleugbaren Wichtigkeit der Erziehung, von deren Einfluß auf Körper, Charakter und Intellekt zum größten Theil das Glück des Einzelnen und durch diesen mittelbar in unabsehbarer Kette das Wohl des ganzen Menschengeschlechtes abhängt.

Damit es aber der Erziehung gelinge, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, das junge Wesen zu einem selbst glücklichen und glückschaffenden Gliede der menschlichen Gemeinde heranzubilden, gibt es für sie nur einen Weg: harmonische Entwicklung aller Geistes- und Körperkräfte und hiermit Lösung der Widersprüche im Individuum wie in der Menschheit.

Der schlimmste Fehler der allgemein herrschenden Erziehungsschablone ist ihre Einseitigkeit. Seit Rousseau weisen hervorragende Pädagogen — leider vergeblich — darauf hin, die Erziehung auf eine naturgemäßere, harmonischere Entwicklung des ganzen vollen Menschen zurückzuführen, und den über die Verbesserung der Staatsgesetze gemachten Ausspruch Buckle's*) möchte ich auf die Erziehung angewendet, folgenderweise übersetzen: Tendenz und Richtung unserer modernen Erziehungsgesetze sei: die Dinge wieder in jenen natürlichen Lauf zurückzuleiten, aus welchem die Unwissenheit früherer Gesetzgeber sie verdrängt hat. Dies ist eines der großen Werke der Gegenwart und wenn die Pädagogen es gut vollbringen, verdienen sie den Dank der Menschheit."

Je naturgemäßer eine Erziehung, desto besser ist sie. Nicht Unterdrückung und Verkrüppelung der Natur kann ihre Aufgabe sein, sondern deren Veredelung. Die herrschende Erziehung scheint sich jedoch scheue Abwendung von der Natur, ihre Verleugnung und Verzerrung zum Ziel gesteckt zu haben. Und Hand in Hand hiemit geht die Abwendung von der Wahrheit, die Verleugnung des Rechtes und die Furcht vor Freiheit.

Bis zum Entwicklungsalter zeigen die beiden Geschlechter nur wenig Unterschied. Alle Organe (mit Ausnahme der sexuellen) sind, wie Physiologie und Anatomie lehren, gleich geartet, nur zeigen sich, wiewohl nicht ausnahmslos, die Gliedmaßen des Knaben kräftiger, als jene des Mädchens. Erst die Erziehung hemmt gleiche Entwickelung der physischen Kraft der Mädchen, indem man, im Allgemeinen, darauf ausgeht, im Manne die Kraft, im Weibe hingegen anmuthige Zartheit zu entwickeln. Zum Nachtheil für beide, denn Eines ist ohne das andere unschön und unvollkommen. Schwäche ist ebenso der Anmuth bar, wie unharmonisch entwickelte Kraft.

Eine vernünftige Erziehung darf es nicht unterlassen, den Gesetzen der Hygiene entsprechend, die körperliche Kraft und Gesundheit der jungen Leute beider Geschlechter vom Kindesalter an möglichster Entwickelung und Stählung zuzuführen. Und zwar sowohl um der betreffenden Individuen willen selbst, als auch um der künftigen

*) The whole scope and tendency of modern legislation is to restore things to that natural channel, from which the ignorance of preceeding legislation has driven them. This is one of the great works of the present age; and if legislators do it well, they will deserve the gratitude of mankind. (History of civilisation of England. Leipzig, Brockhaus, 1865. I. vol. page 256.)

Generationen willen, welche umso gesünder und kraftvoller sein werden, je gesünder und kräftiger ihre Erzeuger sind.

Darüber, wie eine derartige Erziehung geleitet werden soll, finden sich sehr beherzigenswerthe Ausführungen in einer unlängst erschienenen Schrift von Dr. C. Sturm: „Wohlstand für Alle. Eine sozial-hygienische Studie"*), welche Allen, die sich für unseren Gegenstand interessiren, zur aufmerksamen Lektüre empfohlen werden kann.

Wenn wir auch die Ansicht des Verfassers, daß die große soziale Frage auf dem Wege einer vernünftigen, naturgemäßen Jugenderziehung schon ganz allein einer friedlichen und vollkommenen Lösung zugeführt werden könne, nicht zu theilen vermögen, eine Ansicht, welche er als unbestreitbare Behauptung hinstellt, die Beweisführung der Richtigkeit dieser Behauptung jedoch gleichwohl schuldig bleibt — so würde doch zweifelsohne eine vernunftgemäße Erziehungsreform eine weitgreifende Verbesserung der sozialen Zustände herbeiführen.

„Die naturgemäße Erziehung" — sagt Sturm — „sowie der eigene Fleiß vermögen die Geburtsanlage in der Art zu fördern, daß die nachfolgende Generation mit höheren Anlagen geboren wird. Auf diese Weise kann dann allmählig die entsprechende Vervollkommnung der Menschheit eintreten. Von der menschlichen Erkenntnis hängt es lediglich ab, diesen Fortschritt auf die naturgemäß schnellste Weise zu begünstigen."

Die Erziehung sei zu betrachten als Erziehung des Körpers, der Sinne und des Geistes.

Betrachtet man beispielsweise zuerst die sogenannten niederen Sinne, Geschmack, Geruch und Gefühl, so zeigt es sich, daß der erstere für die richtige Auswahl der Nahrung, der zweite vor Allem für die Reinheit der Luft und das Gefühl für die naturgemäße Hautpflege und Kleidung zu sorgen habe. Damit ist aber nichts Geringeres erzielt, als die Grundlagen unserer gesammten Gesundheitspflege, deren Wesen in der Normalkraft aller Organe besteht. Viele glauben in engherziger Weise, diese drei Faktoren stellen allein das Gebiet der Gesundheitspflege dar und rechnen dazu höchstens noch die Bewegungen der körperlichen Muskeln als Schlußmoment, während doch die Pflege der fünf Sinne und des Geistes ungleich werthvoller ist, da diese Organe die Entwickelung des Körpers fördern oder ihn mit in ihren eigenen Ruin reißen.

In Betreff des Körpers ist dessen Entwickelung vor Allem nach Kraft und Gewandtheit zu beurtheilen. Betrachtet man jedoch unsere Jugend von diesen Gesichtspunkten, erklärt Sturm, so kommt man zu der Einsicht, daß dieselbe diesen Forderungen nicht entspricht, vereinzelte Fälle ausgenommen. In erster Linie hat sich die Ernährung der Jugend mehr von der naturgemäßen Art entfernt, als dies früher der Fall war, und auch die zu einer gesunden Entwickelung nöthige Aufmerksamkeit und Ruhe haben entschieden abgenommen. Die heutige Jugend macht nicht den Eindruck eines ruhigen, bestimmten Vorwärtsstrebens, das seine volle Aufmerksamkeit auf die jeweilige Beschäftigung richtet; sie trägt vielmehr den Stempel der Zerstreutheit und Aufgeregtheit, die aus der krankhaften, überhasteten und überladenen Lebensart der heutigen Menschheit entspringen.

Der Mißerfolg, der durch die Vernachlässigung der naturgemäßen Bedingungen eingetreten, ist ein Kind seiner Zeit. Das Verhältnis zwischen Kraft und Gelenkigkeit hat sich nämlich gegen früher in der Art verschoben, daß die Kraft mehr und mehr zu kurz gekommen ist, die Kinder und Erwachsenen schwächer, dafür aber in gewisser Hinsicht gelenkiger geworden sind. Letzteres ist aber umso verdächtiger, als Kraft und Gewandtheit doch bestimmt sind, sich gegenseitig das Gleichgewicht zu halten und der Fortschritt in beiden nur in dem Grade sich entfaltet, als beide gleichmäßig geübt werden. Tritt dagegen eine Vernachlässigung nach einer Richtung ein und bleibt

*) Dr. Sturm's Bücherverlag für persönliche und soziale Gesundheitspflege. (Berlin S. W., Königgrätzerstraße 20.)

gleichwohl reichliche Uebungsgelegenheit nach der andern, so wird diese in krankhafter Weise ausarten. Bei der Kraft sehen wir dann Vierschrötigkeit; bei der Gelenkigkeit nach und nach statt einer wirklich größeren Leistungsfähigkeit, jene veitstanzartige Lebhaftigkeit eintreten, welche bei unserer Jugend so häufig beobachtet werden kann.

Hinsichtlich der bei der gegenwärtig herrschenden Erziehung sehr vernachlässigten Entwickelung und Schärfung der fünf Sinne, welche nicht nur im praktischen Leben von großer Bedeutung ist, sondern auch das künstlerische Verständnis und die künstlerische Genußfähigkeit im hohen Grade fördern würde, finden wir in Dr. Sturm's Ausführungen sehr beherzigenswerthe Winke, auf welche näher einzugehen, wir uns an dieser Stelle, als zu weitgehend, freilich versagen müssen und Pädagogen vom Fache, welche sich für die Sache interessiren, auf die erwähnte Schrift selbst verweisen wollen.

In Betreff einer rationellen Ernährung erklärt der Verfasser, daß das Ideal des Menschen weder Entbehrung noch Schlemmerei sein könne, daß vielmehr ein vernünftiger Lebensgenuß erzielt werden soll, dessen Unkenntnis die Menschheit eben zwischen jenen Extremen fortwährend hin und her schleudert. Obgleich in Dingen der Ernährung daher ein gewisser Wechsel angestrebt werden soll, muß vor Allem der nahrhafte Charakter selbst maßgebend sein und ein krankhaftes Vielerlei, wie alle unnöthigen, ja schädlichen Reizmittel, als Kaffee, Thee, Gewürze, thunlichst auch Alkohol, namentlich aber Rauchtabak von der Jugend ferngehalten werden, eine Anschauung, welcher vernünftig Denkende ihren Beifall nicht vorenthalten werden. Nicht aber wird man Sturm's weiterer Folgerung beipflichten können: daß die Vernachlässigung dieser Gesundheitsbedingungen den Grundstein zu der Blutarmuth des Proletariats lege, da gar mancher reichlich zu essen hätte, um gesundes Blut zu bilden, wenn er sein Geld auf richtige Weise anwenden und nicht in krankhaften Reizmitteln vergeuden wollte. Denn, wenn es auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß dies oft der Fall ist, so kann es ebensowenig geleugnet werden, daß es dem Proletariat auch oft an den nöthigsten Mitteln zur Erwerbung der allereinfachsten gesunden Nahrung fehlt.

Der Bildung gesunden Blutes schließt sich, wie Sturm des Weiteren ausführt, dessen rationelle Verarbeitung an, an welcher der Körper sich vor Allem durch geeignete Turnübungen bethätige. Auch in den Mußestunden soll ein bestimmtes System walten, durch das die Kinder in entsprechender Weise angehalten werden, Körper, Sinn und Geist durch belebende Spiele zu veredeln. Sobald die Jugend genügende Lust für die Uebung ihrer Organe erhält, was gerade bei ihr gar nicht schwer ist, so wird diese Gesundheitsfreudigkeit sie von unendlich vielen Dummheiten abhalten, welche heute das Mark derselben zerstören. So ist es eine bekannte Thatsache, daß der Mensch umsoweniger einem ausschweifenden, wie auch vorzeitig sexuellen, daher verweichlichenden Leben zuneige, je mehr er richtig genährt ist und Freude an turnerischen Spielen, Schwimmen, Rudern und dergleichen, kurz, an körperlicher Kraft und Gewandtheit hat, bezw. diese anstrebt und erreicht: solches ist in noch höherem Maße der Fall, je mehr gleichzeitig seine Sinne und sein Geist naturgemäß geschärft und beschäftigt sind. Umgekehrt stellt aber gerade die körperliche und geistige Verstumpfung den nächsten und schnellsten Weg zum sexuellen Ruin dar. Nur durch die geschilderten naturgemäßen Mittel bleibt die Jugend wahrhaft jung und gründlich davor bewahrt, schon im unreifen Zustand Genüsse mit Gewalt herbeizuzerren, welche erst im Vollbesitze der Mannheit oder Weiblichkeit eine wirkliche Befriedigung gewähren können. Natürlich soll die Jugend auch nach anderen Richtungen und insbesondere vor einer Nachäffung männlicher Gepflogenheiten bewahrt werden. So sehe man streng darauf, daß die halbreifen Gemüther nicht in die Politik gezogen werden; und für einen noch nicht erwachsenen Menschen sei es absolut unstatthaft, dergleichen Versammlungen zu besuchen. Man möge doch so viel Erbarmen mit der Jugend haben, daß man ihre Tage nicht mit Dingen vergifte, die erst mit der nöthigen

Organkraft eine verdauliche Speise für sie werde! Wie viele junge Leute seien für ihr ganzes Leben dadurch zugrunde gerichtet worden, daß sie die oft auch nur halbreifen Ideen Anderer in ihrem jungen Gehirn noch nicht verarbeiten konnten. Ueberhaupt bilde es eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen Menschheit, die Jugend zu schonen und ordentlich heranreifen zu lassen. Derzeit würde aber leider Alles aufgeboten, sie vorzeitig abzunützen und unbrauchbar zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Duo.

Aus dem Tschechischen des ***Jaroslav Vrchlicky*** *von* ***Friedrich Adler.*** *(Prag.)*

Was klang von ferneher?
Lass klingen Du!
Es gilt nicht uns, es klingt so wie das Leben.
Doch unser Theil ist nur des Grabes Ruh',
In der versinkt das Sehnen und das Streben.
Es klingt für Jene, die voll Jugend sind,
Das Glück im Herzen, in dem Haare Rosen —
Wir kannten auch den Stern, er glomm so lind
Und sah einst uns'rer ersten Liebe Kosen.

Was flammt von ferneher?
Lass flammen nur!
Es gilt nicht uns, es flammt so wie das Leben.
Das Leid und Weh' bezeichnen uns die Spur,
Zum Lichte ist kein Pfad uns mehr gegeben.
Es flammt für Jene, die voll Stärke sind,
Durch ihre Fackel wird die Nacht zum Tage —
Lass! besser wenn das Dunkel uns umspinnt:
Für uns ist all' das eine graue Sage!

Der Verfall der deutschen Schaubühne.

Von **Roland Hammer.**

V.*)

Das in einem früheren Artikel angezogene Wort des Dingelstedt: „Sie haben nur Sinn für die Tantième" gilt nicht lediglich von den Franzosen, auf die es eigentlich gemünzt ist, sondern weitaus von den meisten Dramatikern der Gegenwart. Tantième! vor dem Auge des Musenbeflissenen steigt ein Wasserfall im Umfange des Niagara auf, der eitel Gold — gemünztes Gold natürlich — mit sich führt. Was wiegt alles Honorar gegen die Tantième! Gebenedeit, wer in die Rangsklasse der Tantième-Männer kommen kann! Er befindet sich bei lebendigem Leibe im Paradiese.

Die Tantième ist heutzutage das Ideal des Federmenschen. Darum drängt sich auch alles, was schriftstellert und was zu schriftstellern glaubt, zur Bühne und überschwemmt die Theaterkanzleien mit Dramen oder auch — wie Grabbe in seiner urwüchsigen Art grollt: „mit fünfbeinigen Mondkälbern, die so abscheulich sind, daß ich den Hund bedauere, der sie anpißt". Jeder hofft der Auserwählte zu sein, jeder sieht sich aufgeführt und — was die Hauptsache ist — wühlt in Geld, das die Aufführungen unfehlbar einbringen. Manchem glückt es, zumal wenn er einen Rückhalt an der Klique hat, er wird aufgeführt und erhält Tantièmen. Allerdings sehen diese bei Licht betrachtet nicht so aus, wie im holden Dämmer der Hoffnung oder im verklärenden Morgenroth der Phantasie, dafür sorgen schon die fremdländischen Dramatiker, aber Tantièmen sind es halt doch, so gut wie das Stück eben ein Stück ist d. h. im Dialog geschrieben, mehr oder minder flach, ohne tieferen Gehalt, mit einigen jener Späße austapezirt, über die nordmährisch gesprochen: kaum mehr eine Kuh lachen würde. Was aber dem Gevatter Hinz gelungen — denkt Gevatter Kunz — kann auch mir gelingen, sintemal ich unzweifelhaft ein tüchtigerer Kerl bin. Und Kunz setzt sich hin und dramatisirt, daß es staubt. Alles — für die Tantième, für die leidige Tantième!

Ich wette Hundert gegen Eins, daß die Legion von Dramatikern, die wir haben, auf einige Dutzend zusammenschmelzen würde, wenn es heute hieße: Tantièmen werden von nun an nicht mehr gezahlt. Selbst das endlose dramatische Papier, das die Herren Schönthan, Buchbinder, Moser, Trotha, Blumenthal e tutti quanti mit einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit von sich geben, selbst dieses würde unversehens auf die Neige gehen. Wozu auch sollten die „Helden an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope" noch fernerhin „schmieren, wie man Stiefel schmiert"? Des Ruhmes halber? — pah! sie wissen auch selbst recht gut, daß ihr Ruhm wenn's hoch kommt, bloß „ein Rühmchen" ist, wie es in der Bibel heißt. Den inneren Drang zu befriedigen? — hm! um einen solchen zu haben, muß man vor Allem im Besitze von Innerlichkeit sein!

Nein! nichts von alledem! Die Herren würden sich geruhig vom Schauplatze ihrer bisherigen Triumphe zurückziehen, denn auch für sie gilt, was der gute Tetzel auf seinen Kasten mit Ablaßzetteln geschrieben hat — natürlich verändert:

Wenn das Geld im Kasten klingt
Das „Lustspiel" aus dem Kleinhirn springt.

Mit der Tantième zugleich verschwänden die Geschmacksverderber, die Nichterlinge vom Schlage der Hintersassen des seligen Kotzebue ebenso wie diejenigen, die da schreiben in einer Sprache, die für sie dichtet und denkt. Ist die Tantième gefallen, dann wird auch die Ueberproduktion rapid sinken, denn umsonst werden die Herren Schönthan, Buchbinder und wie die „Dichter" alle heißen, so auf die Dummheit des

*) Vgl. S. 452, 506, 551 und 566.

p. t. Publikums rechnen, ihre Zirbeldrüsen wohl kaum abstrapaziren, dazu sind sie ja doch zu gute Geschäftsleute, die da wissen: time is money.

Die Auflassung der Tantièmen wäre für die echt-künstlerische Produktion ohne Zweifel von Vortheil. Da man ohne Aussicht auf materiellen Nutzen schreiben würde — daß man schreiben würde, das steht ohneweiters fest — käme das künstlerische Moment mehr zur Geltung, die Wahrscheinlichkeit, aufgeführt zu werden, wäre für die wahren Talente, die nun vor der Klique oder vor der lieben Mittelmäßigkeit zurückstehen müssen, entschieden vorhanden und den Schauspielern würde Gelegenheit, ihre Gaben besser zu verwerthen und nicht, wie es nun so oft der Fall ist, an Plattheiten zu verschleudern. Daß der Theaterunternehmer unter solchen Umständen auch besser wegkäme, liegt auf der Hand. Ein indirekter Beweis hiefür ist das Burgtheater, das während der ersten 6 Monate der Schleuther'schen Raubbauwirthschaft den Tantièmen-Voranschlag um etwa 24.000 Kronen überschritten hat. Dergleichen wäre natürlich nicht möglich, wenn es keine Tantième gäbe.

Ich weiß nicht, wie viele Dramatiker ihren Wegfall beklagen und darob gemüthskrank würden, aber daß weiß ich, daß diejenigen, die es thäten, kaum wohl den geistigen Leuchten der Nation beizuzählen wären — und das weiß ich gewiß!

Aehnlich wie mit den Tantièmen verhält es sich mit den dramatischen „Preisen". Die zur Ermunterung von Talenten gestifteten Preise sind allgemach zu Taschengeldern wenn nicht zu Trinkgeldern von Halbtalenten oder von Pseudo-Talenten geworden, die ihre Fähigkeit, schriftdeutsch zu schreiben, allunterthänigst in den Dienst irgend eines Potentaten stellen und seine gesammten seligen Herren Großväter, Urgroßväter und noch weiter hinauf als die fürtrefflichsten, kanonisiren, so jemals gelebt. Man denke nur an den Herrn Major a. D. (in der Litteratur kaum Gefreiter!) und derzeitigen Dramaturgen der königlichen Schauspiele in Berlin Josef Lauff! Sein wurde der große Schillerpreis, während ein genialer Dramatiker wie Karl Bleibtreu es nicht einmal bis zum kleinen bringt. Und man vergesse auch nicht, weßhalb am Ende der 80er Jahre Graf Schack und Heyse aus dem Vorstande der Schillerstiftung ausgetreten sind! Hieher gehört auch die Verleihung des Grillparzerpreises, sowie jene des Bauernfeldpreises vor einigen Jahren. — Was für eine Bedeutung, welchen Werth hat angesichts solcher Vorfälle ein dramatischer Preis? Doch nur die Bedeutung einer Heuraufe, deren Werth lediglich die vor derselben dicht gedrängten Lieblingsrößlein des Marstalls Klique zu schätzen wissen.

Und nun gar die ab und zu von den Theatern ausgeschriebenen Wettrennen auf dem dramatischen Musengaul! Ich erinnere an das vom Wiener „Deutschen Volkstheater" zum Besten gegebene steeple-chaise im Anfang der 90er Jahre, das für dergleichen Sport als typisch gelten kann. Von den eingelangten 300(!) Stücken wurde Wartenegg's „Der Ring des Ofterdingen", eine in jeder Hinsicht ärmliche fadenscheinige Arbeit, die ich nicht geschenkt haben möchte, mit dem Preise (den Betrag weiß ich nicht mehr) „gekrönt". Trotzdem stieg es nach — ich glaube drei Vorstellungen sang- und klanglos zum Orkus hinab, nicht vielleicht, weil es am Ende gar „zu hoch", zu künstlerisch war — im Gegentheil: weil es zu seicht und zu läppisch war.

Gewiß liegt der Tantième wie dem Preise ein guter, löblicher Gedanke zu Grunde. Der Dramatiker sollte, nachdem das in Alt-Hellas übliche goldene Lorbeerreis leider nicht mehr ausreichte, durch materiellen Gewinn ermuntert und zu weiterem Schaffen angespornt werden. Er sollte erkennen, daß nicht nur das Handwerk, sondern auch die Kunst einen goldenen Boden hat, daß man sie werthschätze und zu belohnen wisse. Was aber, was ist im Laufe der Zeit aus dieser „Auszeichnung" geworden?! Entweder ein Trinkgeld für einen der vielen poetischen Lakaien, die patriotische Stiefel blank wichsen oder eine Aufbesserung für einen Wassersuppen-Dramatiker. Man sehe doch die „Preiskrönungen" der letzten Jahrzehnte an! Wer von diesen Laureaten darf Anspruch darauf erheben, für einen Künstler des Drama's gehalten

zu werden. Ich wüßte Keinen! Was da gekrönt und so zu dramatischem Schaffen ermuntert wird, gehört mehr, minder zur Sippe der litterarischen Troßbuben und Hundejungen, die sich Ritter vom Geiste schimpfen lassen, nicht aber unter die wahren Edelleute des Geistes. Es läßt sich wohl denken, wie solch' eine „Krönung" zu Stande kommt! Unter den herrschenden Verhältnissen, wo die Zugehörigkeit zur Klique, nicht aber das Talent den Ausschlag gibt, kann man sich ungefähr vorstellen, wie die dramatischen Rhadamanthusse verfahren.

Nein! der echte Dichter wird dem Verschwinden der litterarischen Preise keine Thräne nachweinen — mögen sie alle dahinfahren, die schmalen Bettelsuppen der verschiedenfältigen Stiftungen in Sechzehntelgröße, ebenso wie die breiten jener in Folio erscheinenden! Wenigstens wird auf diese Weise Einhalt gethan dem seit einiger Zeit allenthalben um sich greifenden Unfug: mit der Willensmeinung der Stifter Schindluder zu treiben.*)

(Weitere Artikel folgen.)

Waldseebild.

Die Erde schlug ihr blaues Auge auf.
Es glänzt der Waldsee, lächelnd im Erwachen.
Im Schilfe schaukelnd im verlass'nen Nachen,
Durch Binsen lispelnd in verlor'nem Lauf.
Die Sonne blickt durch Tannenwipfel schon
Und wirft ihr Gold in die kristall'ne Tiefe.
Es tönt, als wenn es zum Gebete riefe,
Vom Dorf der Morgenglocke leiser Ton.

St. Oswald.

Verschlafen träumt der See in Mittagsgluth.
Auf dunklem Spiegel Wasserrosen gleiten. —
Da fangen schwarze Wolken an zu breiten
Die nackt'gen Schwingen auf die stille Fluth!
Die Wasserrosen tauchen unter sacht.
Die blüh'nden Binsen ziscbeln traumversunken.
Des Blitzes gold'ne Hämmer schlagen Funken
Und Donnerworte rollen durch die Nacht.

Maurice von Stern.

*) Die heurige Vertheilung fiel — wohl in Folge der szt. durch den Herausgeber dieses Blattes angeregten und von Seite der „Litterarischen Donau-Gesellschaft" und der „Wiener Schriftsteller-Genossenschaft" veröffentlichten energischen Proteste — nicht mehr nur auf Leute, wie die Ambrosius, Hirschfeld u. Ae. Heuer wurden Künstler, wie Ferdinand von Saar (2000 Kr.), unsere Mitarbeiterin Frl. M. E. delle Grazie (1000 Kr), und Talente, wie Frau Baumberg und R. Hawel (je 1000 Kr.) preisgekrönt, freilich, daß auch Herr Felix Dörmann und Rudolf Lothar als „Dramatiker" sich mit in die Ehre theilen, ist sehr bezeichnend. Man denke doch, das anämische Poseur-Talent Dörmann erhält den gleichen Preis wie die vollblütige Künstlerin delle Grazie!! (D. Verf.)

Ein Abend im Verein der Friedensfreunde.

Ein Bericht*) von **Theodor von Sosnosky.**

Baronin Bertha von Suttner will wieder einmal einen Vortrag über den Frieden von sich geben. Der Saal, in dem dies geschehen soll, ist mit Oelzweigen, den Symbolen des Friedens, reich geschmückt. Das Erscheinen der Friedensfreifrau wird mit betäubendem Trommelwirbel verkündigt. Ein Anwesender, der diese kriegerische Introduktion mit der Tendenz der Gesellschaft nicht in Einklang zu bringen weiß, erfährt auf seine diesbezügliche Bemerkung, daß diese Trommelklänge durchaus nicht militärischen Charakter haben, sondern lediglich von der eifrigen Thätigkeit Dr. Schmocks herkommen, der sich's überaus angelegen sein läßt, für den weiblichen Friedensengel die Reklame-Trommel zu rühren und nach altem, gutem Schaubudenbrauch derart dessen Erscheinen anzukündigen.

Dem trommelnden Dr. Schmock unmittelbar auf dem Fuße folgt die Baronin. Von ihren Anhängern stürmisch begrüßt, betritt sie die Tribüne und beginnt, nachdem sie für den Beifall gedankt hat, ihren Vortrag:

„Hochgeehrte Versammlung! Ich würde Sie mit dem schönsten aller Grüße begrüßen und Ihnen sagen: Der Friede sei mit Euch! wenn der Friede nicht schon mit Ihnen, mit uns wäre. Der Friede ist ja unser Ideal, dem wir Alle unsere Kräfte weihen, das uns in leuchtender Schönheit und Reinheit vor Augen schwebt. Wollen wir es erreichen, so gilt es vor Allem zwei Dinge, und die heißen: Schach der Qual! und: Die Waffen nieder! Schach der tausendfältigen Qual, mit der Bosheit, Niedertracht und Dummheit die Welt erfüllen und unter der Mensch wie Thier leiden. Schach dem Antisemitismus, dieser Pest des Jahrhunderts, die ein hochbegabtes fleißiges Volk zu einem grausamen Martyrium verdammt und einen Rückfall in die schlimmsten Zeiten des Mittelalters bedeutet, ja mutatis mutandis an die Christenverfolgungen der römischen Cäsaren gemahnt . . ."

Zwischenruf: „Armer Rothschild! — Armer Bleichröder! — Die armen verfolgten Juden . . .!"

Dr. Schmock: „Ruhe! Antisemitische Frechheit das!"

Allgemeines Gebrumme.

Baronin Suttner: „. . . Trotz ungeheurer Schwierigkeiten ist es unseren Bestrebungen nach dieser Seite auch gelungen, etwas Licht in die finstern Köpfe der Menge zu bringen und den Antisemitismus, wenn auch noch nicht zu vernichten, so doch einzudämmen . . ."

Zwischenruf: „Aha! Darum ist Lueger Bürgermeister!"

Baronin Suttner: „Unser ‚Schach der Qual!' gilt aber nicht nur bezüglich der Menschen, sondern auch bezüglich der Thiere. Wir wollen es fürder nicht mehr dulden, daß diese armen Geschöpfe unter dem Vorwande wissenschaftlicher Forschung gequält werden, wir bekämpfen die Vivisektion, die raffinirte, patentirte Thierquälerei . . ."

Zwischenruf: „Geschieht ja nur zum Wohle der Menschheit; am Thiere muß eben versucht werden, was dem Menschen etwa zum Heile gereichen kann."

Baronin Suttner (wegwerfend): „Phrase! — Ja, wir bekämpfen Alles, was der Menschheit die Qualen schafft, deren Ursache die Stumpfheit und Gemeinheit sind, in die leider der größte Theil unserer zeitgenössischen Gesellschaft versunken ist. Vor Allem aber Schach jener größten Qual der Menschheit, die man Krieg heißt! Ich weiß, man liebt es, unsere dahin zielenden Bestrebungen lächerlich zu machen, als alberne Utopie hinzustellen; aber das darf uns nicht weiter kümmern, denn es ist immer so gewesen, wenn eine neue Idee am Horizonte der Menschheit

*) Um verschiedenen Anfragen von vornherein zu begegnen, müssen wir erklären, daß der „Bericht" von Anfang bis zu Ende erfunden ist, aber jedenfalls sehr gut erfunden, wie ja der Leser ohne Zweifel sagen wird, der die Sache kennt. (D. Schriftl.)

aufgetaucht ist. Es liebt die Welt eben, wie der Dichter sagt, das Strahlende zu schwärzen, und unsere Idee ist strahlend. Ihr sieghafter Glanz ist sogar durch alles Dunkel gedrungen, das die Fürstenthrone hermetisch zu umschließen pflegt und hat das jugendliche Herz des mächtigsten Fürsten der Erde getroffen. Der Selbstherrscher aller Reussen, der Zar Nikolaus II., hat sich — und das ist bisher unser größter Triumph — für unsere Idee begeistert und die allgemeine Abrüstung vorgeschlagen ..."

Zwischenrufe: „Aber zugleich die ungeheuersten Rüstungen angeordnet!"

Gegenrufe: „Ruhe! — Schweigen!"

Baronin Suttner: „. . . Und wie allgemein das Friedensbedürfnis schon ist, wie tief unser Gedanke schon überall Wurzel geschlagen hat, das geht aus dem lebhaften Wiederhall hervor, den der Vorschlag des Zaren allenthalben gefunden und der sich in der Betheiligung aller Staaten an der Haager Friedens-Konferenz geoffenbart hat . . ."

Zwischenruf: „. . . Was die Staaten aber nicht hindert, im größten Stil zu rüsten und die Heeres-Etats zu erhöhen!"

Baronin Suttner: „. . . Diese Friedens-Konferenz war ohne Zweifel die größte . . ."

Zwischenruf: „. . . Blamage des Jahrhunderts!"

Schmock und Anhänger: „Ruhe! — Nicht d'reinreden!"

Andere Rufe: „Recht hat er! Eine solche Blamage war noch nicht da! Gleich nach dem Friedensgefasel hat der Burenkrieg begonnen, der nun schon über zwei Jahre dauert!"

Baronin Suttner (ohne auf die Zwischenrufe zu achten): „. . . Die Friedenskonferenz, sag' ich, ist die größte That des Jahrhunderts. Und der größte Erfolg ist dabei der, daß selbst in den eingefleischtesten Militärstaaten unserer Idee Anhänger erstanden sind und nicht wenige. Mit vollem Rechte dürfen wir daraus schließen, daß dies der Anfang vom Ende des Militarismus ist . . ."

Zwischenruf: „Oho! In Amerika fängt er erst an! Errichtung eines stehenden Kolonialheeres! Vergötterung simpler Lieutenants, Siegesrausch und imperialistische Gelüste!"

Gegenrufe: „Still sein! Maul halten! Nicht immer d'reinreden! Wenn's Ihnen nicht paßt, so geh'n Sie hinaus, wir haben Sie nicht gerufen!"

Andere Rufe: „Recht hat er! Audiatur et altera pars!"

Baronin Suttner: „Es beginnt sich eben überall der Gedanke Bahn zu brechen, daß die Menschheit nur im Frieden ihr Heil finden kann, daß der Krieg für unsere Kultur und Zivilisation eine Schande und Schmach, daß er für unsere humane Zeit ein schreiender Anachronismus ist. Welcher Kontrast zwischen der Art, wie frühere Jahrhunderte zur Neige gegangen sind und wie unser Jahrhundert schließt: dort die wüstesten Kriegsgreuel — ich erinnere nur an das Ende des vorigen Jahrhunderts, da Europa unter Napoleons ehernen Tritten in seinen Grundfesten zitterte, an das Ende des 17. Jahrhunderts, da im Westen die Raubschaaren Ludwigs XV. im Osten die Horden der Türken Europa verwüsteten: im erfreulichsten Gegensatze hiezu sehen wir am Ende unseres Jahrhunderts die allseitige Erkenntnis der Verderblichkeit des Krieges, die allgemeine Sehnsucht nach Frieden.

Zwischenruf: „Oho! Japanisch-chinesischer Krieg 1894—95, türkisch-griechischer Krieg 1897, spanisch-amerikanischer Krieg 1898, Burenkrieg 1899 bis heute, China seit dem Vorjahre. Wirklich, ein friedlicher Jahrhundertschluß, das muß ich sagen!"

Gegenrufe: „Schon wieder dieser Mensch! Hinaus mit ihm!"

Andere Rufe: „Reden lassen! Recht hat er! Er sagt die Wahrheit. Der chinesische Rummel ist wohl auch so ein Symptom der Friedenssehnsucht?

Dr. Schmock: Stille!

Baronin Suttner: Lassen Sie die Leute nur! Mich genirt es nicht. Ich will sogar auf den Zwischenruf eingehen und meine Worte dahin berichtigen, daß

es zwar leider auch jetzt noch Kriege gibt, daß sie aber nicht mehr so willkürlich, aus purer Raubgier geführt werden . . ."

Zwischenruf: „Oho Chamberlain! Cecil Rhodes!"

Gegenrufe: „Still sein!"

Andere Rufe: „Und Amerika! Hat das nicht unter dem Vorwande der Humanität den schmählichsten Raubkrieg geführt und wüthet nun gegen dieselben Philippiner, die es aus spanischer Knechtschaft „befreit" hat?!"

Gegenrufe: „Werden Sie endlich schweigen!"

Andere Rufe: „Er führt sie überall ad absurdum. Sie drischt nur Phrasen!" (Heftiger Tumult.) Nachdem die Ruhe zur Noth wiederhergestellt worden ist, fährt Baronin Suttner, sichtlich sehr nervös, fort:

„Mögen spitzfindige Nörgler es auch bestreiten, deswegen bleibt es doch eine unumstößliche Thatsache: die Menschheit schreitet auf der Bahn der Erkenntnis unentwegt weiter, die Signatur unserer Zeit ist Friede und Güte . . ."

Zwischenruf: „Konkurrenzkampf, Anarchismus! Ermordung Carnot's, Ermordung der Kaiserin Elisabeth, Ermordung König Humbert's! Ermordung Mac Kinley's! Sehr friedlich das!"

Baronin Suttner (mit erhöhter Stimme und Nachdruck): „. . . Ich wiederhole: die Signatur unserer Zeit ist: Friede und Güte. Und das ist nur natürlich, denn der Mensch ist von Natur gut . . ."

Zwischenruf: „Vorhin haben Sie das Gegentheil gesagt und behauptet, die überwiegende Mehrzahl der Menschen sei schlecht."*)

Gegenrufe: „Still! Unverschämtheit!"

Andere Rufe: „Ja, ja, so hat sie gesagt! Sie faselt nur so daher!"

Arger Lärm, aus dem Schimpfworte vernehmlich sind.

Baronin Suttner (sehr erregt): „Man deutet meine Worte absichtlich falsch! Aber das soll mich nicht weiter anfechten, das widerfährt allen großen . . . (sich rasch verbessernd) allen selbstständig denkenden Menschen. — Ja, es ist doch so! Mögen sich auch die finstern Geister der Reaktion, mögen sich Dummheit und Bosheit uns in den Weg stellen, sie werden uns nicht aufzuhalten vermögen. Der Gedanke des Friedens keimt und drängt allerorten unwiderstehlich hervor und hat schon der ganzen gebildeten Welt sein Gepräge verliehen. Bildung und Menschlichkeit, das sind die zwei Faktoren, die unsere Idee geschaffen haben und trotz Allem auch zum Siege führen werden. Ich wiederhole: der Mensch ist im Grunde gut, und diese angestammte, durch tausendfältige Sünden verdorbene und erstickte Güte beginnt sich endlich Bahn zu brechen und äußert sich in der stetig zunehmenden Bildung und Humanität . . ."

Zwischenruf: „Aha! Daher die Parlaments-Skandale! Daher die wachsende Verrohung des öffentlichen Tones!"

Gegenrufe: „Unerhört! Schon wieder! Er muß hinaus!"

Andere Rufe: „Bravo! Sehr gut! Er soll bleiben!"

Es entspinnt sich nun ein überaus heftiges Wortgefecht, das alsbald in einen veritabeln Faustkampf ausartet. Man sieht wüthende Gesichter, erhobene Fäuste, Sessel und Stöcke, nach berühmtem parlamentarischen Muster wird sogar ein Messer gezückt. Der ganze Saal ist ein wild durcheinander wogendes Chaos, das die für die Friedensverherrlichung bestimmten Räume mit ohrenzerreißendem Toben erfüllt. Man hört alle die kräftigen Verbalinjurien, die sonst nur in Parlamentssitzungen zu vernehmen sind, und Dr. Schmock schlägt vergebens mit aller Gewalt auf seine Trommel, um Ruhe zu schaffen. Es vermehrt den Lärm nur. Baronin Suttner aber bemüht sich mit dem Aufgebote aller ihrer Stimmkräfte, Frieden zu stiften. Man

*) Dieser Widerspruch findet sich thatsächlich in der Baronin Suttner Buch „Schach der Qual!" Da heißt es auf Seite 35: „der Mensch ist gut", Seite 37: „. . . die Entrüstung, die mir das Getriebe, des in Laster, Stumpfheit und Gemeinheit versunkenen Theils — leider des größten Theils — unserer zeitgenössischen Gesellschaft einflößt . . ."

vernimmt nur einzelne Worte, wie „Friede", „Zeit der Güte", „Bildung", die im tobenden Lärm ohnmächtig verhallen.

Schließlich erklärt der anwesende Regierungsvertreter die Versammlung der Friedensfreunde wegen wilden Tumultes für geschlossen, und die Theilnehmer entfernen sich, um einige Zähne, Haare und Illusionen ärmer, als sie gekommen sind.

Mimicry (?)

Der Rossmistkäfer flog
In jeden Schmutz, der pickte
Und ihn so überzog,
Dass man nichts mehr erblickte,
Als einen dunklen Fleck
Statt der metall'nen Flügel,
Als eine Scholle Dreck
In seinem gleichen Hügel.
Der Rosenkäfer sprach:
„Oh, wie ich Dich verdamme!
Denn Du gereichst zur Schmach
Dem edlen Käferstamme.
Statt dass Du eitel bist
Auf Deine Flügeldecken,
Bestreichst Du sie mit Mist,
Darin Dich zu verstecken!"
Der And're sagte kühn:
„Verhöhnst Du mein Bestreichen?
Warum bist Du denn grün?
Nur, um dem Laub zu gleichen,
Von dem Du gierig frisst.
Dich soll die Farbe schützen,
Und ich — ich leb' vom Mist.
Muss den darum benützen.
Wir sind uns gleich. Denn sieh'!
Dir gab Natur zur Waffe
Bereits Dein Mimicry,
Dieweil ich mir's erst schaffe!"

Fr. Törnsee.

Ein neuer Band Multatuli.

Von Wilhem Spohrs Uebersetzung von Werken Eduard Dekkers erschien bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. soeben wieder ein neuer Band, der die „Abenteuer des kleinen Walther" enthält. Das Werk bildete ursprünglich Teile jenes größeren Unternehmens, welches Multatuli-Dekker unter dem Sammeltitel „Ideen" 1862—1877 herausgab, in dem ja auch die „Fürstenschule"*) zuerst veröffentlicht wurde und das er die „Times seiner Seele" nannte.

Schon im 1. Band der Ideen beginnt die „Geschichte des kleinen Walther"; sie wird fortgesetzt, im 2. und 5. Band und nimmt allein für sich die beiden letzten Bände, den 6. und 7., der Ideen ein, um freilich als Fragment zu enden. Von Spohr's Uebersetzung liegt jetzt die erste Hälfte in einem Bande vor, dem ein zweiter baldigst folgen soll. Das Erscheinen derselben abzuwarten scheint mir angesichts der hohen Bedeutung des Werkes nicht angebracht.

Multatuli selbst sagt einmal: „Es existirt ein sechster Weltteil, der bis jetzt seinen Columbus noch nicht gefunden hat... Dieser Welttheil heißt „Der Mensch".

*) Ist enthalten in Band 5 des Spohr'schen Multatuli-Werkes; vergl. Heft 13/14 der „N. B.", Seite 376 ff.

Das Fahren nach solchen Entdeckungen ist so recht eigentlich Dekker's Element und mit Recht bemerkt W. Spohr betreffs der Geschichte Klein-Walther's: „Dieses Buch ist ein Heldensang vom Recht und vom Kampf einer Seele. Hier ist es eine Knabenseele. Habt ihr je so über die Kindespsyche reden höre?"

Und der Dichter selber erklärt:

„Mein Vornehmen war im „Walther" eine Schilderung von dem Streit zu geben zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Seelenadel und Gemeinheit. Walther ist ein neuer — und besserer! — Faust, ein Don Quichote nach dem Geiste".

Man sieht, Dekker selbst — auch darin Vorläufer Nietzsche's! — ist weit entfernt davon, sein Werk zu unterschätzen. Hochmuth ist ja nach ihm kein Fehler oder gar Laster, da er ihn erklärt als den Muth, hoch zu stehen! Leider berufen sich auf Leute wie Goethe, Dekker und Nietzsche heutzutage gar so viele Männchen, Karrikaturen jener Großen, die zwar Hochmuth, aber keinen hohen Muth besitzen, Lümplein, die in Berufung auf Göthe's Wort: Nur Lumpe sind bescheiden, inkognito bleiben zu können glauben, wenn sie dummdreist und frech auftreten! Was natürlich ebenso wahnsinnig ist, als wenn Leute mit schlechter Handschrift sich für „gelehrt" halten, da das lateinische Sprichwort ja sagt: docti male pingunt!

1879 bemerkt Multatuli: „Die von manchen vorgebrachte Meinung, daß die Walther-Geschichte meine Biographie sein solle, ist lächerlich und ungereimt." Damit ist natürlich nicht gesagt, daß er nicht eigene Jugendlebenserfahrungen dabei verwendet hat; das ist sogar im Gegentheil mit der allergrößten Bestimmtheit anzunehmen.

Die Fabel, die eigentliche Geschichte des neuen Bandes Multatuli hier zu erzählen, werde ich mich wohl hüten: man muß sie selber lesen. Nur andeuten will ich, was mir der wesentliche Inhalt und Zweck des Werkes zu sein scheint.

Die Psychologie des Kindes — eines der wichtigsten Kapitel der Psychologie des Menschen im Allgemeinen — ist der Hauptinhalt; dann die Kritik der Sünden wider diese Psychologie, welche von Eltern und Lehrern am Kinde begangen werden, als da sind: Egoismus, Prinzipienreiterei, pädagogischer Mißbrauch von Religion, Bibel und Katechismus, weiter Schulmeister- und Schulüberhebung, philiströe Rechtschreibungsphilisterei, Systemmacherei, Schablonenwesen, Geschichtsfälschung, Autoritätswahn, Disziplinreiterei und Drillunwesen — alle diese pädagogischen Sünden und Verbrechen der landläufigen Haus- und Schulerziehungskunst — richtiger des gewöhnlichen Erziehungshandwerkes, der Erziehungstaglöhnerei kommen zur Sprache und müssen verdientermaßen Spießruten laufen.

Kein Vogelliebhaber wird, wenn er verreisen und seine Lieblinge auf längere Zeit verlassen muß, einem mit dem Umgang mit Vögeln nicht Vertrauten dieselben überlassen; in zoologischen Gärten hat man — wie Multatuli anderwärts sagt — für bestimmte Thierarten besonders ausgebildete Wärter — aber „Kinder hält sich jeder Mann", sie richtig zu behandeln traut man so ziemlich einem jeden Erwachsenen von vornherein ohne Weiteres zu!

Aber wie wenige vermögen sich in die Seele des Kindes zu versetzen! Und was für Fehler müssen da naturnothwendig gemacht werden!

„Das ist eine von unseren Eigenthümlichkeiten, daß wir gern Jemanden mißhandeln, dessen Seele anders organisirt ist, als unsere. Wie bewegt sich doch diese Uhr", sagt das Kind und ruht nicht eher, als bis es das von ihm nicht begriffene Räderwerk kaput gedreht hat . . .

„So auch wollen erwachsene Kinder von der Art, die wir der Kürze halber Menschen nennen, wenn der Zufall ihnen ein kostbares Werk in die Hände spielt, fortwährend untersuchen, wie es gemacht ist. Und sie ruhen meist nicht eher, als bis sie ihren Mangel an mechanischem Gefühl an dem unglücklichen Gegenstand gerächt haben."

Das wird dann in den Abenteuern Walther's, des jugendlichen Helden der Erzählung, gar erbaulich und belehrend dargestellt. Die Schilderung der ganz kleinbürgerlichen Verhältnisse, des engen Horizonts der Frau Petersen und ihrer übrigen Kinder, der Geschwister Walther's und der mit ihnen in Verbindung stehenden anderen Personen ist photographisch treu nach dem Leben und zeugt von tiefer Menschenkenntnis. Für wie viele Eltern und Erzieher darf die Frau Petersen als Typus gelten, von der es an einer Stelle heißt: „Gewiß ist, daß man ihm (dem kleinen Walther) zu Haus nicht Gelegenheit gab, dann und wann über eine Kleinigkeit nach eigenem Willen zu verfügen. Was doch so reizvoll ist für Kinder. Und für Menschen."

Walther's Mutter meinte eben, „daß es unvorsichtigen Kindern dienlich sei, an Allem gehindert und reichlich chikanirt zu werden."

An anderer Stelle wird das Petersen'sche Erziehungssystem folgendermaßen charakterisirt:

„Der arme Junge war bewindelt und bewickelt von seiner Geburt an. Krumme Beine, biblische Geschiche, englische Krankheit, immer recht höflich sein, Verse über Tugend und gehorsame Jüngelchen, schön — Händchen — geben, Abendgebete mit

Knieen, zornige Gottesgerichte, schwarze Männer für eigensinnige Kinder, „Gott danken" vor und nach einem Butterbrod, Schlafen mit angezogenen Knieen, „Sünde" begehen, Angst wegen zerrissener Hosen, gottesdienstliche Uebungen (im Sinne von Askese, Kasteiung: hier einfach Prügelstrafen) ... Armer Walther!"

Von den kindlichen Lügen meint Multatuli: „Diese Krankheit würde zu heilen sein durch die Heranbildung einiger Vertraulichkeit zwischen Eltern und Kindern." Das führt er weiter aus:

„Viele leben der irrthümlichen Meinung, daß die Lüge stets ein Ausfluß sein müsse des Interesses. Anfänglich ist sie, ebenso wie manche körperlichen Monstrositäten, nur eine Folge vom Druck. Ein Kind, das keinen Wiederklang vernimmt auf die Aeußerung seiner Empfindungen, wird scheu und fürchtet, sich lächerlich zu machen. Das fortwährende Ermahnen, Belehren, Tadeln wirkt lähmend. Die junge Seele zieht scheu ihre begierigen Fühlhörner ein und hält bald auch ihre unschuldigsten Empfindungen in ihrem Innersten verschlossen. Hieraus entspringt das heftige Verlangen nach dem Unbekannten, nach dem Fernen — häufig nach dem Unerreichbaren — das Mensch und Menschheit kennzeichnet. Denn die Gesellschaft wirkt hierin in gleicher Weise, wie die Familie und die elterliche Aufsicht. „Das darfst du nicht!" und „Das ist ungehörig!" wird von allen Seiten gerufen, sobald sich jemand erlaubt, er selbst zu sein. „Wie verrückt!" ist sofort das allgemeine Urtheil über Alles, was abweicht von der gewohnten Regel. Die meisten gehen einen gehörigen Schritt weiter und nennen es verbrecherisch, wenn der Einling (?) sich anmaßt, seine Individualität zu bewahren oder selbst, wenn er erkennen läßt, daß er darnach strebt. Die Folge ist: Lüge. Die Lust, Uebermacht Widerstand entgegen zu setzen, ist wenigen gegeben. Und ebenso die Kraft!"

Niemals fehlen bei den speziell auf seinen jugendlichen Helden gemünzten kritischen und psychologischen Erörterungen die Beziehungen auf die Erwachsenen. Daß z. B. auch diese keine Ursache haben, sich allzu großer Wahrheitsliebe zu rühmen, rügt Multatuli an einer Stelle sehr nachdrücklich. Dieselbe lautet:

„Jedes Kammermitglied, das bei der Behandlung unserer verwirrten indischen Angelegenheiten schweigt von der Havelaar-Sache*), ist ein Lügner. Jedes Kammermitglied, das nicht glaubt an Christum, Geistlichkeit, Auferstehung, Ewigkeit, Gotteslohn, Gnade, Strafe 2c. und das dennoch ohne Protest das Budget genehmigen läßt, in dem Millionen für diese Dinge enthalten sind, ist ein Lügner. Jeder König endlich, der in Thronreden spricht von seinem „geliebten Volke" und dieses Volk ganz einfach verderben und verarmen läßt, ist ein Lügner."

Unzählig sind die treffenden und geistreichen Aperçus, welche durch das ganze Buch hindurch uns fast auf jeder Seite begegnen. Davon zum Schluß noch ein paar Proben:

„Wir stehen für das Kleine oft zu niedrig."

„Es geschieht sehr oft, daß wir etwas nicht sehen, weil es zu groß ist."

„Widerwille vor praktischer Einfachheit ist Verderb."

„Die Geschichte der Irrthümer ist die Geschichte unseres Geschlechtes."

„Kind der Liebe!" Ob diese Benennung andeutet, daß man die ordnungsgemäß registrirten Kinder als Erzeugnisse von Haß und Gleichgiltigkeit zu betrachten habe, wage ich nicht zu entscheiden."

„Der eine schwört bei seinem Dorf, der andere bei seiner Gemeinde, ein dritter bei seinem Fach 2c. Selten begegnet man einer Weite des Blicks, die jene verhältnißmäßig engen Grenzen überschreitet. Der Unterschied liegt in dem Maße unserer Beschränktheit, aber — beschränkt sind wir Alle. Beinahe immer erfahren die Sitten, Manieren, Vorstellungen, die nicht in unserem kleinen Kreis zu Hause sind, unsere unbedingte Mißbilligung. Und selbst da, wo unser Urtheil sich einigermaßen frei gemacht hat, bleiben wir doch unbewußt immer noch die Sklaven unseres Geschmacks."

Hoffentlich genügen diese Proben und meine kurzen Hinweise, dem geistreichen Gesellschaftskritiker Multatuli weitere Freunde und auch seinen jetzt uns geschenkten Walthergeschichten Leser zu werben.

Spohr's Uebersetzung ist gemäß dem Original treu und sucht die originelle Diktion Dekker's uns nachfühlen zu lassen. Ich kann aber nicht umhin, zu bemerken, daß dadurch nicht Wendungen und Ausdrücke entschuldigt werden können, wie folgende:

„Ich finde diese Gnade, so ein häßliches Ding." „Er verkehrte in der Meinung." „Walther lief ein Schauer über."

Der Jakob der Bibel wird zur Zeit seines Linsengerichttausches mit Esau nicht der künftige, sondern der „anstehende" Erzvater genannt. —

---

*) Siehe Heft 7 der „Neuen Bahnen", S. 198, ff, wo des Romanes „Max Havelaar" gedacht ist, jener wahrhaft schneidigen Erstlingsschrift M.'s u. Anklage gegen die holländischen Kolonialgreuel, auf welche der in Frage kommende Minister, der in der Kammer interpellirt wurde, nur die kurze Antwort hatte: „Wollte ich über das Buch etwas sagen, so müßte ich in den Verdacht gerathen, parteiisch zu sein." Das war alles! (D. Verf.)

„Kann ich es helfen, daß ihr keine Lust habt zur Geographie?"

Sollen etwa Berlinismen, wie folgende, schön sein: „zu sitzen geh'n", „zu gaffen steh'n", „zu grübeln sitzen". „Du bist wohl mall?" „Das ist en großer Schiedunter" (für Unterschied). „Die dummerhaftige Löffelgeschichte". Das und das „gehört dabei" statt „dazu". „Anständige Menschen kommen dort nicht" statt nicht dorthin, nicht an einen solchen Ort. „Ich will ihr das schon ablehren" statt abgewöhnen, austreiben.

Warum heißt es „gemeines Straßenpublikum" statt „Gassenhauer", das alle deutschen Gaue verstehen?

In einer Fußnote schreibt Spohr, d. h. er läßt drucken „Ogottogotto,ott!" Wozu dieser allerunglaubdeutsch-berlinerische Augenschmaus?

Leipzig. Manfred Wittich.

Die Adresse.

Heut' flog eine seltsame Kunde mir zu,
Eine englische Stadt im Norden,
Die plane eine Petition,
Zu enden das ehrlose Morden.

Ihr guten Leute, ich steh' nicht an,
Euch freudigen Gruß zu senden,
Doch eine Frage sei mir erlaubt,
An w e n denn wollt ihr euch wenden?

An wen? Vielleicht an den Herrn der Herren
Mit Gebeten aus frommem Munde?
Der Burengott ist blind und taub,
John Bull hat den Satan im Bunde.

An Wilhelm II., euern Feldmarschall?
Auch der ist zum Räthsel geworden,
Dem Henker Roberts verlieh er ja
Den schwarzen Adlerorden.

Vielleicht an's Volk, an's Parlament?
Da käm't ihr just an die Rechten!
„Schlägt alles fehl, die Königin wird
Die gute Sache verfechten".

Ihr armen Petenten! Ihr meint es gut,
Wollt Englands Ehre retten,
Ihr wollt das „Recht" durch die Königin
Befrei'n aus seinen Ketten.

Ach, laßt die Königin in Ruh',
Die k a n n den Frevel nicht enden,
Ihr müßt euch vielmehr — Gemeinheit
ist Trumpf —
An Edwards Maitressen wenden.

Emil Uellenberg.

Gedichte von ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ Hans Benzmann (Berlin).

Hans Benzmann.

Kosmische Wanderung.

Ich ging gen Sonnenuntergang . . .
und meine stille Seele trank,
leis faltend ihre Flügel,
den Duft der Heidehügel.

Ich sprach beglückt: o Seele du,
wie wunderbar ist diese Ruh'!
Hast du ihn nicht vernommen?
Gott ist zu uns gekommen —

Fuhr meine Seele da empor: o du vergißt,
daß Du weit mehr als Gott und Weltall bist!
Laß uns an ihm vorübergeh'n!
Mag er auf unsere Spuren seh'n . . .

* * *

Und weiter schritt ich rüstig fort —
Und wieder eine Frage schlich
scheu über meines Herzens Bord, —
der meine Seele nicht entwich.

O Seele, groß ist deine Macht!
Was niemand sieht, nur du allein
weißt alles nun, was weise macht —
und deine Fülle, sie ward Dein —!

Sprach meine Seele: Tor, du siehst
nicht weiter als dein Atem fließt!
Nun wandern wir den Weg zurück
Und suchen deiner Kindheit Glück . . .

* * *

In einer wunderbaren Nacht
hielt ich mit meiner Seele Rast —
O Seele, sprach ich, sieh die Pracht
die du nun ganz ergründet hast! —

O Seele, wenn einst mehr als dies
die ferne Menschheit froh genießt,
die Erde wie ein Paradies
an Frucht und Fülle überfließt —?

Komm, sprach die Seele, du wirst sehn:
an aller dieser Erdenpracht
wirst du nun still vorübergeh'n
schlaftrunken in die ewige Nacht . . .

(Aus „Sommersonnenglück".)

Der Streit um die Seele.

Ein Sommernachtstraum.

Rings Sterne. Ewigkeit und Sphärenklang.
Durch meine Traumesschwingen wehte kühl
die Mitternacht. Gen Sonnenuntergang
nahm ich den Flug, und auf den Purpurpfühl
der Abendröten sank ich müd und träumte . . .
Tief unter mir das dunkle Leben schäumte . . .
Da klang auf einmal durch die Nebelweiten
ein Zwiegespräch, als wenn sich zwei entzweiten, —
und über mir auf gold'nem Wolkenrand
sah ich zwei weiße Engelsflügel blitzen
und weiß wie Mondlicht leuchten ein Gewand
und sah daneben Satan sinnend sitzen . . .
Der Schreck durchrieselt alle meine Glieder,
doch meines Herzens Ruhe kehrte wieder,
als sanft der Engel sprach: „Wie Sonnenlicht

war seine Seele keusch! Er kannte nicht
die Sehnsucht nach dem Weibe, darum ward
all seine Kraft dem Höchsten aufgespart —"
„Du irrst," rief Satan, der in sich ganz leise
hineingelacht so überlegen weise. —
„Du irrst, ich sah den Heiligen allzuoft
allein mit sich: das war ein wildes Sehnen!
Und eines Tages kam ich unverhofft —
ich schweig': er dachte heiß an Magdalenen...
Doch hör' mich weiter: die geheime Glut,
g'rad dieses ungestillte heiße Blut
drang ihm ins Hirn und gab ihm dort die kranken
und die gesunden ewigen Gottgedanken!"...
Ein Flügelrauschen. Und ein leises Lachen.
Ein weiß Gewand in weiter, weiter Ferne.
Aus tiefem Traum ein plötzliches Erwachen.
Rings Sommernacht. Hoch über mir die Sterne.

(Aus „Sommersonnenglück".)

Hans Benzmann.

Es ist ein gutes und verheißungsvolles Zeichen unserer Zeit, daß wir ein wenig mißtrauisch geworden sind gegen die Frühreifen und Altklugen in der Lyrik, die noch mit einem Fuße in der Schule stehend eine geniale Formvollendung mit einer sonderbar verfrühten Abklärung vereinten. Ein musterhaftes Erstlingswerk, viel Propheten, die mit überlauter Stimme den Messias kündeten — beim Publikum ein anfängliches Staunen und rückhaltsloses Bewundern, dem ein dringliches Erwarten folgt. Und das Warten dauert so lange, bis es von einer späten Enttäuschung abgelöst wird. Der Fall ist nicht ein zufälliger aus den letzten Jahren, sondern ein typischer und sein einziger Nutzwerth ist es, daß er der gesunden Ueberzeugung wieder Bahn brach, eine Kunst, die zur Höhe ziele, könne nicht in sprunghaft wilden Ansätzen, sondern nur mit sicheren Schritten, auf dem Wege einer normalen und kraftvollen Entwicklung gewonnen werden.

Ein Kardinalbeispiel für ein sicheres und selbstbewußtes Werden und Wachsen könnte Hans Benzmann's Entwicklungsgang genannt werden, der sich wundersam klar in seinen beiden Gedichtbänden „Im Frühlingssturm" (Baumert und Ronge) und „Sommersonnenglück" (Schuster und Löffler) wiederspiegelt. Denn er ist einer der wenigen, bei welchen die lebensphilosophische Klärung und lyrische Konzentrirung Hand in Hand geht mit einer sich immer harmonisch abtönenden Form, bei dem sich der gesammte Innengehalt in gleicher Weise erhöht und erweitert.

„Im Frühlingssturm" ist ein prächtiges Erstlingsbuch, der Spiegel einer echten gesunden Jugend. Einer Jugend, voll von überschäumender Kraft, die ins Leben hineinjauchzt:

Der Welt entgegen!
An des Lebens wirbelnden Bächen
Weidlich will ich mich trunken zechen,
Will mich baden im Sonnengold.

Wie ein Kind, das nach jedem Glitzernden tastet, so greift der junge Dichter nach allen Gaben der Welt, eine Sehnsucht nach dem All in allen seinen Gliederungen läßt ihn dem Leben jedes Geheimnis, jede Zufälligkeit des Bildes entringen,

um es poetisch zu verdichten. Die Glut der starken Jünglingsgewalt ist darin in seinem Buche, die nach den gefahrvollsten Problemen achtlos und selbstbewußt greift und die phantastische Liebe zu dem Grandiosen, Titanenhaften. Nicht die sanfte Musik, die mit süßer Sehnsucht über zitternde Saiten streicht, befriedigt ihn, sondern die monumentale Wucht Beethoven's, die zigeunerhafte bacchantische Süße Chopin's, die dann jäh und schrill in selbstzerfleischenden Schmerz umschlägt. Dazu noch die jugendliche Begeisterung für alles Frischgeschürfte, Neuentdeckte, Richard Dehmel, Friedrich Nietzsche sind seine Ideale. Und die Gestalten, die seine Seele sich neu erschafft, sind die großen Verneiner des Testamentes, Kain, der verfluchte Gott des Bösen und Ashaver, der ewige Wanderer. Aber in diesen Gedichten voll himmelsstürmerischer Gewalt reicht die Form nicht mehr aus, die impetuose Kraft der Idee sprengt sie in Scherben und der wildströmende Rythmus ist die einzige Fessel des Gedankens. Das Gefühl der Einheitlichkeit ist aber schon hier bei Benzmann stark ausgeprägt. Man lese das prächtige, in sich geschlossene Stimmungsbild „Nach dem Sturm."

Der Sturmwind kam und fegte rein den Himmel.
In einer Ecke fern im Osten lag
Noch wie ein Häufchen Staub ein grau Gewimmel.
In Abendröthen endete der Tag.

In unsern Herzen lag wie dumpfe Schwüle
Tagsüber sündigheiße Liebeslust,
Der Abend brachte erst mit Sturmeskühle
Den blauen Himmel auch in uns're Brust.

Nun flüstern Blumen gleich im weichen Winde
Sich uns're Seelen satt nach all' der Noth, —
Ein Häufchen stiller Staub, ruht fern die Sünde
Beleuchtet von der Liebe Abendroth . . .

Mit dieser plastischen Gestaltungskraft zeichnet Benzmann die verschiedensten Stimmungen und es ist wohl kein Zufall, sondern ein innerer bildnerischer Drang, der ihn zwingt, Gemälde zu dichten, das rein Anschauliche mit Worten nochmals bildlich zu verkörpern. Ihm ist jedes einzelne Ding zur Verkörperung werthvoll genug und so spiegelt seine Dichtung — trotz des scheinbaren Pessimismus — eine hoffnungsfrohe pantheistische Lebensphilosophie, die nur so trübe scheint, weil ihre überschüssige Kraft in Gährung befindlich ist.

Die einzige Gefahr, die mit so vielen und berechtigten Hoffnungen dem nächsten Bande Benzmann's vorausbestimmt schien, hat der Dichter im „Sommersonnenglück" glücklich überwunden. Er hat sich nicht auf seinem mächtigen Fluge in Mystizismus und blinden Egotismus verloren, wie viele, die ähnlich stark einsetzten, sondern er hat sich selbst und seine Reife gefunden. Es sind nicht etwa 60 Gedichte in diesem Buche, die sich zufällig zusammengefunden, sondern es ist ein Band, der sich nur als geschlossenes Kunstwerk empfinden läßt, weil ein geheimes Band ihn in seinen Zauberring baunt — eine reife und klare Persönlichkeit. Es ist nichts mehr im „Sommersonnenglück" von der hastenden Eile des „Frühlingssturmes" — obwohl die besten Gedichte dieses Bandes hier wieder Aufnahme fanden — sondern Ernte und reiche Frucht bieten sich in segensreicher Sicherheit dar.

Was diesem Buche — und damit Hans Benzmann — eine hervorragende Stellung in der modernen deutschen Dichtung anweist, ist in erster Linie die eminente lyrische Plastik. Zeile für Zeile wachsen die Bilder empor, die er mit kolostiristischer Meisterschaft festhält und in unverrückbaren Linien hebt sich gleichzeitig das zu schildernde Bild vor unseren Augen. Ich will als Beispiele seiner satten Farbenpracht einige seiner metaphorischen Strophen hersetzen:

„Bleich der Mond aus dünner Nebelhülle
Wie ein überwachtes Auge blickt."

Oder die folgenden vier Zeilen:

„Kampfmüde wie ein Held versinkt die Sonne
Im Purpurmeer der düstern Abendglut.
Hoch auf den Bergen starr'n in Eis die Tannen,
Wie Schwerterspitzen, eingetaucht in Blut."

Oder das ganze Gedicht „Nähterin Nacht," in welchem das Bild mit erstaunlicher, aber nicht mehr ganz künstlerischer Konsequenz festgehalten ist, wie überhaupt Benzmann oft seine Farben zu grell aufträgt:

„Roth in den grünen Himmel schießt
Der Sonnenlohe greller Brand"

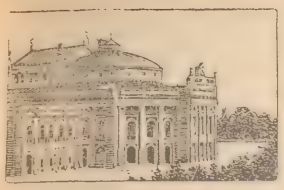
Und was das Merkwürdigste ist — für seine verschwenderisch ausgestattete Palette sucht sich Benzmann nicht die üppige Pracht des Südens als Vorwurf, sondern die stille deutsche Haide. Und gerade mit diesem Heimathsgefühle offenbart er seine Gesundheit und seine künstlerische Kraft am stärksten. Er ist unerschöpflich im Finden neuer Schönheiten in seiner Heimath, der braunen Bettlermagd, der erst der Königsprinz, der Abend, den Purpur um die müden Glieder legt; seine stille und doch so reiche Genügsamkeit findet Ruhe in dem Glück der Heimat. Und so ist auch seine Liebe. Es sind keine lustzerquälten Extasen, sondern ein geruhiges Sommersonnenglück in goldenen Aehren, wenn die reife Kraft der Felder in warmen Wellen durch die Lüfte zittert. Und silberne Mondscheinnächte voll heimlicher Seligkeit, wenn sich alle Blütenkelche ahnungsvoll erschließen und die Stille über die schlafenden Dörfer weht. Ein Seligsein ohne Phrasen und lärmende Worte, aber darum noch kein Alltagsgenügen. Denn manchmal wachsen seiner Seele wundersame Schwingen und seinem Auge erschließen sich die Gestalten des Evangeliums, der Heiland kündet ihm seine Wesenheit in neuer und tieferdachter Form und das Urmysterium Ashavers klärt sich seinen Blicken. Und einmal — ich empfinde das Gedicht als eines der schönsten, die seit langem geschaffen — fließt seine ganze Lebensphilosophie in ein einziges Gedicht die „Kosmische Wanderung", das die sonnige Ruhe seiner Seele wundersam spiegelt. Alle Wunder haben sich ihm geklärt, alle Fragen sind ihm verloren und die Seelen haben sich ihm ergründet. Mit welcher intuitiven Kraft er sich selbst in eine ihm persönlich fremde Stimmung zu versetzen weiß, möge sein folgendes Gedicht „Mädchentraum" beweisen:

„Sie saß und stickte emsig fort,
Sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
Von Lilien sang sie, die verblüh'n,
Von Liebesgluten, die verglüh'n,
Vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
Von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam . . .
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
Legt sie ein Blättchen Wegebreit,
Das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
In ihren Gürtel still hinein
Und schlief mit einem Seufzer ein. . . .

Ich habe es schon früher gesagt: das Wachsthum Benzmann's und seine Lyrik ist etwas innerlich Gesundes und Männliches. Er hat wenig produzirt für unsere vielschreibende Zeit, aber es gibt eine gewisse Gilde schwerflüssiger Poeten, die lange schürfen und feilen, weil sie nur Edelgestein fördern. Von den Toten war Gottfried Keller, der alte Fontane und C. F. Meyer so, von den Lebenden vielleicht nur J. J. David. Eben weil diese Kunst so hart und männlich ist, fehlt ihr das Rasche, leider auch ein wenig das Musikalische. Benzmann hat nicht ein einziges echtes Volkslied in seinem Bande, sein Weg weist ihn deutlich zum ehernen, geschlossenen Rythmenklang der deutschen Ballade. Und ich zweifle nicht, daß Benzmann mit großem Erfolg diesen Pfad betreten wird, der zu einem wundersam leuchtenden Ziele hinführt — zum Volke und zu seinem Herzen!

Wien. Stefan Zweig.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofoper. Die Neu-Einstudirung des Verdi'schen „Maskenball" wurde als billiges Surrogat für die viel versprechenden Erstaufführungen aufgetischt, die Herr Mahler in seiner gnädigen Sultanslaune uns versprochen hat. Die Aufführung sah ganz danach aus. Der Gesang ohne Leidenschaft, das Spiel marionettenhaft — sieh' da! die italienische Oper in der Mahlerischen Bearbeitung. Der einzige Demuth verstand es zu fesseln und mit sich zu reißen. Sonst war Alles kalt, mahlerisch. — Im „Werther" that sich Fr. Förster-Lauterer (Lotte) nur in einzelnen Szenen hervor, zumal in der Gartenszene. Hingegen versagte ihre Stimme vollständig, wo stärkere Akzente gefordert werden. Naval als Werther war an seinem Platze.

P.

Burgtheater. Die — übrigens wohl nur politischen Gründen entsprungene — Aufführung des bedeutendsten Dichters der Tschechen, Jaroslav Vrchlicky, eines wahrhaft universellen Kopfes, lieferte einen weiteren Beweis für das zum Mitleid rührende Unvermögen, mit dem Schlenther das Burgtheater „leitet". Abgesehen davon, daß Vrchlicky bei allen seinen unläugbaren Vorzügen als Dichter nur ein Dramatiker dritten Ranges ist, wie ich (nebenbei bemerkt) gelegentlich meiner ständigen Berichte über das Schriftthum der Tschechen dargethan habe (Vgl. „Die Gesellschaft" im Anfange der 90er Jahre), gehört just das vom Gewährsmann des Herrn Schlenther gewählte Stück „Die Rache des Catull" überhaupt zu seinen schwächsten Werken. Wenn schon Vrchlicky als der tschechische Dichter von europäischem Ruf zu Worte kommen mußte, so hätte er doch so klug sein sollen, etwas Anderes zu wählen. Ich denke da nicht etwa an „Die Exulanten" — ein Drama, dem schon wegen Aeußerlichkeiten (es behandelt die Schicksale der von Fanatismus und Habgier ins Elend gejagten böhmischen Protestanten) in unserem armseligen Zensurstaate die Bühne von vornherein verschlossen ist — ich ziele vielmehr auf das geistreiche Lustspiel „Eine Nacht auf dem Karlsteine", das im Spielplan der tschechischen Bühne keine kleine Rolle spielt. Auch die Trilogie „Hipodameia" käme hier in Betracht. Und noch „Rabbinische Weisheit". Diese Stücke hätten zum Mindesten doch einen Begriff von der Eigenart des Dichters vermittelt. Hingegen „Die Rache des Catull!" Schon die ausgesucht miserable, unterm Hund schlechte Uebersetzung, die das Sprichwort traduttore — traditore wie so oft wahr macht! Man höre doch nur:

Sonnen sinken und erneuen
Sich vielleicht, doch sinkt die letzte —
Ew'ge Nacht harrt dann uns Zweien.

(Verehrtes Fräulein Uebersetzerin, lassen Sie sich doch schleunigst das Schulgeld zurückgeben und kommen Sie wieder, wenn Sie in der deutschen Grammatik besser Bescheid wissen!) Und diese gräßlichen Reime! So reimen die Dichter Kind und Kindeskind in Platens romantischem Oedipus:

Wie viel Küsse Du mir sollst gewähren,
Daß ich satt sei, Lesbia, willst Du hören —

ist das nicht ein Gegenstück zu dem schönen Reim: Löwe—Schläfe. Und dergleichen läßt sich der gefeierte Kritiker der „Voss. Ztg." entgehen, er, der sonst stets ein Haar in den dramatischen Suppen gefunden hat! — Die Aufführung ließ auch sehr viel zu wünschen übrig. Fr. Kallina als Trägerin des Stückes (Lesbia) versagte gänzlich und trug so zum Ruin der Dichtung tüchtig bei. Vrchlicky mag sich bei Schlenther für die kalte, wenn auch achtungsvolle Aufnahme bedanken. O, Herr Schlenther versteht es nicht nur Theater, sondern auch Dichter von Ruf zu ruiniren. — „Es ist erreicht." Hermann Bahr ist Autor des Burgtheaters geworden. Die Treue wird immerdar belohnt. Konsequent muß man sein, auch im Schimpfen. (Herr v. Bukovics könnte es bezeugen, wenn er — wollte. Aber vielleicht wird er auch noch wollen eines schönen Tages.) Herr Schlenther hat das Bibelwort beherzigt: Machet Euch Freunde vom ungerechten Mammon, d. h. ins Theatralische übersetzt: Führt die Euch feindlichen Kritiker auf und Euer ist das ungestörte Himmelreich des Löwenbräu's, zumal wenn Euch ein Krastel gleichsam als Vizedirektor an die Seite gesetzt worden ist —

Und in den Armen lagen sich Beide
Und weinten vor Schmerz und vor Freude,

nach so langer Trennung wieder vereint zu sein. „Es scheint, das alte Glück, das eine

Zeit schmollen wollte, zieht wieder im Burgtheater ein", kann es nun wieder heißen, wie Bahr am 30. November 1895 vom Volkstheater geschrieben hat, offenbar nach dem Jom Hachipurim, dem Versöhnungstage, an welchem Emerich v. Bukovics mit ihm sich aussöhnte. Ja, das alte Glück in Gestalt des Vizepräsidenten der „Concordia" (ich bitte die erste Silbe gedehnt auszusprechen) zieht ins Burgtheater ein, leider aber — wie selbst Herr Max Kalbeck, der Redaktionskollege des besagten alten Glückes eingesteht — „mit einem nicht unbestrittenen Erfolg", d. h. unter dem infolge der erhöhten Preise vielfach verdünnten, jedoch immerhin nicht unbedeutenden Zischen eines Theiles der Zuschauer. — Bahr ist kein Dramatiker und wird auch keiner werden. Seiner Sprache mangelt dramatische Bewegtheit, Leidenschaft. Was da auf der Bühne vor sich geht oder (zum größten Theil) erzählt wird, erscheint wie ausgeklügelt, berechnet, bis aufs Quentchen abgewogen. Aber nicht nur seiner Sprache fehlt das dramatische Gepräge — was er uns vorführt, ist überhaupt nicht sonderlich dramatisch. Zumal „Der Apostel". Das Drama, ein (übrigens sehr vernehmliches) Echo aus „Nora", „Volksfeind" und „Bund der Jugend", untermischt mit Karlweis'schen Bonbon-Aufschriften, gehört zwar ganz entschieden zu Bahr's gehaltvolleren Werken und steht jedenfalls hoch über all' dem bedauerlichen Quark, wie z. B. „Franzl", Wienerinnen", „Bildung" u. s. f., den er im Laufe der letzten 2—3 Jahre kritiklos auf den litterarischen Markt geschleudert hat, indeß ist es noch lange nicht ein Werk von künstlerischer Prägung und ebensolcher Bedeutung, als es von einzelnen „Kritikern" ausposaunt wurde, indeß andere wieder sich vor Tadel, Hohn und Spott gar nicht zu fassen wußten. Ich bin kein Freund des Herrn Bahr und werde es wahrscheinlich auch niemals werden, schon aus rein-künstlerisch-ästhetischen Gründen, von anderen abgesehen. Ich habe Herrn Bahr schon vor Jahren bekämpft und griff keineswegs sanft zu, da mich sein gesammtes litterarisches Wesen und Gebahren zum Theil anwidert, zum Theil erbittert — (ich muß das unbedingt vorausschicken, damit die weisen Thebaner nicht etwa wer weiß was für Ungeheuerlichkeiten sich zusammenreimen, wenn sie nachfolgende Zeilen lesen) und ich muß jedoch offen gestehen, daß die abfällige, ja geradezu gehässige Kritik über den „Apostel" beinahe Wort für Wort im Unrecht ist. Das Stück hat Fehler, nicht unbedeutende Fehler — (der größte: es ist kein Stück, d. h. kein Drama im eigentlichen Sinne des Wortes) — es weckt allzuviele Erinnerungen an Muster, von denen sich der Autor im Schöpfertaumel vielleicht unbewußt beeinflußen ließ. Die Arbeit ist dürftig, ohne innere Wärme, dafür aber enthält sie einige kräftige Auftritte, scharfumrissene Charaktere (so den politischen Agenten Mex*) und weckt vor Allem den Antheil des Zuschauers, bezw. des Zuhörers, der nicht nur mit den Augen sieht und mit den Ohren hört. Jedenfalls ist es Bahr's bestes Stück (ausgenommen „Die große Sünde", an welche Arbeit er nunmehr ungern zurückdenkt), freilich, ob es eine Bereicherung des Burgtheaters ist, möchte ich mit einem ganz entschiedenen „Nein" beantworten. Das Burgtheater ist denn doch zu etwas Anderem da, als Stücke nur ihrer schönen Einzelheiten wegen aufzuführen. Gespielt wurde vorzüglich, wie selten. Sonnenthal als Minister hätte allerdings besser sein können und störte darum oft genug. Er spricht seit einiger Zeit, als ob ihm etwas im Halse stäcke, so undeutlich und gurgelnd. Fr. Hohenfels (des Ministers Gattin) charakterisirte die zerknirschte Nora vorzüglich. Devrient, Treßler, Zeska, Römpler und Heine (Abgeordnete und Parteigänger des Ministers), wie auch Kainz (Abg. Andei, Führer der Opposition) boten gelungene Typen aus dem „hohen Hause". Gimnig als Mex, ein lumpiger Macher der öffentlichen Meinung, wie sie bei uns zu Dutzenden herumwimmeln. Auch der Regie wäre hier zu gedenken, die in anerkennenswerther Weise sich für den Erfolg eingesetzt hat, freilich ohne Erfolg. Denn die Aufnahme war ziemlich kalt, ausgenommen natürlich von Seite eines gewissen Publikums, das freilich zahlreich erschienen war. Vielleicht hat auch diesmal, wie seinerzeit — vgl. Kraus' Mittheilung — die Loge der Brüder Freimaurer Einladungen ausgeschickt, wie folgt: „Bruder Bahr wünscht einen großen Erfolg". Zum Schluß kann ich es nicht unterlassen, ein paar Worte über Herrn Davis zu verlieren, der den „Apostel" mit seinem Degen aus der Rüstkammer des Dispositionsfonds so großartig an die Wand spießt. Seine „Kritik" ist zugleich typisch für einen nicht unbedeutenden Theil der Wiener Kunstkritik. Leider verbietet es der Raum, ein paar Proben aus dem kritischen Mixed pickles-Luncheon aufzutischen. Nur so viel sei gesagt, daß Herrn Davis' Mißfallen besonders der Minister hervorgerufen hat, der den faulen Agenten zum Teufel jagt und seinen Parteigenossen, die sich zum Futtertroge drängen, die Leviten liest — kurzum, der ehrlich sein will. Dieser „allermerkwürdigste Minister", der „unerbittlich ausgelacht wird" (von Herrn Davis natürlich), wenn er in „überschwäng-

*) Das Urbild zu demselben ist in Wien allgemein bekannt. (D. Schriftl.)

lichster Weise über Freiheit spricht" (er spricht nur die Wahrheit, gar nichts Ueberschwängliches), ist Herrn Davis ein Dorn im Auge. Mit Recht, wohin kämen denn die Fridoline, die frommen Knechte, wenn es Minister gäbe, denen die Dispositionskrippe als das erscheinen würde, was sie wirklich ist — als Diebstahl am Nationalvermögen und als Brutanstalt der Gesinnungslumperei? Stk.

Deutsches Volkstheater. Die „volksthümlichen Vorstellungen" klassischer Stücke sind seit jeher die willkommene Zielscheibe des Spottes und Hohnes gewesen. Und mit Recht! Wen der rachsüchtige Zufall eine solche Aufführung sehen ließ, der hat auf Jahre hinaus genug. Die Schauspieler lassen sich gehen und ratschen ihren Part mit unglaublicher Schnelligkeit herunter, die effektvollen Worte und Szenen durch alle möglichen Gewaltmittel jetzt der Lunge, jetzt der Extremitäten verstärkend. Was man an falschem Pathos besitzt, wird da in freigebigster Weise ausgegeben. Und das soll bildend, veredelnd, erzieherisch wirken! Kein Wunder, daß just das Gegentheil erreicht wird. Und doch zeigt der massenhafte Besuch deutlich, daß man hier mit Erfolg einsetzen könnte, den Geschmack, das Kunstverständnis der unteren Hundertmillionen zu läutern. Wie schade, daß kein tüchtiger Direktor dieser Sache sich energisch annimmt und sie konsequent durchführt. Hic Rhodus — hic salta! — Die Aufführung von „Kabale und Liebe" im Theater des Herrn Bukovics ist ein sprechendes Beispiel dafür, wie volksthümliche Vorstellungen nicht sein sollen, nicht sein dürfen. Man höre nur Herrn Geisendörfer als Ferdinand an! Er kopirt — und dies mit dem größten Aufwand seiner armen Lunge — einmal den, ein andermal jenen berühmten Darsteller. Seine Bewegungen sind unfrei und eckig, er kennt weder Maaß noch Ziel und glaubt durch forcirte Barschheit zu charakterisiren. Die Louise des Frl. Lafrenz und Frl. Wallentin's Lady Milford erinnern lebhaft an die Theaterschule. Herr Bukovics sollte die „volksthümlichen Vorstellungen" unter solchen Umständen gänzlich vom Spielplan streichen. Dies „Volksthümeln" hat gar keinen Sinn. — Ueber die neuesten Neuheiten „Fastnacht" von R. Jaffé und „Colombine" von E. Korn nächstens.

Roland Hammer.

Stadttheater. „Ein Mann der Oeffentlichkeit" von C. R. Wolff handelt hauptsächlich von der weiblichen Eitelkeit und Titelsucht. Frauen von Schustern, Spänglern u. ä. wollen daß sich ihre Männer zu Präsidenten obskurer Vereine oder zu Mitgliedern eines Aufsichtsrathes wählen lassen, damit sie den schönen Titel „Herr Rath" oder „Herr Präsident" führen können. Die Männer benützen diesen Glorienschein, um unter dem Vorwand von Sitzungen Wirthshäuser zu besuchen und in den Frauen regt sich endlich ein Tropfen Vernunft in einer Fluth von Eifersucht, welche die Eitelkeit hinwegschwemmt, und sie bewegt, ihre Männer zum Ablegen der Titel und Würden zu zwingen. Dies der Kern des Stücks. Außer einigen bewährten alten Witzen, die hauptsächlich in den Kouplets vorkommen, gibt es auch recht gelungene aktuelle Stiche auf Steuern, Parlament, Kommune, Südbahn, Uniformirungswuth, Hungerkünstler u. s. w. und besonders im 2. Akt, der von der Bürgermeisterwahl im Dorf Seitingen handelt, eine heitere Situation um die andere, welche auch dem Publikum Lach- und Beifallsstürme entlockten. Der Autor mußte mehrmals vor der Rampe erscheinen. Der 3. und 4. Akt fallen gegen den 2. ab. Gespielt wurde mit viel Animo, besonders von den Damen Nicoletti und Kayser, dann von Herrn Fröden, der als „Urwiene Kropatschek" ganz vorzüglich war. Hr. Bauer wußte dem Wagner Klampfl den Ausdruck der Ehrlichkeit und Gemüthlichkeit zu verleihen; die vier schön betitelten Ehepaare erregten bei jedesmaligem Auftreten Heiterkeit.

O. Landolt.

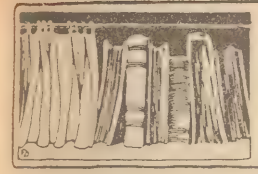
„Verarmte Leute" von Franz Wolff. Der Besitzer eines Kohlenwerks spekulirt gern, um sich im Fluge eine oder vielleicht gar einige Milliönchen zu erwerben, er spekulirt jedoch (wie er sich ausdrückt) „ohne wissenschaftliche Basis", richtiger ohne jede Basis und so steht er eines Tages dem völligen Ruin gegenüber. Der erhoffte Rückhalt an seinem Schwiegersohn wird zu nichte, die Familie kommt immer mehr herab, so daß in Angst vor der Pfändung und Delogirung der Sohn des windigen Projektenmachers sich an dem ihm anvertrauten Gelde vergreift und mit demselben als dem Honorar für eine Erfindung, der Familie hilft. Dies der Kern. Viel hat Herr Wolff nicht daraus gemacht. Aber das Wenige nicht geradezu schlecht. Einzelnes stellt sich als gut beobachtet dar, Anderes ist wieder nachempfunden (z. B. der Schluß des 1. Aufzuges, in dem Bossen's „Eva" redlich ausgenutzt erscheint). Die Charakteristik ist im Ganzen gelungen, wenn auch manchmal nicht genug selbstständig. (Der „windige Projektenmacher" z. B. ist ein Halbbruder des Hjalmar, nur stupider, sein Freund Wagner die übliche Schablone des gutmüthigen Polterers mit einem Stich ins Tyrannen-

hafte. Die Szenenführung ist nicht einwandfrei, hauptsächlich fehlt ihr dramatisches Leben. Am besten gelang dem Verfasser der zweite Aufzug. Die Darstellung war sehr gut. Pohler als Projektenschmied und Fröden als dessen Freund und zugleich Gegner, Fr Lanius als liebende Gattin, dann Herr Godai in der Rolle des Verbrechers aus Liebe zu den Eltern, Frl. Nicoletti und Herr Norini waren bestrebt, dem „Lebensbilde" zu einem Erfolge zu verhelfen, der auch wirklich in einem Lorbeerkranze gipfelte. Neuhaus.

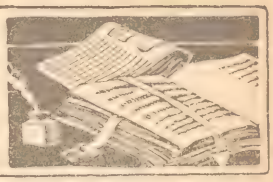
Galerie Miethke. In der Galerie Miethke stellen wieder einmal 2 Slaven ihre Werke aus, die Mitglieder des Künstlervereines „Mánes" (Prag) Max Švabinský und Antonin Slavíček: letzterer ein im Ganzen tüchtiger Landschafter wählt sich die schwierigsten und undankbarsten Motive, wie herbstlaubbedeckte Waldgründe, volles Sonnenlicht und ähnliche Trotz großen Farbenaufwandes ist er seiner Aufgabe nicht immer gewachsen. Im Grunde gut beobachtete Töne übertreibt er und erzielt so die Wirkung, daß man nicht vor einem Stück Natur zu stehen meint, sondern vor einem uncntwirrbaren Farbenchaos. So z. B. bei „Unter der Mühle", oder „Dorf am Abhange", „Herbststimmung". Dies sind jedoch Ausnahmen. Die meisten seiner Landschaften sind tüchtige Kunstwerke, besonders gelingen ihm die langgedehnten Rübenfelder, die buntblumigen, mohndurchwucherten Wiesen. Der zweite und interessantere, weil ideenreichere Künstler Švabinský verfügt über eine vielseitige Technik. Ganz vorzüglich sind seine Zeichnungen. er liebt es besonders sie auf grünem Grund aufzutragen; z. B. beim „Webstuhl", wo von der grün grundirten Leinwand die in kräftiger moderner Streifenmanier ausgeführte Kohlenzeichnung mit den paar hellen Tönen in Oel verstärkt, sich prächtig abhebt und es ihm gelungen ist, bedeutende und originelle Lichteffekte zu erzielen. Das genannte Bild, eines seiner besten macht trotz Realistik und Natürlichkeit (es stellt eine am Webstuhl vor Erschöpfung eingeschlummerte Arbeiterin dar) den Eindruck des Poetischen. Die Lindenzweige über dem Mädchen, der am Fenster ruhende Schmetterling, die wunderbare Beleuchtung, Alles athmet die Stimmung tiefen Friedens. Poetisch wirkt auch namentlich das Landschaftliche im großen Oelgemälde „Armuth". Die windbewegten Birken und der blumenüberwucherte Hügel, auf dem das armselige Geschöpf thront. Dieses allerdings stört die Illusion durch den stumpfsinnigen Ausdruck des Gesichts. Ueberhaupt ist bei Švabinský's Werken ein eigenthümliches Gemisch von Realistik und Phantastik zu bemerken: fast störend wirkt das Hineinspielen der ersteren in letztere bei der Zeichnung „Die Wonne": das vom Geliebten bis in die Wolken mitgerissene, von Genien mit Rosen überschüttete Mädchen, trägt statt des idealen Gewandes, das man ihr zumuthen sollte, eine Art altmodischen Kostüms. Ganz harmonisch dagegen, märchenhaft wirken die beiden farbigen Zeichnungen „Prolog" und „Nacht" (zu dem Gedichte „Mai" von Mácha). In den interessanten Bildnissen slavischer und anderer Dichter, Staatsmänner u. s. w. zeigt sich der Künstler als trefflich charakterisirender Porträtist; reizend ist auch das in Pastell ausgeführte Kinderporträt und sorgfältig studirt die Studienköpfe, namentlich der Bauer und die alten Frauen. Max Švabinsky ist einer jener seltenen Künstler, denen die Sprache der Linien und Farben nicht nur geläufig ist, sondern die in ihr auch ein Mittel sehen, um Gedanken und Gefühle auszudrücken. O. Landolt.

Berliner Theater. Mit dem Zugstücke des Herrn Direktors „Nacht und Morgen" wurde eine kleine Pause gemacht. Herr Paul Lindau hatte anscheinend das Bedürfnis etwas „Litterarisches" zu bringen. Das ist umsomehr anzuerkennen, als Johannes Schlaf's Schauspiel „Der Bann" für die Kassa ein paar verlorene Abende bedeutete. Das Werk ist jedenfalls kein Stück für die Menge, am wenigsten für das hiesige Publikum. Stimmung verträgt man nun einmal auf der Bühne nicht, dramatische Knaller bietet die Leidensgeschichte einer jungen Frau keineswegs, welche ihr Ehemann in krankhafter, egoistischer Liebe an sich fesselt und welche im Banne ihres Gatten diese Liebe entgeguet. Das hauptsächlich Packende liegt in dem fein gezeichneten Charakter des Mannes der, um sein Glück zu halten, eine zarte Blume der Sonne beraubt. Vorher gab man Arel Delmar's Einakter „Es tagt". Russen, die keine Russen sind, Verhältnisse, wie man sie in Rußland nicht mehr kennt, geben dem Stück einen rührseligen Inhalt. Ob Delmar auch glaubt, daß unsere östlichen Nachbarn Talgkerzen als Delikatesse betrachten!? Die Berliner würden vielleicht auch dann klatschen, wenn ihnen Herr Arel einen solchen Stoff auf der Bühne menschlich näher bringen würde.

Berlin. W. Schöller.



Bücher-schau:



Zeitschriften. Blätter für Bücherfreunde. Herausgeber: Jul. R. Haarhaus. Verlag von F. Volkmar, Leipzig.

Arkadien. Neue Monatsblätter für schöngeistige Litteratur. Herausgeber: Julius und Hugo Philipp, Berlin.

Zwei neue Zeitschriften und jede in ihrer Art ein Attentat auf den heiligen Geist der Kunst. Die Blätter für Bücherfreunde bedeuten geradezu eine Täuschung des bücherkaufenden Publikums, die nicht tief genug gehängt werden kann. Im Gewande einer Litteraturzeitschrift bringt das Blatt hauptsächlich über Neuerscheinungen des Buchhandels einen bibliographischen Theil, von dem der Uneingeweihte ohne weiteres glauben muß, es handelt sich hier um objektive, sachliche Kritiken Fernstehender; in Wirklichkeit aber sind es, wie ein Prospekt besagt (im Blatt selbst wird das wohlweislich verschwiegen!), bezahlte und zwar gut bezahlte Reklamen der Verleger, also Waschzettel allerschlimmster Sorte. Die Naivität, mit der dieser Geschäftskniff im Prospekt motiviert wird, setzt diesem spekulativen Unternehmen die Krone auf.

Und „Arkadien"? Ueber solche, scheints epidemische, Albernheiten ein Wort zu verlieren, ist eigentlich schon der Ehre zu viel. Ich erwähne dieses „schöngeistige Litteraturblatt" nur aus Dankbarkeit für eine humorvolle Viertelstunde, die es mir bereitet hat. Denn lachen mußte ich über die arkadischen Bauern, welche zwar als fromm, sittenrein und gastfrei, aber auch als einfältig und roh schon im Alterthum bekannt waren. Erst die idyllische Schäferdichtung des 17. Jahrhunderts und später Schiller haben Arkadien zum Schauplatz schäferlicher Beschaulichkeit gemacht. Typisch für die beiden ersten obigen Eigenschaften (oder für die beiden letzten?!) ist wohl ein Herr Ewald Gerhard Seeliger, dessen Name mir weniger aus seinen bauchfellerschütternden Arkadien-„Gedichten", als aus einer schul- und gassenbubenhaften Schimpferei auf, was weiß ich, einen vielleicht gleichwertigen Partner, die merkwürdigerweise in einem sonst ernst geleiteten Blatte stand, erinnerlich ist. Früher brauchte ein Dichter Talent, ernste Arbeit, eisernen Fleiß; heute glauben viele Ruhmbeflissene, es sei schon mit der Dummheit, Gemeinheit und — zwei schönen Vornamen gethan! Arme Kunst! — In der Gastfreiheit ähneln wohl die Herrn Arkadienverleger selbst am meisten ihren großen Vorfahren, denn jeder von lyrischen Blähungen „Befreite" darf offenbar in diesem Blatte sein „Werk" drucken lassen. Philipp von Arkadien schreibt schaurige Balladien, und Tippel windet mit einer Bandwurmkolonie — genannt Buchschmuck — den Jungfernkranz drum herum.

Zürich. D. Emil Uellenberg.

Henryk Sienkiewicz. Um's liebe Brot. Aus dem Polnischen übersetzt von Jonas Fränkel (Bern: A. Benteli, Leipzig: K. F. Köhler).

Es war ikene besonders verdienstvolle That, die Jugendarbeit des polnischen Dichters — wenn wir nicht irren, nun schon zum dritten Male — in's Deutsche zu übertragen. Nur einzelne Stellen des Buches zeigen von Geist und Gemüth, die Stellen besonders, welche das Heimweh des armen nach Amerika ausgewanderten Bauers und seiner Tochter oft ergreifend wiedergeben. Vieles, wie die Beschreibung des Waldbrandes, der Ueberschwemmung, erinnert an die längst veralteten Indianergeschichten; das Haschen nach „Sensation" — „Wirkung" wäre ein zu deutscher Ausdruck für eine ganz undeutsche Sache — macht sich oft in recht unangenehmer Weise bemerkbar. Der Stil ist schlecht. Was soll man zu schülerhaften Uebergängen sagen, wie: „Doch nur in den ersten Blättern ihres Leidensbuches haben wir bisher gelesen. Die weiteren (Blätter?) wollen wir im Folgenden erzählen"? Ebenso schlecht ist die Uebersetzung, die den polnischen Text allzu wortgetreu wiedergibt und sich hiedurch häufig gegen den Geist der deutschen Sprache und den Geist überhaupt versündigt.

Hans Weber-Lutkow.

Verabschiedet. Von Leopold Isler. (E. Piersons Verlag, Dresden 1901. Preis M. 2.50.)

In einem Zwei- und drei Einaktern, die unter dem Obertitel „Verabschiedet" zu einem Dramenbande vereinigt sind, behandelt der Autor das gleiche Thema. Das tragische Schicksal jener Liebe,

welche die Liebenden nicht beisammen läßt, nicht zusammenführt, bildet den Vorwurf in jedem dieser vier Dramolets, deren erstes „Der Liebeshof" heißt und mit dem Tode des verliebten Pagen endet. Der Gedanke, daß auch ein Diener wagen kann, die Königin zu lieben und ihr die Liebe zu gestehen, ist nicht neu (Victor Hugo, Ruy Blas). Auch die Gestalt des Hofnarren ähnelt manchmal dem Hofnarren Triboulet (in Hugo's „Der König amüsirt sich"). Immerhin ist „Der Liebeshof" nicht arm an glücklichen Gedanken bei gut fortschreitender Handlung. Die Sprache verräth stellenweise geringe Reimtechnik, so daß nach wohlskandirten Verszeilen das plötzliche Knüttelmaß doppelt störend wirkt. Sprachlich höher steht entschieden „Rauthgundis" die Königin der Gothen, welche sich den Tod gibt, um ihrem Volke den Frieden zu schenken. Auch dieser Gedanke ist zu wiederholtenmalen dramatisch verwendet worden. „Rauthgundis" kann die Bühnenwirksamkeit nicht abgesprochen werden. Wohl nur eine Kleinigkeit, aber wie ein Sturzbad wirkt in dem dramatisch gebauten Todesmonolog der Königin das unglückselige „'ne" aus dem Berliner Straßendialekt.

„Ich soll mich opfern, daß mein Gatte dann
Von neuem freien mag um Mataswintha!
Ich soll hier weichen? Jetzt in meinem Schmerz,
Wo mir 'ne Mörderhand das Einzige raubte, —"

In dem Einakter „Gisela", der an Schnitzlers „Abschiedssouper" erinnert, nur daß das Souper fehlt, ist die flotte Sprache und die gut gezeichnete Heldin lobend hervorzuheben. Nur erlaube ich mir den Autor aufmerksam zu machen, daß Pistolen, die zum „Zimmerschmucke" verwendet werden, für gewöhnlich nicht geladen sind. „Erlebnisse", ein Einakter ohne tieferen Gedanken, gleich „Gisela" in Wien spielend, schließt das immerhin lesenswerte Buch.

Olmütz. Othmar Kleinschmied.

Dunkle Wege. Tragische Liebesgedichte in zweiter Auflage von Friedrich Benz. — Ausgewählte Gedichte von Friedrich Benz. (Verlag des Litteratur-Magazins S. Schroeder, München und Leipzig 1901.)

Es gibt heute unter uns deutschen Dichtern und Schriftstellern eine Richtung, die die Devise l'art pour l'art auf ihre Fahne geschrieben hat. Ich schätze jede individualistische Kunst, wenn eine wirklich große Persönlichkeit dahinter steckt. Ja, ich lasse meinetwegen R. Dehmel gelten; denn er ist immerhin ein Künstler, der uns etwas zu sagen hat, und hinter Gesten und Verzerrungen zeigt er uns oft sein wirkliches Gesicht. Aber was sollen uns jetzt die vielen „Artisten" (ich gebrauche absichtlich dies Fremdwort), die mit dem Volke in gar keiner Verbindung stehn und uns weiß machen wollen, daß ihre Künsteleien wirkliche Dichtung seien. Kunst und Dichtung müssen wieder große Ziele bekommen. Sie müssen erzieherisch wirken auf das Volk. Und die Künstler müssen ihre große Aufgabe erkennen lernen, nicht Phantasien nachträumen, nicht zu Gauklern herabsinken. Obige Bücher von Fr. Benz gehören der l'art pour l'art Richtung an. Die Gedichte — Künsteleien, nichts als Künsteleien! Was sollen uns solche psychopathische Grübeleien? Was soll z. B. die ganze zwecklose Schilderung der „Brennerei" in „Brand":

Das Feuer tobt weiter
Und frißt die Menschen auf,
Krachend schmoren die Leiber,
Leichen häufen sich zu Hügeln auf

um schließlich zu enden:

Du . . . ! ich schrei nach Dir.

Dabei ist die Sprache nicht schön fließend, sondern oft gezwungen und fehlerhaft: „wegen Dir." Meiner Ansicht nach gehören diese Bücher zu den Auswüchsen deutscher Dichtung. Und es wäre am besten, sie würden in ganz fremdsprachigen Lettern gedruckt, die nur wieder Dichterspezialisten verständen. Für die Kunst und für das deutsche Volk sind die Bücher werthlos. Josef Stibitz.

Ebert-Heft der Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nummer 273/275.

Dr. Adolf Hauffen hat in diesem engen Rahmen eine treffliche Uebersicht der Lebensschicksale und des dichterischen Wirkens Eberts aus Anlaß des 100. Geburtstages desselben geboten. Das Bildniß ist ebenfalls gelungen, die Blütenlese klein, aber geschmackvoll und mehr zu geben, war wohl auch nicht die Absicht des Verfassers. Es ist nur zu billigen, wenn die Deutschen in Böhmen ihrer bedeutenden Männer, zu denen Ebert trotz seiner Epigonenkunst und trotz seines wenig nationalen Empfindens doch gerechnet werden muß, sich jederzeit dankbar erinnern. Sie ehren damit auch sich selbst.

Iglau. Josef Trübswasser.

Der große Chinese. Li-Hung-Tschang ist aus der Reihe der Lebenden geschieden. Gar ergötzlich ist es die verschiedenen Nachrufe zu lesen, welche die europäische Presse dem verblichenen Oberst-Mandarinen des wackelnden Reiches der Mitte widmete. Beinahe allen gemeinsam und dabei das einzig Ehrliche ist das unumwundene Eingeständniß, daß der chinesische Vize-König es verstanden hat, alle Diplomaten Europas, die russischen nicht ausgenommen, mit allem möglichen Lug und Trug über den Löffel zu balbiren. Ja gerade den Russen zum Trotz wählte der schlaue Mongole den für sie unangenehmsten Zeitpunkt zum — Sterben und schnipfte ihnen dabei den „Vertrag der Verwaltung der Mandschurei." Nichts konnte dieses schlaue Manöver mehr ungeschehen machen. Ja sogar der mit allen Mitteln versuchte, doch gewiß „ehrenhafte" Diebstahl des Staatssiegels mißlang und der Gentleman-Gesandte des weißen Zaren war wieder so weit als er am Anfang der so virtuos hingezogenen Verhandlungen gewesen. Für jeden Ehrlichdenkenden sind die Schliche und Kniffe der „Diplomaten" an sich schon eine widerliche Sache und da beim Ueberlisten ein Theil immer der Ueberlistete sein muß, so bezahlt bald dieser, bald jener Staat die Nothwendigkeit seiner „staatsmännischen Diplomaten" ziemlich theuer und das Ende ist dann immer, daß beim Versagen der Diplomatie, die Gewalt der Waffen das Verlorene zurückerlangen soll. — Etwas Anderes aber ist mit meisterhaftem Ungeschick seitens eines großen Theiles der die Politik betreibenden Leitartikler gemacht worden. Man vergaß, daß beinahe jeder Vergleich hinkt und so kam man dazu, daß man unter „freier Benützung" des Pöschinger'schen Werkes über den Fürsten Bismarck ein „interessantes" Gegenüberstellen von Bismarck und Li-Hung-Tschang zuwege brachte. Der Besuch des chinesischen Machthabers in Friedrichsruhe muß dazu herhalten um als Anlaß zu dienen, damit man ein köstliches Fußballspiel mit Benennungen wie „der chinesische Bismarck", „Europa's Li-Hung-Tschang", der „Bismarck des Ostens" und der „Li-Hung-Tschang des Westens" vor Augen bekommt. Wir empfinden dabei eine Beschämung für die Manen des eisernen Kanzlers. Auch Bismarck hat die Mittel der Diplomatie benützen müssen, auch er mußte rücksichtslos mit allen Mitteln sich den Weg bahnen, aber welches hehre Ziel gelang ihm zu erreichen. Die Einigung des deutschen Volkes und dessen beispiellose Entwicklung in kultureller Beziehung in der knappen Zeitspanne eines Menschenalters! — Was leistete dagegen der große Chinese seinem Volke? Gewiß sind die Verhältnisse China's himmelweit unterschieden von den unseren, aber etwas Anderes als das meisterliche Täuschen und Ausnützen der Rivalität der europäischen Mächte und ihrer Vertreter kann man nicht finden. Die Kulturmittel von Krupp'schen Kanonen und Panzerschiffen englischer und deutscher Herkunft waren angesichts des Charakters der chinesischen Lebensanschauung nichts anderes als Humbug aber kein Humbug war die beispiellose Selbstbereicherung die Li-Hung-Tschang so vortrefflich verstand. Ist das ein Retter seines Volkes, der es vermag das Monopol des Pfänderleihens und der Schuldthürme für sich zu ergattern und mit 24% Zinsen das Mark des armen Volkes aus den Knochen zu ziehen. Li-Hung-Tschang galt als der reichste Mann der Welt, gegen den sogar die Milliadäre Amerikas zurückstehen mußten, dieser gewiß mit Fluch verbundene Ruhm mag dem habgierigen Mandarinen zukommen, aber diesen Mann zu vergleichen mit demjenigen, dessen ideales Ziel: „das Beste für sein Volk" war, das versucht nur ein solcher der — wie man in Wien sagt — der „größte Chinese" ist.

Murner d. J.

Tschechische Quittungen als Friedensstörer. Der ultramarinblaue Friede, der sich laut offiziöser Meinung über Oesterreich allgemach breitet, war unlängst in Gefahr, einen tüchtigen Riß zu bekommen. Herrn Dr. Herold, einem tschechischen Parlamentarier, wurde die tschechische Diäten-Quittung über 300 Kronen (für die kurze Zeit von 15 Arbeitstagen 15. bis 31. Oktober) vom Herrn Vetter von der Lilie nicht „koramisirt", wie sich unsere journalistischen Federfuchser auszudrücken belieben. Grund genug, daß der Herold der tschechischen Quittungsfreiheit, unter freundlicher Mitwirkung etlicher Kollegen einen „Protest" für die Wahrung dieses Staatsrechtes einlegte, ein Protest, der dräuend schwer über dem Parlamente hängt und aus den wohl noch ein paar radikale

Blitze auf die Vergewaltigung der tschechischen Diätäre herabzischen werden. Merkwürdig ist nur, daß dem Herold erst am 30. Oktober 1901 das tschechische Gewissen schlug, obwohl er schon seit 1885 im Abgeordnetenhause sitzt und durch volle 16 Jahre die deutschen Diätenquittungen ohne Murren unterfertigt hat. Sticht die Jungtschechen am Ende wieder einmal der radikale Haber? Herrn Vetter von der Lilie aber sei für das unentwegte Festhalten am Deutschthum der Diätenquittungen der Dank des deutschen Volkes dargebracht. — Heil ihm! Volker zu Alzey.

Zivilisation, Kultur, Humanität. Das ist die Kopfseite der strahlenden Münze aus Talmigold, die wir alle Augenblicke in der Sonne der Phrase blinken lassen. Und die Kehrseite? Hier: Nach seiner Einlieferung in das Gefängniß wurde Czolgosz nach übereinstimmenden New-Yorker Blättermeldungen einer förmlichen Tortur unterzogen Baumlange Policemen schlugen ihn mit Stöcken über das Gesicht und den Körper, bis er kraftlos zusammensank. Dann trat man auf dem am Boden Liegenden mit den Füßen herum. Ueberdies wurde ihm durch zwei Nächte, während er einschlafen wollte, mit grellen Blendlaternen ins Gesicht geleuchtet, so daß er erschreckt auffuhr. — Und weiter: Aus Berlin wird uns telegraphirt: Eine seltsame Chinatrophäe überbrachte soeben das mit dem Dampfer „Tucuman" in Wilhelmshaven eingetroffene Marinelazareth, nämlich den Kopf des Mörders Enghai, der den deutschen Gesandten in China, Freih. v. Ketteler, erschossen hat. Der Kopf wurde nach Berlin geschickt.*) Das sind doch wundervolle Belege für Zivilisation, Kultur, Humanität und ähnliches Spielzeug für große Kinder. Dabei sehe ich gänzlich ab von der „Zivilisation", die Britannien in Transvaal verbreitet. Angesichts solcher Vorfälle ist wohl die Frage angebracht: in wieweit unterscheidet sich der Europäer des XX. Jahrhunderts, der „gebildete", der mit Verachtung auf die früheren Zeiten blickt, von seinem Urahnen, die der Dünkel kurzweg als „Wilde", als „Barbaren" bezeichnet. Im Hinblick auf die vielen „Bildungsstätten", die wir besitzen, behaupte ich, daß der zeitgenössische Europäer, der sich abgeschnittene Menschenköpfe wie „Krauthappeln" zusenden läßt, tief unter dem „Wilden" steht. Das ist der Unterschied. Volker.

*) Wird freilich dementirt. Aber was ist nicht dementirt worden, das hinterher doch als wahr sich herausgestellt hat?! Und wie plump sieht die Leugnung aus! Ein Arzt soll sich den Kopf bestellt haben! Vielleicht zu Anschauungszwecken für gesegnete Frauen, damit vollständige Chineser zur Welt kommen! Der Verfasser.

Korruptions-Industrie. In den jüngsten Tagen konnte man im Wiener Preßleben wieder eine erbauliche Beobachtung machen. Da wurde plötzlich dem verehrten Publiko nach dem bekannten: Le roi est mort, vive le roi! in der Plakatform der „Fackel" mitgetheilt „Die Fackel ist tot! — — es lebe die „Neue Fackel!" Es ist sicher, daß die rücksichtslose Aufdeckung von Schäden im gesellschaftlichen Leben Wiens von Karl Kraus mit kühnem Wagemuth, ehrlichen Vorsätzen und mit Talent unternommen wurde. Freilich ist auch der Beweis so ziemlich erbracht, daß ein Einzelner, sei er der Fähigste, Geeignetste und Ehrlichste, allein einen solchen Kampf aufnehmen, aber nicht zu Ende führen kann. Einestheils ist er ja doch wieder auf oft zweifelhafte Zwischenträgereien angewiesen, anderntheils aber schwebt er auch in der Gefahr durch die beständige Verurtheilung Anderer und das „Beherrschen sollen" der verschiedensten Gebiete des Wissens und des Lebens über kurz oder lang selbst dem zu verfallen, daß er Alles besser zu verstehen glaubt. Gar anmuthig ist nun, daß Karl Kraus von seinem eigenen Verleger einem gewissen Justinian Frisch niederkonkurrirt werden soll. Die „Fackel" war, kaufmännisch genommen, ein gutes Geschäft, was Wunder also, daß sich so findige Profitgeier fanden, diese Gelegenheit in ihrem Sinne zu benützen, und so erscheinen nun mehrere derartige Spezial-„Fach"-blätter für Korruptionsbekämpfung und in der Folge auch Skandalsucht; scheinbar eine Nachahmung der ehrlich gehaltenen „Fackel" sind diese Produkte aber nichts mehr als Revolverblätter. Ein Beweis dafür, wie verlottert unsere Preßverhältnisse sind, aber auch dafür, daß eine solche gute That nicht von einem einzigen Cato der Feder durchgeführt werden kann, sondern der unermüdlichen Aufklärungsarbeit aller ehrlichen Männer bedarf.

Murner d. J.

Appetitreizendes (3 Entrées). 1. Der Fleischselcher Karl Schweiffer, hatte mißfärbig gewordene Wurstware mit Fuchsin aufgefärbt. Da trotz der Auffärbung die Ware in Verruf kam, warb der Vater Schweiffer's zum Vertrieb der „Lebensmittel" den Agenten Friedrich, der auch einige Kilogramm dieser Wurst an den Mann brachte, jedoch nicht ohne dafür nachträglich von den Kunden zur Verantwortung gezogen zu werden, weshalb der Agent selbst hievon die Anzeige machte. Die Folge war eine behördliche Revision im Geschäfte Schweiffer's. Man fand daselbst über zwei Jahre altes Wurstzeug vor. Karl Schweiffer wurde zu einem Monat strengen Arrests

und Thomas Schweiffer zu drei Tagen Arrests, sowie 300 Kronen Geldstrafe verurtheilt. — 2. Der in Währing etablirte Gemischtwarenhändler Josef Rohringer und dessen Agent Max Hirsch verkauften an einen Gastwirth Paprika, Majoran und Ingwer. Da dem Käufer das Gewürz verdächtig vorkam, ließ er es untersuchen. Aus dem Gutachten der Untersuchungsanstalt für Lebensmittel ging hervor, daß der Majoran und Paprika mit Schneckengehäusen, Kehricht und anderen unappetitlichen Ingredienzen vermengt war, sowie daß die „Gewürze" einen hohen Asche- und Sandgehalt aufwiesen. Die Angeklagten wurden zu je einer Woche Arrest verurtheilt. — 8. Am 6. August kaufte der Bauwächter Heinrich Knollmayer in einem Gemischtwaarengeschäfte für fünf Kreuzer eine sogenannte dürre Wurst. Nach den ersten Bissen verspürte er im Munde ein ganz eigenartiges Kitzeln und Krabbeln, so daß er sich gezwungen fühlte, nachzusehen. Zu seinem nicht geringen Entsetzen gewahrte er, daß er den Mund voll von Maden habe. Jetzt erst sah er auch, daß die dürre Wurst, von der er noch ein Stück in den Händen hatte, von dem Gewürm durchseucht war und sich förmlich bewegte. Knollmayer eilte nach fruchtloser Verhandlung zuerst mit dem Verschleißer, dann mit dem Selcher, zum Marktkommissariat. Dieses leitete die Anzeige an die kompetente Gerichtsbehörde, welche die Anklage erhob. Die Verkäuferin wurde zu 48 Stunden Arrests, verschärft mit einem Fasttage, und deren Tochter zu 24 Stunden strengen Arrests, sowie zum Strafkostenersatze und zur Zahlung von 3 Gulden Krankenkosten an den Beschädigten verurtheilt. — Und nun urtheile man: ob Schuld und Strafe zu einander in gleichem Gewichtsverhältnisse stehen? Mit Bezug darauf, daß dergleichen Schweinereien, die allgemach ein ständiger Punkt der Tagesordnung werden, mittelbar gegen die Gesundheit und somit auch gegen das Leben des Menschen gerichtet sind, wäre ein strenges, meinetwegen drakonisches Gesetz vollkommen am Platze. Mit ein paar Stunden Arrests und Geldstrafen wird man den profitgierigen Schweinepelzen das ekelhafte Handwerk nicht legen!

Roland.

Ein Salomonisches Urtheil. Die Tagesblätter schreiben: „Im Stalle der Rennkompagnie Sorger und Moser befindet sich ein kostbares Pferd, der sechsjährige Hengst Donaudorf. Um das Pferd nicht nervös zu machen, gab Herr Moser den Auftrag, dasselbe im Box nicht anzubinden. So konnte es geschehen, daß Donaudorf eines Tages den Pferdewärter, der mit einem Wassereimer in den Box getreten war, mit den Zähnen erfaßte, zu Boden warf und sich auf den Armen kniete. Schwerverletzt wurde Kalinka aus der gefährlichen Situation befreit. Nach längerer Krankheit genas er, war aber ein Krüppel. Er machte nun beim Landesgerichte eine monatliche Rente von 30 Kronen und 5000 Kronen Schmerzensgeld geltend. Das Gericht erkannte, daß der Pferdewärter zum größten Theile selbst an dem Unfalle Schuld sei, da er den Auftrag, das Pferd nicht zu verwahren, mit seinem Austritt beantworten konnte. Deshalb wurden dem Verunglückten nur 500 Kronen Schmerzensgeld und monatlich 10 Kronen Rente zugesprochen." — Was ist Salomon in all' seiner Pracht und Herrlichkeit gegen diese Richter! Welch' eine tiefe Weisheit: um dich vor der bissigen Bestie, die wegen Nervosität nicht angebunden werden darf, zu schützen, kündige deinen Dienst, dummer, armer Teufel und — verhungere. Wenn du das nicht thust, so lebe als Krüppel von dem Bewußtsein, daß du an deinem Unglück selbst Schuld bist, lebe als Krüppel, aber hüte dich zu betteln, sonst kriegt dich die Polizei am Kragen und du kommst hinter Schloß und Riegel. Das ist die Gerechtigkeit, das Fundament der Reiche! Das Oberlandesgericht hat allerdings in Folge Berufung erkannt, daß der Rennstallbesitzer dem Kläger 1500 Kronen Schmerzensgeld und 30 Kronen monatliche Rente zu bezahlen habe, da er (der Rennstallbesitzer) allein an dem Unfall schuldtragend sei. Aber das schafft die Thatsache nicht aus der Welt, daß ein so unglaublich — naives Urtheil, wie das des Landesgerichtes überhaupt gefällt werden konnte. Wenn erst das Oberlandesgericht in einem so einfachen und klaren Fall das Rechte treffen muß, dann, fürwahr, dann steht es um unsere Justiz sehr miserabel.

Der Karsthans.

Wenn noch ein schwacher Hoffnungsstrahl auf die Gesundung der innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs vorhanden war, die letzten Parlamentswochen müssen ihn endgiltig zunichte gemacht haben. Auch die kleinste und unscheinbarste Veranlassung ist geeignet, die Fieberglut des nationalen Hasses aufs Neue zu entfachen, und es ist kaum mehr eine Frage der Zeit, wie lange noch die ohnehin geschwächte Konstitution dieses Staatswesens solchen Erschütterungen wird widerstehen können. Die Kraft der Völker reibt sich in unfruchtbaren Kämpfen auf und selbst rein wirthschaftliche und kulturelle Fragen werden nicht mehr von dem ihnen eigenen Standpunkte, sondern aus dem nationalen Gesichtswinkel betrachtet. So wurde beispielsweise die Verstaatlichung der Nordwestbahn und Staatseisenbahn-Gesellschaft für und wider vom nationalen Standpunkte erörtert und selbst bei den „sachlichsten" Reden kam dieser Pferdefuß zum Vorschein. Das Traurigste an der Sache ist, daß die Redner Recht hatten, als sie das nationale Moment in den Vordergrund schoben, denn bei uns in Oesterreich ist eine solche Verstaatlichungsaktion nicht in erster Linie eine wirthschaftliche, sondern eine völkische Frage. Das sind Verhältnisse, die ein Mensch, der das Glück hat, Bürger eines nationalen Einheitsstaates zu sein, nicht so leicht verstehen wird, aber sie sind einmal vorhanden und es muß mit ihnen gerechnet werden. Leider hat keiner unserer Staatsmänner den Muth, daraus die einzig möglichen Schlüsse zu ziehen und den Thatsachen kühn ins Auge zu sehen. Das zweifellose und ganz bedeutende Uebergewicht der Deutschen in numerischer, kultureller und wirthschaftlicher Hinsicht muß endlich einmal in der Verwaltung dieses Gemeinwesens zum Ausdrucke kommen, wenn es weiter bestehen soll. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die nationalen Bedürfnisse der anderen Völker berücksichtigt werden, aber nach Maßgabe ihrer Bedeutung und insoweit es das Lebensinteresse des österreichischen Staates gestattet. Das eine steht fest, daß es mit dem Taaffe'schen Fortwursteln, daß es mit der elenden Schacherpolitik nicht weitergehen kann, sondern daß endlich eine Politik der That eingeleitet werden muß. Gelingt es den Völkern und Staatslenkern Oesterreichs nicht, aus eigener Kraft eine Gesundung des Staatswesens herbeizuführen, dann muß die österreichische Frage gar bald zu einer *internationalen* werden und dann kann sie nur mehr durch das Eingreifen von Machtfaktoren gelöst werden, die außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle liegen.

Freidank.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der

„Neuen Bahnen"

in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.

Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Von

Friedrich Werner v. Oesteren

sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin)

Wir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Werke

von

Emil UELLENBERG

erhältlich durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.

1896. Verlag E. Pierson, Dresden.

Mitten im Leben.

1897. Verlag Ludwig Hamann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen

1901. Verlag E. Pierson Dresden.

Von Graf

Theodor Salburg-Falkenstein

sind bisher erschienen:

Ernst Freiherr. Epos 1894.

Buch der Phantasieen. Gedichte 1900.

(Verlag v. E. Pierson, Leipzig u. Dresden.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche

Kunst- und Musik-Zeitung.

mit musikalischen Beilagen.

Eigenth. u. Herausgeb.: Wiener Musik-Verlagsanst

Wien, I., Johannesgasse 19.

XVIII. Jahrgang. — Erscheint jeden 10. und 25 im Monat.

Bezugspreis: Ganzjährig K. 6. = Mk. 6. = Frcs. 12

Eine vornehm gehaltene musikalische Kunst Zeitschrift von größten Interesse für Jeden der die Verhältnisse und Lage der österreichischen Tonkunst und des allgemeinen Kunstlebens kennen lernen will

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet. für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Ad. SCHUSTERMANN, Zeitungs-Nachrichten-Bureau

BERLIN O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !

Referenzen zu Diensten. — Prospecte u. Zeitungslisten gratis und franco.

CHOCOLAT SUCHARD

Paris 1900

Grand Prix

Höchste Auszeichnung

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger

F. Derbohlaw

Wien, IX. Pramergasse 22.

Preislisten kostenfrei.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

Karl Henckell, Gedichte.
„ Neues Leben.
Mathieu Schwann, Sophia.
„ Heinrich Emanuel.
„ Liebe.
Friedr. Dukmeyer, Der Zorn Jehovah's.
Ernst Rauscher, In der Hängematte.
„ Die weiße Rose.
„ Im Wohlschart.
„ Die Erzählung des Werkherrn.
M. E. delle Grazie, Liebe.
Der Scherer, 22.
Die Lyra, 4.
Magazin für Litteratur, 46.
Die Fackel, 85.
Der Freidenker, 44, 45.
Bühne und Welt, 4.
Das freie Wort, I. 13—14.

Werke von Marie v. Najmájer.

„Gurret-ül-Eyn", ein Bild aus Persiens Neuzeit in sechs Gesängen. Wien, Rosner 1874.
„Gräfin Ebba", eine Dichtung. Stuttgart, Cotta, 1877.
„Eine Schwedenkönigin", historischer Roman, Breslau, Schottländer 1882.
„Johannisfeuer", eine Dichtung. Stuttgart, Bonz, 1888.
„Neue Gedichte", Stuttgart, Bonz, 1891.
„Der Stern von Navarra", historischer Roman, Berlin, G. H. Meyer 1900.
„Der Göttin Eigenthum", Wien, Konegen 1901.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

M. E. delle Grazie,

Liebe.

Fünf Erzählungen.

IV. 128 S. Geh. M. 3.—, geb. in Leinwand M. 4.—.

Das ewige Problem des Frauenherzens, von der frühlingshaften Ahnung der Mädchenseele bis zur flammenden Offenbarung in der Leidenschaft. Verklärt und geläutert in seiner letzten Wandlung als Liebe in der Seele der Mutter.

Von **Christaller** erschien im Oktober d. J.:

Prostitution des Geistes.

Satirischer Roman.

Ca. 20 Bogen, 8°, 3 M.

Zu beziehen nur vom Verfasser, **Christaller**, Ottenhausen in Würtemberg.

Frei gegen Bestellung auf Postanweisung.

Ernst Ziel's Werke

Litterarische Reliefs. IV. Bde. 1885/95. Ed. Wartig's Verlag, Leipzig.

Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts. 1901. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Ausgewählte Gedichte. Mit Bildnis. 1901. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

! Soeben erschienen Neuausgabe !

Im Sommersturm

von Arthur von Wallpach.

Eigenverlag.

Zu beziehen durch den Verlag des „Scherer" **Innsbruck, Museumstraße 16.**

Preis der Volksausgabe geh. **K. 1.50 = M. 1.25.**

Desgleichen:

Sonnenlieder.

Demnächst erscheint:

Jahresringe.

Werke von

Hanns

Weber-Lutkow:

Schlummernde Seelen.

Geschichten aus Klein-Rußland 1900. Brosch. 2 K. 40 H. (2. M.) geb. 3 K. (2 M. 50 Pf.),

Die schwarze Madonna.

Geschichten aus Klein-Rußland 1901.

Oesterreichische Verlags-Anstalt Linz und Leipzig. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Neue Bahnen

Ein Titan.

Ein Riesenspätling vom Titanenstamme,
Entstürzt des Aether's Höh'n im Hall, im jähen,
Ein Urweltsmensch, aufragend aus Pygmäen,
Ein Halbgott, strauchelnd in des Erdball's Schlamme,

Umzäumt von schalen Weltgewimmels Dämme,
Wo Stumpfsinn stets und Nüchternheit sich bläh'n,
Zu gross den Vielen, die als Irrlicht schmähen,
Die in dir glomm, die heil'ge Gottesflamme,

Vom Weib um Liebe grenzenlos betrogen,
Mit Inbrunst werbend um der Dichtung Krone —
So zogst Du hin, fremd, siech, mit düstern Sinnen;

Ein Stern nur blieb, dess' Glanz Dir nicht gelogen:
Der Mutter Herz schlug treugeneigt dem Sohne,
Bis Dich der Tod erlösend rief von hinnen!

Albert Möser.

Gedenkblatt zum 11. Dezember von Karl Bleibtreu (Berlin).

Für die zeitherrschende „Moderne“ der kleinen Erotiker und Milieuschnüffeler bleibt der große Meister geschichtlicher Milieubilder, für die landläufige auf Regeln und feststehende Formen erpichte Kunstphilisterei bleibt der machtvolle Plastiker historischer Symbolistik ein Buch mit sieben Siegeln. Allerdings war er weder Dramatiker noch Epiker, doch seine selbstgeschaffene Form sitzt ihm wie angegossen. Grabbe's Dichten sitzt den gewöhnlichen Aesthetikern und Literaten immer noch wie ein Pfahl im Fleische. In der neuesten Litteraturgeschichte von Karl Busse, die doch sonst manches Treffende und Treffliche enthält, wird er mit ein paar nichtssagenden Zeilen abgethan. Schon die Zusammenstellung mit Georg Büchner habe ich an anderer Stelle als eine allgemeine Sünde der deutschen Litterarhistorie festgenagelt. Büchner's elegantem Salonzynismus fehlte jede wirkliche Gestaltungskraft, Alles wirkt gesucht, und auf ihn allein paßt, was Busse von Beiden sagt: „Sie sind die Blender comme il faut. Sie benützen ihre Gestalten nur, um bei Raketenlicht ihren eigenen Geist dem verehrlichen Publikum zu empfehlen . . . seht, was für Kerle wir sind!“ Grabbe brauchte nicht in Kraft und Größe zu „machen“, denn er hatte sie. Er brauchte nicht „seine Worte genial aufzuputzen“, „selten ein natürliches Wort“ herausbringend, denn was er dachte und schaute, war in sich selbst genial, auch fehlt es seinem Hannibal durchaus nicht an „natürlichem“ Ausdruck, nur ist es die Natur der Größe, nicht der Durchschnittsmenschheit. Freilich gibt selbst Busse zu, daß Szenen und Worte vorkommen, „die eine thatsächliche gewaltige Kraft verrathen“, aber die Kraft halte nicht aus“ und werde „komische Kraftmeierei und Renommirthum“. Worauf sich das

beziehen soll? Doch höchstens auf den Herzog Theodor von Gothland, den kein wirklicher Verehrer Grabbe's gelten lassen wird. Daß sogenannte Geschmacklosigkeiten und bizarre Wendungen sowohl in Sprache als Situation bei Grabbe nicht fehlen dürfen, gehört mit zu der eigenthümlichen Anlage seines Wesens.

Eine gewisse Aufgeblasenheit, um nicht zu sagen Aufgedunsenheit der bildlichen Anschauung, gleichsam platzend von übergroßer Fülle der Gesichte, hemmte ihm die Leichtigkeit des Auftretens, die schlanke Beweglichkeit, welche den minder schwer befrachteten Geistern zu Gebote steht. Auch krankte seine Muse zuletzt an einer Selbstverwüstung, die weniger durch eigene Schuld, als traurige Lebensumstände hereinbrach. Aber wenn sie auch manchmal in Schnapsdelirium zu lallen scheint, dann wieder reckt sie sich walkürenhaft auf, eine Seherin der Geschichte, eine germanische Velleda.

Grabbe

Denn urgermanisch und besonders *deutsch* ist diese denkerische großzügige Auffassung der Geschichte, ihrer Helden und der dahinter verborgenen Ideen. Nur bei Lord Byron — den Shakespeare konnte der Bildungsstand seiner Zeit nicht dazu ermuthigen — findet sich noch diese spekulative Neigung zu geschichtlicher Betrachtung, diesem poetischen Theoretisiren über historische Probleme. Bei Schiller, dem Berufshistoriker, schwebte allerdings auch das echte geschichtliche Drama vor, doch kam es nur im Wallenstein zur Reife, und selbst hier störte nicht nur sein akademisch-rhetorisches Pathos, sondern es färbte auch unwillkürlich auf seine geschichtliche Auffassung ab, die wieder nur das „Gemüthvolle" suchte und den strengen Ernst des geschichtlichen Heldenkonflikts in Max- und Thekla-Sentimentalitäten begrub. Hier nun liegt Grabbe's *ewige Größe*. Er ist der Einzige, der einem realistischen Historien-

drama großen Stils eine Gasse brach. Von unübertrefflicher Genialität als Milieu-Erfasser, blitzartig das Charakteristische des Milieus in lebhaften hinreißenden Einzelbildern hinzaubernd, ohne je in die mosaikartige Zusammentiftelei in Hauptmann's langweiligem „Florian" zu verfallen, besaß er zugleich die imperatorische Ader zur Beherrschung der Massen, einen Helden aus diesem Milieu emporwachsend darüberzustellen. Bezeichnend, daß er in seinem philosophisch leidlich konfusen, immerhin hochbedeutenden Ideendrama „Don Juan und Faust" sein Hauptgewicht auf Gegenüberstellung germanischen und romanischen Wesens zu legen scheint, aus welchem zwei so typische Sinnbildvertreter mit Nothwendigkeit entspringen. In seinen Hohenstaufendramen, ungefüge, doch voll der herrlichsten Einzelheiten, liegt ihm augenscheinlich daran, norddeutsche und süddeutsche Art in Gegensatz zu bringen, womit er ja thatsächlich die wahre Grundidee der deutschen Zerrissenheit bloßlegt. Weniger gelingt ihm hier eine Ausprägung wälscher und päpstlicher Eigenthümlichkeiten, doch erscheint der deutsche Weltreich-Traum der Staufer in großen und mächtigen Zügen. Vielleicht darf man sagen, daß selbst die „Hermannsschlacht", das gebrochenste und innerlich schwächste seiner Werke, ein echteres Verständnis für altdeutsche und römische Art bekundet, als die künstlerisch viel höherstehende von Kleist, der seine Preußen und Franzosen in altgeschichtliche Masken steckt. Grabbe's wahre Unvergänglichkeit aber leuchtet auf seinem „Napoleon" und „Hannibal". Wohl gibt sich sein Empereur etwas sehr pathetisch als bramarbasirender Selbstbetrachter, doch schadet dies nicht seiner Gestalt, die doch ein echter Weltgeschichtsodem umwittert und die selbst in dieser mythologischen Halbgötterei porträtähnlicher wirkt, als die läppischen Karrikaturen, die man uns sonst schon als „naturalistische" Napoleönlein auftischte. Mit Ausnahme einiger hohlpathetischer Reden Blücher's und der Lützower, ist die Redeweise all' dieser Franzosen, Deutschen, Engländer vortrefflich ihrem Milieu angepaßt. Das Ballfest in Brüssel, ein Meisterstück, die Satire des bourbonischen Hofes glänzend, Manches unendlich fein, wie die Episode im botanischen Garten, wo der Wellenschlag historischer Begebenheiten bis ins kleinste Bassin des sozialen Einzellebens hineinrauscht. Und wer schreibt den „Hannibal" nach, den Kampf der Arier und Semiten? Grabbe for ever!

Moses.

Geheimnißvoll mit dicken Schleiern
Umhüllt eine Wolke des Berges Spitze,
Dahinter ist Gott, durch die Schleier fahren
Des göttlichen Auges zuckende Blitze.

Der Prophet, der Mann mit der flammenden Stirne,
Steigt hinauf den Berg und Gott darf er schauen,
Mit Gott darf er sein und am Mund ihm hangen
Dort hinter der Wolke heiligem Grauen.

Indessen die Schauer des göttlichen Wortes
Des großen Propheten Seele schwellen,
Drunten im Staube die lärmenden Völker
Ihr goldenes Kalb, ihr Idol umbellen.

Mannheim. Benno Büttenauer.

Der Verfall der deutschen Schaubühne.

Von **Roland Hammer.**

VI.*)

Daß die ganz und gäbe Kritik schon an und für sich im Argen liegt — darüber ist sich wohl Jeder klar, der offenen Auges das Treiben auf dem litterarischen Markte beobachtet. Die Kritik ist heutzutage nichts mehr und nichts weniger als ein Handwerk und zwar ein recht armseliges, schäbiges Handwerk, ähnlich wie die Schuhflickerei der Schuhmacherei gegenüber. Und was das für Schuhflicker sind! Begann man früher mit positivem Schaffen, fängt man heutzutage mit dem negativsten an, vordem trat der junge Litterat mit Dichtungen (rundweg) in die Oeffentlichkeit, nun thut er es mit — Kritiken. In einem Alter, wo er noch zu lernen und tüchtig zu lernen hat, lehrt er bereits, zu einer Zeit, wo er unmöglich Reife, Einsicht und Erfahrung besitzen kann, spielt er sich auf den gereiften Menschen voll Welt- und Kunstverständnis heraus, als Schüler meistert er Leute, die bereits vollgiltige Proben ihres Könnens geliefert haben, da der Junge noch vergnüglich seine Windeln vergoldete, und kritisirt Dichter und Werke in den Grund, die Jahrhunderte sieghaft überdauert haben. Und wie schneidig, mit welcher göttlichen Impertinenz (der deutsche Ausdruck hiefür gibt keine rechte Vorstellung von der Art des jugendlichen Kunstrichters!) tritt er an sein Handwerk heran! Er beweist Euch klipp und klar, was für ein Tölpel Sophokles, welcher Idiot Shakespeare, wie unglaublich stumpfsinnig Schiller und wie albern Goethe gewesen sei, daß er Dies und Jenes so und nicht anders geschrieben! Die gute Hälfte der Weltlitteratur, (die er übrigens kaum dem Namen nach kennt), ist nach seinem selbstherrlichen Dafürhalten ein Müllhaufen niederträchtigster Art — Homer, Firdusi, das Mahabharata, die Nibelungen — — welch ein hohl- und mißtönendes Blech! Welch ein kindliches und kindisches Gestammel!! Und der Junge, dem eine Zurechtweisung dringend noth thäte, wie sie Gottfried Keller dem Schiller-Verächter angedeihen ließ, dozirt mit der ganzen Unverfrorenheit seines etwa achtzehnjährigen Bestandes, daß die besagten „alten Herren" und „alten Schmöcker" für die wahre Kunst eigentlich sonder Belang seien, es wäre denn als abschreckende Beispiele: wie man nicht schreiben und dichten solle.

Selbstverständlich bleibt so ein Tausendsassa, der allem Anscheine nach die Weisheit mit Schöpflöffeln zu sich genommen hat, bei der Buchkritik nicht stehen, beglückt vielmehr recht bald auch die Bühne mit seiner Thätigkeit. Und — was das Schönste ist — er findet Abnehmer für seine Orakel. Sie werden gedruckt, die sogenannte „öffentliche Meinung" sanktionirt sie, sie bilden einen Theil von ihr. Die Leser werden sich ausdenken können, welche Gefahr für den Geschmack der Schauspieler, der Direktoren und des Publikums allgemach aus dergleichen Kritiken erwächst, denn etwas bleibt ja doch immer hängen, genau so wie bei der Verläumdung.

Neben den Nestlingen waltet eine Reihe von älteren Herren des kritischen Richteramtes. Die litterarische Bildung ist hier zwar auch nicht sonderlich umfassend, das dramatische und dramaturgische Verständnis sehr mangelhaft und die Urtheilskraft hier unbewußt, dort bewußt getrübt. Entgegen der Lessing'schen Forderungen: „Er (der Kritiker) muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken," denkt der Kritiker entweder gar nicht, oder geradezu gegen den Dichter. So kommt es, daß dramatische Plattheiten außerordentlich günstig, Kunstwerke hingegen aus irgend einer nebensächlichen Ursache absprechend beurtheilt werden. Oft genug ist das persönliche oder auch litterarische Verhältnis des Dramatikers zum Kritiker maßgebend. Die Kritik erscheint danach „temperirt". Ist's ein Freund, dann nimmt man das große Bombardon, bei einem Gleichgiltigen, der dem Kräzel zwar fern steht, aber sonst unbescholten erscheint

*) Vgl. 452, 506, 551, 566 u. 603.

d. h. nicht rebellt, genügen gegebenen Falles ein paar Klarinett-Töne, aber bei einem offenen Gegner, der die Verwegenheit gehabt hat, wider den Terminhandel auf der litterarischen Börse loszulegen, da wird eine gelungene Katzenmusik veranstaltet, daß Einem noch lange hernach die Ohren gellen. Selbst der geringste journalistische Ziegelschnpfer, der mit Stilistik und Grammatik ungefähr auf dem gleichen Fuß wie Hund und Katze steht, fühlt sich im Namen der litterarischen Solidarität verpflichtet, dem Unglücklichen einen Nasenstüber zu versetzen. Dergleichen kann man jeden Augenblick erleben. Weitaus der größte Theil der Theaterkritiker, vor allem der Wiener, „urtheilt" nach persönlichen Gründen, nach der litterarischen Heimathszuständigkeit, nach politischer Parteistellung, nach Klique und Klaque, nach Konfession und Profession — kurz nach allem Möglichen, nur nicht nach dem, was rechtlicherweise allein den Ausschlag geben sollte: nach dem künstlerischen Werth des Stückes.

Nicht weniger schwer fällt in die kritische Wagschaale die Qualifikationsliste des betreffenden Theaterdirektors. Steht er mit der Kritik auf gutem Fuß, dann braucht es ihm um den Theaterbericht über seine Aufführungen nicht bange zu sein, hingegen sieht die Sache sehr bedenklich aus, wenn der Theaterleiter im „schwarzen Buche" zu finden ist, d. h. wenn er aus diesem oder jenem Grunde dem kritischen Rhadamanthen misliebig geworden ist. Hiefür ein bezeichnendes Beispiel: So lange Müller-Guttenbrunn Mitglied der „Concordia", nebenher auch „Bruder" (Freimaurer) war, feierte man ihn als ausgezeichneten Litteraten, tüchtigen Kritiker, vorzüglichen Regisseur und genialen Direktor, als er aber das von der antiliberalen Gemeindeverwaltung geförderte Jubiläumstheater übernahm, stellten ihn seine bisherigen Fanfarenbläser wenn nicht als vollkommenen Idioten, so doch als einen Menschen hin, der auf bestem Wege sei, ein solcher zu werden. Das Unglaublichste leistete sich die „Neue Freie Presse", die ihn noch vor Jahresfrist an seinem Kampfe gegen die Mariahilfer „Bandlkramer" und gleichzeitigen Aktionäre des Raimundtheaters unterstützt hatte! Sie unterschlug der Oeffentlichkeit den Theaterzettel des neuen Schauspielhauses und that so, als existire überhaupt kein Stadttheater! Ueber die armseligste Winkelbühne erschienen neben Theaterzettel und Spielplan spaltenlange Berichte, über das Stadttheater hingegen kein Sterbenswörtchen. Da versuchte es Müller-Gutenbrunn mit dem nieversagenden Mittel des „non olet" und siehe da! es ging! „Die N. Fr. P., das Organ der Intelligenz, das „führende" Blatt Oesterreichs" brachte gegen Bezahlung den Theaterzettel sammt Spielplan des von ihr selbst als „antisemitisches Partei- und Hetz-Theater" verschrieenen Theaters. Welch' eine hohe Charakterfestigkeit. O ich rathe dir gut: thu' Geld in deinen Beutel, wenn du mit den Herren von der öffentlichen Meinung zu thun hast. So sie Geld sehen, sind sie wie ausgewechselt. Was sie früher schwarz dargestellt haben, ist nunmehr schneeweiß oder sezessionsgrün, wie du es wünschest. Thu' Geld aus deinem Beutel und sie werden sich selbst ganz unglaublich verunglimpfen!

Viermal brachte die standhafte Prinzeß „Neue Freie Presse" das Inserat, ohne Aenderung, erst beim fünften Male schlug sie das liberale Gewissen. Die Erwähnung, daß die Sonntagsvorstellungen ausverkauft seien, erschien ihrem, was Wahrheit anbelangt ungemein zartbesaitetem Gemüth bedenklich, weshalb diese anstößige Stelle wegblieb. Die Einschaltungen hatten aber dem wackeren Kraus auf die Spur verholfen und so erfuhr eines Tages die Oeffentlichkeit, daß die den Antisemitismus bekämpfende „Neue Freie Presse" auch für ein „antisemitisches" Theater zu haben wäre, wenn dieses baar bezahle. Das gab jedoch dem Blatte die heroische Haltung wieder: die weitere Einschaltung wurde ein- für allemal abgelehnt.

Solch' ein Gebahren ist doch wohl bezeichnend und bleibt gewiß nicht ohne Einfluß auf die „Kunstkritik". Hiefür liefert das Verhältnis der nunmehrigen Dioskuren Bahr und Bukovics zu einander Belege, wie man sie schöner sich nicht wünschen kann. Während in den Jahren 1893, 1894 und zum Theil auch 1895 Herr Bahr über das Deutsche Volkstheater Kübel um Kübel der abfälligsten Kritik geleert hat,

gießt er seit dem 30. November 1895 das theuerste und feinste Lobesparfum hektoliterweise auf eben dieselbe Bühne aus.*) Wenn früher die Regie „ganz jämmerlich, thöricht" war und nichts verstand als „Möbel zu rücken," so ist sie nun „klug, voll Eifer, dem Geheimsten des Dichters nachsinnend" und „hebt mit zärtlichen Fingern jede Nuance auf." Ließen die Schauspieler vordem „elende, schändliche Mätzchen" „schlechte Manieren" sehen, „falsche Töne" hören, so daß sie den Eindruck von „deklamirenden Primanern" und „weinerlich polternden Meßnern" machten, kurzum waren die Aufführungen „liederlich, elend, niederträchtig, schändlich, unwürdig, albern und gemein," sind sie nun „kleine Wunder an Geschmack und Präzision." Die gleiche Metamorphose hat auch die Direktion durchgemacht. Zuerst „sinnlos, ganz dumm, mit mondlich-mildem Schmergesicht," deren Bühne als das „reine Asyl für invalide Dichtungen und Dichter" erschien, darf Herr Bukovics nun „mit Freude und Stolz zurückblicken" und „man darf wohl sagen: es gibt kaum ein deutsches Theater, in dem eifriger, strenger und künstlerischer gearbeitet worden ist . . . es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie die Führung eine immer kühnere, immer freiere wird." — Herr Bahr muß es doch wohl wissen, da er nun, wie er im Prozesse gegen Kraus hervorgehoben hat, Direktion, Regisseur und Schauspieler „an der Arbeit sehen" kann! Freilich die richtige Vorstellung hievon wird man erst dann gewinnen, so man Herrn Bahr „an der Arbeit" gesehen hat.

Nicht weniger ausschlaggebend für die Kritik ist das Verhältnis des Kritikers zu den Schauspielern eines Theaters. Wehe dem Schauspieler, der einem Kritiker irgendwie zu nahe tritt! Absichtlich oder unabsichtlich — alleins! — Hier ein Beweis, der Bände spricht! Eine Anzahl von Mitgliedern der beiden hiesigen Hoftheater hatte — aus welchen Gründen ist hier wohl ganz gleichgiltig — den Ball der „Concordia" im Jahre 1900 nicht mitgemacht. Grund genug für die Concordisten sich an den Pflichtvergessenen exemplarisch zu rächen, oder ins Deutsch des „Kritikers" Julius Bauer übersetzt: „die Wahrheit zu sagen." Wie diese merkwürdige Wahrheit aussah, zeigt ein Blick in die Concordanz-Blätter der dem Balle folgenden Zeit. Sonst Reklame-Notizen in Hülle und Fülle, nunmehr auffallende Unfruchtbarkeit an solchen. Gründe für Abänderungen im Spielplan, vordem mit wichtiger Miene zum Besten gegeben, werden jetzund mit erstaunlichem Lakonismus abgethan. So hieß es *vor* dem Balle: „Die Première mußte verschoben werden, weil Frl. Witt unpäßlich wurde," *nach* dem Balle jedoch: „Die Première mußte verschoben werden, weil *eine Schauspielerin* unpäßlich wurde." Und dann wieder (*vor* dem Balle): „Frl. Witt, deren Heiserkeit jüngst den Aufschub der Première nöthig machte, ist noch immer nicht wieder hergestellt" — *nach* dem Balle: „*Jene Schauspielerin* deren Heiserkeit u. s. f. Vorlesungen von Schauspielern, die jene Missethat begangen haben, werden gegen alles Herkommen entweder kurzweg als Vorlesungen von „Mitgliedern des Burgtheaters" vermerkt (so bei Frl. Witt und Hrn. Treßler zu Gunsten der Akademie „Kinderhort") oder totgeschwiegen, (Lewinsky's Vortrag in der „Grillparzer-Gesellschaft", dann Fr. Forsters und Schrödters „Liederabend".) Sogar der Liebling der Concordia-Presse, der (nach Kalbeck's Orakel) den „größten Tragöden, d. i. sich selbst übertrifft", sogar Sonnenthal verkostete die Rache der Nebeljungen. Der von allen Posaunen Jerichos Gefeierte muß es erleben, daß über seine Vorlesung im Verein „Jüdisches Museum" (hört! hört!) ganz zum Schluß des Berichtes, der alle Anwesenden namentlich aufzählt und den Gesangsvortrag liebevoll

*) Die folgenden Belege stammen wörtlich aus Bahr's Theaterkritiken, die er in den Jahren 1893—1898 theils in der „Deutschen Zeitung", theils in der „Zeit" veröffentlicht hat. Eine (sehr kastrirte) Gesammtausgabe der Bahr'schen Kunstberichte erschien im Jahre 1899 unter dem Titel „Wiener Theater" bei S. Fischer in Berlin. „Diese Sammlung", schreibt Bahr im Vorwort „soll zeigen, wie ich von unsicheren, aber desto heftigeren Forderungen einer recht vagen Schönheit nach und nach doch zu einer reinen Ansicht der dramatischen Kunst gekommen bin." Daß Herr Bahr „nach und nach" auch zu Tantièmen (wohl die „reinste Ansicht der dramatischen Kunst") gekommen ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. (Die Schriftl.)

behandelt, gleichsam über die Achsel erwähnt wird, daß „auch Heine's Rabbi von Bacharach vorgelesen wurde"! Am niederträchtigsten aber benahmen sich die Schmöcke dem greisen Baumeister gegenüber. Als dieser geniale Künstler wieder einmal in der Eigenschaft eines Vorlesers auftrat, verbreitete sich ein Blatt unter der Marke „Baumeister-Abend" über die Talente des Damenkomité's des Vereines „Providentia", während ein anderes nach einem banausischen Hymnus auf eine dilettantische Sängerin kurz erwähnte, daß „die Vorlesung einer neuen Wildenbruch'schen Novelle tiefen Eindruck hervorrief." Das verstehen die journalistischen Strauchritter unter „Wahrheit sagen"!

Der Erfolg eines Dramas, das Wohl und Wehe einer Schaubühne hängt demnach von Umständen ab, die mit dem Werth des Werkes, der Tüchtigkeit des Unternehmens so gut wie gar nichts zu thun haben. Maßgebend sind die Verhältnisse und zwar:

1. Das Verhältnis zwischen Dichter und Kritiker.
2. " " " Direktor und Kritiker.
3. " " " Schauspieler und Kritiker.

Liefert diese trigonometrische Rechnung ein gutes Ergebnis, dann kann man ruhig sagen: das Stück ist gut, die Bühne ditto. Stimmt's aber irgendwie nicht recht, dann ist das Stück beziehungsweise das Theater nichts werth. Beispiele hiefür ließen sich zu Hunderten anführen.

Aber die Kritik der Tagesblätter ist in der Mehrheit nicht nur in Bezug auf die Redlichkeit der Gesinnung höchst verdächtig — man kann ihr oft genug nicht einmal in Dingen Vertrauen schenken, zu denen nichts als ein paar gute Augen nöthig sind. Ist es doch vorgekommen, daß die Kritiker verschiedener Blätter nicht einmal über die Zahl der Theaterbesucher mit einander einig waren. Wo der eine eine „beängstigende Leere" feststellte, sah der andere ein „ziemlich volles Haus", während der dritte gar von „ausverkauften Plätzen" zu erzählen wußte.

Wenn die Herren in so kleinen Fragen, die gar nichts anderes als Wahrnehmungs-Vermögen erheischen, schon so weit auseinander gehen — wie erst in anderen, welche für physische Kräfte nicht ausreichen! Ja, die Kritik, das ist so ziemlich die wundeste Stelle des litterarischen Organismus.

(Weitere Artikel folgen.)

Schwere Wahl.

Hab' ich die Wahl zwischen Christ und Jud', den beiden, —
Zieh' ich halt allweil vor — den Heiden.

Der Imker Gutenberg.

Beim Imker Gutenberg gar viel Insekten wohnen:
Nur treuer Arbeit soll der gold'ne Honig lohnen,
Heil fleißigem Bienenvolk und Untergang den Drohnen.

Breslau. Felix Dahn.

Erziehungsziele.

Von Irma von **Troll-Borostyáni** (Salzburg).

(Fortsetzung.)*)

Hand in Hand mit einer rationellen körperlichen Erziehung, in Betreff welcher die gemachten, wiewohl flüchtigen Andeutungen an dieser Stelle genügen müssen, muß die moralische schreiten. Denn die Sittenlehre bildet einen der mächtigsten Faktoren der Humanisirung und Veredlung der Menschheit und die ethische Entwickelung des menschlichen Willens ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Erziehung.

Wiewohl es aber wenige Eltern, Lehrer und Erzieher geben würde, die sich dieser Aufgabe nicht bewußt wären, gibt es demungeachtet wenige Beispiele einer Erziehung, die man als eine diese Aufgabe lösende betrachten könnte.

Die beiden Imperative: „Du sollst! — Du darfst nicht!" bilden die ganze Grundlage der landläufigen moralischen Jugenderziehung. Als ob es damit gethan wäre! Ja, es gibt allerdings mattgeistige, temperamentflaue junge Leute, die sich an diesen Machtsprüchen genügen lassen. Wenn sie heranwachsen, werden sie zu jenen wohlbekannten moralischen Durchschnittsmenschen, die, wenn sie auf ihren Lebenswegen keinen Anreizungen zum Bösen begegnen, ohne mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen, ohne sich durch auffällige Laster auszuzeichnen, ohne im Guten oder Schlechten das Mittelmaß zu überschreiten, ihren Lebensfaden gedankenlos abhaspeln. Bei der ersten mächtigen Versuchung aber fallen sie alle — alle, vorausgesetzt, daß sie nicht vor dem sie erreichenden Arm der Justiz oder vor dem Verlust ihres guten Rufes oder dergleichen Fatalitäten sich fürchten.

Dergleichen Exemplare der Spezies Mensch scheinen mir jedoch keine Beispiele einer richtigen moralischen Erziehung zu sein.

Geistig begabte, aufgeweckte Kinder unterwerfen sich nicht einem unmotivirten Machtgebot. Sie wollen wissen, warum sie Dieses sollen, Jenes nicht dürfen. Entweder ergründen sie es, Dank ihrer hervorragenden Denkfähigkeit. (Dies sind Ausnahmen, die sich trotz der mangelhaften moralischen Erziehung zum Guten entwickeln). Oder sie bäumen sich auf; oder sie werden zu Lügnern und Heuchlern. Solcher sind Viele. Auch diese Klasse von Menschen scheinen mir keine Beispiele einer richtigen moralischen Erziehung zu sein.

Wie also soll eine solche geartet sein, um ihrer Aufgabe entsprechen zu können? Dies wollen wir in Nachstehendem zu ergründen versuchen.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Erziehung, soll sie den Charakter kräftig genug heranbilden, um ihn gegen die im Leben herantretenden Motive zum Unrechtthun widerstandsfähig zu machen, auf die Willensrichtung ihren Einfluß nehmen muß, und zwar derart, daß der Wille, ohne Rücksichtnahme auf irgendwelche Nebengründe, das Gute liebt und das Böse verabscheut.

Um den Willen zu bilden, muß aber das selbstthätige Denken entwickelt werden. Denn der Moral einzige wirkliche Grundlage ist die Vernunft, ohne welche der Mensch keine Sittenlehre besäße. Parallel mit der Vernunft entwickelt sich das ethische Bewußtsein. Hiemit ist nicht Ansammlung der verschiedensten Kenntnisse gemeint; denn ein Mensch kann eine ganze Menge nützlicher und unnützer Dinge gelernt haben, und seine Vernunft doch sehr unentwickelt geblieben sein. Aber das Denken, das eigene, selbstständige Denken entwickelt die Erkenntnis der Nothwendigkeit der Sittengesetze als unentbehrliche Grundlage der sozialen Ordnung, und diese Erkenntnis bildet die Grundlage der Moral. Höchstentwickelte Moral ist gleichbedeutend mit höchster Vernunft und klarster Erkenntnis.

Es ist ganz unbestreitbar richtig, daß der Wille des eigenen Wohles, mit einem anderen Worte: der allen Lebewesen an- und eingeborene Glückseligkeitstrieb

*) Vgl. Seite 958.

die letzte, innere, oft tief verborgen liegende Triebfeder alles menschlichen Thuns und Lassens, aller bösen ebensowohl wie aller guten Handlungen bildet. Und eben aus diesem Grunde kann die ethische Erziehung der Menschen ihrer Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn sie, in naturgemäßer Entwickelung des Seelenorganismus, diesen allmächtigen, unausrottbaren Naturtrieb — den Willen des eigenen Wohles — in richtiger Weise zur Verwendung zu bringen weiß.

Solange der menschliche Wille sein Ich in Gegensatz stellt zu Allem was außerhalb seines Ich's liegt, solange ist er in unmoralischem, unvernünftigem Egoismus befangen. Aus diesem Gegensatze zwischen Ich und Nicht-Ich entspringt jeglicher Konflikt zwischen Pflicht und Neigung. Die höchste Moral und höchste Einsicht besteht in der Identifizirung des eigenen Wohles mit dem Wohle des Anderen. In der Erzielung dieses Läuterungsprozesses der natürlichen Selbstliebe, welche einen Konflikt zwischen Pflicht und Neigung nicht aufkommen läßt, da der Egoismus in den Altruismus als in seine höhere Entwickelungsstufe hinübergeführt wird, liegt die Aufgabe der moralischen Erziehung. Sie vermag diese Aufgabe zu lösen, indem sie einerseits die Vernunft zu der Erkenntnis der Nothwendigkeit der auf gegenseitige Förderung und Unterstützung und auf allseitige Unterlassung alles Schädlichen basirenden moralischen Gesellschaftsordnung hinführt, und indem sie andererseits das Gemüth in der Weise veredelt und verfeinert, daß es fremdes Wohl und Wehe wie eigenes empfindet.

Diese höchste Erkenntnis und dieses Mitgefühl des Einzelnen mit dem Anderen und in weiterer Folge mit der Allgemeinheit, dieser zur edelsten Humanität emporgebildete natürliche Glückseligkeitstrieb ist das Band, welches das Individuum mit allen mit Empfindung begabten Lebewesen verknüpft und aus welchem sich alle Pflichten des Individuums gegen sich selbst — als einem Gliede der Gesellschaft — und gegen seine Mitwesen ganz von selbst ergeben und auf welche die Jugend hinzuweisen, für die Erziehung keine Schwierigkeit bietet, so sie den hier bezeichneten Ausgangspunkt im Auge behält.

Nicht überflüßig scheint es mir, hiebei zu bemerken, daß die herrschende Gepflogenheit in der Erziehung, die Morallehre mit der Religionslehre zu verknüpfen, ein baldigst aufzugebender Mißgriff ist. Denn sobald der Staat an seine Bürger nicht mehr die Forderung stellt, daß sie sich öffentlich zu einer der bestehenden religiösen Konfessionen bekennen, von ihnen jedoch selbstverständlich die Befolgung seiner Gesetze, die Uebung ihrer bürgerlichen Pflichten ebenso verlangt, wie von seinen religiösen Angehörigen, ebensobald ergibt sich das Postulat, in der Jugendbildung die Lehre der Sittengesetze von der Religionslehre vollständig zu trennen.

Auch ereignet es sich nur zu häufig, daß, sobald im jugendlichen Geiste sich religiöse Zweifel regen und er sich allmählig von allem übersinnlichen Wunderglauben lossagt, mit diesem auch die ganz fälschlicherweise mit demselben verknüpfte Morallehre über Bord stürzt und das jugendliche Gemüth, verwirrt und erschrocken, vergebens nach einer Stütze sich umsieht, die ihm den zerbrochenen Stab, an den seine kindliche Gläubigkeit sich geklammert, ersetzen könnte. Viele Verirrungen entspringen lediglich aus jenen momentanen Schwankungen des Geistes, der, nachdem er den Halt der Religion verloren, den festen Boden der auf der Vernunft gebauten Sittenlehre aber noch nicht gewonnen hat, die Bedürfnisse und Rechte der Natur mit den Forderungen des Staates und den Ansprüchen der Gesellschaft in kein klares Verhältnis zu bringen weiß.

Alle solche Verworrenheit des Geistes und Gemüths und viele daraus entspringenden sittlichen Verirrungen können den heranblühenden Generationen durch eine wahrhaft naturgemäße, vernünftige, von Dogmenlügen befreite Erziehung erspart werden, welche die junge, schwankende Seele in ihrer Entwickelung in richtiger Weise zu leiten und zu stützen weiß.

Werfen wir von unseren hier in gedrängter Kürze klargestellten Anschauungen einen vergleichenden Blick auf die in Dr. Sturm's erwähntem Buche hieher bezüglichen Ausführungen, so finden wir, daß sich der hinsichtlich der moralischen Erziehung zwar nur flüchtig angedeutete Grundgedanke mit dem unserigen vielfach deckt.

Sturm erblickt Zweck und Inhalt aller Moral in der Bethätigung der natürlichen Weltordnung, unter welchem Begriffe man jenes Verhältnis aller Wesen und Dinge zu verstehen habe, bei welchem deren sämmtliche Fähigkeiten und Beziehungen zur vollen Entfaltung und Verwendung gelangen. Die gegenseitig helfende Uebereinstimmung, die wahre Menschenliebe, wie sie nur das rationelle Denken gibt, könne allein die Menschheit glücklich machen, indem sie zur Schaffung jener „natürlichen Weltordnung" führe, welche die Grundlage des Wohles der Menschheit bildet. Jede Handlung, jede Thätigkeit eines Organes, die wir unser ganzes Leben lang verrichten, vollzieht sich — nach Sturm — stets in Bezug auf die natürliche Weltordnung, so daß wir überhaupt nie anders als moralisch, beziehungsweise gegenseitig handeln können. Und es hängt lediglich von unserem Willen, beziehungsweise von unserer Einsicht ab, ob wir sie so oder so gestalten werden. Jede Art von Unmoralität gehe aus mangelhafter Einsicht hervor und daher sei es Aufgabe der Gesellschaft, in erster Linie auf Hebung der moralischen Denkfähigkeit hinzuwirken. Dumme Menschen könnten nie sittliche Ideale sein und daher sei die Anschauung eine falsche, das Volk sei umso moralischer, je mehr es in Dummheit dahin lebe. Zwar gebe es allerdings immer eine Reihe von Menschen, die einen starken inneren Trieb zum moralischen Leben haben und dasselbe auch unter manigfachen Gefahren bewahren. Doch bilden diese nur einen kleinen Bruchtheil der Menschheit, während die große Masse der übrigen Menschen in Hinsicht der Moral umsoweniger Garantie bietet, je schlechter es mit ihrer Denkfähigkeit bestellt ist. So lange die Leute in ganz einfachen Verhältnissen dahin leben (sagt Sturm), in einer gewissen abhängigen Schablone, die ihnen fast jedes Denken abnimmt, beherrschen sie ja die Sachlage und können sich einigermaßen moralisch halten; sie besuchen dann fleißig die Kirche, führen bei jeder Gelegenheit streng moralische Grundsätze an, kurz, sind wahre Muster von Frömmigkeit und Sittlichkeit. Sobald aber diese geistigen Schwächlinge, einem inneren Trieb ihrer Natur folgend, sich in verwickeltere Lebensverhältnisse begeben oder sobald das Leben an sich komplizirter wird, wie dies in der neueren Zeit geschehen und des weiteren noch viel mehr der Fall sein wird, so zerstieben ihre moralischen Grundsätze wie Spreu vor dem Winde. Mit unglaublicher Schnelligkeit hat ihre Unbeholfenheit das moralische Mäntelchen fallen lassen; und der Lüge und Unehrlichkeit ist Thür und Thor geöffnet. Der äußere Firniß einer ungenügenden, mehr scheinbar moralischen Erziehung ist verschwunden und die nackte Gemeinheit tritt in ihrer vollen Abscheulichkeit zu Tage. Denn die wahre Moral, d. h. die wahre Gemüths- und Herzensbildung kann nur durch Förderung des moralischen Denkens gewonnen werden.

Das moralische Denken ist eben die allein mögliche Grundlage eines moralischen Lebens und seine Bildung ist eine, jedoch sehr vernachlässigte Aufgabe der naturgemäßen Erziehung. Sogar die Freidenker beklagen sich in ihren Schriften immer wieder darüber, daß bei ihren Mitmenschen das Interesse an den erhabensten Ideen der Menschheit in höchst bedauerlicher Abnahme begriffen sei.

Da nun das Gefühlsleben für den Willen maßgebend sei und ersteres durch die moderne Anschauungsweise so erheblich gelitten habe, so sei es begreiflich, daß auch die ruhige Energie des Willens mehr und mehr abnehmen und an deren Stelle Wankelmuth und Unentschlossenheit treten müsse. So sei es leicht einzusehen, wie es mit der Willensenergie des Einzelnen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schlechter wird, wie das schwanke Rohr des Individuums mehr und mehr nur zwischen den launischen Extremen einer krankhaften Begeisterung und einer vollkommenen Gleichgültigkeit hin und her geworfen wird.

Im Großen und Ganzen bezeichnen wir, sagt Sturm sehr richtig, die Moral, d. h. die Erfüllung der Pflichten, welche wir gegen unsere Mitmenschen, wie gegen uns selbst haben, als Gerechtigkeit. In eben dem gleichen Maße, als die Funktionen naturgemäß sich entwickeln, auch die Lust, der Trieb, so zu handeln, immer stärker wird, so sehen wir aus der Gerechtigkeit die Liebe zu unseren Mitmenschen entspringen. Diese Menschenliebe, welche man auch den moralischen Willen nennen kann, wird umso energischer, gründlicher, andauernder, je vorsichtiger die Ueberlegung ist. Umgekehrt trägt derselbe auch die gereizt-einseitige Art des nervösen, schwächlichen Denkens oder die Gleichgültigkeit des Stumpfsinnigen zur Schau. Art und Grad der Menschenliebe entsprechen daher auch genau dem Maße der naturgemäßen Entwickelung unserer Erkenntnis. Wenn man allerdings die ganze Moral in den Ausspruch verkörpern kann: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst", so muß man doch erst lernen, wie man sich und den Nächsten lieben soll. Das „Wie" ist der Kernpunkt der ganzen moralischen Erziehung, die übrigens im Leben nie aufhört. Denn streng genommen ist ja das ganze Leben, auch der Erwachsenen, nur eine fortwährende, gegenseitige moralische Erziehung, die freilich meist genug schlecht ausfällt. Dieses „Wie" des moralischen Lebens, welches sich nur auf einem gesunden Egoismus, beziehungsweise hinreichender Selbsterkenntnis und Entwickelung gründet, kann nur durch moralische Denkkraft erschöpft werden. Denn auch allgemeine Lehrsprüche haben nur für Denjenigen Werth, der sie richtig zu deuten und anzuwenden versteht, wozu es aber stets der nöthigen Denkkraft bedarf. Von einem erschöpfenden Auswendiglernen moralischer Lebensregeln, wie überhaupt von einem solchen wird absolut keine Rede sein können, wenn der Unterricht im praktischen Leben Erfolg haben soll. Im Gegentheil. Gleichwie im übrigen Denken das Auswendiglernen das selbstständige Denken nicht überwuchern darf, so auch beim moralischen Denken, bei dem natürlich dieselben allgemeinen Grundsätze gelten, wie bei den Denkprozessen überhaupt. Wo die Moral vorzugsweise auf das Auswendiglernen moralischer Lehrsätze sich stützt, wird das Volk nicht moralischer, sondern geradezu unsittlicher gemacht, denn statt eines moralischen Haltes, einer bestimmten, sicheren Grundlage, wird lediglich ein äußerer Schein erzogen, der bei der geringsten Gefahr in Trümmer geht.

Und wie in der moralischen, so hat auch in der intellektuellen Erziehung dasselbe Grundprinzip zu walten: die Entwickelung des selbstständigen, selbstthätigen Denkens.

Unsere gegenwärtige Durchschnittserziehung thut jedoch — mit wenigen lobenswerthen Ausnahmen — das gerade Gegentheil, indem sie durch Ueberbürdung des Gedächtnisses, durch vorzeitiges und unverstandenes Auswendiglernen das eigene, selbstständige Denken und Urtheilen nach Möglichkeit unterdrückt, wodurch der menschliche Geist an der Erwerbung der Fähigkeit gehindert wird, bei den ihm zur Entscheidung vorliegenden Problemen des Lebens die Gründe für oder gegen aufzufinden.

Die intellektuelle Erziehung hat, soll sie ihrer Aufgabe voll entsprechen, ein doppeltes Gebiet zu umfassen, einerseits die Erwerbung einer der individuellen Begabung und der nach Maßgabe derselben zu bestimmenden späteren Lebensstellung gemäßen, allgemeinen Bildung und andererseits der Erwerbung der Fachbildung für eine von der individuellen natürlichen Befähigung und Neigung abhängig zu machende Berufsthätigkeit.

Eine genaue Darlegung eines nach dem aufgestellten Prinzipe zu gestaltenden Erziehungsplanes müssen wir, als zu weitgehend, an dieser Stelle uns freilich versagen. Nur darauf wollen wir schließlich aufmerksam machen, daß selbstverständlich das weibliche Geschlecht von den Segnungen einer derartigen naturgemäßen Erziehung und von der Berechtigung, die erworbenen Kenntnisse in freier Berufswahl zu verwerthen, nicht ausgeschlossen werden darf, sondern daß alle jungen Leute, ob Mädchen oder Knabe, immer aber in maßgebender Berücksichtigung ihrer persönlichen Fähigkeit, derselben theilhaft gemacht werden müssen.

Denn — worauf wir schon an verschiedenen Orten hingewiesen und was zu wiederholen wir nie ermüden werden — die einzig gerechte, die einzig vernünftige, weil zweckentsprechende Theilung der Arbeit ist eine solche, welche nicht dem sozialen Stande und nicht dem Geschlechte der Glieder der Gesellschaft, sondern ausschließlich ihrer individuellen Eignung gemäß eingerichtet ist.

Um das selbstständige Denken, welches die Grundlage aller wahren Bildung und eines wirklich nutzbringenden Wissens bildet, zu entwickeln, soll, wie Sturm in seiner uns vorliegenden Schrift ausführt, vom frühesten Kindesalter an schon das Beobachtungsvermögen entwickelt werden, da die Gründlichkeit des ersteren von der Tiefe des letzteren abhängt. Das ganze Geistesleben des Menschen ist lediglich in dem Grade gediegen, als es seine Beobachtung ist, und je schlechter es mit unserem Beobachtungsvermögen steht, umso erbärmlicher und elender muß das selbstständige Denken ausfallen.

(Schluß folgt.)

Der Grund.

O die zerfallenen Stufen,
Die tief hinunter führen,
Wo seltsame Stimmen uns rufen,
Verworrene Kunde uns rühren.

O dies heimliche Neigen,
O dies schmerzliche Suchen!
Und ach! das furchtbare Schweigen
Unter den Riesenbuchen.

Dresden.

Herbst.

Daß ewig die argen Stimmen uns stören!
Sonst könnten wir hier in seligem Kreis
Die stillen Farben der Blumen hören —
Sie reden so innig, spätsommerheiß . . ,

Gewiß, die rothen Astern vertrauen
Auf eine himmlische Seligkeit.
Und sieh' nur! wie fromm und todbereit
Die vollen Heliotropen blauen . . .

Bodo Wildberg.

Schiller und die Burgtheaterzensur.

Wer kennt nicht die Zensur, die Halbschwester der Kritik? Wer weiß nicht ein Stückchen von ihrer Thätigkeit zu erzählen? Sowohl von der Zensur der Zeiten ohne Preßfreiheit, als auch von jener, der Zeiten mit Preßfreiheit, d. h. natürlich mit einer verdünnten Preßfreiheit, denn die Zensur ist beileibe nicht ausgestorben, und sorgt, Gott sei Dank, redlich für ein paar Pfefferkörnchen guten Humors, den wir armen Teufel gar sehr vonnöthen haben! Freilich das Gelächter, das uns die Zensur von anno dazumal, als der Großvater die Großmutter nahm, entlockt, ist weit herzlicherer, harmloserer Natur, wie wir sehen werden.

Als am 17. Dezember 1787 der „Fiesco" zum erstenmale über die Bretter das „Nationaltheaters", heute „Burgtheater" genannt, ging, fehlte der Name des Verfassers, dafür erschien jedoch der Text des Stückes so ziemlich vollständig. Erst von der zweiten Vorstellung ab blieb das „unschuldige Mädchen" Bertha Verrina „aus Anstandsrücksichten" fort und zugleich wurden „einige Kürzungen" vorgenommen. In solcher Gestalt erlebte der „Fiesco" im Laufe von sechs Jahren, d. i. bis zum 8. Dezember 1793 sechzehn Aufführungen, ohne daß Schiller jemals genannt worden wäre. Bei der Wiederaufnahme, am 21. März 1800 hieß es auch nicht mehr, wie früher, „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" und auch kein „Republikanisches Trauerspiel", sondern bloß „Fiesco", ein Trauerspiel in sechs Aufzügen, dafür erhielt es aber endlich einen Vater, womit Schiller's Name (fünf Jahre vor seinem Tode) offiziell der Geschichte des Burgtheaters angehört. Nach viermaliger Aufführung, finden wir das Stück wieder auf ein paar Jahre kaltgestellt.

Allem Anscheine nach genügte es den höher gespannten Anforderungen der Zensur nicht mehr und ward zurückgezogen, damit es in Muße verarbeitet werden könne, denn bei der Wiederaufnahme im Jahre

1807 ist von einem „Haupte der Verschwörung", sowie von „Verschworenen und Mißvergnügten" nicht mehr die Rede. Die Verrina, Bourgognino, Calcagno, Sacco, dann Centurione, Cibo und Asserate erscheinen als einfache „Edle von Genua", ohne irgendwelche ausgesprochen böse Absichten. Auch im Texte hat der berüchtigte Rothstift tüchtig aufgeräumt. Aber es fehlte gar nicht viel, daß ein sehr ernstes Nachspiel dieser Reprise gefolgt wäre. Obgleich das Stück nur, wie die Formel lautet: „omissis deletis et correctis corrigendis" — nach Auslassung der getilgten und Verbesserung der zu verbessernden Stellen über die Bretter gehen sollte, nahmen sich einige Schauspieler heraus, Dinge zu sagen, die wohl im Original, nicht aber in dem verbesserten Regiebuch standen. So meinte z. B. Gianettino Doria nach der Proskribirung der 12 Senatoren zu seinem Kammerdiener: „Wenn der Herzog fragt, so bin ich in der Messe, dann zu Lomellino: „Der Teufel, der in mir steckt, kann nur in der Heiligenmaske incognito bleiben" und der Mohr zu seinem „Trupp Diebe": „Die d'rüben baxen sich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrorenen Apostel sich wärmen" u. s. f. — Ursache genug, daß „von oben" eine scharfe Note kam, worin es unter Anderem also hieß: „Abgesehen von der Unanständigkeit, Dinge dieser Art, besonders die letzte Stelle, auf hiesigen Bühnen vorzutragen, so zeigt ein solches Benehmen der Schauspieler und der Inspektion eine Gleichgiltigkeit gegen „höhere Anordnungen, die nicht ungeahndet bleiben kann." Im Laufe der hochnothpeinlichen Untersuchung stellte es sich heraus, daß die Schauspieler Ziegler und Roose die obigen unverdaulichen Stellen aus ihren vormaligen älteren Rollen — so heißt es wenigstens im Protokoll — beibehalten hatten, weshalb ihnen die Sache „für diesmal" hinging, freilich mit der Drohung, die „Individuen" arretiren zu lassen, die sich eines solchen Vergehens zum zweitenmale schuldig machen würden.

Vom „Fiesco", dem ersten Stücke, das von Schiller auf dem Burgtheater aufgeführt wurde, bis zum zweiten, der „Jungfrau von Orleans", ist ein langer Zeitraum, an 16 Jahre. Mit der dazwischenliegenden Entwicklung des Dichters konnte und wollte die Direktion des Burgtheaters nicht Schritt halten und obwohl man, wie ich erzählt, schon im Jahre 1800 offiziell Schiller's Namen dem Publikum zur Kenntnis gebracht hatte, verschwieg man abermals den Autor gelegentlich der ersten Aufführung der „Johanna d'Arc". Unter diesem Titel erschien ein Stück am 27. Jänner 1802 auf dem Theaterzettel und ward bis Ende April des genannten Jahres noch viermal gegeben, um dann auf volle achtzehn Jahre zu verschwinden. In dieser Gestalt zeigt das Drama der gottbegeisterten Jungfrau außer dem Szenarium in sechs Aufzügen die gründlichsten aber auch merkwürdigsten Aenderungen, zumal im Personenverzeichnisse. Der undankbare Valois Karl VII. ist freilich seines Zeichens ein König, aber ein „König Karl" schlechthin. Der Name des Landes, das so glücklich ist, von ihm beherrscht zu werden, wird jedoch unter keinen Umständen verrathen, vielleicht, weil Frankreich und England, die just dazumal — es wurde eben über den Frieden zwischen Beiden verhandelt, welcher auch im März 1802 zu Amiens zu Stande kam — im politischen Leben sehr aktuell waren, nicht eitel genannt werden sollten. Aus anderen und jedenfalls triftigeren Gründen erscheint die böse Isabeau nicht als Karls „Mutter", sondern als dessen „Schwester", hingegen avanzirt Agnes Sorel zu dessen „Gemahlin", wobei sie jedoch in „Maria" umgetauft wird. Wie sich von selbst versteht, ist der tapfere Graf Dunois vom Makel der illegitimen Geburt befreit und tritt als „Prinz Louis, Vetter des Königs" auf. Der Erzbischof von Rheims dagegen, wird ohneweiters konfiszirt — wie übrigens heute noch, — sein Loos theilen die anderen „Bischöfe". Auch der Walliser „Montgomery" ist verschwunden, mit ihm „Köhler und Köhlerweib", ja sogar die Erscheinung des „schwarzen Ritters". Selbst unter den Rittern von Fleisch und Blut bemerkt man einige Verheerungen. Wir lesen zwar von diversen burgundischen und auch englischen Rittern, von den französischen aber ist kein einziger zu spüren.

Wie bemerkt, geht von „Franzosen" und „Engländern" nur dort die Rede, wo diese Bezeichnungen absolut nicht umgangen werden konnten. Ansonst erfahren wir so im Allgemeinen, daß König Karl irgend ein „Reich" regiert, und ihm irgendwelche Feinde hart zusetzen, diese Feinde sind zwar, wie sie auch die Schiller'sche Johanna nennt, „Inselwohner", doch ist deren schmückendes Beiwort „freche" liebevoll in „kühne" verwandelt. Johanna selbst ist nicht ihren „älteren", sondern — offenbar um ihre Demuth in das allerhellste Licht zu setzen — ihren „jüngeren" Schwestern freudig dienstbar, und weder die „Himmelskönigin", noch irgend eine „Heilige", sondern eine ziemlich gleichgiltige „Lichtgestalt" hat sie angespornt, ihrem bedrängten Landesherrn zu Hilfe zu eilen und die „Feinde" vom Boden des bewußten „Reiches" von dem Niemand weiß, wo es sich aufhält, zu verjagen.

Da das Wort „heilig" unter keinen Umständen genannt werden durfte, wird Johanna bloß „himmlisch' Mädchen" und „würdige Prophetin" angeredet. Natürlich dürfen ihre Mannen nicht mit dem Schlachtschwert

rufe „Gott und die Jungfrau" ins feindliche Lager eindringen - es genügt vollkommen, wenn sie „der Himmel und das Recht" schreien. Die Bezeichnung „Jungfrau von Orleans" ist vom Theaterzettel verschwunden, und selbst Louison, ihre Schwester, darf nur von der „Retterin des Landes" sprechen. In der hinter den Koulissen sich befindlichen Kathedrale zu Rheims, wo die Krönung vor sich geht, kann billigerweise eine „heilige Handlung" nicht vorgenommen werden, das wäre ja eine Blasphemie, und so fällt denn auch der ganze Krönungszug weg, dafür erzählt Bertrand den Verwandten Johannens und uns, wie die Parade ausgefallen ist und zwar mittels acht eingefügten Versen, welche sich am Geiste des braven Bädeker nicht versündigen.

Uebrigens wird Johanna mit anerkennenswerther Schonung behandelt. Man beschuldigt sie nicht der „Ketzerei", sondern des „Irrglaubens", man „verflucht" sie nicht, sondern „verwünscht" sie nur und den englischen Kriegern ist es offenbar verboten, zu behaupten, Johanna sei durch die Luft gekommen, dieweil ihr der Teufel helfe; letzterem ist die Bühne überhaupt verschlossen. Selbst der aufrichtige Talbot befleißigt sich einer großen Zurückhaltung, so er von Johannen spricht, er nennt sie nicht einen „jungfräulichen Teufel", sondern — nicht ohne Schelmerei — einen „jungfräulichen Satan". Ueberhaupt dieser Talbot! Er hat mit dem „Schiller'schen wenig gemein, weder im Leben, noch auch im Sterben. Während jener rebellirt und, tötlich verwundet, an die vierzig Verse deklamirt, faßt sich dieser so kurz, als möglich; im gleichen Gegensatze vermacht er die Welt anstatt dem „Narrenkönig", dem „Narrenfürsten" (!!) Dem „Prinzen Louis", jetzt Graf Dunois, Bastard von Orleans sind die nach dem Tode Talbot's zu Karl VII. gesprochenen Worte: „Erst jetzo, Sire, begrüß ich Euch als König", in der Kehle stecken geblieben — natürlich, wie kann man auch einem legitimen Könige dergleichen ins Gesicht sagen! Aus ebendemselben Grunde umarmt die „Königin Maria", gegenwärtig Agnes Sorel, seine Geliebte, nicht ihren „Herrn" sondern ihren legitimen „Gatten" und wird vom Herzog von Burgund nicht, wie es „Herrenrecht zu Arras" ist, auf die Stirn, sondern auf die Hand geküßt. Auffallend ist es jedoch, daß ihr unter diesen Umständen erlaubt bleibt, sich beim Zusammentreffen in Rheims vor Johannen „niederzuwerfen", was aber wohl nur eine zu billigende Entschädigung dafür ist, daß die Jungfrau gelegentlich ihrer Erhebung in den Adelstand (im 4. Auftritte des III. Aufzuges) nicht die Bewilligung erhielt, „die Lilie im Wappen" zu führen. Was schließlich die Isabeau anbelangt, die ebenso böse, als leichtlebige Rabenmutter, so hat sie einen gewissen Besitztitel auf ihre Bosheit, indem König Karl sich ihr gegenüber als schlechter Bruder bewiesen haben dürfte, denn wir hören, daß er „am Haupt der Schwester" gefrevelt. Ganz im Einklang damit, wird die geschichtlich feststehende Lüderlichkeit dieser hohen Frau mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe bedeckt und die diesbezüglichen Stellen, die in den Worten des La Hire, König Karl, Talbot, Lionel, und auch den eigenen erscheinen, gestrichen.

In einer einzigen Sache zeigt die Bearbeitung einen Dramaturgen von Fach (vielleicht J. Schreyvogel, der nach Kotzebue von 1802—1804, dann abermals von 1814—1822 beim Burgtheater als Sekretär und Dramaturg angestellt war.) Der Bearbeiter muß nämlich ein sehr klares Gefühl davon gehabt haben, daß in der erschütternden Szene vor der Kathedrale zu Rheims, wo Johanna vom eigenen Vater der Hexerei beschuldigt wird und an sich selbst zweifelt, König Karl eigentlich eine sehr seltsame und nichtssagende Rolle spielt. Er hat daher demselben 7 Verse angehängt, aber diese Verse sind mehr gut gemeint, als poetisch. Der Schluß lautet:

Johanna, laß mich nicht dich so verlassen,
(Im Abgehen, mit Ernst:) Nicht lieben kann ich dich, doch auch nicht hassen.

Das dritte Stück von Schiller, das im Burgtheater zur Aufführung gelangte, war „Kabale und Liebe". Es ging am 23. Juli 1808 zum erstenmale in ganz vortrefflicher Besetzung in die Szene und zwar mit dem ausdrücklichen Vermerk „ein bürgerliches Trauerspiel von Friedrich v. Schiller." Ziegler spielte den Präsidenten oder wie es auf dem Zettel hieß, den „Vicedom von Walter",*) und Koberwein den Ferdinand, welcher jedoch zu einem „Neffen" des Präsidenten, beziehungsweise Vizedom gemacht wurde. Dieselbe Absicht, welche die Isabeau in eine Schwester Karl VII. verwandelte, reduzirte auch hier den Verwandtschaftsgrad; die Auflehnung von Kindern gegen ihre Eltern, selbst wenn diese noch so schlecht waren, erschien höchst unmoralisch und staatsgefährlich. Die berühmte „Madame" Bohs, die erste Maria Stuart in Weimar, und damit der deutschen Bühne überhaupt, war in Wien die erste Lady Milford, deren Stel-

*) Vizedom=Stellvertreter, Reichsverweser ist ein im Mittelalter gebräuchlicher Rangstitel gewesen nnd nicht, wie oft behauptet wird, eine vage Erfindung des „hohen" Zensors.

lung als „Favoritin des Fürsten“ der moralinsaure Theaterzettel freilich verschwieg; „Madame“ Kober wein gab die Louise, Koch den Stadtmusikanten Miller, und Krüger den „Obergarderobemeister (!) v. Kalb“.

Erst im schönen tollen Jahre 1848 ward aus dem „Vizedom“ v. Walter ein Präsident und gleichzeitig bekannte sich der Major Ferdinand als dessen Sohn. Den Herrn „Ober-Garderobemeister“ von Kalb aber beförderte erst Laube und zwar im Jahre 1850 zum Hofmarschall, jedenfalls in gerechter Würdigung von dessen langjährigen Verdiensten um die deutsche Bühne. Daß Ferdinand ein volles Schwabenalter hindurch sich als „Neffe“ kümmerlich genug durchschlagen mußte, gab zu vielen Späßen und Witzen Anlaß, welche aber eine genaue Durchsicht der damaligen Bearbeitung nicht ganz bestätigt. Es geht da weder von einem „Onkelrecht“ das ein „weites Wort“ sein soll, die Rede, noch von einer Gegend in Ferdinands Herzen, „worin das Wort Onkel noch nie gehört worden ist“; die betreffenden Stellen erscheinen ganz einfach gestrichen, sonst aber ist die nicht Ovidische Verwandlung des Vaters in einen Onkel mit großer Gewissenhaftigkeit durchgeführt.

Dagegen dürfte — was seltsam anmuthet — H. v. Kalb dem bearbeitenden Zensor noch zu wenig gespreitzt vorgekommen sein, — er sagt nämlich nicht „guten Morgen“, sondern „bon jour!“ Aber im Gegensatze zum Schiller'schen Kalb durchkriecht der (oder das?) Zensor-Kalb, als er das Strumpfband der Prinzessin Amalia sucht, nicht den „ganzen Redoutensaal“, sondern bloß irgend einen gewöhnlichen „Saal“. Noch schwieriger ist es zu begreifen, weshalb dieser „Schmerzenssohn mit der Unze Gehirn“ seine Freunde nicht, wie bei Schiller: „mein Allervortrefflichster“, sondern justament mit dem merkwürdig klingenden „mein Allerwerthester“ ansprechen muß. — Bekanntlich behauptet Lady Milford gegen ihre „Kammerjungfer“ Sophie, sie habe „sechs Jahre hingeweint“ — der Bearbeiter fand jedoch, eine Lady könne im Laufe von „fünf Jahren“ genug geweint haben und änderte demgemäß. Daß die mächtige Szene mit dem alten „Kammerdiener des Fürsten (II./2!) wegblieb, (heutzutage wird sie und zwar ohne irgendwelche Streichung vorgeführt!) ist selbstverständlich, umsomehr als Schiller den Kammerdiener eine wahre Geschichte erzählen läßt, und die Begebenheiten am Hofe von Bayreuth, wo das Urbild der Lady Milford lebte und „wirkte“, noch lange nicht in so harmlose geschichtliche Fernen gerückt waren, wie zu unserer Zeit. Der gute Rath der Lady, Serenissimus möge „von einer britischen Fürstin Erbarmen gegen sein deutsches Volk lernen,“ bleibt ihr natürlich in der Feder. Ebenso untersteht sich der schuftige „Sekertare Wurm“ selbst im Augenblick, in welchem er mit dem ebenso schuftigen „Vizedom“ „Arm in Arm zum Blutgerüst und zur Hölle“ gehen will, doch nicht seinen Chef mit „dummer Bösewicht“ und „Bube“ oder gar mit „Kamerad“ anzusprechen und ihm auf die Schulter zu klopfen, wie Schiller vorgeschrieben hat. Eine gewisse Rangordnung muß ja doch wohl am Ende auch bestehen bleiben und es hieße ein schlechtes Beispiel geben, wenn man den Subalternen mit seinem Vorgesetzten ohneweiters so unverschämt-kollegial verkehren lassen würde!

In solcher Weise ist Schiller von der Wiener Zensur behandelt worden. Uns muthet das lächerlich, philisterhaft an und im leichtbegreiflichen Stolz auf die vorgeschrittene Zeit zucken wir mitleidig die Achseln: derlei ist heutzutage nicht möglich! — Und doch! — Der Beweis, daß die Zensur von Heute der Zensur von Gestern nur wenig nachgibt, läge nicht allzufern! Fast zu jeder Zensur„schlauheit“ von anno dazumal läßt sich ein Gegenstück in den Annalen der heutigen Theatergeschichte ausfindig machen. Wenn der „hohe Zensor“ dort vorschreibt, die Krieger der Jungfrau von Orléans müßten anstatt „Gott und die Jungfrau“: „Der Himmel und das Recht“ rufen, so fordert der Zensor hier, es müsse die übliche Grußformel frommer Christen nicht „Gelobt sei Jesus Christ“, sondern „Gelobt sei Gott im Himmel“ lauten. (Wildenbruch, das neue Gebot.) Streicht der hohe Zensor dort das „unschuldige Mädchen Bertha Verrina“ aus „Anstandsrücksichten“, so darf wohl der Zensor hier einen übrigens: unehelichen Sohn sans façon verschwinden lassen, umsomehr, wenn besagter Sohn einer Sängerin angehört. (Hofmannsthal, der Abenteurer und die Sängerin.) Verbietet der hohe Zensor dort das Wort „verflucht“, so ist es nur vernünftig, wenn der Zensor hier anstatt „Papst“: „Apostelfürst zu Rom“ gesagt haben will. (Wildenbruch's erwähntes Stück.) Ich sehe da ganz ab von krasseren Fällen, wie ich sie vor Kurzem in den Artikeln „Die wahre Schmach des Jahrhunderts“ angeführt habe. — Die dort erwähnten Beispiele genügen vollauf, meine Behauptung zu erhärten: die Zensur von Heute gibt der Zensur von Gestern nichts nach, ja übertrifft sie vielleicht noch an — nun, sagen wir „Schlauheit“. Wir haben es also gar nicht sonderlich nothwendig, über die Kleinlichkeit der litterarisch-künstlerischen Intentionen aus Großväterchens Tagen die Nase zu rümpfen.

Und das ist die trübe Moral von der lustigen Geschichte. Volker zu Alzey.

König.

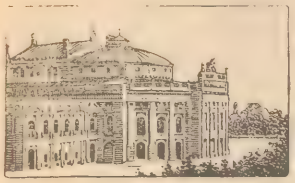
Ich will mit Blüthendiademen
Dich schmücken, meine Königin,
Und in mein fernes Reich Dich nehmen,
Wo ich der Herr und König bin.

Mein Volk soll Dir im Jubel singen,
Mein Volk soll Deine Schönheit seh'n,
Bei Flötenschall und Harfenklingen
Wirst Du die bunten Gassen geh'n.

Von meiner Liebe wachgerufen
Erstand ein abendrothes Schloss.
Ich selbst trag' Dich hinan die Stufen,
Wir wollen keinen Dienertross.

Dann — sind wir einsam und verlassen,
Allein wir Beide, Königin:
Dann kann ich erst das Glück erfassen,
Dass ich der Herr und König bin.

Schloss Weleslawin. Fr. W. v. Oestéren.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Burgtheater. Die nach langer Zeit wiederholte Aufführung des „Götz" hat neue Lorbeeren zu Baumeisters reichem Ruhmeskranze hinzugefügt. Der prächtige, bewunderungswürdige Greis, dessen einfaches, schlichtes Spiel eine herrliche Offenbarung wahrer Kunst ist, charakterisirte den in der Geschichte freilich nicht so ganz treuherzigen, biderben Ritter mit der eisernen Hand in einer Weise, die Geist und Herz eines jeden meistern muß, dem natürliches Gefühl nicht abhanden gekommen ist. Er weiß immer und überall den Ton zu treffen, der den Hörer gefangen nimmt und mächtig hinreißt. Seine Kunst, so unendlich schlicht sie auch ist, versagt nie. Und dies, denke ich, ist ein hervorragendes Kennzeichen echter Kunst. So war denn dieser Abend vom Anfang bis zum Ende ein Triumph Baumeister's. Kainz als Knappe Franz schwankte recht bedenklich zwischen Mortimer und Romeo und verwischte somit die vom Dichter gezogenen Linien dieses Charakters. Kainzens Franz ist nicht der kindliche Junge, dessen Herz beim ersten Ansturm der Verführung unterliegt, wie Goethe offenbar will, sondern ein an sich freilich sehr interessantes mixtum compositum von Mortimer und Romeo, wie schon bemerkt wurde. Die übrigen Darsteller fanden sich mit ihren Rollen so gut ab, als sie just konnten. Wir sind eben, besonders, was den „Götz" anbelangt, sehr verwöhnt. (Vgl. jene Aufführungen, bei denen Baumeister, Robert und die Wolter mitwirkten). Neuhaus.

Hofoper. Die mit so großer Spannung erwartete Aufführung der Offenbachiade „Hoffmann's Erzählungen" hat nur in Einzelheiten angesprochen, vielleicht weil bei den Mitwirkenden nicht Alles so klappte — wie es hätte klappen sollen. Ueber das Werk an und für sich ließe sich leicht eine eigene Studie schreiben, freilich müßte sodann der Löwenantheil nicht so sehr Offenbach, als vielmehr dem skurillen Kammergerichtsrath Hoffmann zufallen. Offenbach schlingt bloß die musikalischen Arabesken um die bizarren Spuckgestalten des Dichters, allerdings oft genug brillante, geniale Arabesken, die den Spuck noch graulicher machen, als es das unheimliche Kleeblatt Coppelius, Dappertutto und Mirakel in schlichter Prosa vermögen. Jedenfalls steht dieses Werk textlich, wie musikalisch über Allem, was Offenbach ansonst geschrieben hat und vielleicht auch noch geschrieben hätte. Es wird sich Gelegenheit finden, auf dieses Werk ausführlich zurückzukommen. — In Gluck's Orpheus und Eurydike zeigte sich ein Frl. Hermann (sie spielt auf Verpflichtung). Sie besitzt einen hübschen Alt von weichem Klang, der ab und zu ganz eigen schimmert und für intime Wirkungen unbezahlbar wäre, Für derlei ist aber die Hofoper zu weitläufig.

Als Eurydike zeichnete sich Fr. Elizza aus. Frl. Kittel gab den Eris „sehr nett", wie sich Freund Bahr ausdrücken würde! Das Dirigiren des Herrn Walter spottet jeder Beschreibung. — Die Swanilde in „Copellia" von Delibes gab einer jungen Französin, Frl. Yvonne Dethul, Gelegenheit zum Brilliren durch Anmuth, Feuer und körperliche Reize. P.

Deutsches Volkstheater. R. Jaffée's „Fastnacht", dessen Fabel einem Roman von Stratz entlehnt ist, zeigt ein paar wirksame Szenen, woran der Romançier vielleicht nicht viel weniger Antheil hat, als der Dramatiker. Die Moral des Stückes: weil du früher ein Haderlump gewesen bist, mußt du dich töten, damit deine Tochter das Wappenschild ihres Bräutigams durch ihren Namen nicht beflecke — so verlangt es die adelige Ehre, klingt spanisch und könnte ganz gut bei Calderon oder Lope de Vega vorkommen. Da ist die „Bajazzade" (!?) „Colombine" von Erich Korn schon weniger spitz in punkto Ehrbegriff. Die alte Geschichte vom trigonometrischen Verhältnis. Bajazzo, der arglose Gatte, Colombine, die nichtsnutzige Gattin und Harlekin, der schurkische Hausfreund. Colombine ist der Typus der Niedertracht in weiblicher Gestalt, wie dergleichen uns fast täglich in Zeitungsnotizen begegnet. Sie umgarnt den Bajazzo, einen guten Kerl und saugt ihn aus, recht wie eine Spinne die gefangene Fliege. Um ihren Ansprüchen an das Leben zu genügen, wird er zuerst Spieler aus Profession und zuletzt Kassendieb. Die Plauderhaftigkeit seiner Frau verräth ihm, daß er nebenbei noch ein Hahnrei ist. Er greift zum Revolver. Die hier einsetzende Pantomime — eine Versinnlichung der letzten Gedanken des Selbstmörders — symbolisirt in glücklicher Weise die drei aneinander geketteten Menschen, die mit dem vermummten Croupier, dem Tode, Hazard spielen. Bajazzo stirbt, Colombine bleibt natürlich leben, um nunmehr den Harlekin auszusaugen und ihn mit einem neuen Bajazzo zu betrügen. Das Stückchen hat hübsche Effekte und ist nett gearbeitet. Sein eigentlicher Werth beruht auf der feinen Symbolik.

Roland Hammer.

In der letzten Neuheit „Florio und Flavio, ein Schelmenstück und Liebesspiel" von F. v. Schönthan und F. Koppel-Ellfeld, kam uns Herr v. Bukovics zur Abwechslung einmal spanisch, d. h. mit einer mehr oder minder guten Bearbeitung des pikaresken Stückchens von Hurtado de Mendoza; vielleicht weil Schlenther ihm den Weg gewiesen hat. Mendoza ist in der spanischen Litteratur vor Allem in Folge seiner Prosa-Werke, zumal seiner ebenfalls „pikaresken" Novelle „Vida de Lazarillo de Tormes" (1554) von Bedeutung (als Begründer des „pikaresken Romans" und somit Vorläufer des Mateo Aleman [Guzman de Alfarache], Francisco de Quevedo [Gran Tacano], Le Sage [Gil Blas] und unseres Grimmelshausen [Simplizius Simplizissimus]). Er schildert picaros, d. h. Schelme, welches Wort in beiden Sprachen dieselbe gute und üble Bedeutung besitzt, Leute voll Muthwillen und Gaunerei, zugleich Spaßvögel und und Betrüger, die, wenn sie je einmal stolpern, so doch immer wie die Katzen auf „alle Viere" fallen. Zwei dieser Gattung, Florio und Flavio, springen einem reichen Hidalgo bei, der von Räubern überfallen wurde. Da ihnen dieser mittheilt, er erwarte seinen Eidam, gibt sich Florio für den Erharrten aus, indes Flavio dessen Bedienten darstellt. Zuletzt kommt natürlich der richtige Schwiegersohn und löst die entstandenen Verwicklungen. Das von Schönthan & Cie. „bearbeitete" (oft nicht zu Gunsten des Stückes) Schelmenspiel litt unter der Besetzung. Zumal Herr Tewele, der den Flavio mimte, war unverdaulich. Ich glaube nicht, daß Mendoza das Urbild dieses Eulenspiegel aus Halbasien entlehnt hat. Zu bemerken wäre noch (der Kuriosität wegen), daß Bahr über die Schelmerei des alten Spaniers ein gar grausam moralinsaures Gesicht zieht. „Man stelle sich", schreibt er „ein modernes Stück vor, das in unserer Zeit unter unseren Menschen spiele und in welchem die anständigen Leute gefoppt werden, ein Dieb aber Recht behälte — ob unser Publikum das ertragen könnte?" Achtung, Herr Bahr überwindet wieder etwas! Selbstverständlich kann er es jetzt als Realitätenbesitzer nicht so hingehen lassen, daß man „anständige Leute foppt". Welch' eine Frechheit, einem Dieb Recht behalten zu lassen — unserem Publikum gegenüber! Wird denn der Kecskemety nicht von Amtswegen verfolgt?! Also —! Ich weiß nicht, warum mir da die Geschichte (sie ist „nett", Herr Bahr!) von der alten Betschwester einfällt, die in ihrer Jugend eine — Nichtbetschwester war.

Stf.

Stadttheater. „Liselott", Lustspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Stobitzer. Der Schauplatz des Stückes ist der glänzende Hof Ludwig XIV. In diesem üppigen, im innersten Wesen kranken Hofleben erscheint Elisabeth Charlotte oder „Liselott", wie sie ihr Vater, der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, nannte, ehe sie dem Herzog von Orleans aus politischen Rücksichten angetraut wurde, als das

einzige an Geist und Gemüth gesunde Geschöpf. Sie ist empört über das Intriguenspiel der Höflinge, die Niedertracht, mit der man den König belügt und das Volk aussaugt. Der Hof seinerseits kann sich wieder mit dem schlichten, zuweilen sogar hausbackenen Wesen der deutschen Prinzessin, vor Allem aber mit ihrer Offenheit, ihrer strengen Wahrheitsliebe nicht befreunden. — Diese Kontraste hat Stobitzer etwas allzustark empfunden, und so kam es denn, daß er sie übertrieben herausgebildet. Mit der scharfen kritischen Sonde und den Augen des Historikers dürfte man seinen Gestalten nicht nahen, denn da würden sich die meisten als Zerrbilder der Originale entpuppen, als Menschen, an denen nichts historisch ist, als ihre Gewandung. Allein der Autor beschwichtigt uns durch eine recht geschickt geführte Handlung und einige gut herausgearbeitete Szenen. Zu letzteren gehört beispielsweise der ganze 3. Akt und die Schlußszene zwischen der „Liselott" und ihrem Gemahl. Wie viel der Wirkung er hier und an vielen anderen Stellen auf das Konto der ausgezeichneten Darstellerin der Hauptrolle, Frau Körner, zu setzen hat, wird er, der bei der Aufführung zugegen war, und nach jedem Akte mehrmals gerufen wurde, selbst zu beurtheilen wissen. Auch die anderen Darsteller, von denen insbesondere die Damen Faßer, Lanius und Sandrock, sowie die Herren Benke und Stöhr lobend hervorzuheben sind, gaben sich alle Mühe, dem Stück zu einem Erfolge zu verhelfen. Dieser blieb auch nicht aus und allem Anscheine nach dürfte sich das Lustspiel, in dem das Publikum ohne sonderliche geistige Anstrengung eine hübsche Ausstattung bewundern kann, längere Zeit auf dem Spielplane erhalten.

Karl M. Klob.

Josefstädter Theater. England zeigt seine Weltmacht; Inder, schottische Obersten-Uniformen, englische Fabrikanten, internationale Diseusen, Alles muß aufmarschieren, um die Gunst des p. t. Publikums zu gewinnen; Rudyard Stone, der Burleskendichter, kämpft mit starken Mitteln und schwachem Erfolg, genau wie seine Landsleute in Transvaal. Im Hosenkönig (es könnte ebensogut „Die heil. 3 Könige" oder „der Brillantenkönig" heißen; die schöne „Diseuse", „Chanteuse" etc. wenigstens legt viel mehr Gewicht auf die kostbaren Koh-i-noors des Rajah als auf die Hosen des Fabrikanten Dickson, — selbst seine sehr kurzen, aber romantisch-schottischen!) also in besagtem Stück wird nicht gespart mit Versteckenspiel, wildesten mit Mordlust gewürzten Eifersuchtsszenen, Verwechslungen, Verkleidungen — Männer in Weiber-, Weiber in Männerkleidern — und ähnlichen alten Tricks, die vielfach spaßhafte Situationen herbeiführen und was die Hauptsache ist: Fr. Kopácsi-Karczag als Bibiana Gelegenheit geben, in diversen Hosen und Röckchen ihre prächtige Gestalt zu zeigen, in mehr oder minder pikanten Kouplets und Situationen die liebenswürdige Anmuth ihres Spiels zu entwickeln. Die anderen Mitwirkenden wußten ihre stark aufgetragenen Rollen recht gut zu charakterisiren. Hr. Maran spielte wieder den verliebten alten Esel, den Hosenkönig, Herr Sachs seinen Rivalen in Liebe und Geschäft, den Cakeskönig, Herr Czagell den feurigen Rajah. Hr. Lechner brachte die Rolle des Theaterdirektors gut zur Geltung.

O. Landolt.

Künstlerhaus. Es ist eine gute Idee der Künstlergenossenschaft, uns wieder einmal die gesunde kräftige Kunst Defregger's vor Augen zu führen. Die Sammlung seiner Gemälde ist allerdings nicht komplett, aber wenn auch ein paar von den lieben, alten Bekannten fehlen, begrüßt man die anderen (Salontiroler, Zitherspieler 2c.) doch mit Freuden. Wenige haben es, wie Defregger verstanden, zu idealisiren und dabei doch so natürlich und urwüchsig zu bleiben. Seine Werke sind aber auch populär geworden, wie die Arien einer melodiösen Oper. Reproduktionen von ihnen sind bis in die kleinsten Gebirgsdörfer gedrungen. Manche der Gemälde erscheinen etwas verblaßt — übrigens liebt der Künstler auch matte, bräunliche Töne. Betreffs Kraft und Leidenschaft des Ausdrucks übertrifft die „Erstürmung des rothen Thurmes in München" alle übrigen Bilder. Das wilde Blitzen der Augen des Schmiedes von Kochel, das D'reinstürmen und Einrennen des Thores ist mit greifbarer Wahrheit dargestellt. Ergreifend ist auch „Der verwundete Jäger" besonders der erschreckte Ausdruck der schönen jungen Frau, die soeben ihr Jüngstes badet. Wohlthuende Munterkeit lacht aus den Gesichtern der heimkehrenden „Wallfahrer", besonders der beiden kleinen, dicken Kinder, die ein schönes Holzpferd mitbringen. Wie köstlich ist in der „verbotenen Jagd" der Ausdruck des alten Mannes, der zusieht, wie der verbrecherische Hund kriecht und sich windet. Und alle diese prächtigen Studienköpfe und Porträts, besonders Kinderbildnisse, an denen man sich nicht sattsehen kann! Interessant und doch wenig bekannt sind die kindlich naiven, einfachen Skizzen. — Von Defregger geht man wieder zur neueren Kunst, zur Herbstausstellung über. Die Säle II, VII, VIII, IX, X (Erdgeschoß) sind Kollektiv-Ausstellungen gewidmet. Diese haben den Vortheil,

daß man einen Ueberblick über das Schaffen der betreffenden Künstler gewinnt. Allerdings ließe sich gegen das in die Oeffentlichkeit treten mit Skizzen Manches einwenden, sie sind meistens nur ein Behelf, nichts Vollendetes, und sollen sich nur dann zeigen, wenn sie, wie bei Darnaut oder Pippich hohen künstlerischen Werth besitzen und Genuß bieten; Herr Epstein-Jehudo zum Beispiel hat nicht das Recht, uns seine euphemistisch genannten „Oelgemälde" in einem Stadium vorzuführen, wo die fingerdicken, schwarzen, rosa, gelben, lila Farbenpatzen noch durchaus nicht so am richtigen Fleck sitzen, um sich Porträt nennen zu können. Aus einigen seiner Landschaften und Zeichnungen ist allerdings Talent ersichtlich, warum sich aber dem Publikum in diesem saloppen, genial sein sollenden Künstlernegligé zeigen? Auch Hr. Joh. Nep. Geller haut über die Schnur, was Farbe betrifft, besonders schwelgt er gern in übertriebenem Blau. Sein Ehrgeiz, recht belebte Praterszenen zu machen, scheitert an der großen Menschenmenge, und in der Eile werden mitunter Karrikaturen aus den Menschen. Am besten sind ihm einige Studienköpfe und der „Stephansplatz" geglückt. — Gegen die überflüchtigen Produkte der beiden genannten Künstler thun die prächtigen Landschaften H. Darnaut's doppelt wohl. Von der kleinsten Skizze bis zum größten Gemälde ist hier Alles klar, echt, eingehend studirt und mit meisterhafter Sicherheit wiedergegeben. Besonders hervorzuheben ist der „Waldfrieden", „Schloßgraben", „Der wilde Schierling". Vor Allem gelingen ihm die mit zarten Blüthen übersäten Bäume, die feinen Töne einer weichen, feuchten Luft. Auch Pippich's Bilder und Skizzen sind klar, fein, ohne Uebertreibungen oder Verzerrungen. Dem Gruppenbilde von L. Koch, welches trotz des Bemühens, natürlich zu sein, doch nicht ganz der Gezwungenheit entgeht, sind seine einfach und gut charakterisirten Portätstudien vorzuziehen. Was Porträts betrifft, ist wieder Hans Temple am meisten vertreten, allerdings fast nur mit Skizzen von welchen das scharf beleuchtete Herrenbildnis im Kornfeld eine der besten ist. Sehr weich, mit viel Routine gemacht sind Ferrari's Frauenköpfe; einigen der anderrn Bildnisse kann man den Vorwurf der Manierheit einerseits, der Steifheit andererseits nicht ersparen. Ersteres gilt von P. Joanovits', Letzteres von Charles Wilda's, mehr noch von Hermine Munsch's Porträts. Von Schram's Bildern ist besonders der Jäger auf dem Anstand und das lebensvolle Bildchen „Volksbad in Rimini" hevorzuheben. Von Landschaften wären Zoff's Marinebilder, v. Wichera's Nachmittagssonne, A. H. Groß „Abend in der Villa d'Este, M. Arnsburg's „Frühling" lobend zu erwähnen. Auch an flott gemalten, liebenswürdigen Genrebildern ist kein Mangel. Hiezu zählen „Die Lieblinge" von Jungwirth, Hessl's Näherin, Zewy's Nazl. Egger-Lienz ist wieder mit einigen seiner derb und hart gezeichneten Bauernszenen und mit einem in der Beleuchtung recht wohlgerathenen Klostergang vertreten. Strathmann hat recht spaßhaft karrikirte Dorfmusikanten; daraus sollte er aber nicht schließen, daß er zum Madonnenmaler bernfen ist, das große Bild „Maria", fast nur ein byzantinischer Mantel, ebensolcher Heiligenschein, umgeben von stilisirten Sternblumen und Kastanienblättern, gleicht eher einem Tapetenmuster oder einer Riesen-Emaildose, als einer Heiligen. Wollte man es in einer Kirche aufhängen, so würde es die frommen Seelen vermuthlich mehr zu ungeziemender Heiterkeit, als zur Andacht anregen. — Hudeček verschont uns für diesmal mit seinen grasgrünen Nymphen, dafür will er uns durch den Augenschein überzeugen, daß im Sommer die Bäuerinnen, im Herbst die Kühe blaugrün anlaufen. — Unter den Stillleben ist eins der hervorragendsten Elia Ehrenberger's „Rosen"; das sind doch weiche Blüthenblätter und keine nichtssagenden Farbflecken, wie z. B. die Rosen von M. v. Viebahn. F. Zvěřina's Zeichnungen kann wohl niemand ohne Interesse ansehen, so scharf ausgeprägt ist seine Eigenart. Er ist ein Romantiker, der seine Phantastik in bizarren Formen und Verkrümmungen von Bäumen und Ruinen austobt. Seine Zeichnungen haben unbedingt etwas fesselnd Originelles. Köstlich sind auch die Affenkarrikaturen von Imre Simay. Zum Schluß möchte ich nur noch einiger Skulpturen gedenken. Es sind deren nicht viele ausgestellt, ein paar gute Porträtbüsten, 2 Engelsköpfe von A. Zinsler, deren Ausdruck aber mehr etwas Schusterbuben- als Engelhaftes hat; Breitner's sehr gut charakterisirte „Goralentype" und ein „Istrianische Landschaftslinien" betiteltes Relief von der geistreichen Bildhauerin Elsa v. Kalmár. Die Arbeit stellt 2 Aktstudien vor; der Vergleich der von der geraden nur wenig abweichenden Linien dieser beiden dürftigen Körper mit den sanft aufsteigenden Hügeln der istrianischen Küste ist ziemlich zutreffend.

O. Landolt.

Berliner Brief.

Fast in jeder Stadt, die über zehntausend Einwohner in ihren Mauern beherbergt, haben sich Freunde für die bildenden Künste gefunden. Diesen verdanken die unzähligen „Kunstvereine" ihr Dasein. Mit Kunst haben diese Vereine im allgemeinen wenig oder garnichts zu thun, wohl aber mit künstlerischem Dilettantismus. Hauptsächlich sind es die Damen, die dafür sorgen, daß die Wände der zwei oder drei Zimmer, die irgend ein Schulhaus oder ein staatliches Gebäude für den Sonntagvormittag gütig überlassen hatte, nicht kahl bleiben. Ab und zu verirrt sich wohl auch ein Werk von berufener Hand unter diesen Krimskrams. Also, ab und zu bekommen die Leutchen auch wirklich Kunstwerke als sonntäglichen Leckerbissen zu schauen. Die Damen, die selbst malen, haben etwas zum Lernen vor sich. Viel nützen wird das ja meistens nicht. Aber darum braucht man die Kunstvereine nicht gleich ganz und gar zu verwerfen. Ein spießbürgerliches Vergnügen! Gewiß! Die Leute haben ihre Freude daran, sich wöchentlich einmal als Kunstkenner und Sachverständige aufzuspielen.

Nicht gar so milde zu beurtheilen ist aber, wenn eine Künstlervereinigung in den Räumen des eigenen Hauses gegen Eintrittsgeld Bilder ausstellt, die vielleicht dem Kunstverein in Apolda, oder sonst wo Ehre machen würden. Im Berliner Künstlerhaus ist man es aber schon ziemlich gewöhnt, die Ausstellungen mit „Kitsch" zu verdünnen. Manchmal mehr, manchmal weniger. Das ist so die Regel. In der großen Kunstausstellung hängen ja auch neben einem guten Bild mindestens zehn schlechte. Zudem werden diese lieber gekauft. Blaue Fjords und blaues Mittelmeer, oberbayrische Bauern und feiste Mönche nach bekannten Mustern gemalt, bilden den Hauptgeschmack. Nicht zu vergessen die Gemälde, auf denen sich irgend eine blutrünstige Szene abspielt, die eine „Handlung" besitzen. Wie gesagt, auch im Künstlerhause geht die Kunst gewöhnlich nach Brot und zeigt Bilder, wie sie die Berliner Emporkömmlinge gerne in ihrer guten Stube über das Plüschsofa hängen. Gegenwärtig macht man eine erfreuliche Ausnahme von den sonstigen Gepflogenheiten. Die Berliner Künstlervereinigungen haben die Ausstellung mit ihren Schöpfungen bedacht, um so einen Ueberblick über das Berliner künstlerische Schaffen zu ermöglichen. Leider sind Skarbina, Leistikow und Liebermann nur spärlich vertreten. Gerade die, welche dem Berliner Kunstleben eine Richtung zu geben gewußt haben, wüssen wir entbehren. Es sind keine neuen Schöpfungen, sondern vielfach ältere Werke von Berliner Künstlern, die wir sehen, und zumeist besprochene.

Unbekannt waren mir zwei Sachen von A. Liedtke, zwei äußerst warmempfundene Hafenstimmungen in pastoser Manier. Ferner ein charakteristisches Porträt von H. L. Meyer, welches die Mutter Cäsar Fleischlen's darstellt. Müller-Münster's Bild „Zu Zweit" und einen Waldsee von Leistikow erinnere ich mich schon gesehen zu haben. Ebenso die „Sommernacht" von Hendrich, der mit seinen Hexentanzbildern zur Zeit eine Reise durch die illustrierten Familienblätter macht. Der Gesammteindruck der Ausstellung ist immerhin dazu angethan, einen Einblick in das Berliner Kunstleben zu schaffen. Das ist ein idealer Zweck. Zu bedauern ist nur, daß das Künstlerhaus ziemlich selten idealen Zwecken dient, obwohl es eigentlich dazu da ist. Oder sollte es nicht dazu da sein?

Einen anscheinend wirklich idealen Zwecke schien die Erscheinung eines neugegründeten Theaters entsprechen zu wollen, dessen Pforten sich diesen Monat zum Besuche öffneten. Freies Theater in Friedenau! Man denke sich Friedenau, in der Vorstadt, die zu erreichen man eine kleine Reise mit der Straßenbahn wagen muß, eine Reise, die unter den Betriebsverhältnissen der „Großen Elektrischen" gefährlich werden kann. Zudem ist Friedenau keiner von den eleganten Vororten. Gut bürgerliches Publikum, der mittlere Wohlstand haust in dem freundlichen Neste. Familien, die, wenn sie Geld für Theater anlegen, im Schiller- und Lessingtheater, im Berliner- oder Deutschen Theater die Zweimarkfünfzigplätze bevölkern.

Wollen sie Possen sehen, so haben sie in Friedenau eine kleine Bühne, die ihnen die Fahrt nach Berlin erspart. Was will also das freie Theater in Friedenau, zumal als es keine niedrigeren Preise hat als die großen Berliner Theater? Es muß unbedingt auf den Besuch der Großstädter selbst rechnen können, oder so reichlich begütert sein, um auch vor fünfzig—sechzig Zuschauern spielen zu können.

Voller Erwartung kam ich zur ersten Aufführung. Ein brennender Wagen der „Elektrischen" durchraste mit mir die langen, unendlichen Straßen, die sich an die Potzdamerstraße anschließen. Aus den Achsen quoll dicker übelriechender Rauch. Der Schaffner verstand es aber mit einigen Sandsäcken das Feuer zu beschränken, und der Wagenlenker meinte, wir würden noch wohlbehalten an Ort und Stelle kommen. Er sollte auch recht behalten. „Freies Theater" leuchtete es von dem Transparent mit der modernen Lilienumrahmung. Ein Saal von mäßiger Größe, mit einer Liebhaberbühne: so nimmt sich das Theater aus. Früher spielten hier Komiker und Volkssänger. Man rauchte und trank Bier. Nach den Vorstellungen wurde dem Tanze gehuldigt. Bürgermädchen drehten sich mit Bürgerjünglingen nach dem Rixdorfer. So etwa wie bei den Stettiner Sängern am Dönhofplatz. Jetzt stehen die Stühle in geraden Reihen und zwei Diener weisen dem Eintretenden feierlich den Platz an. Ich wurde durch die ganze Einrichtung etwas an das Münchner Schauspielhaus erinnert, das in den Zentralsälen mit ähnlichen einfachen Mitteln anfing eine Bühne ersten Ranges zu werden. Stücke wie „Fuhrmann Henschel", „Biberpelz" wirkten dort durch die Intimität des Hauses besser, als sie vielleicht bei noch besserer Darstellung in einem großen Theater je wirken können. Warum sollte in Friedenau nicht das nämliche möglich sein wie in München? Umsomehr als Namen wie Leo Berg, der als Dramaturg an dem freien Theater wirken soll, es erhoffen ließen. Man spielte nach einem Prolog Gogol's „Brautschau", eine Posse ohne den gewohnten beissenden Spott des russischen Satirikers, welche im breitem gutmüthigem Humor die Erlebnisse eines heiratslustigen Mädchens schildert. In dem Stücke hätten die Schauspieler ihr Können zu zeigen vermocht. Den die manchmal brutale Komik verlangt echte Künstler. Die Brautschau wird nur bei einer hervorragenden Darstellung gefallen können. Die Schauspieler zeigten ihr bestes „Wollen", vom „Können" blieben sie weit entfernt. Der Erfolg, den Münchner Schauspieler gerade auf der kleinen Bühne, gerade für den kleinen Zuschauerraum zu erzielen wußten, blieb völlig aus. Meine Erinnerung an das Schauspielhaus wurde rasch verscheucht. Ich hätte die sichere Ueberzeugung gewonnen, der Aufführung eines Liebhabertheaters beizuwohnen, wenn nicht die Eintrittskarte meine Geldbörse beträchtlich erleichtert hätte. Neben mir meinte ein Herr: Schade, daß man nicht rauchen darf. Eine bösere Kritik der künstlerischen Leistungen des freien Theaters kann man wohl nicht finden. Sie ist auch vielleicht zu böse, wenn man bedenkt, daß es der erste Abend war. Warum sollte die Leitung nicht zu der nämlichen Ansicht kommen, und für die Zukunft **Besseres bieten, oder — das Rauchen gestatten.**

Abgesehen von dieser verunglückten Theatervorstellung in Friedenau wurde in den Theatern der Hauptstadt selbst wenig Bemerkenswertheres geleistet. Ein „Lubliner" um dessen Erstaufführung sich das Lessingtheater keine Verdienste erworben hat, **war nicht ernst zu nehmen.**

Ebensowenig die von der Zensur freigegebene Theatermache „Coralie u. Co." Gerhard Hauptmann's „Rother Hahn", dessen Inhalt sich der Handlung des „Biberpelz" anschließen soll, wurde noch für einige Tage von der Leitung des Deutschen Theaters zurückgestellt. Die Hauptmanngemeinde muß sich noch gedulden. Ebenso die Sudermann'sche Anhängerschaft. Letztere wird wohl noch eine ziemlich Spanne Zeit zu warten haben, bis die neue „Schöpfung" über die Bretter gehen wird! Wie gesagt, die deutsche Kunst läßt auf sich harren. Das Heil kam aus den Osten. Aus Japan! Und zwar durch das Verdienst Loie Fullers, der Meisterin im Serpentintanze. Die Erfinderin des Flammentanzes eröffnete mit einer japanischen

Truppe vom kaiserlichen Hoftheater in Tokio ein mehrtägiges Gastspiel im Zentraltheater, in welchem sonst eine ganz tüchtige Operettengesellschaft gute Geschäfte macht. Die Sterne der Japaner, die ungefähr 30 Personen zählen, sind das Ehepaar Kawakami und Sada Yacco, „die japanische Duse." Diesen Ehrentitel hat die Künstlerin von der Pariser Weltausstellung mitgebracht.

Die Japaner brachten zwei Dramen. Das eine spielt im 16. Jahrhundert und scheint auch von einem alten Dichter zu stammen. Auch das zweite dürfte den Kostümen nach zu schließen, nicht der Neuzeit angehören. Beide behandeln das Thema von der „Liebe". Es werden von den Ostasiaten keineswegs neue Momente gebracht. Das Drama „Die Geisha und der Ritter" behandeln den Stoff der Kameliendame, übertragen in japanisches Kolorit. Es ist gut, daß der Theaterzettel den Inhalt wiedergibt. Denn abgesehen davon, daß die unverstandene fremde Sprache, die übrigens auf der Bühne sehr klangvoll und weich wirkt, das Verständnis sehr erschwert, glaube ich, daß die Handlung zu lückenhaft und zu flüchtig aufgebaut ist.

Auch in „Kesa" ist nur ein volles Verstehen durch die gebotene Inhaltsangabe möglich. Ein junger Ritter, Morito, findet im Gebirge die Mutter Kesa's, die mit ihrer Zofe von Räubern entführt wurde. Die Mutter haben die Banditen verwundet zurückgelassen. Morito verfolgt sie und entreißt ihnen die beiden Mädchen, für welche That er die Hand Kesa's erhalten soll. Er zieht aber weiter auf Abenteuer aus. Dies scheinen altjapanische Sitten zu verlangen. Als er nach drei Jahren zurückkehrt, findet er Kesa verheiratet, droht die Mutter zu töten, wird aber von seiner ehemaligen Verlobten daran verhindert. Kesa verspricht seine Frau zu werden, falls er Watabane, ihren Mann tödtet. Sie macht ihm Gelegenheit dazu. Doch sie selbst legt sich auf das Lager Watabanes und erleidet den Tod statt seiner mit dem „Harakiri".

Die Stücke an und für sich bieten also nichts Neues. Die Darstellung dagegen ist eine durchaus fremdartige. Nicht nur, daß eine überaus einfache, barbarische Musik die Dramen begleitet, und die Hauptmomente mit derben Saitenklängen markiert, auch die Künstler in ihren alten kostbaren Kostümen haben ein eigenartiges Spiel. Sie stilisiren ebenso die Bewegungen, wie die bildenden Künstler Japans. Dabei entwickeln sie wieder wie jene einen Naturalismus, der bis in die kleinsten Einzelnheiten durchgearbeitet ist. Welche Leidenschaft entwickelt trotz der gekünstelten Bewegung, die uns oft unglaublich erscheinen, Sada Yacco als Geisha, die den Geliebten verfolgt. Auch ihr Gatte bietet als Morito eine Leistung von manchmal geradezu abstoßendem Naturalismus. Dabei zeigen die kleinen gelben Menschen eine Körpergewandheit, wie wir sie nur von Berufsturner gewohnt sind. Ob Sada Yacco mit der Duse verglichen werden kann, ist und bleibt ja eine offene Frage. Aber eines steht fest: sie ist eine empfindende Künstlerin, trotz aller der uns fremden Bühnengewohnheiten.

Einen Zwischenakt füllen die Künste Loïe Fuller's. Das sind eigentlich keine Serpentintänze mehr. Wenigstens nicht solche, wie wir sie bisher gesehen haben. Farbenorgien, unbeschreibbar in ihrer Pracht, schimmernd in Wollust von Gluten, das sind die neuen Tänze der Künstlerin.

Geradezu armselig dagegen müssen die Ausstattungsstücke erscheinen, mit denen die Spezialitätenbühnen Berlin beglücken. Ebenso armselig die Darbietungen der Uebervariété's. Da findet man keine Gluthen mehr. Sie sind längst erloschen, die paar Funken, die Wolzogen's geübte Hand aus einer todten Asche zu holen verstand. Und trotzdem Ueberbrettel an Ueberbrettel! Sezessionstheater, Schall und Rauch, Gm. Reicher's Künstlerabend, Orpheumtheater und in ein paar Tagen dann noch Trianontheater und Buntes-Theater! Am Sezessionstheater zeigt sich ein wirklicher deutscher Dichter, der noch nicht verhungert ist! Detlev von Liliencron! So etwas Seltenes sieht man schließlich nicht so leicht wieder. Am Trianontheater wird Herr O. J. Birnbaum als Aushängeschild Gäste zu locken versuchen, und in der Koepenickerstraße wird der Ueberbrettelbaron selbst mit einem Schwank von Thoma

„Die Medaille", den man am Münchner Residenztheater gab, ein eigenes Uebertheater eröffnen. Mögen die kommenden Uebervariété's Besseres bieten, wie die bestehenden. Es scheint, als ob wir Deutschen nicht gemacht wären für die fröhliche Kunst des Kabarets. Der Witz geht schon ganz bedenklich aus, und was bleibt zurück . . . . . nicht einmal ein kleines Stück Poesie. Neues, Neues, immer wieder Neues wollte man bringen, man wollte das Variété veredeln, man wollte Uebermenschen züchten, Uebertheater, Höhenkabarets gründen zum Wohl der deutschen Nation, man wollte von den fleischfarbenen Trikots des Tingl-Tangel's fliehen und — was hat man erreicht? . . . .

Ich denke an eine kleine Fabel: einige Salamander wollten nicht mehr im Schlamme atmen. Sie setzten sich auf einen, aus dem Wasser ragenden Ziegelstein und verachteten ihre Brüder in dem Moraste. Sie zogen sich die Vatermörder und die Gamaschen ihrer Großväter an und glaubten sie würden das erlösende Wort zu sprechen haben. So dachten sie aber nur. Denn als sie eine zeitlang auf ihrer schwindelnden Höhe verweilten, da fehlte es ihnen an . . . Morast. Sie schnappten ganz elendiglich darnach. Dann sprang einer nach dem andern zurück in den Schlamm und fühlte sich wohl. . . . . Ich glaube, die „Ueberbrettels" stehen jetzt in der Zeit, wo sie zu schnappen beginnen.

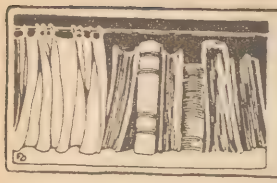
Berlin, Ende November 1901. W. Schöller.

Bremer Stadttheater. Der 14. November brachte zwei Premièren, „Ihr Gott" von Lu Vollbehr und „Der blaue Stein", Parabel in 1 Akt von Paul Alexander. Ersteres Stück behandelt ein nicht ganz unbekanntes Motiv: ein Bildhauer Namens Rüdiger produzirt ein Meisterwerk, eine Titanengruppe, angeregt durch seine künstlerisch fein empfindende Frau, er versimpelt dann aber im gesellschaftlichen Treiben, bringt nur noch Nippsachen und dergleichen Kleinigkeiten hervor, und als er dann wieder einen großen Auftrag bekommt, der ihn mit hoher Freude erfüllt, nicht des materiellen Gewinnes halber, den er daraus zu ziehen hofft, (er lebt in guten Verhältnissen), sondern des starken Antriebes wegen, den er für ein neues Schaffen in großem Stile nun endlich gewonnen zu haben glaubt, da entdeckt er seine innere Leere. Anfangs glaubt er sein Unvermögen darauf schieben zu dürfen, daß der Auftrag gewisse Bedingungen festsetzt, an die er sich bei seiner Komposition zu halten habe; als aber ein neuer Auftrag für ihn kommt, der auf derlei Bedingungen verzichtet, und er nun auch noch nichts Rechtes zu machen weiß, sieht er seinen geistigen Bankerott vor Augen. Man erfährt mittlerweile, daß sein Vater dem Trunke und dem Spiel sehr ergeben war und eines frühen Morgens tot in einem Graben gefunden wurde, und daß ein bekannter sehr thätiger Arzt durch einen Revolverschuß seinem Leben ein Ziel gesetzt, als er erkannt hatte, daß er in einem halben Jahre unfehlbar blind sein würde. Ein Revolver wurde schon zu Anfang des Stückes von seiner Tante auf Rüdiger's Tische gefunden, dem Spiel und Trunke ist er gegen Ende des Stückes auch schon ergeben, und so scheint zu einem Selbstmorde aus Ekel vor dem Leben alles auf's glücklichste vorbereitet zu sein. Aber es kommt anders, und in diesem Andern geht der Autor einen ganz neuen, selbst gebahnten Weg. Rüdiger denkt gar nicht daran, sich zu erschießen. Der Ruhm seines einen großen Werkes wird seine neuen, mittelmäßigen Sachen noch eine gute Weile über Wasser halten, und wenn nicht, na dann nicht, überhaupt, wozu eigentlich diese ganz dumme Abquälerei mit der Kunst, „nöthig" hat er's doch Gott sei Dank nicht, wozu sich also unnütz das Leben sauer machen! Die Wendung ist so übel nicht, wenigstens scheint sie natürlich zu sein — von Donizetti erzählt Heine, daß er die letzten Tage seines Lebens als ein trauriges Bild des Blödsinnes dagesessen habe, in Frack und Orden und Zylinder, ohne im mindesten daran zu denken, sich seiner geistigen Stumpfheit wegen zu erschießen, und Donizetti war doch gewiß ein großer Künstler —:

nur verliert jetzt das Vorhergegangene vom dramatischen Standpunkte aus betrachtet alle Bedeutung; auf genialen Selbstmord war alles breit angelegt und weitaus vorbereitet worden, und auf simple Spießbürgerei läuft es nun hinaus. Dem zu wehren und einen respektablen Schluß herbeizuführen, ist nun Rüdigers Frau berufen, und mit der Kreirung dieser Gestalt bietet der Autor das eigentlich Neue. Therese hat ihren Mann nur seines Künstlerthums wegen geheirathet, der Künstler in ihm ist es, den sie liebt, den sie anbetet, den sie „ihren Gott" nennt. Sie hat einen feinen künstlerischen Sinn und ihrem Mann an seinem großen Werk geholfen — was des Näheren darunter zu verstehen ist, erfährt man freilich nicht. Wie sich außerhalb dieses künstlerischen Verhältnisses das eheliche Leben zwischen den Beiden gestaltet, erfährt man auch nicht. Hier zeigt das Stück unverkennbare Lücken. Sie ist es nun, die ihren Mann, d. h. den Künstler, ihren Gott, nicht will verkommen sehen, die deshalb den mittelmäßigen Entwurf zu seinem neuen Werk zerschmettert und ihn selbst, da er die Trümmer auflieſt, um sie wieder zusammenzuleimen, einfach totschießt. Mit den Worten: „Nun wirst du ewig leben," kniet sie an der Leiche ihres Mannes nieder, dann richtet sie die Waffe gegen sich selbst. — Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser Frauencharakter lebenswahr ist, (mir kommt er schrecklich unwahr vor), so ist doch vom dramatischen Standpunkte aus gegen ihn einzuwenden, daß durch ihn ein ganz neues und unerwartetes Motiv in die Geschichte hineinkommt und ohne alle oder wenigstens genügende Vorbereitung den Schluß herbeiführt, dabei wieder die langen Vorbereitungen, die auf den Selbstmord Rüdiger's hindeuteten, zu mäßigem Unterhaltungsstoff ohne alle Bedeutung herabsetzend, der jetzt nur so vor Langerweile ins Stück gekommen zu sein scheint. Von einigen sonstigen Mängeln abgesehen — so z. B. war es befremdend und unmotivirt, daß Frau Rüdiger und Dr. Brechner allein blieben, während die ganze übrige Gesellschaft sich entfernte, der Name Konrad Ferdinand Meyer fiel, ohne daß man sah, was er bedeuten sollte und was dergleichen Einzelheiten mehr waren — läßt die Ausführung des Ganzen schon eine ziemlich sichere Hand erkennen, der Aufbau läßt sonst wenig zu wünschen übrig, aber an der Verquikung zweier gänzlich verschiedener Motive, mit der unglücklichen Schlußgebung, die nach der Absicht des Autors vielleicht das Besondere sein sollte, scheitert das Stück. — Die Darsteller leisteten allgemein Gutes, insbesondere scheint Herr Mischke sich immer mehr zu einem bedeutenden Bühnenvirtuosen entwickeln zu wollen; sein Bildhauer Rüdiger war sehr durchdacht und höchst interessant, sowohl in den größeren Zügen, als auch in den feineren Nuanzirungen; Haltung, Geste, Miene, Tonfall, alles an dem Darsteller hatte Sinn und Bedeutung.

„Der blaue Stein" soll eine Satire sein auf das herrschende Vorurtheil, doch tritt die Absicht des Dichters, das eigentlich Parabolische, zu wenig hervor, und so wirkt das Ganze mehr als ein lustiger Schwank, denn als eine Satyre oder Parabel; nur an einer Stelle wird die Absicht des Dichters völlig deutlich, da nämlich, wo der Bräutigam seine Braut verläßt, da sie mit ihm zu tief ins Wasser gegangen ist. „Wenn du mich verlässest, so wollen die Leute nichts mehr von mir wissen," sagt die Braut; „und wenn ich dich nicht verlasse," erwiedert er, „so wollen die Leute von mir nichts mehr wissen." Aber gerade dieses Vorurtheil, das einzige, welches der Verfasser als Deutung des „blauen Steins", des selbst geschaffenen und hochverehrten Hindernisses, klar zu erkennen gibt, besteht doch schon eigentlich nicht mehr; im Uebrigen bleibt das Parabolische, wie gesagt, ziemlich unerkennbar — was nach der „guten, alten Dramaturgie" den Vortheil hat, daß der Zuschauer mittelst seiner „nachschaffenden Phantasie" sich alles und jedes darunter vorstellen kann, wie es ihm gerade genehm ist. In dramatischer Hinsicht arbeitet das Stück mit ziemlich abgebrauchten Mitteln, doch werden dieselben nicht eben ungeschickt gehandhabt. — Aus dem „schlauen Bürger" wußte Herr Arndt eine sehr ergötzliche komische Figur zu schaffen.

Bremen. Henri Gartelmann.



Bücher-schau:

Liebe. Von M. E. delle Grazie, Leipzig, Breitkopf und Härtel 1902.

Es ist unendlich viel über die Welten bewegende Leidenschaft geschrieben worden. Weniges aber, das so fesselnd, so hinreißend wäre, wie delle Grazie's neuestes Buch: „Liebe". Zwar sind diese Erzählungen nur flüchtig der sonnigen, hauptsächlich aber der düstern Seite, dem Dämon, nicht dem Engel der Liebe gewidmet; aber ein so warmes Leben pulsirt in diesen Zeilen, daß man mit fortgerissen wird, und unwillkürlich pocht das Herz des Lesers mit dem der Helden und Heldinnen, weint und lacht man mit ihnen. Die geniale Dichterin beleuchtet die tiefsten Winkel der Menschenseele, weiß die Vorgänge in dieser mit vollendeter Meisterschaft zu schildern, von der Sinnengluth der Naturkinder an bis zum feinsten, subtilsten Empfinden des Idealmenschen, bis ins dämmernde halbbewußte Traumgefühl hinein. Und sie verstärkt den Eindruck noch mächtig durch Beschreibungen von Tönen, Düften, Beleuchtungen, der ganzen Stimmung in der Natur, in der uns umgebenden Außenwelt, die sie mit ein paar Worten, mit treffenden, geistvollen Vergleichen fühlbar vor unsere Sinne zaubert. Dabei die Schönheit der Sprache, die dramatische, knappe Handlung Schlag auf Schlag, und die Alles verklärende Poesie! Am besten gelingt ihr die Charakteristik der heißblütigen, impulsiven Menschen, wie sie im „Volkslied" und „Ihre Sünde" vorkommen. Diese beiden Novellen sind vielleicht die packendsten der Sammlung. Doch in allen zeigt sich das so seltene Gleichgewicht zwischen Geist, Gefühl und edler Form, die einen Dreiklang von vollendet harmonischer Wirkung bilden, wie die ungewöhnliche Ausdrucksfähigkeit, die Gluth der Empfindung, welche M. E. delle Grazie zu einer der bedeutendsten Erscheinungen in der Dichterwelt stempeln.

Olga Stauf von der March.

Heinrich von Schullern. Die Aerzte. (Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt).

Heinrich von Schullern, der emsige und unerschrockene Schriftsteller, veröffentlicht soeben einen 410 Seiten starken Roman: „Die Aerzte", ein ernstes und tief durchdachtes Werk. Nicht der einzelne Mensch, der Aerztestand selbst ist der Held des Romanes. Die Unvernunft der Menschen, die Unzulänglichkeit der Wissenschaft, der unlautere Wettbewerb der ärztlichen Berufsgenossen, die ihre Thätigkeit vornehmlich als Geschäft auffassen, all' die täglichen Widrigkeiten und Hindernisse, mit denen ein junger Arzt zu kämpfen hat, all' seine Enttäuschungen sind mit ruhiger Sachlichkeit und in künstlerischer Vollendung dargestellt. Jede Zeile des Buches erzählt, daß der Dichter Miterlebtes und Mitempfundenes schildert und doch liefert auch jede Zeile Beweis dafür, daß die Feder des Verfassers nicht von Leidenschaft und Vorurtheil, sondern von sachlichem Ernst geleitet wird. Der Roman, der zwar vor Allem den Leidensgang eines jungen, edel angelegten Arztes schildert, führt uns eine ganze Reihe seiner Standesgenossen vor, die treu und sorgfältig wie Porträte nach dem Leben gezeichnet sind. Doch ist das Buch nicht einseitig; die Welt, wie sie sich dem Arzte darstellt, ist Gegenstand des Werkes. Unzählige Gestalten, jede lebenswahr und bedeutend in ihrer Art, treten vor uns auf: treuherzige oder protzige Bauern, gefallsüchtige Frauen, die krank werden, wenn sie vom Arzte geliebt sein wollen, elende Arbeiter u. s. w. All' diese Leute mit ihren Vorzügen und zahlreichen Schwächen leben und athmen. Schullern hat ein scharfes Auge, klar und deutlich sieht er die Mängel seiner Mitmenschen, seiner Standesgenossen, seiner Zeit und so liest sich sein Roman vielfach wie eine Satire. Und doch ist gerade der so ganz und gar nicht satirische Schluß bezeichnend für die Art des Dichters. Walter Hellmann, der edle Arzt, zieht sich von seinem Berufe zurück, weil er nur Arzt, nicht aber auch Geschäftsmann sein kann und doch wählt sein Sohn trotz aller Belehrungen über die Widerwärtigkeiten des Aerztestandes, wieder denselben Lebensberuf — der Edelsinn im Menschen ist eben nicht umzubringen! So schließt dieses herbe Buch von der Niedrigkeit und Kleinlichkeit des Menschen mit einem tiefen Einblick in sein gutes Herz. Sachkenntniß und Dichterkraft zeichnen die neueste Schöpfung Heinrich von Schullern's aus, von dem die deutsche Kunst noch manche schöne Gabe erwartet.

Hans Weber-Lutkow.

Das Sutta Nipâta. Eine Sammlung von Gesprächen, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört; aus der englischen Uebersetzung von Professor v. Fauzböll in Kopenhagen, ins Deutsche übertragen von Dr. Pfungst. Straßburg, Trübner. 80 S. 8°.

Das Sutta-Nipâta ist eines der herrlichsten Denkmäler des Buddhismus. Daher ist es ein großes Verdienst des Herrn Dr. Pfungst, es dem deutschen Publikum in einer musterhaften Uebersetzung zugänglich zu machen. Er betont in der Vorrede, daß er diese „Sammlung wohlgesprochener Reden" (Sutta Nipâta) für ein Werk halte, das klassisch genannt zu werden verdient, klassisch wie das Buch Hiob, wie Koheleth, wie die Odyssee, wie Hamlet. „Denn, ich glaube nicht", sagt er, „daß diese Werke mehr Größe in sich tragen, wie jene einfachen Strophen des Dhaniyasutta, des Mettasutta, des Selasutta u. A. m. Wir möchten den Wunsch äußern, der Uebersetzer möge, wenn er die noch ausstehenden Theile dem Publikum vorlegt, lieber die Sanskritbezeichnungen (Nirwâna, Bikshu u. s. w.) statt der des Pali anwenden.

Arcachon. Dr. Grävell.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nummer 272. Die Arbeit und ihre Stellung in der menschlichen Wirthschaft. Von Dr. Franz Freiherrn von Myrbach.

Der Verfasser hat sich's ziemlich leicht gemacht. Mit seiner Erklärung, was Arbeit ist und mit seinen historischen Ausführungen über die Entstehung derselben kann man sich noch trotz der etwas saloppen Sprache einverstanden erklären, ausgenommen etwa folgenden Satz: „Und auch eines beschämenden Gefühles können wir uns nicht entschlagen, das ist das Bewußtsein, daß nicht freiwilliges, einträchtiges, auf gegenseitiger Fürsorge beruhendes Zusammenwirken all' das Große geschaffen hat, sondern daß wir es vorwiegend dem Walten des Eigennutzes und zwingender Noth zu verdanken haben." Ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß die „zwingende" Noth ja nicht unsere Schande, und Eigennutz in richtiger Weise nach Stirner und Nietzsche ein köstliches Ding ist. Ueberhaupt: Das Heftchen birgt eine Masse Phrasen. Damit wird die Sozialdemokratie nicht totgeschlagen werden. An einem andern Orte spricht der Verfasser davon, daß „bei allen auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern die Arbeit als eine des freien Mannes unwürdige Beschäftigung angesehen wird." Bei den Sportgigerln, Beamten- und Geldbaronen auch. Soll da auch auf deren Kulturstufe zurückgeschlossen werden? Uebrigens ist diese Behauptung nicht ganz richtig. „Die" Arbeit schlechtweg hat nicht geschändet, dem freien Manne war eben andere Arbeit vorbehalten. „Das Nichtsthun erscheint verächtlich," Phrase. Was sagt John Henry Mackay? „Es ist nicht wahr, daß die Arbeit ein Vergnügen ist." Aber davon sagt Baron Myrbach nichts, ebenso nicht von der Pflicht zur Arbeit. Auch die Behauptung, daß „ausführende Arbeit keineswegs zu ökonomischen Ergebnissen in Beziehung gesetzt werden kann," ist sehr anfechtbar. Und das soll wahrscheinlich witzig sein, daß bemerkt wird, daß „der große (??) Bauer" zum „Grundbesitzer" geworden, der oft vom Gutsbesitzer kaum mehr zu unterscheiden ist; ein größerer Handwerker, der mehrere Gehilfen beschäftigt, nennt sich Fabrikant, der Greißler heißt jetzt „Gemischtwarenhändler", der gemeine (!!!) Soldat wird mit Sie, die Kellnerin als „Fräulein", der Amtsdiener als „Herr" angesprochen . . ." Zum Teufel, Herr, das paßt Ihnen wohl nicht? Und sind doch Selbstverständlichkeiten. Na, ich hätte auf diese „Arbeit" meine „Arbeit" nicht verwendet, wenn der Herr Herausgeber mich nicht ersucht und gemahnt hätte . . .

Iglau. Josef Trübswasser.

Im Menschenbrodem. Von M. v. Eckensteen (E. Pierson, Dresden und Leipzig).

Eine Reihe von Novelletten und Skizzen, in denen der Autor originelle, hauptsächlich dem Liebesleben entnommene Stoffe in interessanter Weise behandelt. Obenan steht „Die stille Anke" mit Norwegen zum Schauplatze. Der Stil ist mitunter dilettantisch. Speziell die Humoreske „Heiratspläne" ist ist das Eldorado von „hatte". Nur ein Beispiel: „Er war nun schon einige Male auf Schloß Seefeld gewesen, hatte einige kurze, geschäftliche Auseinandersetzungen in einer dunklen, grünverhangenen Bibliothek mit Fräulein Theodolinde gehabt und hatte mit wachsendem Wohlbehagen sich überzeugt, daß Frau Fama nicht zuviel gesagt hatte — —" Die Lektüre des wohlfeilen Buches (Preis 1 Mark) ist anzuempfehlen.

Olmütz. Othmar Kleinschmied.

Jugend-Ernte. Von Max Prels. (Verlag Jung, Deutschland, Eberswalde-Berlin und Leipzig).

Auf der ersten Seite dieses Gedichtbuches blinkt uns eine Widmung entgegen, in welcher der Verfasser kundgibt, daß er diese Lieder seiner Mutter und seinem „Blonderl", Mizzi Jahn, zueigne. Der erste Untertitel („Und immer die Liebe") verspricht, daß es in dem Buche fast nur von Liebe

singen und klingen werde. Aber in der Befürchtung, welche diese Umstände, vor Allem die persönliche Widmung, in uns rege werden läßt, daß nämlich diese Gedichte ein allzu subjektives Gepräge tragen werden, sehen wir uns angenehm getäuscht. Wir finden einiges Persönliche, auch hie und da etwas Konventionelles in Prels' Lyrik, im Ganzen zeigt sie aber ein starkes Empfinden, das nach eigenartigem Ausdrucke strebt. Eines der gelungensten Lieder dieser Art ist „Heidengebet", wogegen sich Gedichte erzählenden Charakters, wie „Lumpenlied" und „Von einer Verlorenen", durch knappe Form und scharfe, sympathische Pointen auszeichnen. Wir begrüßen in Prels einen vom Drang nach Hohem erfaßten Lyriker und wollen abwarten, welche Ernte ihm die Manneszeit bringt, nachdem sich der „Werdedrang" in ihm beruhigt hat, von dem er jetzt singt:

Es singt und weint ein Lied in mir
Und will zu Worte kommen,
Ein fernes Feuer glüht in mir,
Es ist ein Licht erglommen.

Das ist wie tiefe Werdelust,
Wie sonnenbanges Sehnen,
Das wettert, kämpft in meiner Brust
Wild wie verhalt'ne Thränen.

Wien. Karl M. Klob.

Allerhand Leichenreden. Pastor X in Wien am Grabe des im Duell gefallenen Lieutenants Soyka (die Forderung erfolgte auf Grund eines „Verhältnisses" des Lieutenants zur Frau seines Freundes): „Die Vertheidigung der Ehre hat nicht nur eine Berechtigung, sondern ist die Pflicht eines Jeden, besonders eines Offiziers. Bezüglich der Art der Vertheidigung ist zwischen den Ansichten ein wesentlicher Unterschied. Ich als Diener der Kirche stelle mich unbedingt auf den Standpunkt der göttlichen Offenbarung, die uns sagt: „So viel an Euch ist, so haltet mit allen Menschen Frieden" und berufe mich auf die Worte, die einst Martha zu Jesus sprach: Herr! wärest du hier gewesen — mein Bruder wäre nicht gestorben!" — Pastor Y in Insterburg am Grabe des im Duell gefallenen Ober-Lieutenants Blaskowitz (die Forderung erfolgte auf Grund einiger Ohrfeigen, die der Lieutenant im volltrunkenen Zustande einem Kameraden verabreichte): „Unsere Klage wird zur Anklage. Anklage erhebe ich als Diener des Herrn aller Herren gegen den Geist der Zuchtlosigkeit, gegen den unwürdigen Bau lange veralteter mittelalterlicher Verurtheilung und falscher Rechtsanschauung, gegen das gleißende Gewand einer Ehrenpflicht." — — Preisfrage: wer von den beiden Herren Pastoren gefällt Ihnen besser? Meinem Geschmack entspricht der Letztere, selbst wenn ich die beiderseitigen Gründe zum Zweikampfe gegen einander abwäge. In merito haben beide gleich Unrecht. Wenn man die Frau seines Freundes verführt, so ist man ebenso wenig würdig Offizier zu sein (vom ehrenhaften Menschen ganz zu schweigen), als wenn man sich bis zur Bewußtlosigkeit besäuft. Daran kann weder der Wunsch der besorgten Martha etwas ändern, noch trägt das Mittelalter deshalb eine Schuld. Bedauernswerth ist bei Allem nur der Oberlieutenant Hildebrandt, der wegen des Verbrechens „des Zweikampfes mit tötlichem Ausgange" zu 2 Jahren Festung verurtheilt wurde. Ein Opfer seiner kameradschaftlichen Hilfsbereitschaft und zugleich einer verdrehten Gesetzgebung. Er hätte den Betrunkenen liegen lassen oder doch dem Herrn „Kameraden" nur ein Tropfen Bluts für die Ohrfeigen abzapfen sollen, um der hochbelobten „Ehre" genug zu thun.

Volker.

Parteigetriebe. Gelegentlich des Dringlichkeitsantrages betreffend das Ansiedeln französischer Kongregationen in Oesterreich hat der Jungtschechenklub einen Beschluß gefaßt, der so recht einerseits den stinkenden Sumpf der politischen Parteien überhaupt charakterisirt andererseits aber für die unglaublich seichte und schnodderige Auffassung parteipolitischer Grundsätze von Seite der Jungtschechen zeugt. Ein Theil der Klubisten nämlich sprach sich gegen die Unterstützung der Dringlichkeit aus, „da man sonst die Geschäfte der Alldeutschen betreibe," der andere verfocht die Ansicht, daß die Partei der Jungtschechen als freisinnige Partei die Verpflichtung habe, für solch' einen Antrag einzutreten. Bei der Abstimmung fiel der Antrag auf Unterstützung der Dringlichkeit mit einer Stimme Mehrheit. Es scheint aber

doch, daß den großen „Hussiten" vor dem Herrn das Gewissen schlug, denn sie nahmen dann den Vermittlungsvorschlag des aus den Badeni-Tagen so rühmlichst bekannten Abgeordneten Kramař an, der da auf Zuweisung des Antrages ohne Debatte an den Ausschuß lautete. Dies geschah, wie ausdrücklich im Klubberichte stand, „um die Stellung der Jungtschechen als freisinnige Partei im Ausschusse zu markiren." Also bis zur Markirung sind diese freisinnigen Helden gekommen, d. h. vom Wienerischen ins Schriftdeutsche übersetzt: bis zur Täuschung, zum Betruge der Oeffentlichkeit. Wenigstens sind sie so aufrichtig, einzugestehen, was alle Welt schon vor Jahren gewußt hat: daß die neuzeitlichen Hussiten ochsenmäulige Phrasen-Drescher und im Brustton der Ueberzeugung redende Tartüffes sind.

Der Karsthans.

Berliner Volkslyrik. Schier unerschöpflich ist die Berliner Volksseele an Aeußerungen gottbegnadeten Talentes auf dem Gebiete der Kunst. Noch ist das Titanische:

„Im Grunewald, im Grunewald
Ist Holzauktion, ist Holzauktion

nicht verklungen, noch zittert das sinnige:

„Ist denn kein Stuhl da
Für meine Hulda?"

in den Lüften, und schon läßt sich ein neues Kunstwerk hören, das an Zartheit und Innigkeit im Ausdruck, aber doch nicht ohne Kraft sich mit den bisherigen Volksschöpfungen kühnlich messen kann. Es lautet:

Ach, wie schön, ach, wie schön, ach, wie schön bist Du Sophie,
Muttchen, Muttchen, Schnuttchen, Puttchen, für Dich klopft mein Herz wie nie —
Reiß' nicht kaput, kaput den Liebeswahn,
Mein Rettungskahn, mein süßer Schwan.

Ob diese reizende Schöpfung vor ihrer Veröffentlichung JHM zur Begutachtung vorgelegt worden ist, wie ER dies bei allen Kunstwerken gefordert hat, wurde bisher leider nicht bekannt.

Igelmeier.

Illustration zum Artikel XIII. des österr. Staatsgrundgesetzes. Derselbe lautet: „Jedermann hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck oder durch bildliche Darstellung seine Meinung innerhalb der gesetzlichen Schranken frei zu äußern." — Konfiszirt wurden im 1. Semester dieses Jahres, laut offiziösen Daten nicht mehr als **2311 Druckschriften** (Bücher- und Zeitschriften), d. i. um **764 mehr als im verflossenen Jahre.** Die 2311 Konfiskationen wurden mit **3098** Preßvergehen begründet, von welchen 359 auf das Verbrechen der Aufreizung entfallen, 202 auf das Verbrechen der Religionsschmähung, 115 auf das Verbrechen der Majestätsbeleidigung, 96 auf das Verbrechen der Beleidigung von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, 24 auf das Verbrechen des Vaterlandsverrathes u. s. f. Unter den Staatsanwälten ist der unsere (Dr. Bobics) der fleißigste gewesen, er hat 102 Beschlagnahmen verfügt, ihm folgt in der Lokotion Dr. Gannahl in Innsbruck mit 59 Konfiskationen (hiezu stellt wohl der „Scherer" allein die Hälfte der Anzahl), als dritter und Vorzugsschüler kommt Dr. Kostial in Eger mit 48 Beschlagnahmen. — Und weiter heißt es im Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867: „Die Presse darf nicht unter Zensur gestellt werden" — nein! beileibe nicht: gestellt, aber gelegt, das ist ganz in der Ordnung. Die Presse darf ihres Ursprungs nicht vergessen. Presse kommt von pressen, also pressen wir darauf los, das Resultat der staatsanwaltschaftlichen Pressung ist die — Preßfreiheit.

Roland.

Eine Konzession an das deutsche Theaterpublikum soll darin bestehen, daß die Gattin des Schriftstellers M. Jokai, eine geborene Groß, am Theaterzettel des Preßburger Theaters Nagy-Groß genannt, dabei aber ihr Gastspiel in ungarischer Sprache durchführte. Welchen Kalibers die Unverfrorenheit dieser Frau Nagy-Groß sein muß, dafür ist diese „Konzession an das deutsche Publikum" ein Maßstab. Das ist zugleich auch kennzeichnend dafür, in welcher Weise das Familienleben des 70jährigen Schriftstellers Jokai durch diese Heirat mit einer blutjungen Schauspielerin beeinträchtigt wird. Der alte Mann scheut es nicht, seine eigenen Kinder, die wahrscheinlich wenig Grund haben, ihrer jungen Stiefmutter, der Frau Nagy-Groß, dankbar zu sein, vor Gericht zu zitiren und wegen gemeinen Diebstahls anzuklagen; da wäre es doch besser, wenn er seine Energie dazu verwenden würde, seine liebe Frau Nagy-Groß hübsch zu Hause zu behalten, damit das deutsche Publikum in Preßburg vor ihrer Konzession und vor ihrer Anmaßung verschont bleibe.

Murner d. J.

Feuilleton.

Fallschirmabsturz.

Ein sonndurchglühter Sonntagnachmittag. Thüren und Fenster der alten windschiefen Fischerhütte d'roben am einsamen Nordseestrande sind weit geöffnet und gestatten der kärglichkühlen Brise, die mitleidig über die brennende, weite Düne streift, ungehinderten Durchgang. Es ist still in dem kleinen, sauberen Raume. Eine lebensmatte Stille. Nur die geschäftigen Bienen summen zwischen den Blumentöpfen auf dem Fensterbrett und die alte klobige Uhr über dem blüthenweißen Bett läßt gangmüde ihr momentanes Tick-Tack vernehmen.

Draußen murmeln die Wellen, zirpen unermüdlich die kleinen Heimchen durch die zitternde Schwüle.

Tick-Tack. — Tick-Tack. — Die Uhr leiert ihr Knechtschaftslied, als ob sie am liebsten schlaftrunken die Zeiger hängen ließe, wie schlaffe, matte Arme.

Im Lehnstuhl am Fenster sitzt ein altes Mütterchen. Schlummernd ruht das weiße Haupt auf dem farbigen Brustlatz. Sie ist allein, ganz allein, die Alte. Den Mann töteten die Wellen nahe dem rettenden Ufer; fern liegt sein Grab unter Palmen. Der Sohn starb den sogenannten Heldentod im Osten; dem Schlafenden schlug ein fanatischer Kuli den Schädelein. Die Tochter fürchtete sich vor dem Wasser und ward — Luftschifferin. Mit ihrem Manne zieht sie durch die Lande.

Ueber das welke Gesicht der einsamen Alten geht ein sonniges Träumen. Die Wirklichkeit versank im Nebel. Sie träumt von ihren Lieben; alle, alle hat sie wieder. Und sie lächelt und ist glücklich, glücklich im Traum.

Am Südhimmel hängen schwere Wolkenballen.

* * *

Heute Sonntag Nachmittags 6 Uhr: Große Luftballonauffahrt mit doppeltem Fallschirmabsturz. Aufgeführt von Herrn Kapitain Perell und Miß Folly 2c.

Eine Stadt in der Nähe des Rheines. Nach einem rauschendenden Gewitterregen durchbricht soeben die verglühende Abendsonne die abziehenden Wetterwolken im Westen. Hin und wieder knurrt noch ein verspätetes Donnergrollen immer schwächer werdend zu und herüber, dann folgt ein heftiger Windstoß. Und der Sturm zaust die alten Bäume des Thiergartens und rüttelt und schüttelt die ächzenden Kronen, daß sie ein Tropfengerieſel um sich versprühen, wie ein Pudel, der dem Bade entstieg.

Ich stehe im Begriff, meine erste Ballonfahrt zu machen. Die Zeit des Aufstieges ist schon überschritten, das Gewitter ist Schuld. In Eile treffen wir nun die letzten Vorbereitungen.

„Wenn wir bei dem Sturm nur erst über den Bäumen sind", höre ich den Kapitain sagen.

Alles bereit zur Abfahrt. Die Sandsäcke sind gelöst. Miß Folly hat mit ihren beiden Fallschirmen, welchen sie im Doppelsturz aus schwindelnder Höhe ihr Leben anvertrauen will, auf dem Außenrande der Gondel Platz genommen. Hyäne Publikum drängt sich herzu. Befriedigung der Sensationslüsternheit ist Gewinn, der Einsatz — ein Menschenleben!

Der Kapitain steht in den Stricken und nun zwänge ich mich als Letzter durch die straffen Taue und stehe in der Gondel. Ich bin ein junges Blut und im fröhlichwartenden Wagemuth des zu bestehenden Abenteuers und im Vorgenuß der längst ersehnten Luftreise pfeife ich das Lied vom „Gondel-Willy". Ueber uns bäumt und biegt sich der wohlgefüllte Koloß, von der Bedienungsmannschaft krampfhaft gehalten, wie ein Riese unter den Fäusten seiner Bezwinger. Der Wind bläst noch immer und legt gerade unser schwankendes und mächtig an seinen Stricken zerrendes Fahrzeug fast bis auf den Rasen nieder; da plötzlich ertönt das Kommando des Kapitains und unter den Klängen der Musik, vermischt mit den Hurrahrufen der Menge schießt der Ballon von den unteren Winden gepackt in die Luft. Bald aber sind wir über der heftigen Windströmung, und ich habe das Gefühl, als ob wir still und unbeweglich in der Luft schwebten, während die Erde tief unter uns in den Abgrund sänke, tiefer, immer tiefer, bis schließlich Häuser und Thürme, Berge und Thäler wie eine große, flache Ebene erscheinen.

Unten die Gemeinheit, hier oben die Reinheit. Von unten verworren das Brausen der Großstadt, über uns majestätische Stille.

Es ist nicht meine Absicht, den unbeschreiblichen Reiz einer Ballonfahrt mit ihrem stets wechselnden Panorama in der „grausigen" Tiefe, mit ihren farbenprächtigen, breiten Regenbogen und luftspiegelungen über den Wolken zu schildern. Andere Bilder ziehen in der Höhe an meinem geistigen Auge vorüber.

Miß Folly macht sich zum Absprung bereit. Sie ist die Tochter ihrer Mutter, die Gattin des Kapitains, die Mutter seiner Kinder. Meine Augen schweifen zum einsamen Fischerhäuschen am Nordseestrande und tiefes Mitleid krampft mir das Herz zusammen.

„Na, warum betheiligt sich die Frau an dem gefahrvollen Berufe ihres Mannes, es zwingt sie ja Niemand dazu." Aus dem Munde irgend eines Sack-Proleten höre ich diese Worte. Mit ebendemselben Rechte könnte man aber auch sagen, es zwingt ja Niemand einen Menschen dazu, in einer die Gesundheit untergrabenden chemischen Fabrik zu arbeiten; und doch arbeiten die Leute darin, um Brot zu haben. Oder um ein drastischeres Beispiel zu gebrauchen: wenn ein Berliner Kaufmann der Konfektionsbranche seinen Nähmädchen einen Hungerlohn zahlt und ihnen dabei sagt, ihr wißt ja, wie ihr auf andere Weise das Uebrige, zum Leben Nothwendige verdienen könnt, so zwingt er ja Niemanden, eine „Dirne" zu werden. Wer rein bleiben will, mag verhungern oder sich umbringen! — Unser junges Luftschifferpaar machte zuerst nur gemeinsame Fahrten, das aber wurde dem Sonntagspublikum der Vergnügungs-Etablissements bald etwas altes, alltägliches. Es verlangte mehr zu sehen. Die Besitzer der Etablissements zahlten weniger — und man will doch Brod haben. Da kamen gefahrvollere Fahrten ohne Gondel u. s. f., das Volk kam zahlreicher, bis es wieder lau wurde. Dann kam der Fallschirmabsturz und dann der Doppelabsturz. Das alte Mütterchen aber flucht der Sensationslüsternheit des Volkes jedesmal, wenn ihm das ahnende Herz sagt, daß die Tochter in Todesgefahr schwebt.

Wir haben jetzt eine Höhe von 800 M. erreicht. Die arme, kühne Frau zittert vor dem entsetzlichen Sprung, den sie nun nach kurzem Abschied von uns ausführt.

Plötzlich ein Ruck, ein mächtiges Schwanken der Gondel und Miß Folly saust pfeilschnell in die Tiefe. Ich werde die nächsten, bangen Sekunden nie vergessen. Da — ein Aufathmen, der Schirm hat sich geöffnet, der erste Sprung ist geglückt. Aber kaum bleibt uns Zeit zu ein paar befreienden Worten, da klappt der Schirm zusammen, Miß Folly hat den zweiten Sprung ausgeführt und den ersten Fallschirm von sich geschleudert. Mit dem Bündel des zweiten stürzt sie abermals ins Ungewisse. Und Sekunden vergehen und der Schirm öffnet sich nicht. Ich bin überzeugt, daß in diesem nervenerregenden Augenblicke die Besucher des Thiergartens befriedigt sind. Vielleicht stößt sogar das eine oder andere „zartbesaitete" Dämchen den üblichen gelinden Schrei aus. Andern aber währt das Schauspiel nicht lange genug, sie hatten „sich mehr darunter vorgestellt!" Und da rede man noch vom Zeitalter der Nervosität! Damen, welche in Ohnmacht fallen, wenn ihnen die Gabel auf dem Teller ausrutscht, junge Frauen, die Krämpfe bekommen, wenn sie einen Apfel schälen oder ihr eigenes Kind schreien hören, hier sehen sie ein Weib, eine Mutter ihr Leben in der grausamsten Weise wagen und — „amusieren" sich dabei. Aber über Stiergefechte und Hahnenkämpfe christliche Lamentationen anstimmen, das können sie und rufen pfui! über die Grausamkeit der Spanier und Franzosen, daß die sportlichen Pferderennen im eigenen Lande auch mehr oder weniger rohe Schauspiele sind, kommt den Wenigsten zum Bewußtsein. Und was für ein himmelweiter Unterschied besteht denn zwischen einem Stiergefecht und dem Fallschirmabsturz? Zu letzterem gehört nicht einmal Geschicklichkeit und Gewandtheit. Der Abstürzende vertraut sein Leben einigen Stricken und einem Fetzen Battist an. Versagt die Voraussetzung, öffnet er sich nicht, so ist ein gräßlicher Tod dem Abstürzenden gewiß, während doch ein Stiergefecht immer noch eine gewisse Bethätigung von Kraft und Gewandtheit erfordert. Bei beiden aber wird das Leben unser Mitmenschen in der grausamsten Weise gefährdet — um die Sensationslüsternheit des Volkes zu befriedigen und seine abgelebten, schlaffen Nerven zu kitzeln und zu reizen. Kunststückchen armer Kinder und deren Ausbeutung auf der Schaubühne gehören auch hierher. Warum schreitet hier die Polizei nicht ein, statt in jedem Buche eine Majestätsbeleidigung, in jedem Kunstwerk Verletzung der Sittlichkeit zu wittern! —

Ich frage den Kapitain, welcher still wie ich den in der That etwas unglücklichen Absturz verfolgt hat, warum nicht er statt seiner Frau den Absturz mache. „Das würde nicht ziehen", gibt er mir zur Antwort und ich muß ihm Recht geben.

Und wer sind denn nun die Besucher dergleichen Schauspiele? Gerade unser sogenannt besserer Bürgerstand. Ich bin überzeugt, daß manches Herz unterm blauen Kittel eines einfachen Spaziergängers mehr Mitleid mit der Abstürzenden hatte, als hundert Besucher des Thiergartens zusammen.

Durch die plötzliche Entlastung hat unser Ballon nach dem Absturz die Höhe von über 3000 Meter erreicht. Es ist eine herrliche Fahrt durch die stille,

abendliche Kühle. Unter uns hier und da schwarze Wolkenballen, über uns der tiefblaue Himmel und am Horizont über einer pechdunklen Wolkenbank ein breiter, intensiv leuchtender Regenbogen.

Unsere Fahrt ist zu Ende und wir landen glücklich, wenn auch mit einigen Hindernissen in einem Eichenwalde. Auf der nächtlichen Heimfahrt aber, die wir mit unserem entleerten Fahrzeug auf einem elenden Karren machen, weilen meine Gedanken noch oft bei der armen, kühnen Luftschifferin und dem alten Mütterchen droben an der Nordsee. Wie sagt Grillparzer?

Ein Menschenleben, ach! Es ist so wenig!
Ein Menschenschicksal, ach! Es ist so viel!

Zürich. Emil Uellenberg.

Eine sehr hochstehende Persönlichkeit soll sich geäußert haben, daß es so nicht mehr weitergehen könne und daß etwas geschehen müsse. Dieser Anschauung sind auch wir und es wäre nur dringend zu wünschen, wenn so bald als möglich auf die Gesundung unserer politischen Verhältnisse hingearbeitet würde. Ob bei der traditionellen Schacherpolitik der österreichischen Ministerien eine mannhafte That — und eine solche ist erforderlich, wenn die österreichische Frage endgiltig gelöst werden soll — zu erwarten steht, ist freilich mehr denn zweifelhaft. Daß mit diesem Parlamente nicht weiter gearbeitet werden kann, ist selbstverständlich und es wäre nur mit Freuden zu begrüßen, wenn sich das Gerücht von der Auflösung desselben nach Erledigung des Budgets oder vielleicht schon früher bewahrheiten würde. An eine Neuwahl auf Grund des alten Wahlrechtes wäre dann nimmermehr zu denken, weil eine solche an der Zusammensetzung des Hauses und somit an den bestehenden politischen Verhältnissen nicht das Mindeste ändern könnte. Wenn man nicht den Muth haben sollte, eine wirklich freiheitliche Wahlreform zu machen, dann wäre es am besten, wenn an Stelle dieses Parlamentarismus der nackte Absolutismus träte. Unsere „Volksvertretung" ist bereits zum Gespötte der ganzen Welt geworden und man kann beinahe behaupten, es sei ihr einziger Zweck, die nationalen Gegensätze noch mehr zu vertiefen. Jeder Tag belehrt uns aufs Neue, daß dieses Parlament nur vom Skandal leben kann und zu fruchtbringender Arbeit gänzlich unfähig ist. An dieser Thatsache werden die Beschwörungen des Herrn Körber und die Obmänner-Konferenzen nichts ändern.

Freidank.

Sämmtliche Zusendungen sind zu richten an die Schriftleitung, beziehungsweise Verwaltung der
„Neuen Bahnen"
in Wien, VIII/1. Wickenburggasse Nr. 5.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

Von
Friedrich Werner v. Oesteren
sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin)

Wir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Werke
von
Emil UELLENBERG
erhältlich
durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson. Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann. Leipzig.

Zum Strande der Seeligen.
1901. Verlag E. Pierson. Dresden.

Von Graf
Theodor Salburg-Falkenstein
sind bisher erschienen:
Ernst Freiherr. Epos 1894.
Buch der Phantasieen. Gedichte 1900.
(Verlag v. E. Pierson, Leipzig u. Dresden.)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche
Kunst- und Musik-Zeitung.
mit musikalischen Beilagen.
Eigenth. u. Herausgeb.: Wiener Musik-Verlagsanst.
Wien, I., Johannesgasse 19.
XVIII. Jahrgang. — Erscheint jeden 10. und 25. im Monat.
Bezugspreis: Ganzjährig K. 6. = Mk. 6. = Frcs. 12.

Eine vornehm gehaltene musikalische Kunst-Zeitschrift von größten Interesse für Jeden der die Verhältnisse und Lage der österreichischen Tonkunst und des allgemeinen Kunstlebens kennen lernen will.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen
Ad. SCHUSTERMANN, Zeitungs-Nachrichten-Bureau
BERLIN O., Blumenstrasse 80/81.
Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt.
Referenzen zu Diensten. — Prospecte u. Zeitungslisten gratis und franco.

CHOCOLAT SUCHARD
Paris 1900
Grand Prix
Höchste Auszeichnung

Wäsche- und Sport-Specialitäten

anerkannt solidester Ausführung u. Qualität beim Erzeuger
F. Derbohlaw
Wien, IX. Pramergasse 22.
Preislisten kostenfrei.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4

„Neue Bahnen“

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von

Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 — Mk. 3 — Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 — Mk. 6 — Frcs. 8. Ganzjährig: K. 12 — Mk. 12 — Frcs. 16.

Einzelne Hefte 60 Heller — 60 Pfennig — 80 Ctms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkommen.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferne durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen“, Wien VIII/1, Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer“, Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer“

Innsbruck-Leipzig.

Alldeutsches Kampfblatt für Freiheit in Kunst und Leben.

Ganzjährig Kr. 8 = Mk. 8.
Oesterreichische Postzeitungsliste 3493.
Deutsche Postzeitungsliste 6798.

Reicher Bilderschmuck von hervorragenden Künstlern.

Werthvolle Beiträge. Bücherschau. Kritik.

Probenummern kostenfrei.

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt“

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen **zwei** reich illustrirte, circa 50 Seiten starke Hefte: Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.** –.

!!! „Bühne und Welt“ ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt“

Berlin S 42. Otto Elsner.

Deutsche Alpenzeitung

München.

Verlag Kastner & Lossen

Königl. Hofbuchdruckerei

München, Finkenstrasse 2.

Telephon Nr. 1603.

Kein Alpinist, kein Freund der Natur versäume es, sich eine Probenummer der seit 1. Mai regelmäßig erscheinenden, groß angelegten „Deutschen Alpenzeitung“ senden zu lassen.

Probenummern gratis und franko.

Das Abonnement kann mit jeder Nummer beginnen.

Auf Wunsch Nachsendung der erschienenen Nummern.

Anläßlich der General-Versammlung des D.-Oe. Alpenvereines in Meran ist eine prachtvoll ausgestattete Festschrift erschienen. Preis 50 Pf. excl. Porto.

Preis 30 Pf. excl. Porto. Erscheint wöchentlich.

24. Heft. 15. Dezember. Jahrgang 1901.

Neue Bahnen

Zeitschrift

für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber:
Ottokar Stauf von der March.

Schriftleitung und Verwaltung: **Wien, VIII. Wickenburggasse Nr. 5.**
Vertretung für Deutschland: **Paul Eberhardt, Leipzig,** Königstraße 19.

Inhalts-Verzeichnis:

... eine Burg 662
... Erziehungs- ...
... 663
... 667
Von oben
Epilog
Hans Benzmann, Bürger's Bedeutung für die klassische Ballade
Maurice ven Stern, Die Enterbten
F. W. v. Oesteren, Nur ein Mißgriff
Karl M. Klob, Winternacht im Dorfe
Aus dem Wiener Kunstleben
W. Schöller, Berliner Brief
Bücherschau
Aus dem Narrenhause der Zeit
Tu felix Austria! v. Freidank

Erscheint jeden 1. und 15. des Monats.

Bezugspreis: vierteljährig K 3. — Mk. 3. — Frcs. 4.

Einzelne Hefte 60 H. — 60 Pf. — 80 Cmts.

Eingelangte Bücher und Zeitschriften.

G. Freytag's Verkehrskarte von Oesterreich-Ungarn.
O. Hauser Ethnographische Novellen
Selma Lagerlöh, Wunder des Antichrist.
Léon Tolstoj, Sur la question sexuelle.
A. Graevell, Die Baugenossenschaftsfrage.
Jules Poyot, Die Erziehung des Willens.
Revue de Morale Sociale.
Bühne und Welt.
Die Fackel, 86.
Der Freidenker, 46, 47.
Das freie Wort, 15, 16
Die Gesellschaft, 4.
Internationale Litteraturberichte, 24
Der Kyffhäuser, 16.
Die Lyra, 5.
Monatsblätter für deutsche Litteratur.
Der Scherer, 23.
Der Türmer, 3

Werke von Marie v. Najmájer.

„Gurret-ül-Eyn", ein Bild aus Persiens Neuzeit in sechs Gesängen. Wien, Rosner 1874.
„Gräfin Ebba", eine Dichtung. Stuttgart. Cotta. 1877.
„Eine Schwedenkönigin", historischer Roman, Breslau, Schottländer 1882.
„Johannisfeuer", eine Dichtung. Stuttgart, Bonz, 1888.
„Neue Gedichte", Stuttgart, Bonz, 1891.
„Der Stern von Navarra", historischer Roman, Berlin, G. H. Meyer 1900.
„Der Göttin Eigenthum", Wien, Konegen 1901.

Dichtungen
von
Marie Eugenie delle Grazie.

Gedichte. 1882. 3. Auflage 1895.
Hermann. Epos. 1883. 2. Auflage 1884.
Saul. Trauerspiel. 1885.
Die Zigeunerin. Erzählung. 1884.
— Verlag K. Konegen, Wien. —
Italische Vignetten. Gedichte. 1892.
Der Rebell Bozi. Erzählung. 1893.
Robespierre. Mod. Ep. II. 1894.
Der Schatten. Dr. 1900 2. Aufl. 1901.
— Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig. —
Schlagende Wetter. 1899. 2. Aufl. 1900.
— Wiener Verlag. —

Von **Christaller** erschien im Oktober d. J.:

Prostitution des Geistes.

Satirischer Roman.

Ca. 20 Bogen, 8°, 3 M.

Zu beziehen nur vom Verfasser, **Christaller**, Ottenhausen in Württemberg.

Frei gegen Bestellung auf Postanweisung.

Ernst Ziel's Werke

Litterarische Reliefs. IV. Bde. 1885/95.
Ed. Wartig's Verlag, Leipzig.

Von heute. Gedanken auf der Schwelle des Jahrhunderts.
1901. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Ausgewählte Gedichte. Mit Bildnis.
1901. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

! Soeben erschienen Neuausgabe !

Im Sommersturm

von Arthur von Wallpach.

Eigenverlag.

Zu beziehen durch den Verlag des „Scherer" **Innsbruck, Museumstraße 16.**

Preis der Volksausgabe geh. **K. 1.50 = M. 1.25.**

Desgleichen:

Sonnenlieder.

Demnächst erscheint:

Jahresringe.

6. Jahrg. **„Freie Deutsche Schule"** 6. Jahrg.

Politisches Schul-, volksthümliches Erziehungs- und Unterrichtsblatt.

Herausgeber und Schriftleiter: **Rudolf Rehling,** Wien 19/3, Bloschgasse 1.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monates mindestens 8 Seiten stark. — Bezugspreis: Jährlich 6 Kr. = 6 Mk.; halbjährig 3 Kr. = 3 Mk. im Vorhinein.

Das Blatt tritt für die Verdeutschung des gesammten Erziehungswesens und Volkslebens, für Sprachreinheit und Lebensführung im Sinne des modernen Volksgeistes ein, eignet sich daher für Familien und völkische Vereine.

Die weite Verbreitung des Blattes in der Ostmark und im deutschen Reiche empfiehlt dasselbe für Ankündigungen (Die viermal gespaltene Kleinzeile 16 H. = 16 Pf.

Bestellungen, Ankündigungen und Geldsendungen sind an die Verwaltung: **R. Rehling,** Wien, 19/3, Bloschgasse 1 zu richten

Vertretung für das deutsche Reich: Bredt's Verlag zu Leipzig.

Deutsche, fördert Eure Presse!

Neue Bahnen

Stromaufwärts.

Die Wolken zieh'n zum Thale,
Es eilt dahin die Fluth,
Von wo im Morgenstrahle
Ich schied mit trübem Muth.

Mit Wolken möcht' ich fliehen
Und mit des Stromes Lauf —
Und muss doch vorwärts ziehen,
Den steilen Berg hinauf.

Die Lüfte treibt's, die Wogen
Nach einem Ziel allein,
Und ew'ge Mächte zogen
Die Bahnen ihrem Sein.

Ach! gegen sein Verlangen
Und gegen Strom und Wind,
Das Herz voll Sehnsuchtsbangen,
Zieht nur das Menschenkind!

Wien. Marie von Najmájer.

Von der deutschen Ehre.

Von **Michael Georg Conrad.** (München).

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles
freudig setzt an ihre Ehre. Schiller.

Es besteht Gefahr, daß das Volk nicht allein um die Schärfe seines Gewissens, sondern auch um die Schärfe seines Kopfes gebracht wird. Man verlegt seine Moral ins Formelle und Nebensächliche, man beschneidet seine Ehrbegriffe und schwächt sein stolzes, alle Gebiete der Lebensbethätigung mit ursprünglicher Energie erfüllendes Selbstbewußtsein, jenes große, allumfassende Bewußtsein, das allein eine gesunde, machtvolle Entwickelung der gesammten Volksgemeinschaft verbürgt.

Stellen wir uns auf Schiller'schen Standpunkt, dann erscheint die Ehre einer Nation als deren höchstes Gut, des äußersten Opfers werth, soll das Volk selbst nicht in Nichtswürdigkeit verfallen und ruhmlos seinem Untergang zueilen.

Nun kommt aber die verhängnisvolle Blendung, welche die Ehre eines Volkes nur noch in dessen militärischer Bravour erkennen und darum für den befehlenden Militärsmann den raffinirtesten Ehrbegriff, der alle übrigen Ehrgefühle in sich aufsaugt, konstruiren will.

Das ungeblendete Auge erkennt sofort das Ungeheuerliche dieses Vorganges und seine verderblichen Folgen, die, wenn auch auf Umwegen, allmählig aber sicher zur eigenen Herabwürdigung der Nation führen. Nächstliegendes Beispiel: Sind die Blender, die Militär-Chauvinisten, in der öffentlichen Meinung, in der Presse und an den leitenden Staatsstellen in der Mehrzahl, so kann jeder, der ihrem engen Ehrbegriffe widerspricht, in Acht und Bann gethan werden. Der Träger einer abweichenden Meinung wird verfolgt, man bringt für ihn, als einer gefährlichen Ausnahmekreatur, ein Ausnahmegesetz in Anwendung — er geht mit der Freiheit seiner moralischen Eigenexistenz verlustig, er wird für seine Volksgenossen ehrlos! Und das Allerschlimmste: er wird für sich selbst ehrlos, da die Ehre in der Unantastbarkeit des vollen persönlichen Kraftbestandes nach der moralischen und sozialen, wie der intellektuellen und materiellen (wirthschaftlichen) Seite beruht. Ein kraft eines Ausnahmegesetzes geknebelter und verfehmter Volksgenosse, der nicht einmal seines wirthschaftlichen Besitzstandes mehr sicher ist, denn er kann infolge seiner schutzlosen Sonderstellung jeden Augenblick aus Haus und Reich gejagt werden.

Es ist aber nicht wahr, daß die Ehre einer Nation schlechtweg in erster Linie auf dem blutgetränkten Schlachtfelde blüht und verwelkt. Wir sehen es unwiderleglich aus den Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, daß die geistige, die künstlerische, die litterarische, die volkswirthschaftliche Ehre von einem Gewichte sein kann, gegen welches ein militärisches Auf und Nieder einfach ohne Belang ist. Oder anders angesehen: die Einseitigkeit der militärischen Ehre verführt ein Volk dazu, viel belangreichere, fruchtbarere und zuletzt in der höchsten Kulturschätzung historisch allein entscheidende Ehren in chauvinistischem Dusel gering zu achten oder dem Fremden auszuliefern.

So kann der Schiller'sche Gemeinplatz mit vollem Rechte eine genauere Bestimmung erfahren, ohne ein Jota von seiner Allgemeingiltigkeit zu verlieren: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre künstlerische und litterarische Ehre!

Und nun brauchen wir bloß einen Blick auf die wirklichen Zustände in Litteratur und Kunst innerhalb der deutschen Staatsgemeinschaft zu werfen, um sofort die eingangs behauptete Gefahr zu erkennen, daß das Volk nicht allein um die Schärfe seines Gewissens, sondern auch um die Schärfe seines Kopfes gebracht wird.

Man betrachte einmal, um sie auf ihre landläufige Wirkung zu prüfen, die drei Sätze nacheinander:

Erstens:

Die militärische Ehre Deutschlands ist bedroht —!

Alarmrufe von einem Ende des Reiches zum andern, Trommelwirbel in der gesammten Presse, Landtage und Reichsparlament springen auf die Beine, die Minister und Diplomaten und Feldherren thun kein Auge mehr zu, Millionen werden gefordert und bewilligt, ein Begeisterungssturm braust durch alle Köpfe, Waffen her, Waffen, Waffen, Waffen, die besten, die neuesten, die theuersten . . .

Zweitens:

Die künstlerische Ehre Deutschlands ist bedroht —!

Die Franzosen sind hereingebrochen und überfluthen das Land, sie halten bereits sämmtliche Theater besetzt —! Das deutsche Gehirn wird vergiftet, der deutsche Kunstgenuß geschändet —!

Die kunstfreudigen deutschen Reichsbürger lassen Alles liegen und stehen und eilen im Sturmschritt in die Theater, um die fremden Eindringlinge zu bewundern und zu bejubeln und mit höchstem Genuß der Vergiftung des deutschen Gehirns und der Schändung des deutschen Kunstgeistes durch die Franzosen beizuwohnen. Einige Blätter schreiben schüchterne Proteste, kein Mensch im Reich kümmert sich darum. Die übergroße Mehrzahl der Tageszeitungen, die großen „führenden Organe" voran, bringen an hervorragender Stelle spaltenlange Berichte über die künstlerischen Großthaten, über die wonnevolle, entzückende Herrschaft der Fremden im Reiche. Man hat an den bestehenden Hof-, Stadt- und Privattheatern gar nicht genug, man gründet in der glorreichen Hauptstadt des Deutschen Reiches extra noch eine „Freie Bühne", um sie sofort eigenhändig den Ausländern auszuliefern.

Drittens:

Die litterarische Ehre Deutschlands ist bedroht, die wirthschaftliche Existenz seiner kühnsten und treuesten Schriftsteller wird untergraben —;

Keine Katz im Reich rührt sich. Doch — da — kling-kling, einige Leute gehen mit dem Klingelbeutel und Bettelsack herum, um für die enterbten, den Fremden aufgeopferten Dichter und Schriftsteller des mächtigen Deutschen Reiches Almosen zu sammeln. O Ironie, Schillerstiftung nennt sich eine solche Bettelsuppenanstalt für die deutschen Geistesritter! Die aber diese Bettelsuppen zugetheilt erhalten, sind meist gar niemals Geistesritter gewesen, sondern dilettirende Pfarrherren, reimeleimende Beamte und Professoren und deren blaustrumpfelnde Verwandte. Die wirklichen Geistesritter aber, die ihr Leben für die Größe und Macht und Selbstständigkeit des vaterländischen Schriftthums, für eine kühne Erneuerung und Fortentwickelung der vaterländischen Dichtung in die Schanze schlagen, die werden von der übergroßen Mehrheit der deutschen Tageszeitungen, die für jeden fremden Schmierauten eine Zeile Lob haben, einfach totgeschwiegen und von den großen „führenden Organen" verhöhnt, aufs niedrigste beschimpft und beleidigt und der Polizei zur allfälliger Prozessirung wegen Immoralität u. s. w. denunzirt . . .

Denn so steht es geschrieben in Schiller, dem idealen Klassiker des deutschen Volkes: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Militärische Ehre, selbstverständlich! kommentiren die uniformirten Lehrer und Weltweisen neuesten Stils.

Litterarische Ehre? Künstlerische Ehre? Künstlerisch-litterarisch-wirthschaftliche Ehre? Blauer Dunst!

O Klassiker-Volk, o Volk in Waffen, wie werden dir dereinst die Fremden die Verachtung deiner vaterländischen, idealen Künste heimzahlen, wenn du den Weckruf der Thatsachen überhörst und nicht beizeiten die Schärfe deines Gewissens, die Schärfe deines Kopfes und die Ehrfurcht vor dem vaterländischen Geiste zurückgewinnst!

Merkspruch.

Des deutschen Volkes mächtigste Befreier
Aus Knechtschaft jeder Art sind Schwert und Leier,
Durch sie ward Deutschland gross und wird es bleiben,
Darum verlern' es nicht: zu hauen und zu schreiben!

Mein Haus — meine Burg.

Ueber die Thüre.

Ueber meine Thüre laff' ich graben
Den kurzen Satz: „Hier will ich Frieden haben!"

Wer Unfried' trägt, er laff' sich dies genügen . . .
Sonst könnte er wohl gar noch aus der Thüre fliegen.

In's Haus.

Hier ist mein Sach' — hier halte Deine Hand davon;
Hier bin ich Herr und mehr als Fürst und Reichsbaron.

Hier gilt allein mein Wort, und keines sonst als mein's,
Des allerhöchsten Fürsten nichts — und auch nicht Dein's.

Und wie den andern d'rauß mein Wesen auch gefällt,
In dieser Enge bau' ich mir die eig'ne Welt.

Hier kann ich, was ich will — und will ich, was ich kann,
D'rum gibt es hier für mich auch keinen bessern Mann...

Das merke wohl und halte Deine Hand davon —
Hier bin ich Herr und mehr als Fürst und Reichsbaron.

Deutsch-Gießhübel. Josef Stibitz.

Erziehungsziele.

Von **Irma von Troll-Borostyáni** (Salzburg).

(Schluß.)*)

Bei dem modernen Anschauungsunterricht wird, nach Sturm, eine sich steigernde Schärfe und Energie des Beobachtungsvermögens keineswegs entwickelt. Die Kinder erhalten darin lediglich allgemeine Begriffe über ein Haus, eine Kirche, einen Baum und dergleichen. Infolge der Vernachlässigung der eigentlichen Sinnespflege ist die Art der Einführung genannter Begriffe ungesund und Verderben bringend. Denn in demselben Maaße als das Kind vielerlei allgemeine Begriffe dieser Art lernt, wird es in der Beobachtung allerdings vielseitiger, wenn aber nicht zugleich eine selbstständige Schärfung des Beobachtungsvermögens stattfindet, eine feinere Durchbildung des eigenen Urtheils, so treibt der Mensch, ob Kind, oder Erwachsener, lediglich einer immer krankhafter werdenden Vielseitigkeit entgegen. Der heutigen oberflächlichen Vielwisserei ist dann Thür und Thor geöffnet und die moderne Verflachung tritt an die Stelle der Gründlichkeit. Bei dem Vergleiche eines modern und eines naturgemäß erzogenen Kindes sieht man, daß letzteres gewöhnt, d. h. darin geübt ist, seine Aufmerksamkeit genügend lange auf einen Punkt, beispielsweise eines Bildes, zu lenken, um sich dadurch bewußt zu werden, daß und was es sieht. Anders der „moderne" Zögling, dessen Aufmerksamkeit sich fast im Nu wieder abschwächt, um einem ganz unklaren Zustand des Sinnes- und Geisteslebens Platz zu machen. Dies kann man am besten bei epileptischen, also überhaupt hochgradig überreizten und überladenen Kindern beobachten. Die Folge davon ist, daß diese alles „übersehen", gewissermaßen demnach nichts sehen und daher auch nichts gründlich beschreiben oder erschöpfen können. Um derartige Zustände zu verhüten, ist eben nöthig, die genügende Aufmerksamkeit zu züchten, d. h. jeweilig nur solche Dinge betrachten zu lassen, welche hinreichend einfach sind, die Kraft also befriedigen, ohne sie zu überbürden. Wird dieses System immer geeignet und in entsprechender Steigerung durchgeführt, so lernt das Kind stets genügend bewußt sehen, hören, kurz beobachten, woraus sich dann die Gründlichkeit der Anschauung von selbst ergibt.

Der Mensch kann auch fremdes Wissen nur in in dem Grade dauernd behalten, als er eigenes Wissen zu erwerben und festzuhalten vermag. Demnach hängt das Gedächtnis für fremdes Wissen, beziehungsweise beide von dem Grade der eigenen Denkfähigkeit ab. Hieraus folgert Sturm — in Uebereinstimmung mit dem von uns Gesagten — daß die Uebung des Gedächtnisses für fremdes Wissen, mit anderen Worten, das Auswendiglernen fremder Gedanken und Urtheile, naturgemäß nur in dem Grade betrieben werden darf, als das eigene, selbstständige Denken Fortschritte gemacht hat. Eine Versündigung gegen diesen Grundsatz ruft jene Ueberreizung des Gehirns hervor, welche die so häufige Folge der heutigen Erziehungsmethode ist. Im Grunde genommen, meint Sturm, lernt der naturgemäß Erzogene überhaupt nicht auswendig. Denn, wenn das fremde Wissen nur insoweit zugeführt wird, als die Denkkraft schon einen gewissen Grad erreicht hat, so folgt daraus an sich, daß diese Uebung des selbstständigen Denkens bereits bis zu einem bestimmten Maaße dem fremden Wissen vorausgegangen sein muß. Besagte Uebung hat aber auch eine Summe eigenen Wissens erworben, das also ganz von selbst gefunden, gewissermaßen erlebt ist. Die Erziehung führt lediglich in der Art die Hand, daß sie eben die zu bearbeitenden Wissensgebiete und Fragen in einer der Kraft des Schülers entsprechenden Reihenfolge vorlegt. Da aber das selbsterlebte Wissen vom Einfachen zum Komplizirteren vorgeht, so wiederholt sich das erstere immer an sich schon, braucht also nie eigentlich auswendig gelernt zu werden. Durch diese Methode entwickelt sich jedoch eine derartige Schärfe des Gedächtnisses, daß man das geeignete fremde Wissen nur

*) Vgl. Seite 598 und 635.

durchzusprechen braucht, um es sofort im Gedächtnisse haften zu sehen; dies umsomehr, als eine naturgemäße Erziehung jede Ueberhastung, beziehungsweise Ueberbürdung vermeidet.

Die eben erwähnte Gedächtniskraft, klagt Sturm, sei heutzutage allerdings ziemlich unbekannt. Sie sei aber bei intensiven Denkern in dem Grade gegeben, als eben ihre Denkkraft entfaltet ist. Daß sie nicht allgemein vorhanden, verschuldet vor Allem der Umstand, daß die Schule, beziehungsweise Erziehung nicht zuerst das Denken und eigene Wissen aufbaut, und darauf das fremde Wissen gründet, sondern vielmehr ganz un- und vorzeitig mit der Zufuhr fremden Wissens, fremder Gedanken und Ideen beginnt. Ihr Erstes ist ja die Erlernung des Lesens und Schreibens, die doch den Schlüssel zur Zufuhr fremden Wissens bilden. Daraus ergibt sich schon, daß diese Momente jedenfalls später denn heute getrieben werden müssen, etwa gegen das neunte oder zehnte Jahr. Man glaube nicht, daß dieses Programm für Kinder zu schwer sei. Im Gegentheil. Die heutigen Erziehungsversuche sind zu schwierig und deshalb krankhaft. Jedes Kind denkt und will selbstständig denken. Dies beweisen seine Spiele und häufig genug seine Unarten, auf die es eben verfällt, wenn es nicht richtig beschäftigt ist. Wenn also die Probleme der kindlichen Fassungskraft angepaßt sind, wird das Kind mit Freude dem Unterricht folgen. Denn letzterer ist nur dann naturgemäß, wenn er das Kind durch sich selbst fesselt. Muß dasselbe erst durch Elternliebe und ähnliche „Ueberredungskünste", eventuell sogar durch die im Prinzip verwerflichen Strafen, für den Unterricht gewonnen werden, so ist letzterer total falsch, und naturwidrig. Wenn man erst den Muth haben werde, meint Sturm, eine naturgemäße Erziehung einzuführen, dann werden auch die Kinder, ohne Kunst und Zwang, ohne Heuchelei oder nachherige traurige Folgen für den Unterricht jene Begeisterung hegen, die man eher zähmen als anfeuern muß. Dann wird auch die Gedächtniskraft eine alltägliche Sache sein. Und wenn heutige Denker eine solche Kraft erworben haben, so verdanken sie dieselbe nicht dem heutigen Schulkram, sondern ihrer praktischen Thätigkeit, also dem späteren Leben, das Vieles aus der früheren Erziehung abschleift. Aber all' diese Leute verhehlen sich nicht, daß sie noch ganz andere Menschen bei einer anderen Erziehung geworden wären.

Die Faktoren des Wissens (beziehungsweise ihr gegenseitiges Verhältnis) und die Art desselben schreiben, nach Sturm, einen ganz bestimmten Erziehungsplan vor, bei dem immer das Nothwendigere dem Seltenen, die Basis dem Aufbau voranzugehen habe. Das Nothwendigste, was der Mensch mit seinem Geiste erfassen, was die Grundlage alles Wissens bilden soll, sei die Kenntnis seiner selbst. Damit sei nicht in erster Linie gemeint, daß Jedermann tiefere philosophische Betrachtungen über sich anstellen soll, sondern vielmehr, daß jeder die Bedingungen und die Art seines Gedeihens kennen lernen muß, also die Gesundheitspflege, wie man sich schlechthin ausdrückt. In zweiter Linie muß er sich dann auch unterrichten, über das Verhältnis zu seinem Mitmenschen u. s. w., worauf sich die Moral gründet. In ähnlicher Weise wird er über das Verhältnis zu den Thieren und Pflanzen, zur anorganischen Welt, über den gegenseitigen Einfluß aller Dinge, d. h. Zweckmäßigkeit zu unterrichten sein. Gehen wir nun hiebei in der richtigen Reihenfolge vom Einfacheren bis zum Komplizirteren vor, so haben wir ebenso reichlich wie gründlich Gelegenheit, das selbstständige Denken und im Anschluß daran das Gedächtnis des Menschen zu entwickeln.

Die modernen Menschen haben, nach Sturm, fast jeden Halt in Beziehung auf Sinnes- und Geistesleben verloren. Ursache hievon sei die unrichtige moderne Geisteserziehung, welche schon die richtigen Grundlagen vernachlässigte, so daß auch der weitere Aufbau kein besserer sein konnte. Anstatt zuerst das selbstständige Denken und im Anschluß daran das Gedächtnis für eigenes Wissen zu fördern, dem erst in weiterer Folge das Erlernen fremden Wissens sich anzuschließen hat, stellte man die ganze Erziehung auf den Kopf und ließ hauptsächlich fremdes Zeug auswendig lernen.

Die Folge dieses naturwidrigen Vorgehens ist die einseitige Ueberreizung und Ueberladung der Kinder, welche überall in den Schulen spukt, welche aber nur durch die krankhafte, moderne Erziehung gegeben ist, denn in Wirklichkeit könnten die Kinder bei einer naturgemäßen Erziehung qualitativ mehr leisten, als heute. Auch beim Geiste müssen sich Kraft oder Freudigkeit und Gewandtheit oder Vielseitigkeit stets das Gleichgewicht halten. Bei naturgemäßer Normalerziehung wird die geistige wie körperliche Kraft, Tiefe der Gefühle und Energie des Willens in höchstmöglichem Grade entwickelt. Dadurch wird der Mensch dann zur vielseitigsten Erkenntnis alles Schönen, Wahren und Edlen befähigt, das er ob der Wärme seiner Gefühle und der Kraft seines Willens, beziehungsweise seiner Organe durchzuführen vermag. Auf diese Weise wird dann jene Umformung der Welt, d. i. aller Beziehungen der organischen Wesen zu einander, sowie dieser zur anorganischen Welt ermöglicht, die wir die natürliche Weltordnung nennen. Die letztere hat ja stets unter dem Namen des „Paradieses" in dem instinktiven Bewußtsein der Menschheit gelebt; und ihr Bild wird Jedermann umso klarer, je höher der Mensch eben auf der Stufenleiter der Normalentwickelung selbst emporgestiegen ist. Diese stellt ja das Ziel aller Menschen dar; und es zu erreichen, sind wir in erster Linie und vorzugsweise bestimmt. Je mehr die jeweiligen Generationen dies erkennen und bestätigen, desto schneller kommen sie auf dem Wege ihres Daseins-Ideals vorwärts; je gleichgiltiger sich dagegen die Menschen verhalten, desto trauriger wird sich auch ihre Kultur-Entwickelung gestalten.

Unbedingt nothwendig zur normalen Entwickelung des Menschen, sowie zur Erziehung höchstmöglicher Leistungsfähigkeit ist es, wie Sturm des weiteren ausführt, daß die Thätigkeit, wie die Erholung es gestatte, daß wir uns täglich mit allen unseren Kräften ausarbeiten können. Da aber der Mensch dreierlei Kräfte hat, körperliche, Sinnes- und Geisteskräfte, so folgt daraus, daß als naturgemäßer Beruf, beziehungsweise als solche Erholung nur diejenige Beschäftigungsweise angesehen werden kann, welche Gelegenheit gibt, sich täglich mit diesen drei Arten von Kräften genügend auszuarbeiten. Die Art dieser Thätigkeit ergibt dann von selbst einen entsprechenden Wechsel zwischen geistiger (beziehungsweise Sinnes-) und körperlicher Art, so daß die einen Organe während der Arbeit der anderen ausruhen können. Auf solche Weise wird der Organismus allein thatkräftig und zugleich arbeitsfreudig erhalten und jede Ueberanstrengung vermieden.

Sowie äußere Ruhe oder Erholung zur Erhaltung der Kraft der angestrengten Organe, so ist die innere, die Geistes- und Gemüthsruhe nothwendig, auf daß eine Arbeit wohl gelinge. Eine Arbeit kann nur dann gesund sein, wenn sie sich mit innerer Ruhe vollzieht, und dann wird sie auch mit dem jeweilig größten Erfolge gekrönt sein. Das ist bei keiner Leidenschaft der Fall, weshalb die Erziehung auf Zähmung der Leidenschaften durch Entwickelung der Vernunft und des ruhigen Denkens ein besonderes Augenmerk zu richten hat. Die Leidenschaften drücken einen Aufregungs- beziehungsweise Schwächezustand aus, der durch eine Ueberanstrengung des Gehirns bedingt ist; letztere tritt ein, weil der Betreffende nicht mit der nöthigen Ruhe eine zumal schwierigere Sache zu bedenken vermag. Solche Vorgänge sehen wir täglich im Leben. Gesetzt, der Lehrjunge eines Geschäftes richtet einen Schaden an, der ziemlich empfindlich ist, so wird der schwächer denkende, der leidenschaftliche Meister sofort in große Wuth gerathen, der tiefer, daher auch ruhiger Denkende wird dagegen einsehen, daß er dem Jungen eine Schärfe des Gedächtnisses oder Kombinationsgabe zugemuthet hat, die er von ihm noch nicht voraussetzen durfte; er wird daher weniger den Jungen bestrafen, als sich etwa selbst heimlich „bei den Ohren nehmen." Im ersteren Falle haben wir hochgradige Leidenschaft, im zweiten ruhige Selbsterkenntnis.

In gleicher Weise lassen sich alle derartigen Vorkommnisse zwischen Meistern und Jüngern, Herrschaften und Dienstboten, Vorgesetzten und Untergebenen und

ähnliche Verhältnisse auf Mangel an Selbsterkenntnis, beziehungsweise Denkkraft zurückführen.

Aehnlich verhält es sich auch im Unterricht, wobei sich die Lehrer so oft über Mangel an Auffassungskraft der Schüler ärgern, während sie thatsächlich sich über sich selbst ärgern sollten, daß sie es so wenig verstehen, das Verständnis und Denkvermögen des Schülers in richtiger Weise und stufenmäßig zu entwickeln. Da das Denken der Jugend von dem der Erwachsenen sich unter naturgemäßen Verhältnissen nur durch die beiden Momente unterscheidet, daß die Schwierigkeiten allmählig und entsprechend ansteigen und daß die leitende Hand des Erziehers das Material ordnungsmäßig unterbreitet, so müssen die Aufgaben für den Jüngling eben derart gestellt sein, daß er sie auch alle lösen kann. Jeder Unterricht, der nicht diesbezüglich vorgeht, ist als naturwidrig zu erachten. Aus diesem Grunde ist das in jeglichem Unterricht heutzutage eine sehr große Rolle spielende „Korrigiren" oder Verbessern, **das so verderblich auf die Jugend wirkt, entschieden zu verwerfen.**

Viele Zeichenlehrer zum Beispiel glauben, die Arbeiten verbessern zu müssen; viele Denklehrer korrigiren die Urtheile und gar mancher läßt der Sicherheit halber, um die richtige Antwort auf eine bestimmte Frage zu erhalten, seine Anschauung einfach auswendig lernen. Daß dies Letztere kein Denken, sondern eine Knechtung und Schwächung des Geistes ist, sollte doch Jeder einsehen. Gleich verwerflich ist aber auch das Korrigiren. Denn wenn der Schüler mit Ruhe und Aufmerksamkeit bei der Sache ist, was eben nur besonders geübte, praktische Psychologen zu beurtheilen vermögen, so muß der erstere von selbst jede Frage lösen können, ohne irgend welche Ueberanstrengung. Ist der Schüler dies nicht im Stande, so ist die Aufgabe falsch gestellt und das System des Lehrers naturwidrig. Es muß daher **Selbstkorrektur des letzteren, d. h. eine andere Fragestellung erfolgen.**

Wenn wir uns auch Dr. Sturm's in den Schlußzeilen seines interessanten Buches „Wohlstand für Alle" ausgesprochenen Anschauung: „Die naturgemäße Erziehung verhütet und heilt alle körperlichen und geistigen, leiblichen und seelischen, individuellen wie sozialen Leiden; sie allein löst die soziale Frage"; — wenn wir uns also auch dieser Anschauung, wie bereits früher gesagt, nicht anzuschließen vermögen, weil wir glauben, daß die die „soziale Frage" hervorrufenden verkehrten und krankhaften Zustände der modernen Kulturwelt noch auf ganz andere Wurzeln zurückzuführen seien, als nur allein auf die einer unrichtigen, naturwidrigen Erziehung: so steht doch die hohe und imminente Bedeutung und Wichtigkeit einer vernünftigen und naturgemäßen Erziehungsreform so außer Frage, daß jeder Denkende eine baldige und gründliche Inangriffnahme einer derartigen Reform wünschen muß und daß Jeder, so weit es in seinen Kräften gelegen, für Anbahnung dieser pädagogisch-sozialen Reformarbeit und für Verbreitung der einer solchen zugrunde liegenden Idee das Seinige beitragen soll. Indem Verfasserin dieses Aufsatzes durch denselben die Leser dieses Blattes zu aufmerksamer Beachtung dieser Frage zu gewinnen sucht, hofft sie, auch ihrerseits einen, wenn auch nur kleinen Stein der Grundveste beifügen zu können, auf welchem durch vereinte Anstrengung energisch und aufgeklärt denkender Geister und von warmer, thatkräftiger Menschenliebe erfüllter Herzen sich der mächtige Bau einer nach den Gesetzen eines freien und zielbewußten Denkens vom Grunde aus neuzugestaltenden Erziehung der Jugend zu gesunden, kräftigen, guten und relativ **glücklichen Menschen erheben soll.**

Göttin Schönheit.

Wie kommt's nur — fragt Ihr laut,
Daß oft im argen Wust
Modernen Zeug's man schaut
Auch viel, voll Schönheitslust?

Das kommt daher gewiß,
Weil Göttin Schönheit licht
Durch ärgstes Hindernis
Allimmer Bahn sich bricht.

Weil, wie man sich auch müht,
Zu bannen ihre Macht,
Sie stets doch reich erblüht,
In Hoheit strahlend lacht!

Man mag im Narrenkrieg
Geschmacklos sein zur Frist —
Ein Weilchen noch — der Sieg
Der Göttin Schönheit ist!

Baden bei Wien. Hermann Rollett.

Marie von Najmájer.

Von **Josef Schmid-Braunfels.** (Wien.)

Noch nie ist die Kunst so sehr unter dem Einflusse der „Mode" gestanden als heutzutage. Manches schöne Talent hat, hin- und herpendelnd zwischen den jeweiligen, immer wechselnden Geschmacksrichtungen, den Blick für das Große, Ewige verloren und auf der Jagd nach materiellen Augenblickserfolgen sein bestes Können vergeudet. Jener Wiener Schriftsteller, der im Gerichtssaale mit brutaler Offenheit zugestand, daß er nur deshalb Theaterstücke schreibe, weil sein Einkommen als Schriftleiter eines der größten Wiener Tagesblätter seinen Ansprüchen und Bedürfnissen nicht genüge, ist keine vereinzelte Erscheinung, sondern typisch für jenes charakterlose Litteratenthum, das nicht nur der jeweiligen litterarischen „Mode" Rechnung trägt, sondern selbst den niedrigsten Instinkten der großen urtheilslosen Menge schmeichelt, wenn es gilt, die Kunst zum Gelderwerb zu erniedrigen. Aber diese Modegötzen sind die Helden des Tages, sie beherrschen namentlich in Wien Bühne und Büchermarkt, und eine feile Presse sorgt durch ausgiebige Reklame für ihre „Berühmtheit".

Die das große, ewige Ziel der Kunst unverrückbar im Auge behalten, abseits von der großen Heerstraße wandern und der litterarischen Tagesmode keine Zugeständnisse machen, nicht allzuviele sind es und zu ihnen gehört auch die Dichterin, deren Bild heute die „Neuen Bahnen" bringen.

Marie von Najmájer ist unter den ziemlich zahlreichen und zum großen Theile nicht unbedeutenden Schriftstellerinnen Deutsch-Oesterreichs eine der hervorragendsten Gestalten. Man kann ein definitives Urtheil über sie mit umso mehr Berechtigung fällen, weil aus ihren Werken eine so gereifte und abgeklärte Eigenart spricht, daß ihre fernere künstlerische Entwicklung wohl kaum mehr große Ueberraschungen bringen dürfte. In ihrer letzten Gedichtsammlung „Der Göttin Eigenthum" hat Marie von Najmájer ihr dichterisches Schaffen selbst in folgenden Versen charakterisirt:

Galt mein Singen und mein Sagen
Doch bisher den alten Tagen,
Und den Menschen groß und schön,
Wandelnd auf des Lebens Höh'n.

Es ist begreiflich, daß eine so ideale, beschauliche Dichternatur, deren Schaffen von den unmittelbaren Tagesfragen unberührt blieb, sich in erster Linie der Lyrik zuwandte, jener Dichtungsart, die nicht bei den Modernen im guten Sinne des

Wortes, wohl aber bei den Modegötzen der Litteratur keine Pflege findet, weil sie keinen Augenblickserfolg verbürgt und eine brotlose Kunst ist, lediglich dazu gut, unsere heiligsten Gefühle und hehrsten Gedanken zu offenbaren. Zwischen Marie v. Najmájer's erster Gedichtsammlung „Schneeglöckchen" und ihrer neuesten „Der Göttin Eigenthum" liegen mehr als 30 Jahre, innerhalb welcher Zeit zwei andere lyrische Sammlungen, nämlich „Gedichte, neue Folge" (1871) und „Neue Gedichte" (1890) erschienen sind. Ich will es unterlassen, auf diese Werke näher einzugehen, denn Gedichte, zumal lyrische, lassen sich nicht analysiren, ohne daß ihr Schmelz unversehrt bliebe, und die im vorliegenden Hefte abgedruckten Proben werden für sich sprechen. Es ist keine auffallende, sondern eine auch bei anderen Dichtern vielfach beobachtete Thatsache, daß die reine Stimmungs- und Gefühlslyrik immermehr in den Hintergrund tritt und der Reflexionspoesie Platz macht, die bei Marie von Najmájer in ihrem neuesten Gedichtbuch „Der Göttin Eigenthum" eine geradezu erdrückende Fülle großer Gedanken zur Reife bringt.

Daß eine so geartete dichterische Individualität an dem unerschöpflichen Quell der Geschichte nicht vorübergehen konnte, ohne daraus Befruchtung und Anregung für ihr künstlerisches Schaffen zu schöpfen, ist beinahe selbstverständlich. So sind mehrere Epen und Romane entstanden, die eine geschichtliche Grundlage, beziehungsweise einen historischen Hintergrund haben und zwar: „Gurret ül Eyn", ein Bild aus Persiens Vorzeit (Verlag L. Rosner in Wien, 1874). Die beiden Dichtungen „Gräfin Ebba" (Cotta, 1877 und „Johannisfeuer" (Bonz u. Co., 1888), und die geschichtlichen Romane „Eine Schwedenkönigin" (S. Schottländer in Breslau, 1882) und „Der Stern von Navarra" (G. H. Meyer in Berlin, 1900).

Wenn je etwas mit dem Herzblute geschrieben wurde, so sind es die Dichtungen dieser genialen Frau. Das Fühlen und Denken, die ganze Seele eines großgeistigen und willensstarken Weibes, das sich dem Manne in jeder Hinsicht ebenbürtig fühlt, spricht und zieht sich wie ein rother Faden durch alle ihre dichterischen Schöpfungen. Trotz stofflicher Vielseitigkeit kehrt Marie von Najmájer immer wieder zu ihrem Lieblingsthema zurück und singt das Lob der Frau, namentlich aber der „großen" Frauen, die „auf des Lebens Höhen wandeln." So läßt sie sich anläßlich der Enthüllung des Maria Theresia-Denkmals folgendermaßen vernehmen:

Dein Name wird, umweht von heil'gen Schauern,
Unsterblich jedes Erzbild überdauern.

Doch Dein Geschlecht erhebt's in Ruhm und Ehren,
Das Denkmal, das sich herrlich uns enthüllt!
Mit tausend Zungen soll's die Mitwelt lehren,
Daß wahre Größe auch ein Weib erfüllt,
Des Genius allmächtige Gewalten
Sich auch in einer Frauenbrust entfalten.

Auf diesen Grundton ist ein großer Theil ihrer Gedichte gestimmt und dieser Grundton ist es auch, der in ihren größeren epischen Dichtungen wiederklingt. „Gräfin Ebba" und „Die Schwedenkönigin" kenne ich nicht, doch kann man wohl aus dem Titel schließen, daß auch die Hauptheldeu dieser Dichtungen Frauen sind. „Gurret ül Eyn" behandelt die Kämpfe der Babi's, einer religiösen Sekte, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz bedenklich an dem Dogmengebäude des schiitischen Islam rüttelte und besonders auch die unwürdige Stellung der Frau in der mohamedanischen Welt zu erschüttern suchte. Da Marie von Najmájer wohl das letztere Haupt- und Herzenssache war, so hat sie nicht den Bab, den Stifter der Sekte, sonder eine seiner Schülerinnen in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. In schwungvoller Jambensprache, die sich namentlich am Schlusse des dritten und sechsten Gesanges zu hinreißender, poetischer Gewalt erhebt, schildert uns die Dichterin den Leidensweg

Gurret ül Eyn's von den Tagen ihrer Kindheit, bis sie, eine Märtyrerin ihrer Ueberzeugung, den Tod auf dem Scheiterhaufen erduldet.

Formell vollendeter und ein Meisterstück seelischer Kleinmalerei ist die Dichtung „Johannisfeuer". Die Belagerung Malta's durch die Türken im Jahre 1565 und ihre glorreiche Vertheidigung bildet den geschichtlichen Hintergrund, von dem sich das Liebesidyll zweier großer, geläuterter Menschenkinder abhebt. Besonders anerkannt muß werden, daß die Dichterin in diesem Werke nicht nur auf die Charakteristik der Heldin, sondern auch auf jene der männlichen Hauptperson ihre ganze Kunst und die größte Sorgfalt verwendet hat. Das reifste und künstlerisch abgerundetste Werk ist „Der Stern von Navarra". Die geschichtliche Grundlage bildet die Regierungszeit der letzten Valois, auf die der Schrecken der Bartholomäusnacht seinen blutigen Schatten wirft. Bekannte welthistorische Persönlichkeiten ziehen vor unseren geistigen Blicken vorüber: die letzten Könige aus dem Hause Valois von Franz II. bis Heinrich III., ferner Katharina von Medici, Maria Stuart, die beiden Bourbonenprinzen Anton und Ludwig, die Guisen Heinrich und Kardinal Karl von Lothringen. Den Mittelpunkt der Handlung jedoch bildet Johanna d'Albret, eine Tochter des Königs Heinrich von Navarra und seiner Gemahlin Margarethe von Valois, der Schwester Franz II. von Frankreich. Johanna war eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit und ihr Name wäre schon durch ihr mannhaftes Eintreten für die Reformation unsterblich, auch wenn sie nicht die Mutter Heinrich IV., des größten Königs der Franzosen, gewesen wäre. Diese Hauptgestalt möglichst plastisch herauszuarbeiten, ihren psychologischen Werdegang von den feinsten Regungen der Kinderseele bis zu den schwersten Seelenkämpfen des reifen Weibes nachzuspüren — der Aufgabe hat sich Marie von Najmájer mit der größten Gewissenhaftigkeit und vollendeter Meisterschaft unterzogen. Es ist wiederum bezeichnend für die künstlerische Individualität unserer Dichterin und nicht allein in der Wahl des Stoffes begründet, daß alle männlichen Gestalten — und es sind solche von weltgeschichtlicher Bedeutung darunter — vor der weiblichen Hauptheldin mehr oder weniger in den Hintergrund treten müssen. Die Worte Heinrich IV., mit denen der Roman schließt, sind vielleicht nicht nur für diesen, sondern auch für die Verfasserin charakteristisch: „Meine Freunde", sagt Heinrich IV., „ob ich ein Stern bin, das weiß ich nicht. Eines aber ist gewiß: Wie die Sterne ihr Licht von der Sonne haben, so danke ich alles Gute, was in mir sein mag, meiner Mutter!" — Es ist das hohe Lied der Frau und Mutter, das Marie von Najmájer in diesem Romane gesungen hat.

Was die Dichterin in dem hier abgedruckten „Epilog" zu „Der Göttin Eigenthum", von sich selbst sagt:

„Ich weiß es wohl, im Hassen und im Lieben,
Ist manches Menschliche mir fremd geblieben" —

ist gewiß nicht ganz unberechtigt. Aber wenn auch ihre spezifische Individualität manchmal eine gewisse freilich geniale Einseitigkeit in ihrem künstlerischen Schaffen bedingen mag, der Werth ihrer Werke wird dadurch nicht beeinträchtigt, denn hier ist tiefe, echte Poesie vorhanden und diese ist unverwelklich.

Dichtungen

von **Marie von Najmájer.** (Wien).

Sonnenhymne.

Quell des Urlichts, strahlendes Himmelsauge,
Schöpferhauch des Ewigen, den kein Wort nennt,
Herr des Erdballs, einziger Lebenswecker,
Du, unser Alles!

Du, zu dem der Geist, wie der letzte Grashalm
Strebt empor, allmächtiger, hehrer Lichtquell,
Gross beherrschend unseren ganzen Weltkreis —
Spiegel der Gottheit!

Dir sei ganz mein Wesen zum Preis, o Sonne!
Was ich bin und jegliches Lied — von Dir ist's:
Dir als Opfer steig' es, so lang ich athme,
Rein in die Höhe!

Ob Du aufgehst, göttliche Klarheit spendend,
Blüthen weckend rings auf verjüngtem Erdkreis,
Ob Dein Strahl Vernichtung uns droht und dennoch
Köstliches reifet,

Ob Du, tief von Wolken verhüllt, uns dennoch
Schenkst das Taglicht, ob in des Winters Starrheit
Uns Erlösung kündet Dein ferner Lichtschein —
Sei uns gesegnet!

Immer kommt ja, immer das Heil von Dir uns!
Wie sich machtlos zuschliesst vor Dir mein Auge,
Doch in Deinem Licht nur allein die Welt sieht —
So auch die Seele.

Kann ich, heil'ges Räthsel, Dich niemals fassen,
Gibst Du dennoch Alles mir: Licht und Liebe,
Kraft und Schönheit, Wärme, wie süsse Freude —
Alles, was Dein ist.

Fremd und schaurig fühl' ich die Nacht: ihr Kind nicht,
Unterthan nicht ihren Gewalten bin ich,
Und mein Lied tönt nimmer dem dunklen Schmerze,
Unser'm Bezwinger.

Naht er mir, verhüll' ich mein Haupt und schweige;
Nicht zum Klagen ward mir das Lied! Du gabst mir's,
Sonnenstrahl, Du leuchtender Gottesbote,
Dir ist's gesungen!

Von oben.

Wer mitten steht im Kampfe der Parteien
Und mit der Faust erkämpft sein flücht'ges Recht,
Wem Reiz das Dasein nur vermag zu leihen
Durch Lieb' und Haß zum anderen Geschlecht,
Dem gilt kein Träumer in der Menschheit Reihen:
„Denn nur, wer selbst erlebt, der schildert echt."
Und dennoch! wer erwartet von Propheten,
Daß sie am Weg in jede Schänke treten?!

Wer je gestrebt, sein tiefstes Ich zu kennen,
Wer jemals suchend seinen Gott geahnt,
Der mußt' von Allem gänzlich los sich trennen,
Hat einsam nur Erhabenes geplant.
Und wenn die Menschen einen Thoren nennen,
Wer neue Wege für die Zukunft bahnt —
Sie wissen doch: kann fern ein Ziel er sehen,
So muß er höher als die Andern stehen.

Bist Du empor auf einen Berg gestiegen,
So scheint Dir Alles Dein, was Du erschaust;
Wenn And'rer Wiesen sich an Wälder schmiegen,
Der Wildbach And'rer Mühlen treibend, braust,
Die reichen Früchte, so die Zweige biegen
Wenn herrlich vollgereift, ein And'rer schmaust —
So konnte Dir sich das Gesammte zeigen,
Und als Dein Blick es faßte, war's Dein Eigen.

So kann im Traum der Dichter mehr erleben,
Ja — zehnfach mehr, als alle Wirklichkeit
Dem Lebensdurstigen vermag zu geben;
Und losgelöst von Zufall, Raum und Zeit,
Kann ihm zu ew'ger Wahrheit sich erheben,
Was Andern flüchtig nur die Stunde leiht.
Und ließ er Alles still vorübergehen,
So hat er mehr als Jene doch gesehen.

Wie leise nur berührt von Morgenwinden
Der Aeolsharfe schon Gesang entschwebt,
So leicht erregt ist häufig sein Empfinden;
Und wenn 's ihm heiß durch alle Fibern bebt,
Kann für so Mächt'ges kaum den Ton er finden —
So sagen sie: „Er hat ja nichts erlebt!
Wie seltsam, daß er doch vermag zu malen
Was fremd ihm blieb, wie Blinden Sonnenstrahlen!"

Ich leugn' es nicht: durch stürmische Bewegung,
Durch Leidenschaft und Schmerzen, Schuld und Lust,
Durch aller Sinne glühend heiße Regung
Bereichert, dehnt sich manche Dichterbrust;
Denn blaß und kalt ist des Gedankens Prägung:
Gefühl nur leiht ihm Leben, unbewußt.
Wem eig'ne Träume nicht den Himmel geben,
Der stürze sich hinein in's volle Leben!

Marie v. Najmájer.

Ich will den Spruch und seine Wahrheit ehren:
„Thun Zwei dasselbe, ist's dasselbe nicht."
Den Edlen kann die Schuld sogar verklären;
Aus Schlacken steigt sein Wesen klar und licht,
Gleich echtem Gold, das Flammen nicht verzehren.
Und wenn Natur aus ihm viel mächt'ger spricht,
So ist's, weil ihn mit überreichen Gaben
Dämonen fröhlich überschüttet haben.

Wer off'nen Sinn's durch's Leben ist geschritten,
Dem löst von selbst sich manches Vorurtheil,
Und nicht in Zwang, durch den so Viele litten —
In freier Duldung sieht er nur das Heil.
Ein Jeder wahre selbst sich unbestritten,
Was ihm erscheint des Lebens bester Theil.
Ich sage nur: Ihr sollt die Kraft des Reinen,
Die echte Dichterkraft ihm nicht verneinen!

Epilog.

Mein Lied verstummt; und war's auch ein Befreier
Für manche im Gefühl verschwieg'ne Brust,
Und hob's mit weichem Flügelschlag den Schleier
Von Manchem, was da lebt, sich unbewußt —
So eignet doch den Tönen meiner Leier
Nicht jeder Schmerz, nicht jede Menschenlust;
Ich weiß es wohl: im Hassen und im Lieben
Ist manches Menschliche mir fremd geblieben.

Doch hieß es selbst im Alterthum, inmitten
Von Rom: „Gebt Raum der Vesta-Priesterin!"
Wo Hoch und Niedrig aus dem Weg ihr schritten
Trotz Mannesstolz und kriegerischem Sinn —
So fühl' auch ich, daß ich bei andern Sitten,
In andern Zeiten doch ein Gleiches bin;
Auch ich, gehorchend einer Göttin Lehren,
Muß unentwegt ein heil'ges Feuer nähren.

Viel höher, als die Alten einst sie kannten,
Brennt uns're Flamme in die neue Zeit;
Nicht dem allein, was Jene Tugend nannten,
Auch Menschenadel, schöner Menschlichkeit,
Dem Ideale, dem so oft verkannten,
Der hoh'n Begeisterung ist sie geweiht;
Ihr Priester ist, wer rein und treu sie hütet,
Wenn rings der Daseinskampf der Menschen wüthet.

Doch weil sie höher brennen, unsre Flammen,
Und dennoch, ach! gefährdet minder nicht
Durch Mächte, die aus böser Zwietracht stammen,
So braucht der Schützer mehr das heil'ge Licht:
Sie schließt ein unsichtbarer Bund zusammen,
Der still, doch siegreich alle Schranken bricht.
Wer nicht Prophet ist, Menschen zu versöhnen,
Versucht's mit eines Liedes weichen Tönen.

Bürger's Bedeutung für die klassische und moderne Ballade.

Von **Hans Benzmann** (Berlin).

Es gibt Dichter, deren Werke nie veralten, auf deren Kunst die Kunst späterer Jahre immer wieder zurückkommen wird. Abgesehen von den großen universalen Geistern, von einem Goethe, Schiller, Shakespeare, gehören zu diesen Dichtern minder geniale oder nur nach bestimmter Richtung hin genial veranlagte Poeten. Es sind zunächst Dichter, die unmittelbar aus dem Volksempfinden schöpften, oder solche, deren Kunst durchaus originell ist und späteren noch stärkeren Talenten die Wege weist. Dichter ersterer Art sind Bürger, Uhland, Eichendorff, Dichter der anderen Art z. B. Heinrich von Kleist, Hebbel, Annette von Droste-Hülshoff und Gottfried Keller. Wir leben gerade jetzt in einer Zeit, in der die Kunst nach Ueberwindung des Epigonenthums und des undeutschen Naturalismus, sowie des ebenso undeutschen artistischen Symbolismus wieder an die besten Traditionen anzuknüpfen sucht. Ein Zeugnis hiefür ist das Wiederaufblühen der Romantik in Deutschland. Diese Neuromantik aber zeigt vielfach ein ungesundes, dekadentes Wesen, das ebenfalls noch überwunden werden muß. Es ist wahr, romantische Poesie ist die Poesie an sich; aber nicht die ungesunde, übersensitive Romantik eines Novalis darf vorbildlich sein, eher dann noch die geniale realistisch-märchenhafte eines E. Th. A. Hoffmann. Aber es gibt eine Romantik, die unmittelbar aus dem Volksempfinden schöpft, welcher z. B. Goethe's bedeutendste Schöpfungen, wie der Götz, der erste Theil des Faust, die Liebeslyrik und die deutschen Balladen, ferner Bürger's kraftvolle Balladen angehören und von späteren Dichtungen z. B. die Balladen der Droste-Hülshoff nahestehen. Es sind Anzeichen vorhanden, welche darauf hinweisen, daß moderne Dichter

neuerdings gerade an diese kräftigen, gesunden Traditionen anzuknüpfen scheinen. Schon Liliencron's Balladen weisen zum Theil auf Bürger hin, während seine Naturlyrik oft an einen anderen echtdeutschen Poeten, der ebenfalls zugleich Romantiker und Realist ist, an Theodor Storm erinnert. Ein anderer moderner Dichter, Wilhelm von Scholz, ist seit Jahren kräftig in kritischen Aufsätzen und selbstständigen Schriften für die urgeniale Droste-Hülshoff eingetreten. Neuerdings hat W. v. Scholz sein Werk gekrönt, indem er eine überaus fein zusammengestellte Sammlung der besten Dichtungen der Droste-Hülshoff (bei Eugen Diederichs, Leipzig) herausgegeben hat. Scholz zeigt übrigens in seinen eigenen Poesien eine leise Beeinflußung durch die Droste.

Bürger, Goethe und Droste offenbaren in ihren Balladen in ganz merkwürdiger Weise eine nahe geistige Verwandtschaft. Sie schöpften aus den vollen — echtesten — Quellen der Poesie, aus der mystischen Tiefe der deutschen Volkssage. Alle drei waren vermöge genialer Veranlagung dazu aber auch prädestinirt. Sie empfingen nicht nur vom Mythus, von der Sage, sie schufen auch Dichtungen, die in ihrer Anschaulichkeit, in ihrer unmittelbar und suggestiv wirkenden Sprache, in ihrer knappen, charakteristischen Darstellung der Volksballade sehr ähnlich wurden, die dem Volksempfinden in jeder Beziehung entsprechen. Man denke nur an Bürger's „Leonore", „Der wilde Jäger", an Goethe's „Erlkönig", „Der König von Thule", „Der getreue Eckart", „Die wandelde Glocke". Leider sind die diesen Balladen sehr ähnlichen Dichtungen der Droste weniger bekannt geworden. Das lag einmal daran, daß in ihnen das Individuelle nicht ganz in dem Volksmäßigen aufgelöst ist, dann daran, daß sie stofflich mehr der speziellen westphälischen Lokalsage und Historie entnommen sind, als der allgemein deutschen.

Es ist in diesen Tagen ein neues, empfehlenswerthes Buch über Bürger erschienen! „Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke", von Wolfgang von Wurzbach. (Mit 42 Abbildungen nach Stichen von Chodowiecki u. A., Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig 1900), welches sich sehr ausführlich auch mit Bürger's Ideen über das Wesen der deutschen Ballade und der deutschen Volkspoesie beschäftigt. Ich möchte auf dieses Kapitel näher eingehen. Wir werden sehen, daß Bürger's Ideen die gleichsam immanenten der deutschen Poesie sind, daß sie also immer modern bleiben und ganz besonders jetzt, da man wieder beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen, auf die gesunden Traditionen der deutschen Kunst.

In einem besonderen Kapitel behandelt Wurzbach „Die Romanze und Ballade vor Bürger". Zur Erklärung der beiden Begriffe zitirt er den Ausspruch eines jüngeren Litteraturhistorikers: „Wir verstehen heute unter Ballade, beziehungsweise Romanze ein lyrisch-episches Gedicht, welches, entweder in dem mehr düsteren aphoristischen Kolorit des nordischen Volksliedes oder in dem helleren ideal plastischen Gewande der südlichen Romanze erscheint." In der That findet man diesen doppelten Charakter des lyrisch-epischen Gedichtes in Deutschland im 15. u. 16. Jahrhundert in Bürger-, Bauern-, Landsknecht-, Jäger- und Studentenliedern ziemlich deutlich vorgebildet. Dieser Entwicklung setzte der dreißigjährige Krieg ein vorläufiges Ziel. Dagegen schwiegen nicht, auch über diesen Krieg hinaus, die Bänkelsänger. Die wüsten Poesien derselben nahmen sich die Dichter des 17. Jahrhunderts, namentlich Gleim, zum Muster. Gleim war nämlich durch die ironisirenden „Romanzen" des Franzosen Moncrif (1687—1770), wie Wurzbach erzählt, zu der falschen Ansicht geführt worden, daß ein parodistischer Ton in der Romanze vorherrschen müsse, und so war er dazu gekommen, diese Gattung mit den deutschen Bänkelsängerliedern zu indentifiziren, welche auf den Jahrmärkten und Messen blutige Begebenheiten in burlesk-komischem Tone erzählten. Wie verfehlt diese Bestrebungen waren, abgesehen von dem rohen Tone dieser Poesien, wie wenig diese Gleim'schen Romanzen den echten und tief-

poetischen objektiven Ton der Volksballade oder -Romanze trafen, zeigen ein paar Beispiele. Eine Romanze Gleim's, deren Titel sieben Zeilen umfaßt, beginnt so:

„Die Eh' ist für uns arme Kinder
Ein Marterstand,
D'rum Eltern zwingt doch keine Kinder
In's Eheband."

In einer anderen heißt es von einer verlassenen Braut:

„Sie fällt in Ohnmacht, ist so blaß,
Als wär's ein kaltes Fieber.
Die Mutter holt ein ung'risch Glas;
Die Ohnmacht ist vorüber.

Ein Doktor kommt, der Doktor spricht:
Das hat man von dem Lieben,
Die guten Kinder folgen nicht!
Und viel wird ihr verschrieben.

In dieser lächerlich trivialen und schwülstigen Manier dichteten noch viele Andere, von denen aus anderem Grunde noch heute bekannter sind Zachariä, der Dichter der „Renomisten", Hölty und Gotter. Neben Herder, der sich theoretisch gegen diese Pseudo-Volkspoesie in seinen „Blättern von deutscher Art und Kunst" (1771 und 1773), uns als Muster wahrhafter Balladenpoesie die „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter" im Jahre 1777 erscheinen ließ, war es namentlich Bürger, der jenen trivialen Ton bekämpfte. „O Boie, Boie" schreibt er am 18. Juni 1773, wie Wurzbach berichtet, als er eifrig an seiner „Leonore" dichtete. „Welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden habe. Ich denke, „Leonore" soll Herder's Lehren einigermaßen entsprechen."

In seiner Schrift: „Aus Daniel Wunderlich's Buch", einem Fragmente, das er unter dem Titel: „Ein Herzensausguß über Volkspoesie" veröffentlichte (Deutsches Museum 1, 440—450; 1776), kämpfte dann Bürger selbstständig gegen den unwürdigen Ton der sogenannten Balladen und Romanzen. In dieser Schrift weist er darauf hin, daß unter den deutschen Bauern, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen u. A. eine erstaunliche Menge von Liedern kursire, „worunter nicht leicht eins sein werde, woraus der Dichter für's Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte, und sollte es auch nur ein Pinselstrich des magisch-rostigen Kolorits sein."

Wurzbach schreibt nun über Bürger's Ideen folgendes: „Die Grundforderungen, welche Bürger für die deutsche Poesie aufstellte, sind Naturalismus und weitestgehende Popularität. Bürger hielt die Poesie zwar stets für eine hohe, edle, göttliche Kunst, die das erhabene Amt bekleide, Lehrerin der Menschheit zu sein, aber nimmer liege ihr alleiniger Zweck in der Wiedergabe des Schönen. Die Poesie ist ihm eine Nachbildnerei (!) der Natur, eine Darstellung derselben in Wortlauten, wobei unter Darstellung etwas lebendiges, belebendes, anschauliches, „Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes" zu verstehen ist." „Du kannst", schrieb Bürger (an Boie), „die Greuel einer Schlacht, eines Lazarets darstellen, daß Deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußeren oder inneren Sinnesnerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat." Welch' großartig richtige Ansicht von der freien Kunst und dem subjektiven Kunstgenuß! Freilich ging Bürger in seinen Theorien wie die heutigen Naturalisten über's Ziel hinaus, oder besser: seine Kunst selbst lehrte, daß er mit seinen Worten nicht etwa eine bloße Nachahmung der Natur, eine unmittelbare, prosaische — und darum nicht unmittelbar wirkende — einfache Wiedergabe der Natur forderte, sondern versinnbildlichende Form, Anschaulichkeit, Realismus, Präzision, charakteristische Sprache! „Man müsse", schreibt Bürger, „das wilde Heer ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Peitschen ebenso knallen hören, und bei all' dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wäre es die Sache selbst" — und in der That, in seinen Balladen ist alles Plastik, Anschaulichkeit, Leben, Fortgang. In ihnen ist jedes

Wort charakteristisch, bedeutungsvoll, an seiner Stelle, kein Wort zu viel und keines zu wenig!

Dieses deutsche poetische Empfinden, in dem die schöpferische Kraft wurzelt und aus welchem heraus die Kunst entstand, die ich die wahrhaft nationale nennen möchte, welche ebenso mystisch tief, wie realistisch anschaulich wirkt, besaß Bürger fast als einziger unter seinen Zeitgenossen neben dem jungen Goethe.

Was damals galt, gilt heute noch! Man sollte meinen, daß es immer gegolten hätte! In der That, es geht eine Entwickelungslinie von Bürger, Goethe, Uhland, Mörike — auch Heinrich Heine ist unter allen Umständen hier zu nennen, denn er hat köstliche, echte Balladen geschaffen! — Theodor Storm, Droste-Hülshoff, Theodor Fontane bis zu Liliencron; aber wie lang ist dieser Weg, wie dünn und schmal ist seine Spur längs der großen Heerstraße der Epigonen! Möge man zu Bürger und Goethe vor Allem zurückkehren! Hier fließen die Quellen der wahrhaft deutschen Poesie, aus denen allein die moderne Kunst Gesundheit und Leben schöpfen kann!

Es ist erfreulich, daß in der That Anzeichen bemerkbar sind, die darauf schließen lassen, daß die deutsche moderne Poesie wieder anfängt, sich auf sich selbst zu besinnen. Hier könnte die „Ueberbrettl-Bewegung", die leider bis jetzt ganz und gar vom französischen Geiste beeinflußt wird und kaum dazu beigetragen hat, den Geschmack des Publikums zu läutern, fördernd eingreifen, indem sie vor Allem die deutsche Ballade pflegte.*)

Die Enterbten.

Du aus versunk'nem Kinderlande,
O heimatlicher Weihnachtsschein,
Was strahl'st du in dies Haus der Schande
Und brennst mir in mein Herz hinein!

Entzündet von entweihten Händen,
Seh' ich dein unschuldvolles Licht,
Das zitternd an den Spiegelwänden
Sich wie in toten Augen bricht.

Die Mädchen sitzen rings im Kreise
Und blinzeln in den Lichterflor.
Es steigt wie Morgenglimmen leise
Die Scham aus ihrer Gruft empor.

O lösch't mir aus, ihr Weihnachtslichter,
Der Lampen kalkig toten Schein,
Daß die gemalten Angesichter
Von eurem süßen Schimmer rein!

Thaut hier nicht auf ein Glanz von Thränen?
Zuckt dort nicht weh' ein Kindermund?
In der Verderbnis wohnt ein Sehnen
Und ach! wer irrt, ist immer wund.

Und keiner kommt zu uns gegangen
Im milden Licht von Bethlehem,
Der uns mit den bemalten Wangen
Wie Kinder an den Händen nehm'!

Nur Täuschung ist das Lichtgefunkel,
Das uns die heil'ge Nacht erhellt.
Wir müssen sterben und im Dunkel
Uns tasten in die bess're Welt.

St. Oswald. **Maurice von Stern.**

*) Bürger's sämmtliche Werke sind bei Cotta erschienen. — Billige gute Ausgaben der Gedichte sind in der Reklam'schen Universalbibliothek und bei Hendel, Halle (Bibliothek des In- und Auslandes) erschienen.

[Nachdruck verboten.]

Nur ein Mißgriff.

Von F. W. v. Oestéren. (Wien.)

„So ein freier Tag, wo man auf nichts aufzupassen hat, als auf sich selbst, thut doch gut, Mutterl!"

„Na ja, Franzl, glaub's schon. Und das gute Bett und der Schaukelstuhl, was?"

„Na und ob! Ich verlang' mir gar nichts weiter auf der Welt!"

Der alte Schutzmann reckte sich, steckte seine Virginier an der Lampe in Brand und ließ sich dann auf den Schaukelstuhl fallen. Seine Augen waren vor lauter Behagen nur halb geöffnet und um seine Lippen spielte ein zufriedenes Lächeln, als er seiner Frau zunickte. Diese ging in ihrer steifen, geblümten Kattunblouse im kleinen Zimmer umher und entfernte mit ordnender Hand die letzten Spuren des Abendessens vom Tische. Die Lampe mit dem grünen Papierschirm warf ihr freundliches Licht auf den Mann mit dem militärisch aufgedrehten, vollen Schnurrbarte, in Hemdärmeln und auf die Frau mit den leicht ergrauten Haaren, auf denen ein leuchtend weißes Häubchen ruhte. Das Zimmer und die Menschen, die darin weilten — Beides bot das Bild spießbürgerlichsten Glückes und Friedens.

Und so sah es stets in diesem Raume aus, so war es immer, wenn der Schutzmann seine dienstfreien vierundzwanzig Stunden hatte, die er regelmäßig daheim verbrachte. Er hatte verhältnißmäßig spät geheiratet, sein Liebesroman war alltäglich gewesen. Die beiden Leute hatten sich lange lieb gehabt, lange auf einander in Treue gewartet und als dann genug Geld durch den Fleiß Beider erworben und erspart gewesen war, geheiratet und waren als anspruchslose Menschen in ihren aussichtslos bescheidenen Verhältnissen glücklich geworden. Nur in den ersten Jahren dieser Ehe war das Glück nicht ganz voll und rein gewesen; etwas hatte gefehlt — ein Kind. Im achten Jahre endlich, da die Beiden schon an der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches verzweifelten, ward dieser verwirklicht und ihnen eine Tochter geschenkt. Da waren sie schon lange über die erste Jugend hinaus und ihr Zärtlichkeitsbedürfnis umso größer. Eine Tochter! Das war just ihr Wunsch gewesen, und so fand das Kind ein freudetrunkenes Elternpaar und, da es heranwuchs, eine rührende Liebe und sorgfältige Pflege, und jeder Wunsch wurde, wenn erfüllbar, dem Mädchen gewährt.

An dieses sein Kind dachte der Polizist gerade. „Mutterl", sagte er, „es muß gleich neun sein. Die Lisi könnt' schon zu Hauf' sein!"

Die Frau hatte eine Stickerei zur Hand genommen und sich auf dem Divan neben dem Tische niedergelassen. Sie lächelte nachsichtig. „Die jungen Mädels haben immer so viel mit einander zu plauschen, Franzl. Ich weiß das von mir. Laß' gut sein; sie wird schon kommen. Die Käthe bringt sie ja bis an's Haus."

„Ja, ja", sagte der Mann nachdenklich, „hast Recht, Mutterl. Viel zu plauschen haben die jungen Mädels. Ich vergeß' halt immer, daß die Lisi schon die Kinderschuh' vertreten hat und schon ein großes Ding ist."

„Ja, Franzl, ins sechszehnte Jahr geht sie schon. Wenn wir die Silberne feiern, wird sie schon eine ganze junge Dame sein." Und die alte Frau lächelte ganz glücklich, als sie das Wort „Dame" aussprach.

„Hast Recht, Mutterl. Eine Dame, ganz wie eine Dame ist sie." Und nach einer Pause fuhr er fort: „Ja, ja, die Mädels! Da muß man fein achtgeben, wenn sie einmal erwachsen sind. Und gar auf so hübsche wie uns're Lisi. Ja, ja, die Mädels!" Er schwieg und saß sinnend; auch die Frau ließ die Hände mit der Stickerei in den Schooß sinken und dachte zurück an die Zeit, da auch sie so jung gewesen war, daß man „auf sie achtgeben" mußte. So verstrich eine lange, lange Zeit in ungebrochener Stille. Dann schlug eine Uhr irgendwo.

Da fuhr der Mann aus seinem Sinnen auf. Seine Stimme zitterte ein wenig vor Besorgniß und Unruhe, als er sagte: „Mutterl, jetzt könnt' sie aber doch schon heim sein."

Dasselbe hatte auch diese gedacht, als sie den Schlag der Uhr vernahm. Aber sie war nicht ängstlich. „Die jungen Mädels", sagte sie abermals achselzuckend. Wieder senkte sich das Schweigen auf den Raum herab — minutenlang. Dann ward aber auch die Mutter von Besorgniß um ihr Kind erfaßt und sie erhob sich. „Franzl, Du! Es ist so schön heut' Abends. Wie wär's, wenn wir den Mädels entgegengingen? Sie gehen ja immer den gleichen Weg; verfehlen können wir sie nicht. Hast Du Lust?"

„Ja, Mutterl. Geh'n wir!" Er stand auf.

„Aber einen Putzer verdient die Lisi, weil sie uns so lang warten läßt", sagte er.

„Nein, sie nicht; aber die Käthe. Der werd' ich's gehörig sagen!" Und er nahm seinen Rock vom Holzgestell an der Wand, während die Frau im anstoßenden Zimmer verschwand, um Hut und Jacke zu holen.

Im gleichen Augenblicke ertönte schrill und lang die Glocke an der Wohnungsthüre. „Da ist die Lisi!" rief der Mann und lief ins Vorzimmer, um zu öffnen. Es war wirklich die Erwartete — aber in welchem Zustande! Ohne Gruß, ohne Wort stürzte sie an dem Vater vorbei, durch das dunkle Vorzimmer ins Gemach, das die Eltern eben verlassen hatten. In der Mitte desselben blieb sie stehen — starr, reglos. Der Vater eilte ihr bestürzt nach, die Mutter eilte auf ihr Kind zu, und gleichzeitig entrang sich zwei gequälten Herzen die bange Frage: „Kind, was ist Dir gescheh'n?"

Lisi aber streckte nur die Arme abwehrend aus, als wollte sie jede Berührung von sich fernhalten, und blieb wie angewurzelt stehen. Ihr hübsches Gesichtchen war bleich und qualvoll verzerrt, die rothblonden Haare hatten sich halb und halb von dem Halte der Nadeln befreit und hingen zerzaust um Stirn und Wangen; und in den Blick der großen blauen Augen schien sich alles Weh geflüchtet und vereint zu haben.

Die alte Frau rang die Hände. „Jesus, Maria, was ist denn, Lisi?" Aber keine Antwort, keine Bewegung des Mädchens. Da faßte der Vater mit sanfter Festigkeit einen Arm Lisi's. „Was ist Dir geschehen, Kind?" fragte er. Und ihre Hand in der seinen festhaltend, zwang er sie auf einen Sitz nieder und nahm neben ihr Platz. Auf der anderen Seite schob die Mutter einen Stuhl heran und faßte die zweite Hand ihrer Tochter. Und die beiden alten Leute streichelten nun unablässig Lisi's Hände, sahen ihr angstvoll ins Antlitz und fragten und fragten. Aber das Mädchen brachte kein Wort über die Lippen, nur ab und zu einen gurgelnden, röchelnden Laut, als erstickte sie. Nichts als das Nicken ihres Hauptes gab den Fragen der Eltern Antwort.

„Wo ist denn die Käthe?" „Hat sie Dich nicht hergebracht?" „Warum nicht?" „War sie nicht zu Hause?" „So ist sie krank?" „Warum hat Dich denn nicht das Dienstmädchen begleitet?" „Aber, was ist Dir denn gescheh'n?" „Lisi, so sag' doch!" „Ich bitt' Dich um Gottebwillen, so red' doch!" „Was ist denn?"

Lange, lange fragten und forschten die alten Leute so. Das Mädchen hörte nicht auf, zu zittern und zu beben, preßte die Lippen fest zusammen und schwieg. Und es wurde spät. Endlich sagte die alte Frau: „Franzl, geh' schlafen! Mußt ja morgen um fünf Uhr auf sein. Ich werd' die Lisi ins Bett bringen; mir wird sie's schon sagen. Gelt, Kinderl?"

Er wagte nichts zu erwidern. Stumm erhob er sich und schlich leise, leise, als gelte es, die Ruhe eines Schlummernden nicht zu stören, aus dem Zimmer. Die Mutter aber hob die willenlose Lisi wie ein Kind empor und zog sie in ihre kleine Kammer. Das Mädchen ließ Alles mit sich geschehen, ließ sich entkleiden und ins Bett legen und brach nicht das starre Schweigen.

Er zögerte. „Mutterl", begann er und wollte seine Bedenken erklären. Aber die Frau war schon wieder fort — bei ihrer Tochter, die in heißen Fieberschauern dalag.

Indessen wartete der Vater angstvoll im Schlafzimmer. Er wollte nicht zur Ruhe gehen. Dicht an der Thüre saß er und horchte und horchte lange Zeit. Endlich kam die alte Frau.

„Sie hat noch nichts gesagt; aber sie weint schon. Dann wird sie sprechen. Jesus, Maria, was ihr nur geschehen ist? Ich mach' ihr Umschläge und einen heißen Thee muß sie trinken. Sie schüttelt sich so sehr. Ob sie gar das Fieber hat?"

„Ich will einen Arzt holen", sagte er mit gepreßter Stimme.

„Nein, nein, Franzl, noch nicht. Bleib'! Und hörst, zieh' Dich aus und leg' Dich nieder! Ich werd' beim Kind wachen. Jesus, Maria!" Und sie ging wieder.

Er entkleidete sich langsam und erwartete dann im Bette die Rückkehr seiner Frau. Aber es dauerte zu lange, und müde schlief er ein.

„Bist Du's, Mutterl?" fragte er, als ihn dann — es mochte eine lange Zeit verstrichen sein — ein Geräusch im Zimmer aus dem Schlafe riß. Es war die Frau, die das Zimmer betreten hatte und nun wie gebrochen auf dem Bettrande saß. Als er beim Aufflackern der Kerze ihr bleiches Antlitz sah, fuhr er angstvoll auf.

„Mutter, was ist's? Um Christi willen! Was ist mit der Lisi?" Und er wollte sich erheben. Sie aber drückte ihn wieder auf die Kissen zurück. Und nun erfuhr er, was seinem Kinde widerfahren war.

Mein Gott, nichts Furchtbares gerade. Oder — — —?

Die Käthe war krank und konnte die Freundin nicht wie sonst begleiten; darum sollte das Dienstmädchen die Lisi heimbringen. Aber Lisi wollte das nicht; sie hatte keine Angst und fühlte sich erwachsen genug, um allein zu gehen. So verließ sie denn, vorsichtshalber aber doch zeitiger als gewöhnlich, die Freundin, um heimzukehren. Und da — Lisi war eben auffallend hübsch, war jung und trug ihren leichten Sonntagsstaat — hatte sie ein Schutzmann angehalten und nach ihrem Ausweis gefragt. Mein Gott, ein Mißgriff, sonst nichts! Lisi hatte den Mann gar nicht verstanden, ihn angelächelt und ihren Weg fortsetzen wollen. Da hatte er sie angepackt und ihr befohlen, ihm zu folgen. Und dann — — dann war sie zu einem brutalen Kommissär geschleppt worden und dann — — hatte sie sich entkleiden sollen. Da sie jedoch nichts begriff und voll Scham und Entrüstung widerstrebte, hatte man es gewaltsam gethan. Und dann — — — nun, endlich hatte man etwas wie eine Entschuldigung gebrummt und sie freigegeben. Und da war sie heimgekehrt und — — und das war Alles. Aber sie lag fiebernd da, wie vom Schlage gerührt.

Der Polizist sprang auf. „Himmelherrgott, das meiner Tochter! Sofort geh' ich mich beschweren. Die Lumpen zeig' ich an!"

Die alte Frau nickte. „Ja, Franzl, das mußt!" Sie eilte wieder aus dem Zimmer, um nach ihrem Kinde zu sehen.

Der Schutzmann griff in stürmender Erregung nach seinen Kleidern und begann, sie anzulegen. Aber mählig ward seine Eile zur Lässigkeit und schließlich setzte er sich wieder auf den Bettrand, ohne seinen Waffenrock zu nehmen, und versank in Sinnen. Sollte er auch wirklich thun, was er da vorhatte? Durfte er es? Ja, ja, es war der Lisi und mit ihr auch ihm bitter Unrecht geschehen! Aber wenn er nun Klage führte, wem that er Gutes? Die Sache würde in die Oeffentlichkeit dringen, er würde es mit einem Vorgesetzten zu thun bekommen, und die würden ihm nicht verzeihen, wenn ihnen eine Rüge ertheilt würde! Er, er allein würde den Schaden tragen und mit ihm seine Frau und sein Kind! Er würde verabschiedet werden und es fehlten noch vier Jahre zur vollen Pension! Nein, nein, das nicht! Er durfte, konnte nicht!

Da kam die Frau wieder ins Zimmer gestürzt. „Jesus, Maria! Franzl, sie phantasirt! Ganz heiß ist sie! Geh'! Geh', hol' den Arzt im Vorbeigeh'n! Und dann geh' gleich klagen! Bingert heißt der Kommissär; die Lisi hat seinen Namen gehört. Geh', Franzl! Schnell!"

Der Schutzmann erhob sich und zog sich vollends an. Es war bald drei Uhr Morgens. Ein neuer Sommertag sandte seine ersten Dämmerboten zur Erde voraus.

Eine halbe Stunde später stand der herbeigerufene Arzt am Lager des Mädchens, das bewußtlos ruhte. „Liebe Frau", sagte er, „ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Tochter von einem Nervenfieber ergriffen ist. Da ist der Ausgang stets ungewiß."

Um fünfeinhalb Uhr Früh trat der Polizist, der Stunden in bangem Umherirren mit schwerem Hirne und todesbangem Herzen verbracht und sich weder in sein Heim zurück, noch auch zur Beschwerdeführung gewagt hatte, seinen Dienst an. Als er sich bei dem diensthabenden Oberkommissär Bingert meldete, sah ihn dieser, der gar nicht wußte, daß da der Vater jenes Mädchens vor ihm stand, mißbilligend an. „Sie sehen sehr übernächtig aus, trotzdem Sie dienstfrei waren. Schauen Sie mich an! Ich sehe trotz des Nachtdienstes wacher aus, als Sie. Sie werden sehr alt, mein Guter!"

Der Untergebene stand in dienstlicher Steifheit da und preßte die Zähne fest zusammen. Dann begab er sich auf seinen Posten. — — —

Vier Tage später hatte der Oberkommissär Bingert wieder Inspektionsdienst, als sich der Polizist bei ihm meldete.

„Was wollen Sie?" fragte der Vorgesetzte unfreundlich.

„Ich bitte gehorsamst um Urlaub", kam es mühsam, fast tonlos von den Lippen des Anderen.

„So? Wozu denn?"

„Zu einem Begräbniß, Herr Oberkommissär."

„Wer ist Ihm denn gestorben?"

„Eine Tochter, Herr Oberkommissär."

„So, so! — Jung?"

„Jawohl, Herr Oberkommissär. Ganz jung, noch nicht sechszehn Jahre."

„Hm, hm! Armes Ding! — Aber trachten Sie, daß Sie nicht zu oft wegen solcher Begräbnisse um Urlaub bitten müssen!"

„Es war mein einziges Kind, Herr Oberkommissär."

„Hm, hm! So, so! Gut! Sie können gehen."

Winternacht im Dorfe.

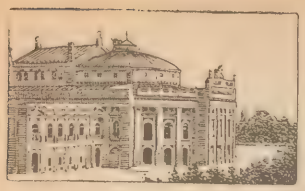
Hell ist die Nacht und winterkalt,
Der Schnee liegt dicht auf Zaun und Bäumen,
Die schwarzen Leichenvögel träumen
Auf dürren Aesten, tief im Wald.

Des Vollmonds märchenhafter Schein
Flirrt auf den hartgefror'nen Wegen,
Huscht über Dächer, ruht auf Stegen,
Schleicht sich in alle Augen ein.

Der Weiler liegt im Frost erstarrt.
Die Hunde, irr vor Kälte, heulen,
Am Kirchthurm flattern bang die Eulen,
Wenn stundenweis die Glocke schnarrt.

Das ist die hehre Winternacht,
Die mondbeglänzte, zauberschöne,
In der mit Eisesharfentöne
Die Welt durchweht geheime Pracht.

Karl M. Klob.



Aus dem Wiener Kunstleben.

Hofoper. Die Neu-Einstudirung der „Aïda" — wieder ein Mahler, beinahe schon ein Malheur — leidet an Phlegma, das sogar bis auf die Tänze wirkt. Nicht viel kurzweiliger zeigten sich die beiden Gäste: Frl. v. Petru (Amneris) und Frl. Korb (Aïda), die erstere offizieller, die letztere verschämter Gast; Frl. v. Petru's Stimmmaterial (Alt) gewinnt einem, zumal in der Tiefe, Sympathien ab. Die Höhe hingegen ist verzweifelt zart. Auch besitzt sie einen allzugroßen Drang, zu handeln, selbst dort, wo es nicht erforderlich scheint. Frl. Korb wollte Fr. Sedlmair ersetzen, indeß verblieb es nur beim Willen. Im „Tannhäuser" gastete Hr. Stahlberg als Landgraf. Ein nicht unbedeutendes Material an Stimme, aber ohne Bildung und Durchbildung, oft genug zittrig, in der Höhe unerquicklich. An der Handlung nimmt er, scheint's, gar keinen Antheil. Fr. Förster-Lauterer als Venus schien von Zahnweh geplagt zu sein, so sentimentale Gesten machte sie. Reichmann, Winkelmann und Fr. Sedlmair brillirten wie gewöhnlich. Das Dirigentenpult hatte Hr. Walter inne. Er taktirte mit einem unglaublichen Unverständnis oder Mißverständnis dieser Musik, über die Wagner so klare und genaue Fingerzeige gegeben hat.

P.

Burgtheater. Ludwig Fulda — es ist der gleiche Fulda, von dem Bahr behauptet hat: man könne von keinem Teller im Berliner Thiergartenviertel essen, von dem nicht schon Fulda gegessen und auf keinem Sessel sitzen, auf dem nicht auch Fulda gesessen — also Ludwig Fulda ist ein ganz hübsches Formtalent, das die Gefälligkeit der Preßfreunde zu einem gar gewaltigen Dichter vor dem Herrn aufgeplustert hat. Er plaudert charmant, allerliebst, stunden- und aktelang, und wirft dazwischen mit der Rechten bunte Glaskugeln, die im Sonnenlichte wunderherrlich glitzern, in die Höhe, um sie mit der Linken graziös wieder aufzufangen. Dabei strömen und rauschen ihm gefällige Verse und Reime von den Lippen wie die Wasser, nachdem Mose auf den Felsen geschlagen. Man hört nicht ungern zu und läßt sich willig von dem Jordansquell umplätschern, schon der Abwechslung wegen, um die jammersälige theils eingeborene, theils angeschminkte Impotenz der zeitgenössischen Dramatiker auf ein paar Augenblicke zu vergessen. Aber wenn Herr Fulda zu Ende ist, endlich zu Ende ist! dann fühlt man erst, welch' einer Gefahr man sich leichtsinnigerweise ausgesetzt hat. 8 Tage hindurch allabendlich ein Stück von Fulda anzuhören und man ist reif für eine Anstalt für Schwachsinnige. Es liegt einem wie Blei in den Gliedern, so der Dichter mit seinen Darbietungen fertig ist; als wären wir im Sonnenbrande der Hundstage auf einer schattenlosen Heerstraße hingewandert. — „Die Zwillingsschwester", die Herr Schlenther in seiner unglaublichen — sagen wir: Güte sich aufschwatzen ließ, ändert am Eindruck, den die von Fulda bisher produzirten Wachsfigürchen auf den Hörer oder Leser ausüben, nicht das Mindeste. Eine vernachlässigte Frau gewinnt unter der Gestalt ihrer Zwillingsschwester die Liebe des Mannes wieder zurück. Das wird zu vier öden Akten versponnen, in denen die Leute gleichsam mit poetischen Seifenblasen sich vergnügen. — Die Darstellung war besser als es das langweilige Stück von Rechtswegen verdiente. Zumal Frl. Witt verstand es der nichtssagenden Frau Giuditta Antheilnahme zu erwerben. Was die Aufnahme anbelangt, so fehlte wahrlich nicht viel, zum edlen Gassenhauer:

Ist denn kein Stuhl da
Für meine Fulda?!

Roland Hammer.

Die Wiederaufnahme von Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn" brachte endlich einmal einen Abend, dessen man sich freuen konnte. Ueber Baumeister als Bankban brauche ich wohl nichts zu sagen, ist es ja, wie bekannt, eine der glänzendsten Leistungen des alten Kämpen seit einem Jahrzehnt. Fr. Bleibtreu (Gertrude) war seiner würdig, besonders in den Szenen mit Herzog Otto von Meran, den Reimers trefflich charakterisirte. Frl. Rabitow als Frau des Bankban fiel in mehr als einer Hinsicht ab. Schmidt (Graf Simon) und Gregori (Graf Peter) stellten ihren Mann. Herr Schlenther ist übrigens wieder einmal „litterarisch" gewesen. Er hat nämlich die verstaubte Schicksalstragödie „Der 24. Februar" von Zach.

Werner aufgeführt, freilich — nachdem ihm der akademische Verein ein Beispiel gegeben. Herr Schlenther muß ja fast immer „angeregt" werden. Er brachte also das Stück, das in der Kunst, tiefes Grausen zu erwecken, klassisch zu nennen ist. Wenn nun Herr Schlenther ansonst ein tüchtiger Direktor wäre, so könnte man Aufführungen von solchen Stücken ohne Tadel an und für sich vorübergehen lassen — einem Könner verzeiht man ja gerne Launen, Herr Schlenther hat aber mit einem Direktor überhaupt so ganz und gar nichts gemein, als höchstens den derzeitigen Titel. Er ist auch kein Könner. höchstens den Hofräthen Wetschl und Wlassack gegenüber — — darf man demnach die Darstellung des Werner'schen Stückes ungerügt lassen? Ich denke nicht. Das Burgtheater hat nach meiner unmaßgeblichen Meinung denn doch eine andere Aufgabe, als litterarische Kuriositäten aufs Tapet zu bringen. Da sieht man wieder einmal so recht die Ziel- und Planlosigkeit, mit der Herr Schlenther herumdirigirt. Hingegen haben die kritischen Minosse Unrecht, wenn sie das Stück mit der kritischen Lichtputzscheere zu Tode kneipen. Der „24. Februar" ist keineswegs ein Schund, wie die Neunmalgescheidten es darzustellen belieben, vielmehr ein in seiner Art klassisches Stück, das sein Entstehen keinem Geringeren, als Goethe verdankt nnd die Schicksalstragödien des Müllner, Raupach u. s. f. thurmhoch überragt. Die Personen in Werner's Stück sind Menschen, während die in Raupach's und Müllner's Dramen mit den „hiatusreichen Halbtrochäen" blanke Marionetten sind. Auch der Aufbau ist künstlerischer, oder besser, künstlerisch im Vergleiche zu den Werken der übrigen Schicksalstragiker. Und was künstlerisch ist, das hat ein Anrecht auf die Bühne, wenn es zu gleicher Zeit dramatischen Nerv besitzt. Es handelt sich nur darum, wer das Stück zur Aufführung bringt, ist es ein Direktor, der Thaten aufzählen kann, so sei ihm die Laune vergönnt — ist es aber Herr Schlenther, der wie ein „irrgewordener" Stundenzeiger auf dem Zifferblatte herumläuft, dann ist ein hartes Urtheil vollauf am Platze. Zuerst die Pflicht, dann die Laune. Stk.

Deutsches Volkstheater. Zu Nestroy's 100. Geburtstag hat der unvermeidliche Festspiel-„Dichter" Dr. v. Radler eine Gelegenheitsdichtung „Auf der Nestroy-Insel" zusammengeschrieben, manchmal launig, manchmal nicht, wie dies bei solchen Dingen der Fall zu sein pflegt. Dem „Festspiel" folgten zwei Nestroy-Stücke „Tritsch-Tratsch" und „Umsonst". In ersterem entwickelte Martinelli eine unheimliche Zungengeläufigkeit, in letzterem bemühte sich Tewele, grotesk-komisch zu sein, was ihm auch so ziemlich gelang. — Halbe's „Haus Rosenhagen" mit seiner unmöglichen Psychologie, seinen wunderlichen Irrlichtereien zwischen Symbolismus und Realismus fiel gründlich ab. Mit Recht — es war einfach zum Davonlaufen, schon weil man beliebte, Schauspieler in den Vordergrund zu stellen, die noch lange nicht flügge geworden sind. So die Herren Geisendörfer und Speiser, des Fräuleins Wallentin gar nicht zu gedenken! Vielleicht ergibt sich späterhin Gelegenheit, auf das Halbe'sche Drama des Eingehenderen zurückzukommen, natürlich nur der Kuriosität halber. — Zu Gunsten des Fondes für das Anzengruber-Denkmal hat eine Anzahl von hervorragenden Schauspielern, wie Tyrolt u. Lewinsky, im Vereine mit Darstellerinnen, wie Fr. Glöckner, Fr. Hohenfels und Fr. Martinelli, „Das vierte Gebot" zur Aufführung gebracht. Von Dr. Tyrolt als Drechslermeister Schalanter, wie von Fr. Glöckner (Josefa) braucht man nicht erst zu reden. Sie waren vorzüglich. Hingegen zirpte Fr. Hohenfels (Hedwig) im reinsten Burgtheaterton und Lewinsky gröhlte sein hohlstes Pathos als Wiener Hausherr. Kutschera und Tewele zeigten sich ungemein farblos. Von den Burgtheaterleuten that sich der einzige Korff (Martin) hervor durch Schlichtheit und innere Wärme. Falkenberg.

Stadttheater. „Der Schandfleck, Volksstück in 5 Bildern von Jora. Anzengruber's Roman „Der Schandfleck" in ein Drama umzugießen, ohne daß die Charakteristik der Personen und der Gang der Geschehnisse darunter erheblich leiden würden, ist eine Arbeit, die dem Kompilationstalente des Herrn (oder Frau oder Frl.?) Jora nicht zugemuthet werden darf. Der Neigung, die allgemach zwischen dem „Schandfleck", d. i. dem einem Ehebruche entsprossenen Kinde und dem Hahnrei-Vater keimt und emporwächst, in ihrem Werden liebevoll zu folgen, sie plastisch darzustellen, kann sich wohl der Epiker, nicht aber der Dramatiker vergönnen. Gleiches gilt von der Liebe beider Halbgeschwister zu einander. Der Dramatiker muß nothgedrungen die Grundabsicht des Dichters fallen lassen, da es ihm zur Durchführung an den erforderlichen Ausdrucksmitteln, wie auch an Zeit gebricht. So bleibt denn die nackte und ziemlich magere Fabel des Romans zurück, die nur geringen künstlerischen Antheil erweckt. Der (die?) Bearbeiter(in) wollte jedoch das Fundament auf dem der Roman ruht, nicht ganz

unbenützt lassen und so führt er (sie?) denn im ersten „Bilde" den „Schandfleck" in Steckkissen und Wickelband vor, läßt sodann 16 Jahre im Zwischenakte verschwinden und kommt dann glücklich auf die nackte Fabel. Was die Durchführung anbelangt, so muß sie wohl gut sein — ist sie doch mittelbar von Anzengruber, d. h. der (die) Bearbeiter(in) hat die Wechselreden fast ohne Aenderung (was übrigens nur von Vortheil war) herübergenommen, wobei besonders die rührenden Momente den Vorzug erhielten. Daß dramatisches Leben, Steigerung u. s. w. vorhanden ist, versteht sich von selbst, zumal doch schon der Roman an und für sich, wie fast Alles von Anzengruber, einen starken dramatischen Pulsschlag aufweist. Daß der Schluß des Romans nicht beibehalten wurde, ist wohl nur der allgemein überhandnehmenden lächerlichen Scheu der Dramatiker zuzuschreiben, dem Publikum irgendwie nahezutreten. Man darf den Zuhörern das Nachtmahl nicht verderben. Das ist wenigstens ein Grund, wenn auch just kein plausibler — völlig grundlos hingegen ist die Abänderung der Erzählung vom Tode der Mutter Burgerl's. Dort (im Roman) stirbt sie an einem Herzschlage zur Nachtzeit im Walde, was auf das allein anwesende Kind von einer furchtbaren Wirkung ist, deren Folgen epileptische Anfälle sind — hier (im Volksstück) vagabundirt sie mit ihrem Liebhaber bei Nacht im Walde und läßt die Kleine allein, was die gleiche Krankheit hervorruft. Ebenso banalisirt und überdies seiner sittlichen Weihe entkleidet, erscheint der Tod Florian's. Warum Burgerl's wunderfeine Charakteristik, die Anzengruber offenbar mit besonderer Liebe aufführt, plump, wie mit einer Bärentatze, verwischt wurde, läßt sich ebensowenig ermitteln. Ueber den Werth des Stückes kann man in gerechtem Zweifel sein, über die Darstellung jedoch keineswegs. An erster Stelle sei Hr. Pohler erwähnt, dessen Reindorfer von der ausgezeichneten Kunst zu charakterisiren, die diesem Schauspieler eignet, vollwerthiges Zeugnis ablegte. Frl. Hoheneck als Lene war seine würdige Partnerin und bewies, daß ihr Talent im Aufsteigen begriffen ist. War sie im „Eigenthum" (v. Madjera) oft genug ein recht unglaubliches Bauernmädchen, so spielte sie hier ebenso natürlich wie charakteristisch. Hr. Benke (Grashofbauer) zeigte sich von einer neuen, und (wie mir scheint) angenehmeren Seite. Seine etwas klobige Art zu sprechen paßt zu dergleichen Rollen vorzüglich. Die „Melzer Seferl" wurde von Fr. Lanius gut gekennzeichnet. Mit den kleineren Rollen hatten Fr. Lieberzeit (Oberdirn Nani), Fr. v. Rettich-Pirk (Reindorfer's Weib), Hr. Bauer (Steffl) und Hr. Schmidt (der junge Reindorfer) Glück, die kleine Hermann als Burgerl nicht zu vergessen. — Zum Schluß noch eine Bemerkung allgemeinen Inhalts. Wie nun feststeht, ist das Stück von K. Gründorf, dem Vormund der Kinder des Anzengruber, mit der Andeutung, daß ein Mitglied des Kaiserhauses dessen Verfasser sei, dem Stadttheater übergeben worden. Herr Gründorf erhielt die Handschrift von einer Gräfin Bubna-Littitz, der Schwiegermutter des Felix Dörmann. Da die nun folgenden Vorgänge, wie sie die Tagesblätter in ihrer Sensationsgier bereits mehrfach breitgetreten haben, höchst verdächtig sind, so wird es angezeigt sein, die Angelegenheit schärfer zu beobachten und auf **völliger** Aufhellung des mystischen Halbdunkels zu bestehen. Ob das Stück von einem Mitgliede des kaiserlichen Hauses herrührt oder nicht, ist völlig gleichgiltig — werthvoller wird es dadurch keineswegs, es handelt sich lediglich darum, festzustellen, ob unter der Maske des „Jora" nicht am Ende doch Hr. Dörmann steckt, der auf diese Weise nach Tantièmen angelt, wogegen ganz entschieden Verwahrung eingelegt werden müßte. Das Stadttheater darf nicht auch in die Fänge der Lämmergeier gerathen. Uebrigens ist die ganze Sache überaus kennzeichnend für die Verluderung der Verhältnisse. Mit so groben Mitteln muß gearbeitet werden, um ein Stück unter Dach und Fach zu bringen und ihm Erfolg zu verschaffen, denn daß es erzherzoglicher Abkunft wäre, ist wohl nicht schwindelfrei. Warum nicht gleich von königlicher, z. B. von Vittorio Emanuele III.? U. A. w. g. Frau Gräfin! Stf.

Görner's neckisches Kindermärchen „Der daumenlange Hansel", sorgsam inszenirt und glänzend ausgestattet, erlebte eine fröhliche Auferstehung zur Freude der Kleinen und zum Vergnügen der Großen, mit vollem, ehrlichen Erfolg. Von den Mitwirkenden zeichnete sich die kleine Hermann als daumenlanger Hansel ganz besonders aus. Den kleinen Mimen standen die großen: Rakowitsch Brüngger, Lanius und Frolda wacker zur Seite.

Neuhaus.

Josefstädter Theater. Der Gedanke vom Doppelgänger, der als Deckmantel der Seitensprünge erfunden wird, ist nicht neu; schon Calderon hat ihn in „Zwei Eisen im Feuer" mit Geist und Feinheit behandelt, derb-komischer haben ihn M. Hennequin und G. Duval zu einem dreiaktigen Schwank benützt. Die Wirkung wird noch dadurch verstärkt, daß der Erfinder seines zweiten Ich's ein Ehemann ist und eine militärische, strenge Schwiegermutter besitzt, der er seinerzeit das Leben gerettet

hat, die ihm auch höchst liebenswürdig entgegenkommt, hinterrücks aber mit der Gier eines Tigers nach einem Beweise seiner ehelichen Untreue lechzt. Dazu kommt noch eine Freundin seiner Frau, eine Enkelin Scribe's, deren Verstand durch Lesung der großväterlichen Werke geschärft und gegen die Männerschliche gewappnet ist. Barisard, der treulose Ehemann wird durch alle Gegenminen endlich ganz verwirrt und glaubt sein Doppelgänger existire wirklich; daß er sich gerade durch einen im Salon geführten Monolog verräth, ist bei seiner Schlauheit und Vorsicht allerdings unwahrscheinlich. Im Ganzen ist jedoch das Stück amüsant und witzig durchgeführt und würde noch gewinnen, wenn man ein paar gepfefferte und vollkommen überflüssige Späße, sowie etliche unglaublich stumpfsinnige Hanswursteleien streichen würde. Gespielt wurde vorzüglich; vor Allem von Dir. Jarno, der den frechen überlisteten Fuchs Barisard gab, dann von Hrn. Maran, der natürlich wieder der Dummkopf war; Frl. Frida Wagen spielte mit viel Anmuth die scharfsinnige Enkelin Scribe's, Fr. Pohl-Meiser entwickelte ihre ganze Schneidigkeit als Schwiegermutter und Oberstin und Hr. Sachs bewies endlich glänzend, daß er noch etwas Anderes kann, als den ewigen Liebhaber; er spielte den polternden alten Obersten, wenn auch mit Uebertreibung, so doch mit unwiderstehlicher Komik, auch Herrn Nerz's Théodore, der moderne Dichter mit langem Haar, matter Stimme, mattgrauem Teint, ebensolcher Weste und Chrysantheme war gut charakterisirt. Der Beifalls- und Lacherfolg war ein großer. Olga Stf.

Sezession. Sie ist ganz verschneit, wie es die Jahreszeit erheischt. In jedem Saal ein paar Schneebilder. Wir haben es eben fast nur mit Kunstwerken aus dem Norden zu thun; Schweden, Norweger, Finnen, Russen. Eine Ausnahme machen einige Schweizer Bilder und die Skulpturen, unter welchen ein paar prächtige kleine Gruppen von Szymanowski sind. Die Porträtbüsten und Plakette von Hermann Hahn lassen bezüglich Vertiefung und Feinheit der Charakteristik zu wünschen übrig, auch sein Christus ist ziemlich geist- und ausdruckslos. — Sehr wirkungsvoll macht sich die Dekoration des russischen Saales. Bei den meisten dieser gewerblichen Gegenstände: Kaminverkleidungen, Kästchen etc. spricht sich eine höchst originelle, barbarische Phantastik aus, die auch in den Kunstwerken spuckt, besonders bemerkbar macht sie sich bei dem verschnörkelten, himmelblauäugigen „Pan" von Michael Wrubel und der Gips-Fratze „Fée Carabosse" von Arth. Aubert. Die Landschaften sind alle eigenthümlich dämmerig, flüchtig, skizzenhaft. Beim Sibirien-Panneau und den Polarlandschaften von Konst. Korowine sind die Motive bis zu den einfachsten Linien reduzirt und mit ein paar matten Tönen aufgefärbt und gerade diese Einfachheit wirkt stimmungsvoll und erweckt einen Begriff von den kahlen, öden Gegenden. Recht gut sind ein paar Schneebilder von Wilhelm Purwit, welchen aber Ark. Ryloff noch übertrifft, besonders bezüglich der Charakteristik und des eingehenden Studiums der bei den Russen so beliebten Dämmertöne. J. Kalmykoff's Nach der „Parade in Moskau" ist perspektivisch recht wohl gerathen, die Menschenmenge aber sollte doch etwas weniger formlose Masse sein. Konst. Somoff unternimmt einen Ausflug ins Romantische, den er sich hätte ersparen können. Solchen unglaublichen alterthümlich-trübseligen Menschenkindern in abenteuerlichen Landschaften haben wir oft genug das Misvergnügen auf modernen Bucheinbänden zu begegnen (siehe Prévost, „Jardin secret" etc.). Wie natürlich und gemüthlich ist dagegen Pasternak's „Bei der Lampe" mit den hübschen warmen Tönen der Abendbeleuchtung. — Unter den Schweden zeichnet sich besonders Fjaestad durch seine intensive Naturempfindung aus. Wie einfach und doch wie lebensvoll stehen diese Landschaften vor uns! Ihm zunächst kommt Bruno Liljefords mit der „Auerhenne" und dem einer Momentaufnahme gleichenden „Eidervögelstrich". Es ist fraglich, ob sich auf einem Bilde nur ein Augenblick festhalten läßt oder deren mehrere, rasch aufeinanderfolgende. Liljefords scheint für das letztere zu sein, denn er versucht, nicht ohne Erfolg, die Flugbewegung der Vögel durch ein Verschwimmen und Zerflattern von Form und Farbe wiederzugeben. „Wolke" vom Prinzen Eugen von Schweden ist recht gut in der Farbe, die Büsche unten aber zu weich und verschwommen. Der Porträtist Karl Wilhelmson malt zu grau; in der Zeichnung huldigt er jener, schon bei den alten deutschen Meistern so gepriesenen Ehrlichkeit, mit welcher er sklavisch die von der Natur gegebene Form nachbildet, ohne etwas von eigener künstlerischer Auffassung hinzuzuthun; es fällt demgemäß ziemlich hölzern aus. Von gewollter, übertriebener Naivität ist der Schweizer Hodler. Die Idee beim Bilde „Der Auserwählte" ist ja recht gut, daß die Engel gerade zu dem harmlosen Kinde kommen, welches sein kleines Gärtchen aus ein paar Steinen und Blumen aufgebaut hat; aber ich glaube, selbst dieser unschuldige Knabe wird sich die Engel nicht wie lange, schnurgerade blaue Kegel vorstellen, die ihn in gleichen Distanzen von einander, schön

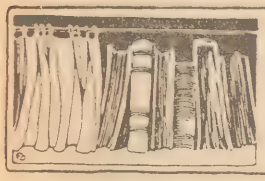
symmetrisch, umgeben. Noch ärger ist Hodler's „Frühling". Dem gelb und roth gescheckten Knaben sträubt sich das Haar, wahrscheinlich aus Entzücken über den Frühling, und das Mädchen sitzt dabei, in einem Gewand, welches dem Faltenwurf nach aus hartem Papier sein dürfte. Dieselbe absichtliche Steifheit und Kindlichkeit nur etwas abgeschwächt, zeichnet die andern Schweizer Künstler Cuno Amiet und Alex. Perrier aus. Unter den norwegischen Gemälden stechen Christ. Krogh's klare und ausdrucksvolle Genrebilder vortheilhaft ab gegen Ed. Munch's Karrikaturen, wie auch gegen die ziemlich unruhigen Porträts von Erich Werenskiold. Den reinsten, künstlerischen Genuß bieten uns die Finnen; vor Allem Axel Gallén. Sein „Imatra im Winter" sowie die Porträts, sind prächtig aufgefaßt, voll Leben, voll Frische. Bei den Bildern zur Dichtung Kalewala verletzen die steifen Linien; es macht den Eindruck, als betrachte er die Sage wie eine Art Versteinerung des Ereignisses, das demgemäß auch im Bild verändert, härter, einfacher, als in der Natur dargestellt werden müßte. So malt er bei dem allerdings im Totenreich spielenden „Die Mutter Lemminkainens" die Sonnenstrahlen, die Blumen, das Haar, alles Weiche Duftige in harten, parallelen Linien. Wo er aber seine Phantasie mit Natürlichkeit vereint, entsteht ein bedeutendes Kunstwerk, an dem man seine Freude haben kann; ein solches ist „Ilmarinen schmiedet Sampo"; unvergleichlich gut sind die feinen bräunlichen und zart blauen Töne des Rauchs, das Leuchten der Gluth und des Feuers getroffen. Doch auch die andern finnischen Künstler haben ganz prächtige Leistungen aufzuweisen; hiezu gehören namentlich Edelfelt's Arbeiterbild „In den äußersten Scheeren", Helmi Biese's treffliche Schneelandschaft, Gebhard's hübsches, verlassenes Mädchen, und Jaernfelt's Herbstlandschaft. All' das zeigt tüchtiges ehrliches Können, gesunde frische Natürlichkeit. Pekka Halonen's Wegbauer wären nicht schlecht, nur fehlt's ihnen an Plastik. — Aus der im Ganzen künstlerisch so wohlthuenden Athmosphäre des finnischen Saales kommt man zu Jan Toorop. Warum ist nur ein Bild, nicht der ganze Saal „Garten der Leiden" betitelt? Denn es thut weh, zu sehen, wie ein phantasiebegabter Künstler so ganz vom Häßlichkeitsteufel besessen ist; besagter Teufel spornt ihn an, seine unmotivirten Schlangenlinien über die Leinwand zu schwingen, wie eine Narrenpritsche zur Geißelung der Wahrheit und Schönheit. Er flößt ihm den Gedanken ein, kleine runde Patzen von den unsinnigsten Farben nebeneinander zu kleckien. Kurzum, was nur in Originalitätswuth einem Künstler Närrisches einfallen kann, hat in Toorop's Kopf Wurzel gefaßt, Blüthen und Früchte getrieben, deren Genuß unsere Phantasie mit dem Gift der Häßlichkeit und des Unsinns erfüllt. Er soll übrigens ein guter Märchendichter sein, möchte er doch endgiltig den Pinsel mit der Feder vertauschen! O. Landolt.

Berliner Theater. Der rothe Hahn. (Deutsches Theater). Die Erstaufführung von Gerhard Hauptmann's Tragikomödie erfüllte keine Erwartungen. „Der rothe Hahn" sollte eine Fortsetzung der trefflichen Diebskomödie „Der Biberpelz" sein, so verkündete es wenigstens schon vor einem halben Jahre die Presse. Das neue Werk ist aber leider keine Fortsetzung geworden, sondern lediglich eine neue Verausgabung des alten Stoffes, der es aber an Kraft der Gestaltung bedeutend fehlt. Nur ab und zu erkennt man den schlesischen Dichter wieder. In der Gerichtsverhandlung, welche der Amtsvorsteher Baron von Wehrhahn in gewohnter Weise, d. h. mit einer ebensolchen Beschränktheit wie im „Biberpelze" leitet, verspürt man etwas vom alten Hauptmann, der in dem adeligen Bureaukraten eine wirkungsvolle Satire auf preußisches Beamten- und Reservelieutenantsthum zeichnet. Nach diesem Akte wurde der anwesende Verfasser auch lebhaft gerufen. Seine zahlreich versammelte Gemeinde vermochte es jedoch nicht, ein ziemlich heftiges Zischen am Ende des Stückes durch harte Händearbeit zu übertäuben.

Selbstverständlich war das ganze litterarische Berlin im Foyer zu treffen. Auch auswärtige Theatervorstände waren zu sehen. So Graf Seebach aus Dresden, Dr. Loewe aus Breslau und die Herren Stollberg und Schmederer vom Münchner Schauspielhaus. Neben Herrn Brahm hatte sich ein Gast aus der schönen Kaiserstadt niedergelassen — Dr. Paul Schlenther.

Wenn die verschiedenen Herren nur des „rothen Hahnes“ wegen nach Berlin gekommen sind, und, um für ihre Bühnen einen Schlager zu erwerben, so hätten sie sich die Reise sparen können. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Gerhard Hauptmann trotz seines letzten offenkundigen Mißerfolges nicht doch der „geschickteste“ unter den modernen deutschen Dramatikern bleibt.

Berlin. W. Schöller.



Bücher-schau:

Goethe's Leben und Werke.

Von Ludwig Geiger. Einzeldruck aus „Goethe's Leben und Werke“. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Leipzig, Max Hesse's Verlag.

Die vorliegende Arbeit Ludwig Geiger's, eines unserer besten Kenner deutschen Geisteslebens, besonders im 18. Jahrhundert, entspricht durchaus ihrem Zweck, als Einleitung und Einführung in das Verständniß von Goethe's Lebenswerk zu dienen. Sie ist gleich weit entfernt von kritiklosem Enthusiasmus, wie von trockener, herzloser Büchergelehrsamkeit. Sie ist geeignet zum Studium und Genuß Goethe's anzuregen und ihr Benützen darin wesentlich zu fördern; darum ist die Separatausgabe aufrichtig und freudig zu begrüßen. Geiger theilt seinen Stoff in 9 Kapitel: 1. Leben. 2. Politik. 3. Religion. 4. Lyrik. 5. Kunst. 6. Dramen. 7. Episches, Erzählendes. 8. Geschichte. 9. Briefe, Gespräche, Tagebücher.

Das erste Kapitel ist ein Meisterstück der „Brachylogie“; auf knapp 36 Seiten wird alles Wichtigste dieses hochbedeutenden, langen, thatenreichen Lebens zusammengedrängt. Natürlich finden sich in den folgenden Kapiteln noch mancherlei Notizen, die ebensogut in diesem ersten hätten stehen können, an jenen Stellen aber nach der einmal gewählten Einleitung stehen mußten.

Mit Recht ist der vollen und gerechtigen Würdigung der Frau des Dichters, Christiane von Goethe, geborene Vulpius, ein verhältnismäßig breiter Raum eingeräumt worden. (Man vergleiche die ebenso liebenswürdige wie tapfere Monographie: „Christiane von Goethe“, von C. W. Emma Brauns, Leipzig, bei W. Friederich, 1888).

Daran knüpfe ich eine Bemerkung, die sich auf die von Geiger gegebene Charakteristik einer anderen Frau bezieht und im letzten Kapitel sich befindet:

Ob das Urtheil über Herder's Gattin: „halb Aspasia, halb Megäre“ nicht doch ein wenig zu schroff ist, wage ich nicht, einem so guten Kenner gegenüber, wie Geiger es ist, bestimmt zu behaupten, doch möcht' ich wohl gerne wissen, auf welche Quellen er sich dabei stützt.

Höchst interessant und instruktiv sind die Kapitel 2, 3, 5 und 8, d. h. die über Politik, Religion, Kunst und Geschichte.

Treffend wird Goethe gegen den Vorwurf absoluter politischer Indifferenz vertheidigt in Kapitel 2:

„Es gehört zu den vielen umlaufenden Mißverständnissen, daß Goethe für Politik überhaupt kein Organ besessen und in der Religion kühl und gleichgiltig geurtheilt hat“ (lies: habe).

Daß weder Demokraten und Sozialisten, noch reaktionäre Aristokraten Goethe als den Ihrigen in Anspruch nehmen können, versteht sich für jeden Denkenden von selbst, da ja politische Anschauungen und Parteiungen unserer Tage sich auf Goethe's Lebenszeit absolut nicht übertragen lassen.

Die Abneigung gegen die französische Revolution erklärt Geiger sehr treffend aus dem Umstande, daß Goethe „mit der ganzen Verruchtheit des ancien régime nicht vertraut war und eine Veränderung auf friedlichem Wege für möglich, eine Revolution von oben (Napoleon I.) für geeigneter und dauernder hielt."

Der Aristokratismus Goethe's, wie ihn Geiger faßt und darstellt, dürfte wohl das Rechte treffen. Vaterländisches Fühlen ihm abzusprechen, weil er die Teutschtümelei und den schellenlauten Maulpatriotismus ablehnte, hält Geiger für falsch. Dagegen meint er, nicht mit Recht sähen viele in dem Epimenides-Bekenntnis*) eine Art Abbitte Goethe's an die Nation, weil er vor der Napoleonischen Schreckenszeit sich zu den Rosengärten von Schiras geflüchtet habe. Einen Beweis bringt Geiger nicht bei dafür, daß er „mit Recht" diesen Zug von Größe dem Dichter absprechen zu sollen glaubt.

Für die „Pandora" weiß ja auch Geiger die Erklärung zu finden, daß Goethe durch dieses „Lichtbild idealer Zustände seinem bedrückten und entmuthigten Volke hoffnungsfreudigen Ausblick in die Zukunft gewähre."

Daß Goethe's „Religion" keine konfessionelle gewesen ist, kann wohl heute so ziemlich als allgemein anerkannt werden; seine Religiosität steht aber ebenso außer Frage, wie seine Wandelungen vom prometheischen Jugendtrotz zu der Annahme seines Alters, daß „das Christenthum des Wortes und Glaubens sich immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und der That entwickeln werde."

Weder Freidenker im landläufigen Sinne des Wortes war er, noch weniger aber können Kirchen- und Katechismusschriften den „dezidirten Nichtchristen" für sich in Anspruch nehmen.

Mein „ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich erreichen kann", war nach dieser Richtung seiner Erwägungen und Erfahrungen letzter Schluß. Die „beweglichsten, herzergreifendsten, wahrhaft begeisterten religiösen Reden", in die Goethe im Fieber bei einer schweren Krankheit (1800) ausbrach und die man von gewisser Seite so gern als Widerspruch antichristlicher Anschauungen fruktifiziren möchte, kennzeichnet Geiger mit Entschiedenheit als „Zeichen physischer und geistiger Schwäche" in Folge der Krankheit.

Außerordentlich gehaltvoll sind die 15 Seiten des Kapitels Kunst (5), das sich mit Ehren sehen lassen darf, neben ganzen Büchern, die das Verhältnis Goethe's zur Kunst behandeln, wie etwa das von Vollbehr.

Auch das 8. Kapitel zeichnet Goethe's von unserer heutigen Auffassung wesentlich abweichende Stellung zur Geschichte nach meiner Ansicht vollkommen richtig. Zum Theil in diesem 8., zum anderen Theil im 9. Kapitel kommen solche Dinge zur Sprache, die man in ein Kapitel: „Goethe's Verhältnis zur Wissenschaft" hätte zusammenstellen können.

Vortrefflich und höchst beachtenswert ist der Hinweis auf die weit über den Titel des Buches hinausragende Bedeutung der „Geschichte der Farbenlehre", in der schon Schiller „viele bedeutende Grundzüge einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens" erkannte. Einer der größten Naturforscher (warum wird er nicht genannt?), bezeichnete das Goethe'sche Buch als eine „Geschichte des Geistes in der Naturbetrachtung". Bekannt ist übrigens A. v. Humboldt's Wort,

*) Dreiundzwanzigster Auftritt:

Wie selig Euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschlief,
Ihr könnt's an den Ruinen lesen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief.
Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit Euch zu leiden, war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den Ihr empfunden,
Seid Ihr auch größer als ich bin.

daß Goethe (auch von Chamisso sagt er es) auf dem Gebiet der Naturwissenschaften das Höchste erreicht haben würde, wenn er sich auf sie hätte beschränken wollen.

Die tiefsinnige Erklärung, warum die Ueberschrift der Goethe'schen Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" lauten muß, nicht, wie sie seit 1887 regelmäßig in den Ausgaben lautet: „Wahrheit und Dichtung" scheint mir zu tüftelig. Mir steht fest, daß Goethe's feines Ohr sich an dem Uebelklang: „Wahrheit und Dichtung" stieß und darum die umgekehrte Wortfolge vorzog.

Von den „Briefen, Gesprächen und Tagebüchern" sagt Geiger das gute Wort: „Sie sind eine notwendige Ergänzung der Werke und sie geben ferner oft wichtige Daten für die Entstehung mancher Gedichte . . . Daten, die nicht etwa, wie man fälschlich meint, bloß für den Forscher Bedeutung haben, sondern gerade den genießenden Leser, der sich nicht von einem beliebigen Kommentator, sondern von dem produzirenden Dichter selbst die Wege weisen lassen will, in dessen Werkstätte einführen und oft ein überraschendes Licht auf Dunkles und Unverstandenes werfen."

Hier ist wohl auch der Ort, ein Wort über die viel angefehdete „Goethe-Philologie" am Platze. Wer pflichtete nicht aus Herzensgrunde Vischers kostbarer Satire*) gegen die litterarische Kammerjägerei und pedantische Kleinigkeitskrämerei mancher Goetheerklärer bei? Aber sind nicht auch altklassische Autoren pedantischen Silbenstechern zum Opfer gefallen? Muß Philologie in Pedanterie ausarten? Hat echte und rechte philologische Behandlung, die Anwendung philologischer Methode, wie sie für Goethe's Jugendschriften Michael Bernays so genial geübt hat, nicht die schönsten Früchte gezeitigt? Ist es mit strengster Textkritik und gewissenhaftester Methodik unvereinbar, daß der Philolog auch den Hauch des Genius spürt, dessen Werk er wissenschaftlich erhascht? Wer mit dem Schreiber dieser Zeilen von Friedrich Ritschl Aristophanes erklären gehört hat, weiß das Gegentheil aus unvergeßlicher, erhebender Erfahrung!

Nicht die Anwendung philologischer Methode auf Goethe's Werke, sondern die Anwendung einer falschen, äußerlichen, handwerksmäßigen, geistlosen Afterphilologie ist tadelnswerth, jedem Autor gegenüber, also auch Goethe gegenüber! (Diese allein will auch meine kleine Skizze: Das Goethe-Bonbon, „Neue Bahnen", Heft 17 treffen.)

Wer freilich etwa auf dem bezüglich der Sprachwissenschaft fast nihilistischen Standpunkt des interessanten Plauderers Fritz Mauthner steht, der wird schließlich meinen, daß ihm alle Philologie gestohlen werden kann!

„Gerade in den Briefen findet der Sprachforscher das umfänglichste Material zum Studiren von Goethes Sprachentwicklung," bemerkt Geiger sehr richtig. Dann ist Goethe-Philologie zugleich deutsche Sprachforschung, wie sie am genialsten mein alter Lehrer Rudolf Hildebrand bethätigt hat.

Schließlich fasse ich mein Urtheil über Geiger's Arbeit zusammen in die Erklärung: die Goethe-Litteratur und die Goethe-Philologie im guten, ehrenden Sinne des Wortes ist um ein handliches, schönes und brauchbares Werkzeug reicher geworden!

Leipzig. Manfred Wittich.

Harald Arjuna. Die zehn Gebote des Germanen (Braunschweig Friedr. Vieweg und Sohn 1901.)

Der in deutschvölkischen Kreisen rühmlichst bekannte Verfasser gibt auf zwei Seiten eine Zusammenfassung all der Lebensvorschriften, die dem Germanen nothwendig und nützlich sind und erwirbt sich zumeist unsere Zustimmung und Anerkennung. „Deutscher Rede Klang — deutscher Gedanken Gang — deutscher Töne Gesang — muß gehen die Welt entlang" — wer würde da nicht freudig einstimmen? Anders verhält es sich jedoch, wenn der Verfasser sagt: „Alles Gute kommt von Gott, alles Schlechte von Dir selbst. Du bist in die Verhältnisse hineingeboren, die Du verdienst. Trauere daher nicht unnütz um Dein Los!" Solche Behauptungen

*) Goethe's Faust III. Theil von Deutobold Symbolizetti Allegorowitsch Mystifizinsky, 4 Aufl. 1899.

scheinen uns ganz und gar unrichtig; durch welches Verbrechen hat denn ein armes Proletarierkind die elenden Verhältnisse verdient, in welche es hineingeboren wird? Jedenfalls aber ist der von Arjuna aufgestellte Satz nicht unbedingt wahr und gehört deshalb nicht unter die „Gebote". Etwas merkwürdig berührt das Gebot: „Siehe in jedem Weibe deine Schwester!" Das heißt denn doch etwas allzuviel verlangt! Woher sollen denn dann die blauäugigen und blonden Germanenknaben kommen, auf denen die Zukunft unseres Volkes ruht? Der edle Geschlechtsgenuß, der nur durch gegenseitige Achtung der Liebenden, nicht aber durch unvernünftige Gesetze eingeschränkt werden soll, ist die Quelle der reinsten und reichsten Freuden und läßt uns in seinen Geheimnissen den Zusammenhang zwischen Mensch und Ewigkeit ahnen. Arjuna wird wohl kaum die Absicht gehabt haben, ihn zu verbieten; die stilistische Umarbeitung des 4. Gebotes erscheint deshalb nothwendig. Im Uebrigen sind wir mit dem Verfasser vollständig einverstanden und begrüßen die zehn Gebote des Germanen, die Jedem verständlich sind und Jeden veredeln müssen, auf das Herzlichste. Die Zeit allerdings, da sie den kleinen Katechismus verdrängen werden, liegt in nebelhafter Ferne. Hans Weber-Lutkow.

„Im Sonnenglanz." Gedichte von Anna Dix. (Leipzig und Dresden, E. Pierson's Verlag.)

Moderne Naturforscher und Aerzte haben dem weiblichen Geiste einfach die Konkurrenzfähigkeit mit dem männlichen abgesprochen. Es fehle dem weiblichen Geist vor Allem der Sinn für die weiten Perspektiven des Lebens. Spekulative Vernunft sei eine spezifisch männliche Gabe. Die vorliegenden Gedichte scheinen, gleich jenen der belle Grazie, Anna Ritter, Gabriele Reuter und anderen, in den letzten Jahren am litterarischen Himmel aufgetauchten ähnlichen Schöpfungen aus weiblicher Feder dazu geeignet, einem solchen Urtheil die absolute Giltigkeit zu rauben. Anna Dix stellt sich uns in ihren Gedichten als eine mit echter Dichtersensibität ausgestattete Natur dar, die in den scheinbar unbedeutenden Vorfällen des Lebens den tieferen Untergrund zu erfassen weiß. Sie begnügt sich nicht damit, der Schönheit dieser Welt ein Preislied zu singen, sie hat den Klängen der Weltseele gelauscht. Was diese sie gelehrt, das gibt sie uns in oft farbensatten Strophen wieder. Leider verirrt sich aber die Dichterin manchmal in ihren Gedankengängen und verfehlt die beabsichtigte Wirkung, wird wohl auch ganz unverständlich. Gedankenlyrik ist sehr häufig ebenso das Produkt einer intuitiven Stimmung, wie jede andere Lyrik. Aber man darf der Eingebung der Minute nicht allzu blindlings trauen. — Im vorliegenden Bändchen wirkt Anna Dix' im Großen und Ganzen gesunde Lyrik mehr ermüdend als erquickend für Geist und Gefühl. Auch ist die Dichterin von der Krankheit unserer Zeit, der Originalitätssucht nicht ganz frei. Denn wenn sie uns auch zum größeren Theil in ihren Gedichten einen Blick in eine befreite, sich selbst und der Welt bewußte Seele eröffnet, so macht sie zuweilen wieder den Versuch, Alltagsnichtigkeit für die poetische Ausbeutung dadurch zu gewinnen, daß sie diese in gesucht-eigenartigen Formen anspruchsvoll auftreten läßt. Anna Dix sieht eben die Dinge mit eigenen Augen: fast immer „im Sonnenglanz."

Wien. Karl M. Klob.

Scheffellitteratur. Jubiläums-Jahrbuch des Scheffelbundes für 1900. Geleitet von Oskar Pach. Verlag des Scheffelbundes, Schwetzingen und Wien.

Josef Viktor von Scheffel und seine Familie. Nach Briefen und mündlichen Mittheilungen von Louise von Kobell. Verlag: der gleiche.

Der Scheffelbund blickt auf ein zehnjähriges Bestehen zurück. Angefeindet und verfolgt mit Neid und Haß, wie Alles, was heutzutage eine ehrliche Physiognomie hat, ist es ihm dennoch gelungen, festen Fuß zu fassen und mit Befriedigung darf er heute seine Thätigkeit und die mit jedem Jahre wachsenden Erfolge überschauen. Zweck und Ziele des Bundes — Pflege der Scheffel-Erinnerungen und Förderung neuerer Dichter — setze ich als bekannt voraus. Der Jubiläumsband enthält neben zahlreichen interessanten Beiträgen zur Scheffelforschung portraitgeschmückte Aufsätze über verdiente Bundesgenossen und neuere Dichter, darunter den leider allzufrüh ins Schattenreich gestiegenen Karl Maria Heidt, Hermann Hango u. A. m. Den Schluß bilden poetische Beiträge, unter denen die Prosaskizzen „Das alte Hasi" von Heinrich von Schullern und „Staub" von Clara Forstenheim besonders hervorragen. Bliebe mir nur noch übrig, dem Band recht viele Leser und dem Bund neue Freunde zu wünschen, der den Wahlspruch: „Nicht rasten und nicht rosten!" auf sein Banner geschrieben hat. — Louise von Kobell's Buch könnte man auch „ein Menschen- und Dichterleben in Freundesbriefen" nennen; man kommt sich vor, als säße man vor dem Kinematographen und säh die einzelnen Phasen der Persönlichkeit des Dichters vor seinen Augen vorüberziehen. Bild reiht sich an Bild, Eindruck an Eindruck, Theile fügen sich zum Ganzen und das Ganze nimmt plastische Gestalt an. Und wenn der letzte Brief der Gestalt die Weihe der Vollendung

verliehen hat, dann muß man die Worte darunter setzen: „Josef Viktor v. Scheffel". — Die Briefe sind an August v. Eisenhart und Louise v. Kobell gerichtet. Die feinsinnige Gattin des treuen Scheffelfreundes hat sich durch die Herausgabe der Briefe und Erinnerungen den Dank aller Gebildeten gesichert.

Zürich. Emil Uellenberg.

Die internationalen Schiedsrichter. Das völlige Versagen der übrigens gar nicht ernst gemeinten Friedensbewegung kann nichts besser kennzeichnen, als die kürzlich ausgegebene Erklärung des „Verwaltungsrathes (schon dieser Titel reizt zur Satire) des Schiedsgerichtshofes für Staaten," der — wie Freiherr v. Pirquet (als Präsident der österr. Gruppe) mit Genugthuung hervorhebt: „Dank der Initiative Sr. Majestät des Kaisers von Rußland gegründet worden ist." Bemeldeter Verwaltungsrath der Friedensgesellschaft (G. m. b. H.) hat sich nämlich für inkompetent erklärt, dem Antrage der Buren, betreffend eine Intervention in der südafrikanischen Frage stattzugeben. Also er ist inkompetent, der verehrliche Verwaltungsrath — ja, wer ist denn dann kompetent, wenn es die Leute nicht sein wollen, denen das Herumpritscheln und -prantschen im Spülicht des ewigen Friedens zu einer Lebensbedingung geworden ist?! Wozu sind sie wohl sonst kompetent? Um Konferenzen und dabei Bankette zu halten, großmächtige Reden abzuhaspeln und recht großmäulig aufzutreten? Wenn es aber gilt, für ihre Ideen praktisch zu wirken — dann erklärt sich der hohe Verwaltungsrath für . . . inkompetent. Das liebliche Friedensgetute aus dem Haag hat wohl nur ein ganz geringfügiger Bruchtheil der Menschen ernst genommen — nun zeigt sich's klar, daß die erdrückende Mehrheit Recht gehabt hat. Die Schiedsgerichterei ist Holler, nichts als unverfälschter Holler. — Gleichzeitig mit einem Brief des erwähnten „Präsidenten der österr. Gruppe" besagten Hollers wird bekanntgegeben, daß auf dessen Ersuchen an unseren Ministerpräsidenten um einen Geldbeitrag (! also auch Schnorrer!) Hr. Koerber Folgendes geantwortet habe: „Zur Bedeckung der Kosten dieser Konferenz (die Herren wollen wieder einmal kompetent sein und zwar diesmal in Wien), wird aus Staatsmitteln der Betrag von 40.000 Kronen zur Verfügung gestellt." — Sieh' da! 40.000 Kronen aus Staatsmitteln wirft der Herr Minister mir nichts dir nichts zum Fenster heraus! (Die nächste Umdrehung der Steuerschraube bringt es ja wieder ein!) Für nichts und wieder nichts — auf eine Konferenz, von der Niemand etwas zu hoffen hat (haben die Herren doch schon 13mal konferirt, ohne etwas Ersprießliches auszuspintisiren). Gälte es ein künstlerisches Unternehmen zu fördern, würde Herr Koerber den Staatsfäckel mit beiden Händen zuhalten. Daß er dem Burenkomité aus seinen Privatmitteln eine Kleinigkeit gespendet hätte, davon hat man auch nichts gehört. Aber der österr. Gruppe für eine ebenso zwecklose, als kostspielige „Konferenz" der inkompetenten Schiedsrichter 40.000 Kronen zu beschaffen, dazu ist der Minister sofort zu haben. Weiß Hr. Körber denn nicht, daß jährlich so und so viele Bauernhöfe infolge exekutiver Steuereintreibung „auf die Trommel" kommen? Und daß die Steuerträger gewiß nicht zu dem Zwecke steuern, damit ein paar Friedensdusler auf Regimentsunkosten bankettiren könnten?! Wie kann ein verantwortlicher Minister so unverantwortlich . . . handeln?! U. A. w. g.!

Der Marsthans.

Von JHM. Nulla dies sine linea — kein Tag ohne Rede oder wenigstens redenswürdige That. ER rastet und rostet nicht. Gelegentlich des Besuchs von Seite Kaiser Nikolaus' erließ ER am Bord des „Varjak" eine Kabinetsordre, wonach die deutschen Seeoffiziere in gleicher Weise wie die russischen den Dolch der Fähnriche zur See mit schwarzem Bandkoppel als Interimwaffe tragen sollen. — Heil dem deutschen Volke! Es kann beruhigt an seine Arbeit (des Zinsens und Steuerns) gehen, denn die deutschen Offiziere werden von nun den Dolch, wie die russischen mit schwarzem Bandkoppel tragen. Heil uns! Heil JHM! Ein welthistorischer Augenblick hat sich begeben, jenem vergleichbar, in welchem die Großmutter von Europa ihren irischen Regimentern huldvollst erlaubt hat, an der Mütze den Shamrock, das Kleeblatt zu tragen. Wahrhaftig, wir leben in einer großen Zeit! Igelmeier.

Herr von Körber hat nun offiziell den Staatsstreich angekündigt, wenn der genannte „Genesungsprozeß" des Parlamentes nicht raschere Fortschritte machen ollte wie bisher. Wir haben schon an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen, aß eine derartige Wendung der Dinge mit Freuden zu begrüßen wäre, leider aber t wenig Aussicht vorhanden, daß Herr von Körber seine Drohung verwirklichen ird, weil ihm die Macht dazu fehlt, oder besser gesagt, weil er nicht den Muth at, einen der Auswege, die aus diesem Wirrsale herausführen, zu betreten. Das ernünftigste wäre jedenfalls die Beibehaltung des Zentralparlaments jedoch auf rund eines vollständig geänderten Wahlrechtes. Dazu wird sich aber unser Herr inisterpräsident nicht entschließen, weil es ihm jene nur allzu einflußreichen Parteien cht erlauben, die von ihren Privilegien ihr parlamentarisches Dasein fristen und n Feuer des Nationalitätenhaders ihr Süppchen kochen. Es bleibt Herrn von örber somit nur noch der Verfassungsbruch übrig und zwar entweder im föderali= ischen oder im absolutistischen Sinne. An Stelle des Zentralparlaments die siebzehn andtage zu setzen, ist ein so absurder Gedanke, daß wohl an eine rein föderalistische erfassung nicht zu denken ist, ganz abgesehen von dem heftigen Widerstande, dem n derartiges Projekt bei den Deutschen begegnen würde. Es bleibt also noch der bsolutismus, aber damit hat es auch einen Hacken. Vorerst müßte unser Verhältnis t Ungarn auf andere gesetzliche Grundlagen gestellt werden und bei dem Versuche nnte es sehr leicht passiren, daß der Dualismus und mit ihm die berühmte, ängst= ch gehütete Großmachtstellung in Trümmer ginge. Schließlich wäre noch ein Ausweg öglich, nämlich: nationale Autonomie. Aber dagegen würden sich die meisten Völker äuben, namentlich die Tschechen und Polen, die an ihren bekannten historischen ndividualitäten mit so inniger Liebe hängen. Wie man sieht gibt es, Möglichkeiten r Lösung der österreichischen Frage genug, es gehört nur ein Mann dazu, der eine rselben ernsthaft ins Auge faßt und sein Ziel fest im Auge behält, unbekümmert n momentane Volks= und Fürstengunst.

Freidank.

Die vom Reichsrathsabgeordneten Berger und Genossen in Sachen er „Neuen Bahnen" gestellten Anfragen an den Justizminister mußten laummangels wegen zurückbleiben. **(Die Schriftl.)**

Wir erlauben uns mitzutheilen, daß mit heutigem Tage unser Mitarbeiter

Herr Karl A. Klob

den Verband der Schriftleitung eingetreten ist.

Die Schriftleitung.

Herausgeber und Verleger: **Ottokar Stauf von der March**, verantwortlicher Schriftleiter: **Hans Czermak**, beide in Wien.
Druck von Gustav Röttig in Oedenburg.

„Neue Bahnen"

Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben und geleitet von

Ottokar Stauf von der March.

Monatlich zwei Hefte (am 1. und 15.) in der Stärke von mindestens 2 Druckbogen (32 Seiten) in Lexikon-Oktav.

Beiträge von hervorragenden deutschen Schriftstellern.

Novellen, Gedichte, litterarische Studien, sociale Artikel, kritische Rundschau über die politischen Zeiterreignisse, Referate über fremdsprachliche Litteratur, Theaterberichte, Bücherbesprechungen, Feuilletons u. s. w.

Vierteljähriger Bezugspreis: K. 3 — Mk. 3 — Frcs. 4·—. Halbjährig: K. 6 — Mk. 6 — Frcs. 8. Ganzjährig: K. 12 — Mk. 12 — Frcs. 16.

Einzelne Hefte 60 Heller — 60 Pfennig — 80 Cntms.

Einschaltungen: Grundpreis: die 1mal gespaltene Millimeterzeile 25 Heller. Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß, Beilagen nach Uebereinkommen.

Probehefte durch jede Buchhandlung erhältlich. Ferne durch: Verwaltung der „Neuen Bahnen", Wien VIII/1, Wickenburggasse 5; Robert Weis, Zeitungs-Expedition, Wien, I. Wollzeile 15; H. Goldschmidt, Wien, I. Wollzeile 11, Verschleißstelle des „Scherer", Innsbruck, Museumstraße.

„Der Scherer"

Innsbruck-Leipzig.

Alldeutsches Kampfblatt für Freiheit in Kunst und Leben.

Ganzjährig Kr. 8 = Mk. 8.
Oesterreichische Postzeitungsliste 3493.
Deutsche Postzeitungsliste 6795.

Reicher Bilderschmuck von hervorragenden Künstlern.

Werthvolle Beiträge. Bücherschau. Kritik.

Probenummern kostenfrei.

Für jeden Theaterfreund von höchstem Interesse ist:

„Bühne und Welt"

Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik.

Monatlich erscheinen **zwei** reich illustrirte, circa 50 Seiten starke Hefte; Abonnementsgebühren pro Quartal (6 Hefte) **Mk. 3.—.**

!!! „Bühne und Welt" ist die vornehmste deutschsprachige Theater-Zeitschrift !!!

Verlangen Sie kostenlos Probenummer vom Verlag von „Bühne und Welt"

Berlin S 42. Otto Elsner.

„Deutsche Alpenzeitung"

München.

Verlag Kastner & Lossen

Königl. Hofbuchdruckerei

München, Finkenstrasse 2.

Telephon Nr. 1603.

Kein Alpinist, kein Freund der Natur versäume es, sich eine Probenummer der seit 1. Mai regelmäßig erscheinenden, groß angelegten „Deutschen Alpenzeitung" senden zu lassen.

Probenummern gratis und franko.

Das Abonnement kann mit jeder Nummer beginnen.

Auf Wunsch Nachsendung der erschienenen Nummern.

Anläßlich der General-Versammlung des D.-Oe. Alpenvereines in Meran ist eine prachtvoll ausgestattete Festschrift erschienen. Preis 50 Pf. excl. Porto.

Preis 30 Pf. excl. Porto. Erscheint wöchentlich.

97 · 7258

Von
Friedrich Werner v. Oesteren
sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Merlin. Epos. (Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin)

Wir. Satirische Fabeln mit Zeichnungen von Käthe Schönberger. (Verlag Karl Reißner, Leipzig.)

Werke
von
Emil UELLENBERG
erhältlich
durch alle Buchhandlungen.

Dornen und Rosen.
1896. Verlag E. Pierson Dresden.

Mitten im Leben.
1897. Verlag Ludwig Hamann, Leipzig.

Zum Strande der Seeligen
1901. Verlag E. Pierson Dresden.

Von Graf
Theodor Salburg-Falkenstein
sind bisher erschienen:

Ernst Freiherr. Epos 1894.
Buch der Phantasieen. Gedichte 1900.
(Verlag v. E. Pierson, Leipzig u. Dresden.)

alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dramen
von Josef Hafner
und Oskar Weilhart

Keine Sühne 1897.
Der Frauenkongreß 1898. (Verlag E. Pierson, Dresden.)
Die brotlose Kunst 1899. (Verlag G. H. Mayer, Berlin)
Das Märchen vom neuen Leben 1899.
Das neue Dorf 1901. (Oesterr. Verlagsanstalt.)

Von **Josef Hafner** ist früher erschienen:
Spiritismus oder Philosophie 1894.
Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft 1895
(Verlag W. Friedrich, Leipzig.)

Chocolat
SUCHARD
Pariser Weltausstellung 1900
!! Grand Prix !!
Höchste Auszeichnung!

Deutsche
Kunst- und Musik-Zeitung
mit musikalischen Beilagen.
Eigenth. u. Herausgeb.: Wiener Musik-Verlagsanst
Wien, I., Johannesgasse 19.
XVIII. Jahrgang. — Erscheint jeden 10. und 2
im Monat.
Bezugspreis: Ganzjährig K. 6. = Mk. 6. = Frcs. 1
Eine vornehm gehaltene musikalische Kunst
Zeitschrift von größten Interesse für Jeden der d
Verhältnisse und Lage der österreichischen Tonkun
und des allgemeinen Kunstlebens kennen lernen wil

Wäsche- und Sport-Specialitäte

anerkannt solidest
Ausführung u. Qu
lität beim Erzeug
F. Derbohlaw
Wien, IX. Pramergasse 2
Preislisten kostenfre